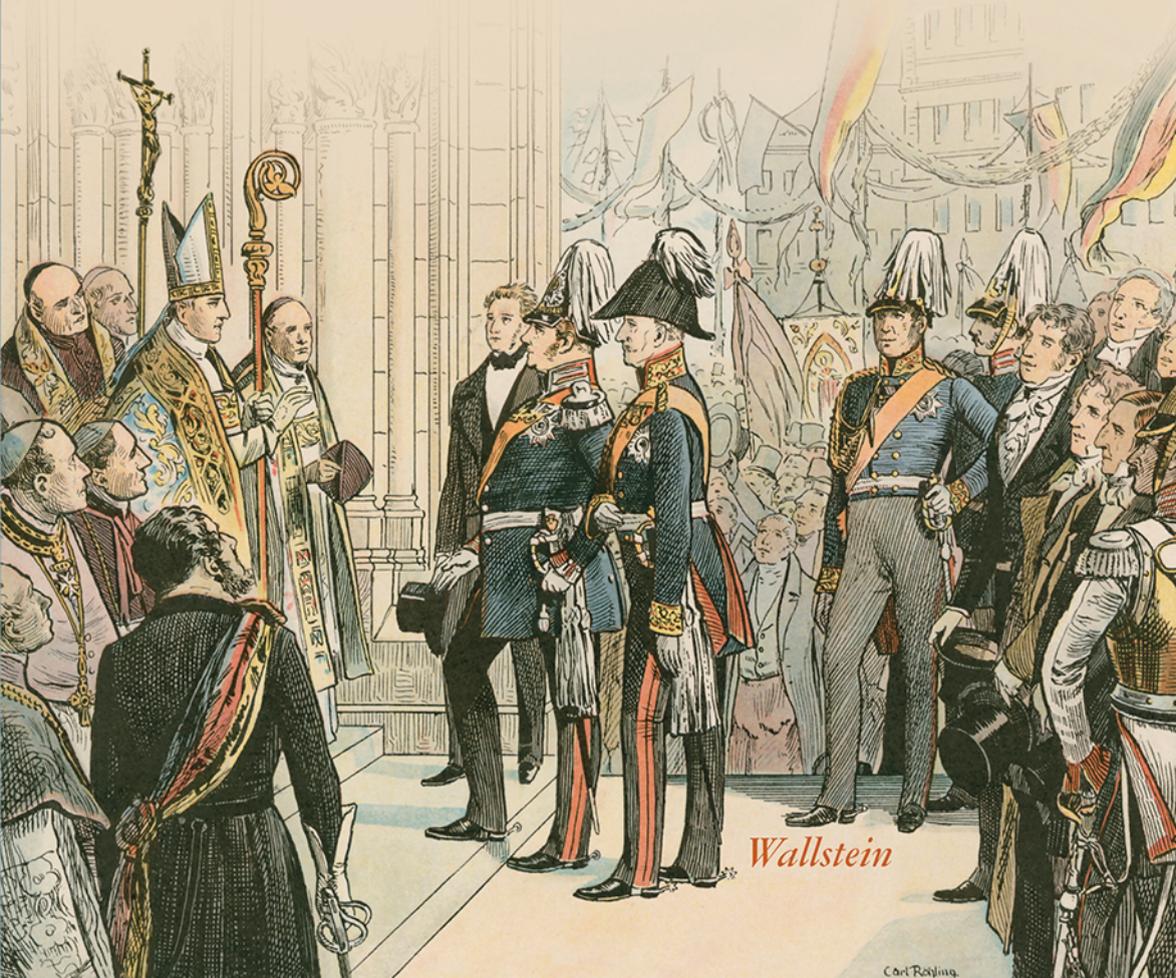


Nikolas van Essenberg

# Romantik im Spannungsfeld von Konfessionalisierung und Nationalisierung

Das Spätwerk *Joseph von Eichendorffs*  
1837–1857



*Wallstein*

Carl Reymig

Nikolas van Essenberg  
Romantik  
im Spannungsfeld von Konfessionalisierung  
und Nationalisierung



Nikolas van Essenberg

Romantik im Spannungsfeld  
von Konfessionalisierung  
und Nationalisierung

Das Spätwerk  
Joseph von Eichendorffs  
(1837–1857)



WALLSTEIN VERLAG

Der Druck wurde durch den Nachwuchsförderfonds der  
Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften und der  
Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften  
gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2022  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

DOI <https://doi.org/10.46500/83535256>  
Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Lizenz:  
CC BY-NC-ND 4.0



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das  
Originalmaterial der Open Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung  
von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen,  
jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das  
Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaber.

ISBN 978-3-8353-5256-8

# Inhalt

Vorbemerkung . . . . .	9
Einleitung . . . . .	13
A. Zwischen Preußen und Deutschland – Grundlagen . . . . .	49
I. Denkmal deutscher »Einheit und Eintracht«: Der Kölner Dom, der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. (1840-1858) und Eichendorffs <i>Aufforderung zur Teilnahme         am Berliner Verein für den Kölner Dombau</i> (1842) . . . . .	49
1. Das nationalpolitische Déjà-vu 1813/1840 im Horizont der Geschichte der Dombaubewegung . . . . .	51
2. Innen- und konfessionspolitischer Symbolwert: Das »Kölner Ereignis« (1837) . . . . .	60
3. Die Bedeutung des preußischen Thronwechsels von 1840 und Eichendorffs Hoffnung auf ein »durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glückliches Preußen« . . . . .	67
3.1 Die Geschichte der Kooperationen, Widmungen, Zueignungen an Friedrich Wilhelm IV.: Das Beispiel Marienburg . . . . .	74
3.2 Theodor von Schön und die 1840 zutage tretende Ambivalenz im Verhältnis Eichendorffs zu Friedrich Wilhelm IV. . . . .	79
II. »Ein auf solche Weise organisierter Beamtenstand« – Eichendorffs frühe und mittlere Beamtenlaufbahn (1813/16-1840) im Horizont der Preußischen Reform . . . . .	84
1. Preußische Reform, »poetisches Leben« und der »Geist von 1813« in der preußischen Verwaltung . . . . .	84
2. Referendar in Breslau (1816-1819), Assessor und Regierungsrat in Danzig (1820-1824) – Prägende Konstellationen (Oberregierungsrat Schmedding, Kultusminister Altenstein, Oberpräsident Schön) und die Idee eines »besseren Preußen« . . . . .	94
3. Konflikte in Königsberg (1824-1831), Flucht nach Berlin und »Anstellungsmisere« (1831-1839/40) . . . . .	107
3.1 Schöns »Speerspitze« (W. Frühwald) in Berlin? . . . . .	109
3.2 Der »allgemeine Grundsatz der Politik Preußens, die politischen Gegensätze in Deutschland zu vermitteln und auszugleichen«: Schriften zur Pressegesetzgebung und zur Verfassungsfrage (1831/32) . . . . .	113
4. Hilfsarbeiter im Ministerium Altenstein während der »Kölner Wirren« (im Horizont ihrer publizistischen Rezeption: Ruge, Görres, Jarcke) . . . . .	127

5. Der geheime München-Besuch 1838 und das »katholische Netzwerk« – Grundlinien des Spätwerks: »Nachblüte« Eichendorffscher Dichtung (1838/39) . . . . .	135
III. Letzte Beamtenjahre (1840-1844) und Übergang:	
Preußischer Verfassungskonflikt und Rekonfessionalisierung . . . . .	139
1. »Die frohen Tage der Erwartung« (1840) und ihr rasches Ende . . . . .	139
2. Der »Romantiker auf dem Thron«, die politische Romantik-Kontroverse und der Einfluss auf die Eichendorffsche Werkentwicklung . . . . .	150
3. <i>Die Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg</i> (1843) und Eichendorffs vorzeitige Pensionierung (1844) . . . . .	163
4. Die Wallfahrt nach Trier, die Entstehung der Deutschkatholischen Bewegung und der endgültige Umbruch in Eichendorffs Werk (1844-1846) . . . . .	177
4.1 Sozialgeschichtlicher Rollenwechsel vom preußischen Regierungsrat zum streitbaren Autor der Katholischen Bewegung – Ausblick auf die Umbesetzungen im Werk . . . . .	177
4.2 Die Geburt des Deutschkatholizismus aus dem Geist der nationalpolitischen Publizistik . . . . .	179
4.3 Die quellenmäßige Genesis der <i>Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland</i> (1846) aus den publizistischen Beiträgen zum Deutschkatholizismus . . . . .	185
B. Spätwerk (1846-1857) . . . . .	209
I. Romantik, Katholizismus, Nation – Profile des Spätwerks . . . . .	209
1. Die Umbesetzung der Erinnerung an 1813 und die prismatische Gelenkfunktion der ersten literarhistorischen Publikationen (1846/47) . . . . .	211
2. Konstellationen und Rezeptionshorizonte – »Winter in Wien« (1846/47): die »treue Freundschaft Jarckes« und der öffentliche Ruhm des »deutschen Dichters« – erste Rezensionen des literarhistorischen Werks im Sog der Revolution . . . . .	232
3. Die einheitliche Signatur und Programmatik des Spätwerks: Gegenstandsbereich und methodischer Zugriff . . . . .	257
II. Revolutionsdeutungen (1848-1850) . . . . .	260
1. Erlebnisräume, Wahrnehmungsmuster und Denkhorizonte: Wien (1846/47) – Danzig (1847) – Berlin (1847/48) und der »Vereinigte Landtag« (1847) – Dresden (1848/49) . . . . .	265
2. Revolutionslyrik als Beitrag zur deutschen Frage . . . . .	276
2.1 »Den neuen Tag bricht an / Der Herr auf allen Höhen«: Der Gedichtzyklus »1848« . . . . .	280

2. 2	Einheit ohne Freiheit? Deutschland 1849/1850 zwischen »Romantik« und Machtpolitik . . . . .	315
3.	»O Libertas! schöne Fraue!« – <i>Libertas und ihre Freier</i> (1849) und die Frage nach dem Bleibenden der Revolution . . . . .	330
III. Das Ringen um die Identität der deutschen Kulturnation:		
	Die literarhistorischen Schriften (1846-1857) . . . . .	350
1.	Die gattungsspezifische Funktion der vormärzlichen Literatur- geschichtsschreibung: Literaturgeschichte als Nationalgeschichte . . . . .	359
1. 1	Kulturnation, konfessionelle Spaltung und »Klassik-Legende« . . . . .	359
1. 2	Die nationale Rolle der Romantik . . . . .	364
2.	Eichendorffs katholische Nationalgeschichte . . . . .	369
2. 1	Natur, Konfession, Staat: »Revolutionäre Emanzipation«, »Omnipotenz«, »Allmacht« und »Absolutismus des sich selbst vergötternden, souveränen Subjekts« . . . . .	372
2. 2	Föderative Nation und Germanen-Diskurs im Spannungsfeld konfessioneller Kontroversen um die deutsche Geschichte . . . . .	378
3.	Europäische Kontexte und Perspektiven . . . . .	393
3. 1	Katholischer Aufschwung und Kulturkampfneigung (deutsche Staaten, Belgien, Frankreich, Italien, England) . . . . .	395
3. 2	Komparatistischer Nationenvergleich: <i>Zur Geschichte des Dramas</i> (1854) . . . . .	404
3. 3	Coda I: Übersetzungen aus dem Spanischen (Juan Manuel, 1839; Calderón, 1846, 1853) . . . . .	439
3. 4	Coda II: Europäisch-christliche oder nationale Kunst? . . . . .	442
3. 5	Coda III: Was heißt katholische Literatur? . . . . .	450
4.	Coda IV: Romantik, Religion, Politik – Zeitgeschichtliche Seitenblicke . . . . .	463
4. 1	Seelenharmonie und Staatshaushalt: Poesie zwischen Staatsbildung und Persönlichkeitsbildung . . . . .	463
4. 2	»Pietistisches Gefühlswesen«, »Pietisten-Spuk« und »christlicher Staat« im Preußen Friedrich Wilhelms IV. – Inthronisation der »Romantik« (D. F. Strauß 1847)? . . . . .	473
4. 3	»Das ewig Alte und Neue« – Abschließender Blick auf das literarhistorische Werk und die preußische Verfassungsfrage – Konservatismus und Fortschritt im Spannungsfeld der Konfessionen . . . . .	504
IV. Versepen (1853-1857) . . . . . 515		
1.	»Zu ringen um das Reich« – <i>Julian</i> (1853) . . . . .	519
1. 1	Aus kleindeutscher Sicht betrachtet: Julian Apostata, Friedrich II. (der Große) und noch einmal Friedrich Wilhelm IV. . . . .	519
1. 2	Aus romantischer Sicht betrachtet: »Kaiser und Reich« – warum ein Versepos? . . . . .	527

1.3	Der Traum vom säkularen Reich: Julian als deutscher Napoleon und friderizianischer Cäsar und die nationalliberale Inthronisation Goethes und Schillers . . . . .	532
1.4	Nationale Ursprungserzählungen im Spannungsfeld zwischen alter und neuer Romantik . . . . .	547
2.	»Brüder sich ingrimmig fassen« – <i>Robert und Guiscard</i> (1855) . . . . .	561
3.	»Da droben ist Dein neues Vaterland« – <i>Lucius</i> (1857) . . . . .	583
4.	Zusammenfassung: Einheit und Entwicklung des versepischen Werks . . .	607
V.	Letzte Jahre in Neisse (1855-1857) . . . . .	610
1.	Die Arbeit an der (nationalen) Erinnerung: <i>Erlebtes</i> (1857) . . . . .	611
2.	»Eine höhere Weltgeschichte der Menschheit«: <i>Die heilige Hedwig</i> (1857) . .	619
C.	Neuperiodisierung des Gesamtwerkes . . . . .	625
D.	Exkurs und Coda: »Distanzierte Freundschaft? Zur gelebten Toleranz im Verhältnis zu Theodor von Schön . . . . .	631
E.	Bibliographie . . . . .	637
	Bildnachweise . . . . .	658
	Register . . . . .	659

## Vorbemerkung

[T]he chief aim of the historian is the elucidation of the unlikeness between past and present and his chief function is to act in this way as the mediator between other generations and our own. [...] the true historical fervour is the love of the past for the sake of the past. [...] And behind it is the very passion to understand men in their diversity, the desire to study a bygone age in the things in which it differs from the present. The true historical fervour is that of the man for whom the exercise of historical imagination brings its own reward, in those inklings of a deeper understanding, those glimpses of a new interpretative truth, which are the historian's achievement and his aesthetic delight.

Sir Herbert Butterfield, 1931<sup>1</sup>

Dies ist ein revisionistisches Buch. Mit ihm soll ein neues Kapitel der Eichendorff-Forschung aufgeschlagen werden, das den in den letzten gut hundert Jahren Forschungsgeschichte konstanten, dabei nur unterschiedlich ausgeprägten Identifikationsgestus und alles, was damit zusammenhängt, hinter sich lässt. Es ist von der Überzeugung getragen, dass erst die konsequente Historisierung Eichendorffs Werk (und die Epoche der Romantik) wieder lebendig machen kann; neben der primären Adressierung der wissenschaftlichen Community (Germanisten und Historiker) ist es auch für eine interessierte Leserschaft geschrieben, die ich in Darstellungsweise und Stil stets berücksichtigt habe; in Eichendorffs Biographie und Werk kristallisieren sich zentrale Problemstellungen der jüngeren deutschen Geschichte, die im Rahmen der historisch-philologischen Kontextualisierungen und Quellenanalysen auf teils ungewohnte Weise sichtbar geworden sind. Im Zuge der Recherche bin ich auf immer weitere vergessene Geschichten gestoßen, die hier im Zusammenhang mit den bekannten erzählt werden und die dadurch etwas von der immer wieder überraschenden Vielstimmigkeit und Offenheit der deutschen erkennen lassen: Das vergessene Projekt eines »besseren Preußen«, die Zentralstellung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. in der nationalistischen Romantik-Diskussion des Vormärz, die frühen Berührungspunkte und produktiven Wechselwirkungen zwischen der katholischen Emanzipations- und der deutschen Nationalbewegung, die Geburt des bis heute nachwirkenden deutschen Romantik-Mythos aus der borussisch-nationalen Ideologie und einige mehr. Die Arbeit konnte davon profitieren, dass sie in einer Zeit des Perspektivwechsels auf das 19. Jahrhundert entstanden ist, das einerseits zunehmend historisiert, d.h. nicht mehr als Vorgeschichte der Gegenwart und somit frei von deren identifikatorischen Erwartungshaltungen erforscht wird, und das andererseits immer noch nahe genug an dieser unserer Gegenwart ist, damit distanzschaffende und objektivierende Historisie-

1 Butterfield 1973 [1931], *The Whig Interpretation of History*, S. 17, 72.

rung nicht zwangsläufig in bloßen Antiquarismus münden muss. Die Faszination und Entdeckerfreude über die in zahlreichen neuen Quellen aufgespürten, oftmals ganz unwahrscheinlichen und kontraintuitiven Konstellationen dieser scheinbar so nahen und verwandten und doch so fernen und anderen Zeit hoffe ich, mit meinen Lesern teilen zu können. Die Darstellung des Buches ist dabei im Ganzen trotz vieler Querverbindungen, Rückblenden und Vorgriffe chronologisch fortlaufend, sodass aus den vielen Geschichten eine einzige zusammenhängende werden konnte, mit Joseph von Eichendorff als Protagonisten, aus dessen Perspektive sie (überwiegend) erzählt wird.

Bücher erzählen Geschichten und haben selbst eine. Doch auch wenn die Geschichte des vorliegenden Buchs von Höhen und Tiefen, Hindernissen, Krisen, wiederholten Rückschlägen, vielen Ungewissheiten und umständlichen Umwegen geprägt, kurz, sehr bewegt war, soll sie gleichwohl nicht die Aufmerksamkeit auf diejenigen verstellen, die in ihr erzählt werden. Einer schönen Konvention zufolge ist hier jedoch auch der gebührende Ort, um nach der Nennung zumindest der wesentlichsten Eckdaten vor allem derjenigen Personen und Institutionen zu gedenken, die in der Geschichte des vorliegenden Buches eine Rolle gespielt haben.

Niedergeschrieben wurde das Buch – ursprünglich eine Dissertation, die für den Druck nicht verändert wurde – in einer einzigen zusammenhängenden Schreibphase, die von Juni 2019 bis März 2020 dauerte; vorausgegangen war eine knapp dreijährige Phase der Recherche, mit der ich nach einem Studium im Bereich der Latinistik und Mediävistik wissenschaftlich neue Wege gegangen bin. Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Frühwald (München), der mich in der Anfangsphase noch auf diesem Weg begleitet und bestärkt hat, ist leider noch kurz vor Abfassung der Arbeit verstorben; ihm und seinem Lebenswerk ist dieses Buch als wenn auch unvollkommenes Andenken gewidmet; dass ich schließlich ans Ziel gelangt bin, ist nicht zuletzt der engagierten Förderung durch Prof. Dr. Gerhard Lauer (damals Basel, jetzt Mainz) und Prof. Dr. Friedrich Vollhardt (München) zu verdanken; allen drei Betreuern verdanke ich nicht zuletzt grundlegende fachliche Prägungen für mein Selbstverständnis als Germanist. Mein Blick auf die jüngere deutsche Geschichte und die hier verhandelten Problemstellungen ist wesentlich von den Arbeiten Prof. Dr. Dr. h. c. Dieter Langewiesche (Tübingen) geprägt; umso mehr habe ich mich über sein großes Interesse und seine Bereitschaft gefreut, das fertige Buch noch vor Drucklegung gelesen und mit einigen sachkundigen Anmerkungen versehen zu haben. Für sonstige Hinweise danke ich Prof. Dr. Wolfgang Adam (Osnabrück), Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt (München), Prof. Dr. Hans-Christof Kraus (Passau), Prof. Dr. Dr. h. c. Hermann Kurzke (Mainz), Prof. Dr. Christine Lubkoll (Erlangen), Prof. Dr. Thomas Pittrof (Eichstätt) und im wahrsten Sinne des Wortes *last, but not least* Prof. Dr. Clemens Porschlegel (München), dem ich meine erste wissenschaftliche Begegnung mit Eichendorff noch während des Studiums verdanke. Für die ersten Vorab-Lektüren des Manuskripts danke ich Dr. des. Veronika Lütkenhaus, M. St. (damals Frankfurt, jetzt München) und Dr. Leonhard Möckl, M. Sc. (damals Stanford, jetzt Erlangen). Die Studienstiftung des deutschen Volkes hat mir durch ein großzügiges Stipendium sorgenfreies und vor allem unabhängiges Forschen ermöglicht; dem ideellen Förderprogramm und der vielfältigen Sti-

pendiaten- und Alumnigemeinschaft verdanke ich einen anregenden Arbeitsrahmen sowie nachhaltige Prägungen. Der Druck wurde durch den Nachwuchsförderfonds der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften meiner Alma Mater und der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung für Geisteswissenschaften gefördert.

Bücher haben eine Geschichte vor und nach ihrer Publikation. Die erste ist durch den Verfasser, die zweite durch die Leser bestimmt, und ihnen ist das Buch hiermit nun anvertraut. Dem Wallstein Verlag danke ich für die Aufnahme in sein anspruchsvolles Programm, das sich seinem besonderen Doppel-Anspruch nach sowohl an die akademische Welt wie an eine interessierte Leserschaft wendet und somit den idealen Rahmen für mein Buch bietet. Für dessen Zukunft wäre es sicher eine Bereicherung, wenn es auch kritische Leser findet, denn das ist eines seiner Ziele: dass über Eichen-dorff und die Romantik endlich wieder *diskutiert* wird.

Maria Birkenstein, im März 2022

Nikolas van Essenberg



## Einleitung

Nonnulla enim pars inventionis est, nosse quid quaeras.  
Augustinus<sup>1</sup>

Die Romantik war die Abdankung der europäischen Vernunft. [...] Protestantische Romantiker kehrten in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Bürgerliche Romantiker legten Rittersrüstung an. Taghell aufgeklärte Geister stürzten sich mit einem wahren Salto mortale in den mütterlichen Schoß der Nacht zurück. Durchaus moderne Menschen suchten die europäische Zivilisation, die Weltvernünftigung rückgängig zu machen. Kosmopolitische Geister wurden Nationalisten. Sehr rationale Dichter wollten nicht nur die Dichtung, sondern das Leben in Traum und Märchen verwandeln. [...] Die Romantiker waren also Träumer und waren es doch auch nicht, denn sie suchten ihren Traum zu verwirklichen. Wären sie nur Träumer gewesen, die sich ein Reich der Phantasie, ein Reich von faszinierendem Zauber und magischer Schönheit erdichteten, die sich von den Wogen der Musik in blaue Fernen tragen ließen, so hätten sie keine Gefahr für die europäische Entwicklung bedeutet, und die »guten Europäer« hätten sie ruhig in ihrem Traumland träumen, dichten, musizieren lassen können. Aber weil es ihnen eben sehr ernst mit der Verwirklichung ihres Traumes war, und weil sie auch wirklich eine gewaltige Macht im Leben ihrer Zeit errangen, darum war die Überwindung der Romantik dringende Notwendigkeit, wenn der europäische Weg sich nicht von seinem Ziele ablenken lassen und der europäische Geist sich nicht verwirren und verirren sollte. Dieser Überwindungsprozeß musste immer wieder durchgemacht werden. Es war die große Aufgabe des 19. und 20. Jahrhunderts. Es war keine leichte Aufgabe. Denn die Romantik steckt nun einmal tief in der deutschen Natur.

Fritz Strich, 1948<sup>2</sup>

»Die Zeit [...] liegt hinter uns, in der die stimmführende Mehrheit unsres Volkes mit Leidenschaft und Haß dem Romantischen den Krieg machte und sich desselben gleichsam mit Feuer und Schwert glaubte erwehren zu müssen«, befindet Rudolf Haym in der Einleitung zu seiner im Jahr 1870 publizierten, knapp 1000 Oktavseiten

1 Questiones in Heptateuchum Libri Septem, Prooemium (Patrologia Latina 34, Sp. 547).

2 Der 1948 in London gehaltene Vortrag »Die Überwindung der Romantik« wurde im selben Jahr in »German Life and Letters« publiziert und erneut abgedruckt im Vorwort zur Neuauflage von Strich 1949 [1929], Klassik und Romantik, hier S. 12, 13 f.

umfassenden Großmonographie *Die Romantische Schule*, und legt im Folgenden auch seinen perspektivischen Standpunkt offen: »Ein viel ernsterer und praktischerer Kampf, die zuversichtlich frohe Arbeit des Fortschritts auf dem wie durch ein Wunder errungenen Boden machtstolzer nationaler Selbständigkeit hat begonnen.«<sup>3</sup> Den Zeitgenossen waren die diskursive Herkunft und Stoßrichtung des verwendeten Vokabulars noch nicht erklärungsbedürftig. Der Autor des Buches war schließlich kein Unbekannter und ist auch rückblickend nicht schwer im politischen Spektrum seiner Zeit zu verorten. Rudolf Haym war Initiator und langjähriger Herausgeber der *Preußischen Jahrbücher*, jenes Zentralorgans der kleindeutsch-borussischen Schule, das »die Sache des nationalen Liberalismus, den Gedanken des preußisch-deutschen Einheitsstaates vertreten und ihn als das Glaubensbekenntniß der gebildeten Kreise des ganzen Deutschlands unaufhörlich werbend verkündigen sollte«.<sup>4</sup> Um diese nationaldeutsche Preußen-Ideologie nicht nur publizistisch zu »verkündigen«, sondern auch tatkräftig an ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten, saß Haym seit 1866 für die Nationalliberalen im preußischen Abgeordnetenhaus; er gehörte wie seine Weggefährten, Mitstreiter und Gesinnungsgenossen Heinrich von Treitschke, Johann Gustav Droysen oder Heinrich von Sybel dem realpolitisch geläuterten Liberalismus an, der 1870 seine »Bekehrung zu Bismarck« längst hinter sich hatte, im Ausschluss Österreichs und in der Gründung des preußisch geführten Reiches den Höhepunkt der deutschen Geschichte bejubelte.<sup>5</sup> Seine Studie über die Romantik aber, die nach dem Sieg Preußens im deutsch-deutschen Bruderkrieg verfasst wurde und in den Buchhandlungen erschien, als bereits die Gewitterwolken des deutsch-französischen Krieges heraufzogen, stellt Haym ausdrücklich in diesen aktuellen, nationalpolitischen Zusammenhang. Weil der »machtstolze[,]«, souveräne Nationalstaat sich dank Otto von Bismarck bereits in den Geburtswehen befand, konnte Deutschlands »stimmführende Mehrheit« – abgekürzt als »wir« – sich »getrösten«, nicht mehr nur »[i]n Dichtung und Wissenschaft«, sondern auch »in Staat und Gesellschaft« »den Geist der Romantik« endlich »genugsam überwunden zu haben«.<sup>6</sup> Die Romantik ließ sich daher nun »mit Gleichgültigkeit« und »ohne Furcht«, wie ein »theoretisches Wesen, welches uns nichts mehr anhaben könne«, als rein historischer Gegenstand behandeln.<sup>7</sup> Worin bestand aber das Gefährliche der Romantik, die den Weg zum kleindeutschen Machtstaat, zur »nationalen Selbständigkeit« vormals so massiv bedroht hatte und daher erst »mit Feuer und Schwert« überwunden werden

3 Haym 1870, *Die romantische Schule*, S. 3 f.

4 So Haym 1902, *Erinnerungen*, S. 258, in seinem autobiographischen Rückblick; die *Jahrbücher* wurden 1858 ins Leben gerufen.

5 Haym 1902, *Erinnerungen*, S. 286 ff.: »Meine Bekehrung zu Bismarck war langsam und widerwillig. [...] Des unpraktischen deutschen Idealismus hatte ich doch zu viel in mir, um so rasch umzuleren und mich der Anwendung des Maßstabes für das, was in kleinen Verhältnissen gerecht und edel ist, auf die großen Verhältnisse von Staat zu Staat, von Macht zu Macht so leicht entwöhnen zu können. [...] Jetzt bedurfte es auch für mich [keines] Hinweises auf die Pflicht aller einsichtigen Liberalen, zu dem eigenen Staate zu stehen, wie immer derselbe im Innern regiert werde, für dessen Existenz, für seinen Herrscherberuf in Deutschland, für seine Weltrolle einzutreten.«

6 Haym 1870, *Die romantische Schule*, S. 4.

7 Haym 1870, *Die romantische Schule*, S. 4.

musste? Warum war die Romantik eine antinationale Bewegung? Rudolf Haym, der nach der Reichsgründung die Kulturkampfgesetzgebung mittrug: »Weil die Gründer und Jünger des romantischen Litteraturgeistes offenkundig Sympathien mit dem Mittelalter, mit dessen Glaubensdunkel [und] dessen lockeren Staatszuständen« hatten.<sup>8</sup> Konfession und Nation sind die Schlüsselbegriffe für die (noch nicht geschriebene) Geschichte des deutschen Romantikmythos als eines paradigmatischen Projektionsbegriffs nationaler Identitätsbildung; bevor die Romantik nach 1900 zu einem nationalen Identifikationskomplex und schließlich in den 1920er und 1930er Jahren zu einem teils sogar bevorzugten Prestigeobjekt nationalkonservativer Strömungen avancierte, war sie über viele Jahrzehnte hinweg konstitutiver Bestandteil des kleindeutschen Geschichtsbildes, und zwar – wegen ihres konfessionellen Stigmas – als das zu überwindende Andere; die nach 1945 gängige Rede von der Romantik als einem deutschen Verhängnis, der geistesgeschichtlichen Wurzel nationalistischer Übersteigerung und dem Anfang eines antieuropäischen deutschen Sonderwegs knüpfte daher nur an jener älteren Deutungstradition (nun unter radikal umgekehrten Vorzeichen) wieder an, von welcher Rudolf Haym eindrücklich Zeugnis gibt.<sup>9</sup> Der nationalliberale Bismarck-

8 Haym 1870, *Die romantische Schule*, S. 3.

9 Der Mangel einer umfassenden Darstellung der Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte der Romantik (die ich gegenwärtig als Habilitationsprojekt u. d. T. *Der deutsche Romantik-Mythos. Literatur-, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte im Sog der nationalen Identitätsbildung 1800-1960* vorbereite) hat diese evolutiven Zusammenhänge bisher übersehen lassen. Auch wenn geistesgeschichtliche Begriffe immer schillern, so ist doch die Verwirrung schon bei der Verwendung der Begriffe »Romantik« und »romantisch« kaum zu übertreffen; das Problem zeigt sich in der Unklarheit darüber, ob es sich überhaupt um einen allgemeinen geistesgeschichtlichen Epochenbegriff oder eine rein literaturgeschichtliche Strömung, ein ästhetisches Phänomen, einen suprahistorisch typologisierbaren Denkstil bzw. eine Geisteshaltung oder gar ein nationalcharakterliches Merkmal der Deutschen handelt; während die Romantik in der seit den 1960er Jahren weitgehend auf die literarisch-philosophische Frühromantik konzentrierten germanistischen Forschung als Anfang der (ästhetischen) Moderne oder (mittlerweile) Postmoderne firmiert (s. u.), gilt sie in historischen Darstellungen als dunkelstes Verhängnis der modernen deutschen Geschichte, sie ist ein »deutsches Schicksal« (Ferdinand Lion, 1947), eine »deutsche Affäre« (Rüdiger Safranski, 2007), sie »steckt nun einmal tief in der deutschen Natur« und ist verantwortlich für die deutsche Katastrophe (Fritz Strich 1949, *Klassik und Romantik*, S. 9 ff.), mit ihr beginnt der deutsche Sonderweg und damit auch der deutsche Nationalismus in seiner verhängnisvollsten Ausprägung (zuletzt Rödder 2018, *Angst vor Deutschland*, S. 20; sehr einflussreich Craig 1991 [1982], *The Germans*, S. 190-212). Diese widersprüchlichen Zuschreibungen sind m. E. Ausdruck einer wissenschaftsgeschichtlichen Schizophrenie, die sich relativ präzise auf das Jahr 1945 zurückführen lässt, als nämlich das bis dahin unter ideologischen Vorzeichen geführte interdisziplinäre Gespräch zwischen Germanistik und Geschichtswissenschaft abgebrochen wurde; die Romantik wurde oftmals zum alleinigen Sündenbock einer nationalistischen Vorkriegs-Germanistik gestempelt, das genaue Verhältnis ihrer Rezeption zu der anderer Epochen bzw. Strömungen wie der Klassik aber zunächst nicht konsequent und befriedigend wissenschaftsgeschichtlich aufgearbeitet; stattdessen konzentrierte sich die germanistische Romantikforschung nach 1945 im Zuge der allgemeinen Verdrängungsstrategie des Faches zunächst auf einen rein werkimmanenten Zugriff, bis seit den 1960er Jahren die »progressive«, literarisch-philosophische Frühromantik »entdeckt« wurde und seitdem den Hauptgegenstand der Forschungsbemühungen bildete; selbstverständlich soll diese Forschungsrichtung, die insbesondere in der Schule um Dieter Henrich und Manfred Frank Bahnbrechendes in philosophie- und literaturgeschichtlicher Hinsicht geleistet hat, nicht als solche kritisiert werden; es muss

Gläubige lässt im Jahr 1870 noch einmal all das Revue passieren, was heute vergessen, für die »stimmführende Mehrheit« der Deutschen im 19. Jahrhundert jedoch lange Gemeingut war, und gibt schließlich noch denkbar präzise an, wann der Krieg um die

stattdessen nur auf ein Problem innerhalb der allgemeinen Romantikforschung gewiesen werden; übergreifende Arbeiten nämlich, die sich der Frage nach dem integrativen Zusammenhang aller romantischen Phasen, Richtungen, Schulen und Strömungen widmen (vgl. dazu etwa Auerchs/Petersdorff 2009, Einheit der Romantik, darin v. a. den Beitrag von Stockinger 2009, Die ganze Romantik), nehmen stets an der avancierten Theoriebildung der literarischen Frühromantik Maß; was »die« Romantik war, wird überwiegend ausgehend von den theoretischen Entwürfen der Frühromantiker her definiert; damit aber erscheint insbesondere die »katholische« Spätromantik und die »politische Romantik« überhaupt nicht selten als »uneigentliche« Fortentwicklung von einem »eigentlichen« Konzept – das wiederum schreibt unbewusst die kulturkämpferisch motivierte Selektion Rudolf Hayms fort – der nämlich seine tausendseitige Studie allein der nicht-katholischen Romantik widmet, nachdem die katholische eben als historisch überwunden galt (es ist nicht nur für die disziplinäre Auseinanderentwicklung in diesem Bereich symptomatisch, dass man in der einzigen größeren, Haym berücksichtigenden fachgeschichtlichen Arbeit, fast nichts über dessen nationalpolitische Agitation erfährt, diese vielmehr apologetisch marginalisiert wird, vgl. Ansel 2003, Hegelianische Literaturgeschichtsschreibung); vor allem aber konnte sich so die *historische* Rede über den Stellenwert der Romantik als einer umfassenden, nicht auf Literatur, noch weniger auf »Poesie« bzw. »schöne Literatur« beschränkten, sondern Malerei, Architektur, Politik, Theologie, Geschichtsschreibung, Medizin und Musik umgreifenden Bewegung im allgemeinen Gang der deutschen Geschichte weitgehend verselbstständigen; bei Rüdiger Safranski sieht man die Aporien, die sich aus dem Versuch ergeben, mit der willkürlichen Differenzierung der Romantik in eine literarisch-ästhetische Epoche (»Romantik«) und »das Romantische« als einer in der deutschen Geschichte fortwirkenden »Geisteshaltung« (Safranski 2007, S. 12), zwei einander entgegengesetzte Deutungstraditionen wieder locker-lose zusammenzubinden. Die vorliegende Arbeit versteht sich dagegen als Plädoyer für eine konsequent historisch verfahrenende Romantikforschung, die die fachgeschichtlich bedingte und autonomicästhetisch fundierte Dichotomisierung einer »eigentlichen«, literarisch-ästhetischen Romantik und ihrer »uneigentlichen«, historisch-politischen Rezeption überwindet und das 1945 beendete Gespräch mit den Geschichtswissenschaften unter problemgeschichtlichen Vorzeichen wiederaufnimmt. Eine umfassende, von den Anfängen her chronologisch geordnete Aufarbeitung der nationalen Romantikrezeption bis 1945 und darüber hinaus bleibt ein Desiderat der Forschung, das hier nur ausschnittsweise im Hinblick auf das 19. Jahrhundert eingelöst werden kann. Die wenigen Ansätze einer *durchgängigen* wissenschaftsgeschichtlichen Darstellung sind bisweilen terminologisch-methodologisch diffus und in der Sache unzutreffend, so etwa Peter 1980, Einleitung; sehr verdienstvoll hingegen ist das brillant verdichtete Kapitel »Romantik und Konservatismus« im Urteil der Romantikkritik des 19. und 20. Jahrhunderts bei Kurzke 1983, Romantik und Konservatismus, S. 11-75, das allerdings von der Fragestellung her entsprechend auf die Konservatismus-Diskussion festgelegt ist; die im Zuge der seit den 1990er Jahren vertieften Aufarbeitung der Wissenschaftsgeschichte der Germanistik entstandenen Studien, die v. a. mit Namen wie Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp verbunden sind, behandeln zwar auch die nationalsozialistische Romantik-Rezeption, allerdings ausschließlich im Kontext des 20. Jahrhunderts und ohne nach evolutiven Bezügen zu früheren Rezeptionsstadien geschweige denn deren Zusammenhängen mit dem Gegenstand der Rezeption selbst zu fragen; solche Arbeiten (vgl. v. a. die gewichtige Studie von Klausnitzer 1999, Blaue Blume unterm Hakenkreuz) weisen von ihrem primär (monodisziplinär-)fachgeschichtlichen Erkenntnisinteresse her meist keinen Zusammenhang mit der Romantikforschung selbst auf; das Buch von Bohrer 1989, Kritik der Romantik, ist nicht rezeptionsgeschichtlich ausgerichtet; die Beispiele der Romantikkritik des 19. Jahrhunderts werden nicht historisch kontextualisiert und sind auch nicht eigentlicher Gegenstand der Beschreibung, sondern bieten nur den Anlass zur stets neu variierten Illustration einer Defizitgeschichte, inwiefern nämlich Gervinus, Hettner, Haym etc. Bohrer's teleologische

Romantik am heftigsten tobte: »Wie an einen Traum, den wir abgeschüttelt haben, denken wir an den Kampf der vierziger Jahre zurück.«<sup>10</sup>

Vom »Zersetzungsprozeß der vierziger Jahre« sprach noch Friedrich Meinecke in seiner 1907 publizierten preußisch-deutschen »Meistererzählung« *Weltbürgertum und Nationalstaat*,<sup>11</sup> und nannte dabei auch offen die politischen Konstellationen, die bei Haym, der ja auf eine erst kürzlich überwundene Zeit zurückblickte, noch als selbstverständlich vorausgesetzt wurden:<sup>12</sup>

Wohl bot nun die Romantik gegen den von ihr gehaßten rational-weltbürgerlichen Geist des 18. Jahrhunderts die Geister der Vergangenheit auf, aber weil sie selbst in jenem Geiste noch mit wurzelte, holte sie aus der Vergangenheit wieder auch das diesem Verwandte heraus. So erwachte die uralte Idee von der universalen Gemeinschaft der christlichen Staaten zu neuem Leben, und die politisch werdende Romantik wurde Weltbürgertum mit religiös-ethischem Vorzeichen. [...] Wohl wehrte sich die kräftige Natur des Staates gegen das fremdartige Element, das sich ihm aufdrängte und seine Glieder fesseln wollte. Nirgends siegte es deswegen ganz, aber gerade in Preußen hat es in den Tagen Friedrich Wilhelms IV. so stark die Köpfe der leitenden Persönlichkeiten beherrscht, daß es auch verhängnisvolle Wirkungen auf die praktische Politik, auf die Machtstellung des Staates hatte. So war es zuletzt wie ein Gift, das der Körper wieder ausscheiden mußte, wenn er wieder natürlich funktionieren sollte. Der Arzt, der es herausbrachte, war Bismarck.

Sämtliche Fäden des kleindeutschen Romantikerurteils des 19. Jahrhunderts sind hier noch einmal gebündelt und zugleich überführt in die von Meinecke begründete Ideengeschichtsschreibung. Meinecke ging es aus der spezifischen Perspektive des Wilhelminismus darum, zu zeigen, wie die »Menschheitsnation Schillers den Nationalstaat Bismarcks« hat schaffen können, »wie die Idee des modernen Nationalstaats aus den Nebeln der universalistischen und unpolitischen Gedanken, von denen sie bisher umhüllt war, endlich siegreich hervorbrach«.<sup>13</sup> Die Romantik, die seit Novalis, spätestens aber seit den Kon- bzw. Reversionen der Adam Müller, Friedrich Schlegel, Clemens Brentano, Joseph Görres etc. »Weltbürgertum mit religiös-ethischem Vorzeichen« war, weil sie sich »weigerte, einen nackten Egoismus der Nationen anzuerkennen«,<sup>14</sup> ist auch

Generalthese von der Romantik als dem fabelhaften »Anfang der ästhetischen Moderne« *noch nicht* erkannt hätten; so kritisiert er etwa (S. 236) an Haym nicht die historisch-ideologischen Bedingtheiten des Urteils, sondern dass dessen Werk *überhaupt* an »ideengeschichtlichen Zusammenhängen« orientiert ist, und zwar »ohne den Ansatz einer poetologisch relevanten Analyse«; Bohrer resümiert (S. 240): »An seinem Beispiel zeigt sich, inwiefern das Kriterium der »Idee« an der spezifisch ästhetischen Konstruktion der aufkommenden Moderne scheitert. In der Folgezeit wird sich dieses Defizit der Ideengeschichtsschreibung wiederholen.«

10 Haym 1870, Die romantische Schule, S. 4.

11 Meinecke 1922 [1907], Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 263.

12 Das folgende Zitat bei Meinecke 1922 [1907], Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 326.

13 Meinecke 1922 [1907], Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 308, 263.

14 Meinecke 1922 [1907], Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 327.

hier das zu überwindende Andere. Dabei geht es Meinecke nicht nur um scheinbar vage ideengeschichtliche Typologisierungen, teleologische Selektionen und sinnstiftende Traditionskonstruktionen, sondern um den konkreten Einfluss, den die Romantik in einer entscheidenden Phase der modernen deutschen Geschichte tatsächlich ausübte; es war die christlich-katholisch gewordene Romantik, die Preußen daran hinderte, bereits in der Mitte des Jahrhunderts seinen ihm dem kleindeutschen Geschichtsbild zufolge von jeher angestammten »deutschen Beruf« zu erfüllen, d. h. eine ungehemmte Hegemonialpolitik zu führen; das »Preußen, das Friedrich Wilhelm IV. [1840-1858/61] und seine romantischen Freunde im Auge hatten«, hielt nämlich nicht »wie Bismarck, seinen staatlichen Egoismus für die einzige gesunde Grundlage seiner Politik«, sondern sie »banden es auch in seiner äußeren Politik an oberste sittliche Gebote und engten damit die Ziele seiner Macht [...] ein«; zu den »große[n] Irrtümer[n]« in der »deutschen Politik des Königs« zählt Meinecke die u. a. von »Novalis, Friedrich Schlegel und Görres« bezogene »universalistische und idealistische Vorstellung, daß die europäischen Staaten eine feste Gemeinschaft zu bilden hätten und auch bilden könnten gegen diejenigen Mächte, die den Frieden und das Recht gefährdeten«; die romantisch-religiösen »Ideen über Staat und Nation« bildeten daher den »verhängnisvollen« »Gedankenballast«, »mit dem das Schiff« der »so tief« »in Deutschlands Geschicke« einschneidenden »Politik« des Preußen-Königs Friedrich Wilhelms IV. »beladen und belastet« war.<sup>15</sup>

Das alles sind Urteile, die in die Polemik der 1840er Jahre zurückreichen, in welchem Jahrzehnt, wie Haym aus dem unmittelbareren Rückblick von 1870 nur nebenher andeutet, die »erneute Invasion« romantischer »Ideen« in das politische Leben »von der Macht« – Friedrich Wilhelm IV. – »gestützt« wurde.<sup>16</sup> Die zentrale Rolle, welche die Regentschaft des Österreich- und katholikenfreundlichen, daher lange als »unpreußisch« geltenden »Romantiker«-Königs Friedrich Wilhelm IV. in der Ausbildung des vormärzlichen Romantikurteils, das, wie Meineckes Beispiel belegt, eine lange Nachwirkung bis in das 20. Jahrhundert hinein hatte, gespielt hat, der diskursgeschichtliche Zusammenhang dieses Romantikurteils mit der kleindeutsch-nationalistischen Ideologie – das ist die eine Geschichte, die in der vorliegenden Arbeit erstmals<sup>17</sup> erzählt wird und ohne welche die andere nicht zu verstehen ist.

15 Meinecke 1922 [1907], *Weltbürgertum und Nationalstaat*, S. 320, 272, 261.

16 Haym 1870, *Romantische Schule*, S. 3.

17 Keine der mittlerweile zahlreichen und tiefeschürfenden Darstellungen zu Friedrich Wilhelm IV. (einen häufigen Bezugspunkt in der vorliegenden Arbeit bilden die Monographien von Bußmann 1990, *Zwischen Preußen und Deutschland*; Barclay 1995, *Anarchie und freier Wille*) kommt ohne den Hinweis auf den sprichwörtlichen Titel des »Romantikers« aus; aufgrund des Mangels von anschlussfähigen Arbeiten der Germanistik blieb allerdings der präzise kleindeutsche Diskursrahmen der vormärzlichen Romantikkritik unbekannt und somit auch ungeklärt, was der Titel des »Romantikers auf dem Thron«, den David Friedrich Strauß dem König in polemischer Absicht 1847 beilegte, genau bedeutete (vgl. speziell hierzu ausführlich Kapitel B. III. 4. 2); die ideengeschichtlich ausgerichtete Studie von Kroll 1990, *Friedrich Wilhelm IV. und das Staatsdenken der deutschen Romantik*, stützt sich auf die weitgehend kritiklos ausgewerteten Romantik-Darstellungen des frühen 20. Jahrhunderts (u. a. Meinecke), die vielfach die Linien des vormärzlichen Romantikurteils ausziehen, daher in ihrer ideologischen Gebundenheit selbst Teil des historischen Problemzusammenhangs sind und nicht zu dessen Analyse taugen; nach der *zeitgenössischen* Bedeutung des Ro-

In die 1840er Jahre nämlich fällt eine tiefgreifende Umbruchphase im Denken und Werk Joseph von Eichendorffs, der in besonders komplizierter Weise in die ideologischen Kontroversen im Bannkreis des preußischen Thronwechsels von 1840 verwickelt wurde. Der spätgeborene »letzte Romantiker« wirkte noch zu ebenjener Zeit, in der die Romantik als literarische Bewegung im engeren Sinne längst abgeklungen, der Streit um ihren Stellenwert im Gang der nationalen Geschichte aber voll entbrannt war. Eichendorff nahm als preußischer Regierungsbeamter, als Dichter, Redenschreiber, Historiograph und Publizist lebhaft an der Debatte um den preußischen »Romantiker«-König und der damit verbundenen Frage nach der historischen Signifikanz und politischen Potenz der Romantik Anteil. Die in den 1840er und 1850er Jahren verfassten Schriften umgreifen aufgrund ihres gemeinsamen Entstehungskontextes bzw. historischen Problemzusammenhangs eine einheitliche Spätphase des Werkes, die sich (aus noch zu erläuternden Gründen) in einem weiteren Sinn auf die letzten beiden Lebensjahrzehnte (1837-1857), in einem engeren Sinn auf das letzte Lebensjahrzehnt (1846-1857) datieren lässt und die erstmals zusammenhängend sowie grundständig zu erschließen die Intention der vorliegenden Arbeit ist. Obwohl es sich nämlich bei Eichendorff um einen der bekanntesten Autoren der modernen deutschen Literatur und um den wohl populärsten Vertreter der deutschen Romantik handelt, dessen Werk seit gut über einem Jahrhundert Gegenstand vielfacher Forschungsbemühungen ist, bildet sein Spätwerk – das ca. ¼ des Gesamtwerks umfasst – bisher eine fast vollständige *terra incognita*.

Die forschungs-, fach- und allgemeiner wissenschaftsgeschichtlichen Gründe, die zu der Entstehung einer dermaßen breiten Forschungslücke beigetragen haben, sind vielfältig und teilweise in komplizierter Weise miteinander verschlungen.<sup>18</sup>

Ein Problem wurde einleitend bereits skizziert: In der bisherigen Romantikforschung war, aufgrund des Mangels einer umfassenden rezeptionsgeschichtlichen Darstellung, der präzise historische Diskursrahmen der vormärzlichen Romantikkritik und ihr Zusammenhang mit der preußisch-deutschen Frage nicht ausreichend bekannt. Der adäquate Zugriff auf das nur aus dieser spezifischen historischen Problemkonstellation heraus verstehbare Spätwerk war daher behindert durch einen Mangel an entsprechenden historischen Vorarbeiten, der hier aber noch zusätzlich auf ein tiefliegendes Problem innerhalb der Eichendorff-Philologie selbst traf; trotz der vielen Impulse der letzten Jahrzehnte, den »anderen Eichendorff«,<sup>19</sup> den engagierten, scharfsichtigen und

mantikbegriffs und seinen diskursiven Implikationen wird nicht gefragt. – Umgekehrt betrachtet blieb in germanistischen Darstellungen eben ungeklärt, *warum* das spätestens seit Heinrich Heines Streitschriften begründete Romantikurteil erst in den 1840er Jahren seine eigentliche Hochkonjunktur verzeichnet und eine neue Schärfe gewinnt, und *worauf* es sich konkret bezieht. Bei Kurzke 1983, *Romantik und Konservatismus*, S. 19-35, wird die Diskussion nur immanent analysiert, der historisch-politische Rahmen wird hingegen komplett ausgeblendet.

18 Weil die Auseinandersetzung mit dem bisherigen Forschungsstand in den einzelnen Kapiteln recht ausführlich gehalten ist, beschränke ich mich im Folgenden auf den Entwurf der wesentlichen Grundlinien, ausgehend von wenigen repräsentativen Beispielen; diejenigen Arbeiten, auf die *positiv* Bezug genommen wird, werden im zweiten Teil der Einleitung eingehend besprochen.

19 Vgl. die forschungsgeschichtlich signifikante Monographie von Möbus 1960, *Der andere Eichendorff*.

unbestechlichen Zeitkritiker zu prononcieren, ist nämlich das ebenso alte wie zählebiges Stereotyp des naiv-frommen, politischen unbedarften Naturdichters, des ›absoluten Lyrikers‹: nie vollständig überwunden worden. Die uralte Legende von der historisch-politischen Referenzlosigkeit des Eichendorffschen Werks wurde nach 1945 unter dem Stern der werkimmanenten Interpretation sogar in gewisser Weise neu geboren; weil die bedeutendsten Arbeiten der sich (aus noch zu erläuternden Gründen) nach 1945 neu formierenden Eichendorff-Forschung dieser methodischen Richtung verhaftet waren (Oskar Seidlin, Richard Alewyn, Leo Spitzer), setzte sich ein autonomieästhetisches Eichendorff-Bild gleichsam metastasenartig in allen Zweigen der Forschungsgeschichte fest, auch dort, wo man etwa den »Zeitkritiker« zu würdigen versuchte; auch in letzteren Beiträgen nämlich blieb man überwiegend den Kategorien der werkimmanenten Interpretation verhaftet, es geht in entsprechenden Zugriffen meist um grundlegende Fragen des Menschseins, existentielle Problemfelder und allgemeine Geschichtsbilder, nicht aber um konkrete historische Problemkonstellationen. Die Darstellung ist immer an einen stereotypen Grundbestand über »Eichendorffs Menschenbild«, »Eichendorffs Geschichtsverständnis«, »Eichendorffs Dichtungsideal« etc. rückgebunden.<sup>20</sup> Der spezifische historische Ort Eichendorffscher Stellungnahmen bleibt außen vor, man erfährt in einschlägigen Arbeiten zwar viel über die weltanschaulichen Profile der »Kritik«, deren Gegenstand aber verbleibt stets merkwürdig im Unklaren.<sup>21</sup> Nach historischen Entstehungs- und Dialogzusammenhängen einzelner Schriften wird nicht gefragt. Die geschichtlich bedingte *Differenz* zwischen den Werkphasen wurde verwischt, und so musste sich nicht zuletzt der Eindruck von der *Entwicklungslosigkeit* des Gesamtwerks festigen. Trotz mancher Versuche, etwa ein lyrisches Jugendwerk (ca. 1800-1812) abzugrenzen und in seiner Genese chronologisch zu analysieren,<sup>22</sup> hat sich nicht die grundlegendere Erkenntnis durchgesetzt, dass Eichendorffs Werk wie das kaum eines anderen Romantikers einer Entwicklung unterworfen war, die stets durch historisch einschneidende Ereignisse ausgelöst oder katalysiert wurde. In der Tat stand im Hintergrund der bisherigen Interpretationspraxis ein nie in seiner Validität begründeter, immer schon vorausgesetzter »synchrone[r] Werkbegriff«.<sup>23</sup> Diese problematische Grundannahme von der Entwicklungslosigkeit des Gesamtwerks betrifft aber nicht nur insofern den

20 Insbesondere die in der Aufsatzsammlung Oskar Seidlins unter den Titeln »Zeitbild« und »Menschenbild« zusammengefassten, für den damaligen Forschungsstand wegweisenden Aufsätze (Seidlin 1965, Versuche, S. 74-160; 161-280) blieben hier der prinzipielle Bezugspunkt entsprechender späterer Arbeiten.

21 Besonders symptomatisch hierfür sind die im Aufsatzsammelband von Klaus Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, zusammengefassten Beiträge. Zumind. vom Ansatz her eine partielle Ausnahme bildet Ries 1997, Zeitkritik; zur Diskussion dieser Arbeit s. den zweiten Teil der Einleitung.

22 Regener 2001, Studien Frühwerk; diese ›suchende‹ Werkphase bezeichne ich im Folgenden, anders als Regener, als »Jugendwerk« in Abgrenzung zu dem ab ca. 1810 seine festen Konturen gewinnenden und bis in die 1830er Jahre konzeptuell stabilen »Frühwerks«.

23 Obwohl Regener 2001, Studien Frühwerk, diesen »synchronen Werkbegriff« durch die chronologisch verfahrenende Analyse der Jugendliryk (bis 1812) partiell überwindet, wird dieser in der Einleitung (S. 14) etwas unentschieden erst als »angemessen« »im Fall Eichendorff«, dann aber – zu Recht – als »ahistorisch« bezeichnet: »So sehr es im Fall Eichendorff angemessen sein mag, einen synchronen Werkbegriff zugrunde zu legen [...]: das Verfahren ist ahistorisch.«

Gegenstandsbereich der vorliegenden Arbeit, als sich durch die erstmalige Definition eines eigenständigen Spätwerks gleichsam automatisch die Frage nach entsprechenden Abgrenzungskriterien ergibt, sondern weil paradoxerweise in diesem weitgehend unerforschten Gegenstandsbereich der positive oder negative Hauptbezugspunkt nahezu aller Schulen und Zweige der Eichendorff-Forschung liegt; das in der gesamten bisherigen Forschungstradition vorherrschende und direkt oder indirekt im Hintergrund beinahe jedes Werkzugriffs stehende Bild von Eichendorff als einem paradigmatischen ›katholischen Autor‹ und Repräsentanten einer ›katholischen Spätromantik‹ bezieht seine Legitimation ausschließlich aus Schriften dieser Spätphase; die zwischen 1846 und 1857 publizierten literarhistorischen Schriften sind häufiger, wenn nicht standardmäßiger Bezugspunkt der Interpretationspraxis, bisher aber nie selbst Gegenstand einer historisch adäquaten Interpretation gewesen. Deren katholisches Profil wurde in den wenigen Analysen aus seinem konkreten historisch-politischen Entstehungskontext herausgelöst, als das Grundaxiom eines keiner Entwicklung unterworfenen, immanent-autonomen Gedankenkosmos des Autors gewertet und entsprechend als hermeneutischer Universalschlüssel des Gesamtwerks missbraucht; früher oder später rekurriert beinahe jede Interpretation des lyrischen oder erzählerischen Werks auf das ›christlich-katholische Dichtungsverständnis‹ des Autors, das dieser im letzten Lebensjahrzehnt formuliert hat;<sup>24</sup> auch und insbesondere Arbeiten zum politischen Denken oder zur »Zeitkritik« gehen nahezu immer von der unhinterfragten Grundannahme aus, die in den späten literarhistorischen Schriften geäußerten Ansichten, die dabei noch in konturlos-vage, existenzialistisch-anthropologische Kategorien gebannt werden, seien in allen Lebens- und Werkphasen gleichermaßen bestimmend gewesen. Vereinzelt vernehmbare Zweifel an der methodischen Validität einer solchen Interpretationspraxis, die Äußerungen aus einer spezifischen Werkphase unhinterfragt mit dem Gesamtwerk kurzschließt, sind über die bloße Konstatierung des Problems nicht hinausgekommen.<sup>25</sup> Offen blieb, worin genau das Spezifische dieser späten Stellungnahmen besteht, unter welchen konkreten Bedingungen es sich ausgebildet hat und inwiefern es sich somit zu früheren Werkphasen verhält. Damit ist das zweite Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit bereits benannt. Mit der erstmaligen Erschließung des Spätwerks im Horizont seines historisch-politischen Kontextes verbindet sich auch ein grundlegend neuer Blick auf das Eichendorffsche Gesamtwerk und seine Entwicklung.

24 Das gilt auch und gerade für solche Arbeiten, die sich von diesem Bild polemisch bis provokativ abzusetzen versuchen und etwa eine »Dekonstruktion« zwischen den »allzu orthodoxen« Ansichten des Autors und seinem »unorthodoxen« Werk verfolgen (und dabei *beides* als unwandelbar voraussetzen, *beides* aus seinen historischen Bedingtheiten herauslösen und absolut setzen), vgl. dazu v. a. die Arbeiten Alexander von Bormanns (1968, *Natura loquitur*; 1985, *Kritik der Restauration*, hier S. 80 das programmatische Zitat: »[...] meine Warnung, Eichendorff zu orthodox ausulegen«).

25 So bekennt etwa Hollender 1995, *Poesie und Religion*, S. 165, der das Verdienst hat, auf dieses methodische Problem eindringlich hingewiesen zu haben, dass es ihm »nicht möglich [war], eine eigenständige Alternative zu den kritisierten Stereotypen der Eichendorff-Forschung [...] zu entwickeln«.

Welches sind hier die entsprechend neuen Perspektiven? Dafür ist zunächst von einem Hauptergebnis auszugehen, das sich aus der Neulektüre des literarhistorischen Werks ergeben hat.<sup>26</sup> Eichendorffs literarhistorische Schriften waren keine dichtungstheoretischen oder literarkritischen Aufsätze, sondern pointierte Beiträge zu einer Frage, die in der Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts vornehmlich diskutiert wurde, zur Frage nämlich nach den geistigen Grundlagen für die Staatswerdung der deutschen Nation;<sup>27</sup> diese Diskussion über die nationale Identität (und deren politische Verwirklichung) aber war spätestens seit den 1840er Jahren konfessionell aufgeladen, wobei eine kleindeutsch-protestantische Tendenz schrittweise Deutungshoheit erlangen konnte und sich in der Romantikkritik verdichtete. Welche Stellung bezog innerhalb dieser Diskussion nun der »letzte Romantiker«, der selbst in die Rolle des Literarhistorikers schlüpfte? Die Antwort ist rein vom Ergebnis her betrachtet eigentlich sehr einfach: Eichendorff war der erste Historiograph, der in der Romantik eine »deutsche Bewegung«<sup>28</sup> gesehen und gefeiert hat. Welche Bedeutung aber hat innerhalb dieser Lesart »das Katholische«? Auch hier ist die Antwort rein vom Ergebnis her betrachtet einfach: In einer Zeit, als die Romantik aufgrund ihres konfessionellen Stigmas als undeutsch und antinational diffamiert wurde, hatte er die Kühnheit, sie zur »deutschen Bewegung« zu erklären, *weil* sie katholisch war. Zu verstehen ist diese streitbare Position nur durch die Zeit, in der sie bezogen wurde und durch die vorausgegangen Positionen, auf die sie reagierte. Dafür sind allerdings Konfession und Nation als Schlüsselbegriffe der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung im Allgemeinen und der Romantikdiskussion im Besonderen zu erkennen, was durch eine von der deutschen Historiographie ererbte »Konfessionsblindheit« (Dieter Langewiesche) bisher kaum der Fall war.<sup>29</sup> Die »katholische Verschärfung« des Eichendorffschen Spätwerks verweist auf keinen rein konfessions- oder gar kirchengeschichtlichen Diskurshorizont, der gleichsam als extern zu den »allgemeinen«, sozusagen »konfessionsneutralen« Problemstellungen der Zeit vorstellbar wäre, sondern ist streitbare Reaktion auf eine zunehmend *konfessionalisierte Nationalbewegung*, die sich zumal im Rahmen der vormärz-

26 In komprimierter Form wurden die wesentlichen Ergebnisse aus Kapitel B.I.I und B.III. bereits vorab publiziert, vgl. van Essenberg 2019, Zu ringen um das Reich, hier S. 411-420.

27 Einschlägige, seit den 1980er Jahren vermehrt publizierte gattungsgeschichtliche Studien wie besonders diejenige von Fohrmann 1989, Projekt einer nationalen Literaturgeschichte, wurden in der Eichendorff-Forschung bisher nicht rezipiert; Eichendorffs Beiträge wurden aus der Gattungsgeschichte stets herausgelöst, was zur Aufrechterhaltung der Generalthese, es handle sich hierbei um »subjektive« Arbeiten, um den »eigenwilligen« Ausdruck eines »persönlichen, konfessionell gebundenen Standpunkts«, allerdings nötig war; dazu ausführlich Kapitel B.III.

28 *Geschichte des Dramas*, 1854, KA VI, S. 778.

29 Die bald sprichwörtliche »Konfessionsblindheit« insbesondere der historischen Nationalismusforschung wurde erstmals ausdrücklich beklagt bei Langewiesche 1995, Nation, S. 216; zur produktiven Überwindung des Problems in den Geschichtswissenschaften vgl. u. a. den Sammelband Haupt/Langewiesche 2001, Nation und Religion in der deutschen Geschichte. Bei Fohrmann 1989, Projekt, wird aufgrund der richtigen Grundfragestellung nach dem nationalen Diskurshorizont der Literaturgeschichtsschreibung durchaus auch auf konfessionelle Gegensätze in der Identitätsdiskussion rekurriert, allerdings eher okkasionell; es fehlt v. a. eine speziell auf die Romantikdiskussion konzentrierte Darstellung.

lichen Literaturgeschichtsschreibung *antiromantisch* artikuliert. Das heißt, dass sich das konfessionelle Element in Eichendorffs Beiträgen weder als »dichtungstheoretische« Ansicht bestimmen noch überhaupt als solches isolieren lässt, sondern als integraler Bestandteil eines nationalen Diskurshorizonts zu werten ist. Eichendorff konstruierte eine katholische Nationsidee, die entsprechend historisch abgesichert wurde.

Im Hinblick auf die Werkentwicklung nun erweist sich diese katholische Nationsidee, die exklusive Identifikation von Konfession und Nation also, als späte Umbesetzung einer ursprünglich überkonfessionellen Nationsidee, die Eichendorff unter dem Eindruck der Befreiungskriege gewonnen hatte und der er bis in die frühen 1840er Jahre hinein verpflichtet war. Die Forschungstendenzen der letzten Jahrzehnte, in Eichendorff den »ökumenischen«<sup>30</sup> Christen zu profilieren, weisen hier nur scheinbar in die richtige Richtung; denn das überkonfessionelle Denken des frühen<sup>31</sup> Eichendorff beruhte nicht auf theologischen Erwägungen, es erstreckte sich nicht auf kirchliche Reunions- oder innerkatholische Reformbemühungen – wobei in der Tat durch die Überfixierung auf das vereinseitigte Bild des »ultramontanen« Autors die gelebte Toleranz etwa in der ideell gegründeten Freundschaft mit dem freimaurerischen Kantianer und Kulturprotestanten Theodor von Schön lange übersehen wurde –,<sup>32</sup> sondern war in eine bestimmte Nationsidee eingebunden. Der frühe Eichendorff erwartete, zusammen mit den meisten jungen »Patrioten« in der Zeit der Befreiungskriege, eine »höhere Einheit der Kirchen« im Zeichen der Nation, der gemeinsame Kampf gegen Napoleon wurde als kollektive Feuertaufe erlebt, die nach Jahrhunderten der konfessionellen Spaltung die nationale Einheit gebären würde. Eichendorff hat sich daher nicht von einem ökumenischen zu einem ultramontanen, von einem offen-toleranten zu einem dogmatisch-intransigenten Katholiken entwickelt, sondern eine nationale Idee verabschiedet und eine politische Allianz aufgekündigt. Mit seinen späten katholischen Streitschriften hat er – im Übrigen erst sehr spät – auf die Erkenntnis reagiert, dass einem überkonfessionellen Nationsideal der Boden längst entzogen war; er identifizierte nun – im Gegenextrem gegen den dezidiert protestantisch-antikatholischen Nationalismus der Kleindeutschen – alles wahrhaft Nationale mit der katholischen Kirche.

Die dezisionistische Schärfe, mit welcher Eichendorff diesen katholischen Standpunkt profilierte und der kleindeutschen Tendenz den Kampf ansagte, erklärt sich dabei vollends erst dadurch, dass in der öffentlichen Diskussion mit Preußen ein Staat

30 Vgl. dazu v. a. Schiwy 2007, Biographie, hier bereits im Vorwort S. 13 die gleichsam werbestrategische Ankündigung: »Dabei hat sich das Bild Eichendorffs in erstaunlicher Weise erweitert und auch in manchen Zügen verändert: [...] – von einem kindlich gläubigen Katholiken zu einem ökumenisch orientierten Christen, dessen theologische Überzeugungen seiner Zeit voraus sind«; zur umfassenden Würdigung dieser verdienstvollen »biographie intellectuelle« über den »Dichter in seiner Zeit« (Untertitel des Buches) s. u. den zweiten Teil der Einleitung.

31 Mit »Frühwerk« wird im Folgenden (anders als bei Regener 2001, Studien Frühwerk) stets die dem Spätwerk vorausgehende, konzeptuell weitgehend konstante Werkphase bezeichnet, die ab etwa 1808/1809 mit der *Abkehr* von einer schwärmerisch-pantheistisch-ästhetizistisch-novalisierenden *Jugendphase*, beginnt; zur (neuen) Phasengliederung vgl. systematisch und umfassend Kapitel C.

32 Vgl. dazu die wegweisenden Arbeiten von Wolfgang Frühwald (s. u.) sowie in der vorliegenden Arbeit besonders den resümierenden Exkurs in Kapitel D.

immer ausschließlicher auf ein kulturkämpferisches Nationsideal festgelegt wurde, dem Eichendorff selbst über viele Jahrzehnte hinweg eine bevorzugte Rolle innerhalb des nationalen Einigungsprozesses zugesprochen hatte. Eichendorff war nämlich, allen gegenläufigen Erwartungen und Beteuerungen zum Trotz, als Dichter wie als Beamter ursprünglich intensiv beteiligt an der Konstruktion eines ›deutschen Berufs‹ des preußischen Staates. In der bisherigen Forschung konnte die produktive Identifikation Eichendorffs mit dem Hohenzollernstaat aufgrund vager Analogieschlüsse nicht erkannt werden; Eichendorff galt eben als ›katholischer‹ bis ›ultramontaner‹ Autor, und so schien sich kaum ein sinnvoller, gar identifikatorischer Zusammenhang mit dem paradigmatischen ›protestantischen Staat‹ zu ergeben; dass die oberschlesische Heimat des ›katholischen Dichters‹ erst wenige Jahrzehnte vor dessen Geburt von Friedrich II. (›dem Großen‹) Österreich entrissen und dem preußischen Staat gewaltsam einverleibt wurde, tat ein Übriges, um hier einen Gegensatz zu vermuten.<sup>33</sup> Die Eichendorffsche Beamtenlaufbahn erschien daher in der bisherigen Forschung nicht nur insofern als »notwendiges Übel«,<sup>34</sup> als sich der ›absolute Lyriker‹ in eine ihm a priori fremde Tätigkeit, der träumerische Romantiker in eine ihm ungemäße ›harte Wirklichkeit‹, sondern insofern sich der oberschlesische Katholik in den Dienst eines ihm grundsätzlich suspekten Staatswesens gestellt sah. Damit wurde aber übersehen, dass Eichendorff, der ehemalige Jäger des berühmten »Lützower Korps« und Offizier der preußischen Landwehr, als Dichter und Beamter die ganzen 1820er und 1830er Jahre hindurch am Aufbau eines ›besseren Preußen‹ mitarbeitete, das sich nach dem Vorbild der Reformära zu einem Vorreiter der Freiheitsbewegung, zu einem Agenten der Vermittlung zwischen den deutschen Staaten und insbesondere des Ausgleichs zwischen den Konfessionen entwickeln und in dieser Eigenschaft eine führende Rolle innerhalb einer föderal und überkonfessionell-christlich definierten Nationsbildung einnehmen sollte. Somit sah sich die Erschließung des Spätwerks mit einem weiteren forschungsgeschichtlichen Problem konfrontiert: Das, wovon sich die späten Schriften – der eigentliche Gegenstandsbereich der Arbeit – unterscheiden, musste selbst erst ausführlich begründet werden. Das umfangreiche Grundlagenkapitel rollt daher die Eichendorffsche Beamtenlaufbahn neu auf und verfolgt dabei das die 1820er und 1830er hindurch konstante und erst in den 1840er Jahren aufgegebene Bemühen, Preußen von innen her umzugestalten, um einer großdeutsch-föderal-überkonfessionellen Nationsbildung den Weg zu bereiten. In diesem Zusammenhang werden einerseits die in den 1830er Jahren verfassten presserechtlichen und verfassungspolitischen Schriften, die ähnlich wie das Spätwerk immer noch im Schatten der (auf das lyrisch-erzählerische Werk fixierten) Forschung stehen, aus ihren konstellationsgeschichtlichen Zusammenhängen heraus neu interpretiert. Das hauptsächliche Erkenntnisinteresse aber geht natürlich

33 Entsprechend suggestive Hinweise auf diesen Hintergrund ziehen sich bereits durch alle biographischen Darstellungen und prägen von daher das allgemeine Urteil, vgl. dazu ausführlicher Kapitel A. I. 3. 2.

34 Vgl. die aus sozialgeschichtlicher Perspektive formulierte Kritik an der Marginalisierung der Beamtenlaufbahn von Frühwald 1988 [1979], *Der Regierungsrat Eichendorff*, Zitat S. 271; zur kritischen Besprechung dieser wegweisenden Arbeit s. den zweiten Teil der Einleitung.

auf die komplexe Umbruchphase in Eichendorffs Denken und Werk, die sich ab 1837 bemerkbar macht. Erst das ›Kölner Ereignis‹ von 1837, die ohne Rechtsgrundlage erfolgte Verhaftung und Gefangennahme des Kölner Erzbischofs Clemens August zu Droste-Vischering durch den preußischen Staat, entzog der Idee eines ›besseren‹, aus dem überkonfessionellen Geist der Befreiungskriege geborenen Preußen die reale Basis; der Vorgang bildete das Fanal für eine kulturkämpferische Publizistik, von der Eichendorff nicht unberührt bleibt. Mit Friedrich Wilhelm IV. ersteigt dann zwar im Jahr 1840 ein Monarch den Thron, der diesen Konflikt beilegt, eine überkonfessionelle Sammlungspolitik verfolgt und etwa durch seine Unterstützung des Kölner Dombauprojekts vielfache Signale für eine am überkonfessionellen »Geist von 1813« orientierte, großdeutsch-föderale Nationsbildung setzt. Eichendorffs Verhältnis zu der von diesem König inaugurierten ›neuen Ära‹, an der er dienstlich und literarisch lebhaft Anteil nimmt, ist allerdings sehr ambivalent. So steht etwa dem 1841 erschienenen ersten Band der Eichendorffschen Gesamtausgabe ein programmatisches Widmungsgedicht an den König voran, den Eichendorff – wie viele der Zeitgenossen – als ›Romantiker‹ apostrophiert und von dem er entsprechende politische Impulse erwartet. Gleichzeitig hatte sich die kleindeutsch motivierte Kritik an diesem König, der allen kulturkämpferischen und hegemonialpolitischen Wunschvorstellungen, wie sie etwa von den Junghegelianern propagiert wurden, einen Riegel vorschob, sehr bald auf das »Romantische« als eigentliche Wurzel des Übels eingeschossen; ›Romantik‹ und ›kleindeutsch‹ wurden nun unversöhnliche Gegensätze. Weil die Zeitgenossen die ideologische Nähe zwischen dem »letzten Romantiker« und dem »Romantikerkönig« registrierten, geriet auch und insbesondere das Eichendorffsche Werk in den Sog dieser politisch-national motivierten Romantikkritik – allerdings zu einem Zeitpunkt, als Eichendorff, der als reformorientierter Beamter insbesondere auf Neuimpulse in der Verfassungsfrage drängte, selbst ein ambivalentes Verhältnis zu der quietistischen bis reaktionären Innenpolitik Friedrich Wilhelms IV. entwickelt hatte, was schließlich in die vorzeitige Pensionierung im Jahr 1844 mündete. Kurz: Die ideologische Nähe zwischen dem »letzten Romantiker« und dem »Romantikerkönig« wurde in einem Moment öffentlich bestätigt, als sie bereits brüchig geworden war. Die Romantik war im öffentlichen Bewusstsein kompromittiert, und Eichendorff, dessen energische Reformbemühungen innerhalb der preußischen Verwaltung nicht allgemein bekannt waren, galt nun für manche Kritiker als letzter literarischer Repräsentant einer politisch impotenten, undeutschen, reaktionären Bewegung. Daraus resultierte eine tiefgreifende Identitätsproblematik, die Eichendorff zu einer Neubestimmung der politischen Bedeutung der Romantik führte. Im Verbund mit dem durch die Trierer Wallfahrt von 1844 erneut, und zwar wiederum in Preußen ausgebrochenen konfessionell-nationalen Bürgerkrieg entstehen schließlich in den Jahren zwischen 1844 und 1846 eine Reihe von publizistischen Schriften, die allesamt fragmentarisch oder unveröffentlicht bleiben, aus denen aber unmittelbar die erste literarhistorische Artikelserie hervorgeht, die 1846 in den »Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland« erscheint. Hier bemüht sich Eichendorff nun um eine Scheidung der Geister entlang scharf gezogener konfessioneller Trennlinien. Das Spätwerk beginnt im engeren Sinn mit der Publikation dieser für das letzte

Lebensjahrzehnt programmatischen Schrift, in der nun romantische, katholische und nationale Bewegung miteinander überblendet werden, in einem weiteren Sinn mit der Umbruchphase, die dieser Neubestimmung vorausgegangen war. Hier erweist eine zusammenhängende Analyse, inwiefern alle in diesem Zeitraum entstandenen Schriften von einem primär nationalen Erkenntnisinteresse getragen sind, und wie in der Reaktion auf die Konfessionalisierung der Nationalbewegung einerseits, in Absetzung von der zunehmend ambivalenten Rolle eines protestantischen Königs, der in der öffentlichen Polemik als kryptokatholisch galt, andererseits, Konfession und Nation in Eichendorffs Schriften zunehmend miteinander verschmolzen, bis beides als deckungsgleich erschien. Ein ursprünglich überkonfessionell definiertes und an eine bestimmte Vorstellung des preußischen Staates gekoppeltes Nationsideal wurde katholisch vereinheitlicht, wobei sich dadurch ›das Katholische‹ auch erst als identitätsbildend für den späten Eichendorff herauskristallisierte.

Insgesamt betrachtet stellte sich somit heraus, dass die konfessionellen Profile und Optionen synchron als Funktion eines übergeordneten nationalen Diskurses und diachron als späte Umbesetzung eines nationalen Initiationskomplexes (1813) zu werten sind; für das Gesamtwerk ist daher nicht das religiöse oder gar konfessionelle, sondern das nationale Selbstverständnis des Autors die primär prägende und bis zuletzt grundlegende Konstante. Durch diesen Befund erhellen sich aber auch erst die merkwürdigen Untiefen, toten Winkel und blinden Flecken in der bisherigen Forschungsgeschichte. Denn Eichendorff galt einmal als »deutscher der deutschen Dichter«. <sup>35</sup> Die um 1900 einsetzenden Forschungsbemühungen standen eindeutig unter dem Zeichen eines teils extremen Nationalismus und gerieten bald in den Sog der allgemeinen nationalistischen Aufwertung der Romantik in den 1920er und 1930er Jahren. Hier schließt sich daher der Bogen zu den Wandlungen innerhalb der Geschichte des deutschen Romantikmythos: Die in der Germanistik nach 1945 dominierende Methode der werkimmanenten Interpretation wurde nicht völlig zu Unrecht als großangelegte Verdrängungsstrategie im allgemeinen Katzenjammer über die Schuldverstrickung eines Faches bezeichnet, das sich vormals als »deutsche Wissenschaft« legitimiert und auch an den schrittweisen Verschärfungen dessen, was als »deutsch« galt, partizipiert hatte. <sup>36</sup> Das betraf das

35 Die Zuschreibung stammt von Wilhelm Kosch, dem Gründungsvater der modernen Eichendorff-Forschung, und findet sich prominent plaziert in der Einleitung des ersten Bands der Historisch-Kritischen Ausgabe (HKA I/1, S. VIII).

36 Vgl. etwa Wiedemann 1989, Germanistik als Nationalphilologie?, S. 24: »Man hat diese [werkimmanente, N. v. E.] Vorliebe [...] wohl zurecht als Teil des großen Verdrängungsprozesses gedeutet, der die ersten 20 Jahre der Bundesrepublik politisch und kulturell charakterisierte. 1966 leitete der Germanistentag von München eine alles in allem wohl akzeptable Aufarbeitung der eigenen Wissenschaftsgeschichte und damit des eigenen Sündenfalls ein, was fast notwendig auch eine Rehistorisierung des Gegenstandes, der Literatur, nahelegte.« Diese Kritik begann in der Tat mit dem Germanistentag von 1966, wegweisend ist der in dessen Gefolge entstandene Aufsatzband von Lämmert / Killy / Conrady / Polenz 1980 [1967], Deutsche Wissenschaft. – Freilich waren entscheidende Impulse zur methodologischen Neuorientierung schon vor 1945 entwickelt, konnten aber erst durch die Schubwirkung von 1945 ihre breite Wirksamkeit und Dominanz entfalten, vgl. zur Differenzierung Danneberg 1996, Werkimmanente Interpretation; stärker die Kontinuität zur Zeit vor 1945 betonend am Beispiel Benno von Wiese Lauer 2003, Droste, S. 200 f.

Fach im Allgemeinen, aber die Romantik sah sich nach 1945 aus eingangs angedeuteten Gründen einem besonderen Rechtfertigungsdruck ausgesetzt; sie wurde zum teils alleinigen Sündenbock der Vorkriegs-Germanistik erklärt, während etwa die Klassik – vormals ebenso Projektionsobjekt nationaler Hybris – ein Interesse nach Kontinuität befriedigte und sich wie der Phönix aus der Asche hob.<sup>37</sup> Der historische Zugriff auf Eichendorff sah sich hier aber mit einem noch einmal zusätzlichen Problem konfrontiert: Das nach 1945 vorherrschende, autonomieästhetische Eichendorff-Bild war Reflex auf den herausgehobenen Status, den dieser berühmteste Dichter Oberschlesiens, jenes Landes, das bis 1945 als »Vorposten des Deutschtums« inmitten der »breit[en] und drohend[en]« Wogen »slawischen Volkstums«<sup>38</sup> Gegenstand einer beispiellosen nationalistischen bis rassistischen Agitation war, in der öffentlichen Wahrnehmung lange besessen hatte; Eichendorff war Kronzeuge für den deutschen Osten, nicht erst in der Propaganda des Dritten Reiches, nicht erst nachdem die Eichendorff-Stiftung gleichgeschaltet und dem oberschlesischen Gauleiter unterstellt wurde;<sup>39</sup> dieser nationalistische

37 Bezeichnend ist hier der eingangs ausschnittsweise zitierte Vortrag von Fritz Strich; allen dort aufgezählten Negativ-Eigenschaften der Romantik korrespondieren positive der Klassik, vgl. Strich 1949, *Klassik und Romantik*, S. 9 ff. Dabei ist sehr deutlich, wie mühelos frühere Zuschreibungen im Sinne gewandelter Problemlagen umgedeutet werden konnten; begründete die Romantik vor 1945 die welthistorische Sonderstellung der Deutschen gegenüber der europäischen Aufklärung, so nun den negativ verstandenen Sonderweg gegenüber einer positiv verklärten westlichen Norm; begründete die Klassik vor 1945 die Weltsendung des Deutschtums, so erscheint sie nun als Referenzpunkt für einen kosmopolitischen Auftrag der Deutschen, für ihr selbstloses Aufgehen in (West-)Europa; wissenschaftspolitische Interessen der Verdrängung, Geschichtsapologie und Traditionssicherung spielen hier in komplizierter Weise zusammen. Zum Moment der *anti-romantisch* legitimierten »Traditionssicherung« eines bestimmten Moderneparadigmas (Habermas, Marquard) vgl. die stellenweise vereinfachende und polemisch pointierte, offen gegen Habermas etc. Partei nehmende, in der Sache aber zu Recht auf ein ähnliches Problemweisende Streitschrift »Antimoderne – Zu einem Topos der Romantikkritik« bei Pornschlegel 2017, Hyperchristen, S. 127-150, Zitat S. 147. In der Tat werden über den negativen Projektionsbegriff »Romantik« immer wieder verschiedenste Phänomene zusammengebunden, um gemeinsam in einen Topf geworfen zu werden.

38 Die Stellungnahme von Fritz von Reiche (»Oberschlesien ein europäisches Problem«, 1924; nach Hollender 1997, *Rezeption*, S. 506) ist nur eine von unzähligen anderen der ersten Jahrhunderthälfte: »In diesem Weltkampf steht das Slawentum – nicht nur äußerlich der Nachbar des Ostens – für Asien, steht der deutsche Osten, steht Oberschlesien überhaupt für Europa. Oberschlesien ist die äußerste Spitze der großen Halbinsel des Deutschtums, die sich als das schlesische Land in ungefähr gleichmäßiger Breite nach Südosten erstreckt, ein Gegenstück zu jener anderen, nordöstlichen Halbinsel, welche der polnische Korridor von Ostpreußen trennt. Zwischen diese beiden Vorposten des Deutschtums schiebt sich breit und drohend slawisches Volkstum. [...] Ob in unserem Kampf mit der slawischen Welle die Dämme des Deutschtums sich stark genug zeigen werden, oder ob es den Slawen für immer gelingt, in Danzig und Oberschlesien Grundlagen und Rüstzeug westlicher Weltpolitik zu erwerben, – das ist keine Frage, die nur uns selber angeht. Hinter dem Slawentum steht Asien!«

39 Vgl. aus den unzähligen Vereinnahmungen nur Hans Christoph Kaergel (Bekenntnis zu Eichendorff, in: *Der Oberschlesier 20* [1938], S. 639 f.; nach Lämmert 1967, Eichendorffs Wandel unter den Deutschen, S. 239): »Wenn wir nun wissen, daß Eichendorff alles, aber auch alles aus seinem Wesen, aus der oberschlesischen Seele empfing, so haben wir damit der ganzen Welt den Beweis erbracht, daß Oberschlesien bestes deutsches Land ist. Denn es wird keinen Menschen in der Welt geben, der nicht im Liedersänger Eichendorff den deutschesten Sänger erkennen würde.« Die

Status Eichendorffs verflog aber nicht einfach sang- und klanglos nach dem Kahlschlag von 1945, wie in so vielen anderen Bereichen; die nationalistische Inanspruchnahme des oberschlesischen Dichters verstummte nicht, sondern lebte im publizistischen Bereich der Vertriebenenverbände und Landsmannschaften, nun unter dem scheinbar harmloseren, mit der Zeit auch tatsächlich immer stärker verbiedermeierlichten Signum der »Heimatssehnsucht«, teils direkt, teils indirekt fort. Es verwundert kaum: Das Thema ›Nation‹ wurde innerhalb der Eichendorff-Forschung, die mit einem bestimmten Eichendorff-Bild, das von der Vertriebenenpublizistik aus politischen Gründen bis ans Ende des 20. Jahrhunderts weitergepflegt wurde, nicht in Verbindung gebracht werden wollte, ein Tabu. Man muss genau hinschauen, von was für einem gewaltigen, immer noch gegenwärtigen Problemkomplex sich viele Arbeiten nach 1945 nur indirekt, scheinbar verhalten und teils zwischen den Zeilen abzugrenzen versuchen.<sup>40</sup> Der einzige Beitrag, der sich nach 1945 der Aufarbeitung dieses tiefliegenden Problems verschreiben sollte, stand dann jedenfalls bereits unter autonomieästhetischen Vorzeichen: Eberhard Lämmert hat 1967 »Eichendorffs Wandel unter den Deutschen« thematisiert, dabei aber alle nationalistischen Vereinnahmungen kurzerhand zur »Verfälschung« und »Verzerrung« des »eigentlich Literarischen« gestempelt und damit letztendlich wegrelativiert; die Frage nach immanenten Zusammenhängen zwischen Rezeption und Gegenstand wurde nicht inhaltlich-historisch, sondern allein über formalästhetische

Geschichte der Eichendorff-Forschung, ihrer Vertreter, publizistischen Organe und Institutionen ist mittlerweile vorzüglich aufgearbeitet, vgl. zuletzt den informativen und umsichtigen Beitrag von Regener 2016, Eichendorff nachgelassen, dort mit weiteren Literaturangaben.

40 Vgl. etwa die einleitenden Ausführungen zum Kapitel »Oberschlesien: Sprache, Volk, Adel« in der Biographie von Stöcklein 1963, S. 11: »Schlesien war erst vor wenigen Jahrzehnten der Kaiserin Maria Theresia entrissen worden, als Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff am 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren wurde. Wie sah damals Oberschlesien aus [...]? Die Bevölkerung war damals, historischen Zeugnissen zufolge, nur zu einem Teil deutschsprechend, zu einem anderen, wohl größeren Teil sprach sie das Polnische oder das Wasserpolnische. Genauere Feststellungen werden auch gewiegtten Historikern schwer, denn wir stehen im goldenen achtzehnten Jahrhundert, das uns über Nationalitäts- und Sprachprobleme nicht besonders viele Dokumente hinterlassen hat, weil es hoch über diesen Problemen stand. Noch war das Nationalbewußtsein kaum erweckt und erst recht kein Nationalismus entfacht. Eigentlich sollten wir dem schönen Beispiel dieses Jahrhunderts folgen und die Sprach- und Volksfragen in unserer Biographie bagatellisieren. [...] Behandeln wir sie kurz!« Noch 1988 schrieb Alfred Riemen im Vorwort des Sammelbandes »Ansichten zu Eichendorff«, S. 7: »Zu häufig noch gilt Eichendorff als unbeschwerter, von problematischen Aspekten unberührter, fröhlicher Natur- und Wanderpoet, oder gar als nationaler Heimatdichter. Gewiß sind derartige Klänge seinem Werk nicht fremd, aber sie sind nicht die einzigen und keineswegs die wichtigsten.« Im Übrigen werden dabei als »Wegbereiter« eines neuen, »guten« Kapitels innerhalb der Forschungsgeschichte neben »Stöcklein« die Archegeten der werkimmanenten Interpretation, »Seidlin« und »Alewyn« genannt. – Kontrastiv sei aus dem Grußwort des Vorsitzenden der Landschaftsversammlung Rheinland in einem Ausstellungskatalog der Stiftung Haus Oberschlesien noch von 1985 (!) zitiert, wo es heißt, dass die »oberschlesische Landsmannschaft« Eichendorff »mit Recht als einen herausragenden Zeugen ihres (!) kulturellen Erbes für sich (!) verbuchen« kann, »der bei aller Weifläufigkeit seines Werkes seiner angestammten (!) Heimat stets die Treue gehalten hat« (Stiftung Oberschlesien 1985, Eichendorff, S. 9). An dieser Stelle soll nicht das wohlfeile und inflationär übliche ›Bashing‹ gegen die Vertriebenenverbände aufgenommen, sondern auf deren problematische Stellung innerhalb der Forschungsgeschichte zu Eichendorff hingewiesen werden.

Kriterien gestellt und beantwortet: Eichendorffs stereotyper und scheinbar inhaltsloser Formelstil sei für spätere Instrumentalisierungen besonders anfällig gewesen; so verfiel fast die gesamte Rezeptionsgeschichte (und ein nicht unbedeutender Teil der Forschungsgeschichte) zwischen 1900 und 1945 dem Verdikt des »ungenauen Lesens«. <sup>41</sup> Die These, Eichendorff wäre von nationalem Denken unberührt geblieben, wird unausgesprochen vorausgesetzt, ihre vermeintliche Plausibilität schimmert aber indirekt in den wiederholten Hinweisen auf den christlichen Horizont des Autors bzw. den religiösen Grundzug seiner Dichtung durch; im Hintergrund steht die Grundannahme von einem apriorischen Gegensatz zwischen Religion und Nationalismus, der in einem vagen Analogieschluss auf Eichendorffs »katholisches« Denken und Werk übertragen wird. Das verrät freilich mehr über den perspektivischen Standpunkt Lämmerts im Jahr 1967 als über den behandelten Gegenstand: Seine Dichotomisierung von Religion und Nationalismus konnte ihre Plausibilität nur aus der »restaurativen« <sup>42</sup> Stimmung der 1950er und noch der 1960er Jahre gewinnen, als etwa der moralische Nimbus der katholischen Kirche als einziger nicht gleichgeschalteter Institution und als partielles Bollwerk des Widerstandes innerhalb des Dritten Reiches noch nicht verblasst war, die allgemeine christliche Erneuerung der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft jedenfalls von vielen als Antidot gegen die Nachwirkungen der NS-Zeit verstanden wurde. Die historische Existenz eines »katholischen Nationalismus« dagegen wurde auch in den Geschichtswissenschaften erst spät registriert. <sup>43</sup>

Überspitzt gesagt: Was von Eichendorff blieb, waren, außer dem hohen ästhetischen Rang seiner als autonom verstandenen Dichtung, religiöse Werthaltungen. Eichendorff war ein Autor für Liebhaber seiner Poesie oder ein Autor für all jene, die sich mit seinem christlichen Horizont identifizieren konnten. Beides, der autonomicästhetische wie der weltanschaulich-identifikatorische Zugang, setzt aber die Aufhebung jener Distanz voraus, die wissenschaftliche bzw. historische Erkenntnis benötigt; so werden auch die teils akrobatischen apologetischen Konstruktionen verständlich, die immer wieder auftreten, wo sich Interpretieren mit unabweisbar nationalistischen Passagen konfrontiert sehen; <sup>44</sup>

41 Lämmert 1967, *Wandel unter den Deutschen*, S. 232 ff.; im letzten Absatz (S. 252) wird die programmatische Orientierung an der autonomicästhetischen Interpretationsschule auch offen ausgesprochen: »Die Anregung, der Wirkungsgeschichte Eichendorffs nachzugehen, danke ich den Eichendorff-Studien Richard Alewyns.« Dieser ebenso brillante wie forschungsgeschichtlich problematische Beitrag wird in Kapitel B.I.2, in dem die Konstellationen und Rezeptionshorizonte des Spätwerks besprochen werden, ausführlicher diskutiert. Hier wie dort geht es allein um die kritische Erörterung von Lämmerts Bedeutung innerhalb der Eichendorffschen Forschungsgeschichte; die prominente und verdienstvolle Rolle, die Lämmert in der Aufarbeitung fachgeschichtlicher Verstrickungen gespielt hat, wovon etwa der Sammelband Lämmert/Killy/Conrady/Polenz 1980 [1967], *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*, Zeugnis gibt, bleibt von dieser Kritik selbstverständlich unberührt.

42 Dieser Begriff ist hier nicht ideologisch zu verstehen.

43 Vgl. u. a. Smith 1995, *German Nationalism and Religious Conflict*; Stambolis 1999, *Nationalisierung trotz Ultramontanisierung*; Haupt/Langewieses 2000, *Nation und Religion*; Zimmer 2006, *Nation und Religion*.

44 Vgl. etwa Riemen 1988, *Der Deutsche Orden in Eichendorffs Sicht*, dazu ausführlich Kapitel A.III.3.

man spürt oft die untergründige Furcht, durch den Aufweis entsprechender Werkprofile falle ein negatives Licht auf den Interpreten selbst zurück; zu Recht, wenn das Geschäft des Interpretierens als intime und genussvolle ›Einführung‹ in einen als wertvoll verstandenen Kunst-Gegenstand legitimiert wird, von einer weltanschaulich-affirmativen Grundhaltung ganz abgesehen.

So musste freilich ein Zentralelement des Eichendorffschen Werks im Dunkel verbleiben. Auch dass Eichendorffs Stern seit den 1960er Jahren langsam zu sinken begann, hängt hiermit zusammen. Denn die herausgehobene Stellung, die Eichendorff in der Germanistik unmittelbar nach 1945 durchaus behaupten konnte und dem daher bedeutende Vertreter des damaligen Faches wie Richard Alewyn innovative Studien widmeten,<sup>45</sup> hatte sich doch immer noch Bedingungen verdankt, die nun weggefallen waren. Der ab den 1950er Jahren immer wieder beobachtbare Versuch, die Beschäftigung mit Eichendorff unter bestimmten religiös-konservativen Vorzeichen zu rehabilitieren, war freilich spätestens ab den 1970er Jahren nicht mehr angetan, seine Popularität zu festigen.<sup>46</sup> Kurz: Als nach 1945 der »deutsche Dichter«, nach 1968 auch der »christliche Dichter« nicht mehr uneingeschränkt identifikationsfähig schien, sank merklich das allgemeine Interesse. Der gemeindeartige Charakter der Eichendorff-Forschung tat sein Übriges, dass Eichendorff zunehmend eine Angelegenheit für Liebhaber und Spezialisten wurde. Als Lyriker (und als Autor des »Taugenichts«), als reinsten Repräsentant einer bestimmten Tradition der Romantik ist freilich auch heute noch Eichendorffs Stellung im Deutschunterricht der gymnasialen Oberstufe ebenso unangefochten wie seine Gedichte immer noch gerne für den Lyrikinterpretationsteil in Staatsexamensaufgaben herangezogen werden. So ist aber wieder eine Situation eingetreten, wie sie in ähnlicher Weise bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts gültig war: Im Laufe der Schulbildung ist jeder einmal mit Eichendorff in Berührung gekommen, »aber den Dichter selbst kennt kaum jemand«; so äußerte es Hyazinth Holland um 1848, damals angesichts der Zentralstellung der Eichendorffschen Gedichte innerhalb der deutschen Liedkultur; und tatsächlich werden Eichendorffs Verse zumindest so lange ihren hohen Bekanntheitsgrad nicht verlieren, als die unsterblichen Vertonungen der Mendelssohn, Schumann, Wolff etc. ihren ersten Rang innerhalb der Geschichte

45 Insbesondere der erstmals in Euphorien publizierte Beitrag von Alewyn 1957, Eine Landschaft Eichendorffs, wurde in zahlreichen Aufsatzsammlungen wieder abgedruckt (u. a. Stöcklein 1966, Eichendorff heute, S. 19-43; Alewyn 1975, Probleme und Gestalten, S. 203-231; Peter 1980, Romantikforschung, S. 85-102); er durfte und darf als paradigmatisch gelten für die werkimmanente Interpretationspraxis nach 1945 im Allgemeinen wie für die Romantikforschung nach 1945 im Besonderen.

46 Eine frühe Ausnahme, auf die sich viele Interpreten bis heute (zuletzt Liebrand/Wortmann 2019, Zur Wiedervorlage; vgl. dazu meine Rezension van Essenberg 2021) berufen, bildet der Versuch von Adorno 1958, Gedächtnis Eichendorff, den »christlich-konservativen« Autor mit seinem Werk »bewußtlos« in Richtung der »Schwelle der Moderne« taumeln zu lassen (S. 119); das eigentliche Argument für diese Einordnung leitet sich aus Adornos Interpretation des Gedichts »Verschwiegene Liebe« / »Über Wipfel und Saaten« ab, das allerdings nur durch seine Kontextgebundenheit innerhalb des späten Versepos »Robert und Guiscard« (1855; dazu Kapitel B.IV.2) adäquat zu verstehen ist, aus welchem Kontext Adorno es aber herauslöst, immanent deutet und dabei noch in bestimmte geschichtstheoretische Gedankensysteme integriert.

des ›deutschen Liedes‹ behaupten, auch wenn man über den Autor nicht mehr viel weiß.<sup>47</sup> Von dem »Taugenichts« und einer Auswahl der Lyrik abgesehen ist sein eigentliches Werk jedenfalls heute bereits eine große Unbekannte, im öffentlichen Bewusstsein spielt es kaum noch eine Rolle, und von einer interessierten Fachöffentlichkeit kann ebensowenig die Rede sein.

Die vorliegende Arbeit huldigt keinem vordergründigen Aktualisierungsgestus, sondern sieht sich verpflichtet, eine Forschungslücke zu schließen und ein forschungsgeschichtliches Problem zu überkommen, womit sich dann allerdings einige allgemeinere fach- und wissenschaftsgeschichtliche Erkenntnisinteressen verbinden lassen. Es reicht nicht hin, die unheilvolle Rezeptionsgeschichte materialreich aufzuarbeiten, dabei aber von einem höchstens vorsichtig umkreisten toten Punkt im literarischen Werk selbst auszugehen,<sup>48</sup> also unter immer neuen Vorzeichen, ja in der endlosen Variation einer autonomieästhetischen Prämisse das ›eigentlich Literarische‹ von seiner historisch-politischen ›Verzerrung‹ zu emanzipieren. Es kann nicht angehen, auf entsprechende Problempunkte mit bequemer Ignorieren, Separieren und Selektieren alles Missliebigen zu reagieren oder im Gegenextrem gegen die traditionsreiche antislawische Instrumentalisierung des Oberschlesiens nun sogar mit großem dialektischen Aufwand einen angeblich propolonistischen Eichendorff zu prononcieren,<sup>49</sup> den es einfach nicht gegeben hat.<sup>50</sup> Es muss stattdessen darum gehen, mit einem konsequent historischen

47 Vgl. das Zitat aus den Erinnerungen Hyazinth Hollands (nach Frühwald 1976, Chronik, S. 210): »In der Münchner Liedertafel entfachten [um 1848] Mendelssohns einschmeichelnde Chöre ... Stürme von Begeisterung, wahre Volkslieder, die auf den Flügeln des Gesanges von Mund zu Mund, von Herz zu Herz gingen. Von dem Dichter dieser wundersamen Weisen Eichendorff wußte jedoch in München kein Mensch etwas.« Zur Bedeutung der musikalischen Rezeption und durch die Gesangvereine der 1840er Jahre für die literarhistorischen Verwicklungen s. u. sowie ausführlich Kapitel B. I. 2.

48 Die als monumentale Materialsammlung höchst verdienstvolle Monographie von Hollender 1997, Rezeption, ist leider methodologisch und terminologisch unzulänglich; ein gleichsam apriorischer Gegensatz zwischen dem tolerant-supranational-proslawisch-fortschrittlich-konzilient-humanistisch-guten Werk und seiner chauvinistisch-nationalistisch-reaktionär-rassistisch-aggressiv-autoritär-bösen Instrumentalisierung/Manipulation wird ebenso unbegründet wie naiv vorausgesetzt und auch dementsprechend präsentiert.

49 Vgl. etwa den Tagungssammelband Kunicki 2009, Eichendorff in unseren Tagen; der zwar nicht für den Stil, aber für die Fragestellungen vieler Beiträge des Bandes programmatische, polemische Duktus des Vorworts repräsentiert genau das, was in der vorliegenden Arbeit vermieden werden soll, vgl. u. a. S. 7f.: »Ursprünglich sollte die Veranstaltung [...] den Titel: *Eichendorff – trotz allem!* tragen. Diese Geste des Protestes sollte sich gegen einen nach wie vor unreflektiert betriebenen Eichendorff-Kultus richten, gegen die heimatliche Einbindung des »großen Schlesiens«, gegen den dumpfen Rummel der Eichendorff-Feierlichkeiten, die, mit der Vertriebenen-Sauce versetzt, heute noch ungeachtet der Diskussionen zur politischen Vereinnahmung Eichendorffs ihr Dasein in zahlreichen Ecken der heimatlichen Scholle fristen.« Hier wird zu Recht auf ein real existierendes Problem verwiesen, die Antwort auf Polemik und Vereinnahmung kann aber (im wissenschaftlichen Rahmen) nicht Gegenpolemik und Gegenvereinnahmung sein.

50 Wenn bereits Stöcklein 1963, Biographie, S. 12, meinte, es »fehl[e]« »jedes Anzeichen einer Haltung« des aufgrund der ethnischen Durchmischung Oberschlesiens fließend polnisch sprechenden Eichendorffs »pro oder contra gegenüber der polnischen Kultur«, so ist dies sachlich eindeutig unzutreffend; in der »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« (1843) kommen bei der Beschreibung der Konflikte zwischen dem Deutschen Orden (und später Preußens) mit Polen

und philologischen Verfahren, das ebenso auf apologetische Konstruktionen wie auf ideologiekritisches Begriffsarsenal bzw. moralische Verurteilung verzichtet, die tatsächlichen Grundprofile des Eichendorffschen Werkes in ihrer historischen Bedingtheit und Eigengesetzlichkeit adäquat herauszuarbeiten. Erst durch die Ergebnisse, die mit einer ebenso schonungslos wie vorwurfsfreien, also im doppelten Sinne unbefangenen »philologischen Rationalität« gewonnen werden, lassen sich Diskussionen über Kontinuitäten und Diskontinuitäten zwischen Werk und Rezeption überhaupt sinnvoll führen. Es erweist sich dann, dass die These von der »verzerrenden Instrumentalisierung« ebenso unterkomplex ist wie etwa ein theoretisch denkbarer, gegenläufiger Neu-Zugang, der dem Dichter nun das Stigma eines chauvinistischen Nationalismus verleiht und ihn damit gleichsam an den Pranger stellt. Wenn ein Stereotyp der Forschungsgeschichte seine Berechtigung behält, dann das der Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit einer historischen Persönlichkeit, die sich in der Tat nie von einer der vielen polarisierten Tendenzen ihrer im Parteienhader zerrissenen Zeit hat ausschließlich vereinnahmen lassen, und die ein Werk hinterlassen hat, das sich auch rückblickend nur um die Hypothek vereinnahmen (ob nun negativ oder positiv) lässt, es in seiner Komplexität zu reduzieren und Wesentliches auszublenden. Eichendorff hat nämlich – wie viele seiner dichtenden Zeitgenossen – ebenso unabweislich an den unheilvollen Entwicklungen des deutschen Nationalismus Anteil wie er immer wieder auch selbst – insbesondere in seinem Spätwerk – direkt und indirekt vor dem »Terrorismus einer groben Vaterländerei« »gewarnt« hat; in geistes- und kulturgeschichtlichen Essays der späten 1850er Jahre etwa hat er den gemeinsamen Anteil von Aufklärung, Klassik und Romantik an der Entstehung dieser »Vaterländerei« kritisch bilanziert, diesen auch als »abstrakte Deutschtümelei« bezeichneten nationalistischen Chauvinismus dabei allerdings wiederum in erster Linie als verkappten Fortsetzer des rationalistischen »Kosmopolitismus« gedeutet.<sup>51</sup>

Nachdem die identifikatorische Beschäftigung mit Eichendorff sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend als unmöglich erwiesen hat, könnte unter problemgeschichtlichen Vorzeichen gerade an den problematischsten Punkten der Rezeptionsgeschichte wieder produktiv angesetzt werden; Eichendorff würde sich dann von einem ahistorischen Identifikations- zu einem historischen Erkenntnisgegenstand wandeln, an dem

durchgängig antipolnische und allgemeiner antislawische Ressentiments zum Tragen, auch wenn Eichendorff wiederum dienstlich an der Entschärfung der ostpreußischen Germanisierungspolitik beteiligt war, vgl. dazu jeweils Kapitel A.III.3 bzw. A.II.3. Die unmittelbar anschließenden Reflexionen Stöckleins belegen, wie in dieser Frage bestimmte Wunschvorstellungen leitend sind und sich zudem noch im Kontrast zu einem in bestimmter Weise negativ aufgeladenen Romantik-Begriff artikulieren, wie er eben für die Zeit nach 1945 typisch war (ebd.): »es fehlt ein Anzeichen wohl schon deshalb, weil er noch ein Mann des pränationalen Zeitalters gewesen ist, zudem ein »altösterreichischer« Adeliger, bei dem eine polyglotte Konzilianz zum Anstand und zur Ehre gehört hat. Das gilt trotz der Einflüsse, die von Herder und den Romantikern auf den Studenten ausgegangen sind.« Auch hier gilt: Die Motive Stöckleins sind verständlich und legitim, wo aber solche Motive kurzerhand (bewusst oder unbewusst) auf den historischen Gegenstand projiziert werden, wird eine wissenschaftliche Darstellung verfehlt.

51 Zitate aus dem späten Geschichtssay »Halle und Heidelberg« (1857), KA V, S. 400, 447f.; dazu Kapitel B.V.1.

sich gewisse Probleme, Mechanismen, Tendenzen, Brüche und Evolutionen nationaler Identitätsbildung exemplarisch studieren lassen, sofern man Eichendorff, der über seine Gedichte und seinen »Taugenichts« tief in das kulturelle Gedächtnis der Deutschen eingegangen ist, nicht sogar zu einem Erinnerungsort<sup>52</sup> erklären möchte.

Es erweist sich in einer solchen Perspektive dann insbesondere das »katholische« Spätwerk als besonders komplexer Fall, insofern dieses in der Hochphase der nationalistischen und nationalsozialistischen Rezeption ebenso auffallend abwesend ist wie in der autonomieästhetischen nach 1945.<sup>53</sup> Das hängt damit zusammen, dass es trotz aller Wandlungen, Transformationen, Abgründe und Brüche wohl ein gewisses Kontinuum im allgemeinen Prozess deutscher Identitätsbildung gibt, an dem ebenso Eichendorffs späte Schriften selbst, deren zeitgenössische und spätere Rezeption wie die Forschung vor und nach 1945 (mal im engeren, mal im weiteren Sinn) partizipieren. Diejenigen Forschungsbeiträge, die sich noch in jüngster Zeit auf das konfessionelle Element der

52 Zu diesem in Frankreich entwickelten kulturgeschichtlichen Konzept über die Kristallisationspunkte kollektiver Bewusstseins- bzw. nationaler Identitätsbildung vgl. im Hinblick auf den deutschen Raum das dreibändige Referenzwerk François/Schulze 2003, Deutsche Erinnerungsorte; im ersten Band finden sich unter der Rubrik »Dichter und Denker« Abhandlungen zu einzelnen Dichtern wie »Goethe« (Dieter Borchmeyer, S. 187-206) und »Theodor Fontane« (Gotthard Erler, S. 242-253), oder zur »Familie Mann« (Irmela von der Lühe, S. 254-274). Zu »Romantik« gibt es hier im Übrigen keine Abhandlung, was erneut auf das eingangs erwähnte Forschungsdesiderat weist; eine »Geschichte des deutschen Romantikmythos«, wie ich sie zur Zeit im Rahmen meines Habilitationsprojekts schreibe, geht von der Romantik als nationalem Erinnerungsort aus.

53 Schon Hollender 1997, Rezeption, hat immer wieder darauf hingewiesen, wie die religiösen Profile überhaupt, besonders aber die konfessionellen, in den nationalistischen Vereinnahmungen marginalisiert, umgedeutet oder übergangen wurden (mit Ausnahme des katholisch-nationalen Wilhelm Kosch, vgl. Klausnitzer 2007, Emotionen der Philologen), was natürlich seinen Höhepunkt in der nationalsozialistischen Rezeption fand, vgl. speziell hierzu das Kapitel »Die Umwertung des Eichendorffschen Katholizismus zur systemkonformen Naturreligion«, S. 190 ff.; besonders denkwürdig war der Versuch Carolus A. Pfeffers in seiner Studie »Venus und Maria« (1936), nachzuweisen, »neben dem (nicht gänzlich hinwegzudiskutierenden) Katholizismus existiere gleichrangig und ebenbürtig ein Glaube Eichendorffs an heidnische Naturgottheiten« (ebd., S. 191); auf diese Studie hat man sich in der Folge immer wieder bezogen, vgl. etwa S. 192 das ebenso kurios-obskure wie für die Zeit durchaus repräsentative Zitat des NS-affinen Klages-Schülers Werner Deubel von 1944: »Auf der anderen Seite beanspruchte der Katholizismus, der allezeit eifrig bestrebt ist, jeden zufällig katholisch geborenen Dichter der kirchlichen Kulturpropaganda nutzbar zu machen, Eichendorff für sich. Allein seit wir das kluge Schriftchen »Venus und Maria« von Carolus Pfeffer [...] besitzen, wissen wir es oder können wir es wissen, daß alles echte Dichtertum niemals aus dem Geistgottglauben hervorging, sondern stets Jüngertum des Lebensgottes [...] gewesen ist und daß es heidnische Grundgewässer waren, aus denen sich die Blüte Eichendorffscher Dichtung gespeist hat.« Durchaus pointiert hat Hollender, S. 192, folgende Äußerung Walther Lindens aus der Einleitung einer Reclam-Werkausgabe von 1935 als »Quadratur des Geistes« bezeichnet: »Eichendorffs Naturfrömmigkeit, die Kernempfindung seines gesamten Wesens, ist echt germanischer Artung. Es besteht kein Widerspruch darin, daß er sein Leben lang in katholischer Gläubigkeit gelebt hat und ein treuer Sohn der katholischen Kirche gewesen ist. Seine Treue zur Kirche war Treue germanischer religiöser Tiefe zu den religiösen Mächten seiner Zeit.« – Für die allgemeine fachgeschichtliche Symptomatik des Themas »Konfession« im Dritten Reich, das Verhältnis zu völkischen Denkfiguren etc., sei im gegebenen Zusammenhang nur auf das exemplarische Kapitel »Ultramontanismus: Schneider und Paul Hankamer« bei Jäger 1998, Fall Schwerte, S. 68-82, verwiesen.

späten Schriften übermäßig (negativ-abgrenzend) fixiert und darüber dessen Einbindung in übergreifende, zumal *nationale* Fragestellungen übersehen haben, schrieben unbewusst Diskursmechanismen der Kulturkampfzeit fort, die bereits in den ersten Rezensionen der literarhistorischen Schriften Ende der 1840er Jahre zum Tragen kamen.<sup>54</sup> Es zeigt sich dann, dass die Legende der historisch-politischen Referenzlosigkeit des Eichendorffschen Werkes nicht einfach vom Himmel gefallen ist, sondern aus einem bestimmten Anlass formuliert bzw. verfestigt wurde, und zwar als Strategie zur Lösung des Problems, mit einem Autor, der sich zum Schock seiner Zeitgenossen zu einem Zeitpunkt als streitbarer Katholik zu erkennen gab, als sein Werk in Auswahl (Lyrik, Taugenichts) bereits fester Bestandteil einer betont *nationalen* Kanonbildung und über die breite Rezeption der Gesangsvereine integraler Bestandteil der »inneren Nationsbildung« überhaupt geworden war, fertig zu werden.<sup>55</sup> Weil hier nicht wie bei Clemens Brentano, Friedrich Schlegel oder Joseph Görres ein einschneidendes und öffentlich bekanntes biographisches Ereignis wie eine Konversion oder Generalbeichte vorausging; weil also nicht klar war, inwiefern Eichendorff nur den womöglich immer schon vorhandenen »ultramontanen« Grundzug seiner früheren Werke offengelegt habe; weil man nicht auf die Idee kam, dass hier vonseiten des Autors rückblickend ein Zusammenhang gestiftet wurde, wo keiner war, verfiel nicht nur das Spätwerk dem unmittelbaren Verdikt, sondern auch das Gesamtwerk dem prinzipiellen Generalverdacht; es wurde reduziert auf einen ästhetischen Kern, der, sorgsam von allen potenziellen weltanschaulich-politischen Gehalten und Ansprüchen gereinigt, Teil des nationalen Kanons bleiben konnte. Die mannigfachen ideologischen Verwicklungen in der Rezeption des Eichendorffschen Werks nehmen daher ihren Ausgang von den historischen Entstehungs-, Problem- und Rezeptionshorizonten dieser späten Schriften. Eichendorffs katholische Romantik-Apologie verfiel einer nationalistisch motivierten Kritik, wie sie beispielhaft war für das in der Mitte des Jahrhunderts (und darüber hinaus) vorherrschende, kleindeutsche Urteil über die Romantik. Eichendorffs Spätwerk stand im Spannungsfeld von Konfessionalisierung und Nationalisierung.

\*

Jede Arbeit fußt auf Vorarbeiten. Es wäre vermessen, die Forschungsleistungen früherer Generationen leugnen zu wollen, die der vorliegenden Arbeit selbstverständlich zugrunde liegen. Im ersten Teil der Einleitung ging es lediglich darum, die Bedingungen verständlich zu machen, die zu der Entstehung einer dermaßen breiten Forschungslücke beigetragen haben, und somit auch den wissenschaftsgeschichtlichen Problemhorizont zu entfalten, in dem der Versuch einer allgemeinen Neubewertung des Eichendorffschen Werkes unweigerlich steht.<sup>56</sup> Nachdem also ausführlich geschil-

<sup>54</sup> Vgl. dazu ausführlich Kapitel B. I. 2. und B. III.

<sup>55</sup> Vgl. dazu ausführlich Kapitel B. I. 2.

<sup>56</sup> Auch wenn es sich aufgrund des bisher Gesagten von selbst verstehen sollte, sei hier noch einmal eigens betont, dass die offene Kritik an entsprechenden Forschungstraditionen und einzelnen ihrer herausragenden Vertreter einer sachlichen Notwendigkeit entspringt. Die Einsichten über

dert wurde, woran mit der vorliegenden Arbeit *nicht* angeknüpft werden kann, so sei nun abschließend genannt, auf welche vorausgegangenen Beiträge im Wesentlichen positiv Bezug genommen, an welche Erkenntnisse angeschlossen und welche Methodik angewandt wird.

Einen Hauptbezugspunkt bilden die innerhalb der Forschungsgeschichte pionierhaften, wegweisenden und maßgeblichen Beiträge Wolfgang Frühwalds, die hier nicht nur deswegen als solche bezeichnet werden, weil ich mich ihrem Verfasser auch persönlich zu tiefem Dank verpflichtet sehe. Frühwald hat in einer Zeit, als die Eichendorff-Philologie weitgehend im Bannkreis der werkimmanenten Interpretation stand, Grundlagenforschung über die historischen Konstellationen des Eichendorffschen Lebens und Werks betrieben. Schon seine 1976 publizierte »Eichendorff-Chronik« erweist sich nicht nur als positivistische Datensammlung, sondern als ebenso reichhaltiger wie genial verdichteter Materialfundus zur qualitativen Absicherung aller seitherigen historischen Interpretationspraxis; hier wurden zahlreiche konstellations-, rezeptions- oder allgemeine sozial-, politik- und kulturgeschichtliche Kontexte aus teils entlegensten Quellen selbstständig zusammengetragen, in auf das Wesentliche reduzierten Hinweisen präsentiert und so der im Vorwort geäußerte Anspruch, »daß Person und Werk Eichendorffs, gerade weil sie in scharf konturiertem Kontrast zu ihrer Zeit stehen, auch diese Zeit schärfer und anschaulicher sehen lehren«, in durchaus beeindruckender Weise eingelöst.<sup>57</sup> Das Vorwort enthält dabei bereits einen mit wenigen, festen Strichen skizzierten, prinzipiellen Neuzugang zu Eichendorff, der 1979 im Aufsatz zum »Regie-

die Funktionsweise des Eichendorffschen Formelstils, die strukturellen Muster seiner Erzählkunst etc. sind selbstverständlich bleibend und haben schon allgemein zur Verfeinerung des Instrumentariums beigetragen; Kritik wird hier nur geäußert, insofern sich mit einer werkimmanenten Perspektive eine bewusste oder zumindest effektiv betrachtete eine Ausklammerung, Verschleierung oder Marginalisierung bestimmter historischer Aspekte und damit zusammenhängender Werkprofile verband. Die Kritik an Hartwig Schultz bildet geradezu ein Leitmotiv des Fußnotenapparats, weil Schultz die umfangreichen Kommentaranteile mehrerer Bände innerhalb der Ausgabe des Deutschen Klassiker-Verlages (darunter ausgerechnet diejenigen zu den politischen und zu den literarhistorischen Schriften, KA V und KA VI) verantwortet und dort ein autonomieästhetisches Eichendorff-Bild an repräsentativer Stelle verankert hat. Diese Kritik hat ihre Notwendigkeit in der Sache und wird nie leichtfertig gefällt. Die brillanten und maßgeblichen Beiträge von Schultz etwa zum lyrischen Stil (KA I, S. 713-800; dazu Kapitel B. III. 3. 5), aber auch etwa zu den autobiographischen Schriften (Schultz 1993; dazu Kapitel V.1) werden ebenso offen als solche gewürdigt wie seine Urteile über das corpus politicum als problematisch benannt. Es werden in dieser Kritik dabei gerade die Widersprüche herausgearbeitet, die sich bei Schultz exemplarisch ergeben; sein prinzipiell autonomieästhetischer Zugang ist nämlich eng verknüpft mit einem ausgeprägten säkularistischen Bias und damit einer negativen Überfixierung auf das konfessionelle Element Eichendorffs; Schultz verkennt dabei, dass erst aus der autonomieästhetischen Marginalisierung historisch-politischer Bedingtheiten die *Absolutsetzung* des auf eine unter spezifischen historischen Bedingungen ausgebildete Spätphase verweisenden »Katholischen« *resultiert*; Schultz will *überall* die unheilvollen Folgen dieses »streng katholischen Weltbildes« (KA IV, S. 1020) aufspüren, was zur Verdunkelung der Eigengesetzlichkeit vieler Aspekte des früheren Werkes und letztendlich zu dessen genereller Abwertung führt. Überspitzt gesagt kreiert dieser Zugriff (durch seine mangelnde methodologische Selbstreflexion) erst das Problem, das er dann meint, bekämpfen zu müssen.

57 Frühwald 1976, Chronik, S. 10.

rungsrat Joseph von Eichendorff« konsequent ausformuliert wurde. Die merkwürdige Tatsache, dass dieser an Gedanken, Informationen, Thesen und Anstößen überreiche Aufsatz trotz seiner wiederholten Abdrucke in einschlägigen Aufsatzsammlungen<sup>58</sup> bisher nie produktiv rezipiert wurde, halte ich für symptomatisch für die Probleme der jüngeren Eichendorff-Forschung. Denn das Bild des Dichters und Beamten, das Frühwald hier aus einer durchaus überspitzt sozialgeschichtlichen Perspektive formuliert hat – das Erstpublikationsdatum (1979) ist in methoden- und fachgeschichtlicher Hinsicht symbolisch zu sehen –, stand vollkommen konträr erstens zu dem biedermeierlich-»heimelnden« Zerrbild, das den »trockenen« bürgerlichen Beruf des »träumerischen Lyrikers« stets als Hindernis und Störfaktor beklagt hat, zweitens zu dem weltanschaulichen Zerrbild, das in Eichendorff stets nur den ultramontanen Katholiken sehen wollte. Frühwald entwarf ein »Integrationsmodell von Leben und Werk«, das sich in den späten 1970er Jahren freilich auch schon aufgrund innerfachlicher Grabenkämpfe um den »Tod des Autors« reichlich provokativ ausnehmen musste und das Frühwald in der Eingangsfußnote auch noch recht offenerherzig mit dem grundsätzlichen »Plädoyer für eine autorbezogene Sozialgeschichte der Literatur, die die Verbindung mit der Geistesgeschichte nicht verlieren sollte«, verkoppelte;<sup>59</sup> ein Integrationsmodell jedenfalls, in dem die innere Einheit des lyrischen, erzählerischen, dramatischen, publizistischen und historiographischen Werks mithilfe eines pragmatischen Literaturbegriffs erwiesen und in Beziehung gesetzt wurde zu den politischen Reformvorstellungen eines Beamten, der in entsprechende, noch der Preußischen Reformära entsprungenen Konstellationen eingebunden war. Wie bereits gesagt, diese quantitativ nicht übermäßig umfangreiche, aber konzeptuell stark verdichtete Arbeit, die weniger *eine* isolierte Idee als vielmehr ein weitreichendes Forschungsprogramm enthielt, wurde bisher nie kritisch-produktiv rezipiert. Neben einer einzigen kritischen Fußnote innerhalb einer 1985 erschienenen Dissertation blieb eine Auseinandersetzung mit den teils durchaus steilen Thesen aus.<sup>60</sup>

58 Frühwald 1988 [1979], Regierungsrat; ein weiterer Abdruck bereits in Stiftung Oberschlesien 1983, Eichendorff, S. 25-48. Im Folgenden wird stets aus dem letzten Neudruck von 1988 zitiert.

59 Frühwald 1979, Regierungsrat, S. 37; bzw. Frühwald 1988, S. 239.

60 Auf die Bemerkungen innerhalb einer längeren Fußnote bei Kunisch 1985, Autobiographie, S. 97-99, reagierte Frühwald bereits im Wiederabdruck seines eigenen Aufsatzes von 1988, Regierungsrat, S. 239 f. und konnte dabei durchaus überzeugend ein einfaches Missverständnis in den Prämissen der Kritik benennen. Ein besonderes, forschungsgeschichtlich wiederum symptomatisches Problem bilden jene späteren Arbeiten, die zum einschlägigen Themenbereich erschienen sind und Frühwalds pionierhafte Beiträge hierzu rundweg ignorieren; dazu gehören mehrere Beiträge von Antonie Magen (Kommentar in HKA X/2, [2007]; 2007, Dichter im Staatsdienst; 2012, Gewalt des Mittelalters); dass Frühwalds Arbeiten dabei nicht einmal dort pro forma im Literaturverzeichnis genannt werden, wo einige erstmals von Frühwald vertretenen Thesen (in stark trivialisierter und unausgegorener Form) reproduziert werden (Magen 2007, Dichter im Staatsdienst, über die Verwurzelung Eichendorffs im Preußischen Reformideal), ist fast schon ein Skandal zu nennen. Auf diesen äußerst merkwürdigen Sachverhalt wird in den Einzelanalysen wiederholt hinzuweisen sein. Einen Sonderfall bietet Lüderssen 2007, Eichendorff und das Recht; dieser kunstvoll rhapsodierende Essay bewegt sich dermaßen souverän auf dem Höhenkamm rechtsphilosophischer, historischer und »schöner« Literatur, dass jede Kritik daran fast notwendig becmesserisch erscheinen muss; dennoch ist im gegebenen Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass der eigentliche Ertrag für Eichendorff nur darin liegt, die Nähe zur Historischen Rechts-

Angesichts der Tatsache, dass dieser Aufsatz mehrfach wiederabgedruckt wurde und Frühwald die dortigen Linien in allen folgenden Eichendorff-Beiträgen, die aus seiner Feder stammten, weiter ausschmückte und auszog,<sup>61</sup> entstand somit eine geradezu schizophrene Situation. Denn wie bereits angedeutet, handelt es sich hier um eine *überspitzt* sozialgeschichtliche Lesart und um teils sehr *steile* Thesen. Frühwald hat auch selbst ausdrücklich im Untertitel des Aufsatzes von »Thesen zur sozialhistorischen und wissenssoziologischen Perspektive einer Untersuchung von Leben und Werk Joseph von Eichendorffs« gesprochen und in einer eigenen Erklärung zum systematisierten Thesen-Anhang noch einmal betont, dass die »folgenden Thesen« »tatsächlich nur als Thesen, nicht als Forschungsergebnisse gelesen sein wollen«, die ursprünglich »für die Diskussion innerhalb der Münchener Forschergruppe für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 1770-1900 formuliert« wurden und »als eine erste Gesprächsgrundlage für die Darstellung der stark zu differenzierenden Positionen romantischer Autoren im Zeitalter der Metternichschen Restauration« »dienen« sollten.<sup>62</sup> Dennoch: All diese Fragestellungen und Neuimpulse standen einfach zu quer zu dem überlieferten autonomieästhetischen Stereotyp des ›absoluten Lyrikers‹, als dass sie auf produktiven Widerhall innerhalb der Forschung hätten stoßen können. Weil Frühwald spätestens seit den 1980er Jahren schließlich ein beachtliches Renommee innerhalb des Fachs im Allgemeinen und der Romantikforschung im Besonderen erlangen konnte, wurden nun paradoxerweise aber all jene überspitzten Thesen – entgegen der ursprünglichen und klar artikulierten Intention – teilweise tatsächlich als Ergebnisse gelesen und zitiert, was freilich auch dadurch begünstigt wurde, dass Frühwald selbst eben in vielen Folgebeiträgen seine Thesen aufgrund der ausbleibenden sachlichen Falsifikation – qui tacet, consentire videtur – selbstbewusst-munter weiterpropagierte. Überspitzt gesagt überstrahlte sein allgemeines Ansehen, besonders seit der Amtszeit als DFG-Präsident, die ›schwachen Stellen‹ seiner Argumentation. In einigen Arbeiten der 1990er und noch der 2000er Jahre wird auf manche Thesen wie selbstverständlich rekuriert, wobei diese

schule nachdrücklich betont zu haben, was aber bei Frühwald ebenfalls schon angelegt ist (dazu in der vorliegenden Arbeit ausführlich Kapitel A. II. 3. 2); dass Lüderssen Frühwalds Aufsatz nur nach Erstpublikation, und auch hier dermaßen verkürzend zitiert, dass er im gleichen Atemzug behaupten kann, die »Forschung« habe in Eichendorffs »amtlichen Schriftensätzen« bisher »nichts« für Lüderssens Fragestellung »Einschlägiges« gefunden (S. 22 ff.), offenbart erneut den Mangel einer umfassenden Auseinandersetzung mit Frühwalds Thesen, die nämlich ausdrücklich Eichendorffs »Rechtsdenken« mit dem seiner Zeit betreffen (Frühwald 1988, S. 265 f., Zitat 266). Dass bei Lüderssen das Essayhafte die gründliche Analyse überwiegt, zeigt sich auch daran, dass er etwa das Hambacher Fest kurzerhand mit dem »Wartburgfest« verwechselt, wenn es um den Gegenstand von Eichendorffs Satire »Auch ich war in Arkadien!« geht (S. 36); was sich auf den ersten Blick als ein eher marginales Versehen darbietet, erweist sich als symptomatisch für die werkchronologische Sprunghaftigkeit, die insofern nicht überrascht, als sie im Kleinen wiederholt, was Lüderssen, indem er von Savigny zu Habermas, Eugen Ehrlich, zurück zu Eichendorff und dann wieder im Jahrhundertstanz zu Adorno wechselt, im Großen durchführt.

61 Vgl. die vielen Beiträge Frühwald 1987, Nachwort; 1988, Stationen; 1988, Leben und Werk; 1993, Entdeckung der Erinnerung; 1994, Sozialgeschichtliche Grundlagen; 2007, Eichendorff und seine Zeit.

62 Frühwald 1979, Regierungsrat, S. 37, 61; bzw. Frühwald 1988, S. 239, 270.

dabei nicht nur aus ihrem komplexen Argumentationsgewebe herausgelöst, sondern teils auch recht unbekümmert um deren Widerspruch zu manchen überlieferten Eichendorff-Stereotypen mit ebendiesen völlig willkürlich verbunden werden.<sup>63</sup>

Damit ist ein zentrales Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit bereits benannt. Es geht darum, die Fragestellungen und Thesen, die Frühwald zu einem bestimmten Zeitpunkt mithilfe bestimmter damals üblicher methodischer Zugänge formulierte, kritisch zu evaluieren und produktiv weiterzuentwickeln. Es war ein Glücksfall, dass ich mit Frühwald in dieser Frage noch persönlich sprechen konnte, wobei tatsächlich dessen Größe und Offenheit zu betonen ist, in einer konsequent wissenschaftlich gehaltenen Diskussion auch gegenüber Widerspruch und Kritik rückhaltlos aufgeschlossen gewesen zu sein. In der vorliegenden Arbeit wird nämlich zwischen dem m. E. Bleibenden und Überholten seiner Beiträge klar unterschieden.

Frühwalds Ansatz ging – neben vielen Impulsen und Erkenntnissen im Einzelnen – im Wesentlichen darauf, erstens die Einheit des »Dichters und Beamten«, zweitens dessen Verwurzelung in der Preußischen Reformidee zu belegen, drittens die wechselseitige Bezogenheit in der Entwicklung des verwaltungspolitischen Wirkens, Denkens und literarischen Schaffens durchgängig zu verfolgen, und darüber viertens auch ein Periodisierungsmodell des Gesamtwerks vorzuschlagen. Die erstmalige Freilegung von prägenden Konstellationen wie derjenigen zu dem reformorientierten Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen bzw. (seit der Vereinigung mit Westpreußen 1824) der Provinz Preußen, Theodor von Schön, diente der Illustration für den ideellen Horizont, der durch die Beamtenstellung gegeben war und sich auch in der Eichendorffschen Literatursprache, etwa im Motiv des »subalternen« Schreibers gegenüber dem des »kreativen« Dichters abbildete. Frühwald hat den Begriff des »gebildeten Beamten« nicht erfunden, aber doch als eigenständiges Phänomen profiliert; es geht um den sozialgeschichtlichen Träger eines auf Bildung beruhenden, beamten- bzw. reformkonservativen Staatsverständnisses; der Dichter-Beamte war Gestaltsymbol »eines durch Kunst, Wissenschaft und Religion zum Bewußtsein seines Wertes und seiner Würde gelangten Volkes«, er war »Träger der Staatsgesinnung, indem« er »für eine lebendige Entwicklung des Staates eintr[at]«, und er fungierte insofern als »Substanz« »für die Fortbildung der preußischen Verfassung«.<sup>64</sup> Das Gegenbild dieses idealistischen, kollegialen und re-

63 Dazu sind u. a. zu rechnen: Ries 1997, Zeitkritik (diese Dissertation ist von ihrem grundsätzlichen Anspruch her ambitioniert, allerdings sehr einseitig sozialgeschichtlich ausgerichtet und klammert auch das gesamte Spätwerk aus); die allgemein sehr unausgegrenzte rechtsgeschichtliche Dissertation von Siegert 2007, Staatsidee, gehört deutlich erkennbar zu jenem Typus von Doktorarbeiten, die nicht um des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses willen geschrieben werden; weil diese Studie jedenfalls eine unselbstständige und mangelhafte Zusammenfassung der bisherigen Forschung darstellt, wird darauf im Folgenden auch nicht mehr eigens einzugehen sein; Schiwy 2007, Biographie, hat viele Grundeinsichten Frühwalds in qualitätsbewusster Auswahl in seine Darstellung einfließen lassen; da diese Biographie aber keine Fußnoten aufweist und keine Forschungsdiskussion bietet; da im Literaturverzeichnis (S. 200), vermutlich aus Versehen, nur Frühwald 1976, Chronik, nicht aber die vielen Folgebeiträge gelistet werden, auf die sich Schiwy faktisch bezieht, konnte von Schiwys Darstellung her freilich kein *Diskussionsimpuls* in dieser Hinsicht ausgehen.

64 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 266.

formkonservativen Beamtentypus bildete der unselbstständig-autoritäre Offiziant; das Gegenbild dieses Verwaltungsideals die »mechanistisch-absolutistische Berliner Zentralbürokratie«, die also in ihrem Verfahren mechanisch-zentralistisch-verordnend war statt von unten her organisch wirksame Fundamente in ihrer kreativen Selbstständigkeit und Spontaneität zu fördern, und in politischen Fragen absolutistisch-reaktionär. Hier die Förderung von Bildung, Entwicklung, Versöhnung und Konservatismus im Sinne von Kontinuität, dort Uniformierung, Stillstand/Erstarrung, Dirigismus und Konservatismus im Sinne von Status-quo-Erhalt. Die liberale Verfassungsbewegung ist ebenso ein Gegensatz, insofern hier das gleiche, »auf Kodifikation pochende Rechtsdenken«<sup>65</sup> wie innerhalb der zentralistischen Ministerialbürokratie wirksam war. Stattdessen verfocht Eichendorff mit Schön einen ›dritten Weg‹ zwischen Liberalismus und Absolutismus, zwischen Konstitutionalismus und Reaktion; die ideale Verwaltung sollte synchron die Vermittlung zwischen Volk und Regierung leisten und diachron historische Kontinuität im Kontrast zu Traditionalismus einerseits und abstrakter Fortschrittsseligkeit andererseits verbürgen. Das bilde sich in den politischen Schriften ab; die Rekurrenz auf »Liebe und Treue« innerhalb der Verfassungsdiskussion der 1830er Jahre war kein Bekenntnis zur ›Reaktion‹, sondern im Gegenteil demonstratives Bekenntnis zu einem bestimmten, oppositionellen Verwaltungsideal und der in ihm wirksamen politischen Repräsentationsidee. Entsprechend verweise auch Eichendorffs ganzheitlich-idealistischer Poesie-Begriff auf keinen poetologischen Theorie-Diskurs, sondern auf eine politische Idealvorstellung; in diesem Sinne sind auch zahlreiche literatursprachliche Motive, insbesondere in Eichendorffs Lyrik, neu zu verstehen. Allerdings freilich: Es war eine »Außenseiterposition« in einer Zeit, als die Reformära längst verklungen und ein zentralistisch-absolutistisches Denken sich innerhalb der Regierung breit machte.<sup>66</sup> Daher »zerbricht« das Eichendorffsche Werk »in dem Augenblick«, als sich die prägende Symbiose von Dichter- und Beamtentum auflöst, als allen Reformhoffnungen, allen Einflussbemühungen innerhalb der Verwaltung, die reale Basis entzogen wurde, also mit der Pensionierung im Jahre 1844.<sup>67</sup> Der Dichter sieht sich nun in die »groteske Situation« des »freien Schriftstellers« versetzt, in die Rolle eines sozialen Typus, der im Vormärz überwiegend politisch liberale bis radikaldemokratische Auffassungen verfocht, er ist gleichsam sozialgeschichtlich obdach- und orientierungslos. Eichendorff rettet sich aus dieser unerquicklichen Lage durch den salto mortale in den Abgrund der Katholischen Bewegung; doch alles, was in diesem Zusammenhang entsteht, ist nur noch unnatürlicher Annex, nicht eigentlicher Teil des Werks, nicht integraler Bestandteil eines Werks, das eben 1844 mit der Entlassung aus dem Staatsdienst »zerbricht«.<sup>68</sup>

Grob gesprochen sind neben einer Reihe von pionierhaften Grundeinsichten in prägende Konstellationen und Denkhorizonte v. a. zahlreiche Einzelerkenntnisse über Text-Kontext-Bezüge bleibend, die sich aus einem ansonsten allerdings stark überstra-

65 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 266.

66 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 265.

67 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 271.

68 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 271 ff.

pazierten sozialgeschichtlichen Interpretationsmodell ergeben haben. Folgende konkrete Kritikpunkte und daraus resultierende Neugewichtungen sind für die vorliegende Arbeit bestimmend:

Die allgemeine Tendenz zur Überspitzung bedingte erstens eine übermäßige Konzentration auf die Reform*idee* als einen weitgehend hypostasierten ideellen Komplex; zweitens eine Harmonisierung des Verhältnisses zwischen Eichendorff und dem kulturprotestantischen Kantianer Theodor von Schön, damit eine erstaunlicherweise quasi vollständige Ausblendung der konfessionellen bzw. konfessionspolitischen Problematik; drittens die sozialgeschichtliche Verengung und weitgehende Herauslösung des Reformkomplexes aus seinem *nationalpolitischen* Problemhorizont; viertens endlich die Aporien hinsichtlich der Beurteilung eines umfangreichen Spätwerks, wie sie sich mit Notwendigkeit aus der Fixierung auf jene Werkphase, in der Eichendorff noch im aktiven Staatsdienst stand, ergeben mussten.

Demgegenüber werden im Grundlagenkapitel der vorliegenden Arbeit erstens die Brüche und Widersprüche in Eichendorffs Haltung zum Komplex der Preußischen Reform*idee* aufgezeigt und insbesondere die bei Frühwald nicht erörterte oder nicht klar beantwortete Frage gestellt, inwiefern Eichendorff sowohl von Denkern der ›politischen Romantik‹ wie der Preußischen Reformära geprägt sein konnte; die Repräsentanten der erstgenannten ›Schule‹ wie Friedrich Schlegel und insbesondere der altständische Ideologe Adam Müller standen nämlich auf der absoluten Gegenseite ›der‹ Reformen. Hier geht es darum, durchaus in Anknüpfung an viele Erstimpulse Frühwalds, die verschiedenen Fraktionen und Friktionen innerhalb der sehr heterogenen Reform-›Partei‹ in ihrem jeweiligen Verhältnis zu Eichendorff zu bestimmen. Dabei ist auch wiederholt das Gespräch mit den Geschichtswissenschaften zu suchen; in einschlägigen Arbeiten zum Komplex der ›politischen Romantik‹ wird Eichendorff stets als paradigmatischer Vertreter mitgeführt;<sup>69</sup> wie zu zeigen sein wird, beruht das aber auf falschen Prämissen, die sich freilich notwendig aus der weitgehend desolaten Forschungslage zu Eichendorffs politischem Denken ergeben haben.<sup>70</sup>

Zweitens wird die prägende Konstellation zu Theodor von Schön sowohl um weitere Konstellationen, die bei Frühwald nicht genannt werden, erweitert und insofern bestätigt, aber auch kritisch auf ihre Komplexität, Probleme und potenziellen Widersprüche hin durchleuchtet; damit auch das konfessionspolitische Problemfeld in die Fragestellung integriert.

69 Arbeiten zum Komplex stammen überwiegend aus den 1920er und 1930er Jahren. Dass der einsame Beitrag von Kraus 1997, Politisches Denken der deutschen Spätromantik (aber auch die zweibändige Großmonographie Kraus 1993, Gerlach), weder selbst auf germanistische Vorarbeiten Bezug nimmt noch vonseiten der Germanistik produktiv rezipiert wurde, ist symptomatisch für die disziplinäre Auseinanderentwicklung in diesem Forschungsbereich, wobei hier zudem noch eine Tendenz zur unkritischen Herangehensweise an den Gegenstandsbereich bzw. dessen Rezeptions- und Forschungsgeschichte erkennbar ist (ähnlich wie bei Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., s. o.). Auch die Monographie von Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., sieht Eichendorff irrtümlicherweise als ideologischen Stichwortgeber des Königs, zu diesem Problem umfassend Kapitel A. III. 2.

70 Vgl. dazu resümierend Kapitel A. II. 3. 2; A. III. 2; B. III. 4. 3.

Vor allem aber geht das wesentliche Erkenntnisinteresse drittens darauf, die bei Frühwald eher gestreiften *nationalpolitischen* Aspekte innerhalb des Eichendorffschen politischen Denkens und Wirkens als eigentlich primär zu erweisen. Von den im ersten Teil der Einleitung genannten Problemkreisen, die mit dem Thema ›Nation‹ innerhalb der Fach- und Forschungsgeschichte zusammenhängen, abgesehen, war Frühwald hier einem sozialgeschichtlich verengten Blick auf das Phänomen des deutschen Nationalismus verpflichtet, wie er mittlerweile weitgehend überholt ist; hier zeigt sich das grundlegende Problem einer germanistischen Forschungspraxis, die keine Konsequenz aus der Tatsache zieht, dass in literarhistorischen Argumentationskomplexen geschichtswissenschaftliche Ergebnisse oder Prämissen enthalten sind, die sich in der Nachbardisziplin in der Zwischenzeit als obsolet erwiesen haben. Was Frühwald nämlich formuliert hat, war die klassische und damals höchst einflussreiche, in den Bahnen Hans-Ulrich Wehlers verfahrenende Sonderwegsdeutung, die von einem ursprünglich ›guten‹ Begriff der ›Nation‹ ausging, die erst durch spezifisch deutsche sozialgeschichtliche Entwicklungen – die Reaktion, Preußen – in einen ›bösen‹ Nationalismus und Chauvinismus ausartete; stattdessen hat sich aber seit den 1990er Jahren die Erkenntnis durchgesetzt, dass jede moderne Idee von Nation immer im Spannungsfeld zwischen den Polen von »Partizipation und Aggression« oszillierte;<sup>71</sup> dass insbesondere der demokratische und liberale Nationalismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der früher immer im Sinne einer ›whig interpretation of history‹ apologetisch verklärt wurde, durchaus bereits von Exklusionstendenzen, Chauvinismus, außenpolitischer Aggression etc. geprägt war; das zeigte sich besonders eindrücklich in den parlamentarischen Debatten von 1848/49 über die Frage nach den Grenzen des projektierten Nationalstaates.<sup>72</sup> Frühwald aber hat eine ebensolche ›whig interpretation of history‹ geradezu in Reinform formuliert; erst indem nämlich »Geistes- und Gesellschaftsgeschichte in Deutschland gefährlich weit zu differieren begannen«, hätte die von Eichendorff vertretene »Idee einer deutschen Kulturnation, der auf die gemeinsame Kunst und Kultur gegründeten Einheit deutschsprachiger Länder« sich »zu einer reaktionären Ideologie zu entwickeln« begonnen, wobei in dieser teleologischen Lesart gerade das ursprünglich Gute der ›Idee‹ gegenüber ihrer späteren politisch-gesellschaftlichen ›Instrumentalisierung‹ betont wird; in diesem Zusammenhang sei auch die »Idee einer preußischen Nationalkultur« relativ geradeaus in deren »chauvinistische Pervertierung« eingemündet – deren »Schwefelatem« Goethe bereits gerochen habe.<sup>73</sup> Damit sind eine Reihe von problematischen Prämissen und Folgerungen verbunden. Erstens wird die Sprengkraft schon des prinzipiellen Gedankens einer ›geistig-kulturellen‹ Homogenität der Nation (jenseits

71 Vgl. in der auch allgemein zum Thema maßgeblichen Aufsatzsammlung von Langewiesche 2000, Nationalismus, S. 35-54, das Kapitel »Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert: zwischen Partizipation und Aggression«; zur forschungsgeschichtlichen Evaluation der bis in die 1990er Jahre hinein üblichen Dichotomisierungen ebd., und das Vorwort S. 9 ff.

72 Vgl. dazu ausführlich Kapitel B. II. und B. III. 3. 4.

73 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 259 f. Vgl. auch Frühwald 1993, Erinnerung, S. 873 f.: »Erst als es im späten 19. Jahrhundert zu einem Bruch zwischen Modernität und Nationalbewußtsein gekommen ist, wurde jene unheilvolle Entwicklung eingeleitet, unter der die Deutschen im Bezug zu ihrer Nation noch heute leiden.«

von politisch-rechtlichen Prinzipien) gelehnet; durch die These einer ›späteren‹ Pervertierung wird der kulturelle Gedanke von seinen problematischen Implikationen purgiert und erst eigentlich geadelt.<sup>74</sup> Zweitens – und hier liegt der springende Punkt – erscheint das Thema ›Preußen und Deutschland‹ im Zusammenhang der Eichendorffschen Biographie und Werkchronologie im Grunde genommen als völlig erratisch. Faktisch lässt sich aus Frühwalds Darstellung die Erkenntnis ableiten, dass Eichendorff in einer bestimmten historischen Konstellation eine bestimmte Idee von Preußen vertreten und mit dieser eine bestimmte Idee von Deutschland verbunden hat.<sup>75</sup> Das erscheint aber in Frühwalds Argumentation selbst eher als sekundäre Seitenperspektive, die sich aus der Fokussierung auf die Preußische *Reformidee* und ihre v. a. sozialgeschichtlichen Implikationen bzw. Ramifikationen ergibt. In der vorliegenden Arbeit soll das umgekehrt werden. Mit dem Perspektivwechsel hin zur spezifisch *Preußischen* Reformidee soll gefragt werden, wie es sein konnte, dass Eichendorff, katholisch, Romantiker, Absolvent eines juristischen Examens in Wien, Österreich-Freund durch und durch, sich in politische Konstellationen ausgerechnet des preußischen Staates einbinden ließ und inwiefern er zu einer produktiven Affirmation dieser seiner Stellung innerhalb der preußischen Verwaltung gelangt ist, nachdem er ursprünglich auch tatsächlich eine Anstellung im Österreichischen ersehnt hatte. Hier wird die ideologische, zwar nicht bruchlose, aber doch die Kontinuität zwischen den prägenden Einflüssen während der Studentenzeit v. a. in Heidelberg und Wien, dem Kriegsdienst als Jäger im ›preußisch-deutschen‹ Lützower Korps und der schließlichen Beamtenrolle innerhalb eines Staatswesens aufgezeigt, dem aufgrund seiner vorbildlichen Rolle innerhalb des föderalen und überkonfessionell-christlichen, ›nationalen Aufbruchs‹ von 1813 ein ›deutscher Beruf‹ vonseiten Eichendorffs zugesprochen werden konnte.<sup>76</sup>

74 Vgl. zu diesem Problem auch ausführlicher Kapitel B. III. 1. 1.

75 Vgl. hierzu v. a. die pionierhaften Ausführungen über Eichendorffs Partizipation an der nationalen Denkmalsbewegung, Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 255-260.

76 Hier kann allgemein von der Rehabilitierung Preußens in den Geschichtswissenschaften profitiert werden, indem, durch die Überwindung teleologischer Zugänge im Allgemeinen und sozialgeschichtlicher im Besonderen, die Offenheit der Entwicklung der neueren preußischen Geschichte immer stärker ins Bewusstsein drang, vgl. den forschungsgeschichtlichen Beitrag von Berger 2001, Prussia, und das in der Öffentlichkeit weit beachtete und vielfach ausgezeichnete Buch von Clark 2007, Iron Kingdom, zu diesem vgl. auch das ausführliche und informative Spiegel-Interview »Ein Bollwerk der Demokratie«. Der australische Historiker und Bestsellerautor Christopher Clark über Preußen und den deutschen Sonderweg« vom 13. 8. 2007 (URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-52559391.html>; letzter Aufruf 11. 3. 2020); wie bereits Clark 2007, Iron Kingdom, S. 689 f., diskret andeutet, ist unschwer zu erkennen, inwiefern die Themen Hohenzollern / Preußen / Kaiserreich in der historischen Forschungspraxis oder -förderung nach wie vor als manchmal mehr oder minder deutliche politische Identifikationsgegenstände erscheinen. Das sollte aber umgekehrt die unvoreingenommene Beschäftigung mit diesem Themenkomplex nicht verhindern oder belasten. Eichendorff bietet jedenfalls einen historisch betrachtet interessanten Fall für eine zwar randständige, aber deswegen nicht als quasi ›außerhalb des historisch notwendigen Verlaufs‹ stehende Idee von einem ›besseren‹ Preußen, wie sie sich dann freilich ab der Jahrhundertmitte, durch die kleindeutsche Schule, Bismarck, Reaktion etc. tatsächlich endgültig als anachronistisch erwies.

Viertens und letztens knüpft die vorliegende Arbeit natürlich kritisch an Frühwalds These vom Zerbrechen des Werks im Gefolge der Pensionierung aus dem Staatsdienst im Jahr 1844 an. Angesichts der Tatsache, dass das überlieferte Werk nach 1844 sehr umfangreich ist, neben literarhistorischen Beiträgen ein geschlossenes versespisches Werk, (politische Revolutions-)Lyrik, eine Revolutionssatire, einen hagiographischen Entwurf, essayistische, publizistische und autobiographische Schriften sowie den Großteil des überlieferten Briefcorpus umfasst, wird einerseits das Spätwerk erstmals als solches ernst genommen und vom Stigma des ›Annexes‹ befreit; ›das Katholische‹ wird nicht nur unvoreingenommen als programmatische Grundsignatur, sondern auch als produktive *Umbesetzung* von Ideen gewertet, die Eichendorff als Beamter vertreten hat; die Verschiebungen im Spätwerk erweisen sich vielfach als Substitutionen, so übernimmt etwa die katholische Kirche die Vermittlungsfunktion innerhalb und zwischen den deutschen Staaten, die Eichendorff vormals der idealen *preußischen* Verwaltung zugedacht hatte. Insofern sich die dezidiert katholischen Optionen zwar werkchronologisch recht präzise mit der Publikation der ersten literarhistorischen Schrift erstmals artikulieren, ist deswegen freilich nicht von einem Umbruch ›von heute auf morgen‹ auszugehen. Vielmehr wird die Zeit zwischen 1837 und 1846 als komplexe Umbruchphase gewertet, in der sich konfessionsgeschichtliche, verfassungs- bzw. verwaltungspolitische und ästhetisch-literarhistorische Probleme gegenseitig durchdringen, dabei aber stets in einem übergeordneten nationalpolitischen Horizont aufgehoben bleiben. Erst aus dem Zusammenspiel verschiedener Problemfaktoren, wovon die berufliche Isolierung und Pensionierung nur einen bildet, kommt es zum Umbruch in Eichendorffs Werk, weg von Preußen, weg von einer überkonfessionellen Nationsidee, hin zur offenen und dezisionistischen Parteinahme für die Katholische Bewegung.

Bei der entsprechenden Analyse werden Konstellationen freigelegt und Denkhorizonte rekonstruiert; historische Dialogzusammenhänge der literarischen Produktion sichtbar gemacht und von Fall zu Fall unterschiedliche Handlungsoptionen beleuchtet im stets komplizierten Wechselspiel zwischen historischen Determiniertheiten und biographischen Autonomiepostulaten bzw. autobiographischen Kontinuitätsbedürfnissen. Die Herstellung von – vereinfachend gesprochen: – Text-Kontext-Bezügen sieht sich bei Eichendorff freilich mit dem grundlegenden Problem konfrontiert, dass diese historische Persönlichkeit ein »so verschwiegenes Leben geführt hat, daß die Grundzüge seines Lebens [und Denkens, N. v. E.] aus umgebendem Material erschlossen werden müssen«.77 Auch wenn sich um die geradezu sprichwörtliche Eichendorffsche ›Verschwiegenheit‹ viele Stilisierungen gerankt haben; auch wenn darüber nicht Eichendorffs hervorragende Vernetzung im kulturellen Leben seiner Zeit, etwa im Rahmen der Berliner Mittwochs-Gesellschaft zu marginalisieren ist; so gehört diese Stilisierung zumindest in überlieferungsgeschichtlicher Hinsicht zu den zutreffenden Stereotypen der Rezeptions- und Forschungsgeschichte: Wesentliche Phasen und Perioden finden kaum unmittelbar quellenmäßige, etwa briefliche Korrelate; das überlieferte Briefcorpus ist sehr dünn, und auch allgemein gilt: »Eichendorff war kein Briefe-

77 Frühwald 1994, Sozialgeschichtliche Grundlagen, S. 24.

schreiber.«<sup>78</sup> Oftmals muss aus wenigen unmittelbaren Äußerungen, handschriftlichen Notizen, Widmungsgedichten, behördlichen Gutachten und Aktenvermerken, einschlägigen Rezeptionszeugnissen, prägenden Konstellationen bzw. Kontrast-Konstellationen oder allgemeinen historischen Ereigniszusammenhängen sowie unter ständiger Einbeziehung publizistischer Quellen inklusive der Tagespresse der Eichendorffsche Wahrnehmungsraum und Denkhorizont erst aufwendig rekonstruiert werden.<sup>79</sup> Insbesondere die für die vorliegende Arbeit erkenntnisleitende und strukturbildende Einführung der Entwicklung Eichendorffs mit derjenigen Friedrich Wilhelms IV. (und deren jeweiliger Rezeption durch die Zeitgenossen) kann dabei kaum auf Vorarbeiten innerhalb der Eichendorff-Forschung rekurrieren, weil dieses komplizierte Verhältnis auch in den Arbeiten Frühwalds nur gestreift wird. Hier reicht es nicht hin, allein historische Hintergründe für immanente Textinterpretationen zu referieren, sondern die Texte selbst müssen in einen primären, selbstständig rekonstruierten historischen Problemkontext situiert, Verflechtungen, Spiegelungen und Bezugnahmen in ihrem jeweils komplizierten Wechselspiel sichtbar gemacht werden.

Vor dem Hintergrund der genannten methodischen Prämissen bedarf es kaum einer Erklärung, dass die vorliegende Arbeit viel der Biographie von Günther Schiwy über den »Dichter *in seiner Zeit*« (Untertitel) zu verdanken hat, die erstmals im Jahr 2000, 2007 bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Diese durchaus nicht übermäßig trivialisierende, sondern ebenso anspruchsvolle und gelehrte wie hervorragend lesbare ›biographie intellectuelle‹ ist innerhalb der jüngeren Eichendorff-Forschung ein Ereignis zu nennen.

Zunächst handelt es sich vor allem um eine beeindruckende Syntheseleistung, die allein dadurch zahlreiche neue Perspektiven eröffnet, dass hier viele verschiedene Erkenntnisse der neueren Forschung zusammengeführt, dabei freilich auch viele fruchtlose Debatten und modisch-provokative Interpretationsansätze der 1970er und 1980er Jahre links liegen gelassen werden. Schiwy, von Ausbildung und Beruf her kein Germanist, hat sich dabei mit einer gewissen bodenständigen Unbekümmertheit um die innerfachliche Sprengkraft mancher Prämissen und Zugriffe konsequent um die Integration von Leben, Werk und Epoche bemüht, was wohl auch mit der geschichtswissenschaftlichen bzw. allgemeinen methodischen Rehabilitation der biographischen Gattung koinzidierte.<sup>80</sup> Es werden vielfach erhellende Bezüge hergestellt zwischen teils längst vorhandenen Informationen über Biographie einerseits und Erkenntnissen über Funktionsweisen des literarischen Stils und ideelle Gehalte einzelner Werke andererseits. Die souveräne Scheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem, die qualitätsbewusste Filterung und Sonderung von Innovativem und Kurzlebig-Aufsehenerregendem führt zu einer

78 So die sprichwörtliche Äußerung Richard Alewyns 1966, Wort über Eichendorff, S. 8; vgl. darauf Bezug nehmend die Einleitung von Sibylle v. Steinsdorff im Band der Briefe von Eichendorff, HKA XII, S. Vff.; in den Briefen äußert sich Eichendorff über politische Fragen überwiegend zurückhaltend und allgemein, sodass oftmals nur wenige Schlüsselbegriffe im Verbund mit weiteren Hintergrundinformationen näheren Aufschluss über seine Position erlauben.

79 Zur methodologischen Absicherung vgl. neben den Bezugspunkten der Frühwaldschen Arbeiten u. a. Mulsow/Stamm 2005, Konstellationsforschung; Vollhardt 2015, Text und Kontext.

80 Vgl. zum ›biographical turn‹ der 2000er Jahre u. a. Lässig 2004, Biographical Turn; Runge 2009, Wissenschaftliche Biographik.

attraktiven und lesbaren Gesamtdarstellung auf der Höhe der Forschung. Neue Akzente setzt Schiwy durchaus, aber nur sehr vereinzelt und punktuell, die Leistung liegt auf der Synthese. Damit ist dann freilich bereits ein Problem berührt: Schiwy ist im Wesentlichen einem Forschungsstand verpflichtet, der aus eingangs genannten Gründen als suboptimal zu werten ist. Zwar überwindet er *in performativer Hinsicht* schon durch die chronologisch-biographisch-historische Darstellungsform, von der aus stets prägnante Sichtachsen in das literarische Werk geschlagen werden, das Stereotyp von der historisch-politischen Referenz- und Entwicklungslosigkeit des Eichendorffschen Werks. Im Konkreten aber bleibt er vielen problematischen Prämissen und Implikationen verhaftet. Das verbindet sich dabei mit einer doch immer wieder durchkommenden, adressatenbedingten Tendenz zur Trivialisierung. Das Buch ist ausdrücklich für »eine breite Leserschaft«<sup>81</sup> geschrieben und verliert daher vielfach an Tiefenschärfe und Ausgewogenheit, was es an Lesbarkeit gewinnt. Manches wird mit einer gewissen Sensationsaffinität ungebührlich herausgehoben, Manches verschwiegen oder geglättet. Leitend scheint dabei immer die doppelte Hauptintention zu sein, den Gegenstand sowohl als interessant bis spannend als auch als *identifikationsfähig* zu präsentieren. Vor diesem Hintergrund ist insbesondere die Darstellung von Eichendorffs Religionsbegriff zu verstehen, die ständige Rekurrenz auf eine »ökumenische Gesinnung«, auf die »theologischen Überzeugungen«, mit denen Eichendorff seiner Zeit »weit voraus« gewesen wäre; der ständige Versuch, geheime Affinitäten mit Goethe aufzuspüren, wobei der ideologisch voreingestellte Blick auf Eichendorffs Epoche schon durch die Wahl des veralteten Begriffs der »Goethezeit« angezeigt wird;<sup>82</sup> schließlich die offenkundige Marginalisierung nationalistischer Profile. Besonders aus den erstgenannten Gründen erscheint die mit der »Goethezeit« nicht mehr kongruente Spätphase von Eichendorffs Leben und Werk bei Schiwy mehr als Annex, den letzten 20 Jahren gelten ca. 150 von ca. 650 Seiten.<sup>83</sup> Zwar ist hier in Teilen erstmals eine zusammenhängende Darstellung gegeben, allerdings sind die entsprechenden katholischen Texte von Erwartungshaltungen und Urteilen umstellt;<sup>84</sup> im Einzelnen huldigt Schiwy dem bisherigen Forschungsstand, er schreibt direkt und indirekt die Marginalisierung des Spätwerks fort.

Die Frage nach den Entwicklungsbedingungen von konfessioneller Offenheit hin zu dogmatischer Verengung wird nicht konsequent gestellt. Im Einzelnen werden zwar manche Bezüge gesehen zwischen literarischer Produktion und rezeptionsgeschichtlicher Entwicklung, im Einzelnen wird auch die Rolle Friedrich Wilhelms IV. beleuchtet, aber es bleibt bei vereinzelt Erkenntnissen. Um diese Zusammenhänge vollständig zu durchdringen, ist auch eine andere Darstellungsform nötig, eine Kombination

81 Schiwy 2007, Biographie, S. 13.

82 Alle Zitate im Vorwort bei Schiwy 2007, Biographie, S. 13f., hier v.a. S. 14: »Die sogenannte »Goethezeit« gewinnt aus der Perspektive Eichendorffs, der sich wie Goethe bemüht hat, einen höheren Standpunkt – den des »Einsiedlers« – einzunehmen, eine neue, ungewohnte Färbung.«

83 Schiwy 2007, Biographie, S. 517-666.

84 Eine Ausnahme bilden die vorbildlichen Darstellungen der kirchlichen Netzwerke der späten 180er Jahre, vgl. dazu in der vorliegenden Arbeit die auf Schiwy rekurrierenden Ausführungen in Kapitel B. V.

aus synchroner und diachroner Perspektive, wie sie sich nicht unmittelbar und ›automatisch‹ aus der Biographie selbst ergibt, sondern erst aus erkenntnisleitenden Fragestellungen, mit denen sich das biographisch-historische Material sowie das literarische Werk flexibel strukturieren lassen.

Daher sei nun abschließend der Zusammenhang zwischen Konzeption und Gliederung der vorliegenden Arbeit erläutert: Es geht darum, bei einer prinzipiellen chronologischen Orientierung synchrone Querbezüge herzustellen und über Rückblenden oder Vorgriffe auch Fragen der Kontinuität und Diskontinuität, mithin die erkenntnisleitende Frage nach den jeweils zentralen Entwicklungsfaktoren durchgehend berücksichtigen zu können.

So beginnt das Grundlagenkapitel in medias res, um den zentralen Problemhorizont der 1840er Jahre am Beispiel von Eichendorffs Mitwirkung am Kölner Dombauprojekt expositorisch zu entfalten und das Problemfeld Preußen-Deutschland als Zentralthema zumal des späten Eichendorff zu belegen (Kapitel A. I.); hier geht es darum, die vorausgehenden konfessionspolitischen Problemfelder (Kapitel A. I. 2) in ihrer nationalpolitischen Bedeutung und im Kontrast hierzu die positive Bedeutung des preußischen Thronwechsels von 1840 ebenso sichtbar zu machen wie die Geschichte der bereits 1822 begründeten, politisch signifikanten Beziehung zwischen Eichendorff und Friedrich Wilhelm IV. in Einzelmrückblenden zu integrieren (Kapitel A. I. 3); schließlich über eine Großrückblende Eichendorffs Weg von der Studentenzeit über die Befreiungskriege und die Beamtenlaufbahn hindurch bis 1840 nachzuzeichnen (Kapitel A. II.), um vor diesem Hintergrund erst die tiefgreifende, komplexe Ambivalenz zwischen Eichendorff und dem König, zwischen dem Staatsverständnis des Reformbeamten und des patrimonialen Monarchen, zwischen dem Romantikverständnis des »letzten Romantikers« und dem »Romantiker auf dem Thron« der Hohenzollern ermesen zu können (Kapitel A. III. 1-3). Erst nachdem diese Verstehens-Grundlagen präsent sind, kann im letzten Abschnitt des Grundlagenkapitels der eigentliche Umbruch hin zum Spätwerk zusammenhängend chronologisch dargestellt werden (Kapitel A. III. 2-4).

Das Hauptkapitel zum Spätwerk im engeren Sinn kombiniert eine chronologische und eine werkgruppenzentrierte Analyseform. An die grundlegende Einführung in die Programmatik der späten Werkphase am Beispiel der ersten literarhistorischen Publikationen von 1846/47 (B. I. 1) sowie ihrer konstellations- und rezeptionsgeschichtlichen Horizonte (B. I. 2) schließt zunächst das Kapitel (B. II) zu den Revolutionsdichtungen der Jahre 1848-1850 unmittelbar chronologisch an. Das nächste Kapitel (B. III) fasst jedoch alle bis 1857 entstandenen literarhistorischen Werke zusammen, um erstens deren konzeptuelle Einheit und zweitens deren prinzipiellen *gattungsgeschichtlichen* Problemhorizont zu belegen. Die unmittelbaren historischen Entstehungskontexte wurden bereits bzgl. der Erstpublikationen von 1846/47 freigelegt (Kapitel A. III. 4; B. I. 1-2), hier geht es um den allgemeinen Ort innerhalb der Gattung der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung. Gegenüber der seit über einem halben Jahrhundert konstanten Forschungstradition, diese Schriften sowohl aus ihrem gattungsgeschichtlichen als auch aus ihrem historisch-politischen Kontext herauszulösen und damit zum Ausdruck eines subjektivistischen Standpunkts zu stempeln, soll das literarhistorische Werk ers-

tens in seinem gattungsgeschichtlichen Replikcharakter erwiesen und zweitens in seiner Gesamtheit als umfassendes politik- und kulturgeschichtliches Panorama erschlossen und profiliert werden. Aus dem zweitgenannten Grund werden einige weiterführende Perspektiven, konstellationsgeschichtliche Horizonte und Fragen zu hintergründigen Problemstellungen des späten Denkens und Schaffens Eichendorffs im Preußen der 1850er Jahre im unmittelbaren Zusammenhang bzw. ausgehend von diesen Werkanalysen diskutiert; dazu gehört die Frage nach dem Verhältnis von Nation und Europa in Eichendorffs Spätwerk (Kapitel III. 3; resümierend III. 3. 4) ebenso wie die Frage nach dem forschungsgeschichtlich so hochumstrittenen Konzept einer »katholischen Literatur« (Kapitel B. III. 3. 5); endlich werden, ausgehend von Eichendorffs Poesiebegriff und Pietismuskritik (Kapitel B. III. 4. 1), abschließende Bögen geschlagen zu den für das Spätwerk konstitutiven Problemkoordinaten Preußen, Romantik, Friedrich Wilhelm IV. (Kapitel B. III. 4. 2) einerseits sowie Verfassungspolitik, Konservatismusbegriff und Fortschrittsidee andererseits (Kapitel B. III. 4. 3). Das nächste Großkapitel (B. IV) bietet eine erstmals umfassende und zusammenhängende Analyse der drei späten Versepen, die zusammen das geschlossene dichterische Alterswerk Eichendorffs bilden und entsprechend in ihrer konzeptuellen Homogenität profiliert werden. Das letzte Kapitel (B. V) analysiert die im Jahr 1857 entstandenen Geschichtsessays und das Fragment gebliebene Einleitungsstück zu einem »hagiographischen« Werk über die Patronin Schlesiens, die hl. Hedwig – beides jeweils im Horizont der in den letzten Lebensjahren vertieften kirchlich-katholischen Konstellationen.

Im Kapitel (C) zur Neuperiodisierung werden die für die Werkentwicklung relevanten Ergebnisse noch einmal in einem knappen chronologischen Abriss systematisiert.

Der abschließende Exkurs (Kapitel D) beleuchtet resümierend die Konstellation zu dem kulturprotestantischen Kantianer Theodor von Schön, um die Persistenz gelebter Toleranz in ihrer Zentralbedeutung auch noch für die späte, vermeintlich streng »ultramontane« Persönlichkeit zu belegen, und somit auch die Aporie der in der bisherigen Forschungsgeschichte wirksamen, negativen Überfixierung auf Eichendorffs Konfessionszugehörigkeit zu erweisen.

\*

Zuallerletzt lassen sich die Intentionen und Erkenntnisinteressen der vorliegenden Arbeit folgendermaßen stichpunktartig zusammenfassen:

1. eine zusammenhängende und grundständige Erschließung des Eichendorffschen Spätwerks (1837/1846-1857) im Horizont seines historischen und politischen Kontextes
2. eine definitive Darstellung des Eichendorffschen politischen Denkens überhaupt und aller hiermit zusammenhängenden Fragen: die Beamtenlaufbahn einschließlich der beruflichen und geistig-politischen Konstellationen; die Stellung zu Deutschland bzw. zum Nationalismus; zu den Befreiungskriegen; zu Preußen; zur Verfassungsdiskussion; zur konfessionellen Spaltung; zu innerkirchlichen Strömungen; zur 1848er Revolution; zur Reaktionspolitik der 1850er Jahre

3. eine Neuperiodisierung und Neubewertung des Gesamtwerks
4. ein Anfangspunkt und Grundstein für die historische (rezeptions-, wissenschafts- und identitätsgeschichtliche) Erforschung des deutschen Romantik-Mythos im 19. und 20. Jahrhundert durch die systematische Aufarbeitung der politischen Romantik-Rezeption bis zur Jahrhundertmitte.

Trotz des v. a. in den drei erstgenannten Punkten formulierten Anspruchs wäre eine potenziell kontroverse Diskussion, mit der immerhin die Eichendorff-Forschung aus ihrem rezenten Dornröschenschlaf erlöst würde, durchaus nicht unerwünscht. Deutliche Abgrenzungen und klare Positionierungen erleichtern dem Leser bzw. der Leserin, die leitenden Prämissen zu erkennen und die Stichhaltigkeit der Thesen bzw. die Validität der Ergebnisse zu prüfen. Einige den zentralen Thesenbereich betreffende Redundanzen stehen ebenfalls bewusst im Dienst der Leserfreundlichkeit.

## A. Zwischen Preußen und Deutschland – Grundlagen

### I. Denkmal deutscher »Einheit und Eintracht«: Der Kölner Dom, der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. (1840-1858) und Eichendorffs *Aufforderung zur Teilnahme am Berliner Verein für den Kölner Dombau* (1842)

Am 3. 4. 1842 erschien in der *Allgemeinen Preussischen Staatszeitung* eine *Aufforderung zur Teilnahme am Berliner Verein für den Kölner Dombau*. Ihr Verfasser, der preussische Regierungsrat Joseph von Eichendorff, war Gründungs- und Vorstandsmitglied des am 17. 2. 1842 initiierten Vereins und in seiner Eigenschaft als Dezernent des Kultusministeriums mit der Koordinierung des Dombauprojekts betraut, das durch die am 12. 1. 1842 zugesagte Förderung des neuen preussischen Königs Friedrich Wilhelm IV. (1840-1858/61) mächtig vorangetrieben wurde.<sup>1</sup> Bekanntlich spiegeln die modernen Bemühungen um Weiterbau und Vollendung des seit dem Spätmittelalter abgebrochenen und über Jahrhunderte ruinenhaften Domes die Wandlungen der deutschen Nationalbewegung.<sup>2</sup> Im Zuge seiner Erhebung zum Nationaldenkmal avancierte der Kölner Dom aufgrund seines vielfältigen Charakters als gotische Bauruine, als katholische Bischofskirche, als Wahrzeichen der links des Stromes gelegenen geistig-kulturellen Kapitale des seit 1815 preussischen Rheinlandes, vor allem aber als unvollendetes Bauwerk zur Projektionsfläche und zum Kristallisationskern der unterschiedlichsten Nationsentwürfe.<sup>3</sup> Von den ersten Impulsen im Bannkreis der Romantik und der Befreiungskriege bis zu den Vollendungsfeierlichkeiten des Jahres 1880, als im Gefolge von Reichsgründung und Kulturkampf, unter Vorsitz des preussisch-deutschen Kaisers, aber in Abwesenheit des exilierten Erzbischofs, die Statue der Germania unter dem Geläut der aus Kanonen der Schlacht von Sedan gegossenen Kaiserglocke in einem Festumzug zum Dom getragen wurde, führt daher ein recht verschlungener Weg, der nicht in einer gleichsam negativen Teleologie begründet werden darf. Die spezifische Prägung der symbolüberfrachteten Feier von 1880, in der sich die mannigfachen Probleme der kleindeutschen Reichsgründung und der ihr vorausgehenden Tendenzen prismatisch

1 Text nach KA V, 681-688; zu Hintergrund und Entstehung vgl. den knappen Überblick ebd., S. 1164-1168; zur Rolle des Königs Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 85-90; Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 172-181; umfassender zur Dombaubewegung u. a. den Sammelband von Dann 1983, *Kölner Dom*; zur nationalen Anverwandlung v. a. die grundlegenden Arbeiten von Nipperdey 1968, *Nationalidee und Nationaldenkmal*; ders. 1977, *Kirchen als Nationaldenkmal*; ders. 1979, *Der Kölner Dom in den 40er Jahren*; ders. 1981, *Kölner Dom als Nationaldenkmal*; zu den Dombaufestlichkeiten von 1842 Trippen 1979, *Dombaufest 1842*; John 1992, *Dombaufest von 1842*; zu denjenigen von 1880 die farbigen Chromolitots bei Avenarius 1980 [1880], *Festumzug*, sowie die Darstellung von Corsten 1990, *Dombaufest 1880*; einen allgemeinen Überblick über alle Dombaufeste bis einschließlich 1880 bietet Haupts 1988, *Dombaufeste*.

2 Nipperdey 1981, *Nationaldenkmal*, hier zum Gesamttableau v. a. S. 595.

3 Zu den von Eichendorff und Friedrich Wilhelm IV. divergierenden demokratisch-radikalen Entwürfen (Heine, Jakob Venedey etc.) vgl. den Überblick bei Kramp 2002, *Heines Kölner Dom*.

bündelten, war in der weitgehend offenen Entwicklung der Jahrhundertmitte, als das Vorhaben zum Weiterbau des Domes durch die schillernde Gestalt des »Romantikerkönigs« Friedrich Wilhelm IV. forciert wurde, noch nicht ohne Weiteres absehbar. Eichendorffs im offiziellen Organ der preußischen Regierung, zwei Jahre nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. publizierter Aufruf ist ein Schlüsseldokument für das politische Programm, das der neue preußische Monarch mit seiner großzügigen und wegweisenden Unterstützung zur Vollendung des Bauwerkes verband. Die *Allgemeine Preußische Staatszeitung*, von Hardenberg 1819 als Flaggschiff der Reformpolitik gegründet, wurde seit 1840 zum meinungsbildenden Medium umgebaut, das die Regierungspolitik durch die Darlegung von Begründungszusammenhängen transparent machen und so positiv »gestaltend« auf die öffentliche Meinung einwirken sollte. Nach dem Grundsatz des neuen Königs, der sich selbst – anders als seine Vorgänger – in einer Vielzahl von hinreißenden Reden direkt an die Öffentlichkeit wandte,<sup>4</sup> sollte die vormärzliche »negative« »Beschränkung« der öffentlichen Meinung durch ihre »Leitung« ersetzt werden.<sup>5</sup> Eichendorffs Aufruf zur Teilnahme am Berliner Verein, der unter der Schirmherrschaft des Königs stand, erfüllte daher offenkundig nicht nur die Funktion, die Motive Friedrich Wilhelms IV. offenzulegen, sondern für dessen Standpunkt gezielt Werbung zu machen.<sup>6</sup> So ist es nicht nur ein Ausdruck persönlicher Übereinstimmung, wenn der im Appell an das »ganze[] in freier Liebe zusammenwirkende Deutschland« (KA V, S. 682), an die »Eintracht und christlich brüderliche[] Liebe des Deutschen Volkes«, an »Deutschlands ernsten Willen [...], daß dieser Tempel stets auf Deutschem Boden und unter Deutscher Obhut stehen soll« (KA V, S. 682f.) gipfelnde Aufruf derjenigen umjubelten Rede bis in die Diktion hinein gleicht, die Friedrich Wilhelm IV. fünf Monate später, am 4. 9. 1842 zur feierlichen Grundsteinlegung des Weiterbaus vor 30000 Zuhörern hielt:<sup>7</sup>

Der Geist, der diese Tore baut, ist derselbe, der vor neunundzwanzig Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die Kölner Dompforten Tore des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! Er vollende! Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten

4 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 90 ff.; Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 396 f.

5 Dittmer 1992, Beamtenkonservatismus, S. 77-82 (*Konzeption, Gründung und Aufbau der »Allgemeinen Preußischen Staatszeitung«*), S. 156-158 (*Die »Kunst der Redaction«: Reformversuche bei der »Allgemeinen Preußischen Staatszeitung«*), 159-200 (*Die »Entfaltung einer konservativen Öffentlichkeit 1840-1848«*), hier v. a. 160-165, Zitate 163 (aus der entsprechenden Kabinettsordre Friedrich Wilhelms IV. vom 10. 12. 1841), 164.

6 Dieser Hintergrund ist der bisherigen Forschung entgangen, so wie auch der Regierungswechsel und die Beziehung zu Friedrich Wilhelm IV. insgesamt in ihrer zentralen und weitreichenden Bedeutung für Eichendorffs Denken und Schaffen gänzlich übersehen wurden; es existieren, von Frühwalds (1988, Regierungsrat, S. 256 f.; 1993, Entdeckung der Erinnerung, S. 873-875) knappen Bezugnahmen auf das Kölner Dombauprojekt abgesehen, keinerlei Vorarbeiten; das gilt für alle folgenden Kapitel und wird nicht jedes Mal einzeln wiederholt.

7 Die königliche Rede ist ebenfalls in der *Allgemeinen Preußischen Staatszeitung* Nr. 251 (1842), S. 1072 f. publiziert worden.

und Völker großen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland! – von einem, durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen, von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der inne geworden, daß sie eines sind in dem einigen, göttlichen Haupte! Der Dom von Köln – das bitte ich Gott – rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden bis ans Ende der Tage!

Dass das von beiden in den Kölner Dom projizierte föderative und überkonfessionell-christliche Nationsideal seine Kraft aus der Erinnerung an die Befreiungskriege bezieht, deren »Geist« Friedrich Wilhelm IV. beschwört, gründet in der (in mehrerlei Hinsicht) als Déjà-vu der napoleonischen Ära erlebten Rheinkrise, die auch die gesamtdeutsche Resonanz des Dombauprojektes verständlich macht.

### 1. Das nationalpolitische Déjà-vu 1813/1840 im Horizont der Geschichte der Dombaubewegung

Im März 1840 zog mit dem Amtsantritt des nationalchauvinistischen Ministerpräsidenten Louis Adolphe Thiers ein neuer Ton in die offizielle französische Politik ein. Als das Kabinett Thiers mit deutlichem Gespür für die große Geste die Überführung der Gebeine Napoleons von St. Helena nach Paris anordnete und gleichsam als Rache für die Demütigung Frankreichs in der Orientkrise die alte, seit Richelieu und der Reunionspolitik Ludwigs XIV. das deutsch-französische Grenzgebiet beunruhigende Forderung nach der »natürlichen« Rheingrenze erhob,<sup>8</sup> schien in den gesamtdeutschen Abwehrreaktionen durchaus der »Geist von 1813«<sup>9</sup> lebendig geworden. Der Anspruch auf den »deutschen Strom«, besonders aber die symbolische Überblendung mit Napoleon rührten an ein deutsches Grundtrauma, riefen damit aber auch alle Erinnerungen an dessen erfolgreiche Überwindung wach. Immerhin hatten sich die patriotischen Gefühle, die in den großen »nationalen Aufbruch« von 1813 mündeten, nicht zuletzt an der Rheinromantik entzündet. Ernst Moritz Arndt hatte 1813 mit dem Titel seiner Flugschrift »Der Rhein – Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze« das programmatische nationalpolitische Schlagwort geprägt,<sup>10</sup> das nun im Angesichte der

8 Zu Hintergrund und Bedeutung Nipperdey 1994, Deutsche Geschichte I, S. 311, 465f.; Schulze 1997, Nationalbewegung, S. 80ff.; Winkler 2010, Weg nach Westen, Bd. 1, S. 86f.; zur weit zurückreichenden Geschichte der französischen Forderung nach den »natürlichen« Grenzen, die in der Zeit der Französischen Revolution, der Koalitions- und napoleonischen Kriege Hochkonjunktur hatte, vgl. Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 140f. u. ö.; Smets 1998, Le Rhin, frontière naturelle; Nordman 2007, Von Staatsgrenzen zu Nationalen Grenzen.

9 Treitschke, Deutsche Geschichte IV, S. 89; der Ausdruck ist trotz der starken ideologischen Tönung treffend; Treitschkes Darstellung wird im Folgenden einerseits als exemplarisch für eine bestimmte ideologische Sichtweise oder aber als besonders für die Vormärzzeit stellenweise immer noch wertvolle Fundgrube von bestimmten Detailinformationen zitiert.

10 Arndt nimmt gleich auf der ersten Seite seines Pamphlets auf die weit (u. a. bis Richelieu) zurück-

wiedererstandenen französischen Bedrohung vielfach aufgegriffen und variiert wurde. »Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein« – mit diesem Kehrvers aus dem im September 1840 veröffentlichten Gedicht »Der deutsche Rhein« traf Nikolaus Becker einen Nerv in der national erregten Stimmungslage der Deutschen, es war ein zwar ästhetisch belangloser Text, aber das »rechte Wort zur rechten Zeit«. <sup>11</sup> Das Lied, das auch auf der Gegenseite nicht unbeantwortet blieb, <sup>12</sup> wurde hundertfach in der Presse wiederabgedruckt, hundertfach vertont und, als »deutsche Marseillaise«, <sup>13</sup> als »Colognaise« <sup>14</sup> in allen deutschen Staaten auf den Straßen gesungen; der alle Lager und Schichten erfassende Rheinlied-Rausch, in dem sich der deutsche Nationalismus erstmals seit 1813 wieder als Massenphänomen erwies, <sup>15</sup> brachte zahlreiche Nachahmungen hervor, darunter Max Schneckenburgers erst dreißig Jahre später zu Ruhm gelangende »Wacht am Rhein« und selbst noch Hoffmann von Fallerslebens »Deutschlandlied«. <sup>16</sup>

Nicht nur aufgrund seiner Lage links des Rheines – auf dem unter Napoleon »entfremdeten«, wie Friedrich Wilhelm IV., »auf [seit 1813 wieder] Deutschem Boden«, wie Eichendorff (KA V, S. 682 f.) betont – musste der Kölner Dom, der auch in der vierten Strophe von Beckers Gedicht eine zentrale symbolische Funktion erfüllt, <sup>17</sup> als Kristallisationspunkt der 1813 »erwachten« Nation besonders geeignet erscheinen.

Dass nämlich der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., der den Weiterbau des Domes einleitete, mit der Rheinkrise zusammenfiel, war in mehr als einer Hinsicht eine symbolträchtige Koinzidenz. Der 1795 geborene »Romantikerkönig« repräsentierte eine Generation, die während einer prägenden Phase der jugendlichen Biographie Rheinromantik und nationalen Befreiungskrieg als einen einheitlichen Initiationskomplex erlebt hatte. Mit seiner großzügigen Förderung verwirklichte der König schließlich einen Plan, den er selbst bereits als Kronprinz, und zwar bei der ersten Besichtigung des

reichende französische Forderung nach dem Rhein als natürlicher Grenze Bezug, vgl. nach dem Wiederabdruck Arndt 1922 [1813], *Der Rhein*, S. 17.

11 Schulze 1997, *Nationalbewegung*, S. 80 f.

12 Treitschke, *Deutsche Geschichte IV*, S. 87, zitiert, mit sehr offensichtlichem ideologischen Interesse, von den französischen Repliken die Verse Alfred de Mussets (»Wir hatten ihn schon, euern deutschen Fluß, / er fühlte im Nacken des Siegers Fuß«), denjenigen Victor Hugos (»nous l'aurons quand nous le voudrions«) und im (ebenfalls negativen) Kontrast die Lamartinesche »Marseillaise des Friedens«, die »in den Träumen allgemeiner Menschenliebe schwelgte: Der Haß und Neid allein besitzt ein Vaterland, / Die Bruderliebe kennt es nicht.«

13 Schulze 1997, *Nationalbewegung*, S. 81.

14 Treitschke, *Deutsche Geschichte IV*, S. 87.

15 Schieder 1960, *Vom Deutschen Bund*, S. 188 f.: »Deutschland bietet 1840 das Bild einer alle Staaten und Schichten umgreifenden Einigkeit«; Schulze 1997, *Nationalbewegung*, S. 80 ff.; Winkler 2010, *Weg nach Westen*, Bd. 1, S. 87. Während bzgl. 1813 sozialgeschichtliche Studien gegen die alte Forschung längst erwiesen haben, dass nur eine sehr dünne Schicht von der nationalen Begeisterung ergriffen wurde, steht eine ähnliche empirische Validierung des Phänomens 1840 noch aus; zumindest eine Relativierung wäre allerdings zu erwarten; hier danke ich Dieter Langewiesche für den kritischen Hinweis.

16 Nipperdey 1994, *Deutsche Geschichte I*, S. 311.

17 In der vierten Strophe, dem Zentrum des (siebenstrophigen) Liedes dichtete Becker: »Solang in seinem Strome / noch fest die Felsen stehn, / solange sich hohe Dome / in seinem Spiegel schen«, vgl. den vollständigen Abdruck in der Anthologie von Lamprecht 1969, *Deutschland*, S. 33 f.

Domes im Rahmen des Frankreichfeldzuges 1814, verkündet hatte. Die Teilnahme an den Feldzügen wurde für den jungen Friedrich Wilhelm gleichsam zu derjenigen Art von »Bildungsreise«,<sup>18</sup> wie sie adlige Sprösslinge dem Herkommen nach in diesem Alter unternahmen; der Rhein, besonders das Mittelrheintal zwischen Bonn und Bingen mit seinen Felsklippen, rauschenden Wäldern, mittelalterlichen Burgruinen, Kirchen und Schlössern, fungierte hierbei als das konkurrenzlose Gravitationszentrum, wie die jugendlich-überschwenglichen, sentimental-romantischen, nach einem bestimmten Zeitstil mit einer Fülle von Ausrufezeichen ausgeschmückten Aufzeichnungen im Tagebuch und in Briefen des Kronprinzen bezeugen:<sup>19</sup> »Der göttliche Rhein! Ich habe meine Rechte in den Strom getaucht und mir drei Kreutze auf die Stirn gezeichnet«; »O Dio – Dies ist die schönste Gegend von allen deutschen Landen!!!!!! Mir ist's wie ein Traum ... Dieser Rhein, wie er vom Berge grazios aussieht! Welch ein Strohm!! Nach dem Jordan und Ganges und Nil der erste der Welt!!!« Den Höhepunkt aber bildete 1814 die Besichtigung des größten Sehnsuchtsobjekts der Rheinromantik. Nach dem Zeugnis Sulpiz Boisserées, der den Kronprinzen durch den Kölner Dom führte, wollte dieser »nun eben gleich den Dom ausbauen. Als wir oben um den Chor gingen, konnte er sich gar nicht mehr halten.«<sup>20</sup> Die Besichtigung während der national erregten Zeit des Frankreichfeldzuges markiert auch allgemein einen zentralen Gelenkpunkt in der Geschichte der Dombaubewegung, denn im selben Jahr hatte Joseph Görres den um 1800 im Zeichen romantischer Mittelalterbegeisterung noch vorwiegend ästhetischen Bemühungen der Gebrüder Boisserée um den Weiterbau des Domes die »entschieden nationalpolitische Wendung«<sup>21</sup> gegeben, an die Friedrich Wilhelm IV. drei Jahrzehnte später als König offenkundig wieder anknüpfen sollte.

Mit seinem Beitrag »Der Dom in Köln« im Rheinischen Merkur vom 20. II. 1814 antwortete Görres auf Arndts »Wort über die Feier der Leipziger Schlacht«, in dem dieser auf dem Höhepunkt der Siegesstimmung von 1814 erstmals die fortan das Jahrhundert prägende Nationaldenkmalsidee ausgesprochen hat.<sup>22</sup> Zum Dank, dass die Deutschen mit dem Sieg über Napoleon »wieder ein ganzes Volk werden können«, sollte nach Arndt ein Denkmal, ein »starkes und mächtiges Bindungsmittel aller Teut-

18 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 60.

19 Die folgenden Zitate nach Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 33 f. – Die »Fülle von Ausrufezeichen« wurde von früheren Historikergenerationen nicht selten »als Indiz der nervlichen Überspanntheit gewertet, in der der Keim einer [1858 ausbrechenden und daher in die stellvertretende Regentschaft des Bruders Wilhelm I. mündenden, N. v. E.] nervlichen Erkrankung gelegen haben soll«; Friedrich Wilhelms Schwester Charlotte bezeugte aber mit ihrer wenn auch »ironisch[en]« Bemerkung zur Zeit der Befreiungskriege, dass »wir in einer Zeit der Ausrufungszeichen leben« das damals Typische des Stils, vgl. dazu Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 440 (mit Zitaten).

20 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 60 f., hier S. 61 der Bericht von Sulpiz Boisserée; zu dessen Vorarbeiten zur Vollendung des Domes vgl. u. a. Wolff 1995, Domwerk des Sulpiz Boisserée.

21 Nipperdey 1981, Nationaldenkmal, S. 596.

22 Hierzu und zum Folgenden immer noch grundlegend Nipperdey 1981, Nationaldenkmal, hier S. 595 f. das folgende Zitat aus Arndts 1814 in Frankfurt publizierter Schrift *Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht*; der (bei Nipperdey nur sehr knapp zitierte) Text von Görres im Folgenden nach Görres Werke I, S. 256-259.

schen« errichtet werden, »groß und herrlich wie ein Koloß, eine Pyramide, ein Dom zu Köln«. Arndt empfahl damit zwar einen auf dem historischen Schlachtfeld bei Leipzig zu errichtenden, der Kölner Kathedrale nur an monumentaler Größe gleichkommenen Neubau. Görres aber, als Herausgeber des Rheinischen Merkurs damals noch im Vollbesitz der »fünften Großmacht gegen Napoleon«,<sup>23</sup> und damit eines patriotischen Organs, das ihn Arndt als Wortführer der nationalen Sache mindestens ebenbürtig machte, wendete das einmal gegebene Stichwort vom »Dom zu Köln« gegen das Projekt eines Neubaus. An ein nationalgeschichtliches Problembewusstsein appellierend, griff er das prinzipielle Anliegen zwar auf, wertete den konkreten Vorschlag aber als vorschnelle Unternehmung, die dem unfertigen Charakter der Nation nicht entspräche. Das »deutsche Volk« sollte, wie Görres (mit den 1814 typisch antifranzösischen Untertönen) schrieb, seine Energie »nicht eitel nach außen« wenden und einem »prunkend Werk« widmen, sondern lieber der inneren Konsolidierung zuführen und alte Wunden heilen, es sollte das, was »die Vergangenheit [...] Großes wegen allzu mächtiger Gewalt der Idee unvollendet zurückgelassen, ergänzen und vollenden«. <sup>24</sup> Der Kölner Dom war ein eben solches »heiliges Vermächtnis [...], den späten Enkeln zur Vollziehung hingegeben«. <sup>25</sup> Inspiriert von der romantischen Anschauung des Mittelalters als nationaler Blütezeit, beurteilte Görres die Jahrhunderte zwischen dem spätmittelalterlichen Abbruch und des erst kürzlich überwundenen Verrats der »deutschen Einheit« durch die rheinbündischen Staaten als »anarchische Zeit«, wo »Teutschland« den »Fluch« trug, »so lange [...] in Schande und Erniedrigung zu leben, preis gegeben eigenem Hader und fremdem Übermute, bis sein Volk sich wieder der Idee zugewendet [...], bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung [...] wieder tauglich geworden, solche Werke auszuführen [...]«. <sup>26</sup> War der Dom somit »[i]n seiner trümmerhaften Unvollendung, in seiner Verlassenheit [...] ein Bild [...] von Teutschland, seit der Sprach- und Gedankenverwirrung«, so sollte er nun, in der Hochstimmung der als nationaler Wendepunkt erlebten Freiheitskriege, zum leuchtenden »Symbol des neuen Reiches« aufrücken, »das wir bauen wollen«. <sup>27</sup>

Görres' Vorstoß, den Weiterbau des Domes zur Nationalangelegenheit zu erklären, wurde von einer breiten Öffentlichkeit begrüßt, die von Arndt selbst, über den Freiherrn von Stein, Philipp Otto Runge, Wilhelm von Humboldt bis hin zum bairischen und preußischen Kronprinzen – der späteren Könige Ludwig I. und Friedrich Wilhelm IV. – reichte. <sup>28</sup> Thomas Nipperdey hat darauf hingewiesen, dass die einhellig positive Resonanz auf die Erhebung einer – zumal katholischen – Kirche zum deutschen Na-

23 Die berühmte Bezeichnung wurde immer wieder Napoleon selbst zugeschrieben, geht aber auf J. F. Benzenberg zurück, vgl. Frühwald, Görres Werke, Bd. 2, S. 821.

24 Görres Werke I, S. 257.

25 Görres Werke I, S. 257.

26 Görres Werke I, S. 257 f.

27 Görres Werke I, S. 258.

28 Nipperdey 1977, Kirchen als Nationaldenkmal, S. 414; ders. 1986, Kölner Dom als Nationaldenkmal, S. 156.

tionaldenkmal noch »ein oder zwei Jahrzehnte« früher undenkbar gewesen wäre und damit die überkonfessionell-religiöse Stimmungslage im Bannkreis der Freiheitskriege belegt.<sup>29</sup> Wenn Görres »wahrhaftige Gottesfurcht« – unwidersprochen – als Kernelement des »neuen Reiches« empfiehlt, so artikuliert und bezeugt er damit das seit Ende des 18. Jahrhunderts erneuerte religiöse Bewusstsein, das sich unter Napoleon mit den erwachenden patriotischen Gefühlen verband und in den Kriegsjahren seinen ersten Höhepunkt erreichte. In Napoleon bekämpften die frühen Exponenten der Nationalbewegung nicht nur den Unterdrücker deutscher Freiheit und Einheit, sondern auch die Verkörperung der atheistischen Revolution, die »Geißel Gottes«, den »Höllensöhn« und »Antichrist«.<sup>30</sup> Von der Sakralisierung des Nationalen zeugen nicht nur, aber v. a. die norddeutsch-protestantischen Stimmen.<sup>31</sup> Vaterlandsliebe, Volkstreue und Feindeshass wurde in den Predigten Schleiermachers zum Gottesgebot, Arndt schrieb mit seinem »Katechismus des deutschen Soldaten« ein »nationales Erweckungsbuch«, und der preußische König stiftete, als Theodor Körner den Befreiungskampf zum »heiligen Krieg«, zum »Kreuzzug« erhob,<sup>32</sup> den Orden des Eisernen Kreuzes. Nach wie vor das Wappenzeichen des ursprünglich im Heiligen Land während des 4. Kreuzzuges 1190 gegründeten Deutschen Ordens, verdichtete sich in dieser militärischen Auszeichnung, die nicht ständisch gebunden und somit auch in dieser Hinsicht Ausdruck einer neuen Zeit war,<sup>33</sup> symbolisch der betont christliche Charakter des nationalen Aufbruchs.<sup>34</sup> Dass die Bewegung überwiegend von norddeutsch-protestantischen Stimmen getragen wurde und Arndt etwa schon 1814 »[g]anz Deutschland« zum »Land des Protestantismus« erklärt hatte, sollte die sich in der Mitte des Jahrhunderts formierende klein-deutsche Schule, auf deren Stellenwert für die Ausbildung des Eichendorffschen Spätwerks noch genauer einzugehen sein wird (Kapitel A. II. 4; A. III. 2; B. I. 1; B. III. 2. 2; B. III. 4. 2), später in ihrem Sinne auslegen.<sup>35</sup> Die freilich schon länger angelegte Konfessionalisierung der Nationalbewegung setzte kurz nach dem Krieg in voller Stärke ein, wie etwa im Wartburgfest 1817 deutlich wurde, in der Feier eines signifikanten Doppeljubiläums, der dreijährigen politischen und der dreihundertjährigen geistigen

29 Nipperdey 1981, Nationaldenkmal, S. 606 ff.; zum Hintergrund vgl. immer noch grundlegend Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 316-319 u. ö.; ferner Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 403-406 u. ö.

30 Die beiden letzteren Zitate bei Beßlich 2007, Napoleon-Mythos, S. 14; Eichendorff selbst apostrophiert Napoleon in einem späten autobiographischen Entwurf aus den 1850er Jahren als »Geißel Gottes«, KA V, S. 386 (zu den autobiographischen Schriften s. u., Kapitel B. V. 2).

31 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 428 ff. u. ö.; sozialgeschichtlich fundiert Planert 2007, Mythos Befreiungskrieg, S. 483 ff.

32 Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 492 f.

33 Boockmann 1982, Marienburg, S. 18; Hattenhauer 2006, Nationalsymbole, S. 258-261.

34 Nipperdey 1981, Nationaldenkmal, S. 608 ff. – Zur Bedeutung der Herkunft des Eisernen Kreuzes aus dem Deutschordenskreuz für die Suche nach einer preußischen Identität s. u., Kapitel A. I. 3; A. II. 2; zur Symbolfunktion der Instrumentalisierung als Emblem der reaktionären »Kreuzzeitung« B. III. 4. 2.; propagandistisch geschickt war ferner die Stiftung am Geburtstag der nicht erst seit ihrem Tod im Jahr 1810 mythisch überhöhten Königin Luise, vgl. Hattenhauer 2006, Nationalsymbole, S. 258 ff.

35 Das Zitat Arndts bei Altgeld 1992, Katholizismus, S. 134.

›Befreiung‹ der Nation;<sup>36</sup> im Reformationsjahr eiferte auch Arndt wiederum bitter gegen Köln, das »teutsche Rom«, die »papistischste Stadt in ganz Teutschland«.<sup>37</sup> Doch 1813/1814 war die Stimmung noch stärker vom Geiste der Erweckungsbewegung geprägt und daher in den meisten Fällen überkonfessionell ausgerichtet. Die jungen Patrioten erwarteten eine »höhere Einheit der Kirchen« im Zeichen der Nation, und den gemeinsamen Kampf gegen den französischen Unterdrücker erlebten sie entsprechend als Feuertaufe, die nach Jahrhunderten der konfessionellen Spaltung die nationale Einheit gebären würde.<sup>38</sup>

Dass der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. 1840 mit der Rheinkrise zusammenfiel, war also auch in dieser Hinsicht eine, durch die Entscheidung zum Weiterbau des Domes bestätigte Koinzidenz, gehörte doch der christlich-nationale ›Romantikerkönig‹ – wie auch Eichendorff, der ehemalige Jäger des Lützower Korps – eben derjenigen Generation an, denen das Erlebnis der religiös grundierten Befreiungskriege einen bis ins Alter unverlierbaren »Stempel«<sup>39</sup> aufdrückte. Die bis 1842 gültige, gegen die Rekonfessionalisierung seit dem Krieg gerichtete Verpflichtung gegenüber dem über-

36 Zur Konfessionalisierung der Nationalbewegung bereits Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 406; forschungsgeschichtlich wichtig Altgeld 1992, Katholizismus, Protestantismus, Judentum, der (passim, v. a. S. 9 ff., 165 ff.) die ältere Forschungsmeinung widerlegt, der moderne Nationalismus sei ein reines Säkularisierungsprodukt, und also eine *konfessionsneutrale* ›Ersatzreligion‹; hier auch S. 158 zum Wartburgfest als dem definitiven Umschlagpunkt des Prozesses (›Mit Recht wird das Jahr 1817 mit seinen Dreihundertjahrfeiern der Reformation, den vielzähligen Bekundungen protestantischen Selbst- und Überlegenheitsgefühls auch im Zeichen des Sieges über das napoleonische Frankreich, den katholischen Kritiken sowohl der Reformation wie des gegenwärtigen Protestantismus als Ausgangsdatum neuartiger, für ein ganzes Jahrhundert prägender konfessioneller und konfessionell-politischer Polarisierung gesehen. Nur darf das nicht, wie häufig geschehen, so verstanden werden, als ob eine Ära neuer Spannung auf eine herrliche Zeit schöner konfessioneller Irenik und ökumenischer Bemühungen gefolgt sei.«); Langewiesche 1995, Nationalismus S. 216, beklagte die bald sprichwörtliche »Konfessionsblindheit der deutschen Nationalismus-Forschung«, ebd. S. 215 f. mit kritischer Besprechung Altgelds; vgl. für die produktive Überwindung des Problems v. a. den Sammelband von Langewiesche/Haupt 2001, Nation und Religion; ferner den auf Langewiesche rekurrierenden Beitrag von Blaschke 2002, Dämon des Konfessionalismus, hier v. a. S. 66.

37 Zitate bei Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 113.

38 Nipperdey 1981, Nationaldenkmal, S. 607; in den Arbeiten Nipperdeys zum Komplex wird manchmal eine gewisse Tendenz zur Harmonisierung wirksam, die bereits früher angelegte konfessionalistische Tendenzen (zur Vorkriegszeit s. Altgeld 1992, Katholizismus, S. 124-137) marginalisiert, im grundlegenden Befund, d. h. in der Differenzierung der Kriegsjahre und der Nachkriegszeit (vgl. Altgeld, S. 158 ff. zur katalysierenden Zentralfunktion des Reformationsjahres 1817), aber ihre Berechtigung hat.

39 Im Streit um den prinzipien- oder realpolitischen Umgang mit dem Napoleon Redivivus der 1850er Jahre, Napoleon III. (dazu Kapitel B. IV. 1. 3), erklärte Bismarck am 2. 5. 1860 die prinzipielle Differenz mit dem greisen, hochkonservativen Leopold von Gerlach, einem der engsten Vertrauten und Berater Friedrich Wilhelms IV. und prominentesten Verfechter eines universalistisch-religiösen Konservatismus (dazu Kapitel B. II. 2. 2), mit dessen generationentypischen Prägung durch die Befreiungskriege (hier nun aus dem Rückblick der jüngeren Generation): »Mir scheint, daß niemand den Stempel wieder verliert, den ihm die Zeit der Jugendeindrücke aufprägt; in dem Ihrigen steht der siegreiche Haß gegen Bonaparte unauslöschlich, Sie nennen ihn ›inkarnierte Revolution‹ und wenn Sie etwas Schlimmeres wüßten, so würden Sie ihn auch danach taufen«, zitiert nach Meinecke 1922, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 325.

konfessionell-christlichen »Geist von 1813«, aus dem heraus die nationale Dombaube-  
 wegung geboren ist, kommt in der königlichen Vision vom »Brudersinn verschiedener  
 Bekenntnisse« ebenso zum Ausdruck wie in Eichendorffs Appell an die »Eintracht und  
 christlich brüderliche Liebe« des »Deutschen Volkes«.

Dieser Hintergrund ist daher ebenfalls zu bedenken, wenn Eichendorff in seiner  
 »Aufforderung zur Teilnahme« dem Beitrag seines ehemaligen Lehrers aus der Zeit  
 der Heidelberger Romantik bis in die Diktion hinein folgt. Wie Görres interpretiert  
 er die Jahrhunderte zwischen Abbruch und Wiederaufnahme des Baues als Spiegel der  
 Nationalgeschichte, die nach dem frühneuzeitlichen Verfallsprozess in einen umfassenden  
 Wendepunkt mündet, in dessen Zentrum die Romantik und die Befreiungskriege  
 stehen:

Das erhabenste Denkmal Deutscher Baukunst, dessen großartiger Gedanke, in dem  
 Geiste eines Deutschen Künstlers entsprungen, vor Jahrhunderten Viele begeistert  
 hatte [...], blieb durch die Ungunst der Zeiten, welche die Bande des Deutschen  
 Vaterlandes zu lösen und seine Größe zu untergraben drohte, unvollendet an den  
 Ufern des Rheines stehen. [...] unter den späteren Geschlechtern vernahmen nur  
 Einzelne noch die beredte Sprache der zum Gottestempel zusammengefüigten Steine,  
 und als Deutschlands Einheit schon Manchem völlig gebrochen schien, da drohte  
 auch der herrliche Bau, den Fremden eine unheimlich mahnende Erinnerung an  
 vergangene Größe, in Trümmer zu sinken. Nachdem aber Deutschlands Völker sich  
 unter ihren Fürsten wieder zu einer herrlichen Tat, zur Wiedergewinnung ihrer Frei-  
 heit und Selbstständigkeit vereinigt hatten, da erwachte mit der wiedergeborenen  
 Kraft der Deutschen auch Deutsches Leben und die Liebe zu dem, was Deutsche  
 Männer der Vorzeit in Poesie und Kunst geschaffen hatten (KA V, S. 681).

Die den Weiterbau des Domes verhindernde konfessionelle Spaltung und die Reli-  
 gionskriege stehen wie bei Görres für ein nationales Verhängnis, werden aber auch  
 hier bezeichnenderweise nicht offen, geschweige denn im Sinne einseitiger Schuld-  
 zuweisung benannt. Dass der romantische Rückgriff auf das deutsche Mittelalter  
 und die Befreiungskriege, also der geistig-kulturelle und der politische Aufbruch der  
 Nation seine »Kraft« aus der religiös grundierten, jedoch gerade nicht konfessionell  
 definierten »Wiedergeburt« der Deutschen beziehen, ist ein in der eigenen Biographie  
 wurzelnder erinnerungspolitischer Komplex, der – in mannigfachen Brüchen und Ab-  
 wandlungen – Eichendorffs Denken und Schaffen die ganzen 1840er und 1850er Jahre  
 hindurch bestimmt. Der Romantiker, der in Heidelberg studierte, als Görres, Arnim  
 und Brentano aus »Liebe zu dem, was Deutsche Männer der Vorzeit in Poesie und  
 Kunst geschaffen hatten« und als Beitrag zur geistigen Rüstung gegen Napoleon die  
 »Teutschen Volksbücher« bzw. »Des Knaben Wunderhorn« herausgaben, der sich dann  
 aus dem katholischen Wiener Kreis um Klemens Hofbauer und Friedrich Schlegel in  
 einem (wie er selbst rückblickend schrieb:) »Paroxismus von Patriotismus«<sup>40</sup> in die

40 Im Brief an Philipp Veit von Anfang 1816, HKA XII, S. 64, begründete er seine Entscheidung,

Befreiungskriege stürzte und dem Lützower Korps anschloss, in dem er die ›deutschtmelnden‹ Protestanten Arndt, Jahn, Körner zu seinen »Spießgesellen«<sup>41</sup> zählen durfte, hatte die von den Romantikern erweckte nationale Idee und die Wiederentdeckung der eigenen christlichen Identität offenkundig als Koinzidenz erlebt. Heidelberg, Wien, die Befreiungskriege waren Schlüsselerlebnisse in einer entscheidenden Phase von Eichendorffs jugendlicher Biographie, die ihm im Rückblick zu einem einheitlichen Initiationskomplex zusammenschmolzen waren.<sup>42</sup> Aus der spezifisch gefärbten Retroperspektive der frühen 1840er Jahre sind sie aber auch aufs Engste mit den politischen Hoffnungen verbunden, die Eichendorff in die Thronbesteigung durch den (nur sieben Jahre jüngeren) christlich-nationalen Romantikerkönig Friedrich Wilhelm IV. setzte. Die Erwartung, dass mit dem neuen preußischen König der »Geist von 1813«, für Eichendorff also der Dreiklang aus Romantik, Christentum und Nation an höchster Stelle wiederbelebt und in die politische Tat umgesetzt würde, steht am Anfang und im Zentrum von Eichendorffs Denken und Schaffen der 1840er und 1850er Jahre. Diese aktuelle erinnerungspolitische Stoßrichtung wird an der Zentralstellung

sich nach Napoleons Wiederkehr 1815 wiederum in den Kampf zu stürzen, dadurch, dass er »noch einmal [Hervorhebung N. v. E.] einen Paroxysmus von Patriotismus erlitten« habe.

41 Vgl. das Gedicht *An die Lützowschen Jäger*, KA I, S. 189 f., das im Bild des ›Fortrauschens‹ (v. 14 ff.) auch die dauerhafte Prägung durch diesen Erinnerungskomplex belegt: *Wunderliche Spießgesellen / Denkt ihr noch an mich, / Wie wir an der Elbe Wellen / Lagen brüderlich. // Wie wir in des Spreewalds Hallen, / Schauer in der Brust, / Hell die Hörner ließen schallen / So zu Schreck und Lust? // Mancher mußte da hinunter / Unter den Rasen grün, / Und der Krieg und Frühling munter / Gingen über ihn. // Wo wir ruhen, wo wir wohnen: / Jener Waldeshort / Rauscht mit seinen grünen Kronen / Durch mein Leben fort.* Der Erstdruck erfolgte 1837; die auf Frühwalds 1976, Chronik, S. 69 f., bloße Spekulationen rekurrierende Datierung von Schultz in KA I, S. 947 auf 1814 vermag nicht zu überzeugen, entbehrt jedenfalls eines stichhaltigen Arguments.

42 Dieser im Rückblick entstandene bzw. konsolidierte Komplex ist seiner präzisen Genese und Kontur nach in der bisherigen Forschung nur ansatzweise erfasst worden. Als »Erweckung« im wörtlichen Sinne deutet den Heidelberger Aufenthalt (aus anderer Perspektive und ohne Bezug auf den nationalen Kontext etc.) bereits Stöcklein 1963, S. 35; am prägnantesten ist das Phänomen identifiziert worden von Frühwald 1987, Nachwort, S. Vf. (»In seinem Leben, das ihm schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts selbst historisch zu werden begann, kannte Eichendorff einige wenige Phasen der Begeisterung, in denen die Poesie das Leben zu regieren schien. Das poetische Werk war nur Abglanz und Nachklang solcher Phasen der Geschichte, in denen ›der Herr ... unmittelbar die Sprache der Poesie zu den Völkern‹ redete (an Görres, 1828). Als eine solche Zeit des von Idealen getragenen poetischen Lebensvollzuges erschienen ihm im Rückblick die Studentenjahre in Halle, Heidelberg, Berlin und Wien [...]. Als eine solche Zeit verklärte er die Jahre der Freiheitskriege [...]«) sowie (hier ohne Hinweis auf die erst einheit- und sinnstiftende *Retrospektive*) von dems. 2007, Eichendorff und seine Zeit, S. 690f. (»Eichendorff hat – mit unterschiedlicher Akzentsetzung – an den Universitäten Halle, Heidelberg und Wien das Studentenleben und das romantische Denken zusammen als integrative Faktoren einer Aufbruchsstimmung erlebt, die unmittelbar in die patriotische Begeisterung der Freiheitskriege mündete«). – Zum Komplex des ›poetischen Lebens‹ und dessen Bedeutung in der geistigen Anverwandlung der historischen Phase zwischen 1807-1813 (zwischen Preußischer Reformära und Befreiungskriegen) und zur hiermit zusammenhängenden Entscheidung, in der preußischen Verwaltung sein berufliches Auskommen zu suchen s. u., Kapitel A. II. 1. Zur Bedeutung der Re-Initiation in Wien während des Jahreswechsels 1846/47 – als Eichendorff öffentlich als »deutscher Dichter« und Kriegsveteran gefeiert und ebenso Theodor Körner wie Ernst Moritz Arndt an die Seite gestellt wurde – für die Konsolidierung des Spätwerks s. u., Kapitel B. I. 2.

sinnfällig, die Eichendorff dem Romantikerkönig innerhalb seiner im Spiegel der Geschichte des Dombaus entworfenen Nationalgeschichte zubilligt: Zwar wird die Rolle König Friedrich Wilhelms III., des »edlen Königs, welcher sein Volk zum Kampfe für Deutschlands Heil aufgerufen hatte, und der bald nach wiederhergestelltem Frieden sein schützendes Auge auf den Dom zu Köln wandte« (KA V, S. 680) vordergründig lobend erwähnt; doch dessen die Zeit der Restauration mit ihrer Unterdrückung der nationalen Idee umfassende Regentschaft wird als (freilich in diplomatischer Zurückhaltung) zu überwindende Übergangsphase marginalisiert, die erkennbar auf den Thronwechsel von 1840 zuläuft. Der durch Friedrich Wilhelm III. vollendete Chor gab dem Dom zwar »seine frühere Schönheit wieder, welche eine immer größere Zahl ein-sichtsvoller Bewunderer um sich versammelte, und in ihnen allmählig den kühnen Gedanken der Vollendung des Baues hervorrief« (S. 680 f.). Doch »[I]ange wurde derselbe nur mit Schüchternheit ausgesprochen, weil es erkannt wurde, daß das Kunstwerk nur durch die Vereinigung des ganzen in freier Liebe zusammenwirkenden Deutschlands in seiner erhabenen Größe emporsteigen könne« (S. 681). Mit der Thronbesteigung des »Romantikers« Friedrich Wilhelm IV. bricht nun eine entsprechend neue Ära an, in der, durch die gesamtdeutsche Überwindung der als Déjà-vu der napoleonischen Ära erlebten französischen Bedrohung, durch die gesamtdeutsche Resonanz des Dombauprojekts, der »Geist von 1813« wiederauflebt und die Vision von einem kulturell geeinten, konservativ-föderalen und überkonfessionell-christlichen Deutschland zum Greifen nahe scheint:

Da richteten sich die Augen vieler auf den Einen, dessen Begeisterung für das hohe Werk sich oft kund gegeben hatte, und König Friedrich Wilhelm IV. sprach [...] das große Wort der Vollendung des Baues nach dem ursprünglichen [gemeint ist Schinkels Adaption des überlieferten mittelalterlichen Bauplanes, N. v. E.] Entwürfe aus, und Niemand zweifelte mehr an der Verwirklichung, als Er mit Königlicher Freigebigkeit die bisher jährlich verwendeten Mittel im entsprechenden Maße verstärkte. Ohne Säumen sprach ein anderer, kunstliebender, Deutscher König [der bayerische Ludwig I., N. v. E.] die bereitwilligste Teilnahme für sich und sein Volk aus, und seitdem auch in unserer Stadt unter demselben Schutze jenes Allerhöchsten Protektors ein Verein für den Kölner Dombau entstanden ist, treten immer mehr Deutsche Städte [bis zum 7. 9. 1842 waren in 70 Städten<sup>43</sup> Dombauvereine entstanden, N. v. E.] in den großen Bund ein und beweisen es den übrigen Völkern Europa's, daß alle Deutsche sich als Glieder eines großen Stammes erkennen, wenn es die Ausführung von Ideen gilt, welche das gemeinsame Vaterland betreffen. Diese Einheit und Eintracht des Deutschen Volkes hat sich in jüngster Zeit auf das lebendigste bestätigt, als dem Frieden Europas Gefahr zu drohen schien; sie knüpft sich in dem

43 Auch die – ca. 5% der Stadtbevölkerung stellenden – deutschen Emigranten in Paris gründeten unter dem Vorsitz Jakob Venedeys, Heinrich Heines u. a. einen Pariser Dombauverein, vgl. Kramp 2002, Heines Kölner Dom (hier S. 47 zum genauen Anteil der Deutschen an der Pariser Einwohnerzahl); selbst in Rom und Mexiko waren deutsche Unterstützervereine entstanden, vgl. ebd., S. 23.

gemeinsamen Verbande zu freiem Handels-Verkehr [durch den v. a. auf preußisches Betreiben im Jahr 1834 gegründeten deutschen Zollverein, N. v. E.] immer fester, sie spricht sich in der würdigen Sammlung der Monumente ihrer Geschichte aus [der bis heute nicht abgeschlossenen Quellensammlung der *Monumenta Germaniae Historica*, N. v. E.] und will sich jetzt in der Vollendung eines ehrwürdigen christlichen Tempels von neuem bewähren.

Wohlan denn! es gilt den Ausbau eines Kunstwerkes auf Deutschem Boden! So trete denn das Deutsche Volk in allen seinen Stämmen und Gauen zusammen, so weit die Deutsche Zunge reicht [ein leicht abgewandeltes Zitat aus der inoffiziellen Hymne der Nationalbewegung, der sechsten Strophe von Arnolds »Was ist des Deutschen Vaterland?«,<sup>44</sup> N. v. E.], und stifte seiner Eintracht und christlich brüderlichen Liebe ein neues Denkmal, welches mit den Gedenkzeichen der zusammen wirkenden Volksstämme geschmückt, Deutschlands ernsten Willen verkünde, daß dieser Tempel stets auf Deutschem Boden und unter Deutscher Obhut stehen soll.<sup>45</sup>

Die föderale Vision von dem »ganzen in freier Liebe zusammenwirkenden Deutschland[]« ist gegen den zentralistischen Unitarismus der seit der Julirevolution an Frankreich orientierten Nationalbewegung,<sup>46</sup> konservative »Eintracht« unter den Fürsten gegen liberale »Einheit« gerichtet, wie auch Friedrich Wilhelm IV. das Fest zur Grundsteinlegung als »Gegen-Hambach«<sup>47</sup> inszenierte, das gleichwohl durch das »hinreißende[]« Pathos dieses begabten, die Gefühle des Publikums erspürenden Redners, der am Schluss sogar das »Alaaf Köln« ausrief, von großem Jubel begleitet wurde.<sup>48</sup>

## 2. Innen- und konfessionspolitischer Symbolwert: Das ›Kölner Ereignis‹ (1837)

Dass der Dom ein »Denkmal« der überkonfessionellen »christlich brüderlichen Liebe« werden soll, ist nicht nur eine bewusste Wendung gegen die vormärzliche Rekon-

44 Vgl. die sechste Strophe (zitiert nach der Anthologie Frühwald 2006, Gedichte der Romantik, S. 65 f., hier 234): *Was ist des Deutschen Vaterland? / So nenne endlich mir das Land! / So weit die deutsche Zunge klingt / Und Gott im Himmel Lieder singt: / |: Das soll es sein! Das soll es sein! / Das wackrer Deutscher, nenne dein! :|*

45 KA V, S. 682 f.

46 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 396 f.

47 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 397.

48 Vgl. den Augenzeugenbericht des Arnberger Regierungspräsidenten Keßler (zitiert nach Keinemann 1974, Kölner Ereignis, S. 309): »Es ist nicht möglich, freier, gewaltiger, weittönender und hinreißender unter Gottes freiem Himmel zu unzählbarer Menge zu reden als der König ... Als nach den von dem Volke wohl für den Schluß gehaltenen Worten ›daß sie eines sind in dem einzigen göttlichen Haupte!‹ abermals stürmender Jubel alles überbrausete, gebot der erhobene Blick des Königs bald Ruhe. Mit neuer Kraft alles durchdringenden Nachdruckes sprach er die Schlußworte zu den Kölnern bis zu dem ›Alaaf Köln!‹, was alle Bande brach, Herz und Mund aller lösete, allen Tränen der innigsten Freude, der tiefsten Erschütterung der Seele aus den Augen lockte.«

fessionalisierung der Nationalbewegung. Dass Friedrich Wilhelm, der am Fest zur Grundsteinlegung nach Besuch des protestantischen Gottesdienstes demonstrativ am feierlichen lateinischen Hochamt teilnahm,<sup>49</sup> noch deutlicher vom »Brudersinn der verschiedenen Bekenntnisse« (s. o.) spricht, greift noch einen weiteren aktuellen Symbolwert der Kölner Bischofskirche auf, waren doch Köln und das Rheinland wenige Jahre zuvor zum konfessionspolitischen Brennpunkt Preußens und Deutschlands avanciert. Das »Kölner Ereignis« von 1837, die spektakuläre Verhaftung des Kölner Erzbischofs durch den preußischen Staat, war ein Höhepunkt im jahrzehntelang schwelenden Konflikt zwischen dem Rheinland und Preußen, zwischen Kirche und Staat, dem der säkulare Gegensatz zwischen dem überlieferten Staatskirchentum und dem seit der Nachkriegszeit wiedererwachten kirchlich-konfessionellen Bewusstsein zugrunde lag.

Scheinbar paradoxerweise<sup>50</sup> hatte gerade die aus der gemeinchristlichen Erweckungsbewegung geborene Rückbesinnung auf das »Wesentliche« des christlichen Offenbarungsglaubens die »wesentlichen« Unterschiede der verschiedenen Bekenntnisse seit Ende des Krieges wieder bewusst gemacht und ein »zweites konfessionelles Zeitalter«<sup>51</sup> heraufgeführt. Die politische Brisanz dieser Rekonfessionalisierung gründete nicht nur in deren Verschränkung mit der Nationalbewegung, die selbst zunehmend entlang konfessioneller Trennlinien verlief, wie bereits 1817 im Wartburgfest sinnfällig wurde.<sup>52</sup> Auch unmittelbar innerhalb der Einzelstaaten kam es vielfach zu Problemen, da durch die Säkularisationen und die territoriale Neuordnung im Gefolge des Wiener Kongresses eine ganze Reihe konfessionell gemischter Staatsgebilde geschaffen worden waren, in welchen das aus den absolutistischen Konfessionsstaaten überkommene Kirchenregiment mit den erstarkenden kirchlich-konfessionellen Emanzipationsbestrebungen konfrontiert war.

Preußen, das als einziger Staat bereits vor der napoleonischen Ära paritätisch organisiert war, hatte seit den großen Gebietszugewinnen im Osten (Ermland, Posen) und im Westen (Westfalen, Rheinland) zwei Fünftel katholischer Untertanen, und war anfangs entsprechend um Verständigung bemüht. In Schlesien hatte der preußische Staat bereits unter Friedrich II. die bald sprichwörtliche »schlesische Toleranz« praktiziert,<sup>53</sup> und auch das Verhältnis zum katholischen Rheinland schien sich »zunächst«<sup>54</sup> positiv zu entwickeln. So versprach Friedrich Wilhelm III. – trotz seines tiefsitzenden antika-

49 John 1992, Dombaufest 1842.

50 Diese gleichsam dialektische Entwicklung wurde in ihrer inneren Logik besonders prägnant in dem für die deutsche Religionsgeschichte des 19. Jahrhunderts immer noch grundlegenden Buch von Schnabel, *Deutsche Geschichte IV*, nachgezeichnet.

51 Vgl. v. a. Blaschke 2002, *Zweites konfessionelles Zeitalter*; Greyerz/Jakubowski-Tiessen/Kaufmann/Lehmann 2003, *Konfessionalisierungsthese*; transnational differenzierend und vergleichend spricht Borutta 2011, *Antikatholizismus*, von einem im Vormärz beginnenden »Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe«.

52 Altgeld 1992, *Katholizismus, Protestantismus, Judentum*, S. 125-136 und passim; Johnston 1990, *Nationalmythos*.

53 Vgl. dazu den (gleichzeitig auf die Bedeutung für Eichendorff hin zugeschnitten) Beitrag von Frühwald 1994, *Schlesische Toleranz*.

54 Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 418.

tholischen<sup>55</sup> Affektes – den Rheinländern in einer Kabinettsordre vom 5. 4. 1815: »Ihr werdet gerechten und milden Gesetzen gehorchen; Eure Religion, das Heiligste, was dem Menschen angehört, werde ich ehren und schützen.«<sup>56</sup> Konflikte waren gleichwohl durch die Entscheidung vorprogrammiert, zur Verwaltung der neuen Provinz ausschließlich Beamte aus den preußischen Stammgebieten zu entsenden, die von den stolzen Rheinländern nicht selten als Kolonialherren wahrgenommen wurden und so das landsmannschaftliche Sonderbewusstsein der Provinz provozierten.<sup>57</sup> Zum offenen Konflikt kam es über der Frage der konfessionsverschiedenen Ehen.<sup>58</sup> Nach Teil 2, Titel 2 §§ 76-82 des Allgemeinen Preußischen Landrechts von 1794 hatten Söhne die Konfession des Vaters, Töchter diejenige der Mutter anzunehmen, während nach katholischem Kirchenrecht die – für eine konfessionsverschiedene Ehe nötige – Dispens nur nach vorheriger Zusicherung der katholischen Taufe und Kindeserziehung gegeben werden konnte; nach einer königlichen Deklaration von 1803 waren, zur »wirksame[n] Maßregel gegen das Proselytensystem der Katholischen«, nunmehr alle Kinder in der Konfession des Vaters zu erziehen.<sup>59</sup> Da die durchweg protestantischen Beamten naturgemäß in die höheren, also prominenten und führenden Stände der Provinz einheirateten, verband sich dieser Konflikt zwischen Staat und Kirche, zwischen staatskirchlichem und kanonischem Recht mit dem länger schon schwelenden Unbehagen über die Aushöhlung und »Prussianisierung« der rheinländischen Identität.

Zum Ausbruch kamen die Gegensätze dennoch erst im Verlauf des Vormärz. Nach der Deklaration von 1803 sollte die staatskirchliche Regelung zwar für die säkularisierten Gebiete in Schlesien und Westfalen gelten. Dennoch verzichtete der preußische Staat bis 1825 darauf, die Regelung auch für die 1815 neuerworbene Rheinprovinz zu verfügen, deren kirchliche Strukturen seit der französischen Besatzung brachlagen und erst 1821 mit der päpstlichen Zirkumskriptionsbulle »De salute animarum« wieder offiziell aufgerichtet worden sind. In den folgenden Jahren drängte Friedrich Wilhelm III. darauf, seine staatskirchlichen Hoheitsrechte gegenüber der katholischen Kirche konsequent zur Geltung zu bringen. 1825 verfügte er daher die Anwendung der Deklaration von 1803.<sup>60</sup> Das Selbstbewusstsein der auf Freiheit der Kirche pochenden Katholischen Bewegung war allerdings in der Zwischenzeit erheblich erstarkt; der entsprechend spürbare Widerstand der Geistlichkeit zwang den preußischen Staat, direkte

55 Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 119-121 (*Friedrich Wilhelm III. und die katholische Kirche*); Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 68 u. ö.; Hömig 2015, Altenstein, S. 210.

56 Zitiert nach Guske 2008, Schmedding, S. 45.

57 Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 109.

58 Vgl. zum Folgenden Schrörs 1927, Kölner Wirren; Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 106-164; Lill 1965, Beilegung; quellenreich sind die Bände von Keinemann 1974, Kölner Ereignis und 1985, Kölner Ereignis Nachtrag; zur Hagiographie neigend und teils offen parteilich, aber quellen-gesättigt die monumentale (kirchengeschichtliche) Biographie von Hänsel-Hohenhausen 1991, Vischering, hier Bd. 2, S. 733-1200.

59 Schrörs 1927, S. 114 ff., hier 115 das Zitat aus dem amtlichen Text; Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 123 f.

60 Die bei Schrörs 1927, Kölner Wirren, S. 110, zitierten amtlichen Dokumente belegen, dass die Maßnahmen den Zweck der durchaus offensiven Ausbreitung des evangelischen Glaubens in dem zu Preußen geschlagenen Rheinland verfolgten.

Verhandlungen mit Rom aufzunehmen, die in der Sache auch von Erfolg gekrönt waren. Pius VII. bestimmte in seinem Breve *Litteris altero abhinc* vom 25. 3. 1830 eine »für beide Seiten erträgliche«<sup>61</sup> Kompromisslösung. In Fällen, in denen die Zusicherung der katholischen Kindeserziehung nicht zu erreichen war, sollte der Priester der (auf diese Weise formal gültigen) Eheschließung dennoch als Zeuge »passiv« assistieren und nur auf die feierliche Einsegnung verzichten. Die Kirche hätte so zwar ihre grundsätzliche Missbilligung aufrechterhalten, in der konkreten Praxis aber eine Verständigung ermöglicht, beide Parteien, Kirche und Staat hätten also ihr »Gesicht gewahrt«. Friedrich Wilhelm III. wollte diesen Kompromiss, der ja immer noch eine Beschneidung seiner *absoluten* Hoheitsrechte bedeutete, gleichwohl nicht akzeptieren und bestand auch in kritischen Fällen auf der feierlichen Einsegnung. Unter Ausnutzung des überkommenen staatskirchlichen Systems, nach welchem der Klerus nicht direkt, sondern nur über die staatlichen Stellen mit der Kurie kommunizieren konnte, und nach dem kirchliche Dokumente, Gebetsbücher ebenso wie Hirtenbriefe und päpstliche Lehrschreiben, zur Veröffentlichung der staatlichen Genehmigung (des »*placetum regium*«) bedurften, verweigerten die preußischen Stellen dem Breve die Publikation, das der Geistlichkeit dadurch zunächst unbekannt blieb. Stattdessen trat man 1834 in Verhandlungen mit dem Kölner Erzbischof Graf Spiegel ein, der sich zu einer Geheimen Konvention überreden ließ, nach der, unter bewusster Täuschung der Kurie und des niederen Klerus, das Breve zwar (auf Lateinisch) veröffentlicht, durch eine begleitende, »erklärende« Instruktion Spiegels aber in seinem Inhalt durch die Fiktion ausgehebelt wurde, »als ob« das offizielle preußische Recht mit dem Breve übereinstimme.<sup>62</sup> Diese ganz in der Weise traditioneller Arkandiplomatie getroffene Konvention offenbarte, dass der Episkopat, anders als der niedere, jüngere Klerus, noch durch das überkommene Staatskirchenrecht geprägt war. Mit Graf Spiegel saß ein von Napoleon ernannter Oberhirte, ein febronianisch gesinnter Grandseigneur, ein aufgeklärter Aristokrat nach Art des 18. Jahrhunderts auf dem Kölner Bischofsstuhl, der eine »innere Distanz« zum einfachen Kirchenvolk hielt, mit den preußischen Eliten aber so gut vernetzt war, dass Friedrich Wilhelm III. ihn sogar in den Grafenstand erhoben hatte.<sup>63</sup>

Sein 1835, bald nach der Geheimen Konvention eingetretener Tod aber brachte einen signifikanten Generationenwechsel. Der unter wesentlicher Mitwirkung des Kronprinzen,<sup>64</sup> des baldigen Königs Friedrich Wilhelm IV. ernannte Nachfolger,

61 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 160; vgl. auch Keinemann 1974, Kölner Wirren, S. 1.

62 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 160 f. (Zitat 160).

63 Vgl. das prägnante Porträt bei Schnabel, Deutsche Geschichte IV., S. 128-133, Zitat S. 131; zur Vernetzung vgl. die Hinweise bei Guske 2008, Schmedding, S. 44 f.; die Gegenüberstellung zwischen Spiegel und seinem Nachfolger war natürlich in der alten Forschung lange Zeit von jeweils gegenläufigen Interessen bestimmt; von den Katholiken wurde Spiegel als hochmütiger und staatshöriger »Feind im eigenen Lager« (bzw. als milder, aufgeklärt-gebildeter Feingeist), Vischering hingegen als heroischer Märtyrer (bzw. als fanatischer Starrkopf und eifernder Kriegstreiber) gezeichnet; beides sind im zugespitzten Urteil jeweils Übertreibungen, die aber im sachlichen Kern nicht völlig unzutreffend sind. Charakterliche Zuschreibungen im Folgenden sollten daher weder in der einen, noch der anderen Seite ideologisch missdeutet werden.

64 Treitschke, Deutsche Geschichte IV, S. 690; Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 161.

Clemens August zu Droste-Vischering, war von der Katholischen Bewegung geprägt, strengkirchlich, ein »ultramontaner Hardliner«. <sup>65</sup> Gegenüber den staatlichen Stellen erklärte er auf entsprechende Anfrage, die Konvention, die man ihm anfangs nicht einmal offen vorlegte, nur insoweit erfüllen zu können, als sie dem päpstlichen Breve nicht widerspräche; die durch die unverbindliche Beharrlichkeit des Bischofs gegenüber allen weiteren Anfragen, aus denen bald Mahnungen und Drohungen wurden, zunehmend aufgeheizte Situation verschärfte sich noch durch Vischerings Entscheidung, den Professoren, die an der Theologischen Fakultät der staatlichen Universität Bonn die (durch Gregor XVI. 1835 verurteilte) »Vernunftthäresie« <sup>66</sup> des »Hermesianismus« lehrten, die Approbation zu entziehen und die Priesteramtskandidaten stattdessen im bischöflichen Priesterseminar nach kirchlichen Vorgaben zu unterrichten. Der Erzbischof wurde in beiden Fällen, in denen es um den säkularen Grundsatzkonflikt zwischen der überkommenen Staatskirchenhoheit und der katholischen Emanzipationsbewegung ging, von den preußischen Stellen offiziell abgemahnt. Spätestens als sich Vischering am 3. II. 1837 in einer offiziellen Ansprache an die Öffentlichkeit wandte und ankündigte, alle relevanten Akten offenzulegen, <sup>67</sup> eskalierte der Konflikt. In der seit 1830/32 von Revolutionsfurcht umgetriebenen preußischen Bürokratie war der Appell an die Öffentlichkeit ein revolutionärer Vorgang, der mit der »spektakulären Aktion« vom 20. II. 1837 entsprechend beantwortet wurde. <sup>68</sup> Unter militärischem Aufgebot – zwei Infanteriebataillone sperrten die Straßen um das Haus des Erzbischofs ab – wurde Droste-Vischering verhaftet und auf die Festung Minden gebracht. <sup>69</sup> Die Maßnahme erfolgte ohne Gerichtsurteil, allein aufgrund königlicher Kabinettsordre, in der dem Hirten die Störung der öffentlichen »Ruhe und Ordnung« vorgeworfen wurde. <sup>70</sup> An

65 Guske 2008, Schmedding, S. 55.

66 Frühwald, in: Görres Werke, Bd. 2, S. 876.

67 Schrörs 1927, Kölner Wirren, S. 499.

68 Frühwald, in: Görres Werke, Bd. 2, S. 877 (mit Zitat); zur Rolle der preußischen Verwaltung der 1830er Jahre (nach Julirevolution und Hambacher Fest) s. auch ausführlicher unten, Kapitel A. II. 3-4.

69 Schrörs 1927, Kölner Wirren, S. 508f.; Hänsel-Hohenhausen 1991, Vischering, Bd. 2, S. 987ff. (mit reichen Quellenzitaten).

70 Frühwald 1977, Anfänge der Katholischen Bewegung, S. 242 ff.; Frühwald 1976, Ruhe und Ordnung, S. 92 ff.; dazu die Bewertung bei Hänsel-Hohenhausen 1991, Vischering, Bd. 2, S. 984: »Das nach der Verhaftung veröffentlichte Publikandum wies dann wirklich auf Drostes Verstöße gegen Staatsgesetze hin, so daß der Eindruck einer strafrechtlichen Verfolgung entstehen konnte, die notwendig ein Gerichtsverfahren nach sich hätte ziehen müssen. Dieser wegen der Unabhängigkeit der Gerichte unsichere Weg konnte aber nicht beschritten werden, weil Beweise, wie sie sogar die gegen die radikaldemokratischen und revolutionären Bewegungen erlassenen sog. Maßnahmengesetze forderten, für den wichtigsten Vorwurf gegen Droste, den revolutionärer Umtriebe, gänzlich fehlten. Gerichtlich wurde deshalb auch nie gegen ihn Klage erhoben. [...] Die gegen Droste verhängte Haft war also keine Untersuchungshaft, sondern ein wirklicher Akt des Polizeirechts, die Schutzhaft. [...] Daß dabei der Rechtsstaatlichkeit Preußens Abbruch geschah, ergibt sich aus der Tatsache, daß das Polizeirecht nur zu polizeilichen Zwecken eingesetzt werden durfte. Hier war das Ziel aber politisch oder besser noch kirchenpolitisch, was um so schwerer anstieß, da die betroffene Person ein Amt bekleidete, das sie als unantastbar und als moralische Autorität erscheinen ließ.«

der Rekurrenz auf die Zentralformel der preußischen Justizaufklärung, wie sie in das Allgemeine Preußische Landrecht eingegangen und im 19. Jahrhundert zum Schlagwort der Reaktionspolitik erstarrt war,<sup>71</sup> wird die gewaltige Empörung in weiten Teilen der Bevölkerung verständlich. Die Wut über die polizeistaatliche Willkür, mit der sich Preußen gerade in einer Zeit des erstarkten rechtsstaatlichen Empfindens – 1837 war auch das Jahr der ›Göttinger Sieben‹ – kompromittierte,<sup>72</sup> entlud sich in einer Flut von Streitschriften; im Januar 1838 »schleuderte« Joseph Görres seinen »Athanasius« in das Volk,<sup>73</sup> die wortgewaltige ›Gründungsurkunde‹ des sich fortan auf moderne rechtsstaatliche Prinzipien berufenden ›politischen Katholizismus‹.<sup>74</sup> Das Echo der bereits im April in vierter Auflage erschienenen Schrift machte aus den ›Kölner Wirren‹ ein epochemachendes, eben das ›Kölner Ereignis‹.<sup>75</sup> Gemäß dem typologisch-figuralen Geschichtsdnken der Romantik stand das Schicksal der katholischen Kirche überhaupt auf dem Spiel, denn in dem Konflikt zwischen Kirche und Staat, zwischen dem ›Bekennerbischof‹ und der obrigkeitlichen Willkür wiederholte sich nicht nur der Konflikt zwischen dem spätantiken Namensgeber der Schrift, Bischof Athanasius, dem ›Fels der nizänischen Orthodoxie‹ und dem arianischen Kaiser, sondern auch derjenige zwischen Christus und Pilatus.<sup>76</sup>

Für viele, zumal rheinländische und westfälische Katholiken wurde das ›Fanal des Kulturkampfes‹ zum persönlichen wie politischen Erweckungserlebnis nach einer Zeit

71 Dazu grundlegend Frühwald 1976, Ruhe und Ordnung, hier v. a. S. 92 ff.

72 Vgl. auch die Beurteilung bei Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 419.

73 So der Zeitgenosse A. v. Pichler in seinem Tagebuch: »Nachdem die große Bewegung der Freiheitskriege erstickt worden, gab es in Deutschland nur einen Boden, aus dem ein großer Publizist wachsen konnte: die katholische Kirche; nur eine Macht, ihm einen Hinterhalt zu gewähren: den Ultramontanismus! Darin lag die Stärke eines Görres, als er den ›Athanasius‹ in das Volk schleuderte« (A. v. Pichler: Aus den Tagebüchern 1850-1899. Gesammelte Werke, Bd. 3. München, Leipzig 1905, S. 64 f.; zitiert bei Steinsdorff/ Frühwald 1982, Streitschrift, S. 59; verkürzt auch bei Frühwald, in: Görres Werke, Bd. 2, S. 878).

74 Görres 1838, Athanasius; Edition in: Görres Werke, Bd. 2, 572-719.

75 Keinemann 1985, Kölner Ereignis Nachtrag, S. 54: »Metternich beispielsweise maß dem Kölner Ereignis eine solche Bedeutung bei, dass er am 30. November 1837 dem preußischen Minister Wittgenstein schrieb: ›Für Deutschland und für Europa hat eine neue Ära begonnen.«

76 Görres konnte das Wissen um den spätantiken Kirchenvater Athanasius aufgrund der Wiederentdeckung der Patristik voraussetzen: Nicht nur sollte ab den 1840er Jahren Jacques-Paul Mignes großangelegte Patrologia Latina (resp. Graeca) entstehen; der einflussreiche Tübinger Theologe Johann Adam Möhler hatte 1827 mit »Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus« (Tübingen) ein bekanntes Buch zur Thematik veröffentlicht. – Im Zusammenhang der Parallele zu Christus-Pilatus wurde immer wieder Droste-Vischerings Antwort auf die nochmalige Ermahnung bei der Verhaftung kolportiert: Gegenüber der finalen Aufforderung des Oberpräsidenten Bodelschwingh, Vischering solle die Diözese freiwillig verlassen, um so (wie garantiert wurde) der Festungshaft zu entgehen, entgegnete der Bischof, »daß er das ihm anvertraute Amt weder freiwillig niederlegen noch auch die ihm anvertraute Herde verlassen dürfe [...] und nur der Gewalt weichen« würde, aus dem Protokoll zitiert nach Keinemann 1985, Kölner Wirren, S. 54 f. – Zum typologisch-figuralen Geschichtsdnken der (Spät-)Romantik vgl. vor allem die grundlegenden und maßgeblichen Arbeiten Frühwalds, u. a. ders. 1976, Philister, 14 f.; 1977, Spätwerk Brentano, S. 198-289; stärker problembewusst bis kritisch bzgl. der historischen Voraussetzungen und Implikationen der Renaissance dieser mittelalterlichen Figuraldeutungstradition Kurzke 1978, Romantik und katholische Restauration, hier v. a. S. 191 ff.

religiöser ›Erschlaffung‹; die Gebrüder Reichensperger, die 1852 die Katholische Fraktion im Preußischen Abgeordnetenhaus und 1857 die Zentrumsparterie (mit)gründen sollten, wurden sich erst durch die Solidarisierung mit dem rheinisch-westfälischen ›Bekennerbischof‹ ihrer vergessenen katholischen Identität bewusst;<sup>77</sup> bereits praktizierende Katholiken aber wurden nach dem Zeugnis der Westfälin Annette von Droste-Hülshoff geradezu »überkatholisch«.<sup>78</sup> In der erregten öffentlichen Diskussion, in die sich selbst der aszetische Kamaldulenserpapst Gregor XVI. einschaltete,<sup>79</sup> begannen sämtliche Fronten zu diffundieren. Einerseits zerbrach die überkonfessionelle Allianz der preußischen Altkonservativen, die im 1831 gegründeten Berliner Politischen Wochenblatt, durch die Kooperation der Katholiken Carl Ernst Jarcke, Joseph Maria Radowitz und der Protestanten Heinrich Leo, Ernst Ludwig und Leopold Gerlach ihr wirkmächtiges, dem Kronprinzen nahestehendes Organ besaßen; zusammen mit Guido Görres initiierten Phillips und Jarcke nun in München 1838 die (ebenso wie der »Athanasius« in Preußen verbotenen) »Historisch-Politischen Blätter für das katholische Deutschland«; Leo aber verfasste ein offenes »Sendschreiben an J. Görres«, dessen Pamphlet er als »antinational« denunzierte.<sup>80</sup> Andererseits schlugen sich ausgerechnet die in Preußen verurteilten ›Demagogen‹ wie Turnvater Jahn und Ernst Moritz Arndt, aber auch der sonst eher borussophobe Heinrich Heine (von seinem Pariser Exil aus) und Arnold Ruge, der Wortführer der Junghegelianer, entschieden auf die Seite des preußischen Staates, der nun – trotz seiner restaurativen Linie – als Sachwalter des Protestantismus und Vorkämpfer gegen ›römische Umtriebe‹ zum Verbündeten aufrückte (dazu umfassend Kapitel A. II. 4);<sup>81</sup> hier bahnte sich bereits die Allianz zwischen Bismarck und den Nationalliberalen an.

77 Vgl. Klug 1995, Geschichtsbilder, S. 334 ff. (am Beispiel August Reichenspergers); zum engen und auch literarisch fruchtbaren Kontakt Eichendorffs in den 1850er Jahren mit dieser Zentralgestalt für die Vor- und frühe Geschichte der Zentrumsparterie s. u., Kapitel B. III. 4. 2; B. V. I.

78 Zitiert nach Keinemann 1985, Kölner Wirren, S. 60.

79 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 419, wertet die öffentliche Wortmeldung des Papstes als »fast revolutionäre[n] Vorgang«.

80 Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 142; Leo bezeichnete »Preußen als Retter Deutschlands und des Protestantismus«, Schrörs 1927, Kölner Wirren, S. 577; zur nationalen Signatur der publizistischen Auseinandersetzung s. ausführlicher unten, Kapitel A. II. 4.

81 Selbst Heine ergriff von seinem Pariser Exil aus für den so verhassten preußischen Staat Partei und aktivierte dabei sogar den für den deutschen Nationalismus identitätsbildenden antirömischen Affekt, vgl. in der Börne-Denkschrift, Heine HKA VII (o. J.), S. 116 f.: »Wie gar manche deutsche Patrioten, um protestantische Regierungen zu befehlen, mit der katholischen Partei gemeinschaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich soviel Herzeleid bereiteten, man wird mir schwerlich eine blinde Sympathie für Borussia zuschreiben: ich darf daher freimütig gestehen, daß ich in dem Kampfe Preußens mit der katholischen Partei nur ersterem den Sieg wünsche ... Denn eine Niederlage würde hier notwendig zur Folge haben, daß einige deutsche Provinzen, die Rheinlande, für Deutschland verloren gingen. – Was kümmert es aber die frommen Leute in München [den katholischen Görres-Kreis bzw. die 1838 initiierten HPBl, N. v. E.], ob man am Rhein deutsch oder französisch spricht; für sie ist es hinreichend, daß man dort lateinisch die Messe singt. Pfaffen haben kein Vaterland, sie haben nur einen Vater, einen Papa, in Rom.«

Eichendorff war, wie im nächsten Abschnitt (Kapitel A.II.4) genauer zu erläutern sein wird, als Mitarbeiter des Kultusministeriums unmittelbar in die Angelegenheiten involviert. Von der erregten Anteilnahme am ›Kölner Ereignis‹ zeugt u. a. sein Sonett »Die Mahnung. 1837« (KA I, S. 406):

*O heil'ges Köln, dein Hirte ist gefangen,  
Die halbe Welt steht jubelnd auf der Lauer,  
Doch andre sinnen ernst in stummer Trauer,  
Er mitten drin, von greisem Haar umhangen.*

*Da, als die Nacht und Trübsal näher drangen,  
Ging durch die Seele ihm ein ahnend Schauer,  
Ein recht Gebet hebt über Schloß und Mauer –  
Still segnet er das Land, das ihn gefangen.*

*Und wie er segnet, klang's vom hohen Dome,  
Die Glocken fingen an von selbst zu schlagen,  
Und weithin drang ihr Ruf vom deutschen Strome.*

*Die Nacht entfloh, der Morgen strahlte nieder,  
Und betend sah man in des Frührots Tagen  
Sich alle sammeln um den Herren wieder.*

Eichendorffs Gedicht reflektiert nicht nur die Signalwirkung für die katholische Erneuerungsbewegung in dem »Land, das ihn [Vischering] gefangen«, sondern erhebt den innenpolitischen Konflikt zwischen katholischer Kirche und preußischem Staat durch die symbolische Überblendung mit dem »deutschen Strome« zugleich zur nationalen Angelegenheit.

### 3. Die Bedeutung des preußischen Thronwechsels von 1840 und Eichendorffs Hoffnung auf ein »durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glückliches Preußen«

Entsprechend ist der drei Jahre später mit der Rheinkrise zusammenfallende Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., zu dessen ersten Amtshandlungen die Freilassung des Kölner Erzbischofs gehörte,<sup>82</sup> in seiner tiefgreifenden Bedeutung für Eichendorff kaum zu ermessen. Der neue König war, wie bereits erwähnt, selbst die treibende Kraft bei der Ernennung Vischerings gewesen. Beide repräsentierten die gleiche Generation, dem Generationenwechsel auf dem Kölner Bischofsstuhl zwischen dem aufklärerisch-febronianischen Spiegel und dem kirchlich-konfessionellen Vischering korrespondierte

82 Zur neuen Versöhnungspolitik vgl. Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 166-171.

der Generationenwechsel auf dem preußischen Thron. Von der Erweckungsbewegung geprägt, bemühte sich Friedrich Wilhelm IV., anders als sein absolutistisch-staatskirchlich gesinnter Vater, um die Achtung der ›Eigentümlichkeit‹ der verschiedenen Bekenntnisse. Gläubige Katholiken und Protestanten sollten sich, unbeschadet ihrer dogmatischen Identität, auf einer ›höheren‹ Ebene, zur gemeinsamen Abwehr gegen den ›Unglauben‹ und gegen diejenigen rationalistisch-liberale Kräfte zusammenfinden, die beide Konfessionen gleichermaßen von innen her zu unterwandern drohten.<sup>83</sup> Dafür aber mussten die Kirchen vom ›nivellierenden‹ staatlichen Kirchenregiment befreit werden.

Dass Friedrich Wilhelm IV. in der Mischehenfrage der konsequenten katholischen Position vor der religiösen Indifferenz, wie sie seiner Ansicht nach durch das aufklärerische Staatskirchenrecht gefördert wurde, den Vorzug gab, wird bereits an den Hintergründen seiner eigenen Eheschließung mit der katholischen bayerischen Prinzessin Elisabeth, die nach Jahren des Wartens und inneren Ringens 1823 erfolgte, sinnfällig.<sup>84</sup> Mit seiner Entscheidung, dass Elisabeth auf keinen Fall aus politischen Gründen einen anderen Glauben annehmen sollte, hatte sich das Brautpaar ebenso gegen Friedrich Wilhelm III., der auf der Konversion der preußischen Königin in spe bestand, wie gegen den Pfälzer Max Joseph II., der Montgelas nach München gerufen hatte und selbst aus politischen Gründen konvertiert war (während seine zweite Frau Karoline von Baden dauerhaft Protestantin blieb), in dieser Frage also schlicht gleichgültig war, durchgesetzt.<sup>85</sup> Der Kronprinz und Elisabeth aber versicherten sich der gegenseitigen Achtung vor der jeweiligen ›Überzeugungstreue‹,<sup>86</sup> und obwohl die Prinzessin 1830 schließlich doch den evangelischen Glauben annehmen sollte, so legten beide Wert auf die hinter diesem Schritt stehende freiwillige, bewusste und ›ernste‹ Gewissensentscheidung.<sup>87</sup>

Diese persönlich praktizierte, vom Geist der Erweckungsbewegung getragene gegenseitige Toleranz, die sich von der ›indifferenten‹ Toleranz der Aufklärungszeit<sup>88</sup> in cha-

83 Vgl. hierzu und zum Folgenden das ausführliche und in seiner historischen Anschaulichkeit meisterhafte Kapitel über die Jahre der Brautschau und Vermählung mit Elisabeth von Bayern bei Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 62-100, hier 62-94; ferner das Kapitel »Theologie und Kirchenpolitik«, S. 119-139.

84 Vgl. allgemein zu Elisabeth Ludovica (seit 1823:) von Preußen auch die Biographie von Frhr. von Bissing 1974, Elisabeth von Preußen.

85 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 66 ff.

86 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 69.

87 Bis zu ihrem Übertritt war der Kronprinzessin die private Ausübung ihrer katholischen Religion am preußischen Hof nur unter genau ausformulierten Auflagen und Bedingungen freigestellt; Eichendorff war als Ministerialbeamter seit Oktober 1823 in die hierfür nötigen ›Vorbereitungen zur geistlichen Betreuung der (katholischen) bayerischen Prinzessin Elisabeth einbezogen, die im November 1823 den preußischen Kronprinzen heiratete«, vgl. Frühwald/Heiduk 1988, Eichendorff, S. 151.

88 Es bedarf kaum einer eigenen Erwähnung, dass »Aufklärung« in der Polemik des 19. mit der schon im 18. Jahrhundert beklagten »Aufklärungssucht« verwechselt, der bei Lessing noch sehr vielschichtige Toleranzgedanke auf einen trivialen Relativismus reduziert wurde, vgl. hierzu v. a. Vollhardt 2018, Lessing, S. 9 das Zitat aus der Lebensbeschreibung des Bruders Karl Gotthelf Lessing von 1795, sowie S. 365-375 das Kapitel »Religiöse Toleranz«.

rakteristischer Weise unterschied, wollte Friedrich Wilhelm IV. nach seiner Thronbesteigung in die politische Tat umsetzen. Für seinen ›christlichen Staat‹, den er bewusst als christlichen, und nicht als protestantischen bzw. evangelischen Staat (wie es dann ab ca. 1850 auch offiziell wieder üblich werden sollte, dazu Kapitel B. III. 4. 2) sah, sollte der katholischen Kirche der von ihr geforderte Freiraum großzügig zugestanden werden. Das Signal für die ›Allianz von Thron und Altar‹, das Verständigung auf Augenhöhe, nicht im staatskirchlichen Sinne die Unterordnung des Altares als ›instrumentum regis‹ unter den Thron bedeuten sollte,<sup>89</sup> bildete die Freilassung des Kölner Erzbischofs. Während etwa Österreich noch weitgehend vom Josephinismus beherrscht und daher keineswegs unumstritten unter den deutschen Katholiken war, erhielt die katholische Kirche im Preußen der 1840er Jahre eine größere Freiheit als in allen anderen deutschen Staaten,<sup>90</sup> eine wesentliche Vorbedingung dafür, dass sich der Schwerpunkt der Katholischen Bewegung von Wien und München (seit dem Regierungsantritt Ludwigs I. 1825) in den 1850er Jahren nach Berlin verlegte.<sup>91</sup> Friedrich Wilhelm IV. galt bei den Katholiken fortan als Hoffnungsträger eines ›besseren Preußen‹; selbst die in Preußen nach wie vor verbotenen »Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland« bemühten sich bis in die 1850er Jahre hinein um eine gerechte Würdigung des Königs, der es nur nicht vermochte – wie in der Sache durchaus zutreffend bemerkt wurde –, sich gegen das überkommene »Preußentum« des Hofes und der »absolutistischen Bürokratie« durchzusetzen.<sup>92</sup>

89 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 434f.

90 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 169.

91 Dazu s. u., Kapitel B. III. 4. 2.

92 Carl Ernst Jarcke, der aus Danzig stammende Staatsrechtler, Berater Metternichs, Mitherausgeber des »Berliner Politischen Wochenblattes« und nach dem konfessionellen Bruch von 1838 Chefredakteur der »Historisch-Politischen Blätter für das katholische Deutschland«, der seinen Freund Eichendorff 1844 zu dessen großem literarhistorischen Werk anregen sollte (s. u., Kapitel A. III. 4. 3; zur Beziehung Jarcke-Eichendorff ausführlich B. I. 2), bezeichnete den preußischen Thronwechsel von 1840 als »eines der wichtigsten und bedeutungsvollsten Ereignisse der neuen Geschichte«, und wäunte, dass »seit dem letzten Atemzug des verstorbenen Königs ein *anderes Preußen* bestehe« (zitiert nach Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 435; Hervorhebung von mir, N. v. E.). Ist die Geschichte der katholischen Rezeption Friedrich Wilhelms IV. allgemein noch nicht geschrieben, so gelten besonders die Historisch-Politischen Blätter, zu deren Hauptbeiträgern der eben zitierte Jarcke gehörte, nach wie vor zu Unrecht pauschal als »antiborussisch« (zumindest in der offenen Fragestellung etwas differenzierter ist der Beitrag von Kraus 1999, Görres und Preußen); hierbei wird die bezeichnende Tatsache schlichtweg übersehen, dass die HPBl – wie auch Eichendorff – das Miteinander-Ringen ›zweier Preußen‹ postulierten, wobei der »edle« König das andere bzw. bessere Preußen repräsentiert, von dem sich das »Preußentum« der Bürokraten und später Bismarcks nur umso dunkler absetzt. Selbst in den heftigsten antiborussischen Ausfällen ging der Görres-Kreis jedenfalls nicht so weit wie der große spanische Reaktionär, der nach den europäischen Revolutionen von 1848 berüchtigterweise bereits den Ruf nach einer gegenrevolutionären Diktatur anstimmte. »Ich glaube«, schrieb Donoso Cortés am 24. 5. 1852 an den offiziellen preußischen Gesandten (!) in Madrid, Graf Raszynski über Preußen, »daß es von seiner Geburt an dem Satan [...] geweiht ist und hege die Überzeugung, dass es ihm durch ein Geheimnis seiner Geschichte (›por una fatalidad de su historia‹) immer geweiht bleibt« (Zitat bzw. Übersetzung nach Fischer 1933, Staat Gottes, S. 32; ebenfalls zitiert bei Schmitt 1927, Cortés in Berlin, S. 363f., hier auch zum Hintergrund); die Intensität änderte sich erst im Gefolge der

Das Kölner Dombaufest war also ein innenpolitisches Versöhnungsfest, das die Beilegung der Kölner Wirren feierlich besiegeln und eine neue Ära im Verhältnis zwischen preußischem Staat und katholischer Kirche einläuten sollte. Durch die außen- und nationalpolitischen Vorgänge seit 1840 stand es zugleich in einem höheren nationalen Horizont, den Friedrich Wilhelm ebenfalls direkt nach seinem Regierungsantritt mehrfach beschworen hatte. Friedrich Wilhelms Begeisterungstürme entfachtende nationalromantische Rede auf dem »Nationalfest« zur Grundsteinlegung des Dombaus war der letzte Höhepunkt einer ganzen Reihe von aufsehenerregenden Gesten, die der neue preußische König auch in Richtung der liberal-nationalen Bewegung gemacht hatte. Schon bald nach seinem Regierungsantritt wurden die nationalistischen »Demagogen« Ernst Moritz Arndt, Ludwig Jahn und Ferdinand Freiligrath von ihm rehabilitiert, die Gebrüder Grimm und Ludwig Tieck nach Berlin, der Heeresreformer Boyen in den Staatsrat und später zum Kriegsminister berufen, Karl Friedrich Eichhorn, als Architekt des Zollvereins (den auch Eichendorff in seiner *Aufforderung* wegen seiner protonationalen Funktion lobt, s. o., Kapitel A. I. 1.) »la bête noire« Metternichs, zum Kultusminister ernannt.<sup>93</sup> Der entsprechenden Besorgnis vieler Konservativer über die »couleur libérale«<sup>94</sup> dieser ersten Amtshandlungen korrespondierte die Auftriebsstimmung in der liberal-nationalen Öffentlichkeit. Nach der vierzigjährigen, die Restaurationsepocher umfassenden Regentschaft des phlegmatischen und eher hausbackenen Friedrich Wilhelms III. glichen die ersten Monate nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., der in einer Reihe von emotionalen, öffentlichen Reden sein deutliches Gespür für die Erfordernisse eines modernen Massenzeitalters unter Beweis stellte und sich so (ähnlich wie später Wilhelm II.) als volkstümlicher Monarch präsentierte, »öffentlichen Flitterwochen von fast ekstatischem Ausmaß«.<sup>95</sup>

Die Zeichen standen also auf Neuanfang – nicht nur in Preußen, sondern, wie der König durch seine nationalen Gesten suggerierte, auch in der Grundfrage des Jahrzehnts, der Frage nach der nationalen Einheit. Während sich bei den Feierlichkeiten zur Kölner Grundsteinlegung die Teilnehmer teilweise vor Freude weinend in die Arme fielen,<sup>96</sup> blieb einer der Anwesenden von dem sentimental-patriotischen Massenspektakel, das er skeptisch-nüchtern beurteilte, gänzlich unberührt: Clemens Fürst von Metternich. Friedrich Wilhelm IV. wusste über die Reserviertheit des österreichischen

deutschlandpolitischen Kontroversen von 1849/50 (Kapitel B. III. 4. 2). – Es handelt sich hierbei um ein der Struktur nach im Grunde genommen sehr einfaches, gesamt-europäisch gleichwohl höchst einflussreiches antagonistisches Prinzip, das unter verschiedensten Vorzeichen noch im 20. Jahrhundert, in der Dichotomie zwischen dem antikerikalen »Anti-Spanien« und dem »wahren Spanien«, wie es Franco seit 1936 propagierte, in dem vom Vichy-Régime, drei Jahrzehnte nach der endgültigen Kirche-Staat-Trennung von 1905 (im Sinne des präfaschistischen Charles Maurras) reaktivierten Konzept der »deux Frances« (zu beidem Blaschke 2002, Einführende Bemerkungen, S. 63 f.) immer wieder wirksam wurde.

93 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 90 f.

94 So der russische Gesandte in Berlin, Peter von Meyendorff, zitiert nach Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 91.

95 Vgl. Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 90 ff., Zitat S. 90 f.

96 Parent 1981, Hohenzollern, S. 50-61; Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 85.

Kanzlers und lud ihn daher nach den Feierlichkeiten auf die von Schinkel in gotischem Stil restaurierte mittelalterliche Burg Stolzenfels im Mittelrheintal bei Koblenz ein, noch heute eines der bekanntesten Denkmäler der Preußischen Rheinromantik.<sup>97</sup> Als »höchst merkwürdig« bezeichnete Metternich später die Worte, mit denen der Romantikerkönig dem Haupt der Restaurationspolitik seine »ehrenwerten« Motive darlegte.<sup>98</sup> Die Ausführungen, in denen der neue König die Dombaubewegung als Ausdruck der Suche nach einer historischen Identität des traditionslosen und künstlich zusammengeflickten preußischen Staates verständlich zu machen suchte, sind auch für Eichendorffs politische Erwartungen aufschlussreich, die der aus Oberschlesien stammende preußische Beamte mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. verknüpfte. »Es sei unmöglich«, so der König gegenüber Metternich,

einen richtigen Begriff mit dem zu verbinden, was unter der politischen Benennung von Preußen bezeichnet wird. Dieses Ding hat keine historische Basis, und besteht aus einem Agglomerat von Ländern, welche solche Basen hatten, sie dann verloren, und nun ein ganzes bilden, welches unter den Händen der Steine, Hardenberge und ihrer Gleichgesinnten, in jene einer Beamten Oligarchie gerieth. Wie weit diese Oligarchie ihre Macht zu treiben verstand, hat die Regierung meines seligen Vaters, zu seinem größten Leidwesen, bewiesen. Ich selbst habe diese Gewalt erprobt, und habe sie annoch täglich zu bekämpfen. Ihr mußte ein Ende gemacht werden; hiezu aber würde die von dem besten und festesten Willen geleitete Königliche Macht allein nicht genügen; denn ihr steht nur das Befehlen zu Gebot und die Kaste gehorcht nicht, während der König dennoch keine andere Werkzeuge zum regieren als eben die Kaste besitzt .... Hier ist von dem, was man logisch mit dem Begriffe einer Reform bezeichnen könnte, nicht die Rede, denn man kann nur etwas Bestehendes reformieren, d. h. verbessern. In Preußen dagegen muß geschaffen werden, denn das was besteht ist ein Unding. Jetzt stellen sie eine einzige, jedoch künstliche Einheit dar, die durch die oligarchische Macht von Beamten zusammengehalten wurde.<sup>99</sup>

Dass Friedrich Wilhelm sein Vorhaben, dem preußischen Rationalstaat eine verbindliche historische Tradition, d. h. Identität zu stiften, Metternich ausgerechnet vor der Kulisse der von Schinkel im neugotischen Stil zum Schloss umgebauten Burgruine darlegte, war geradezu kongenial auf das Dombaufest abgestimmt. Das am 14. 9. 1842, also kurz nach der Grundsteinlegung in Köln, eingeweihte Stolzenfels war wie viele der vom kunstsinnigen Kronprinzen initiierten oder geförderten Bauprojekte sichtbarer Ausdruck seiner von der Romantik inspirierten politischen Vorstellungen. Das »monarchische Projekt« Friedrich Wilhelms IV. wurde nicht zu Unrecht ein »Gesamtkunstwerk« genannt, denn die Architektur-Begeisterung des kunstsinnigen Monarchen war nicht einfach ästhetizistische Träumerei oder gar Flucht aus der Wirklichkeit, sondern

97 Dazu umfassend Rathke 1979, Preußische Burgenromantik am Rhein.

98 Vgl. Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 86 ff., beide Zitate S. 86.

99 Zitiert nach Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 87.

»wesentliches Merkmal« seines politischen Gesamtentwurfes.<sup>100</sup> In seinen Bauvorhaben ließen sich die Umrissse seiner Staatsidee erahnen; der föderale und ständisch gegliederte Staatsaufbau gehörte ebenso hierzu wie die Einheit von Volk und Monarch, die Idee vom »christlichen Staat« mit seiner Allianz von Thron und Altar, aber auch die Einordnung Preußens in ein am mittelalterlichen Reich orientiertes, »präabsolutistische[s]«<sup>101</sup> – und in gewisser Weise auch vorreformatorisches – Deutschland.<sup>102</sup> Was Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz in Stolzenfels, ebenso wie »in der Marienburg« (dazu s. u., Kapitel A. I. 3. 1) »begonnen hatte«,<sup>103</sup> wollte er nun als König in größerem Maßstab vorantreiben. In der nicht lange nach der Thronbesteigung eingeleiteten Vollendung des Kölner Domes suchte der Hohenzoller ein Regierungsprogramm Stein werden zu lassen, das in der Tat einen grundlegenden Neuanfang des »durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen« (s. o.) versprach.

Eichendorffs Verhältnis zum Hohenzollernstaat konnte bisher nie befriedigend geklärt werden. Der sich in Eichendorffs oberschlesischer, ursprünglich kaiserlicher und erst nach dem Siebenjährigen Krieg zu Preußen gekommener Heimat symbolisch verdichtende Konflikt zwischen dem norddeutsch-preußischen und dem süddeutsch-österreichischen Kulturraum ist wesentlich komplexer und teilweise auf ganz anderen Ebenen gelagert als oft angenommen. Die zahlreichen Versuche, die historisch-familiäre und konfessionelle Verwurzelung zum Beleg einer großdeutschen, und damit – wie suggeriert wird – antiborussischen Gesinnung zu erklären,<sup>104</sup> leiden nicht nur an

100 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 331.

101 Vgl. Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 89: »Friedrich Wilhelm hing einer Ideologie an und konnte sich daher, so glaubte er, weder des bürokratischen Despotismus noch des revolutionären Konstitutionalismus bedienen oder ihnen auch nur entgegenkommen, da er beide gleichermaßen als Übel betrachtete. Entsprechend versuchte er, Preußens Monarchie zu modernisieren und eine antirevolutionäre monarchische Tradition zu begründen, indem er an alte, fast mystische Werte und Einrichtungen eines präabsolutistischen Deutschlands anknüpfte. Deutschland, wie er es sah, war eine mittelalterliche Welt – geprägt durch ständische Freiheiten –, die auf einer hierarchischen und paternalistischen Gesellschaftsordnung beruhte, von christlichen Werten durchdrungen und durch die Eintracht zwischen Herrscher und Beherrschten gekennzeichnet. In jener Welt war der Fürst ein heiliges Wesen und von Gott mit gewissen, einzigartigen Gaben und Begabungen ausgestattet. Wie viele Kritiker darlegten und Friedrich Wilhelm selber 1842 in seiner Unterhaltung mit Metternich einzugestehen schien, gab es in Preußens wirklicher historischer Erfahrung für eine derartig hohe, fast mystische Auffassung von Monarchie kaum eine Basis. [...] Friedrich Wilhelm brach daher mit den eigentlichen Traditionen seines Staates, indem er sich auf das, was er für älteres deutsches Herkommen hielt, besann, um sein monarchisches Projekt zu legitimieren [...].«

102 Nach Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 124 »erschien« »der Neuaufbau von Stolzenfels [...] als künstlerisches Symbol patriotischer Erneuerung. Die ursprünglich vorgesehene Innenausstattung der Burg mit Gemäldezyklen ritterlicher Tugenden – dargestellt an historischen Szenen aus dem deutschen Mittelalter, der preußischen Geschichte und den Freiheitskriegen – diente zuletzt dazu, Friedrich Wilhelms IV. Wunsch nach einer Wiederherstellung der deutschen Nationalenheit im Gewand des idealistisch verklärten mittelalterlichen Reichsverbandes augenfällig zu demonstrieren.«

103 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 256.

104 Vgl. als ein Beispiel von vielen die den Forschungsstand zusammenfassende Darstellung bei Schiwy 2007, Biographie, S. 42-46, 108f. u. ö.; besonders denkwürdig ist der panegyrisch-

der allzu plakativen Reduzierung des (v. a. in der ersten Hälfte des Jahrhunderts) viel komplizierteren historisch-politischen Problemhorizonts auf die Dichotomie zwischen ›preußisch‹ und ›österreichisch‹, ›großdeutsch‹ und ›kleindeutsch‹, ›katholisch‹ und ›protestantisch‹.<sup>105</sup> Sie übersehen auch die bezeichnende Grundtatsache, dass Friedrich Wilhelm IV. selbst den preußischen Staat in einer großdeutschen Nationalidee aufgehoben wissen wollte,<sup>106</sup> dass aber Eichendorff bereits den Kronprinzen auf seiner Suche nach einer entsprechenden historischen Fundierung des preußischen Staates begleitet und unterstützt hatte. Eichendorff konnte und wollte sich, wie zu zeigen sein wird, mit dem Hohenzollernstaat deswegen identifizieren, weil er dessen geschichtslosen Kunstcharakter, der nach den massiven Gebietszugewinnen am Anfang des Jahrhunderts noch einmal gesteigert worden war, als Offenheit erkannte und somit als Chance ergriff, in einer Phase des Umbruchs und des Neuanfangs die Identität des preußischen Staates im eigenen Sinne mitzubestimmen.

Bereits an den zahlreichen Widmungen Eichendorffscher Werke an den Thronerben, in dessen schillernder Gestalt die Zukunft des preußischen Staates ebenso erahn- wie beeinflussbar war, wird dieses Bestreben sinnfällig. Aufschlussreich sind nicht nur die im Umfeld des Regierungsantritts von 1840 erfolgten Zueignungen:<sup>107</sup> Wenige Monate vor seiner (durch das Siechtum des Vaters längst am Horizont stehenden) Thronbesteigung hatte der Kronprinz noch – »mit Vergnügen« – in Eichendorffs Bitte eingewilligt,

hagiographische Essay aus der schwungvollen Feder des nachkriegs-austriazistischen Herolds Friedrich Heer 1966, Botschaft eines Lebenden; die knappe Endnoten-Kritik an Heer bei Seidlin 1965, Versuche, S. 290, bildet einen der sehr seltenen Hinweise auf das Problem entsprechender Analogieschlüsse; Seidlin erwähnt zwar Eichendorffs positives Verhältnis zu Preußen, ohne das allerdings weiter zu erklären, zu kontextualisieren oder daraus weiterführende Schlussfolgerungen zu ziehen.

105 Auch für die zweite Hälfte des Jahrhunderts, speziell für die Zeit des Kulturkampfes betont Smith 1995, German Nationalism, anknüpfend vor allem an die Arbeit von Altgeld (1992, Katholizismus, passim, v. a. S. 125-212), zu Recht am Beispiel katholischer (gegen die nationalliberale Deutungshoheit gerichteter) Nationsideen, wie sie dann der *späte* (!) Eichendorff exemplarisch repräsentiert (dazu s. u., v. a. Kapitel B. III.), dass das zentrale Problem der konfessionell grundierten nationalpolitischen Debatte nicht verwechselt werden darf, »as historians often do«, with pro-Austrian feeling or – though here the matter was more complex – with Catholic universalism« (S. 63); der Konflikt reduzierte sich selbst im Kulturkampf nicht darauf, »whether Catholics [bzw. umgekehrt die Protestanten, N. v. E.] wished to live in Großdeutschland or Kleindeutschland, a Germany that included Catholic Austria or one that did not, but what kind of state they were to live in, and how that state was to be defined« (S. 62). Bei Altgeld 1992, Katholizismus, wird allerdings durch die Gegenüberstellung eines (dunklen) protestantischen »Nationalismus« und eines (hellen) katholischen »Patriotismus« manchmal die Tendenz erkennbar, Diskursstereotype des 19. Jahrhunderts unter umgekehrten Vorzeichen fortzuschreiben und somit unterschwellig eine katholische ›whig interpretation of history‹ (wenn eine solche *contradictio in adjecto* hier im Interesse der Zuspitzung erlaubt ist) zu bieten.

106 Vgl. dazu vor allem das Kapitel »Die deutsche Frage« bei Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 108-142.

107 Zu diesen und der konkreten historischen Situierung vgl. ausführlich mit Zitaten unten, Kapitel A. III. 1-3; im Folgenden ist vorerst der allgemeine Befund der Beeinflussungs- und Mitbestimmungsversuche ausschlaggebend.

ihm seine gesammelten Werke zuzueignen;<sup>108</sup> dem ersten Band, der im Sommer 1841 erschien, stand bereits ein eigenes Widmungsgedicht an den mittlerweile regierenden König voran.<sup>109</sup> Mit seiner Übersetzung der altspanischen Novellensammlung »El conde Lucanor« des Statthalter Murcias, Juan Manuel, übersandte Eichendorff dem neuen König am 27. 11. 1840, fünf Monate nach dessen Inthronisierung, sogar einen eigenen »Fürstenspiegel«.<sup>110</sup> Eichendorffs Mitwirkung am Kölner Dombauprojekt, in dem der preußische König ein religions- und nationalpolitisches Regierungsprogramm in Stein meißeln wollte, für das Eichendorff – durch seine im meinungsbildenden Organ der Regierung publizierte »Aufforderung zur Teilnahme« – die Öffentlichkeit vorzubereiten half, war seinerseits nur der Höhepunkt und die Fortsetzung dessen, was Eichendorff gemeinsam mit dem Kronprinzen in der Marienburg begonnen hatte.

### 3.1 Die Geschichte der Kooperationen, Widmungen, Zueignungen an Friedrich Wilhelm IV.: Das Beispiel Marienburg

Die Bemühungen um die Restaurierung dieser mittelalterlichen Bauruine im Osten der Monarchie bei Danzig – es war gleichsam das östliche Korrelat des Kölner Doms –

108 Brief Eichendorffs vom 1. 5. 1840, HKA XII, S. 167; Antwort vom 7. 5. 1840, HKA XIII, S. 150.

109 Der Band wird mit den Worten »Seiner Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm dem Vierten in tiefster Ehrfurcht geweiht vom Verfasser« und einem Widmungssonett »Ein Eiland, das die Zeiten nicht versanden« eröffnet, dazu s. u. A. III. 1. Die von Hartwig Schultz im Kommentar (KA I, S. 1102) aufgestellte Behauptung, es sei »unklar«, welche konkreten Erwartungen sich mit den in diesem Gedicht artikulierten Gedanken im Preußen des Jahres 1840 verbanden, ist nur durch die systematische (und für die Probleme der Eichendorff-Forschung symptomatische) Verweigerung zur konsequenten historischen Kontextualisierung dieses und ähnlicher Gedichte haltbar (dazu ebenfalls s. u., Kapitel A. III. 1).

110 Vgl. die anregende Charakterisierung bei Schiwy 2007, Biographie, S. 571, der aus diesem und aus ähnlichen Einzelbefunden allerdings keine weiterführenden Schlussfolgerungen zieht; zu den mit dieser Übersendung verbundenen konkreten Intentionen vgl. umfassender unten, Kapitel A. III. 1; im Zusammenhang der durch die Rheinkrise ausgelösten Stimmungslage ist gleichwohl erwähnenswert, dass Eichendorff den Kampf gegen das an Kastilien angrenzende maurische, »heidnische« Königreich hervorhebt, den der Verfasser Juan Manuel unmittelbar nach seinem Regierungsantritt aufnimmt; hier blitzt sicher der (wie 1813 ja durchaus religiös aufgela-dene) französisch-deutsche (sich in der preußischen Rheinprovinz kristallisierende) Grenzkonflikt durch, vgl. die Lebensbeschreibung im »Vorwort des Übersetzers«, Manuel 2007, Lucanor, S. 10: »Ein Enkel Ferdinands des Heiligen, hatte er mitten in den inneren Unruhen seines Vaterlandes durch seine hervorragende Persönlichkeit die Achtung aller Parteien zu erringen und die natürliche Eifersucht seines Königs Alfons XI. zu überwinden gewußt, welcher ihn infolge mancher ritterlichen Tat zum Statthalter der an das maurische Königreich Granada grenzenden Provinzen Kastiliens auf die damalige Vorhut der Christenheit berief. Hier eröffnete er sogleich durch Einfall und glänzenden Sieg in Granada einen ununterbrochenen zwanzigjährigen Kampf mit den maurischen Königen und blieb der Schrecken dieser Erbfeinde Kastiliens bis zu seinem im Jahre 1362 erfolgten Tode. Der Reichtum eines so großartigen Lebens spiegelt sich denn auch überall in den nachfolgenden Geschichten, die uns überdies unmittelbarer, als viele Historienbücher, in die innerste Sinnesweise jener wunderbaren Zeit einführen.« Dieser Bezug wurde natürlich von der bisherigen Forschung wie so viele andere aufgrund der mangelnden historisch-politischen Kontextualisierung übersehen.

umklammern in der Tat die vollständige Geschichte des Zusammenwirkens Friedrich Wilhelms und Eichendorffs. Die 1843, also ein Jahr nach dem Dombaufest, im Auftrag des Königs geschriebene »Geschichte der Marienburg« markiert den Endpunkt der Widmungen und Kooperationen (dazu s. u., Kapitel A.III.3); deren Anfang aber liegen im Jahr 1822, als der Kronprinz am 20. Juni zu einer feierlichen Tafel im Großen Remter des ehemaligen Hochsitzes des Deutschen Ordens eingeladen hatte, zu welcher ein im Kostüm der alten Liedsprecher verkleideter Sänger ein Gedicht vortrug, das der eben erst verbeamtete Danziger Regierungsrat Eichendorff verfasst hatte.<sup>111</sup> In diesem für die nationale Aneignung der Marienburg im 19. Jahrhundert auch allgemein grundlegenden<sup>112</sup> Text wird der Kronprinz als Hoffnungsträger einer im mehrdeutigen Symbol des Kreuzes aufscheinenden Vision eines erneuerten preußischen Staates adressiert:

[...]  
 Und wo ein tüchtig Leben  
     Und wo ein Ehrenhaus,  
 Da geht der Sänger eben  
     Gern gastlich ein und aus

Der freudige Geselle  
     Grüßt Pfaff und Rittersmann  
 Und frische Morgenhelle  
 Weht all' im Liede an.

Und kühn im Rossesbügel  
     Der Ritter waldwärts zieht,  
 Und das Gebet nimmt Flügel  
     Und überfliegt das Lied.

Denn ob's mit Schwert, mit Liedern  
     Sich Bahn zum Himmel schafft;  
 'S ist eine Schar von Brüdern  
     Und eine Liebeskraft.

Wo die vereint, da ranken  
     Sich willig Stein und Erz,  
 Da pfeilern die Gedanken  
     Sich freudig himmelwärts.

111 Gedichttext mit einführender Bemerkung: KA I, S. 239-242; die Feier wurde aus Anlass des Abschlusses der ersten Phase der Restaurierungen veranstaltet.

112 Vgl. den Abdruck im Quellenteil bei Boockmann 1982, Marienburg, S. 148 f.

Die haben diesen Bogen  
 Kühn über'n wilden Strom  
 Empörter Zeit gezogen  
 Zum wunderbaren Dom.

Die Burgen sah'n wir fallen,  
 Die Adler zogen aus,  
 Wehklagend durch die Hallen  
 Geh'n Winde ein und aus.

Doch droben auf der Zinne  
 Steht noch der Heldengeist,  
 Der – was die Zeit beginne –  
 Still nach dem Kreuze weis't.

Es wechseln viel' Geschlechter  
 Und sinken in die Nacht –  
 Steh' fest, Du treuer Wächter,  
 Und nimm Dein Land in Acht!

Schon hat zum Kreuzeslichte  
 Dein Volk sich ernst gewandt  
 Im Sturm der Weltgerichte  
 Tief schauernd Dich erkannt.

Nun hebt sich wieder fröhlich  
 Dein Haus im Morgenschein,  
 Die Jungfrau minneselig  
 Schaut weit ins Land hinein.

Gesänge hör ich schallen,  
 Durch's Grün geschmückte Gäst'  
 Wallfahrten nach den Hallen –  
 Wem gilt das frohe Fest?

Der Königssohn, Ihr Preußen,  
 Weilt auf dem Ritterschloß,  
 Das ist nach Adlers Weisen,  
 Daß er der Höh' Genöß.

Das ist des Königs Walten,  
 Was herrlich, groß und recht,  
 Im Wechsel zu erhalten  
 Dem kommenden Geschlecht.

Er hob die Heldenmale  
 Zu neuer Herrlichkeit,  
 Damit das Volk im Tale  
 Gedenk der großen Zeit.

Das ewig Alt' und Neue,  
 Das mit den Zeiten ringt,  
 Das, Fürst, ist's, was das treue  
 Herz Deines Volks durchdringt.

Wo das noch ehrlich waltet,  
 Da ist zu Gottes Ruhm  
 Die Kreuzesfahn' entfaltet,  
 Und rechtes Rittertum.

All' ritterliche Geister  
 Umringen fest den Thron,  
 Und auf zum höchsten Meister  
 Dringt treuer Liebe Ton:

Dem ritterlichen *König*  
 Heil, und dem *Königssohn!*  
 [Hervorhebungen im Original, N. v. E.]

Der »auf der Zinne« der Marienburg wehende »Heldengeist«, der »[s]till nach dem Kreuze weist«, ist weniger auf die romantische Mittelalterbegeisterung des »Königssohn[s]« gemünzt als auf die doppelte, national-religiöse Bedeutung des Zentralsymbols von 1813. Mit seiner Stiftung des Eisernen Kreuzes am Geburtstag der Königin Luise griff der preußische König nämlich auf das Deutschordenskreuz zurück, dem Schinkel die moderne militärische Auszeichnung bewusst nachgebildet hat.<sup>113</sup> Die Verknüpfung mit den Befreiungskriegen prägte die Bemühungen um die Restaurierung der Marienburg von Anfang an. Bis in die friderizianische Zeit hinein verwahrlost, war auch diese mittelalterliche Bauruine, einst der Hochsitz des Deutschen Ordens, erst in der Zeit der Romantik von der Generation der christlich-nationalen Freiheitskämpfer wiederentdeckt worden. Max von Schenckendorf etwa, dem Eichendorff in seiner Literaturgeschichte später ein panegyrisches Porträt widmen sollte,<sup>114</sup> war einer der

113 Boockmann 1982, Marienburg, S. 18.

114 KA VI, S. 192-203, hier 192: »Es ist die Romantik, auf eine einzige große Tatsache: den Befreiungskrieg, angewendet. Als der eigentliche Sänger dieses Kampfes, tiefer und wahrer als Körner, ließ er alle romantischen Schlaglichter verklärend auf das *eine* [Hervorhebung im Original, N. v. E.] Ereignis fallen«; dazu, vor allem zu den Gründen der Gegenüberstellung zu Theodor Körner, dem Liebling der von den Hegelianern repräsentierten kleindeutschen Literaturgeschichtsschreibung s. u., Kapitel B. I. 1.

›Männer der ersten Stunde‹, der in seinem wegweisenden, 1803 publizierten Beitrag von einer »Wallfahrt« nach der gotischen Bauruine berichtet, deren Zustand »das ganze Land«, »Preuße[n]« ebenso wie »gebildete [deutsche] Ausländer« angehe;<sup>115</sup> die Stiftung des Eisernen Kreuzes aber feierte Schenckendorf in seinem gleichnamigen Gedicht<sup>116</sup> ein Jahrzehnt später als symbolische Tat, mit dem sich der preußische Staat in einem doppelten Sinn in die Tradition des Deutschen Ordens gestellt hatte, aus dessen Säkularisierung unter Herzog Albrecht I. von Brandenburg er 1525 hervorgegangen war. Die Ostkolonisation, in deren Zuge die ursprünglich slawischen Gebiete zugleich christianisiert und germanisiert worden waren, wurde zum verpflichtenden ›Urbild‹ erhoben und der nationalreligiösen Erhebung, die sich vom ostpreußischen Exil des königlichen Hofes aus gegen die ›inkarnierte Revolution‹ im Westen wandte, unterlegt.

Diese typologische Analogie, nach der das die Marienburg zierende »deutsche Kreuz« als »eisern[es] wieder die Fahnen schmückt«,<sup>117</sup> liegt auch Eichendorffs Gedicht zugrunde. Denn das Kreuz, nach dem der »auf der Zinne« der Deutschordensburg wehende »Heldengeist« »weist« und welches das preußische Volk »[i]m Sturm der Weltgerichte« – in den religiös-national grundierten Befreiungskriegen – [t]ief schauernd [...] erkennt« hat, ist auch hier das »deutsche« und Eiserner Kreuz. Eichendorff unterstreicht also, wenige Jahre nach Einsetzen der Restaurationspolitik freilich verhaltenener als Schenckendorf in seinem erregten Kriegsgedicht, den ›deutschen Beruf‹ des preußischen Staates, den es ein Jahrzehnt zuvor schon einmal – und zwar in bewusster Anknüpfung an die Deutschordenstradition – erfüllt hat, als weiterhin gültig und verpflichtend. Mit der aus der Erinnerung an den »Geist von 1813« geborenen Hoffnung auf die Vermittlung des »ewig Alt' und Neuen, das mit den Zeiten ringt«, wird dem Hohenzollernstaat – in der stellvertretenden Gestalt des Thronerben – aber nicht nur der Auftrag einer föderalen Organisation, wie sie in den wiederholten Metaphern der Brüderlichkeit angedeutet ist, sondern vor allem einer zeitgemäßen Reform und Verjüngung unterlegt: »Das ewig Alt' und Neue, / Das mit den Zeiten ringt, / Das, Fürst, ist's, was das treue / Herz Deines Volks durchdringt.«

Als Friedrich Wilhelm seiner Begeisterung in der für ihn typischen sanguinischen Art mit einem ebenso spontanen wie inhaltsschweren Wort – »Alles Gute und Würdige erstehe wie dieser Bau!« –<sup>118</sup> Ausdruck verlieh, schien Eichendorff den Thronerben für sein Programm gewonnen zu haben. Die gemeinsame Erinnerung an den »Geist von 1813« durchzieht die Geschichte der Beziehungen Friedrich Wilhelms IV. und Eichendorffs also von Anfang an. Mit der für Eichendorffs politisches Denken zentralen Formel vom »ewig Alten und Neuen« artikulierte der junge Regierungsrat aber zugleich ein reformkonservatives Programm, das ihn von Friedrich Wilhelm schließlich

115 Zitiert nach Boockmann 1982, Marienburg, S. 137-139, hier 138.

116 *Das Eiserner Kreuz*, zitiert nach dem Quellenteil bei Boockmann 1982, Marienburg, S. 139 f.

117 *Das Eiserner Kreuz*, Boockmann 1982, S. 138, 139.

118 Zu Eichendorffs bekenntnishafter Rekurrenz auf dieses Zitat in seiner Friedrich Wilhelm IV. zugeeigneten *Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg von 1843* (KA V, S. 804) s. unten, Kapitel A. III. 3.

trennen sollte, mit einer dritten, am 20. 6. 1822 ebenfalls anwesenden Person aber verband: dem westpreußischen Oberpräsidenten Theodor von Schön.

Der ›praeceptor Prussiae‹ zählte, wie Wolfgang Frühwald hervorgehoben hat, zu einer der »umstrittensten, aber auch interessantesten Erscheinungen auf der Bühne preußischer Politik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts«. <sup>119</sup> Der ehemalige Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein war bis über die Schwelle der Jahrhundertmitte hinaus das reformerische Gewissen des preußischen Staates, einer der »treuesten Verfechter der Reformidee«. <sup>120</sup> Als Oberpräsident der Provinz Westpreußen (seit 1824 durch Verschmelzung mit Ostpreußen der vereinigten Provinz Preußen) gehörte der ›poetische Staatsmann‹ ebenfalls zu den Männern der ersten Stunde in den Bemühungen um die Wiederherstellung der Marienburg. Sein – erfolgreicher – Versuch, den kunstsinnigen Kronprinzen 1818 für das Projekt zu begeistern, war auch nicht ohne politischen Hintergedanken, denn für Schön war die Marienburg – durch ihre Verbindung mit 1813 – in erster Linie ein Symbol der Reformpolitik; für Schön koinzidierte die Stiftung des Eisernen Kreuzes, der erste nicht ständisch gebundene Verdienstorden, mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wie sie (u. a. durch tatkräftige Mitwirkung Schöns) auf dem Königsberger Landtag von Februar 1813 konzipiert worden war; <sup>121</sup> auf diesen Schritt hatten die Reformer seit Jahren gedrängt, und im Verlaufe des Vormärz war die preußische Landwehr zu einem ›liberalen Mythos‹ aufgerückt.

### 3. 2 Theodor von Schön und die 1840 zutage tretende Ambivalenz im Verhältnis Eichendorffs zu Friedrich Wilhelm IV.

Schön war in seiner Eigenschaft als Oberpräsident Eichendorffs Vorgesetzter bei den Provinzialregierungen in Danzig und (seit 1824) in Königsberg. Dass sich beide – trotz mancher Differenzen – durch die Reformära geprägt und so in Fragen der staatlichen Neugestaltung bis über die Jahrhundertmitte hinaus eng verbunden wussten, dass beide ähnlich geartete, schließlich aber bitter enttäuschte Hoffnungen in den Kronprinzen setzten, wird an der in der bisherigen Forschung immer noch nicht ausreichend gewürdigten Tatsache deutlich, dass Schön den Königsberger Huldigungslandtag, mit dem Friedrich Wilhelm IV. am 5. 9. 1840 – noch vor der Huldigungsfeier in Berlin am 15. 10. – in sein Amt eingeführt wurde, mit einer von Eichendorff verfassten Rede eröffnete. <sup>122</sup>

119 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 249.

120 Boockmann 1982, Marienburg, S. 20.

121 Boockmann 1982, Marienburg, S. 18 ff.

122 Frühwald 1976, Chronik, S. 177; nach Frühwald hat, soweit ich sehe, allein der faktisch auf Frühwalds Arbeiten rekurrierende Schiwy 2007, Biographie, S. 550–552, diesen Befund richtig eingeordnet, freilich wieder, ohne daraus weitergehende Schlussfolgerungen bzgl. der Signifikanz des Thronwechsels etc. für Eichendorff zu ziehen; der verständnislose, für den Mangel historischer Tiefenschärfe auch innerhalb der sonstigen Eichendorff-Forschung symptomatische Kommentar von Schultz, dass es »überrascht« (KA V, S. 1161), dass der ›konservative‹ Eichendorff für den undifferenziert als ›liberal[ ]‹ (ebd.) titulierten Schön eine Rede schrieb, ist nur aufgrund

Die unverkennbar Eichendorffs Handschrift tragende Eröffnungsrede ist das Schlüsseldokument für die konkreten<sup>123</sup> innenpolitischen Erwartungen, die Eichendorff und Schön in den Regierungsantritt setzten. Die zusätzliche reformpolitische Prägung, welche die Erinnerung an 1813 für Eichendorff aufwies, kommt hier in den gleichen Formeln wie im Gedicht von 1822 zum Ausdruck; die Verwerfungen, die sich auf dem mit dieser Rede eröffneten Landtag abzeichneten, belegen aber, dass bereits 1822 Trennlinien zwischen dem Verwaltungsbeamten und dem Kronprinzen erkennbar waren bzw. gewesen wären, die sich 18 Jahre später zu offenen Gräben vertieft hatten:

[...] Lassen Sie mich, meine Herren, vor allem anderen ein Gefühl aussprechen, das uns alle in diesem Augenblick beseelt, das Gefühl des innigsten und ehrerbietigsten Dankes gegen des Königs Majestät, dessen Gnade uns hier versammelt hat. [...] Der Vater des Volks will sein Volk hören, und Sie, meine Herren, sind berufen, seine Stimme vor den Thron zu bringen.

In der Begeisterung, welche eine große historische Begebenheit, wie diese, in edlen Gemütern erweckt, verschwindet das Persönliche in dem Gedanken des Ganzen. Jeder einzelne fühlt sich nur als Mittelglied vergangener und künftiger Geschlechter, das gemeine Ansinnen schämt sich seiner selbst, die kleinliche Zwietracht finsternen Kastengeistes verstummt, und der Kampf zwischen Altem und Neuem ist geschlichtet, wo es gilt, den unvergänglichen Geist aller Zeiten, das ewig Alte und Neue zugleich, in den Formen, welche die Gegenwart heischt, zu verjüngen. Ein solches Gefühl war es, aus welchem hier auf dem denkwürdigen Landtage des Jahres 1813 der große Gedanke der Landesbewaffnung hervorging. Möge diese große Erinnerung uns noch einmal mit jenem gerüsteten Ernste der Bedrängnis erfüllen, welcher im Glück wie im Unglück nottut, und, alles Niedere verschmähend, nur das Würdige bedenkt! – In diesem Gefühle, meine Herren, werden Sie, als Stimmführer der Provinz, freimütig aber besonnen, ohne Menschenfurcht aber voll heiliger Ehrfurcht vor dem Thron, vertrauend und Vertrauen erweckend, die Ehre, die Tugenden und

von Schultzens Bemühungen verständlich, das einmal und bereits im Vorhinein festgelegte Bild vom »romantischen«, daher überzeitlich-apolitisch-weltfremden, vom katholischen, daher konservativ-antiliberalen Eichendorff gegen die eigentlichen empirischen Tatsachen, wie sie aus sämtlichen Quellen sprechen, auszuspielen. – Zum allgemeinen Hintergrund Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 91. Die Huldigung durch die Königsberger Stände ging auf die umstrittene Krönungszeremonie des ersten preußischen Königs, Friedrich I., von 1701 zurück; weil es im Reich nur einen König geben durfte, war Friedrich, in erster Linie Markgraf von Brandenburg, auch nach der Krönung nicht König von, sondern nur »König in Preußen«, d. h. König eines außerhalb des Reichsgebietes liegenden Territoriums mit Königsberg als Hauptstadt, vgl. u. a. Göse 2012, Friedrich I., S. 202-241; der kulturwissenschaftlich aufbereitete Beitrag von Andres 2014, Huldigungslыrik, bietet hier kaum historisch Aufschlussreiches.

123 Die zur gleichen Zeit wie das Widmungsgedicht »Ein Eiland« verfasste Rede, in der die romantische Bildlichkeit des Gedichts in die Prosasprache der vormärzlichen Politik übersetzt ist, widerlegt daher die merkwürdige Behauptung Schultzens, es sei »unklar«, »[w]elche Vorstellungen sich [...] im Jahre 1840 in Preußen konkret mit einer solchen [im Gedicht zum Tragen kommenden, N. v. E.] metaphorischen Ethik verbanden« (s. o.).

die heiligen Interessen des Volkes über dem Strome der Zeiten emporhalten, und so den alten schönen Glauben bewähren: daß des Volkes Stimme Gottes Stimme sei.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß hierbei die Hauptgrundsätze des Ständegesetzes, deren Anerkenntnis eben die Bedingung dieser Versammlung ist, von aller Beratung ausgeschlossen bleiben. [...] Endlich erinnere ich Sie in dieser feierlichen Stunde an die unverbrüchliche Treue, welche Sie als Untertanen Sr. Majestät dem König gelobt haben, und welche bei ehrenwerten Männern eine hinreichende Bürgschaft ist, daß Sie in Ihren Beratungen unausgesetzt den Zweck dieser Versammlung: innige Verbrüderung des Ganzen, und eine höhere Vermittelung zwischen Volk und Monarchen, treu und ohne Nebenrücksichten im Auge behalten wollen. [...]

Wo brave Männer das Rechte ehrlich wollen, da ist Gott mit ihnen. Und so lassen Sie uns denn das Werk freudig mit jenem Denkspruch beginnen, welcher sich in den Zeiten der Gefahr bewährt hat, und dem Preußen in allen Zeiten treu bleiben soll: Mit Gott für König und Vaterland!<sup>124</sup>

Der mit dieser Rede eröffnete Landtag war Ausgangspunkt für die großen politischen Skandale, in deren Zuge die hochgespannten Hoffnungen der preußischen – und deutschen – Öffentlichkeit sich (nach dem bekannten Diktum Treitschkes) als »lange Kette von Mißverständnissen« entpuppten, einer umso bittereren Ernüchterung wichen und der preußischen Politik im Vorfeld der 1848er Revolution so zum schweren Verhängnis wurden. Wie im Gedicht von 1822 wird auch hier, am Schluss wie im Zentrum der Rede, der Geist »des Jahres 1813« beschworen, der sich hier aber mit dem reformerisch-liberalen Mythos der »Landesbewaffnung« verbindet. Mit der gleichen, nur klarer in ihrer kritischen Stoßrichtung entfalteten Formel wie 18 Jahre zuvor, leitet sich aus der »Erinnerung« an »1813« der reformkonservative Auftrag ab, »den unvergänglichen Geist aller Zeiten, das ewig Alte und Neue zugleich, in den Formen, *welche die Gegenwart heischt, zu verjüngen*«. Eichendorff-Schön spielen damit auf die seit Jahrzehnten in der Öffentlichkeit ersehnten innenpolitischen Reformen an, deren Ausbleiben, deren dann ebenso verspätete wie unvollständige Verwirklichung im Vereinigten Landtag von 1847 den Ausbruch der Revolution von 1848 wesentlich mitbedingt hat. Von dem neuen Monarchen wurde nämlich erwartet, dass er das 1815 erstmals gegebene und danach mehrfach bekräftigte Verfassungsversprechen seines Vaters einlösen würde, nach welchem Preußen eine gesamtstaatliche Repräsentation erhalten sollte, deren Befugnisse gleichzeitig in einer schriftlichen Verfassungsurkunde fixiert werden sollten.<sup>125</sup> Über die Art und das Verhältnis dieser beiden Elemente gab es freilich auch in der erwartungsfrohen Öffentlichkeit unterschiedliche Auffassungen. Für Eichendorff wie für Schön, die konservativen Reformen, stand die gesamtstaatliche Repräsentation an erster Stelle.<sup>126</sup> In der Rede, die insgesamt vom Bemühen um »Vermittelung«, um Mäßigung wie

124 KA V, S. 678-680.

125 Zur Problematik der Einführung einer Verfassung bei gleichzeitiger Persistenz der altständischen Gesellschaftsstrukturen vgl. Koselleck 1989, Reform, v. a. 163-216; Schmitz 2010, Verfassungsversprechen (mit reichen Quellenzitaten und Angaben zu weiterer Literatur).

126 Zu Eichendorffs verfassungspolitischen Schriften der 1830er Jahre s. u., Kapitel A. II. 3. 2; auch

um kluge Zurückhaltung durchzogen ist, wird eigens betont, dass »die Hauptgrundsätze des Ständegesetzes [...] von aller Beratung ausgeschlossen bleiben« sollen. Der Appell an »Besonnenheit« und Zurückhaltung wurde allerdings auf der linken Seite des Landtages nicht vernommen; die liberale Fraktion stellte einen »als radikal und revolutionär empfundene[n] – Antrag auf Einführung einer Verfassung«, dem die »gemäßigte Partei einen – dann angenommenen – Antrag auf Einführung von Reichsständen gegenüberstell[e]«. <sup>127</sup> Obwohl Friedrich Wilhelm am 9. 9. in einer nur zweideutigen Weise auf den offiziellen Landtagsbescheid, also auf den lediglich gemäßigten Antrag, der auch den Wünschen Eichendorff-Schöns entspricht, antwortet, was in der Provinz aber immerhin als »halbe Zustimmung« verstanden wird, drängt die reaktionäre Hofpartei sowie die zentralistische und absolutistische Berliner Ministerialbürokratie unter Führung des Innen- und Polizeiministers von Rochow den König schon bald zu einer negativen Klarstellung, die am 4. 10. auch erfolgt. <sup>128</sup> In einer Kabinettsordre verwarft sich Friedrich Wilhelm IV. gegen die »irrigte Ansicht«, im Vormonat »seine Zustimmung zum Antrag auf Entwicklung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 gegeben« zu haben. <sup>129</sup> Die sich daraufhin entspinnde heftige Kontroverse mündet schließlich in die Pensionierung Theodor Schöns – und wohl auch Eichendorffs (dazu s. u., Kapitel A. III. 1-3) –, v. a. aber in die bittere Ernüchterung der Öffentlichkeit über die unerfüllten Erwartungen, die der König durch seine vielen Gesten selbst geweckt und befeuert hatte. Zwar dachte auch Friedrich Wilhelm IV. an eine zeitgemäße Weiterentwicklung des Staates, und die sicher bewusst gewählte Wendung von der »höhere[n] Vermittelung zwischen Volk und Monarchen« traf auch in die Mitte des romantischen Herrscherverständnisses des Königs. <sup>130</sup> Doch verstand Friedrich Wilhelm darunter nicht die Beschneidung seiner patrimonialen Stellung und »unantastbaren« Rechte, sondern ein gleichsam spiritualistisch-mystisches Verhältnis; selbst dem erst 1847 einberufenen Vereinigten Landtag sollte er eine lediglich beratende Funktion zubilligen. <sup>131</sup> In der Öffentlichkeit dämmerte die Erkenntnis, dass man sich in dem Hoffnungsträger geirrt hatte; die schließlich als solche erkannte »lange Kette von Mißverständnissen« (Treitschke) hatte für Eichendorff aber bereits 1822 begonnen, war die Erwartung einer gemäßigten Anpassung an die Zeiterfordernisse ja bereits in demjenigen Gedicht formuliert, das der Kronprinz mit dem vielsagenden Wort gepriesen hatte: »Alles Gute und Würdige erstehe wie dieser Bau« (s. o.).

Schön nahm, anders als in der historischen Forschung zuweilen dargestellt, eine gemäßigte Position ein und vermied selbst 1840 in seiner skandalträchtigen Schrift »Woher und Wohin«, von deren 32 Exemplaren Eichendorff eines erhielt, den Begriff »Konstitution«, dazu ebenfalls s. u., Kapitel A. III. 1. Noch 1822 geißelte er in einem Brief an den Kronprinzen sogar die »Konstitutionsucht« als solche« (Neugebauer 1996, Provinzialstände, S. 131).

127 Frühwald 1976, Chronik, S. 177.

128 Frühwald 1976, Chronik, S. 177-179.

129 Zitiert nach Frühwald 1976, Chronik, S. 178.

130 Dazu grundlegend Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV. sowie ausführlich Kapitel A. III. 1-2; B. II. 1; B. III. 4. 2.

131 Vgl. zum Landtag Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 182-190; zum historischen Kontext und seiner Bedeutung für den Eichendorffschen Rezeptionshorizont Kapitel A. III. 2 und B. II. 1.

Worüber man sich 1822, als viele der späteren Gegensätze noch nicht klar ausge-reift waren – vermutlich auf beiden Seiten –, hinwegtäuschen konnte (s. auch Kapitel A. II. 2), lag nun klar zutage und führte zu den beschriebenen öffentlichen Verwerfungen: Der Weg von 1813 nach 1840 führte für Eichendorff, anders als für den Kronprinzen, durch die preußische Verwaltung, und seine Idee, am Aufbau eines ›besseren‹ Preußen mitzuarbeiten, war in erster Linie durch die prägenden Konstellationen seiner Beamtenlaufbahn bestimmt. Als Staatsdiener stand er der Fraktion der Reformer nahe, wie sie beispielhaft von Theodor Schön, dem ehemaligen Mitarbeiter und Schüler des Freiherrn von Stein, in ähnlicher Weise aber zunächst auch von dem ersten preußischen Kultusminister Karl Freiherr zu Altenstein, einem Protegé Hardenbergs, repräsentiert wurde – er war also ausgerechnet von derjenigen Fraktion innerhalb der Beamten-schaft geprägt, von der Friedrich Wilhelm IV. seinen programmatischen Neuanfang des Staates mit der Klage über die »Beamten Oligarchie« »der Steine und Hardenberge« (s. o., Kapitel A. I. 3) gegenüber Metternich hell absetzen wollte.<sup>132</sup> Der »Geist von 1813« schloss für Eichendorff die Reformidee notwendig mit ein; das Reformbeamtentum betrachtete er als legitime Fortsetzung seiner Rolle als Leutnant und Offizier der preußischen Landwehr, und daher ist nun noch einmal der Blick auf das Jahr 1813 zurückzu-lenken, als Eichendorff sich von Wien aus dem Lützower Korps anschloss.

132 Zur preußischen Reform grundlegend Koselleck 1989 [1967], Reform; Nolte 1990, Staatsbildung als Gesellschaftsreform, 21-108; zur auch für Eichendorff wichtigen Fraktionsbildung innerhalb der Reformpartei vgl. Vogel 1983, Beamtenkonservatismus und Dittmer 1992, Beamtenkonservatismus; einen gut zugänglichen und prägnanten Überblick bietet Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 33-68; zu den geistigen Grundzügen der Reformidee immer noch (mit entsprechenden Abstrichen) lesenswert die Darstellung bei Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 316-478; die Bedeutung für Eichendorffs Leben und Werk erstmals bei Frühwald 1976, Chronik, weitergeführt Frühwald 1988 [1979], Regierungsrat sowie Frühwald 1994, Schlesische Toleranz; auf diesen Arbeiten, die ich mit Frühwald stellenweise auch noch persönlich diskutieren konnte, baut das folgende Kapitel wesentlich auf; einerseits werden weitere, auch von Frühwald nicht erkannte prägende Konstellationen (insbesondere diejenigen zu Altenstein und Schmedding, dazu A. II. 2) freigelegt, während Frühwald sich nur auf diejenige Schöns konzentriert hat; andererseits geht die erkenntnisleitende Fragestellung nicht nur auf die Situierung in der Reformidee als einem geistig-politischen Komplex, den Frühwald von seiner manchmal etwas überprofilieren (und Züge einer ›whig interpretation of history‹ tragenden) Hauptthese des »gebildeten Beamtentums« aus entwickelt hat, zurück, sondern auf das spezifische Verhältnis zu Preußen; die preußisch-deutsche Frage (und die Rolle Friedrich Wilhelms IV.) wird bei Frühwald nur indirekt thematisiert bzw. eher gestreift; die vorliegende Darstellung ist stattdessen auf den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. mit seinem Programm einer Neubegründung des preußischen Staates und dessen Bedeutung für die Entwicklung von Eichendorffs Verhältnis zum Hohenzollernstaat in den 1840er Jahren und auf die entsprechende Umbruchphase im Werk hin zugeschnitten; wegen der immer noch mangelnden Forschungslage (Frühwalds Arbeiten wurden in der Eichendorff-Philologie sonst kaum rezipiert; wie bereits erwähnt, wird in dem Beitrag von Magen 2007, Beamter, Frühwald nicht einmal im Literaturverzeichnis genannt) wird dabei gleichzeitig eine allgemeine Neugrundlegung und entsprechend grundständige Einführung in Eichendorffs politisches Denken beansprucht; die reichen Quellenbelege für Eichendorffs Verpflichtung gegenüber und seine spezifische Anverwandlung des Reformideals, die sich für die 1820er Jahre aufgrund der spärlichen Quellenbasis, sieht man einmal von der Examensarbeit von 1819 ab, wesentlich nur aus den Konstellationen und entsprechend umliegendem Material erschließen lässt (in diesem Sinne Kapitel A. II. 1-2), finden sich v. a. in den politischen Schriften der 1830er Jahre zur Verfassungsfrage, dazu s. u. Kapitel A. II. 3. 2.

## II. »Ein auf solche Weise organisierter Beamtenstand« – Eichendorffs frühe und mittlere Beamtenlaufbahn (1813/16-1840) im Horizont der Preußischen Reform

### I. Preußische Reform, »poetisches Leben« und der »Geist von 1813« in der preußischen Verwaltung

Die Erfahrung des Krieges war in längerfristiger Hinsicht weniger durch die Waffenbrüderschaft mit den notorischen Nationalisten des Lützower Korps geprägt, die wie Arndt »den Haß gegen die Franzosen nicht bloß für diesen Krieg, [sondern für] lange Zeit, [...] für immer«, als »heiligen Wahn«, als »die Religion des deutschen Volkes«<sup>1</sup> forderten, oder wie ›Turnvater‹ Jahn das Schießpulver als neumodisch-französische Erfindung verschmähten und lieber ›germanisch‹ »mit Säbel, Lanze und Axt« gekämpft hätten.<sup>2</sup> Entscheidend waren vielmehr die Kontakte zu (dereinst) prominenten Persönlichkeiten der preußischen Politik und Gesellschaft, auf die er in den folgenden Jahrzehnten vielfach zurückgreifen konnte, darunter der spätere Architekt des Zollvereins und (ab 1840) Kultusminister, Johann Albrecht Friedrich Eichhorn,<sup>3</sup> der Archeget der Historischen Rechtsschule Friedrich Karl Savigny,<sup>4</sup> und August Neidhardt von Gneisenau,<sup>5</sup> einer der führenden Köpfe der Preußischen Heeresreform. Der »herrliche Gneisenau«, der (wie viele der Reformer) als ›Wahlpreuße‹ das ›alte‹ in ein neues und ›besseres‹ Preußen überführen wollte,<sup>6</sup> das durch den »dreifachen Primat der

1 Zitiert nach Winkler 2010, Weg nach Westen, S. 64.

2 Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 306 (Zitat). – Eichendorff hat sich nicht nur von solchen modernen Übersteigerungen des Kriegsgedankens, den er von einem traditionell-›ritterlichen‹ Tugendkatalog eingehegt wissen wollte, distanziert, vgl. etwa das Urteil über Schenckendorfs Kriegssyrik (1847; KA VI, S. 199): »Selbst mitten im Kriegsgetümmel, weil es ihm eben nur Ideen gilt, bleibt er der Rache und dem Franzosenhasse, wie sie damals oft so widerwärtig aufloderten, durchaus fremd, und sagt, den tapferen Gegner ehrend, in seinem Soldaten-Abendlied: »Auch du im Lager drüben / Magst ruhig schlafen, Feind, / Wir ha'n mit Schuß und Hieben / Es ehrlich stets gemeint.« Eichendorff nahm insbesondere die ›modischen‹ Auswüchse dieser modernen »Vaterländerei« schon früh aufs Korn, vgl. u. a. das Gedicht »Hermanns Enkel« von 1822, KA I, S. 244 ff., Zitat 244, und bereits die Karikatur der altdeutschen Mode in »Ahnung und Gegenwart«, KA II, S. 326-328, hier 327; in »Erlebtes« (1857; dazu Kapitel B. V.1) kritisiert Eichendorff schließlich den »Terrorismus einer groben Vaterländerei«, S. 400; eine wesentliche Differenz zur katholischen bzw. allgemein christlich-traditionalen Position Eichendorffs lag darin, dass, wie bereits Schnabel, Deutsche Geschichte II [1933], S. 250, am Beispiel der Burschenschaften anschaulich formulierte, deren »religiöse Gesinnung [...] doch nicht selbstständig [war], sondern nur Ergänzung des völkischen Bewußtseins und des gesteigerten Nationalgeistes«.

3 Zur Beziehung vgl. Frühwald 1976, Chronik, S. 9, 54, 77, 134-136, 176, 180, 182-184, 187, 191-195.

4 Vgl. die Dokumentation bei Frühwald 1976, Chronik, S. 54, 66, 74, 80, 82, 135, 214, 228.

5 Die mehrjährige Beziehung zu Gneisenau dokumentiert bei Frühwald 1976, Chronik, S. 67, 74-76.

6 Die Frontstellung gegen das ›alte‹ Preußen hing vielfach mit der Herkunft der Reformer aus dem (deutschen) Ausland oder aus erst kürzlich Preußen zugeschlagenen Gebieten zusammen, so stammte Gneisenau aus Schildau in Sachsen, der Freiherr vom Stein aus (dem seit 1803 preußischen) Westfalen, Altenstein und Hardenberg aus Franken (dem seit 1791 preußischen Ansbach-Bayreuth), der Wachtmeistersohn Scharnhorst aus (dem erst seit 1866 durch Bismarcks »Kronenraub« [Ernst

Waffen, der Wissenschaft und der Verfassung«<sup>7</sup> in Deutschland voranleuchten sollte, erfüllte während des Krieges mehrfach die Rolle eines engagierten Förderers. Seine 1814 erfolgte Beförderung zum »Lieutenant« der Landwehr verdankte Eichendorff noch seinem Onkel, Graf Hoverden;<sup>8</sup> doch Gneisenau war es, der Eichendorff schließlich nach Beendigung des Krieges, im März 1815, eine Anstellung als Expedient im preußischen Kriegsministerium – die erste Berührung Eichendorffs mit dem Verwaltungsberuf – vermittelte. Kurz darauf, nach der schockartigen »Wiedergeburt« Napoleons stürzte sich Eichendorff wiederum in einem »Paroxismus von Patriotismus«<sup>9</sup> in den Kampf. Er traf, der ironischen Tragik seiner Biographie entsprechend, einen Tag »zu spät«<sup>10</sup> in Waterloo ein, durfte aber immerhin unter den Truppen Blüchers triumphal in Paris einmarschieren; hier wurde er sogar für eine kurze Zeit Ordonnanzoffizier Gneisenaus.<sup>11</sup>

Dass Eichendorff im Juni 1816 als Referendar bei der schlesischen Provinzialregierung in Breslau wiederum an den Versuch vom März des Vorjahres anzuknüpfen suchte,<sup>12</sup> in der preußischen Verwaltung sein Auskommen zu finden, war nicht nur durch die finanziell angespannte Situation des bald hoffnungslos verarmten schlesischen Landadligen bedingt, der Hoffnungen auf ein Gutsbesitzerdasein begraben musste,<sup>13</sup> sondern

Ludwig Gerlach] preußischen) Hannover, vgl. die knappen Überblicke bei Winkler 2010, Weg nach Westen, Bd. 1, S. 55; Schoeps 1981, Preussen, S. 126; Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 367; 1818 wurde »auf Veranlassung Hardenbergs« mit Graf Bernstorff der dänische Gesandte in Berlin unmittelbar zum preußischen Außenminister (der in dieser Eigenschaft Eichendorff 1831/32 bei seinem Versuch, in Berlin Fuß zu fassen, zeitweilig förderte, s. u., Kapitel A. III. 3. 2) berufen, vgl. Schnabel, Deutsche Geschichte II, S. 307; der berühmte Altertumsgelehrte Barthold G. Niebuhr, der 1805 vom Freiherrn v. Stein (damals Finanzminister) ein Stellenangebot erhielt, war dem Freiherrn ebenfalls aufgrund seiner dänischen Herkunft und seiner offen »eingestanden« Unkenntnis über die bisherigen innerpreußischen Verhältnisse sympathisch, vgl. Witte 1979, Niebuhr, S. 44.

7 Das berühmte Diktum zitiert nach Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 35.

8 Vgl. Frühwald 1976, Chronik, S. 66 f.

9 Vgl. den Brief an Philipp Veit (Anfang 1816), HKA XII, S. 64.

10 Das gern zitierte Grundmotiv von Eichendorffs (als Goethe-Satire inszenierter) Autobiographie und Selbstverständnis im »Unstern« (1838; dazu Kapitel B. V. 1), KA V, S. 358-360: »Es war eine tiefe, stille, klare Winternacht des Jahres 1788, die Konstellation war überaus günstig, Jupiter und Venus blinkten freundlich auf die weißen Dächer, der Mond stand im Zeichen der Jungfrau und mußte Schlag Mitternacht kulminieren. [...] die Konstellation, trotz der vortrefflichen Aspekten, war verpaßt, ich wurde grade um anderthalb Minuten zu spät geboren. Eine lumpige Spanne Zeit! und doch holt sie Keiner wieder ein, das Glück ist einmal im Vorsprung, er im Nachtrab, und es ist schlecht traben, wenn man vor lauter Eile mit der einen Hand in den falschen Ärmel gefahren, und mit der andern, um keine Zeit zu verlieren, sich die Beinkleider halten muß. Um ein Haar ist er überall der erste, um ein Haar macht er die brilliantesten Partien im Lande, um ein Haar bekommt er einen Lorbeerkranz im Morgenblatt und Orden mit Eichenlaub, Bändern und Schleifen wie ein Festochs; kurz: er findet überall ein Haar, bis er selber keins mehr auf dem Kopfe hat.«

11 Frühwald 1976, Chronik, S. 76.

12 Frühwald 1976, Chronik, S. 78.

13 Es ist nicht ohne Ironie, dass die Zwangsvollstreckung der Schulden von Eichendorffs Eltern nur durch »das 1807 erlassene, 1814 auslaufende preußische Generalmoratorium« hinausgezögert wurde, vgl. Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 214; Regener 2017, Soll und Haben, hat zuletzt die dankbare Aufgabe unternommen, die überlieferten Daten über Eichendorffs finanzielle

stand noch ganz unter dem Eindruck der patriotischen Kriegsbegeisterung. In seinem Stellengesuch vom 26.10.1815, in dem er Eichhorn zunächst um Vermittlung einer »subalternen«,<sup>14</sup> aber von Anfang an bezahlten Position bei der Polizeiverwaltung oder im Gerichtswesen bat, bezeichnete Eichendorff seine ausdrückliche Motivation dahingehend, im »Dienst des Staates« dem »Vaterlande *auf eine andere [...] Art*« als in den »Feldzügen von 1813, 14 und 15« – an denen er »mit freudiger Aufopferung« teilgenommen habe – »nützlich zu seyn«.<sup>15</sup> Eichhorn empfahl dem finanziell bedrängten Eichendorff dann den riskanteren Weg der »gewöhnlichen juristischen Laufbahn«,<sup>16</sup> der über die »Hungerjahre« der unbezahlten Referendarszeit führte.<sup>17</sup> Dass die Tätigkeit als Beamter nur eine Fortführung der Rolle als Landwehrsoldat war, dass sein Staatsdienst nicht erst 1816, sondern bereits 1813 begann, ist eine Deutung, die Eichendorff selbst vielen späteren Stellengesuchen und dienstlichen Bewerbungsschreiben bis hin zu seinem Pensionierungsantrag von 1843 unterlegt hat und die gleichzeitig tief im romantisch-idealistischen Denken Eichendorffs verwurzelt ist.<sup>18</sup>

Situation konsequent in heutige Währungsverhältnisse zu übersetzen; durch Erbschaften und Zuwendungen aus dem weiteren Kreis der Familie war Eichendorffs Existenz auch nach dem Konkurs der väterlichen Güter fürs Erste abgesichert; dieses Polster war aber nicht so dick, dass es nicht auf absehbare Zeit ein geregeltes Einkommen erfordert hätte; diese ungewisse Zukunft und die hierdurch bedingte berufliche Abhängigkeit hat Eichendorff als existenzbedrohend wahrgenommen. Als Student lebte Eichendorff jedenfalls in teils durchaus prekärer Lage, die Tagebuchaufzeichnungen über das Wiener »Hungerleben« dürfen hierbei ebenso wenig marginalisiert werden wie Brentanos mitleidiger Bericht über die ärmliche Garderobe der Eichendorffs (der »gute[n] arme[n] Schlucker«) in Berlin 1810 (vgl. Brentanos Briefzeugnisse HKA XVIII/1, S. 38 f.). Die »romantische« Liebes-Heirat mit der ihrerseits güterlosen Louise von Larisch – die bei der Eheschließung im sechsten Monat schwanger war, ein Detail, das übrigens auch das stereotype (je nach Rezeptionstradition positive oder negative) Bild des immer schon, zweifelsfrei und durch und durch »strengkatholischen« Eichendorff ja durchaus infrage zu stellen vermag – verkomplizierte das Drängende dieser ungewissen Aussicht noch, vgl. die eindringliche Darstellung bei Schiwy 2007, Biographie, S. 353-365. – Das Auskommen des späteren Beamten erscheint hingegen als überraschend üppig (nach heutigen Maßstäben zwischen 4800 am Anfang und 9200 Euro am Ende der Laufbahn, Regener, S. 382), wobei hierbei nicht die hohen Ausgaben für eine damals als nötig erachtete, weitgehend standesgemäße Haushaltsführung, die langjährige Versorgung auch noch der erwachsenen Kinder (zumal während der unbezahlten Referendarszeit des Sohnes Hermann) sowie schließlich immer noch die Ausgangslage und Fallhöhe des ehemals auf großem Fuße lebenden Adelssprösslings vergessen werden dürfen.

14 Frühwald 1976, Chronik, S. 77.

15 HKA XII, S. 61 f., hier 60 (Hervorhebung von mir, N. v. E.).

16 HKA XII, S. 60.

17 Die unbesoldete Referendars- und Assessorszeit war – neben dem allgemeinen Sparzwang der preußischen Regierung – durchaus als sozialer Filter konzipiert, vgl. Belke 1976, Regierung Königsberg, S. 51.

18 Im Schreiben vom 23.3.1835 an Altenstein (HKA XII, S. 138 ff., hier 139) lässt Eichendorff »die Militärdienstzeit in den Kriegen von 1813/14 und 1815« vordergründig noch »ungerechnet« für seinen 19-jährigen Dienst; die Erwähnung gegenüber demjenigen Minister, der im Ernennungsantrag an den König von 1821 Eichendorffs Heerdienst selbst eigens erwähnt hatte (s. u., Kapitel A. II. 2), ist aber freilich nicht ohne Kalkül; im Brief an Altenstein vom 14.1.1837 spricht Eichendorff bereits wie selbstverständlich von einem »27 [!] jährigen Dienst[!]« (HKA XII, 147 f., hier 147); gegenüber Adalbert von Ladenberg, dem kommissarischen Leiter des Kultusministeriums nach Altensteins Tod, behauptet Eichendorff am 27.9.1840 ebenfalls, auf »bereits 30 [!] Jahre« des Dienstes zu-

Die im vaterländischen Krieg, dieser »grandiosen Völker-Poesie«<sup>19</sup> kulminierende Aufbruchsbewegung des Jahrhundertanfangs begann für ihn nämlich bereits 1807, als in Preußen durch die Berufung des Freiherrn von Stein die Reformära eingeläutet worden war. Diesen größeren Zeitraum, in dem Eichendorff als junger Student von Görres das romantische Ideal des »poetischen Lebens« kennengelernt hatte, zählte er im Rückblick zu denjenigen Zeiten, in welcher »die Politik selbst Poesie« geworden sei und der »Herr die Sprache der Poesie zu den Völkern redete.«<sup>20</sup> In einer solchen welthistorisch bedeutsamen Phase, in welcher »die« Poesie im historisch-politischen Handeln »aufgehoben« wurde, erschien ihm die Dichtkunst »läppisch«; denn »[u]nter einem poetischem Leben verstand Eichendorff nicht etwa die Verarbeitung des Lebens zu Poesie, sondern einen ideellen Daseinsentwurf, an dem sich die Existenz orientierte. [...] In einzelnen Momenten der persönlichen und allgemeinen Geschichte fallen inneres und äußeres Leben zusammen, so daß das Handeln, die aktive Teilnahme am poetischen Leben, den Entwurf des Planes, die Poesie also, erübrigt.«<sup>21</sup> Die Teilnahme als Soldat an der großen, inneren und äußeren, politischen, religiösen und nationalen Aufbruchsbewegung erschien ihm daher als eine einheitliche Phase »poetischer« Begeisterung, die er anfangs auch in den Beamtenalltag hinein verlängern zu können glaubte. In dieser weniger (genuin) romantischen als allgemeiner idealistischen Auffassung aber konvergierte Eichendorff mit einem wesentlichen Grundzug der Reformidee.

Es war der bereits in seiner Eichendorff fördernden Rolle erwähnte Gneisenau, an dessen berühmter Replik auf eine skeptische Marginalie des preußischen Königs die politische Funktion des Poesiebegriffes im Preußen der Reformzeit besonders sinnfällig wird. An den Rand von Gneisenaus »Weiteren Bemerkungen zu dem Aufsatz über Mi-

rückzublicken (HKA XII, 172-175, hier 174); das Pensionierungsgesuch an Minister Eichhorn vom 10. 8. 1843 ebd., S. 192 ff., hier 193: »Mit Einschluß der Feldzüge von 1813/14 und 1815, die ich als freiwilliger Jäger und Offizier mitgemacht, habe ich, und zwar zuerst als Referendar und Assessor bei der Regierung zu Breslau, seit dem Jahre 1821 aber als Regierungs-Rath bei den Königlichen Regierungen zu Danzig, Königsberg und bei dem Oberpräsidium von Preußen, überhaupt 32 Jahre und 8 Monath vorwurfsfrei gedient und das Glück gehabt, mir überall die ausgezeichnete Zufriedenheit meiner Vorgesetzten zu erwerben.« – Dass insbesondere die offenkundigen Übertreibungen bei den Angaben nicht zuletzt auch aus der verzweifelten beruflichen bzw. finanziellen Situation resultierten, soll hierbei nicht geleugnet werden.

19 Vgl. Eichendorffs Begriffsprägung im Brief an Otto von Loeben vom 8. 4. 1814, HKA XII, S. 27-34, hier 28.

20 Im Brief an Theodor von Schön vom 13. 1. 1834 (HKA XII, S. 132-134, hier 132) wendet sich Eichendorff gegen eine vordergründig politische Poesie, »wo nicht die Politik selbst Poesie wird, wie in den [...] Jahren 1807-1809 und 1813«. Es ist aufschlussreich, dass Eichendorff im bekannteren Brief an Görres (30. 8. 1828, ebd., S. 106-109) den Geist der Befreiungskriege mit der durch den Regierungsantritt des kunst- und (noch) freisinnigen Ludwigs I. und der Aufhebung der Pressezensur 1825 eingeleiteten bayerischen »Bewegung«, die einen Zustrom »liberaler« Schriftsteller und Künstler einleitete (Brentano lobte noch 1837, freilich mit ironischem Unterton ob der konservativen Wende seit 1830/31, die »himmlische Freiheit der edlen Baiern«, Zitat und Hintergrund bei Frühwald 1977, Spätwerk Brentano, S. 299), verbindet, und zwar zu einem spezifischen Zeitpunkt, an dem die preußische Reformidee nur noch in wenigen Verwaltungsnischen weiterlebte und durch die Restaurationspolitik bereits gründlich unterwaschen war (dazu s. u. Kapitel A. II. 3).

21 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 246.

lizen«, in dem dieser u. a. die Volkserhebung der Makkabäer als Vorbild für die preußische Landwehr anführte und Geistliche für patriotische Kriegspredigten gewinnen wollte, notierte der in seinem Charakter eher hausbackene, die Reformen unter dem Druck der Ereignisse nur widerwillig und weitgehend verständnislos gewähren lassende Friedrich Wilhelm III.: »Als Poesie gut.«<sup>22</sup> Der führende Kopf der Heeresreform aber nahm das Stichwort, das der König im altpreußisch-friderizianischen Geist abwertend verwendet hatte, sofort auf, um an ihm die Grundüberzeugung der preußischen Heeresreform, und damit der Reformidee überhaupt zu illustrieren:

Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie, keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. [...] Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet.

Gneisenau formulierte damit die den äußeren Reformmaßnahmen – der Heeresreform mit ihrer Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, den sozialpolitischen Reformen der Bauernbefreiung, der Aufhebung des Zunftzwanges und auch der Neuorganisation der Verwaltung – tiefer zugrunde liegende idealistische Grundüberzeugung, dass der am Boden liegende preußische Staat nur durch die Freigabe und ›Hebung‹ aller produktiven Kräfte des Volkes wieder zu früherer Größe aufsteigen könne. Dazu aber zählten im Geist der neuen Zeit ausdrücklich alle geistigen und ›sittlichen‹, einschließlich der religiösen Kräfte. ›Poesie‹ fungiert in Gneisenaus Zitat entsprechend als Über- und Sammelbegriff für dieses in einer neuen Grundansicht der menschlichen Natur wurzelnde Ideal von der Totalität der geistigen und sittlich-religiösen Kräfte.<sup>23</sup> Deren einseitig rationalistische Marginalisierung durch das friderizianische Preußen aber wurde für den schlagartigen Zusammenbruch des Staates, wie er sich in der vernichtenden Niederlage des preußischen Heeres bei Jena und Auerstedt am 14. 10. 1806 ereignet hatte, verantwortlich gemacht. Im Sieg der ›revolutionären‹ französischen Miliztaktik über die ›starre‹ Linientechnik des preußischen Heeres, das von greisen Offizieren, Veteranen noch des Siebenjährigen Krieges, geführt wurde, war nach der Überzeugung der Reformen die Überlebtheit nicht nur eines politischen Systems, sondern einer ganzen Epoche und Weltansicht offenbar geworden. Der Zusammenhang der den Franzosen unterlegenen, ›mechanischen‹ Veräußerlichung von Drill und Disziplin eines aus unselbstständigen und ›geistlosen‹ Soldaten bestehenden Heeres mit der bürokratisch-absolutistischen Bevormundung des Volkes wurde durch die bekannte Proklamation

22 Vgl. die Quellentexte bei Kanzog 1977, Kleist Homburg, S. 157 (die königliche Marginalie), 161 ff. (folgendes Zitat im Fließtext); zum Charakter Friedrich Wilhelms III. vgl. Clark 2007, *Iron Kingdom*, S. 314 ff. (um ein verhältnismäßig gerechtes Bild bemüht); bei dem der Weimarer Republik so treu verpflichteten (unter Historikern damals keine Selbstverständlichkeit!), daher auch für die Reformära als einem modern-demokratischen Aufbruch mehr oder weniger offen Partei nehmenden Schnabel, *Deutsche Geschichte I*, S. 338, wird dem *König* (!) sogar eine – gegenüber dem ›überlegenen Manne‹ Stein – »subalterne[] Natur« zugesprochen.

23 Zur Umbesetzung dieses politisch relevanten anthropologischen Prinzips und dem damit zusammenhängenden romantischen Poesiebegriff (sowie dessen zeitgeschichtlichen Ramifikationen im Spätwerk) s. u., Kapitel B. III. 4. 1.

des Berliner Stadtkommandanten, des Grafen Schulenburg vom 17.10.1806 selbst bestätigt, der den Zusammenbruch des Staates mit einer charakteristischen Formel der preußischen Justizaufklärung zur reinen Kabinettsangelegenheit erklärte: »Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht.«<sup>24</sup>

Doch waren frühere Warnungen des Freiherrn vom Stein, die man bisher in den Wind geschlagen hatte und die ihm den Ruf des lästigen Mahners und Unheilsprophe-ten eingebracht hatten, nun in so erschreckender Weise bestätigt, dass auch der König von der Unhaltbarkeit der Zustände überzeugt war; als unter dem Druck und Eindruck der Ereignisse Schulenburg entlassen, der Freiherr vom Stein aber an die Spitze des Staates berufen wurde, begann daher in der Tat ein Neuanfang auf allen Ebenen. Zwar wurde Stein wegen seines stolz-schroffen Auftretens dem König gegenüber kurzzeitig wieder (im Januar 1807) ungnädig entlassen, im Juli 1807 aber erneut (ironischerweise durch Napoleons Hilfe) ins Zentrum der Macht berufen; sein zwischenzeitliches Exil auf dem Familiensitz in Nassau hatte Stein zur inneren Sammlung und Abfassung seiner berühmten Denkschrift genutzt, und so brachte er während seiner nur wenig mehr als einjährigen Amtszeit – bis der »nommé Stein« von Napoleon Ende 1808 für vogelfrei erklärt wurde –<sup>25</sup> ein ganzes Bündel weitreichender Reformvorhaben auf den Weg.<sup>26</sup>

Das Mittel gegen das Brachliegen wertvoller Talente und gegen die politische Indifferenz, wie sie durch den Polizei- und Wohlfahrtsstaat des 18. Jahrhunderts gefördert und auch durch das Allgemeine Preußische Landrecht nicht beseitigt worden war, hieß nun – nach einem weiteren bekannten Zitat Gneisenaus – Weckung und Hebung aller im »Schooße der Nation« »schlummernden« sittlichen »Kräfte«.<sup>27</sup> Die »Belebung des Gemeingeistes und des Bürgersinns«, die sich der Freiherr vom Stein als Erneuerungsprogramm auf die Fahnen geschrieben hatte, »die Benutzung der schlafenden und falsch geleiteten Kräfte und zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre«<sup>28</sup> sollte zwar »von oben« erfolgen. Im Verbund mit der idealistischen Erziehungsidee und Pflichtethik sollten die Reformmaßnahmen allerdings in erster Linie die Spontaneität und Selbstentfaltung der menschlichen Geistes- und Seelenkräfte aktivieren, die

24 Text im Quellenteil bei Frühwald 1976, Ruhe und Ordnung, S. 106; zum Zusammenhang ebd. und Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 339 f.

25 Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 394-398.

26 Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 344-364; die vollständige Denkschrift in: Stein Werke 2/1, S. 380-403; gekürzt, aber besser greifbar in: Deutsche Geschichte in Quellen VI, S. 136-144.

27 Vgl. den Beitrag in der Königsberger Zeitschrift »Volksfreund« vom 2.7.1808 (nach Nitschke 1983, Militärreformen, S. 118): »Die Geburt gibt kein Monopol für Verdienste; räumt man dieser zu viele Rechte ein, so schlafen im Schoße einer Nation eine Menge Kräfte unentwickelt und unbenutzt, und der aufstrebende Flügel des Genies wird durch drückende Verhältnisse gelähmt. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrag seiner Hände. [...] Die neue Zeit braucht mehr als alte Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft.«

28 Aus der Nassauer Denkschrift, Deutsche Geschichte in Quellen VI, S. 143.

selbstständige und gerade dadurch effektivere Hingabe an das Gemeinwohl fördern.<sup>29</sup> Um das schlafende Potenzial erkennen, in seiner Eigenaktivität wecken und so durch Hebung ›von unten‹ dem Neuaufbau des Staates zuführen zu können, forderte der Freiherr vom Stein den »gebildeten Beamten« als das vollendete Gegenstück zur mechanischen und unselbstständigen Maschinerie der friderizianischen Bürokratie.<sup>30</sup> Der Bildungsreform kam daher eine Schlüsselfunktion zu; die neugegründete Berliner Universität, mit welcher der preußische Staat »an geistigen Kräften ersetzen sollte, was er an physischen verloren«, war freie Forschungs- und Beamtenbildungsstätte in einem.<sup>31</sup> Die Idee ›Erziehung durch Freiheit‹ durchwirkte auch das politische Prinzip der Selbstverwaltung, das Stein in seiner Nassauer Denkschrift so wirkmächtig propagiert hatte;<sup>32</sup> die von Stein noch vollständig verwirklichte Städteordnung sollte durch Einbindung der Untertanen, durch »Teilnahme an der Verwaltung«<sup>33</sup> die freiwillige Hingabe an die übergeordneten Pflichterfordernisse des Staates und so einen selbstständigen »Bürgersinn« (s. o.) mobilisieren.<sup>34</sup>

Die durch eine preußische Verfassung zu krönende Bildung eines gesamtstaatlichen »Gemeingeistes« und Nationalbewusstseins – bis zu Hardenbergs Erlass von 1807 wurde Preußen offiziell nur unter dem Titel »Aller seiner Majestät Provinzen und Lande« geführt –<sup>35</sup> stand zugleich unter einem deutschlandpolitischen Fernziel. Steins Staatsgedanke war durch nationale Erinnerungen, das Prinzip der Selbstverwaltung durch die Wiederentdeckung des altheutschen Korporationswesens inspiriert,<sup>36</sup> und dass er das Preußische Reformwerk durch einen gesamtdeutschen Reichstag überwölbt wissen wollte,<sup>37</sup> offenbarte die Intention, mit der preußischen der gesamtdeutschen Nations-

29 Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 316 ff.; Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 56 ff.,

30 Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 332; besonders prägnant Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 253: »Der Freiherr vom Stein wollte es nicht länger hinnehmen, daß Preußen weiterhin ›von besoldeten, buchgelehrten, interesselosen Bürolisten‹ regiert wurde; wie die Franzosen der friderizianischen Militärmaschinerie bei Jena und Auerstedt 1806 die entscheidende Niederlage bereitet hatten, so versuchte er der ›Schreibmaschinerie‹ ihren 14. Oktober 1806 zuzufügen.« Steins Verwahrung gegenüber dem bisherigen »Mietlingsgeist«, »Leben in Formen«, »Dienst-Mechanismus«, »Formenkram«, die Hoffnung auf und tätige Werbung für die »Aufnahme von Menschen aus dem Gewirre des praktischen Lebens« in die Verwaltung und einen daraus resultierenden »lebendige[n], fortstrebende[n], schaffende[n] Geist«, einen »aus der Fülle der Natur genommenen Reichtum von Ansichten und Gefühlen« findet sich besonders eindrücklich in der Nassauer Denkschrift (Zitate: Deutsche Geschichte in Quellen VI, S. 141, 143, 144) artikuliert.

31 Kraus 2010, Gründung Universität Berlin, hier S. 171 zur Authentizität des bekannten, erstmals von Theodor Schmalz überlieferten, angeblichen Königs-Wortes.

32 Schnabel, Deutsche Geschichte II, S. 146 f. u. ö.

33 Eine Steins Nassauer Denkschrift leitmotivisch durchziehende Wendung, vgl. den Abdruck bei: Deutsche Geschichte in Quellen VI, S. 141, 142 u. ö.

34 Vgl. zum Komplex umfassend [Paul] Nolte 1990, Staatsbildung, hier S. 21-108 zu Preußen.

35 Zu Hardenbergs Verfügung von 1807 (›der ganze Staat heiße künftig Preußen‹): Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 363.

36 Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 340, 527 u. ö.; zu den mit dem Korporationsideal einhergehenden Ambivalenzen in Steins Reformkonzept Nolte 1990, Staatsbildung, S. 31 f.

37 Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 527; vgl. auch hierzu den Artikel »Reich« von Elisabeth Fehrenbach in GG, Bd. 5 (1984), S. 492.

und Staatsbildung den Weg zu ebnen.<sup>38</sup> Diese doppelt ›nationale‹ Stoßrichtung des Reformwerkes wird besonders an der Bildungs- und der Heeresreform sinnfällig.

Die preußische Landwehr war von Scharnhorst als »Nationalmiliz« konzipiert, die, in den Dienst des großen vaterländischen Aufbruchs gestellt, den Befreiungskriegen schon früh den Nimbus einer allgemeindeutschen Volkserhebung verlieh. Das Lützower Korps, dem Freiwillige aus allen deutschen Staaten (und Eichendorff als Jäger) angehörten, sollte bekanntlich zum nationaldeutschen Mythos avancieren,<sup>39</sup> aus der dieser Truppe eigentümlichen schwarzen Uniform, die nur durch goldfarbene Messingknöpfe und rote Aufschläge geschmückt war, bezog die nationale Bewegung ihr Schwarz-Rot-Gold.<sup>40</sup> Infolge der Suspendierung des nationalen Einigungswerkes nach den Freiheitskriegen, die nun erst verengend zu Befreiungskriegen umgetauft wurden,<sup>41</sup> schien für viele die Bildungsreform zum nationalpolitischen Schlüsselement der Reform aufzurücken.<sup>42</sup> Dem heraufziehenden Restaurationszeitalter nämlich konnten einige Reformer mit der Strategie begegnen, dass Preußen durch die Konzentration auf seine innere Neuorganisation, durch die partikularstaatliche Festigung und Konsolidierung dem übrigen Deutschland voranleuchten und auf diesem ›dialektischen‹ Umweg die deutsche Einheit doch wieder vorantreiben würde.<sup>43</sup> Anknüpfend an die bekannte Äußerung Friedrich Wilhelms III., der preußische Staat müsse nun an geistigen Kräften ersetzen, was er an physischen verloren habe,<sup>44</sup> sah Wilhelm von Humboldt in der »Bildung einer großen und gut organisierten Universität, die, wenn sie gelingt, Studierende aus allen Teilen von Deutschland versammeln muß, [...] eines der vorzüglichsten Mittel, durch welches Preußen die Aufmerksamkeit und Achtung Deutschlands für sich gewinnen kann.«<sup>45</sup> In seiner Denkschrift vom 30. 9. 1816 über

38 Schnabel, *Deutsche Geschichte I*, S. 341 mit Zitaten aus der Nassauer Denkschrift.

39 Brand 1995, *Freikorps Lützow*; Hagemann 2014, *Revisiting Prussia's War*, S. 2 u. 6.

40 Hattenhauer 2006, *Nationalsymbole*, S. 28-53; Schnabel, *Deutsche Geschichte II*, S. 242 f.

41 Bekanntlich gipfelte die Namenskontroverse im Zuge der nationalen Erinnerungspolitik im Rededuell zwischen Bismarck und Vincke im Vereinigten Preußischen Landtag (dazu Kapitel B.II.1) am Vorabend der deutschen Revolution, vgl. Bismarcks Rede vom 17. 5. 1847 bei Gall 1981, *Bismarck Reden*, 21 ff.; die Verwendung des Begriffs der Freiheitskriege scheint bei älteren Historikergenerationen nicht selten bekenntnishaften Charakter zu haben, so bei Schnabel und in dessen Tradition wohl auch noch bei dessen Schüler Wolfgang Frühwald. In der vorliegenden Arbeit orientiere ich mich dagegen aus rezeptionsgeschichtlicher Perspektive an der historischen Dominanz des auch von Eichendorff verwendeten ›konservativen‹ Terminus.

42 Diese (sekundäre) nationale Funktion der reformerischen, von Humboldt repräsentierten Bildungsidee wurde freilich um 1900 von den einflussreichen Eduard Spranger, Max Lenz, Friedrich Meinecke und Adolf von Harnack aus der Perspektive der Wilhelminischen Ära entsprechend überhöht und aufgeladen, vgl. das Nachwort von Gerhard Lauer, *Humboldt 2017, Schriften zur Bildung*, S. 236-271, hier S. 267 f.; in dieser wirkmächtigen Rezeption liegt auch einer der wesentlichen Gründe für die Ausbildung des so komplexen »Mythos Humboldt«, vgl. ebd., passim, Zitat 236.

43 Schnabel, *Deutsche Geschichte I*, S. 418 (Fichte), 455; *II*, S. 364 f.

44 Vgl. zur Diskussion der Authentizität dieser Äußerung Kraus 2010, *Gründung Berliner Universität*, S. 171.

45 Vgl. Humboldts Schreiben an Hardenberg vom 12. 8. 1810 in: *Humboldt Denkschriften*, S. 285-289, hier S. 287 f.; ausschnittsweise zitiert bei Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 64.

den Bund formulierte Humboldt die später sprichwörtliche Idee der ›moralischen Eroberungen‹: Preußen müsse sich als eine dauernde »moralische« »Macht« organisieren, um einen »überwiegenden Einfluss« in Deutschland »zu gewinnen und zu erhalten«, aber nicht als zwingende Macht, sondern Deutschland gewinnend mit seinem eigenen freien Willen.<sup>46</sup>

In dem aus diesem Geist geborenen Beamtentum bot sich Eichendorff daher in der Tat die Möglichkeit der Verlängerung und der Synthese seiner bisherigen Initiationserfahrungen. Die patriotische Feuertaufe als Landwehr-Soldat im großen vaterländischen Krieg gehörten ebenso dazu wie die Wiederbesinnung auf seine christliche Herkunft sowie das in Heidelberg begeistert aufgegriffene Ideal des poetischen Lebens, das Eichendorff in den Fehden Arnims und Görres' gegen den alten Voß als Kampf-ansage der jungen Generation gegen den abgestandenen Rationalismus der überlebten ›Philister‹-Generation erlebte –<sup>47</sup> »das ergötzlichste Halali, das jemals durch die deutsche Literatur geklungen«, wie es der gealterte Dichter noch in den 1840er Jahren feiern sollte.<sup>48</sup> Und kein anderer als der Freiherr vom Stein sollte schließlich im Rückblick anerkennen, dass sich in Heidelberg – sinnfällig an der antinapoleonischen Intention, die Arnim und Brentano ihrer Volksliedsammlung »Des Knaben Wunderhorn« unterlegt hatten – ein »gut Teil des Feuers entzündet hatte, welches die Franzosen vernichtete« und für immer »die Sonne von Austerlitz unter[gehen]« ließ.<sup>49</sup> Eichendorff konnte sich

46 Humboldt 1966, Schriften zur Politik, S. 347-417, hier S. 378f.; Humboldt persönlich, dem geistig-atmosphärisch in Rom Verwurzelten, war eine spezifisch preußische Bildung freilich eher fremd (dazu Gerhard Lauer in Humboldt 2017, Nachwort, S. 246f.); das Bekenntnis zur preußisch-deutschen Idee ist hier wesentlich durch die Gattung der Denkschrift mit ihrem spezifischen historisch-politischen Problemhorizont bedingt bzw. vorgegeben. Freilich ist für die Zeit der Schinkel, Humboldt, Schadow etc. gerade auch das widersprüchlich Schillernde der Persönlichkeiten der preußischen gebildeten Welt bezeichnend, vgl. die prägnante Darstellung bei Schnabel, Deutsche Geschichte II, S. 365, 372 (der hier gleichwohl noch etwas zu sehr im Bannkreis der zwischenkriegszeitlichen ›Wesens‹-Debatten wie derjenigen um einen »preußischen Stil« steht): »Jahrzehnte hindurch haben in Preußen die neuen Gedanken und Willensrichtungen mit den altpreußischen Traditionen gerungen. Die Kräfte haben sich gegenseitig durchdrungen und den führenden Gestalten ein eigenartiges Gepräge verliehen. Es sind jene Typen von preußischen Beamten, die Fontane mit Vorliebe geschildert hat – ›die Seele griechisch, den Geist altfritzisch, den Charakter märkisch‹. Es erwuchs ein preußischer Stil, der anders war als der friderizianische. Es ist das Preußen Friedrich Wilhelms III. und IV., das eine spätere Zeit gerne als das ›alte Preußen‹ zu bezeichnen liebte. Dieses ›alte Preußen‹ ist dann seit den 60er Jahren immer entschiedener zurückgedrängt worden und nach 1871 zu Grunde gegangen. [...] Bevor diese Entscheidung [hin zum bismärkisch-neupreußischen Geist von 1866 ff., N. v. E.] fiel, [...] erstanden Männer, denen die Mark Brandenburg und Athen abwechselnd Heimat waren [...]«

47 Nach einer brieflichen Darstellung Johann Georg Müllers an seinen Bruder Johannes vom Juli 1807 begann Görres »neulich ein [von Eichendorff besuchtes, N. v. E.] Collegium über das Weltgebäude also: Meine Herren, es gibt nur zwei Klassen von Menschen, 1) die mit poetischem Geist gesalbet sind, 2) die Philister, und so ging er zu seiner Metaphysik des Weltgebäudes über« (zitiert nach Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 245f.).

48 Zitat aus der *Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland*, KA VI, S. 48; dazu s. u., B. I. 1.

49 Das Zitat Steins bei Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 280; das weitere Zitat von Schnabel, ebd., S. 145.

also durchaus die Aussicht eröffnen, nicht nur als Dichter, sondern auch als Staatsbeamter den ›Geist von 1813‹ wachzuhalten und so »zu dem großen Werke«, »endlich eine Nation zu werden«, »etwas rechtes beizutragen«. <sup>50</sup>

Zwar blickte Eichendorff zunächst sehnsüchtig nach Wien zurück, wo er (vergeblich) auf eine Anstellung im diplomatischen Korps des Wiener Kongresses hoffte, dem Friedrich Schlegel angehörte. <sup>51</sup> Zwar bewarb er sich zeitweise auch (erfolglos) für einen herkömmlicheren Landrats-Posten <sup>52</sup> und hoffte auf den (schließlich 1818 durch Arndt – bis zu dessen nach kurzer Tätigkeit erfolgten Entlassung aufgrund der Demagogenverfolgung – besetzten) Geschichte-Lehrstuhl <sup>53</sup> der Universität Bonn, die der preußische Staat in der neuerworbenen Rheinprovinz im Jahr 1818 errichtet hatte. Doch spätestens mit dem Abschluss des Referendariats bei der Breslauer Provinzialregierung waren Fakten geschaffen, die Eichendorffs Entwicklung bis auf Weiteres dauerhaft bestimmten. Ihre Richtung wird an den prägenden Konstellationen erkennbar, die sich am Ausgang des 1819 bei der »Königlichen Ober-Examinations-Kommission« abgelegten großen Exams abzeichneten. <sup>54</sup>

50 Vgl. den Brief an Fouqué, mit dem er das Manuskript seines Erstlingsromans *Ahnung und Gegenwart* als Ausdruck dieses Willens bewarb (1. 10. 1814, HKA XII, S. 43-45, hier 45): »Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, daßelbe treu und rüstig zu behüten und endlich eine Nation zu werden, die unter Wunden erwachsen und von großen Erinnerungen lebend, solcher Gnade des Herren und der eignen kräftigen Tiefe sich würdig beweise. Und dazu braucht es nun auch andere Kämpfer noch, als bloße Soldaten. Wäre auch ich im Stande, zu dem großen Werke etwas rechtes beizutragen!«

51 Vgl. den Brief an Philipp Veit, den Stiefsohn Friedrich Schlegels vom 28. 1. 1815, HKA XII, 56-58.

52 Am 30. 12. 1817, also noch während des Referendariats, bewarb sich Eichendorff in einem Schreiben an Innenminister Schuckmann auf den Posten für den Kreis Rybnik und bat Savigny um seine »einflussreiche Fürsprache«, HKA XII, 77 f., Zitat Frühwald 1976, Chronik, S. 82.

53 Am 8. 5. 1817 bat er den eben erst in den preußischen Staatsrat aufgenommenen Savigny um Vermittlung, HKA XII, 72-74; zum Hintergrund auch Frühwald 1976, Chronik, S. 80 f.; Pörnbacher 1963, Beamter, S. 16, verweist zu Recht darauf, dass Eichendorff schon als Katholik keine Chancen besessen habe, da »bis in die Zeit Friedrich Wilhelms IV. [...] die Professuren für Geschichte an den preußischen Universitäten nur mit Protestanten besetzt« wurden; die lange Persistenz der konfessionell exklusiven Besetzung gerade der Geschichts-Lehrstühle wurde um 1900 mit dem »Fall Spahn« an der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg besonders eindrücklich, vgl. hierzu Weber 1980, Fall Spahn; dass dies die deutsche Historiographie langfristig prägen sollte und auch noch nach 1945 ›katholische‹ Historiker wie Franz Schnabel als solche, d. h. (in einem gleichsam negativen ›Halo-Effekt‹) als Anomalie gegenüber dem ›naturgemäßen‹ protestantischen *mainstream* wahrgenommen wurden, hat Blaschke (2002, Einführende Bemerkungen, 13-69, hier S. 63-65) besonders prägnant herausgestellt. Diese extreme Entwicklung darf gleichwohl nicht den Blick auf die kurzzeitige, partielle Offenheit im Bannkreis der Preußischen Reformära zumindest hinsichtlich der Besetzung von Beamtenstellen der Kultussektion, also auf die Möglichkeit der katholischen Identifikation mit dem Hohenzollernstaat verstellen, s. dazu die Argumentation im folgenden Kapitel A. II. 2.

54 Zu den äußeren Daten vgl. Pörnbacher 1963, Beamter, 17 ff.; Frühwald 1976, Chronik, 84 ff.

2. Referendar in Breslau (1816-1819), Assessor und Regierungsrat  
in Danzig (1820-1824) – Prägende Konstellationen (Oberregierungsrat  
Schmedding, Kultusminister Altenstein, Oberpräsident Schön)  
und die Idee eines »besseren Preußen«

Mit dem staatlichen Examen war gemäß der neuen Gesetzgebung nicht nur das Leistungsprinzip erstmals rechtlich verankert, dem sich auch Adlige wie Eichendorff unterschiedslos zu unterwerfen hatten.<sup>55</sup> Als neue Zentralvoraussetzung des Beamten-Nachwuchses wurde der Nachweis einer »allgemeinen wissenschaftlichen Bildung« gefordert.<sup>56</sup> Wie bereits erwähnt, war ›Bildung‹ ein Schlüsselbegriff der Reform und wurde nach den Vorstellungen Humboldts<sup>57</sup> in der neugegründeten Berliner Universität exemplarisch vorgelebt, die freie Forschungs- und Beamtenbildungsstätte in einem war.<sup>58</sup> Statt in einer einseitig zweckgebundenen Ausbildung für einen bestimmten Verwaltungszweig ›abgerichtet‹ zu werden, sollte durch eine formal-wissenschaftliche, ›allgemeine‹ Bildung ein weiter geistiger Horizont und ein problemlösendes Denken für die komplexen, nach der Neuorganisation nicht selten präzedenzlosen Aufgaben der Verwaltung sowie ein unabhängiges und selbstverantwortliches Urteilsvermögen für die Entscheidungsprozesse innerhalb der kollegialisch organisierten Behörden sichergestellt werden.<sup>59</sup> Dass Eichendorff für ebendieses reformerische Ideal des »gebildeten Beamten« befähigt war,<sup>60</sup> wurde in dem abschließenden Zeugnis der Prüfungskommission mit dem Lob einer »guten allgemeinen Bildung« ausdrücklich festgestellt.<sup>61</sup>

Von der bisherigen Forschung ist die kennzeichnende Tatsache übersehen worden, dass Eichendorff es gerade in seiner meist sehr einseitig interpretierten Examensarbeit verstand, die von dem Gutachter Johann Heinrich Schmedding attestierte Übereinstimmung mit den Reformideen mit seinem Selbstverständnis als Katholik zu verbinden.<sup>62</sup> Die mit »Freimüthigkeit u. Rücksichtslosigkeit«<sup>64</sup> ausgeführte Beantwortung der

55 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 60 f.

56 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 58 f.

57 Neuere Publikationen bieten freilich ein differenzierteres Bild bzgl. der tatsächlichen Rolle Humboldts, vgl. etwa Tenorth 2012, Geschichte der Universität.

58 Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 446; Kraus 2010, Gründung Berliner Universität.

59 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 58 f.

60 Grundlegend Frühwald 1988 [1979], Regierungsrat, S. 249 ff.; bestätigend Steinsdorff 1980, Eichendorffiana im Privatnachlaß Altenstein, hier v. a. S. 40.

61 Zitiert nach Pörnbacher 1963, Beamter, S. 19.

62 Der einzige Hinweis hierzu stammt von Frühwald 1994, Schlesische Toleranz, S. 22 (s. dazu im Fließtext); an dieser Stelle wird aber nur indirekt der Zusammenhang zur Reform und gar nicht derjenige zu Schmedding gesehen, weil dessen geistige Verwurzelung wohl auch zu lange (gegenüber der späteren, für Eichendorff dann sehr unrühmlichen Rolle in den Kölner Wirren) unbekannt war, hier liegt erst durch Guske 2008, Schmedding, ein gründliches und verlässliches historisches Porträt vor; Pörnbacher 1963, Beamter, S. 55 f. geht nur auf die persönlichen Unstimmigkeiten zwischen dem »großmütig-bescheidenen« Eichendorff und dem »kleinlich-herrischen« Schmedding ein, die allerdings erst für eine viel spätere Zeit (ab den 1830er Jahren) belegbar und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von den innerbürokratischen Konflikten bzgl. der rheinischen Kirchenpolitik wesentlich ausgelöst und/oder katalysiert sind (vgl. auch schon die Vermutung ebd., S. 56; aufgrund der mangelnden Periodisierung der Perspektive freilich ohne

ihm vorgelegten Frage »Was für Nachteile und Vorteile hat der katholische Religionsteil in Deutschland von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und Äbte desgleichen von der Entziehung des Stifts- und Klostersguts mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten?«,<sup>63</sup> in der er eine »Art von heimlicher Fußangel« fürchtete,<sup>65</sup> dürfte nämlich nicht nur durch das Glück, in Johann Heinrich Schmedding einen katholischen Gutachter gefunden zu haben, sondern v. a. durch die Integration in einen breiten historischen Ansatz mit ständigem Rekurs auf Zentralwerte der Reformära, erfolgreich gewesen sein.<sup>66</sup> Eichendorff formulierte mit seinem ausgewogenen Urteil über Nutzen und Nachteil der Säkularisationen für den Staat eine Synthese, die durchaus an den sittlich-religiösen Grundzug im Denken führender Reformer anknüpfen konnte. Bereits Wolfgang Frühwald hat darauf aufmerksam gemacht, dass Eichendorff »mit dem Lob der Krankenpflege- und Erziehungsorden fest auf dem Boden des Säkularisationsediktes« stand; die »Unterscheidung des Pfäffischen vom Pastoralen« aber mündete in das Lob der »für die Phantasiekräfte des Volkes vorbildlichen Funktion gut geführter Klöster«,<sup>67</sup> also in die Warnung, mit einer zu radikalen Klosteraufhebung den natürlichen Boden für diejenigen kreativen, »poetischen« Kräfte austrocknen zu lassen, die der preußische Staat nach dem Denken der Reformer zu seiner Wiederbelebung gerade benötigte.

Durch die Einkleidung in diese durchaus moderne Argumentation war Eichendorffs katholischer Standpunkt keineswegs so inopportun, wie man vermuten könnte und wie er auch selbst anfangs fürchtete. Gneisenaus bereits referierter Überzeugung, dass »Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend« ebenso wie »Religion, Gebet« und »Poesie« zu den sittlichen Grundlagen des Staates zählten (s. o.), korrespondierte der Grundsatz vieler Reformer, auch die Katholiken durch Teilhabe an den Verwaltungsaufgaben wirksam in den Staat einzubinden; der Freiherr vom Stein hatte bei der Verwaltung der nach der Säkularisation von 1803 Preußen zugeschlagenen kirchlichen

entsprechende Differenzierung; zu diesen Kleinkriegen innerhalb der Verwaltung der frühen 1840er Jahre s. u., Kapitel A. III. 3. 2). Zu einer genaueren Besprechung der 1844/45 überarbeiteten Schrift, der Überlieferungsproblematik und des Forschungsstandes s. u., Kapitel A. III. 4. 4. Für hier ist nur die signifikante Rezeption des Ansatzes ausschlaggebend, wie sie in den prägnanten Formulierungen von Schmeddings Gutachten zum Ausdruck kommt.

63 HKA XIII, S. 79 f.

64 So Eichendorff rückblickend aus dem Jahr 1828 im Brief an Joseph Görres, HKA XII, S. 106-109, hier 107.

65 HKA XII, S. 107.

66 Vgl. u. a. KA V, S. 469 (»Wie aber die größte materielle Kraft nichts ist ohne die Gesinnung, und die kleine unwiderstehlich allein durch den Geist, das ergibt sich in der neuesten preußischen Geschichte aus der lehrreichen Vergleichung der Kriegesjahre 1807 und 1813«), S. 482 (»Diese einseitige Richtung, indem sie den Staat unabhängig machen will von der nicht zu berechnenden und daher auch nicht in ihr Gebiet gehörigen Kraft des Gemüts, sucht eine unwandelbare Sicherheit in der militärischen Gewalt und in der Macht des Reichtums, und setzt auch in der Verwaltung in gleichem Sinne, an die Stelle der freien persönlichen Verantwortlichkeit, jene ängstliche, mechanische, papierne Kontrolle, welche mit dem Vertrauen alle ernste Würdigkeit des Geschäftslebens aufhebt und in der neueren Zeit oft den besseren Teil der Jugend in gefährlicher Gleichgültigkeit vom Staate abgewendet hat«).

67 Zitate bei Frühwald 1994, Schlesische Toleranz, S. 22 f.

Territorien in Westfalen sogar vorurteilslos das Gute der geistlichen Regierungen und den gesunden Sinn der Bevölkerung anerkannt, und legte Wert darauf, als umsichtigen Mitarbeiter für die komplexe und oft heikle Neuordnung in Johann Heinrich Schmedding einen Münsteraner Katholiken gefunden zu haben. Schmedding war 1809 zum (auf lange Zeit) einzigen<sup>68</sup> katholischen Oberregierungsrat in der von Humboldt geleiteten Sektion für Unterricht und Kultus des Berliner Innenministeriums (die 1817 in ein eigenes Kultusministerium umgewandelt wurde) aufgestiegen, 1810 sogar als Rechtsprofessor an die neugegründete Berliner Reformuniversität und 1811 in die neue staatliche Prüfungskommission berufen worden.<sup>69</sup> Die Examensarbeit des angehenden katholischen Reformbeamten konnte Schmedding in seinem Gutachten vom 15. 10. 1819 daher in einem doppelten Sinne würdigen. Der im damaligen Preußen trotz der neuerlichen katholikenfreundlichen Impulse immer noch gefährliche Vorwurf, dass Eichendorff seinen Gegenstand mit »zu großer Vorliebe behandelt« habe, wird durch Schmedding nicht nur entkräftet, sondern sogar in das bezeichnende Lob gewendet, dass »die Quelle dieser Empfindung höchst edel« sei, sich mit »Geist, Adel der Gesinnung und Tiefe der historischen Forschung« verbinde und so von der »allgemein wissenschaftlichen Bildung ihres Verfassers ein [...] rühmliches Zeugnis ab[lege]«, das »zu den angenehmsten Erwartungen in betreff künftiger Leistungen berechtigt«.<sup>70</sup> Damit war der weitere Weg innerhalb der Verwaltung der ausklingenden Reformära geebnet und in einer bestimmten Richtung vorgezeichnet.

Denn kein anderer als Karl Freiherr zu Altenstein, der im preußischen Ansbach-Bayreuth früh von Hardenberg entdeckt und gefördert worden war, der nach Steins Sturz als Finanzminister kurz (1808/10) an der Spitze des Staates gestanden hatte und als erster Minister des 1817 neugegründeten Kultusministeriums die bis zu seinem Tod 1840 währende »Ära Altenstein« prägte, war durch Schmedding auf den jungen Beamten aufmerksam geworden.<sup>71</sup> Er empfahl ihn 1820 für eine Assessorenstelle zur Bearbeitung der katholischen Consistorial- und Schul-Angelegenheiten bei der Regierung

68 Pörnbacher 1963, S. 41; Hömig 2015, Altenstein, S. 318; im 1817 gegründeten »Ministerium für Unterricht, Kultus und Medicinalangelegenheiten etc.« wirkte Schmedding unter Altenstein an der Berufung weiterer Katholiken mit, vgl. den personalpolitischen Überblick ebd., S. 310f.

69 Guske 2008, Schmedding, hier S. 32ff. und 40f. zu Schmeddings Beförderung nach und in Berlin. Schmedding genoss Humboldts volles Vertrauen (nach erstem Zögern in Anbetracht seiner Konfession), wie u. a. an dem bezeichnenden Lob von Schmeddings »Fähigkeit, Einsichten und aufgeklärte[r] Unparteilichkeit« (zitiert ebd., S. 34) deutlich wird. An der Humboldtschen Universität las Schmedding katholisches und protestantisches Kirchenrecht, vgl. S. 39ff. In der preußischen Hauptstadt trat Schmedding nicht nur dem »Montagsklub«, in dem Lessing und Schiller, zu Schmeddings Zeit auch Goethe und Hegel als Gäste verkehrten (vgl. S. 36, wobei Schillers Besuch irrtümlich auf 1824 datiert wird), sondern auch der »Gesetzlosen Gesellschaft« bei, der neben Humboldt ebenso Schleiermacher und der Schulreformer Wilhelm Süvern angehörten (vgl. ebd.); zur politischen Netzwerkfunktion der Gesetzlosen Gesellschaft innerhalb der Reformpartei vgl. Vogel 1983, Beamtenkonservatismus, S. 16.

70 HKA XVIII / 1, S. 264.

71 Zur Linie Eichendorff-Schmedding-Altenstein vgl. Steinsdorff 1980, Privat-Nachlaß Altenstein, S. 35f.; zu Altenstein s. grundlegend Hömig 2015, Altenstein; Hömigs Arbeit leidet an der oft recht unausgegorenen, weil unkommentierten, reihenweisen Zitation früherer Urteile über Altenstein, die, wie etwa das häufige Beispiel Eduard Sprangers veranschaulicht, stark zeitgebunden

der Provinz Westpreußen in Danzig, welcher Theodor von Schön, wie bereits erwähnt Schüler und enger Vertrauter von Steins, vorstand.<sup>72</sup>

Der erste preußische Kultusminister, der selbst literarische und philosophische Ambitionen verfolgte, versuchte im Rahmen seiner universitären Berufungspolitik die geistigen Größen der Zeit für den preußischen Staat zu gewinnen und wünschte sich auch für die Verwaltung historisch und philosophisch »gebildete« Beamten.<sup>73</sup> In seinem Ernennungsantrag an den König verweist Altenstein ausdrücklich auf die »feine[], auch wissenschaftlich gediegene[] Bildung« Eichendorffs, der »[s]einer Pflicht als Vaterlandsverteidiger [...] in den letzten Feldzügen auf eine ehrenvolle Weise genug getan« hat.<sup>74</sup> Nun war gleichzeitig für die Bearbeitung der kirchlichen Angelegenheiten ein Katholik vorgesehen; Steins Anliegen, die Katholiken in den preußischen Staat zu integrieren, sollte nicht nur über die Milderung der bisherigen staatskirchlichen Bevormundung, sondern auch durch angemessene Repräsentation innerhalb der Verwaltung erreicht werden.<sup>75</sup> Die von ihm angedachte Auskoppelung der Kirchenverwaltung aus dem Justiz-, später aus dem Innenministerium, die Gründung eines eigenständigen Kultusministeriums mit paritätischer Doppelspitze (einem katholischen und einem protestantischen Minister) sollte der bürokratisch-absolutistischen Unterdrückung der Kirche(n) als Sache der Polizei (d. i. der staatlichen Innenpolitik) ein Ende bereiten. Nach den im Zuge des Wiener Kongresses neu gewonnenen Gebieten Preußens mit überwiegend katholischer Bevölkerungsmehrheit war dieses Anliegen besonders aktuell geworden, zwei Fünftel der preußischen Staatsbürger waren nun Katholiken.<sup>76</sup> Zwar blieb selbst die Einrichtung einer katholischen Abteilung im (paritätisch organisierten) Kultusministerium bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. 1840 aus,<sup>77</sup> wohl nicht zuletzt, weil Altenstein, der Hegel durch seine Berufung nach Berlin erst eigentlich zum »preußischen Staatsphilosophen« werden ließ,<sup>78</sup> von Anfang an eine Stein fremde etatistisch-zentralistische Tendenz in die Neuorganisation der Verwaltung einbrachte.<sup>79</sup> Prinzipiell im Sinne des aufklärerischen Staatskirchentums geprägt, war er aber nicht gänzlich unbeeinflusst von der religiösen Erneuerungsbewegung, deren

sind. Es handelt sich dennoch um die einzige größere zusammenhängende Darstellung, auf die ich mich daher im Folgenden wiederholt beziehe.

72 Zu den Eckdaten (ohne Durchdringung der Konstellationen) des Folgenden vgl. Pörnbacher 1963, Beamter, 20 ff.

73 Zur Berufungspolitik vgl. Hömig 2015, Altenstein, S. 144 ff.; ebd. S. 192, 255 zu seinem Bildungs- und Beamtenideal.

74 Zitiert nach Pörnbacher 1963, Beamter, S. 22.

75 Vgl. hierzu das immer noch grundlegende Kapitel *Die religiöse Kultur der preußischen Reformzeit* bei Schnabel, Deutsche Geschichte IV, 309-320, hier 309-313 das Unterkapitel *Der Freiherr v. Stein als christlicher Staatsmann*.

76 Schnabel, Deutsche Geschichte II, 277 mit dem Hinweis auf die Verdopplung der Staatsbürger um 5,5 Millionen; ebenso Rathgeber 2009, Schmedding, S. 26.

77 Es gab lediglich ein – von Schmedding geleitetes – katholisches Referat in der allgemeinen Kultussektion, vgl. das Kapitel »Zuständigkeiten, Tätigkeitsgebiete und Organisationsstruktur. 1. 1817-1866« von Bärbel Holtz in: Neugebauer 2009, Das preußische Kultusministerium, S. 20-31.

78 Zur Berufung Hegels Hömig 2015, Altenstein, S. 144.

79 Hömig 2015, Altenstein, S. 306.

zunehmenden Geltungsanspruch er während seiner Amtszeit berücksichtigen musste.<sup>80</sup> In einer Denkschrift aus dem Jahr 1819 hatte er Preußen – zwei Jahre nach der staatskirchlich erzwungenen Union von Reformierten und Lutheranern – als »evangelischen Staat« definiert, der zwar die neue »evangelische« Staatskirche begünstigen, den Katholiken aber auch ihr Recht zuerkennen müsse.<sup>81</sup> Ohne in der katholischen Kirche eine »societas perfecta« anzuerkennen, sah er in ihr also doch eine sittliche Macht, die der erneuerte preußische Staat durch Großzügigkeit für sich gewinnen sollte.<sup>82</sup> Zusammen mit dem katholischen Oberregierungsrat Schmedding setzte er sich daher für die Besetzung der katholischen Ratsstellen innerhalb des Ministeriums sowie bei den Provinzialregierungen durch praktizierende Katholiken ein.<sup>83</sup> Eichendorff aber förderte er nicht zuletzt deshalb, weil er sich von ihm als »gebildetem« Katholiken ein ausgewogenes und »liberales« Urteil erwartete. Eichendorff sei, so Altenstein an den König, nicht nur dadurch geeignet, dass er »als ein Rath, der Laye ist, der Kirche, in gewissem Betracht, freier gegenüber[stehe]«; er habe v. a. in seiner (von Schmedding, Altensteins Mitarbeiter, begutachteten) Examensarbeit unter Beweis gestellt, dass er »die Gebräuche seiner Kirche ohne Schwärmerei und beengende Unduldsamkeit« halte,<sup>84</sup> kurz, dass er die Anliegen seiner Kirche mit denen des zu reformierenden preußischen Staates zu versöhnen wüsste.

Theodor von Schön, der von Hegel und Kant geprägte Freimaurer,<sup>85</sup> verfocht in seinem tiefsitzenden antikatholischen Affekt zwar noch stärker als Altenstein die absolute Oberhoheit des Staates über die Kirche,<sup>86</sup> akzeptierte aber die neue Regelung für Danzig und fand in dem katholischen Beamten bald einen persönlichen Freund und Gesinnungsgenossen in Fragen der allgemeinen staatlichen Neuordnung.<sup>87</sup> Schön bedankte sich bereits am 26. 3. 1821 bei Altenstein, dass er ihm »diesen interessanten Mann« geschickt habe.<sup>88</sup>

80 Hömig 2015, Altenstein, S. 260 ff.; Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 324 ff. (übermäßig kritisch urteilend).

81 Guske 2008, Schmedding, S. 45.

82 Hömig 2015, Altenstein, S. 308.

83 Zur Personalpolitik vgl. Hömig 2015, Altenstein, S. 310 f.

84 Zitiert nach Pörnbacher 1963, Beamter, S. 22.

85 Über Schöns Mitgliedschaft in der Königsberger Loge »Zu den drei Kronen« seit 1793, seinen Gaststatus bei den Berliner Logen »Zu den drei Weltkugeln« und »Royal York« (1795-98), sowie zu seiner Ehrenmitgliedschaft bei der Johannsburger Loge »Zur preußischen Burg« (1815) vgl. Gudlath 2009, Schön und die preußische Freimaurerei; wie bei vielen der Zeitgenossen entsprach der Eintritt zwar in erster Linie einem gewissen modischen Trend (Fontane sprach vom 18. Jahrhundert als dem »Jahrhundert der Geheimen Gesellschaften«, zitiert ebd., S. 58) sowie opportunistischen Erwägungen bzgl. der Möglichkeiten zum »Netzwerken« (ibd., v. a. S. 59); wenn Schön dann durch sein mangelndes Engagement mehr zur »Karteileiche« wurde, so ist eine prinzipielle weltanschauliche Konkordanz freilich dennoch offenkundig (ibd., S. 61 f.).

86 Zu Schöns Kirchenpolitik vgl. umfassend Bork 1933, Kirchenpolitik.

87 Zum Verhältnis Schön-Eichendorff vgl. Frühwald 1988, Regierungsrat, sowie die folgenden Ausführungen.

88 Der Brief ist nur bei Pörnbacher 1963, Beamter, S. 22, auszugsweise aus den handschriftlichen Quellen zitiert.

Bei einer zeitweiligen Vertretung seines ehemaligen Gutachters, der im Jahr 1823 zur Ausführung der päpstlichen Zirkumskriptionsbulle »De salute animarum« für mehrere Monate in die Rheinprovinz beordert war, arbeitete Eichendorff im Berliner Ministerium sogar unter den direkten Auspizien des Kultusministers.<sup>89</sup> Schöns Einwilligung, mit welcher er die entsprechende Anfrage Altensteins beantwortete, geht über amtlich-rhetorische Floskeln weit hinaus:

Ew. Excellenz geruhen mir Selbst die Besorgniß zu äußern, daß ich den Baron v. Eichendorff [!] jetzt ungern entbehren würde [...] Aber Ew. Excellenz haben nicht anders handeln können, und wenn ich befragt wäre, wer gerufen werden könne? so würde ich auch den Baron v. Eichendorff haben nennen müssen, denn ich weiß keinen Würdigern.<sup>90</sup>

Altenstein gab den jungen Beamten an Schön mit einem ebenfalls über gewöhnliches Lob hinausgehenden Worten sowie mit der ausdrücklichen Erwartung zurück, dass Eichendorff, der ihm »sehr theuer« geworden sei, als gläubiger, aber »aufgeklärter und vorurteilsfreier Katholik« (s. o.), »nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft« eine verantwortungsvolle Rolle in der preußischen Kirchenpolitik einnehmen würde:

Die Zurückkunft des Herrn Geheimen Ober-Regierungs-Rats Schmedding hat es mir zur Pflicht gemacht, den Herrn Regierungsrat Baron von Eichendorff, so sehr ich auch wünschte, ihn noch einige Zeit hier beschäftigen zu können, auf seinen Posten zurückgehen zu lassen ... Für das mir durch Überlassung des Herrn von Eichendorff gebrachte Opfer sage ich Ew. Exzellenz umso lebhafteren Dank, da derselbe dem Zweck seiner Hieherberufung ganz genügt und mir durch seine musterhafte Tätigkeit und Art zu arbeiten und sich zu benehmen, sehr teuer geworden ist. Seine Anwesenheit soll, wie ich hoffe, nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft dem dortigen katholischen Kirchenwesen nützlich sein und werden, da ich nicht nur seine Ansichten genau habe kennen lernen, sondern er auch mit den meinigen bekannt geworden ist.<sup>91</sup>

Bis in die 1830er Jahre hinein wird in der Korrespondenz des Kultusministers das teils hymnische Lob nicht nur der »tüchtigen Geschäftsmäßigkeit«, sondern besonders auch der »allgemeinen und schönwissenschaftlichen Bildung« des jungen Beamten, der sich spätestens 1826 mit der Publikation seines »Taugenichts« unverlierbare literarische Lor-

89 Steinsdorff 1980, Eichendorffiana im Privatnachlaß Altenstein, S. 35-38.

90 Der im 13. Band der HKA (von Wilhelm Kosch) nicht aufgeführte Brief ist bisher allein durch das unvollständige Zitat bei Pörnbacher 1963, Beamter, S. 26, bekannt, wie bereits Steinsdorff 1980, Eichendorffiana im Privatnachlaß Altenstein, S. 36 beklagt hat.

91 Brief Altensteins an Schön vom 8. 12. 1823, HKA XVIII, S. 266; »die irrtümliche Datierung auf den 8. Oktober« wurde von Pörnbacher 1963, Beamter, S. 26, 89, »korrigiert«, wie Steinsdorff 1980, Eichendorffiana im Privatnachlaß Altenstein, S. 48, bemerkt.

beeren in der gebildeten Öffentlichkeit erworben hatte und als Dichter etabliert war, die ideell gegründete Verbundenheit beider bezeugen.<sup>92</sup>

Wie bereits erwähnt, war ›Bildung‹ ein Schlüsselbegriff auch für die deutschlandpolitische Stoßrichtung der Reform. Der Humboldt-Nachfolger bzw. -Erbe Altenstein formulierte ebenfalls die Idee der moralischen Eroberungen, nach welcher Preußen sich »in dem ganzen öffentlichen Unterrichtswesen [...] in Beförderung von Wissenschaft und Kunst vor allen deutschen Ländern auszeichnen und mit großem Beispiel vorangehen müsse«.<sup>93</sup> Und Theodor von Schön hing dem noch 1850, auf dem Höhepunkt der deutschen Frage, in einem Brief an Eichendorff artikulierten Glauben an, Preußen, das Denker wie Kant hervorgebracht hat, sei »bestimmt«, »allen deutschen Stämmen mit dem Lichte der Intelligenz vor[zu]leuchten«.<sup>94</sup> In den 1830er Jahren gab Eichendorff diesem unter dem Eindruck von 1813 gewonnenen und durch Altenstein und Schön repräsentierten »allgemeine[n] Grundsatz der Politik Preußens [...], welcher notwendig dahin gerichtet bleibt, die politischen Gegensätze in Deutschland zu vermitteln und auszugleichen, die Eintracht der deutschen Regierungen und Völker unter sich zu pflegen und dadurch das, sie vereinigende Band zur sicheren Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes gegen äußere Angriffe zu verstärken«, selbst vollendeten Ausdruck.<sup>95</sup> Es mag darüber gestritten werden, ob Preußen für Eichendorff, der ja in seinem 1823/26 publizierten *Taugenichts* die geistig-politische Topographie des süddeutsch-österreichischen Raums zum Goldgrund einer späten Reichsutopie erhoben hatte,<sup>96</sup> eine Sache des Herzens<sup>97</sup> war – was immer das bei diesem Rationalstaat auch heißen sollte. Doch abgesehen von der Tatsache, dass Preußen 1813 an der Spitze einer durchaus ›föderalen‹ Bewegung stand,<sup>98</sup> dass Friedrich Wilhelm IV. ebenso wie der Freiherr vom Stein ihren preußischen Patriotismus in einer großdeutschen Idee aufgehoben wissen wollten, ist hierfür die spezifische Situation der unmittelbaren Nachkriegszeit zu bedenken. Wenn Preußen durch die Gebietszugewinne von 1815 ebenso stark konfessionell durchmischt wie »nach Deutschland« hineingeworfen war,<sup>99</sup>

92 Vgl. v. a. den bei Steinsdorff 1980, Eichendorffiana im Privatnachlaß Altenstein, S. 39 f. edierten Briefentwurf vom 20. 8. 1831, komplettes Zitat und Kontext s. u., Kapitel A. II. 3. 1.

93 Zitiert nach Hömig 2015, Altenstein, S. 213.

94 HKA XIII, S. 181, zum historisch-politischen Kontext des langen (S. 180-189) Briefs vom 30. 4. 1850 s. u., Kapitel B. II. 2. 2; ohne Hinweis auf diesen Kontext zitiert bei Pörnbacher 1963, Beamter, S. 24.

95 Zitat KA V, S. 546; zum Kontext s. u., A. II. 3. 2.

96 Vgl. dazu die prägnante Zusammenfassung (und brillante Zuspitzung) des Forschungsstandes bei Hien 2015, Altes Reich, S. 512-535.

97 So schreibt er etwa in einem Brief an Willibald Alexis in Berlin vom 22. 4. 1824, dass ihm persönlich die »norddeutsche[] Volksthümlichkeit u. Lokalitaet« »noch ziemlich fremd« sei (HKA XII, S. 93 f., Zitat 93).

98 In einer seiner 1831/32 entstandenen Schriften zur Verfassungsfrage, die in einem deutschlandpolitischen Horizont stand, formulierte Eichendorff seine Vision einer von Preußen geführten, föderalen Einheit durch die Erinnerung an 1813 (KA V, S. 668; zum Kontext s. u., A. II. 3. 2): »Viele verschieden gestimmte Saiten geben erst Harmonie, und wahrlich im Jahre 1813 gab es einen schönen Klang durch das gesamte Deutschland! Vor allem aber behüte uns Gott vor einem deutschen Paris [...].«

99 Vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 91: »jetzt wurde Preußen tiefer nach Deutschland

dann konnte freilich die preußische Konfessionspolitik den Charakter einer Vorschule annehmen, an deren Gelingen oder Scheitern sich die Zukunft der deutschen Nation entschied. Der Provinzialverwaltung kam hierbei keine untergeordnete Rolle, sondern sogar eine Schlüsselfunktion zu, weil die Kirchen- und Schulverwaltung in Preußen seit 1815 über Provinzialkonsistorien organisiert war.<sup>100</sup> Indem das staatskirchliche System noch sehr stark ausgeprägt war, kam den zuständigen Verwaltungsbeamten überhaupt eine sehr hohe Verantwortung zu; Eichendorffs Tätigkeiten wurden in der historisch nicht genügend informierten Forschung bisher immer marginalisiert, erstreckten sich aber ebenso auf Bischofswahlen bzw. -ernennungen wie auf die Einrichtung von Schulen und Klöstern, die Ausarbeitung von Lehrplänen für Priesterseminare etc. – in einer Zeit, als Staat, Kirche, Schule und Gesellschaft noch keine getrennten Einheiten waren, wichtige Entscheidungsbereiche.<sup>101</sup> Wenn Eichendorff nun zunächst gerade in seiner Eigenschaft als Katholik geschätzt und gefördert wurde, dann konnte er seine Stelle in Danzig in der nicht unbegründeten Hoffnung antreten, in dieser Zeit des Umbruchs und in verantwortungsvoller Position am Aufbau eines ›besseren‹, aus dem sittlich-religiösen, überkonfessionellen Geist der Reform geborenen Preußen mitzuarbeiten – auf diesem partikularstaatlichen ›Umweg‹ aber zugleich die umfassendere, nationale und religiöse Aufbruchsbewegung von 1813 fortzuführen und voranzutreiben. Freilich kam es schon früh in den Rheinlanden zu ersten Konfrontationen, in denen sich die Konfliktklinien späterer Jahrzehnte zumindest im Rückblick erahnen lassen;<sup>102</sup> doch überstiegen diese Probleme nicht diejenigen in Bayern, das sich in den frühen 1820er Jahren noch von der Ära Montgelas zu erholen hatte und erst nach dem Regierungsantritt Ludwigs I. 1825 zur (auch dann nicht völlig unumstrittenen) Schutzmacht des deutschen Katholizismus aufrückte;<sup>103</sup> sie überstiegen noch weniger

gedrängt [...] Die Versetzung Preußens an den Rhein ist eine der fundamentalen Tatsachen der deutschen Geschichte [...]. Wenn die Kleindeutschen später von einer ›Mission Preußens‹ zum Schutz und darum zur Einigung Deutschlands gesprochen haben, so muß man sagen, daß Preußen strategisch und geopolitisch in diese ›Mission‹ hineingedrängt worden ist. [...] Österreich war seither weniger als Preußen eine deutsche Macht; das hat für die nationale Geschichte der Deutschen tiefgreifende Folgen gehabt.«

100 Manca 2017, Verwaltungsgliederung, S. 189 f.

101 Über die Signifikanz einiger selbstständiger Entscheidungen Eichendorffs wie der Integration der profanen Philosophie- und Literaturgeschichte in den Lehrplan der Priesterausbildung, die Eingriffe in innerkirchliche Streitfragen waren, vgl. die Hinweise in Kapitel B. V. 2.

102 Vgl. u. a. zur staatlichen Untersuchungskommission über die Stigmatisierung der seligen Anna Katharina Emmerick Frühwald 1977, Anfänge der Katholischen Bewegung, S. 234 ff. (mit starker teleologischer Tendenz).

103 Vgl. etwa die aus dem Jahr 1838 rückblickende Darstellung des rührigen Tiroler Freiheitskämpfers und Politikers Joseph von Giovanelli zu Gerstburg und Hörtenberg, der die Ära Montgelas im Brief an Görres vom 3. 2. 1838 (Görres Werke II, S. 880) mit dem ›Kölner Ereignis‹ vergleicht (wobei freilich in erster Linie die Lethargie des katholischen Volksteils ins Visier rückt): »Es ist ein gutes Zeichen, daß nun [nach Görres' publizistischem ›Weckruf, N. v. E.‹] alle Welt Anteil nimmt, und daß jene Fragen ernstlich besprochen werden, welche bereits abgemacht, und für immer totgeschlagen zu sein schienen. Als vor 30 Jahren Graf Montgelas unsere Bischöfe – jenen von Chur und von Trient – mit gemeiner Polizeiwache über die Grenzen eskortieren, mehrere Dutzend der ehrwürdigsten Priester teils einsperren, teils mit dem Schubfuhrwerke exilieren, die

diejenigen in Österreich, dessen josephinische Praxis erst nach der Julirevolution aus politischem Kalkül gemildert wurde, und selbst dann noch bis 1848 Anlass für bittere Klagen vonseiten der Katholiken bot.<sup>104</sup> Dagegen musste sich die Offenheit der Entwicklung in Preußen nicht zuletzt durch die eigentümliche Tatsache aufdrängen, dass der geschichtslose ›Kunststaat‹ zu einem Zeitpunkt noch einmal monströs angewachsen war, an dem auch die Reformpolitik (noch) auf ihrem Höhepunkt stand. Für Eichendorff jedenfalls verschränkte sich dieser Eindruck mit dem Beginn seiner unmittelbar nach dem Krieg eingeschlagenen – und unter dessen Nachwirkung stehenden – Beamtenlaufbahn; die Wahrnehmung des Umbruchs und Aufbruchs fasste er nach seiner Ankunft in Danzig in das Bild einer »allmählig aus den Nebeln empor[steigenden]« »Landschaft« »am frühesten Morgen«.<sup>105</sup> Politisch konkretisiert hat sich diese – anfänglich durchaus noch ambivalente – Aufbruchsstimmung dann in den ersten Danziger Dienstjahren unter Theodor von Schön.

Wolfgang Frühwald hat die Freundschaft zwischen dem jungen Regierungsrat und seinem Vorgesetzten, die trotz mancher Brüche bis in die 1850er Jahre hinein andauerte, als Eichendorff von Schön sogar (zusammen mit Johann Gustav Droysen, dann dem reformfreundigen Königsberger Hegelianer Karl Rosenkranz) als dessen Biograph ausersehen wurde,<sup>106</sup> erstmals aus der geistig-politischen Konstellation der Reform, allerdings auch mit einer gewissen Tendenz zur Harmonisierung dargestellt.<sup>107</sup> Die weitere Forschung ist von der gegenläufigen Neigung geprägt, das durchaus komplizierte Verhältnis des katholischen Romantikers zum freimaurerischen Kant-Schüler entweder in die einfache Formel einer »distanzierten Freundschaft« aufzulösen oder

Kapuziner von Meran auf Leiterwägen, wie Kälber zusammen geknebelt, nach Altötting deportieren ließ, da hat kein Hahn danach gekräht, und das große Publikum fand die Sache kaum der Erwähnung wert.«

104 Dem in den HPBI 22 (1848), S. 422-439 veröffentlichten »Frankfurter Brief« zufolge waren die »Oesterreicher« unter den Abgeordneten der Paulskirche »gegen die katholische Kirche in der Regel feindlicher gesinnt [...], als selbst die Juden«; vgl. auch ebd., 154f. die Klagen über das symptomatische Verhalten der österreichischen Abgeordneten, die bei der Frankfurter Fronleichnamsprozession, für die immerhin der Protestant Heinrich von Gagern die vormittägliche Parlamentssitzung ausfallen ließ, durch Abwesenheit glänzten, damit ihre durchgreifende josephinische Prägung offenbarend: »Die katholischen Mitglieder der Nationalversammlung erschienen vollzählig bis auf die Oesterreicher, welche [im Parlament, N. v. E.] auf der linken Seite sitzen und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre Geringschätzung für katholisches Kirchenwesen an den Tag zu legen.«

105 Vgl. den Brief an Unbekannt vom 16. März 1821 (aus Danzig), HKA XII, S. 87: »Noch bin ich hier wie ein Wanderer am frühesten Morgen. Ein Berg, eine Landschaft nach der anderen steigen nur allmählig aus den Nebeln empor, u. ich ahne nur erst die Umrisse des Ganzen, manchmal zu meiner großen Ueberraschung, oft mit tiefem Schmerz.« Dieser allgemeine Eindruck verbindet sich bereits mit der Kirchenpolitik, indem Eichendorff die Intention verkündet, seine Wander-Aufbruchsstimmung produktiv zu kanalisieren; so will er trotz einer bereits desillusionierenden Bekanntschaft mit »Herrn v. Wolf«, der »es [...] für überflüssig, ja wohl gar für unrecht« »hält«, »die alten Formen ihrer [der katholische Kirche] Verfaßung zu schonen«, »keineswegs die Hoffnung auf[geben], hier nützlich [zu werden]«, S. 88.

106 Dazu s. u., Kapitel D; auf diesen resümierenden Exkurs über die gelebte Toleranz im Verhältnis Eichendorff-Schön sei auch allgemein im gegebenen Zusammenhang verwiesen.

107 Frühwald 1988, Regierungsrat.

gar komplett zu umgehen, nahezu immer aber den geistigen Hintergrund der Reformära auszublenden.<sup>108</sup> Gerade die scheinbare und in Teilen wohl auch tatsächliche Widersprüchlichkeit dieser politisch und ideell gegründeten Freundschaft mit dem ›praeceptor Prussiae‹ ist aber für Eichendorffs allgemeine politische Grundüberzeugungen ebenso aufschlussreich wie für sein spezifisches Verhältnis zum Hohenzollernstaat. Gab es zumal in konfessionspolitischen Fragen zwar durchaus Differenzen zwischen Eichendorff und Schön, so konnte doch die grundlegende Verbundenheit in der reformerischen Auffassung einer Neuordnung des Staates »von unten«<sup>109</sup> her darüber hinweghelfen – vermutlich auch eine Zeit lang hinwegtäuschen. Besonders in der politischen Funktion der Kunst wusste sich Eichendorff mit dem ›poetischen Staatsmann‹ einig, der Literatur, Musik, Kunst und Architektur als Medium von ›Ideen‹, somit in ihrer propädeutischen Rolle für einen idealistischen Staatsaufbau würdigte. Der »einflußreiche Königsberger Professor« Karl Rosenkranz formulierte 1839 mustergültig das von Schön vorgelebte und Eichendorff prägende Ideal des gebildeten Beamtentums, das ›Träger der Staatsgesinnung, indem es für eine lebendige Entwicklung des Staates eintrete«, sein sollte, und insofern auch »Substanz für die Fortbildung der preußischen

108 Nicht nur für die erste Variante mag Hartwig Schultz stehen; die noch an vielen anderen Stellen zu diskutierende Verweigerung zu einer vertieften Durchdringung der historisch-politischen Konstellationen führt nicht nur zu vereinfachenden und das Verständnis eher versperrenden Formeln wie der von einer »distanzierten Freundschaft« (KA IV, S. 946 u. ö.), die das Verhältnis auf eine rein persönliche Dimension reduziert, sondern stellenweise sogar zu ärgerlichen Widersprüchen. So subsumiert er an der einen Stelle »Theodor von Schön und Eichendorff« unter die »gemäßigten Reformer« (KA I, S. 1110), zeigt sich dann aber wieder »überrascht«, dass der ›konservative‹ Eichendorff für den »liberalen« Schön die Rede zur Eröffnung des Königsberger Huldigungslantages verfasste (KA V, S. 1161). Dass in diesem Zusammenhang immer wieder eine abfällige Äußerung Eichendorffs über Schön als Vertreter eines »flachen Liberalismus, der Alles nur halb u. materiell sollte u. insbesondere in der Religion seine heuchlerische, laue Halbheit geltend machte« (KA VI, S. 1103) aus den Notizen zu den Vorarbeiten (zu diesen A. III. 4. 3. 5) der literarhistorischen Schriften zitiert wird (so schon bei Pörnbacher 1963, S. 25; bei Schultz, KA V, S. 1163 u. ö.), zeugt von dem in der Eichendorff-Forschung ebenso typischen wie inkonsistenten, ahistorischen Grundansatz, Zeugnisse aus einem spezifischen historischen Kontext (hier der konfessions- und nationalpolitisch aufgewühlten 1840er Jahre) bedenkenlos zu generalisieren und für die Erklärung einer Konstellation der frühen 1820er Jahre heranzuziehen, so als gäbe es innerhalb von zwei Jahrzehnten (die hier die bewegte Zeit des Vormärz einschließen!) keine persönliche, geistige und politische Entwicklung. Pörnbacher beschränkt sich jedenfalls allgemein auf persönliche Beziehungen, was ihm beim damaligen Stand der Forschung und seiner Pionierleistung, der ersten zusammenhängenden Darstellung der Beamtenlaufbahn, natürlich kaum zur Unehre gereicht. – In der einleitend bereits zitierten, in mehrerlei Hinsicht problematischen Arbeit Magens 2007, Beamter, kommt Schön nur dem Namen nach, und auch das nur en passant, Frühwalds bahnbrechender Aufsatz allerdings nicht einmal im Literaturverzeichnis vor. – Während die Forschung den pionierhaften Aufsatz Frühwalds also meist bequem umgangen hat, so ist ders. darauf in späteren Beiträgen mehrfach zurückgekommen; besonders lesenswert und für das Folgende relevant ist Frühwald 1993, Erinnerung, hier v. a. 857 f., 869 f. – Zum Resümee der Konstellation vgl. den Exkurs in Kapitel D.

109 Preußen habe »durch die zeitgemäße Regeneration seiner Gesetzgebung von unten herauf ein tüchtiges Fundament vernünftiger Freiheit gelegt«, wird Eichendorff das Grundprinzip in »Preussen und die Konstitutionen« Anfang der 1830er Jahre mustergültig formulieren, KA V, S. 644, dazu s. u., Kapitel A. II. 3. 2.

Verfassung«. <sup>110</sup> Diese gemeinsame idealistische Tendenz, in der wohl auch die Steinsche Gesinnungsethik fortwirkte, <sup>111</sup> kommt etwa in dem am Ende jeder Strophe variierend wiederaufgegriffenen Titel *In die Höb'* eines auf Schön gemünzten Trinkliedes für die Danziger Liedertafel zum Tragen. <sup>112</sup> Die von beiden geteilte Überzeugung, dass der preußische Staat sich durch »Ideen« und im Zeichen der Kunst verjüngen musste, war auch Grundlage für beider Bemühungen um den Wiederaufbau der Marienburg, die nicht nur wie im vorherigen Kapitel (A. I. 3. 1) erwähnt durch Schenckendorf, sondern auch durch Schön und Hardenberg, also durch die Fraktion der Reformen »wiederentdeckt« bzw. gefördert worden war.

Das Denkmal ließ, darin dem Kölner Dom vergleichbar, einen weiten und aus je unterschiedlichen ideologischen Perspektiven bestimmbar deutungsspielraum zu. Für Theodor Schön war die Marienburg in erster Linie ein nationalpreußisches Monument, das Preußen auf ein innenpolitisches Reformprogramm festlegte. In dem alten Hochsitz des Deutschen Ordens sah er nach hegelschem Denken mehr das nun im Staatsgedanken »aufgehobene« Vorbild des Ordensstaates, dem die »Erfüllung« des Ordensritters im weltlichen Landwehrosoldaten korrespondierte, <sup>113</sup> während es Eichendorff wie bei Schenckendorf umgekehrt um die Rückverpflichtung des aus der Säkularisierung des Ordens hervorgegangenen Staates auf christliche Werte ging – so wie er sich als Landwehroffizier in die verbindliche Tradition des geistlichen Rittertums gestellt sah. <sup>114</sup> Beide konvergierten aber in der Anschauung der Marienburg als eines Denkmals,

110 Belke 1976, Verwaltung Königsberg, S. 60; vgl. auch Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 250: »Bei Theodor von Schön lernte Eichendorff, was es heißt, ein gebildeter Beamter zu sein. Für Schön nämlich gehörten die poetischen Ambitionen seines Mitarbeiters nicht zu den schönen Nebensachen, er sah in ihnen nicht eine liebenswürdige Freizeitbeschäftigung, sie waren ihm Ausweis für die Befähigung Eichendorffs, ein hoher preußischer Beamter zu sein.«

111 Der Freiherr vom Stein, Schöns »Lehrer«, galt schon im 19. Jahrhundert als Archetypus des rigoros der »Sache« verpflichteten, prinzipienfesten und unbestechlichen »Macht-Asketen«, vgl. u. a. Duchhardt 2008, Mythos Stein, S. 6 (mit Zitat) u. ö.

112 KA I, S. 258 f., vgl. hier die charakteristische erste Strophe mit der Rekurrenz auf den in die Mitte des Schönschen Denkens treffenden Schlüsselbegriff der »Idee« (dazu Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 250 f. mit Hinweisen auf die zustimmende Rezeption Schöns): *Viel Essen macht viel breiter / Und hilft zum Himmel nicht, / Es kracht die Himmelsleiter / Kommt so ein schwerer Wicht. / Das Trinken ist gescheiter, / Das schmeckt schon nach Idee, / Da braucht man keine Leiter, / Das geht gleich in die Höb'!*

113 Bockmann 1982, Marienburg, S. 28; vgl. Schöns Schreiben an Schinkel vom Oktober 1821, ebd., S. 143 f.: »Der Landwehmann muß deshalb in der schönsten Glorie stehen, denn er ist ein hoher Gedanke, und der Ritter ist nur das 2. Glied in dieser hohen Ideen Kette. Ohne deutschen Ordensritter (menschlicher Berechnung nach) zwar kein Kopernik, kein Kant, kein Herder und kein [Simon; Königsberger Dichter, N. v. E.] Dach, und – kein Landwehmann, aber die Blüte ist schöner als der Stamm, und die Blume ist dem Himmel näher als die Wurzel. Das Königreich Preußen stellt in seiner Geschichte die beiden höchsten Ideen unseres Staats, die Fundamente des Throns dar. Die Eroberung des Landes für das Christentum (Gott ist die Liebe) und das Leben und Sterben mit Gott für König und Vaterland (Allein Gott in der Höhe sei Ehr!). Der Ritter des deutschen Ordens und der Landwehmann. Der Glaube und die Treue. Marienburg ist das Stamm Hauß des Ersten, und wird und soll werden das Symbol des zweiten.«

114 Eine ausführliche, quellengesättigte Analyse der Eichendorffschen Deutung erfolgt in Kapitel A. III. 3 bei der Besprechung der »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« von

das dem preußischen Rationalstaat eine historische Tradition stiften sollte, die hinter die friderizianische Ära zurückgriff und in den berühmten Säulenkonstruktionen des Großen und des Sommer-Remters eine steingewordene Wendung ›nach oben‹, in den »Himmel« »der Idee« (Schön) repräsentierte, wo »die Gedanken / Sich freudig himmelwärts« »pfeilern« (Eichendorff).<sup>115</sup> Das Gedicht, dem das letztere Zitat entnommen ist und das 1822 auf Einladung des Kronprinzen im Großen Remter vorgetragen wurde (Kapitel A. I. 3. 1), belegt durch seinen Rezeptionshorizont nicht nur die von Wolfgang Frühwald postulierte funktionale Äquivalenz von Eichendorffs (Doppel-) Rolle als Dichter und als ›gebildeter‹ Reformbeamter. Es offenbart durch die Nähe zu Schön einerseits, durch die ebenso begeisterte wie bedeutungsschwere Reaktion des Kronprinzen andererseits – »Alles Gute und Würdige erstehe wie dieser Bau« (s. o.) – auch die Integrationskraft der Denkmalsbewegung, in der Interessen konvergieren konnten, die nicht vollständig oder nur scheinbar miteinander deckungsgleich waren; es offenbart mithin, dass der Eindruck von der noch offenen Entwicklung des preußischen Staates zu diesem Zeitpunkt eine reale Basis erhielt. Von hier datieren die vielen Widmungen Eichendorffscher Werke an den Thronerben; das letzte Friedrich Wilhelm IV. zugeeignete Werk, die im offiziellen Auftrag des Königs 1843 verfasste und 1844 auf königliche Kosten gedruckte »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« wird Eichendorff mit dem Zitat des bedeutungsschweren Wortes des Kronprinzen beschließen und so bezeugen, dass er dieses nicht als spontane Begeisterungsäußerung, sondern als politisch verbindliche Verheißung interpretiert hat.<sup>116</sup>

1828 verfasste er dann zunächst das heute vergessene Drama »Der letzte Held von Marienburg«, das vermutlich<sup>117</sup> auf Anregung Theodor Schöns entstanden ist und von dem er dem Kronprinzen ein Widmungsexemplar übersandte.<sup>118</sup> In jedem Fall belegt das besondere »nationale Interesse« dieses »in Preußen spiel[enden]« Trauerspiels, auf das Eichendorff im Brief an einen unbekanntenen Verleger verwiesen hatte,<sup>119</sup> dass Preußen und Deutschland zu diesem Zeitpunkt noch keine Gegensätze im Denken Eichendorffs markierten. In den im 19. Jahrhundert immer noch virulenten Rechtsstreitigkeiten zwischen dem (kirchlicherseits fortbestehenden) katholischen Deutschen Orden

1843/44. – Für Schenkendorf war schon 1803 die »Wallfahrt« (zitiert im Quellenteil bei Boockmann 1982, Marienburg, S. 138) zur Marienburg ein »religiöse[s] Erlebnis«, vgl. im Darstellungsteil ebd., S. 17.

115 Zitate von Schön im bereits zitierten Brief an Schinkel, Boockmann 1982, Marienburg, S. 143; die »Herzensfreude« über Schöns Anregung zwei Jahrzehnte später, eine offizielle »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« zu verfassen, begründete Eichendorff mit der die ungebrochene Übereinstimmung beider bezeugenden Wendung: »eine Wiederherstellung Marienburgs schmeckt so sehr nach Idee [...]« (HKA XII, 187; zum Zusammenhang s. u., Kapitel A. III. 3).

116 KA V, S. 804: »Wir aber wüßten unser Büchlein nicht schöner zu schließen, als mit den wahrhaft Königlichen Worten dieses Spruchs: ›*Alles Gute und Würdige erstehe wie dieser Bau*‹« (Hervorhebung im Original). Vgl. zum Zusammenhang die ausführliche Besprechung der Schrift Kapitel A. III. 3.

117 Vgl. die These bei Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 258.

118 HKA XII, S. 111.

119 Zitate HKA XII, S. 109f.

und dem aus der Säkularisierung des Ordenterritoriums hervorgegangen preußischen Staat scheint Eichendorff sogar indirekt für Letzteren Partei zu nehmen:

So laß den Orden nur zusammenstürzen:  
Das Kreuz bleibt stehn, das er gepflanzt im Norden [...]!<sup>120</sup>

Direkt im Anschluss gibt er der aus der Erinnerung an 1813 geborenen, von Schenkendorf bereits kanonisch formulierten (s. o., Kapitel A. I. 3. 1), nationaldeutschen Preußen-Ideologie, verdichtet im Zentralsymbol des Krieges, vollendeten Ausdruck:

Seh ich den Himmel, wie von Schmerz zerrissen,  
Und bei der Blitze Schein, dem ungewissen,  
Die Helden all' aus ihren Gräbern geh'n;  
Die richten schweigend auf den stillen Höh'n  
Ein wunderbares Kreuz empor von Eisen  
In der gewitterschwarzen Einsamkeit. –  
Da geht ein Schauer durch das Volk der Preußen  
Und noch einmal gedenkt's der großen Zeit.<sup>121</sup>

Es handelt sich hierbei um eine Vision, in welcher der sterbende, ehemalige Hochmeister Heinrich von Plauen in einem plötzlichen Moment der Erleuchtung sogar den Frankreichfeldzug des frühen 19. Jahrhunderts erahnt:

Hoch über'm Walde, der sich rauschend neigt,  
Wie unermeßlich da Aurora steigt!  
Die Waffen blitzen, mutig schallen Lieder –  
Reich' mir den Helm, geb't mir das Banner wieder!  
Das flatternde Panier hoch in der Hand,  
Zieh' ich der Schar voran durch's deutsche Land,  
Am Rheine pflanzen wir's zu Gottes Ruhm –<sup>122</sup>

120 KA IV, S. 508.

121 KA IV, S. 508 f.; bei den letzten beiden zitierten Versen handelt es sich offenkundig um ein Selbstzitat aus demjenigen Gedicht von 1822, in dem Eichendorff den 1813 ausgeführten deutschen Beruf des preußischen Staates als weiterhin gültig profiliert, vgl. dort v. 37-40, 57-60: »Schon hat zum Kreuzeslichte / Dein Volk sich ernst gewandt, / Im Sturm der Weltgerichte / Tief schauernd Dich erkannt. [...] Er hob die Heldenmale / Zu neuer Herrlichkeit, / Damit das Volk im Tale / Gedenk der großen Zeit«, zu Hintergrund und Deutung s. o., Kapitel A. I. 3. 1.

122 KA IV, S. 509.

### 3. Konflikte in Königsberg (1824-1831), Flucht nach Berlin und »Anstellungsmisere« (1831-1839/40)

Dennoch begannen bereits 1824 mit dem Wechsel nach Königsberg, wohin Eichendorff seinen Vorgesetzten, der zum Oberpräsidenten der nach Vereinigung von West- und Ostpreußen neugestalteten Provinz Preußen ernannt worden war, begleitete, für die weitere Entwicklung entscheidende Konfliktlinien sichtbar zu werden, die sich an Schöns Kirchenpolitik wie an dem Verebben des Reformgedankens und der zunehmend zentralistischen Tendenzen in der Berliner Ministerialbürokratie entzündeten. Zwar wurde Eichendorff in gewisser Weise sogar befördert, er war als Oberpräsidialrat neben seiner Zuständigkeit für die katholischen Kirchen- und Schulsachen der persönliche »Adjutant« Schöns.<sup>123</sup> Der gläubige Katholik wurde von seinem Vorgesetzten dadurch aber vorwiegend mit Aufgaben betraut, die ihn von der Bearbeitung katholischer Schul- und Kirchenangelegenheiten bewusst abzogen.<sup>124</sup> In den ethnisch und konfessionell gemischten Ostgebieten verband sich Schöns antikatholischer Affekt mit antipolnischen Ressentiments und nahm in dieser doppelten Aufladung teilweise paranoide Züge an. Schön befürchtete die Unterwanderung Preußens durch polnische Katholiken; der eben erst wiedergegründete Jesuitenorden nahm in diesen Verschwörungsphantasien natürlich eine zentrale Rolle ein.<sup>125</sup> Eichendorff, der Schöns Maßnahmen gegen die polnischen Priesterseminare und den Fürstbischof von Ermland nicht mittragen, aber auch nicht verhindern konnte,<sup>126</sup> begann sich auf verlorenem Posten zu fühlen und richtete in dieser Gemengelage sein berühmtes Gesuch vom 30. 8. 1828 an Joseph Görres um eine Anstellung im »katholischen« Bayern, das seit der Thronbesteigung des Künstlerkönigs Ludwigs I. von einer der Preußischen Reform (für Eichendorff) nicht völlig unähnlichen »großen Bewegung« erfüllt war.<sup>127</sup>

Die aus einer akuten Notlage heraus formulierten Klagen über die »Preußische Wirtschaft« sind freilich ebenso wenig für eine prinzipiell antipreußische Haltung generalisierbar wie seine rückblickende Behauptung, nach dem Krieg »auf dem Märkischen Sand sitzen[geblieben]« zu sein.<sup>128</sup> Die Briefe des persönlich zurückhaltenden und konzilianten Eichendorff sind allgemein nicht selten von einer auf den Adressaten eingestellten Haltung geprägt,<sup>129</sup> und im Falle dieses »Bewerbungsschreibens« war er,

123 Pörnbacher 1963, Beamter, S. 28.

124 Pörnbacher 1963, Beamter, S. 28.

125 Vgl. Bork 1933, Kirchenpolitik Schön.

126 Zu Schöns großem Streit mit dem Fürstbischof von Ermland, mit dem Eichendorff wiederum eine innige Freundschaft pflegte (dazu u. a. Pörnbacher 1963, Beamter, S. 25f.) vgl. Bork 1933, Kirchenpolitik Schön.

127 Der Brief vom 30. 8. 1828 in HKA XII, S. 106-109, Zitat S. 106.

128 Zitat HKA XII, S. 107.

129 Zum komplexen Charakterbild des in seiner Jugend heißblütigen und auch darüber hinaus temperamentvollen Eichendorff, der sich im Laufe seines Erwachsenwerdens eine große, schließlich erfolgreiche Selbstbeherrschung abringen musste und den Zeitgenossen als zurückhaltend, bescheiden, unauffällig und damit wahlweise als »liebenswertig« oder »unbedarft« erschien, immer noch grundlegend das entsprechende Kapitel in der Biographie von Stöcklein 1963, Eichendorff, S. 114-136, hier S. 126f., 144f.; sowie ders. 1966, Eichendorffs Persönlichkeit; ferner die prägnante

wenn er als preußischer Beamter das Vertrauen des in Preußen für vogelfrei erklärten ›Demagogen‹ (wieder-)gewinnen wollte, zu einer Distanzierung geradezu gezwungen.<sup>130</sup> Auch ohne Berücksichtigung dieses halb persönlich, halb taktisch bedingten Hintergrundes kann sich Eichendorffs Klage über die »preußische Wirtschaft« angesichts des im selben Jahr verfassten Dramas »Der letzte Held von Marienburg« und der bis in die 1850er Jahre persistenten Übereinstimmung mit Theodor Schön in Fragen der Preußischen Reform hier allein auf die Konfessionspolitik in der Provinz beziehen. Mochte Görres zusätzlich auch ein Bekenntnis gegen die allgemeine Restaurationspolitik seit den Karlsbader Beschlüssen heraushören (sollen), so könnte der Brief auch in dieser Hinsicht als Dokument der Enttäuschung über das Wiederaufleben und Erstarren eines ebenso antikatholischen wie absolutistischen ›alten‹ Preußen gelesen werden, das die von Eichendorff verfolgten geschichts- bzw. identitätspolitischen Versuche, am Aufbau eines ›besseren‹ Preußen mitzuarbeiten, zu unterlaufen drohte – mithin aber gerade nicht als Dokument einer allgemeinen Gegnerschaft gegen Preußen.<sup>131</sup> Der Brief blieb unbeantwortet, wohl weil sich Joseph Görres in Bayern schon kurz nach seiner Berufung durch seinen ›ultramontanen‹ Übereifer isoliert hatte und, nach Jahren der zurückgezogenen Sammlung, die wunderliche Werke wie das der »Christlichen Mystik« (1836ff.) hervorbrachte, erst mit seinem »Athanasius« 1838 den Durchbruch zum deutschlandweiten Wortführer der Katholischen Bewegung feiern konnte.

So verblieb Eichendorff zunächst in Königsberg, und zwar zwischen allen Stühlen. Denn während Altenstein bzgl. der kirchenpolitischen Kompetenzen sogar zugunsten Eichendorffs intervenierte,<sup>132</sup> geriet der katholische Regierungsrat zunehmend in den Sog des sich verschärfenden Konfliktes innerhalb der Reformpartei, der auf dem bereits erwähnten Gegensatz zwischen Regionalisten und Zentralisten beruhte.<sup>133</sup> Gegenüber

Zusammenfassung im Vorwort von Frühwald 1976, Chronik, S. 5-11, hier 5-7; wohl »einzig der Freund Theodor von Schön« habe »den Dichter [in seiner Doppelbödigkeit, N. v. E.] gesehen und verstanden: ›Eichendorff läßt sich auf große Demonstrationen nicht ein, aber seine Genialität, seine Klarheit und seine Reinheit blitzen zuweilen strahlend durch ... [Briefzitat von Schön]« (ebd., S. 7); das postum veröffentlichte Gedicht »An Luise. 1816« (KA I, S. 222) belegt die zentrale Rolle, die Eichendorff seiner »wunderstille[n]« (v. 2) Frau bei der ›Heilung und Zähmung seines ›halbverwilderte[n] Gemüte[s]« (v. 3) zuerkannte.

- 130 Er erinnert Görres an die Heidelberger Zeit, in der Eichendorff freilich als Student nicht auf Augenhöhe mit dem verehrten Lehrer verkehrt hat. Eichendorff konnte zu Recht fürchten, von Görres weitgehend vergessen worden zu sein; der nicht allzu »kurtze[] Lebens-Abriß« (S. 106), den Eichendorff bietet, war daher sicher nicht nur der Vollständigkeit halber nötig.
- 131 Vgl. bereits den knappen Hinweis bei Seidlin 1965, Versuche, S. 294, der hervorhebt, dass eine antipreußische Gesinnung durch diesen Brief nicht belegbar ist, wobei dieser paradigmatische Vertreter der werkimmanenten Interpretation, der kurz zuvor (S. 290) allen Ernstes währte, »[ü]ber den Politiker Eichendorff« sei bereits (im Jahr 1965!) »so eingehend gehandelt worden, daß Neues kaum beizufügen ist«, hieraus freilich keine weiterführenden Schlussfolgerungen ziehen konnte.
- 132 Pörnbacher 1963, Beamter, S. 28f.; Steinsdorff 1980, Eichendorffiana im Privatnachlaß Altenstein, S. 38f.
- 133 Koselleck 1989 [1967], Reform, hier v. a. S. 231-234 zum frühen Konflikt zwischen Schön und der Zentralverwaltung; vgl. Schöns frühe Klagen über die »Ideenlosigkeit« der Ministerialbürokratie (zitiert bei Letkemann 1967, Verwaltung Danzig, S. 22): »Es müßten Männer mit Ideen da [in

der v. a. seit der Julirevolution vertieften zentralistisch-absolutistischen Tendenz der Berliner Ministerialbürokratie, die der Hardenberg-Schüler Altenstein vertrat, avancierte Theodor Schön, der ehemalige Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein, zum führenden Vertreter einer auf Eigenständigkeit pochenden provinzialständischen Opposition.<sup>134</sup> Der Auffassung, dass es sich bei den 1823 eingerichteten Provinzialständen um Vertretungsorgane der Provinz gegenüber der Zentrale handelte, korrespondierte ein grundlegendes Repräsentationsdenken. Der Oberpräsident sollte nach Schöns Selbstverständnis nicht »Kommissar der Zentrale in seiner Provinz«,<sup>135</sup> die Beamtschaft nicht »Sprachrohr und Exekutionsorgan der Regierung«,<sup>136</sup> sondern umgekehrt als »Mittelinstanz«<sup>137</sup> Vertreter des – freilich nach wie vor ständisch gegliederten – »Volkes« gegenüber der Regierung sein. »[I]n steter Verbindung mit dem Volk«<sup>138</sup> stehend sollte die Verwaltung als Vermittlungsebene zwischen Volk und Regierung, die Beamten – überspitzt gesagt – als Volksvertreter fungieren. In dieser Zeit gab es durchaus eine Pluralität von Lösungsansätzen, wenn es darum ging, produktive Antworten auf die Ungleichzeitigkeit überlieferter Formen und neuer Tendenzen, auf die Konfrontation monarchischer Souveränität und bürgerlichen Partizipationswillens zu formulieren. Die Diskussion erschöpfte sich nicht im Gegensatz zwischen absolutistischem Status quo hier, parlamentarischer Vertretung und geschriebener Verfassung dort, auch wenn Letzteres freilich seit der Julirevolution immer stärker die öffentliche Debatte bestimmte.

### 3.1 Schöns »Speerspitze« (W. Frühwald) in Berlin?

Während sich all diese drei Konflikte um Konfessionspolitik, Verwaltung und Verfassung zuspitzten, nahm Eichendorff 1831 plötzlich Urlaub und floh fast überstürzt nach Berlin, von wo aus er trotz seiner dortigen, jahrelangen »Anstellungs-Misere«<sup>139</sup> – da er keine feste Anstellung fand, arbeitete er als ständig neu befristeter Hilfsarbeiter im Kultusministerium – und trotz mehrfacher Aufforderung nicht mehr auf seine sichere Planstelle in Königsberg zurückkehren sollte.<sup>140</sup> Der Schritt wirft bis heute

Berlin, N. v. E.] die Oberhand bekommen, und alle, deren Gesichtskreis nicht weiter als der Bureauendienst reicht, daraus entfernt werden, wenn der Staatsrat seine Aufgabe soll lösen können.«

134 Belke 1976, Regierung Königsberg, S. 38, 55 f.; Neugebauer 1996, Provinzialstände, S. 131 ff. – An der späteren Eskalierung des Konflikts, die nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. 1840 begann und direkt in Schöns, indirekt wohl auch in Eichendorffs Entlassung gipfelte, war Eichendorff durch die Formulierung der Rede, mit der Schön den Königsberger Huldigungstag eröffnete, selbst maßgeblich beteiligt, dazu s. o., Kapitel A. I. 3. 2 sowie unten, Kapitel A. III. 1-2.

135 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 332 (allgemein zur Behördenorganisation; ohne Bezug auf Schön).

136 Belke 1976, Regierung Königsberg, S. 58.

137 Manca 2017, Verwaltungsgliederung, S. 191.

138 Belke 1976, Regierung Königsberg, S. 55.

139 Die Bezeichnung aus einem späten autobiographischen Entwurf, KA V, S. 1022.

140 Zum Überblick über die Berliner Jahre vgl. Pörnbacher 1963, Beamter, S. 33-42.

manche Fragen auf. Wolfgang Frühwalds kühne These, dass sich Eichendorff vor dem Hintergrund des Konfliktes zwischen der Berliner Zentrale und der provinzialständischen Opposition als Schöns mehr oder minder geheime »Speerspitze« freiwillig in das feindliche Lager der absolutistischen Ministerialbürokratie entsenden ließ,<sup>141</sup> ist nur durch die Verschweigung der konfessionellen Zwistigkeiten in Königsberg haltbar und erklärt auch nicht den hohen persönlichen Einsatz des weitgehend mittellosen Adligen. Sicher ist, dass Eichendorff, der im Februar 1831 mit der Königsberger Uraufführung seines Dramas »Der letzte Held von Marienburg« mehr oder weniger »durchgefallen« war,<sup>142</sup> meinte, sich im kulturellen Leben Königsbergs nicht mehr behaupten zu können; nicht nur durch die Thematik war das Drama mit Eichendorffs Beamtenstellung ja durchaus verbunden;<sup>143</sup> spätere Briefzeugnisse, in denen Eichendorff fürchtet, bei einer Rückkehr »als Beamter und Dichter für immer begraben« zu sein, lassen eine geradezu traumatische Erfahrung vermuten – unbeschadet der Tatsache, dass Eichendorff hierbei in erster Linie auf den Eindruck des beruflichen Scheiterns verwies, den eine Rückkehr »nach so vielen Anstrengungen und Aufopferungen« erwecken müsse.<sup>144</sup> In Berlin fand Eichendorff jedenfalls eine kulturelle Metropole vor, die ihm einen Neuanfang und etwa im Rahmen der Berliner Mittwochsgesellschaft<sup>145</sup> beste Vernetzung bot. Außerdem berichtete er von ernsthaften gesundheitlichen Problemen, die ihm das raue, »fast allen Fremden feindliche Klima«<sup>146</sup> der jenseits der »Schneelinie«<sup>147</sup> gelegenen Provinzhauptstadt bereitete.<sup>148</sup> So dürfte eine Reihe von Gründen ausschlaggebend gewesen sein, wobei die kirchenpolitischen Zwistigkeiten mit Schön offensichtlich

141 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 262, nennt Eichendorff Schöns »höchste[n] Einsatz in dem nun beginnenden politischen Spiel« sowie »Schöns Speerspitze in Berlin« (S. 263).

142 Vgl. den wohlwollend-diplomatischen Bericht des Eichendorff wohlgesinnten Preußen-Historikers Johannes Voigt vom 28. 2. 1831 über die Uraufführung in HKA XVIII/1, S. 195 f. (Zitat 196).

143 Von seinem Engagement für die Wiederherstellung der Marienburg abgesehen war er als Regierungsrat auch allgemein mit kulturellen Angelegenheiten wie der Gründung von Theatervereinen betraut gewesen, s. Pörnbacher 1963, S. 30.

144 Vgl. den Brief an Johann Karl Heinrich Philipsborn vom 5. 5. 1832 (HKA XII, 120 ff., hier 121): »Denn wahrhaft trostlos ist der Gedanke, nach so vielen Anstrengungen und Aufopferungen, jetzt wieder nach Königsberg [...] zurückzukehren [...]. Mein einziger, dringendster Wunsch war und ist, hier in Berlin selbst irgend ein leidliches Unterkommen zu finden; ein Wunsch, der mir durch die Rücksicht auf meine, von dem feindlichen Klima Preußens bedrohte Gesundheit, durch die pflichtmäßige Rücksicht auf meine zahlreiche Familie und – Euer Hochwohlgeboren, der Sie jede Eigentümlichkeit an ihrem rechten Ort zu würdigen wissen, darf ich es ja offen sagen – auch durch die Rücksicht auf meine literarische Existenz geboten wird. Kehre ich jetzt nach Königsberg zurück, so bin ich, das fühle ich sehr deutlich, als Beamter und Dichter für immer begraben.«

145 Vgl. Regener 2007, Satiriker, S. 114 ff.

146 Brief an Altenstein vom 16. 7. 1831, HKA XII, S. 113 f., hier 113.

147 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 262

148 Belke 1976, Königsberg, S. 47 hebt hervor, »daß unter den Beamten, zumal der zentralen Provinzen, eine ausgeprägte Abneigung dagegen bestand, in die Provinz Preußen versetzt zu werden. Die langen Reisewege von 6-7 Tagen behinderten einen regen Informations- und gesellschaftlichen Austausch und förderten Provinzialität und Isolation.« Ostpreußen wurde wegen des Charakters als Durchgangsstation für Russlandreisende sogar als »ein Stück Halbasien«, und Versetzungen daher wie eine »Versetzung von St. Petersburg nach Sibirien« wahrgenommen, vgl. ebd.

bereits 1827/28 ein so unerträgliches Ausmaß angenommen hatten, dass Eichendorff alternative Anstellungsmöglichkeiten in und außerhalb Preußens sondierte.<sup>149</sup> Mit Schön verband Eichendorff dennoch eine lebenslange Freundschaft, deren ideelle Verwurzelung in dem über Jahrzehnte nicht abreißenden, nahezu ausschließlich um innenpolitische Fragen kreisenden Briefwechsel eine unbestreitbare Grundtatsache bleibt. Frühwalds These ist daher in der leicht abgeschwächten Version plausibel, dass Schön den von Eichendorff selbst gewünschten Urlaub mit dem *insgeheimen* Hintergedanken bewilligte und nachhaltig förderte, in Berlin einen verlässlichen Ansprechpartner in staatspolitischen, in »seiner« Provinz zugleich aber freie Hand in kirchenpolitischen Belangen zu haben. Die preußische Verwaltung dieser Zeit war, auch innerhalb der Reformpartei, reich an unterschiedlichsten Fraktionen und Richtungen, die in ihren feinen Differenzierungen und Überschneidungen heute teilweise schwer zu rekonstruieren sind und jedenfalls nur über persönliche Kontaktmänner organisiert waren.<sup>150</sup>

Tatsächlich sollte exakt dieser Hintergrund zum Verhängnis für Eichendorff werden, der von Anfang an auf Altenstein als Ansprechpartner setzte, mit der Zeit aber als Vertrauter Schöns, also als Vertreter der provinzialständischen Opposition *wahrgenommen* und dadurch im Verlaufe des Jahrzehnts zwischen die Fronten geriet, kurz, ein – selbst allerdings weitgehend ahnungsloses – »Opfer politischer Konstellationen«<sup>151</sup> wurde.

Ohne konkrete Stellenaussicht in Berlin eingetroffen, fand Eichendorff zunächst in Altenstein einen treuen Förderer.<sup>152</sup> Am 20. 8. 1831, nach der mündlichen Vorbesprechung mit dem im Vormonat in Berlin vorstelligen Eichendorff, setzte Altenstein noch ein Schreiben an Karl Ferdinand Friedrich von Nagler, den Königlichen Generalpostmeister, auf, das als Schlüsseldokument für die nach wie vor von Altenstein

149 Bereits ein Jahr vor seinem Brief an Görres hatte Eichendorff den beruflichen Wechsel auf die damals »vakante katholische Schulratsstelle beim Provinzialschulkollegium zu Koblenz« gewünscht, was an der Gehaltsvorstellung scheiterte, vgl. Pörnbacher 1963, Beamter, S. 30 f. (mit Zitation der einschlägigen Korrespondenzen).

150 Vogel 1983, Beamtenkonservatismus, hier v. a. S. 17 mit dem aufschlussreichen Zitat von Handelsminister v. Bülow: »Es scheint, als ob gewisse Beamte sich mit halben Worten verstehen und ohne sich persönlich genau zu kennen, doch über angenommene Systeme einig sind, und gegen Grundsätze und Personen schon deshalb eine bestimmte Abneigung haben, weil sie nach ihrer Meinung nicht aus der rechten Schule kommen.« Frühwald 1988 [1979], Regierungsrat, S. 262 ff. nahm mit seiner Deutung daher eine wichtige Erkenntnis zur Fraktionsbildung innerhalb der Reformpartei vorweg, wenn er in diesem Zusammenhang Schöns entsprechende Sondierungen nach dem Tode des Staatskanzlers Hardenberg zitiert (ebd., S. 263): »1825 schon wandte er sich in seiner Ratlosigkeit an Stägemann: »Sonst schrieb ich in solchen Zeiten an den Staats-Kanzler. An wen schriebe ich jetzt? Ich glaubte bis vor kurzem, daß Minister Lottum der Mann jetzt sei, aber der Minister Schuckmann hat mir unlängst [...] geschrieben, mit Minister Lottum wäre das man [!] nichts, ich möchte nur ihm schreiben [...].«

151 Frühwald 1988, Regierungsrat, 263.

152 Im Brief vom 16. 7. 1831 rekurriert Eichendorff auf ein mündliches Vorabgespräch, HKA XII, 113 f., hier 113: »Euer Excellenz haben, als ich die Ehre hatte Hochdensenben meine Lage mündlich vorzutragen, Sich mit so gnädiger Theilnahme darüber zu äußern geruhet, daß ich es wage, mich über den Gegenstand meiner ehrfurchtsvollen Wünsche gantz gehorsamst ausführlicher zu verbreiten, als es damals möglich war.«

empfundene Gesinnungsgemeinschaft mit dem Dichter-Beamten gelten kann, wie sie an mehreren Stellen in aufschlussreichen Wendungen zum Ausdruck kommt:<sup>153</sup>

Der Regierungs Rath Baron v Eichendorf hat mich gebeten, da er gehört, daß Ew. Excellenz Geschäftsmänner von den Regierungen zu Ihrer General Verwaltung zu nehmen beabsichtigen, ihn dazu zu empfehlen. Der v Eichendorf, welcher als Regierungs Rath in Koenigsberg angestellt ist, besitzt viel Talent [und hat solches] |, eine ausgezeichnete [sowohl] wissenschaftliche Bildung [als auch] [und viele] Geschäftstüchtigkeit. Sein Talent im Allgemeinen hat er auch als [schönwissenschaftlicher und vorzüglich] humoristischer Schriftsteller bethätigt. Seine gründliche wissenschaftliche Bildung hat mich schon bei seinem ersten Auftreten auf ihn aufmerksam gemacht, da er das grosse Examen ganz vorzüglich überstanden hat. So wie in jeder andern Beziehung, ist er mir auch als Geschäftsmann von einer sehr vortheilhaften Seite bekannt. Derselbe hat [früher] eine zeitlang bei meinem Ministerium zur Erleichterung des Geheimen Ober Regierungs Rathes Schmedding in den katholischen Geistlichen-Sachen zu meiner Zufriedenheit gearbeitet und wird in Koenigsberg von dem wirklichen Geheimen Rathe p Herrn von Schoen als Ober Präsidial-Rath, zwar zunächst für die katholischen Geistlichen-Sachen, allein auch in sehr viel andern [Sachen] |Geschäften| gebraucht. Die Verhältnisse des vEichendorf machen ihm eine Versetzung nach Berlin sehr wünschenswerth, und ich werde mich freuen wenn sein Wunsch durch Ew Excellenz geneigte Berücksichtigung erfüllt werden könnte. [In diesem Augenblick habe ich ihn bey der Abwesenheit mehrerer Rätthe meines Ministeriums wieder bey solchem, da er auf Urlaub hier anwesend war, auf einige Monathe interimistisch beschäftigt, kan ihm aber keine Aussicht zu einer bleibenden Anstellung bey solchem eröffnen].

Dass Eichendorff allerdings auch nach Scheitern dieser und ähnlicher Vermittlungsversuche keine feste Anstellung in Altensteins Ministerium erhalten sollte, in dem er das ganze Jahrzehnt über kommissarisch – »gegen Diäten«<sup>154</sup> – beschäftigt blieb, dürfte nicht zuletzt an der unerbetenen Schützenhilfe liegen, die Theodor von Schön »seinem« – offiziell nach wie vor nur beurlaubten – Oberpräsidialrat gewährte. Dass Schön mit seinen wiederholten Unterstützungsschreiben Eichendorff einen wahrhaften Bären dienst erwies, wird spätestens an seinem »äußerst unvorsichtigen und unklugen«<sup>155</sup> Brief vom 13. 5. 1832 an den Kultusminister überdeutlich, in dem er Altenstein anwies, Eichendorff auf die Stelle Schmeddings im Berliner Ministerium zu befördern, diesen aber nach Königsberg unter seine, Schöns, Leitung zu versetzen.<sup>156</sup> Altenstein war

153 Das folgende Zitat nach der Edition bei Steinsdorff 1980, Eichendorffiana im Privatnachlaß Altenstein, S. 39 f., hier S. 40 f. zur Einordnung; diakritische Zeichen sind von v. Steinsdorff übernommen: Die mit senkrechten Strichen gekennzeichneten Stellen wurden in der Endfassung getilgt.

154 HKA XIII, S. 95.

155 Pörnbacher 1963, Beamter, S. 40.

156 Auszug bei Pörnbacher 1963, Beamter, S. 40.

sich zwar der kirchenpolitischen Differenzen zwischen Eichendorff und Schön wohl bewusst; doch musste Schöns Auftreten als Eichendorffs Protektor in Berlin den Eindruck erwecken, dass es sich bei Eichendorff tatsächlich um Schöns »Einsatz«<sup>157</sup> in dessen Versuchen handelte, innerhalb der Berliner Ministerialbürokratie an Einfluss zu gewinnen;<sup>158</sup> zugleich wollte Schön mit der Rochade Eichendorff-Schmedding offensichtlich Altensteins einflussreichen Ministerialen, den Schön als seinen Gegenspieler in Berlin wahrnahm und »nicht ausstehen konnte«,<sup>159</sup> kaltstellen. Das Kalkül ging wohl darauf, zur konsequenten Durchführung seiner kirchenpolitischen Pläne in der Provinz Schmedding der eigenen Botmäßigkeit rücksichtslos zu unterwerfen, d. h. sich gefügig zu machen, während Schön seinen persönlichen Freund Eichendorff, den er trotz der inhaltlichen Differenzen nicht belasten wollte, ja nur »freundlich« von entsprechenden Aufgaben abgezogen hat. Diese komplexe und von der bisherigen Forschung nicht vollkommen durchdrungene Motivation hinter diesem riskanten Manöver,<sup>160</sup> in dem sich persönliche bzw. personalpolitische, verwaltungspolitische und konfessionspolitische Erwägungen überlagerten und durchkreuzten, wirkte sich jedenfalls für Eichendorff fatal aus. Als »Schöns Speerspitze« in Berlin und als Konkurrent Schmeddings wurde er von Altenstein naturgemäß mit wachsendem Misstrauen bedacht. Der Minister unterstützte Eichendorff zwar weiterhin bei seiner Stellensuche in Berlin, versuchte ihm den Gedanken einer dauerhaften Beschäftigung bzw. festen Anstellung im Kultusministerium allerdings ebenso höflich wie bestimmt auszutreiben.<sup>161</sup>

### 3. 2 Der »allgemeine Grundsatz der Politik Preußens, die politischen Gegensätze in Deutschland zu vermitteln und auszugleichen«: Schriften zur Pressegesetzgebung und zur Verfassungsfrage (1831/32)

Die von Altenstein in fast allen Fällen angeregten oder geförderten Alternativ-Pläne zur Anstellung im Oberzensurkollegium, im Außenministerium, beim Generalpostamt, zur Intendantur der königlichen Museen und als Redakteur der 1831 gegründeten *Historisch-politischen Zeitschrift* (zusammen mit Leopold von Ranke) scheiterten dabei zwar sämtlich. Allerdings geben die größeren im Rahmen dieser Ambitionen entstandenen Schriften, die sich mit der innen- wie deutschlandpolitisch besonders

157 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 262.

158 Vgl. auch das Schreiben an den Außenminister Bernstorff vom 8. I. 1832, »in dem Schön Eichendorffs Anstellung im Außenministerium bereits als vollendete Tatsache hinstellt«, Pörnbacher 1963, Beamter, S. 53.

159 Pörnbacher 1963, Beamter, S. 25, 56.

160 Pörnbacher 1963, Beamter, S. 40 f. konnte beim damaligen Stand der Forschung nur die persönliche Dimension erkennen, Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 262 f., die »Dialektik« des Manövers aufgrund der Harmonisierung des Verhältnisses und der Verschweigung der kirchenpolitischen Zwistigkeiten zwischen Eichendorff und Schön nicht vollumfänglich herausarbeiten; dem Sachverhalt am nächsten kommt die auf Frühwalds Thesen rekurrierende Einschätzung von Steinsdorff 1980, Eichendorffiana im Privatnachlaß Altenstein, S. 44 f.

161 Vgl. Pörnbacher 1963, Beamter, S. 33 ff.

heiklen Zensur- und Verfassungsfrage befassten, vorzüglichen Aufschluss nicht nur über Eichendorffs wesentlich von Theodor Schön mitgeprägtes Reformideal, sondern auch über seine spezifische Stellung zur preußisch-deutschen Frage.

Infolge der »Repolitisierung der öffentlichen Meinung«, die ihrer Forderung nach Pressefreiheit, Verfassung und nationaler Einheit schließlich 1832 im Hambacher Fest sichtbaren Ausdruck verlieh, schien der preußischen Regierung eine straffere Handhabung des Zensurwesens geboten.<sup>162</sup> Zugleich sollte die Gelegenheit genutzt werden, um beim Frankfurter Bundestag eine bundeseinheitliche Regelung zu erreichen; zur Ausarbeitung der entsprechenden Gesetzesvorlage wurden am 24.10.1831 offizielle interministerielle Beratungen zwischen dem preußischen Innen-, dem Kultusministerium sowie der Deutschlandabteilung des Außenministeriums eingeleitet. Im Auftrag des Direktors dieser Deutschlandabteilung, Johann Albrecht Friedrich Eichhorn, der Eichendorff nach dem Krieg zur »gewöhnlichen juristischen Laufbahn« geraten hatte (s. o., Kapitel A. II. 1), verfasste Eichendorff eine erste »Vorlage zur Pressegesetzgebung«, die in den Beratungen als Reflexions- und Verhandlungsgrundlage sowie als möglicher Entwurf des in Frankfurt einzureichenden Antrages dienen sollte.<sup>163</sup> Eichhorn gehörte, zusammen mit dem ihm vorgesetzten Außenminister Bernstorff, zu einem Kreis konservativer Reformen innerhalb der Ministerialbürokratie, die sich die Initiative zu einem bundeseinheitlichen Zensurgesetz für eine behutsame Liberalisierung zunutze machen wollten, nicht zuletzt um den preußischen Einflussbereich auszuweiten.<sup>164</sup> Dass er Eichendorff mit der Ausarbeitung einer Vorlage beauftragte, ist Ausdruck einer beiden bewussten Gesinnungsgemeinschaft, die Eichendorff durch die argumentative Stoßrichtung seiner Schrift auch bestätigte. Im »Hexenkessel« zwischen »Julirevolution [...] [,] Hambacher Fest« und der verschärften Reaktion der deutschen Regierungen verursachte die von Friedrich Wilhelm III. als liberales »Machwerk« getadelte Schrift einen größeren politischen Skandal, der seinem – anonym gebliebenen – Autor zwar nicht zum unmittelbaren Verhängnis wurde, aber auch keine dauerhafte Anstellung einbrachte.<sup>165</sup> Aufgrund des offenbaren Mangels an politischer Opportunität lässt sich

162 Dittmer 1992, Beamtenkonservatismus, S. 109 f., Zitat S. 109.

163 KA V, S. 1120; der zuverlässige und prägnante Kommentar von Hartwig Schultz fußt hier wesentlich auf dem gründlich gearbeiteten Aufsatz von Krabiel 1988, Schriften zum Presserecht, auf den daher im gegebenen Zusammenhang auch allgemein verwiesen sei.

164 Vgl. Dittmer 1992, Beamtenkonservatismus, S. 110 f., 116 ff., 167 f.; Bernstorff verfasste in dieser Zeit auch eine entsprechende Denkschrift, welcher der liberale Gervinus noch auf dem Höhepunkt der (ambivalenten) Erregung über die Einberufung des Vereinigten Landtags von 1847 (dazu s. u., Kapitel B. II. 1) gedenken sollte, vgl. Gervinus 1847, Preußische Verfassung, S. 119: »In den Verlegenheiten von 1830-31 hat es Graf Bernstorff [sic!] in einer bekannten Denkschrift wünschenswerth gefunden, daß Deutschland durch ein festeres gemeinsames Band, als die Bundesverfassung, zusammengehalten und Preußen dadurch in den Stand gesetzt würde, seinen wohlthätigen Einfluß stärker und umfassender auszuüben.« Zu Gervinus' Anteil an der Konstruktion eines (ideologisch-konfessionell fundierten) deutschen Beruf Preußens im Rahmen seiner Literaturgeschichte sowie zu deren Bedeutung für Eichendorff s. u., Kapitel A. III. 4. 3. 4; B. II. 1.; B. III. 1-2.

165 Vgl. die treffende Einschätzung der historischen Situation von Hartwig Schultz, KA V, S. 1145 (mit Zitaten) sowie den ebd., S. 1123 zitierten Bericht des späteren (einflussreichen) Innenminis-

aus der Argumentation dieser Auftragsarbeit auf Eichendorffs eigene Überzeugung schließen.

In der politischen Handreichung suchte Eichendorff eine Mittelposition zwischen den Liberalen, welche »die Preßfreiheit in vollem Ernst als den langverheißenen und erwarteten Messias, der seine Anhänger endlich wieder zu dem auserwählten Volke Gottes erheben werde« betrachteten und dem »politisch[n] Aberglauben« konsequenter Restaurationspolitiker wie Metternich, die »die Preßfreiheit für ein absolut Böses hielten«,<sup>166</sup> einzuschlagen (KA V, S. 511). Das eigentliche Übel liege vielmehr »in der Sittenlosigkeit der Geister«, gegen welche »einzelne polizeiliche Palliative [...] sich jederzeit unzureichend erweisen«, es werde daher »nur an der Wurzel durch die Schule tüchtiger Institutionen, durch große Tugenden der Regenten sowie durch übermächtige, wahrhafte [...] Talente unter den Regierten, zu heben sein« (S. 511 f.). Eichendorff hebt u. a. die »als Bildner der Menschheit, achtungswerte Klasse der Schriftsteller« hervor, denen der auch für die »gebildete« Beamtenschaft vorbildliche Beruf zukomme, sich als »der Meister der öffentlichen Meinung« zu erweisen und durch »edlere Freisinnigkeit, unabhängig von den wechselnden Gelüsten der Zeit, über der sie bildend steht«, durch »jene[n] tiefere[n] Ernst, jene getreue, gründliche Forschung [...]« eine der liberalen öffentlichen Meinung überlegene »tüchtige Volksgesinnung [zu] entwickeln«, also »neue [positive, N. v. E.] Zielpunkte [aufzustellen] und neue Bahnen [zu brechen]« (S. 513, 526). Weil aber diese »notwendig Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung« ist und sich »nur in allmählicher Metamorphose [...] praktisch gestalten [kann]«, so ist sie »frei, und soll auch ferner frei bleiben« (S. 526). Entsprechend plädierte Eichendorff u. a. für eine komplette Ausnahme literarischer und (größerer) wissenschaftlicher Werke von der Zensur, weil solche sich stets an »ein kleines und ein höher gebildetes Publikum, das einer so sorgfältigen Bevormundung nicht bedarf« (S. 550), wenden, und weil auch in prinzipieller Hinsicht »die Staats-Autorität, welche nicht berufen ist über Wahrheit oder Unwahrheit in wissenschaftlichen Erörterungen zu entscheiden, auch den Schein vermeiden muß, dies zu wollen« (KA V, S. 548).<sup>167</sup> Diese gemäßigte – vom König als li-

ters von Rochow (KA V, S. 1123): »Als Se. Majestät den Entwurf zum Censurgesetz las, hat er sich sehr heftig über Geh. Rath. Eichhorn ausgelassen, die Grundsätze dieses Machwerks tadelnd.« Schultz (ebd., S. 1124 f.) resümiert prägnant zu der brisanten Zuarbeit Eichendorffs: »Für Eichendorff brachte diese politische Tätigkeit im Inkognito, die bis zum 30. 6. 1832 währte, keine Nach-, aber auch keine Vorteile.«

166 Metternich bezeichnete die Pressefreiheit als »Geißel der Welt«, zitiert nach Ziegler 2006, Zensurgesetzgebung, S. 111.

167 Nach der bisherigen Regelung unterlagen alle Erzeugnisse unter 20 Druckbogen der Vorzensur, was zwar mehrheitlich das Zeitungswesen und das politische Schrifttum traf, prinzipiell aber auch kürzere wissenschaftliche Werke miteinschloss. Alle darüberhinausgehenden Schriften unterlagen der Nachzensur; vgl. Eichendorffs juristisches Referat S. 518 f. und Ziegler 2006, Zensurgesetzgebung, S. 112; dagegen formuliert Eichendorff als neuen »Haupt-Grundsatz« (S. 549): »Zeitungen, Zeitschriften und alle unter 20 Druckbogen betragenden Schriften, welche sich mit Gegenständen der Politik oder öffentlichen Verwaltung beschäftigen, sind der Zensur unterworfen und bedürfen zum Druck einer besonderen Erlaubnis der Zensurbehörde. *Alle* übrigen Schriften, namentlich gelehrte und reinwissenschaftliche Werke, dürfen ohne eine solche Erlaubnis gedruckt werden [...].«

beral verworfene – Position aber begründete Eichendorff ausdrücklich mit der deutschlandpolitischen Idee der ›moralischen Eroberungen‹, denn »durch diese zeitgemäße Liberalität« könne »Preußen [...] die Meinung und Stimme der ausgezeichnetsten und mithin Einflußreichsten Schriftsteller, eine überwiegende intelligente Macht« gewinnen. Es sei gerade »bei dieser Beratung« der – aus der Reformära stammende – »allgemeine Grundsatz der Politik Preußens festzuhalten, welcher notwendig dahin gerichtet bleibt, die politischen Gegensätze in Deutschland zu vermitteln und auszugleichen, die Eintracht der deutschen Regierungen und Völker unter sich zu pflegen und dadurch das, sie vereinigende Band zur sicheren Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes gegen äußere Angriffe zu verstärken« (S. 546). Eichendorff warnt vor der »Isolierung eines einzelnen Staates«, die »schon an sich inmitten ein und desselben Volksstammes unausführbar erscheint, dessen gleiche Sprache, materielle und geistige Interessen wechselseitig über die einzelnen ge[o]graphischen Grenzen hinaus unaufhörlich ineinandergreifen« (S. 552); aufgrund der besonderen, nach Deutschland ›hineingeworfenen‹ Lage aber liege es »noch insbesondere in dem notwendigen Lebens- und Erhaltungs-Prinzip Preußens, durch möglichste Vervielfältigung der Beziehungen zu den, ihn umgebenden und mannigfach berührenden übrigen Staaten Deutschlands sich als Macht ersten Ranges zu konsolidieren« (S. 552). Die Idee, sich eine bundeseinheitliche Regelung für eine gewinnende Politik zunutze zu machen, mit der Preußen sich an die Spitze einer mächtigen Zeittendenz gestellt hätte, stieß beim König, der »die Grundsätze dieses Machwerks« tadelte (s. o.), auf taube Ohren. Die Initiative versandete und in der Folge kam es 1832 mit den »sechs Artikeln« und den »vier Artikeln«, 1833 mit der Einrichtung einer Bundes-Zentraluntersuchungsbehörde sowie 1834 mit den »Geheimen Wiener Beschlüssen« zu einer schrittweisen Verschärfung der Zensurmaßnahmen.<sup>168</sup>

Enttäuscht über die verpasste Chance, strebte der Kreis um Eichhorn, Außenminister Bernstorff und Savigny eine politische Zeitschrift an, welcher der von Eichendorff bereits in seiner Vorlage für das Pressegesetz mustergültig formulierte Auftrag zukäme, die negative Beschränkung der öffentlichen Meinung durch ihre positive Leitung und ›Bildung‹ zu ersetzen.<sup>169</sup> Die auf Initiative des Hamburger Verlegers Friedrich Christoph Perthes gegründete »Historisch-Politische Zeitschrift« sollte, »gleichsam [als] das Wort zu der That der Preussischen Regierung«,<sup>170</sup> »dazu beitragen [...], das angeschlagene Ansehen Preußens im deutschen ›Ausland‹ zu heben und Kompromißbereitschaft gegenüber den liberalen, konstitutionellen Staaten des Bundes zu signalisieren«,<sup>171</sup> kurz die deutsche Öffentlichkeit für Preußen zu gewinnen. Als Redakteur war Leopold von Ranke vorgesehen, dem ursprünglich auch ein zweiter Redakteur zur Seite stehen sollte: Die Wahl fiel auf Eichendorff. Der Vorgesetzte Eichhorns, Außenminister Bernstorff, begründete die Empfehlung dadurch, dass Eichendorff »sich zwar bis jetzt vorzüglich nur durch poetische Arbeiten einen Namen in der politischen Welt erworben [hat],

168 Ziegler 2006, Zensurgesetzgebung, S. 113 f.

169 Dittmer 1992, Beamtenkonservatismus, S. 116 ff.

170 Aus dem Brief Bernstorffs an Innenminister Brenn und Kultusminister Altenstein vom 16. 9. 1831, zitiert nach Dittmer 1992, Beamtenkonservatismus, S. 119.

171 Nach der guten Zusammenfassung der Intentionen bei Schultz, KA V, S. 1142.

aber« – ein wiederum politisch aufschlussreicher Hinweis – »eine mehr als gewöhnliche allgemeine Bildung« besitze »und mit ihr die Erfahrung eines mehrjährigen Geschäftsmannes« verbinde, »welche ihn zur Auffassung und Würdigung praktischer Gesichtspunkte besonders geeignet mach[t]«. <sup>172</sup>

Eichendorff kam die schwierige bis heikle Aufgabe zu, für das erste Heft eine Abhandlung zur Verfassungsfrage beizusteuern. Der eingereichten (und schließlich abgelehnten) Fassung unter dem Titel »Über Garantien« (KA V, S. 663-677) ging eine Reihe von Vorstufen voraus. Zuerst entstand eine »Preussen und die Verfassungsfrage« (S. 599-611) überschriebene Kurzfassung, die Eichendorff in seinem großen Beitrag »Preussen und die Konstitutionen« (S. 611-648) ausarbeitete. <sup>173</sup> Nicht nur weil in dem ersteren, noch recht schematischen Text (»Preussen und die Verfassungsfrage«) der zeitgeschichtliche Problemhorizont und Eichendorffs argumentative Strategie umso klarer umrissen werden, soll dieser im Folgenden zuerst besprochen werden. Sinnvoll erscheint diese Abfolge aber auch deswegen, weil der bisherigen Forschung entgangen ist, dass die Unterschiede zwischen dieser und der endgültigen Fassung unter dem Titel »Über Garantien« durchaus konzeptioneller Natur sind und sowohl für das Verständnis der politischen Konstellation wie des (bisher nicht restlos geklärten) Zerplatzens des Beschäftigungsverhältnisses relevant sind. <sup>174</sup>

In »Preussen und die Konstitutionen« formuliert Eichendorff in geradezu kanonischer Weise den ideellen Rahmen und das Grundcredo reformerischer Politik. Die »Aufgabe der Staatskunst, die Rätsel der Zeit zu lösen«, bestimmte er dahingehend, in dem »gärenden Kampfe widersprechender Elemente jene Höhe [einer »höheren Weltordnung«, N. v. E.] zu halten und dieser sich zu bemeistern«. Um »den blöden [unklaren, N. v. E.] Willen und die dunkle Sehnsucht der Völker zur klaren Erscheinung zu bringen« sollte eine gerechte Regierung »die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen« hören, zwar »das Verkehrte entschieden« abweisen, aber »dem Billigen und Rechten redlich sein Recht« verschaffen, sie sollte sich »weder eigensinnig an das Alte« hängen, »noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit ungeduldig« vorgreifen, also »Altes und Neues« produktiv vermitteln, »die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungefüß sich gebärden, nicht unterdrück[en]«, »sondern [...] veredeln«. <sup>175</sup> Dieser politische Grundsatz, gleichsam das »Zauberwort« zu treffen – es handelt sich unverkennbar um das politische Prosa-Korrelat seines berühmten Vierzeilers »Wünschelrute« –, mit dem die Extreme einer »höheren Vermittelung« zugeführt werden könnten, dient Eichendorff als Leitfaden für die Antwort auf die Verfassungsfrage und das in ihr beschlossene preußisch-deutsche Problem.

172 Zitiert nach KA V, S. 1143; die wörtliche Homologie des Lobes der Bildung etc. mit demjenigen im Brief Altensteins vom 20. 8. 1831 (s. o.) zeigt die ideell gegründete Wertschätzung, mit der man Eichendorff zu Anfang seiner Berliner Zeit noch begegnete.

173 Der »Politische Brief« (KA V, S. 649-662) bleibt im Folgenden aus Raumgründen ausgespart.

174 Der neuerliche Einführungskommentar von Magen, HKA X/2 [2007], S. 39-50, bietet noch weniger Informationen als derjenige der KA V, S. 1141-1149; Magen begnügt sich wie Schultz (S. 1148) mit der Konstatierung der Ähnlichkeit der Schriften.

175 Alle Zitate KA V, S. 617.

Schon seit geraumer Zeit nämlich äußern sich öffentliche Blätter, namentlich in Süd-Deutschland [die meisten süddeutschen Staaten waren seit ca. 1820 Verfassungsstaaten, N. v. E.], mehr oder minder bitter darüber, daß Preußen, das durch Intelligenz, politische Stellung und geographische Lage vorzüglich berufen sei, die zeitgemäßen Interessen Deutschlands zu umfassen und zu entwickeln, diesen sich mehr und mehr entfremde, und in dem allgemeinen Anlauf der neuesten Zeit nach dem angeblich alleinigen Ziele der Völkerwohlfahrt sich, wo nicht hemmend, doch gleichgültig und ohne lebendige Teilnahme verhalte (KA V, S. 618).

Dieses etwa 1831 in Paul Pfitzers »Briefwechsel zweier Deutscher« prominent artikuliert »preußisch-deutsche Problem«<sup>176</sup> bestand bekanntermaßen darin, dass Preußen die Führungsrolle im liberal-nationalen Einigungswerk »naturgemäß« zukomme, die es aber nur dann ausfüllen könne, wenn es sich selbst liberalisiere (wobei es dadurch, also durch eine Verfassung, wiederum seine Eigenstaatlichkeit gefestigt hätte).<sup>177</sup> Um »in dieser Angelegenheit eine allgemeine Verständigung eintreten zu lassen«, also die Sehnsucht der öffentlichen Meinung positiv zu kanalisieren, »und ein störendes Mißverhältnis zu lösen, dem [...] eine auffallende Unkenntnis von dem was in der letzteren Zeit in Preußen geschehen ist, zum Grunde liegt«, verweist Eichendorff zunächst auf die jüngste Politik Preußens, durch Handelsverträge mit einigen deutschen Staaten »eine innigere Vereinigung der deutschen Staaten, selbst mit eigener Aufopferung, herbeizuführen«. Die beiden Hauptkapitel sind dann aber der Widerlegung des konkreten Doppelvorwurfs der liberalen Öffentlichkeit gewidmet,

- I. daß Preußen, in seinen Institutionen, die Anforderungen der Gegenwart an politische Freiheit verkennend oder übersehend, hinter dem allgemeinen Aufschwunge der Zeit zurückgeblieben, und inmitten allgemeiner Verjüngung politisch veralte.
- II. daß es Preußen für den Bestand des Guten, das es haben oder noch erstreben möge, an den nötigen Garantien fehle, und daß daher dasselbe zu diesem Zweck und um überhaupt im Niveau der Zeit zu bleiben, sich eine Konstitution geben müsse (KA V, S. 619).

Die Behauptung mangelnder politischer Freiheit widerlegt er durch ein ausführliches Referat der »inneren Gesetzgebung« seit 1807, in dem die wirtschafts-, gesellschafts- und verfassungspolitischen Reformmaßnahmen der Bauernbefreiung, Agrarreformen sowie der Gewerbefreiheit gelobt werden, die als »negative[] Anordnungen, durch die Befreiung der Persönlichkeit, des Grundbesitzes, und des Gewerbes von den verrotte-

<sup>176</sup> Vgl. Friedrich Meinecke (1907, *Das preußisch-deutsche Problem*) kanonische Formulierung des Problemhorizonts, der dort freilich stark ideologisch gefärbt, formal betrachtet in Grundzügen aber nach wie vor relevant ist; ausführlicher in ders. 1922, *Weltbürgertum und Nationalstaat*, S. 331-410.

<sup>177</sup> Vgl. Pfizer 1831, *Briefwechsel*, hier beispielhaft S. 198: »Auch ist der bisherige Entwicklungsgang der preußischen Macht [...] so gemäß, daß man nicht zweifeln darf, Preußen, wenn es seine Aufgabe richtig erkennt, die ihm bestimmte Stelle bald einnehmen zu sehen.«

ten Fesseln, die nur noch drücken ohne mehr zu halten [...] indes nur erst de[n] Schutt der alten Zeit zur Seite geschafft, gleichsam nur de[n] Boden der neuen gesetzmäßigen Freiheit gewonnen« haben; dem korrespondierte das Bestreben, das emanzipierte Volk durch die »lebendige[n] Institutionen« der Städteordnung, der Provinzialstände und der Militär-Verfassung *positiv* »von unten herauf zu der höheren Geselligkeit eines lebendigen Gemeingeistes zu erziehen«. <sup>178</sup> Die Städteordnung des Freiherrn vom Stein, später gerühmt als »Magna Charta der Munizipalfreiheit in Preußen«, <sup>179</sup> bewirkte durch das Prinzip der Selbstverwaltung, durch eine »selbständige Verfassung«, durch »Teilnahme« an der Verwaltung die Grundlage eines vertieften Staatsbewusstseins, den »Gemeinsinn«; durch die Aufhebung des »nach Klassen und Zünften geschiedene[n]« Volkes und durch die Überwindung des »isolierte[n] örtliche[n] Interesse[s] der Bürger« stelle das Gesetz die Städte als »eine sittliche Gemeinschaft in ihrem höheren Verbande zum Staate« dar und gebe dadurch »unverkennbar *selbst schon* [einen] *Mikrokosmos und mithin die lebendigste, praktische Vorschule einer repräsentativen Staatsverfassung*«. <sup>180</sup> Die 1823 verfügte Einrichtung der Provinzialstände, die als Vorstufe einer gesamtstaatlichen Vertretung (die dann freilich erst 1847 einberufen wurde, s. u., Kapitel B. II. 1) dienen sollte, war der nächste Schritt in der »in immer weiteren und umfassenderen Kreisen allmählich hinansteigend[en]« »Entwicklung gesetzmäßiger Freiheit«. Die Militär-Verfassung aber profiliert Eichendorff als exemplarisches »organische[s] Resultat[ ]« der »in ihrem innersten Wesen recht eigentlich auf jener vorbereitenden, den Gemeinsinn in den einzelnen Ständen belebenden Gesetzgebung«, weil es als »erste Institution [...] die *Gesamtheit* [Hervorhebung im Original, N. v. E.] des Volkes in seinem wichtigsten Interesse, als eine große moralische Einheit, umfaßt, indem sie [...] den Grundgedanken einer allgemeinen, gesetzlich geordneten National-Bewaffnung praktisch durchführt«. <sup>181</sup> Eichendorff resümiert unter Rekurrenz auf eine zentrale »preußische Tugend« (»mehr sein als scheinen«), »daß Preußen, während andere sprachen, sich ohne Geräusch innerlich gesammelt und es ernstlich gemeint hat, ein politisches Leben im Lande, als die sicherste Grundlage vernünftiger Freiheit, allmählich zu entwickeln und zu begründen«. <sup>182</sup>

Im zweiten Teil widmet er sich der Frage nach den »Garantien für alle diese guten Einrichtungen, deren Bestand lediglich auf der großartigen, gerechten Persönlichkeit des Königs beruhe und daher durch eine Verfassung bleibend gesichert werden müsse«. <sup>183</sup> Den konstitutionellen Gedanken verwirft er keineswegs grundsätzlich, son-

178 KA V, S. 629-638, Zitate S. 629 f. Erstaunlicherweise findet sich diese sowie die nächste Stelle über den propädeutischen Charakter der Städteordnung zitiert bei Koselleck, Reform, S. 168 f. und S. 585; vgl. dazu im Folgenden; diese bezeichnende Tatsache ist der bisherigen Eichendorff-Forschung, die aus mehrfach skizzierten Gründen Kosellecks grundständige Studie selten zur Hand genommen haben wird, natürlich entgangen.

179 So der Breslauer Bürgermeister im Jahr 1850 rückblickend anlässlich der Einführung einer neuen preußischen Gemeindeordnung, zitiert nach Duchhardt 2008, Mythos Stein, S. 3.

180 KA V, S. 630-634, Zitate 630, 634 (Hervorhebung von mir, N. v. E.).

181 KA V, S. 635-637, Zitate 635 f.

182 KA V, S. 638 f.

183 KA V, S. 638.

dern betont die Notwendigkeit einer organischen Entwicklung und daher der Priorität der Verwaltungs- vor der Verfassungsreform – auch hierin liegt er also vollkommen auf der Linie der Reformpolitik;<sup>184</sup> die Ablehnung eines abstrakten Begriffs von Konstitution, der »ohne historische Vermittlung auf das öffentliche Leben angewandt, notwendig zur Karikatur oder Tyrannei führt«, die Ansicht, dass »selbst eine Konstitution, die für den einen Staat vollkommen angemessen wäre, alle seine Interesse[n] befriedigte und sicher stellte, darum keineswegs auch für jeden andren Staat passen würde, am wenigsten in Deutschland, wo noch eine frische Eigentümlichkeit der verschiedenen Stämme sich lebendig erhalten hat«, begründet Eichendorff weniger mit Argumentationsweisen der Politischen Romantik, wie oft behauptet wurde, sondern vornehmlich der Historischen Rechtsschule, deren Vordenker Savigny ebenso zu Eichendorffs persönlichem Netzwerk wie zu den Beiträgern der Zeitschrift gehörte.<sup>185</sup> Da Preußen »durch die zeitgemäße Regeneration seiner Gesetzgebung von unten herauf ein tüchtiges *Fundament* vernünftiger Freiheit gelegt hat«, wäre es lediglich verfrüht, »dieses *schon jetzt* mit dem Notdach einer Konstitution überbauen« und damit »den frischen Wuchs [der Reformgesetzgebung, N. v. E.], der *eben erst* Wurzel faßt, *eifertig* am Spalier allgemeiner Formen wieder kreuzigen und verknöchern, und mit neumodiger Penderterie [sic!] an die Stelle lebendiger [konkret-individueller, N. v. E.], progressiver

184 Koselleck 1989, Reform, betitelt ein Hauptkapitel seiner Darstellung: »Der Vorrang der Verwaltungsreform und ihre Auswirkung auf die Verfassungsplanung 1807-1815« (S. 163-216); in diesem Kapitel wird auch eines der bereits erwähnten Zitate Eichendorffs angeführt, und zwar zur Illustration einer zentralen Gelenkstelle der Argumentation, vgl. S. 168 f.: »Jede wirtschaftspolitische Entscheidung der Reformzeit war eine verfassungspolitische Vorentscheidung, gegen die sich die Abwehr der alten Stände versteifte. Das hatte für den Gesamtablauf der Reform zur Folge, daß alle liberalen Wirtschaftsmaßnahmen – die eine Seite der Gesetzgebung – die Beteiligung der bestehenden [traditionalistisch bzw. antireformerisch gesinnten, N. v. E.] Stände an der Verwaltung – das andere Postulat – gerade ausschlossen. Wie Vincke es einmal 1808 formulierte: der Staat beruhe auf beidem, auf der physischen und der intellektuellen Kultur. Die intellektuelle Kultur des Staates sei dabei um so viel wichtiger, als sie auch schwerer zu befördern war, bloß durch Hinwegräumung aller Hindernisse, aber der vorhandene geistige Grad der intellektuellen Kultur, welcher die Menschen von eigener Einsicht ihres wahren Besten häufig abkehrt, erfordert gegenwärtig noch kräftige positive Einwirkung der Regierung, auch manche Bei- und Nachhilfe derselben. Oder wie Eichendorff etwa zwanzig Jahre später, vom Boden der einmal gewonnenen Verwaltungsposition aus, das Phänomen schildert [es folgt das Zitat KA V, S. 269 f.].« Das Zitat von der Städteordnung als dem »Mikrokosmos und mithin [der] lebendigste[n], praktische[n] Vorschule einer repräsentativen Staatsverfassung« ebenfalls an entscheidender Stelle im späteren Unterkapitel »Von der Städte- und Gewerbeform zur Revolution« bzw. »Fernwirkung der Reform«, S. 560-639 bzw. 584 ff., hier S. 585.

185 Die persönliche Bekanntschaft mit Savigny datiert aus den Befreiungskriegen, s. o., Kapitel A. II. 1. Savigny war unter den Beiträgern der HPZ. Die Versuche (wie etwa bei Magen 2007, Beamter, S. 136), Eichendorff immer wieder auf die (zudem nur sehr vage umrissenen) »Staatstheorien der Romantik« des Novalis etc. rückzuverpflichten und die konkrete Positionsbestimmung so aus ihrer spezifischen historisch-politischen Konstellation herauszulösen, leidet am Mangel einer distinktiven Perspektive und schreibt allgemein das unbewusste, aber zählbeige Stereotyp vom »unpolitisch-naiven Lyriker« fort, der hier in die ihm »fremde« politische Tätigkeit gestellt gewesen wäre (in diesem Sinne auch der Untertitel des eben zitierten Beitrages »*Der Dichter im Staatsdienst*«); zu diesem Problem ferner Kapitel A. III. 2 u. ö.

Bewegung den stereotypen [abstrakt-allgemeinen, N. v. E.] Begriff der Freiheit setzen wollen [...]« (S. 644; Hervorhebungen von mir, N. v. E.).

Die Verpflichtung Eichendorffs gegenüber dem ursprünglichen Reformideal, wie es der Freiherr vom Stein formulierte und sein ehemaliger Mitarbeiter und Schüler Theodor von Schön noch bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus vertreten hat, belegt die Coda des Beitrages, in der die Fäden der inneren Gesetzgebung und der Frage nach deren Garantien zusammengeführt und im reformerischen Ideal des »gebildeten Beamten« als »Träger der Staatsgesinnung«<sup>186</sup> und »Volksvertreter« zu einem demonstrativen Bekenntnis gebündelt werden. Durch das »Prinzip innerer Regeneration« sei »doch wohl [...] etwas von dem, worauf die Konstitution abzielt, nämlich von Garantie, auch ohne Konstitution schon mit im Spiel« (S. 645). Eine »positive Garantie« liege nämlich »unverkennbar in der eigentümlichen Gestaltung des Preußischen Beamtenwesens«. Aus der Verordnung zur Neuorganisation der Verwaltung vom 26. 12. 1808 hebt er den »Zweck einer näheren Verbindung der Verwaltungsbehörden mit der Nation« (S. 645) hervor und lässt seine Darstellung im Ideal der Beamtenrepräsentation gipfeln, die eine schriftliche Verfassung nicht nur ersetze, sondern überbiete:

Der durchgreifende Unterschied der deutschen Ansicht von den Grundsätzen anderer Verwaltungen, namentlich der französischen, besteht wesentlich darin: daß dort die Verwaltung eine Verwahrung und Verstärkung, gleichsam die Leibwache der Regierung gegen die Verfassung, hier aber nur die lebendige Vermittlerin zwischen Gesetz und Volk sein soll, daß mithin dort die Beamten-Kaste, als Partei, notwendig einem geheimen Katechismus der mannigfaltigsten, nach den Umständen wechselnden Maximen und Kriegslisten unterworfen bleibt, während der nationale deutsche Beamte sich einer vollkommenen Selbständigkeit innerhalb des Gesetzes zu erfreuen hat. Es mag sein, daß jene Verwaltungsweise durch die hastige Beweglichkeit konstitutioneller Staaten geboten oder doch rätlich gemacht werde, eben so gewiß aber ist, daß, wer den wechselnden, persönlichen Ansichten, einer gleichsam jesuitischen Ordensregel, mit einem Worte: der Willkür von oben Preis gegeben ist, nach menschlicher Weise die Willkür auch wieder nach unten üben wird, und daß wohl schwerlich eine Nation frei zu nennen sei, wo eine Kette hierarchisch-übereinander gestellter kleiner Tyrannen das Land umschlingt und unabwendbar von unten herauf alle wahre Freiheit wieder vernichtet, die ja eben nur durch die Verwaltung der Nation vermittelt und ins Leben gebracht werden kann.

Jenes deutsche Prinzip aber ist, und zwar am ausgebildetsten in Preußen, vorzüglich in dreierlei Hauptbeziehungen praktisch durchgeführt, nämlich:

*durch Zugänglichkeit der Ämter für alle dazu Befähigten* [Hervorhebung im Original, N. v. E.], indem Anstellung und allmälige [sic!] Beförderung lediglich von Prüfungen abhängen, deren offenkundigen Anforderungen an die intellektuelle und moralische Ausbildung der Bewerber ein für allemal feststehen

*durch kollegialische Verhandlung der Behörden* [Hervorhebung im Original, N. v. E.], indem alle bedeutenden Angelegenheiten im Plenum vorgetragen werden müssen, überall Stimmenmehrheit entscheidet, und nur bei Gleichheit der Stimmen der Präsident den Ausschlag gibt, dem Überstimmten aber in der Regel das Recht verbleibt, sein abweichendes, motiviertes Votum zu den Akten zu geben. Endlich

*durch Unabsetzbarkeit der Beamten* [Hervorhebung im Original, N. v. E.], indem kein Beamter ohne zureichende gesetzliche Gründe, über deren Wert jedoch nur das Gericht zu entscheiden hat, entlassen werden kann (S. 646 f.).

»Die natürlichen Resultate« dieser »gesetzlich festgestellte[n], allen Gebildeten eröffnete[n] Konkurrenz bestimmt Eichendorff daher als

offene Einladung an die gesamte Nation, an ihrer eigenen Verwaltung, nicht durch abstrakte Abhandlungen von der Rednerbühne, sondern selbsttätig und praktisch Teil zu nehmen. [...] Ein auf solche Weise organisierter Beamtenstand wird begreiflicherweise jederzeit, nicht eine feindliche Macht dem Volke gegenüber, sondern notwendig einen integrierenden Teil, eine lebendige, sich im Wechsel der Zeiten immer wieder verjüngende Repräsentation des Volkes bilden, durch welche dieses an der Verwaltung selbst faktisch partizipiert. Und hierin eben liegt die Garantie, die wir vorhin für Preußen in Anspruch genommen (S. 647).

Offenbar war es die Idee, dass in Preußen ein genuin »deutsche[s]« Prinzip (»deutsche Ansicht«, s. o.) in Reinform verwirklicht sei, die Eichendorff bewog, in der letzten, »Über Garantien« überschriebenen und schließlich eingereichten Fassung den engeren preußen-apologetischen zu einem von Anfang an deutschlandpolitischen Horizont auszuweiten; die Verfassungsfrage wird hier grundsätzlich im Hinblick auf Gesamtdeutschland diskutiert und erst am Schluss explizit, dadurch aber umso wirkungsvoller auf Preußen hin zugeschnitten.

Eichendorff versucht – zunächst mit den gleichen Argumenten wie in den früheren Fassungen – die Kontingenz der konstitutionellen Idee als solcher zu erweisen und resümiert, »daß uns jetzt Konstitutionen überhaupt noch nicht so gewaltig Not tun, als uns ihre Verfechter gern einreden möchten«. <sup>187</sup> Die (erinnerungspolitisch fundierte) föderale Mannigfaltigkeit der deutschen Staaten erlaube durchaus Unterschiede der politischen Struktur, mithin also die Trennung in konstitutionelle und nichtkonstitutionelle Staaten: »Viele verschieden gestimmten Saiten geben erst Harmonie, und wahrlich im Jahre 1813 gab es einen schönen Klang durch das gesamte Deutschland! Vor allem aber behüte uns Gott vor einem deutschen Paris [...]« (KA VI, S. 666).

Schließlich sei »Einerleiheit« – das unitarische Nationsideal der Liberalen – »keine Einheit«, einen »Normal-Deutsche[n], dem sich alle anderen akkomodieren müssen«, gebe es nicht. <sup>188</sup> Bevor Eichendorff nur in sehr kurzer und allgemeiner Form auf die

<sup>187</sup> KA V, S. 667 f.

<sup>188</sup> KA V, S. 668.

»zeitgemäße Regeneration« der »Gesetzgebung« »mehrere[r] Regierungen, namentlich auch nicht konstitutionelle[r]«, die damit »das Volk für einen freieren Zustand allmählig zu erziehen versucht« als positive Alternative anführt,<sup>189</sup> wird der konstitutionelle Gedanke nun noch einmal zurückgewiesen; weil die als Versatzstücke aus den früheren Fassungen übernommenen Argumente hier aber nicht auf das positive Referat der Reformgesetzgebung folgen, wirken sie zugleich wesentlich grundsätzlicher und suggerieren eine kategorische, bedingungslose Verwerfung; auf die Frage nach dem Grund dieser entweder unklugen, weil missverständlichen oder aber bewussten und daher bekenntnishaften Neugliederung der Darstellung wird später noch zurückzukommen sein.

Dem deutschen Nationalcharakter, also nicht nur einzelnen Staaten wie Preußen, seien »tiefergehende, innere Garantien« weitaus gemäßer als »äußere«;<sup>190</sup> zu solchen »besseren« Garantien zählt Eichendorff (vollkommen im Sinne Wilhelm von Humboldts)<sup>191</sup> »die Universitäten in Deutschland«, die, im Vergleich zu den englischen und französischen, »in ihrer philosophischen Gründlichkeit, die einzelnen Disziplinen in ihrem notwendigen Zusammenhang untereinander, alles Wissen in seiner höheren Beziehung, mithin als eine große sittliche Gesamtheit darzustellen« bestrebt seien (KA VI, S. 673); mit dieser nicht nur Humboldt nahestehenden Idee von der philosophisch verbürgten »Einheit in der Mannigfaltigkeit« der Wissenschaften zielt Eichendorff bereits auf die »politische Mannigfaltigkeit in dem deutschen Staatenverbände selbst«; der »Reichtum der verschiedenartigsten Staatsformen, wie er die Freiheit eigentümlicher Entwicklung begünstigt«, habe »zugleich auch eine großartige Vielseitigkeit der Ansichten zur natürlichen Folge«; deren Einheit aber werde durch den »idealeren Punkt« einer »Masse von wahrhafter Bildung, gleichsam ein[es] geistige[n] Klimas« garantiert, »dem unwillkürlich Regenten und Regierte gleichmäßig angehören, und das beiden eine sittlich notwendige Richtung gibt«.<sup>192</sup>

Eichendorff lässt seine Darstellung wiederum im (unverändert aus »Preussen und die Konstitutionen« übernommenen) Lob der »eigentümlichen Gestaltung des deutschen Beamtenwesens« gipfeln (S. 674-676; s. o.), nur dass aufgrund des grundlegenden nationalpolitischen Horizontes Preußen, obwohl es hier erstmals explizit genannt wird, nicht nur vom Odium mangelnder politischer Freiheit rehabilitiert wird, sondern sogar zu einem »Modellstaat eines deutschen Weges zur Freiheit«<sup>193</sup> aufrückt.

Mit der in der Priorität der Verwaltung vor der Verfassung gründenden und im Prinzip der Beamtenrepräsentation kulminierenden Idee eines preußisch-deutschen Mittelweges zwischen der Revolution im Westen und der (zaristischen) Despotie im

189 KA V, S. 671 f.

190 KA V, S. 673.

191 Vgl. »Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin«, Humboldt 2017, Schriften zur Bildung, S. 152-165, hier 156: »Allerdings lässt sich das geradezu nicht befördern, es wird aber auch Niemand einfallen, dass unter Deutschen dies erst befördert zu werden brauchte. Der intellektuelle Nationalcharakter der Deutschen hat von selbst diese Tendenz [...]«

192 KA V, S. 673 f.

193 Frühwald 1993, Erinnerung, S. 862.

Osten, zwischen konstitutionalistischen und reaktionären Grundsätzen lag Eichendorff zwar weitgehend auf der Linie der konservativen Reformer um Eichhorn und Bernstorff. Dennoch eröffnete Eichendorff die Schrift – anders als in den früheren Fassungen – mit einer unnötig und im Hinblick auf die bewegte politische Situation inopportun grundsätzliche (bzw. grundsätzlich erscheinende) Zurückweisung des konstitutionellen Gedankens. Hierin aber liegt der Grund, dass der Beitrag und schließlich Eichendorff als zweiter Redakteur abgelehnt wurden. In einem Brief an den Verleger Perthes berichtet der ebenfalls an dem Projekt beteiligte Berliner Buchhändler Karl Duncker von dem

richtigen Takt Rankes und auch wohl E[ichhor]ns, der Eichendorffs Aufsatz für das erste Heft [...] wegfallen lässt. Dieser Aufsatz ›Über Garantien‹ mag allzusehr die Absicht verraten haben darzuthun, daß Preußen keiner Konstitution bedürfe und man muß daher – wie überzeugend das auch deducirt seyn mögte – der öffentlichen Meynung wegen Diejenigen loben, die mit dem richtigen Gefühl erkannten, daß man gerade damit die Zeitschrift nicht eröffnen kann (HKA XVIII/1, S. 200; KA V, S. 1145).

Eichendorff wird freilich nicht seine – indirekt als »überzeugend« bezeichnete – inhaltliche Position vorgeworfen, sondern seine offenkundige Verweigerung, sich dem realpolitischen Kalkül der Zeitschrift zu fügen. Dass »Preußen keiner Konstitution bedürfe«, war der offizielle Standpunkt der Preußischen Regierung, der aber (wegen des einmal gegebenen und in den Folgejahren mehrfach bekräftigten Verfassungsversprechens von 1815) nicht allzu offen vertreten, nicht »allzusehr [...] verraten« werden sollte. Um die »öffentliche[] Meynung« (s. o.) für die preußische Politik zu gewinnen, sollte »der konstitutionellen und nationalen Bewegung« vielmehr durch kluges Taktieren »ihre Spitze« genommen werden, um sie »in den Rahmen des bestehenden Gesellschaftssystems zu integrieren.«<sup>194</sup> Leopold Ranke verstand es vorzüglich, diese Klaviatur zu spielen, denn in *seinem* Eröffnungsbeitrag wurde das Reizwort ›Konstitution‹, obwohl sich in ihm doch der zentrale Vorwurf der süddeutschen Staaten konzentrierte, kein einziges Mal erwähnt; auch in einem späteren Beitrag war die nun offene Ablehnung immer noch deutlich konzilianter formuliert als bei Eichendorff.<sup>195</sup> Die mangelnde Rücksicht auf die tagespolitischen Mechanismen, Imperative und Dynamiken zeigte sich für den ebenfalls an dem Projekt beteiligten Staatsrat Stägemann daran, dass die prinzipielle Frontstellung gegen den konstitutionellen Gedanken Eichendorff in die Nähe des ebenfalls 1832 gegründeten, entschieden altkonservativen »Berliner Politischen Wochenblatts« rückte,<sup>196</sup> das neben Karl Ludwig Haller, der mit seinem Werk »Restauration der Staatswissenschaften« der Epoche ihren Namen gab, noch die hochkonservativen Gebrüder Gerlach sowie die Katholiken Joseph Maria

194 Dittmer 1992, Beamtenkonservatismus, S. 125.

195 Der Eröffnungsbeitrag in HPZ 1 (1832), S. 1-8; Rankes relativ bekannter Beitrag »Deutschland und Frankreich« ebd., S. 77-93, hier v. a. S. 90 ff.

196 Vgl. Frühwald 1976, Chronik, S. 138.

Radowitz, Carl Ernst Jarcke und George Phillips, zu ihren Mitarbeitern zählte; das war ein noch lange in der Forschung kolportiertes (systematisch s. u., Kapitel A. III. 2), angesichts von Eichendorffs ständiger Rekurrenz auf Zentralwerte der Reformära aber offenkundiges Missverständnis, das Eichendorff durch die Neugliederung seines Argumentationsaufbaus freilich selbst wesentlich mitbedingte. Denn die Janusgesichtigkeit dieses dem Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV. nahestehenden Organs der ›politischen Romantik‹, das nach Jarcke »gegen die Revolution in jeder Gestalt«, gegen die Demokratie ebenso wie gegen den Absolutismus gerichtet war, entsprach nur in der ›negativen‹ Haltung dem reformkonservativen Programm Eichendorffs. Auch er formulierte als positive Antwort auf die Probleme der Zeit einen ›dritten‹ Weg zwischen Anarchie und Despotie, doch führte dieser nicht zurück zu einem ›vorreformerischen‹, altständischen Gesellschaftssystem, sondern gründete auf dem Gedanken der Beamtenrepräsentation. Dass seine Rekurrenz auf »Liebe und Treue« (KA VI, S. 677) ein Bekenntnis zu der von Novalis vorbereiteten und von Adam Müller kanonisch formulierten politischen Romantik wäre,<sup>197</sup> ist eine in der Sache geradezu groteske Fehldeutung, die gleichwohl eng in die hochproblematische zeitgenössische Rezeptionsgeschichte der Texte eingreift, weil Friedrich Wilhelm IV., wie noch zu zeigen sein wird, seine Ablehnung verfassungspolitischer Impulse am Vorabend der Revolution mit einem Zitat aus ebendieser Schrift begründen wird (Kapitel A. III. 2; B. II. 1). Eichendorff, der seit etwa 1840 als »letzter Ritter der Romantik« galt, war trotz der teilweisen Entsprechung der Diktion und der in ihr artikulierten Denkhaltung gerade nicht Vertreter der ›politischen Romantik‹ mit ihren von Adam Müller kanonisch formulierten altständischen Grundaxiomen, also mit ihrer prinzipiellen Opposition gegen die (von Eichendorff *gelobten*) wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Reformmaßnahmen ab 1807. Seine Idee von der Beamtenschaft als Träger eines dynamisch-reformerischen Staatsgedankens und als einem integrierenden, demokratischen Element wies auf die Reform-, nicht auf die altständische Partei.

Der eigentliche Stein des Anstoßes war 1831/1832 jedenfalls auch für Stägemann nicht so sehr die inhaltliche Position, sondern dass Eichendorff die reformerische – auch von Ranke geteilte – Idee von Preußen als einem deutschen Modellstaat mit der freimütigen Desavouierung der konstitutionellen Forderungen, d. h. ohne Rücksicht auf tagespolitische Dynamiken, verbindet – und zwar anders als in den ersten Fassungen

197 Vgl. exemplarisch Magen 2007, Beamter, S. 136; dies. 2012, Politische Gewalt des Mittelalters, hier S. 164f. das jeder quellenmäßigen und argumentativen Grundlage entbehrende, hanebüchene Schlussresümee: »Er [Eichendorff] hatte nicht bemerkt, dass man nicht länger mit einem mehr oder weniger holzschnittartigen [sic!] mittelalterlichem [sic!] Staatsideal argumentieren konnte. [...] Daraus geht hervor, dass sich Eichendorffs offensichtliche Ablehnung einer Verfassung zu Beginn der 1830er Jahre selbst in konservativen Kreisen nicht mehr vertreten ließ. Das liegt nicht unerheblich daran, dass sich in seinen Verfassungsschriften Staatstheorien behaupteten, die nicht zuletzt auf einem romantischen Mittelalterbild [sic!] basierten. Dieses setzte sich einerseits aus abstrakten geschichtsphilosophischen Komponenten und andererseits aus konkreten politischen Grundsätzen wie Lehnstreue [sic!] und Feudalordnung [sic!] zusammen, die im Vormärz endgültig zu einem Anachronismus geworden waren und jedweden politischen Pragmatismus entbehrten.«

gleich zu Beginn. Dass dies zwar ehrlich, aber der Strategie der Zeitschrift kaum angemessen war, hat Eichendorff nicht nur im Nachhinein selbst zugegeben, als er in einem Brief an Philipsborn seine mangelnde »innere Übereinstimmung« mit der Tätigkeit bekannte und um Vermittlung einer alternativen Beschäftigung bat.<sup>198</sup> Womöglich war es Eichendorff bereits während der Arbeit an den Entwürfen klar geworden, dass er, wie es Stagemann auf den Punkt brachte, nicht nur »nicht das erforderliche Zeug«<sup>199</sup> zum politischen Taktieren hatte, sondern auch gar nicht haben wollte. Wenn, wie Hartwig Schultz vermutete, Eichendorff »die Gehaltsforderungen bewußt hochschraubte«,<sup>200</sup> um das projektierte Beschäftigungsverhältnis durch diesen Vorwand zerplatzen zu lassen, dann lässt sich vielleicht auch die gegenüber den früheren Fassungen wesentlich dezisionistischere Position des eingereichten Aufsatzes als demonstratives Bekenntnis werten. In der unterschiedlichen Herangehensweise offenbarte sich nämlich bereits die Konfrontation zwischen einem an ›Ideen‹ orientierten, prinzipienfesten, man könnte sagen ›gesinnungsethischen‹ Reformkonservatismus – wie Eichendorff ihn noch bei Theodor von Schön kennengelernt hat –<sup>201</sup> und dem in Berlin dominanten realpolitisch-gouvernementalen Beamtenkonservatismus, dem es immer ausschließlicher um die Sicherung seiner eigenen und der Machtbasis des preußischen Staates ging.<sup>202</sup>

198 HKA XII, S. 120ff., hier 120.

199 HKA XVIII/1, S. 200: »Friedrich August von Stagemann an Ignaz von Olfers. Berlin, 9. April 1832. Rankes Zeitschrift haben Sie ja wohl schon mitgenommen. Ein zweiter Band ist noch nicht erschienen, und schwer zu erwarten, wenigstens nicht binnen Kurzem, weil sich findet, dass sein Mitarbeiter (v. Eichendorf) nicht das erforderliche Zeug hat«; im Einführungskommentar von Hartwig Schultz, KA V, S. 1145, ist die Stelle mit falscher Bandangabe der HKA (»VIII«) und falscher Seitenzahl (»S. 220«) zitiert.

200 KA V, S. 1125.

201 S. o., Kapitel A.II.2; Hömig 2015, Altenstein, S. 93 bestimmt die Differenz zwischen – dem für die Berliner Ministerialbürokratie der Zeit repräsentativen – Altenstein und Schön durch die ›gesinnungsethische‹ Prägung des Letzteren: »Im Unterschied zu Altenstein war der aus Schreitlaugken [heute Šereitlaukis im südwestlichen Litauen, N.v.E.] stammende Ostpreuße Schön ein entschiedener Kantianer, der den wissenschaftlichen Grundsätzen seines Vorbildes als Verwaltungsbeamter treu blieb, indem er alle großen politischen Fragen vom Grundsätzlichen her betrachtete.« Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Schön und Eichendorff in der provinzialständischen Oppositionshaltung gegenüber dem mechanistischen »Berlinischen« Geist verbunden wussten, belegt u. a. Schöns Brief vom 25.9.1836 (Entwurf überliefert, HKA XIII, S. 140-143, Zitat 140): »Als Zensor der Welt haben Sie Ihr Amt zwar herrlich geführt, aber die Zenserei nach Berlinischen Gedanken ist ein anderes Ding und dabei fürchte ich, könnten Sie zuweilen Bauchgrimmen bekommen. Deshalb wünsche ich Ihnen etwas Besseres. Zuweilen kommt mir auch der anmaßliche Gedanke vor, ob es nicht am besten wäre, wenn Sie wieder nach Preußen kämen (reiner Egoismus) und dann suche ich mir sogar Argumente dafür heraus z. B. daß Sie Ihre besten Sachen in Preußen geschrieben haben etc. Aber dann jage ich auch wieder den Egoismus zum Kopfe heraus und sage mir, daß bei dem fabrikartig geteilten Berlinischen Gelehrtengetriebe gerade dem Dichter von Gottes Gnaden dort am wohlsten sein muß, wo er die Resultate der einzelnen Weberschiffchen zusammenfindet und nur immer aus vollem Halse: In die Höhe! Schreien darf. Genug! Da finde ich wieder Argumente, daß Sie notwendig in Berlin bleiben müssen. Also: wie Gott will!«

202 Zum Selbstverständnis der Berliner Ministerialen Belke 1976, Regierung Königsberg, S. 55f.; zu der hieraus resultierenden Beschneidung der provinzialständischen Partizipationsbestrebungen Neugebauer 1996, Provinzialstände, S. 132.

Die Beamten der Berliner Ministerialbürokratie verstanden sich zwar durchaus als »allgemeiner Stand«, jedoch in dem Sinne, dass sie das »unmündige Volk« im Sinne der Vorgaben der Regierung einseitig aufzuklären und zu erziehen hatten, während Eichendorff umgekehrt die Repräsentations- und damit Vermittlungsfunktion, die »Partizipation« »von unten« (s. o.) her betonte, ohne dabei freilich den (nur anders definierten) Erziehungsgedanken grundsätzlich zu verleugnen. Ob Eichendorffs Betonung der Verwaltung als »lebendige[r] Vermittlerin zwischen Gesetz und Volk«, die wertende Trennung der »vollkommenen Selbständigkeit« des »deutsche[n] Beamten« von dem Phänomen einer hierarchisch-despotischen »Beamten-Kaste« (s. o.), den Berliner Staatsdienern womöglich unmittelbar suspekt war und somit einen weiteren, in den beiden überlieferten Briefzeugnissen nur unausgesprochenen Grund für die Ablehnung lieferte, lässt sich aufgrund mangelnder Quellengrundlagen lediglich vermuten. Umgekehrt betrachtet aber entzog die zunehmend absolutistisch-zentralistische Tendenz der Berliner Ministerialbürokratie Eichendorffs Idealvorstellung von Preußen als einem freiheitlichen, auf Vermittlung und Repräsentation beruhenden Modellstaat die reale Basis.

#### 4. Hilfsarbeiter im Ministerium Altenstein während der »Kölner Wirren« (im Horizont ihrer publizistischen Rezeption: Ruge, Görres, Jarcke)

Vor diesem Hintergrund wird auch erst der Komplex der »Kölner Wirren« in seiner vollen Bedeutung für Eichendorffs geistig-politische Entwicklung verständlich. Weil sich die Hoffnungen auf alternative Beschäftigungsverhältnisse zerschlugen, blieb Eichendorff das ganze Jahrzehnt über kommissarisch in demjenigen Ministerium angestellt, das gerade in diesen Jahren aufgrund der Vorgänge in der Rheinprovinz ins Kreuzfeuer der Kritik geriet. In dem von Schmedding geführten katholischen Referat des Kultusministeriums liefen alle Fäden zusammen, und Eichendorff musste die Zuspitzung der Ereignisse aus nächster Nähe, als Hilfsarbeiter (weitestgehend ohne Entscheidungskompetenz) aber meist ohnmächtig mit ansehen. Schmedding, dem Eichendorff nach einigen überlieferten Aktenkonvoluten wiederholt zuarbeiten, und den er zwischenzeitlich auch vertreten musste,<sup>203</sup> war zwar nicht der unmittelbare Drahtzieher der Geheimen Berliner Konvention von 1834 mit Erzbischof Spiegel, die von dem »windigen« Gesandten beim Heiligen Stuhl, Josias Bunsen, ersonnen und ausgehandelt wurde.<sup>204</sup> Dass aber die anderen Bischöfe der rheinischen Kirchenprovinz der Konvention zustimmten, war dem »unlauteren Manöver des Oberregierungsrates Schmedding« anzulasten, denn Eichendorffs Vorgesetzter »besuchte die Bischöfe per-

203 Vgl. die Hinweise bei Pörnbacher 1963, Beamter, S. 64; die in der entsprechenden Anmerkung angegebenen Stellen in den Akten sind allerdings, wie eine Recherche beim Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz ergab (wohin die Akten des Kultusministeriums vom Deutschen Zentralarchiv der DDR nach der Wiedervereinigung gelangten) nicht überall zutreffend; eine separate Publikation bzw. Edition ist in Vorbereitung.

204 Schrörs 1927, Kölner Wirren, S. 156-173; Hömig 2015, Altenstein, S. 330 ff.

sönlich und legte ihnen ein vorformuliertes Schreiben zur Unterschrift vor, das den Papst über den wahren Inhalt der Konvention und die preußische Mischehenpraxis täuschen sollte«. <sup>205</sup> Nach der 1835 erfolgten Wahl Vischerings, die Schmedding in offener Unkenntnis über dessen Positionen zusammen mit Altenstein unterstützt hatte, richtete er die erste offizielle Anfrage an ihn wegen Einhaltung der Konvention und brachte so den ersten Stein der späteren Lawine ins Rollen. <sup>206</sup> Schmedding galt auch in der öffentlichen Wahrnehmung als einer der Hauptverantwortlichen an der Eskalation. Er reiste »[i]m September 1836 [...] nach Köln und legte dem Erzbischof ein [wiederum, N. v. E.] vorgefertigtes Schreiben an den Papst zur Unterschrift vor, in dem von einer glänzenden Ausführung des Mischehen-Breves von 1830 berichtet werden sollte«. Als Vischering sich weigerte, diesen – wahrheitswidrigen – Bericht zu unterzeichnen, »drohte« Schmedding »mit einem möglichen Bruch zwischen Preußen und dem Hl. Stuhl, worauf« zwar »der Erzbischof Schritte zusagte, die einen Bruch verhindern könnten«, zugleich aber »[i]ntern [...] verlauten« ließ, »er werde Schmedding, die ›Pest für unsere Kirchenfreiheit«, nicht mehr empfangen«; die in der Presse vorgenommenen Enthüllungen der Umstände und Folgen dieser Begegnung trafen das in der Öffentlichkeit zunehmend kompromittierte preußische Kultusministerium auf das Empfindlichste. Die schlussendliche Verhaftung des Erzbischofs wurde zwar maßgeblich von dem reaktionären Innen- und Polizeiminister von Rochow, dem Schöpfer des bald geflügelten Wortes vom »beschränkten Untertanenverstand«, betrieben. <sup>207</sup> Der Kultusminister war allerdings selbst mehr als verstimmt <sup>208</sup> über die energischen Emanzipationsforderungen des Erzbischofs und sorgte vor der Verhaftung noch für den nötigen ›Schuss vor den Bug«, indem er Vischering die bedingungslose Unterwerfung unter die Position der Regierung oder aber den freiwilligen Rücktritt nahelegte. In der Zuspitzung des Konflikts offenbarte so auch Altenstein, dass er, der wie bereits erwähnt Hegel nach Berlin berufen hatte und dessen Schüler begünstigte, <sup>209</sup> im Ernstfall der

205 Guske 2008, Schmedding, S. 53. Schmedding war – wohl auch wegen persönlicher Eigenheiten – bei den Katholiken schon seit den 1820er Jahren verhasst, vgl. ebd. 53 ff.; der Sekretär Vischerings, Kaplan Michaelis, nannte Schmedding später daher »die Pest für unsere Kirchenfreiheit«, vgl. auch Treitschke, Deutsche Geschichte IV, S. 713.

206 Guske 2008, Schmedding, S. 54 f.; zum Folgenden (mit Zitaten) ebd., S. 55.

207 Guske 2008, Schmedding S. 55; die bald zum Epitheton von Rochows avancierte Formel vom »beschränkten Untertanenverstand« wurde 1837/38 im »Amtlichen Verweis« an die Bürger von Elbing geprägt (zitiert nach Dittmer 1992, Beamtenkonservatismus, S. 119 f.): »Dem Unterthan ziemt es sich nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünnkelhaftem Uebermuthe ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen.«

208 Altenstein bezeichnete Vischerings gegenüber von Rochow geäußerte Positionen, dass der katholischen Kirche ein unveräußerliches Selbstverwaltungsrecht und somit die Freiheit von staatskirchlichen Gängelungen wie dem königlichen Placet zustehe, in der gleichen decouvrierend-obrigkeitsstaatlichen Diktion wie Rochow als »unerhörte, man möchte sagen ungeheure Dinge, die hier dem ersten evangelischen Souverän des Festlandes, einem unumschränkten Könige, von einem Erzbischof, seinem Untertan, zugemutet und nicht etwa bitweise nachgesucht, sondern als heiliges, auf göttlicher Ordnung beruhendes Recht in Anspruch genommen werden«, zitiert nach Hänsel-Hohenhausen 1991, Vischering, Bd. 2, S. 915.

209 Altenstein förderte etwa die Berufung Eduard Gans' nach Berlin (1826 zum außerordentlichen,

Oberhoheit des mehrheitlich protestantischen Staates vor dem Selbstverwaltungsrecht der katholischen Kirche nun den entschiedenen Vorzug gab und so seinen früheren Grundsatz einer auf Ausgleich setzenden Konfessionspolitik »zu Grabe« trug.<sup>210</sup> Für Eichendorff musste die von zwei seiner früheren Förderer, zu denen er mittlerweile freilich auch kein völlig ungetrübtes Verhältnis mehr hatte,<sup>211</sup> betriebene oder zumindest nicht verhinderte Eskalation des Konflikts, damit aber in doppelter Hinsicht als Verrat am Reformideal erscheinen. Die polizeiliche Verhaftung des Kölner Erzbischofs, für die auch im Nachhinein kein Gerichtsurteil folgte, bedeutete ja nicht nur eine »Kriegserklärung an die katholische Kirche«,<sup>212</sup> sondern eben auch das Wiederaufleben des absolutistischen Polizeistaats, das Wiederaufleben eines durch die Reform überwunden geglaubten »alten Preußen«. Paradoxerweise gelang der preußischen Regierung durch die polizeistaatliche Gewaltmaßnahme aber, und hierin liegt die tiefgreifende Relevanz des Vorgangs, genau das, was Eichendorff zusammen mit dem Kreis um Eichhorn zu Beginn des Jahrzehnts vergeblich angestrebt hatte: die liberale öffentliche Meinung für Preußen zu gewinnen.

Ausgerechnet die in Preußen verurteilten »Demagogen« wie Arndt, Jahn, Heine, aber besonders Arnold Ruge, das Haupt der von Altenstein protegierten Junghegelianer, schlugen sich, wie im ersten Kapitel (A. I. 2) bereits erwähnt wurde, entschieden auf die Seite der preußischen Regierung. Preußen, so Ruge, habe sich in der von den Ministern Altenstein und Rochow unterzeichneten königlichen Kabinettsordre, in welcher dem Erzbischof die Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung vorgeworfen wurde, »für den Beschützer der freien Geistesbildung erklärt«, den »neupreußischen Geist der Bildung und der freien Intelligenz« sowie das moderne »Staatsbewußtsein« gegen die

1828 zum ordentlichen Professor der Rechte), vgl. hierzu Meist 1979, Altenstein und Gans; er hielt ferner seine schützende Hand über die Junghegelianer und ihr Organ, die Hallischen Jahrbücher, die erst unter Altensteins Nachfolger, Kultusminister von Eichhorn, im Jahr 1843 verboten wurden (vgl. Oellers 1995, Jahrbücher, S. 142).

210 Keinemann 2015, Kölner Wirren, S. 54 f.; den versöhnlichen Grundsatz hatte »Altenstein noch in seiner Denkschrift vom 7. Januar 1831 nachdrücklich unterstrichen [...] (ebd.): »Das Verhältnis der evangelischen Landesregierung zu der katholischen Geistlichkeit ist ein sehr zartes und nimmt Rücksichten in Anspruch, wie sie die Staatsverwaltung fast bei keinem anderen Gegenstande zu beachten hat; bei dem größten Ernst ist ganz vorzügliche Milde und das sorgfältigste Vermeiden dessen, was Besorgnisse erregen und verletzen kann, unerlässlich.« – Auch wenn über das unlautere und teils skandalöse Vorgehen der preußischen Regierung in der historischen Forschung weitgehend Konsens besteht, darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass das eigentliche Problem wesentlich in der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen lag; Altenstein blieb im Grunde genommen einer gemilderten staatskirchlichen Praxis treu, die am Anfang des Jahrhunderts, als die katholische Kirche (man denke an die Gefangennahme des Papstes durch Napoleon) weitgehend am Boden lag, als großzügig gelten konnte, und erst in der Konfrontation mit der stetig vertieften, zunehmend selbstbewussten kirchlichen Unabhängigkeitsbewegung problematisch wurde; die unstrittige Fragwürdigkeit der Art des Umgangs mit diesem Problem bleibt hiervon freilich unberührt.

211 Vgl. die bereits geschilderten Schwierigkeiten im Gefolge des Manövers Theodor Schöns von 1831, s.o., Kapitel A. III. 3.1 sowie die ebenfalls bereits erwähnten persönlichen Spannungen zwischen Schmedding und Eichendorff, Pörnbacher 1963, Beamter, S. 55 f.

212 Keinemann 2015, Kölner Wirren, S. 55.

»äußerste Spitze der Opposition der Vergangenheit mit der jesuitischen Revolution im Bunde« hervorgekehrt, also nicht nur seine Reaktionspolitik überwunden, sondern sich unmittelbar an die Spitze des Fortschritts gestellt.<sup>213</sup> Ruge sieht Preußen durch die kulturkämpferische Politik wieder im Einklang mit seiner »welthistorischen Mission«, dem deutsch-protestantischen Geist, wie zuletzt in der Reformära und in den Befreiungskriegen zur Weltstellung zu verhelfen. Weil Preußen »Hort und Kern der deutschen Nation«, »das eigentliche Volk der Befreiung« sei,<sup>214</sup> bestehe die Chance, dass sich wie 1813 »die ganze geistige Kraft der Nation [...] noch einmal gründlich wieder sammelt und jedes fremdartige Element [die katholische Kirche, N. v. E.] gehörig assimiliert«, indem »der Geist des [preußischen, N. v. E.] Staates, der bisher die Qual hatte, gegen das Mißvergängen der Erinnerung der Freiheitskriege, und damit gegen sich selbst und sein Princip gekehrt zu sein, [...] nunmehr von dieser Qual erlöst [ist] und wieder den rechten Kampf für die Freiheit des Gewissens und des Wissens [ficht], für die Freiheit des Deutschen Geistes gegen den fremden, einen Kampf, der uns einzig ziemt und ehrt«.<sup>215</sup>

Was Ruge in der angriffslustigen Diktion der Junghegelianer zuspitzte, war freilich eine allgemeine Tendenz der vormärzlichen Nationalbewegung. Bereits am Anfang des Jahrzehnts waren liberale Stimmen nach einer preußischen Führungsrolle im Prozess der deutschen Einigung laut geworden und durch das Doppelargument der konfessionellen Signatur des preußischen Staates und dessen Zentralstellung im Jahr 1813 begründet worden. Dem »protestantischen Staat«, der sich erfolgreich an die Spitze der nationalen Erhebung gegen den französischen Besatzer gestellt hatte, komme der »deutsche Beruf« zu, den erst durch Luther zu sich gekommenen »deutschen Geist« gegen den »fremden« zur politischen Geltung zu bringen, also der inneren Einheit Deutschlands im Sinne geistiger Homogenität den Boden zu bereiten.<sup>216</sup> Solche Stimmen waren – vor allem mit Blick auf die akute Borussophobie der südwestdeutschen Liberalen – noch nicht mehrheitsfähig, aber sie mehrten sich zunehmend.

Wenn also Ruge, hierin repräsentativ nicht nur für die vom Ministerium Altenstein die ganzen 30er Jahre hindurch begünstigten Junghegelianer, sondern für die

213 Ruge 1838, Preußen und die Reaktion, S. 40.

214 Ruge 1838, Preußen und die Reaktion, S. 7.

215 Ruge 1838, Preußen und die Reaktion, S. 40 f.

216 Gegenüber Österreich habe Preußen nach Paul Pfizer 1831, Briefwechsel zweier Deutscher, S. 196 f. »den Charakter eines allgemeinen europäischen Staats mit dem eines deutscheuropäischen vertauscht. Für das alte und starre Oestreich tritt nun das junge und bewegliche Preußen; statt eines katholischen Staats erscheint ein protestantischer; [...] an der Stelle einer, der deutschen Geistesbildung entfremdeten und abgeneigten Macht erblicken wir jetzt einen Staat, der einen Ruhm darin sucht, nichts zu unterlassen, was ihn zum Mittelpunkte deutscher Geistesbildung machen kann. Auch ist der bisherige Entwicklungsgang der preußischen Macht [...] so gemäß, daß man nicht zweifeln darf, Preußen, wenn es seine Aufgabe richtig erkennt, die ihm bestimmte Stelle bald einnehmen zu sehen«; vgl. auch S. 204: »Die hundertjährigen Anstrengungen der genialsten und mächtigsten Kaiser gegen das Papstthum haben mit der Niederlage dieser Kaiser geendet; aber als ein unscheinbarer Mönch das Genie hatte, die Reformation national und zur Sache des Volks zu machen, war ihr Sieg selbst gegen den vereinigten Widerstand von Kaiser und Papst entschieden.«

vormärzliche Konfessionalisierung der Nationalbewegung überhaupt, dem »Princip Preußen«<sup>217</sup> aufgrund »der Erinnerung der Freiheitskriege« (s. o.), in der Überblendung von 1813 und 1837, den Auftrag einer protestantischen Suprematie in Deutschland zu-erkennt, dann wird schlagartig deutlich, dass Eichendorffs unter dem Eindruck des überkonfessionell-nationalen Aufbruchs von 1813 gewonnenes Ideal von Preußen als einem deutschen Modellstaat der Vermittlung und des Ausgleichs nun von links und rechts zugleich zerrieben wurde.

›Geist‹, ›Bildung‹, ›Freiheit‹, ›Intelligenz‹ waren Stichwörter, die in die Mitte des reformerischen Selbstverständnisses des ›gebildeten Beamten‹ Eichendorffs trafen (s. o., Kapitel A. II. 1-3), nur dass diese Begriffe, die am Anfang des Jahrhunderts noch einen gewissen Deutungsspielraum aufwiesen,<sup>218</sup> im Verlaufe des Vormärz zunehmend auf eine – freilich von jeher vorhandene – kulturkämpferische Bedeutung festgelegt und entsprechend einseitig besetzt wurden. Das »Ministerium für Wissenschaft, Unterricht, Kultus und Medicinalangelegenheiten etc.«, das den Reformgeist verkörperte, aus dem es ja tatsächlich hervorgegangen war, stand entsprechend im Schnittfeld dieser 1837 kulminierenden Diskursverschiebung; nach Ruge hatte sich in Altensteins Ministerium der von »Stein [...], Hardenberg, Altenstein und Schuckmann« erweckte »neupreußische[] Geist der Bildung und der freien Intelligenz« (s. o.) institutionalisiert; in Altensteins Berufungspolitik, durch die Hegel zum preußischen Staatsphilosophen avancierte, und in dem 1837 wiedererstarbten Staatskirchentum, also in der Unterordnung des Religionsressorts unter das der Wissenschaft bestätigte sich die Reinigung und Läuterung des »neuen Preußen«, das sich so auf seinen ›deutschen Beruf‹ vorbereitete.<sup>219</sup>

Aufmerksam registriert wurde daher auf der Linken das Zerbrechen der überkonfessionellen Allianz der preußischen Konservativen, die im Berliner Politischen Wochenblatt ihr Organ hatten: Wenn der hochkonservative Heinrich Leo ein »Offenes Sendschreiben an J. Görres« verfasste; wenn die Katholiken Carl Ernst Jarcke und George Phillips umgekehrt ihre Mitarbeit dem publizistischen Organ versagten, mit Görres die »Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland« gründeten und fortan ›gegen Preußen‹ schrieben – dann war für Ruge die lange schon erwartete Scheidung der Geister vollkommen, Preußen vom Geist des ›Jesuitismus‹, und dadurch, so die Erwartung, auch der Reaktion geläutert.

Damit aber waren die Konfliktlinien des Kulturkampfes, d. h. die Scheidung Deutschlands in zwei feindliche Heerlager – immer noch –, nur von einer Seite unüberbrückbar scharf gezogen. Denn selbst für Görres war Preußen, das er vor der einsetzenden Reaktionspolitik noch 1815 als »Phönix aus der Asche«, als Kristallisationspunkt »der Vaterlandsliebe, deutschen Mutes und rechter Kraft und Tüchtigkeit«, als »Grundsäule Deutschlands« gepriesen hatte, das die Bewunderung »alle[r] teutschen Völker« verdient habe,<sup>220</sup> nur dann der kompromisslos zu bekämpfende Hort des

217 Ruge 1838, Preußen und die Reaction, S. 40.

218 Vgl. hierzu oben, Kapitel A. II. 2 zur idealistischen Konvergenz Eichendorffs mit dem Hegelianer Schön.

219 Alle Zitate bei Ruge 1838, Preußen und die Reaction, S. 34, 35.

220 Zitiert nach Echterkamp 1998, Nationalismus, S. 280.

Übels, wenn es seine deutsche Führungsrolle ohne seine rechtsstaatlichen Traditionen, ohne die Garantie der (in der Wiener Schlussakte von 1819 verbindlich formulierten) konfessionellen Parität ausfüllte.<sup>221</sup> Ruges Satz, dass die Katholiken »zu nichts« kämen, »so lange der Degen Friedrichs des Großen mit seinen Erinnerungen und die Wissenschaft mit ihrer gegenwärtigen Macht und Ehre in Preußen heimisch ist«,<sup>222</sup> ist nämlich unmittelbar mit demjenigen des »Athanasius« zu konfrontieren, dass »im preußischen Staate« vielmehr Friedrich Wilhelm I., »jene[r] starre[] Knochenmann[] [...], der den jungen Friederich [Friedrich II., »den Großen«, N. v. E.] genötigt, Augenzeuge der Hinrichtung seines Freundes zu seyn, und den blutigen Rumpf dem Ohnmächtigen zur Seite hingelegt, damit der erste Blick des Erwachenden ihn wieder treffe« als »das böse Gespenst [...], das nicht ablassen will, im preußischen Staate umzugehen«, nun wieder

221 Frühwald 1977, Anfänge der Katholischen Bewegung, S. 233 widerspricht sich (d. h. dem Referat von Görres' Verpflichtung gegenüber der preußischen Rechtstradition, ebd., S. 241 ff.) eigentlich selbst, wenn er die kaum quellengestützte Behauptung aufstellt, es gehöre »zu den Vorzügen, wie zu den Nachteilen romantischen Denkens, daß es die differenzierten Bewegungen der Zeit auf ihre einfachen Grundstrukturen zurückführte und diese sogleich wieder komplex, symbolistisch ausdeutete. Preußen, als Hort der Reformation, wird so zum Land der Unterdrückung katholischen Geistes, Bayern, dessen politische Praxis gegenüber konfessionellen Minderheiten nicht weniger rigoros war als die Preußens, wird zum Land des Glaubens und der kirchlichen Freiheit.« Dabei hat bereits Schrörs 1927, Kölner Wirren, S. 562 f. einer solchen pauschalen Entgegensetzung gewehrt, wenn er trotz einer möglichen persönlichen Befangenheit in dieser Frage – der preußische Staat hatte 1907 das von der Erzdiözese Köln verhängte Besuchsverbot der Vorlesungen des liberalen Bonner Theologieprofessors aufgehoben (vgl. den biographischen Artikel von Stefan Jordan in NDB 23 (2007), S. 582 f.) – zutreffend schreibt, dass nichts »irreführender sein [kann], als im Athanasius eine politische Tendenzschrift gegen das protestantische Preußen zu sehen [...]. Natürlich fallen in ihm energische Worte gegen das Vorgehen in der Kölner Sache und das dahinter liegende System; das brachte der Gegenstand notwendig mit sich. Aber sie richten sich nicht gegen den Staat Preußen, weder den historischen noch den damaligen, sondern gegen die selbstherrliche Bürokratie und deren Schildknappen in der Presse [...].« Selbst Ende der 1840er Jahre noch sind die in Preußen verbotenen Historisch-Politischen Blätter bei aller antiborussischen Polemik um eine Differenzierung zwischen dem »Preußenthum«, das von der (in Schrörs Bezeichnung) »selbstherrliche[n] Bürokratie« vertreten wird, und dem »wahren« bzw. »besseren« Preußen des Königs bemüht, s. dazu unten, Kapitel B. II. 1 und B. III. 4. 2; der in München versammelte katholische Romantikerkreis war umgekehrt auch nicht blind für die Schwächen der bayerischen Kirchenpolitik, wie Brentanos halb launige, halb resignierte Äußerung in einem Brief vom 28. 4. 1839, ein Jahr nach Einsetzen des klerikalen Kurses unter Minister Abel, an seinen Bruder Franz bezeugt (Brentano HKA 37/1 [2016], S. 208): »Was noch gut Katholisches hier im Land, ist ein alter Satz im Jesuiten Tintenfaß, den man aus Trägheit nicht ausgeputzt hat und worauf man aus Sparsamkeit bald Bier, bald Essig, bald Wasser schüttet. Bayern hat heutzutage kein bedeutendes katholisches Talent, die trefflichen historisch-politischen Blätter [...] sind allein von Görres, Vater und Sohn [Joseph und Guido, N. v. E.], Phillips und Jarke [sic!] geschrieben [...]. Die Köllner und Posener Sache [Martin von Dunin, der Bischof von Gnesen und Posen wurde im Mischehenstreit ebenfalls verhaftet, N. v. E.] hat ihnen [den Protestanten in Bayern, N. v. E.] übrigens einen Stoß gegeben. Jedoch ist die Kirche hier zu Lande auch nicht frei und schlechte Geistliche tanzen den Bischöfen auf der Nase herum.« Nach der endgültigen Desillusion durch die Lola-Montez-Affäre wurden in einem bitteren »Nekrolog« auf die bayerische (polizeistaatliche) Kirchenpolitik mit ihrer »ministerielle[n] Willkür« offensichtlich lang aufgestaute Grollgefühle losgelassen, vgl. den »Nekrolog des bayerischen Cult- und Unterrichtsministerium« im Organ des Görres-Kreises, HPBl 22 (1848), S. 753-762, Zitat S. 761.

222 Ruge 1838, Preußen und die Reaction, S. 51 f.

»im Rathe wie in den Blättern, zur Gewalt, zum Niedertreten aller Rechtsansprüche« rumore, »und dabei noch seine Vernünftigkeit, Freisinnigkeit und Versöhnlichkeit der Welt anrühmend.«<sup>223</sup> Mit der symbolischen Entgegensetzung des ungeschlachten Soldatenkönigs und des grundsätzlich rechtlich gesinnten, aber von seinem brutalen Vater traumatisierten und »heimgesuchten« Friedrich II. postulierte Görres einigermaßen zutreffend das auch für Eichendorff bestimmende Dilemma zweier miteinander ringender Preußen. Wenn Preußen der katholischen Kirche »ihr Recht« gewähre, dann wäre sie »nicht undankbar für das, was sie erhält; sie tauscht [dann] den Schutz, den sie also findet, durch Schutz, den sie gewährt; denn ihrer Sorge und Obhut sind die Fundamente des Staats anvertraut, die, wenn sie zusammenbrechen, – mögen oben die Heere und die Polizeien noch so zahlreich und so sorgsam wachen – nothwendig seinen Sturz nach sich ziehen.«<sup>224</sup> Wahre »die preußische Regierung« »Gerechtigkeit und Billigkeit«, so wird sie, »wie sie Vertrauen verdient, auch Vertrauen wecken.«<sup>225</sup> Die Kirche würde bei der Garantie ihrer institutionellen Autonomie, ihrer »Ruhe und Sicherheit«, wie Görres durchaus bewusst mit einem preußischen Rechtsgrundsatz formulierte, dem Staat im Gegenzug nicht nur »Ruhe und Ordnung« im Sinne eines »gehorsamen Untertanen« anbieten, sondern sich erbieten, »die Wogen der Revolution so zu glätten, wie ihr Herr die Wogen des sturmgepeitschten Meeres geglättet hat.«<sup>226</sup> Im Kampf gegen die Kirche, die Garantin wahrer Ordnung, untergrabe der Staat daher nur seine eigene Legitimität. Für Eichendorffs reformkonservatives Denken mit seiner Idee eines preußisch-deutschen Mittelweges war nicht nur diese These anschlussfähig, sondern auch diejenige, dass der Staat allein dann sicher zwischen der Skylla der Revolution und der Charybdis des Absolutismus – beides war nach Carl Ernst Jarcke »von

223 Vgl. das komplette Zitat aus der Vorrede der vierten Auflage, Görres 1838, Athanasius, S. III f. »Was aufregt, das sind die rohen und ungeschlachten Ausbrüche jenes starren Knochenmannes, dem man zu viel Ehre anthut, wenn man einen Geist ihn nennt. Dieser hat damals die Säbel gewetzt und dann im Felde so meisterlich sich gehalten; zu der Urgroßväter Zeiten hat er den trefflich langen Stock geführt, damit sechs ihm verfallene Rücken zugleich bestreichend, derselbe, der den jungen Friederich genöthigt, Augenzeuge der Hinrichtung seines Freundes zu seyn, und den blutigen Rumpf dem Ohnmächtigen zur Seite hingelegt, damit der erste Blick des Erwachen den ihn wieder treffe. Dieser verhaßte Ungeist hat früher durch seine Aufforderungen, wie im Rathe, so in den öffentlichen Blättern, die Handlung herbeibeschworen; er rumort jetzt wieder im Rathe wie in den Blättern, zur Gewalt, zum Niedertreten aller Rechtsansprüche, zur Beseitigung aller Concordate herausfordernd, und dabei noch seine Vernünftigkeit, Freisinnigkeit und Versöhnlichkeit der Welt anrühmend. Dieser alte Spuck ist durchaus nicht der Geist der jetzigen preußischen Regierung; aber es ist das böse Gespenst, das nicht ablassen will, im preußischen Staate umzugehen und Unheil anzurichten. Bei allen wichtigen Veranlassungen, in allen kritischen Augenblicken sehen wir ihn immer auf's neue aus seiner Modergrube sich erheben, und dem besseren Gegner Fehde und Feindschaft bieten. Mag der Angegriffene sich ermannen und kräftigen, – an den Ausgang des Kampfes, den die Beiden mit einander streiten, ist das Schicksal der Monarchie geknüpft.«

224 Görres 1838, Athanasius, S. 53.

225 Görres 1838, Athanasius, S. 164.

226 Frühwald 1977, Anfänge der Katholischen Bewegung, S. 243 (mit Zitaten); 242-244 zum allgemeinen Hintergrund der beiden komplementär aufeinander bezogenen, auf Carl Gottlieb Svarez zurückgehenden Ordnungsprinzipien.

einem höheren Standpunkte aus betrachtet, identisch«<sup>227</sup> – hindurchschiffen könne, wenn er der Kirche ihr Selbstverwaltungsrecht – ein zentrales Element der Reformidee (s. o., Kapitel A. II. 1-2) – zuerkenne. So konnte Görres der preußischen Regierung das durchaus auch in die Mitte des Eichendorffschen Denkens treffende prophetische Wort hinwerfen, dass »an den Ausgang« dieses »Kampfes« zwischen dem »verhaßten Ungeist« des ungeschlachten Soldatenkönigs und »dem besseren Gegner«, also zwischen dem absolutistischen Altpreußen und dem rechtlich-paritätischen Preußen Friedrichs II. einschließlich der Reformära »das Schicksal der [preußischen] Monarchie geknüpft« sei. Gegenüber dem Bestand eines Staats, der zwar »Ruhe und Ordnung« forderte, diese aber selbst »absolutistisch durchbrach«, dessen »Ordnungsforderung und Ordnungsversprechen« daher nur »Schall und Rauch« sein konnte, mussten die Katholiken eine mindestens gleichgültige Haltung entwickeln.<sup>228</sup> Dass Preußen, indem es »aufgrund der unklaren Vorstellung [...], es sei wegen seiner Identität mit dem Protestantismus zur protestantischen Hegemonie berufen«, die Kirche unterdrückte und (wie Kultusminister Altenstein) den »protestantischen« Atheismus der Hegelianer förderte, »mithin für sich selbst das Schafott« gebaut habe, sollte Carl Ernst Jarcke am Ende des Jahres 1849 rückblickend bestätigt sehen. Denn »der ungläubige Staatsabsolutismus« des »vormärzlichen Preußenthums«, die 1837 realisierte »mißliche Ehe« zwischen dem mechanistischen Beamtenregiment und den Kräften des Umsturzes habe »jenen Gährungsproceß herbeigeführt [...], in welchem Preußen seit achtzehn Monaten [d. h. seit März 1848, N. v. E.] begriffen ist.«<sup>229</sup> Das Ministerium Altenstein war der eigentliche Schnitt- und Kristallisationspunkt dieser Debatte über die preußische Identität und somit über das Schicksal Preußens – von den Hegelianern als der Fels staatlicher Souveränität in der Brandung jesuitisch-obskurantistischer Umtriebe in den Himmel gehoben, war es für die Katholische Bewegung der Sitz der »rationalistischen Bürokratie«, der eigentliche Sündenbock eines »Preußenthums, unter welchem sich« schließlich, »kraft des gerechten Gerichts Gottes, in der Nacht vom 18ten auf den 19ten März [1848] der Abgrund« öffnen sollte, »der es (Gott gebe für immer!) verschlang.«<sup>230</sup>

Blieb die Haltung der in Reaktion auf das Kölner Ereignis und infolge des Zerbrechens der überkonfessionellen Allianz der preußischen Konservativen gegründete Zeitschrift des Görres-Kreises gegenüber Preußen also wenigstens ambivalent, so bezeugt

227 Vgl. Jarcke, Schriften I, S. 168 (zitiert bei Frühwald 1977, Anfänge der Katholischen Bewegung, S. 241): »Absolutismus und Revolution sind, aus einem höheren Standpunkte betrachtet, identisch; sie sind beide eine Negation wirklicher und bestehender Rechte, um einen andern durch die Theorie gefundenen Zustand in deren Stelle zu setzen. Das Grundübel unserer Zeit ist aber dieser oben und unten verbreitete, und fast totale Mangel an Achtung und Ehrfurcht vor dem Rechte.«

228 Frühwald 1977, Anfänge der Katholischen Bewegung, S. 244.

229 Vgl. den Beitrag »Preußen und das Preußenthum. Erster Artikel« in den HPBl 24 (1849), S. 225 ff., hier 228 f.; auf die Artikelserie »Preußen und das Preußenthum« wird v. a. im Zusammenhang der Eichendorffschen Revolutionsdichtungen (Kapitel B. II. 2. 1) und im Rahmen der nachmärzlichen Preußen-Diskussion (Kapitel B. III. 4. 2), noch zurückzukommen sein.

230 HPBl 24 (1849), S. 228 f.

sie freilich schon durch ihren »bezeichnenden Titel« die Scheidung Deutschlands in zwei konfessionelle Heerlager.<sup>231</sup>

5. Der geheime München-Besuch 1838 und das  
 »katholische Netzwerk« – Grundlinien des Spätwerks:  
 »Nachblüte« Eichendorffscher Dichtung (1838/39)

So ist es in seiner Symbolkraft für Eichendorffs weitere Entwicklung kaum zu unterschätzen, dass der politisch schon seit mehreren Jahren innerhalb der gouvernemental-absolutistischen Berliner Beamtenschaft zunehmend entfremdete katholische Hilfsarbeiter des preußischen Kultusministeriums im Mai 1838, auf dem Höhepunkt des Konflikts,

231 Vgl. hierzu das hochpolemische und in der Entgegensetzung zu den »guten Protestanten« ebenso ungerechte wie unzutreffende, aber in der Beobachtung pointierte Urteil bei Treitschke, Deutsche Geschichte IV, S. 717 f.: »Unterdessen sah sich Jarcke genöthigt, auf die Theilnahme am Berliner politischen Wochenblatt zu verzichten. In dieser Krisis kam an den Tag, daß die evangelischen Orthodoxen Preußens doch von anderem Schlage waren als die Junghegelianer behaupteten. Das Wochenblatt vertheidigte, ganz wie Hengstenberg's Evangelische Kirchenzeitung, muthig die Rechte der Staatsgewalt. Die Geister begannen sich zu scheiden. Darum trat Jarcke aus, und auf seinen Rath schuf sich die junge ultramontane Partei in München ein eigenes Organ, das den bezeichnenden Titel erhielt: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Naiver ließen sich die friedensstörerischen Absichten der Partei nicht aussprechen. Evangelische Kirchenzeitungen gab es längst, so gut wie katholische; aber ein historisch-politisches Blatt für das evangelische Deutschland zu schreiben war unter den weitherzigen Protestanten noch Keinem in den Sinn gekommen, denn da die evangelische Kirche sich als die allgemeine christliche Kirche ansieht und auch darnach handelt, so wendet sich jeder gute Protestant, der über deutsche Politik redet, an alle seine Volksgenossen.« Treitschke verschweigt dabei natürlich, dass die meisten Blätter, wie Treitschke selbst in allen seinen Werken, wie selbstverständlich für ein »protestantisches Deutschland« schrieben, dessen nähere Bestimmung nicht der Rede wert war. Dass der Spieß nun umgedreht wurde, dass dies nicht ohne offene Explikation möglich war, das ist die signifikante »Anomalie«, die auch in der späteren Nationalismus-Forschung zu Missverständnissen geführt hat. In diesem Sinne ist auch die heute immer noch übliche Forschungsbezeichnung »politischer Katholizismus« in systematisch-typologischer Hinsicht problematisch, weil sie diese nur vermeintliche Anomalie, d. h. Wertmaßstäbe des 19. Jahrhunderts, fortschreibt; vgl. hierzu das Resümee zur Genesis der Zentrumsparthei bei Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 295 f.: »Trotz nomineller Anerkennung des liberalen Prinzips der Trennung von Politik und Religion trug das Zentrum im Deutschen Kaiserreich lange den Makel der Konfessionalität. Es wurde nicht als »politische« Partei anerkannt, sondern als »Verquickung von Politik und Religion« stigmatisiert. Zwar wurden Politik und Religion auch in anderen Parteien »vermischt«. Liberalismus und Konservatismus waren protestantisch dominiert. Zwischen liberalen Parteien und kulturprotestantischen Strömungen gab es vielfältige personelle Überschneidungen und institutionelle Verflechtungen. Doch im Kontrast zur »unsichtbaren«, vermeintlich universellen protestantischen Konfession galt der Katholizismus als partikular. Die historiographische Kontroverse darüber, wie demokratisch oder autoritär, wie liberal oder klerikal, wie konfessionell oder konstitutionell das Zentrum gewesen sei, ist daher nicht nur dem hybriden Charakter der Partei geschuldet, sondern auch der Übernahme liberal-protestantischer Maßstäbe. Auch der Forschungsbegriff »politischer Katholizismus« hat den Nachteil, dass er katholische Parteien wie das Zentrum zur Ausnahme stilisiert. Wie Eric Voegelins Terminus »politische Religion« suggeriert er die Möglichkeit einer »unpolitischen« Religion und beruht somit ebenfalls auf einer liberalen Prämisse.«

eine Reise zur Erledigung familiärer Angelegenheiten nach Wien und Trient zum Vorwand nutzte, inkognito – »ex abrupto« – knapp zwei Wochen in München, dem Zentrum der Katholischen Bewegung zu verbringen.<sup>232</sup> Eichendorff war sich offenkundig nicht nur der Gefährlichkeit seines geheim gehaltenen Aufenthalts bewusst, von dem wir nur durch ein Zeugnis des Sohnes dreißig Jahre später Bescheid wissen,<sup>233</sup> er verfolgte sicher nicht nur den Plan, durch einen »politisch-atmosphärischen Klimawechsel« ›frische Luft‹ zu holen,<sup>234</sup> sondern sondierte höchstwahrscheinlich auch Möglichkeiten, aus Preußen wegzukommen. In jedem Fall aber knüpfte er hier neu-alte Kontakte, er verkehrte mit Brentano, Joseph und (dessen Sohn) Guido Görres, mit Carl Ernst Jarcke, George Phillips und dem bayerischen Kultusminister von Abel – die Grundlagen eines für die letzten beiden Lebensjahrzehnte bestimmenden katholischen Netzwerkes.<sup>235</sup> Unmittelbare Quellengrundlagen für Gesprächsinhalte bestehen aufgrund des aus beruflichen Gründen strikt geheim gehaltenen Aufenthaltes kaum. Doch dass sich Eichendorff in München »seines weiteren Weges als Beamter, Schriftsteller und Dichter«, man müsste noch hinzufügen: als Deutscher, »vergewissert« hat,<sup>236</sup> ist den nach 1838 entstandenen Werken zu entnehmen. Eine Reihe im Rahmen der »Nachblüte«<sup>237</sup> Eichendorffscher Dichtung 1838/1839 entstandener, teils erst postum veröffentlichter Gedichte bezeugt, dass Eichendorff v. a. Görres, seinen alten Lehrer aus den Tagen der Heidelberger Romantik, im buchstäblichen Sinne als Propheten feierte, dem er eine erneute ›Erweckung‹ zu verdanken hatte. In seinem im Oktober 1839 entstandenen, panegyrischen Gedicht »An Görres« stilisiert er die publizistische Stimme des – nach Ruge – »katholische[n] Tetzels unserer Tage«<sup>238</sup> zum unmittelbaren göttlichen Medium:

*Wo einer noch Christi Fahne hält  
Hoch über dem Erden-Plunder,  
Für einen Narren hält ihn die Welt  
Für ein gar fabelhaft Wunder.*

*Der Alte vom Berge nachts umgeht  
Und zieht die alten Glocken,  
Im Schlaf auf die andre Seite dreht  
Die Welt sich, fast erschrocken.*

232 Vgl. den Überblick bei Frühwald 1976, Chronik, S. 164 f.

233 Hermann von Eichendorff 1923 [1866], Biographie, S. 133 ff.; Frühwald 1976, Chronik, S. 164 f.; Schiwy 2007, Biographie, S. 532 ff., hier 533.

234 Vgl. die pointierte Darstellung bei Schiwy 2007, Biographie, S. 529.

235 Wie Hartwig Schultz bemerkt (KA VI, S. 1116), könnte Eichendorff den aus Danzig stammenden und erst ab 1832 in Österreichischen Diensten stehenden Jarcke bereits 1831 »durch Vermittlung von Hitzig« in Berlin kennengelernt haben; zur engen Freundschaft ab Mitte der 1840er Jahre und ihrer Bedeutung für die Ausbildung des Spätwerks s. Kapitel B. I. 2.

236 Schiwy 2007, Biographie, S. 533.

237 Vgl. den zweiten Abschnitt »1839 – Ein Jahr der Nachblüte Eichendorffscher Dichtung« bei Uhlendorff 1964, Neue Eichendorffiana, S. 26–28.

238 Ruge, Werke, Bd. 4 (1847), S. 213.

*Einsiedler du, ja stürme nur fort!  
 Manch Wanderer noch irrt verspätet,  
 Spürt in dem Klange des Herren Wort  
 Und sinkt in die Knie und betet.*<sup>239</sup>

Das die Fanalwirkung unterstreichende Glockenmotiv findet sich noch in mehreren Gedichten dieser Zeit. Die beiden bezeichnend mit »Mahnung« und »Wacht auf« überschriebenen Gedichte sind durch das Motiv der von selbst<sup>240</sup> läutenden Glocken ebenso untereinander verbunden wie mit dem im ersten Kapitel (A. I. 2) bereits zitierten Sonett »Die Mahnung. 1837«.

Im ersten Sonett mit dem Titel »Mahnung« wird das in der Tradition der religiösen Aufklärung gegründete Bündnis der Hegelianer (»Weltgeschichte«) mit dem preußischen Staatsabsolutismus desavouiert, das sich gegenüber der heilsgeschichtlich verbürgten Eigendynamik der nicht vom Staat abhängigen göttlichen Stiftung der katholischen Kirche, die seit 1838 ihre amtlichen Erlasse veröffentlichte, »ohne« nach dem staatlichen Plazet »zu fragen«,<sup>241</sup> als machtlos erweist:

*Genug gemeistert nun die Weltgeschichte!  
 Die Sterne, die durch alle Zeiten tagen,  
 Ihr wolltet sie mit frecher Hand zerschlagen  
 Und Jeder leuchten mit dem eignen Lichte.*

*Doch unaufhaltsam rucken die Gewichte,  
 Von selbst die Glocken von den Türmen schlagen,  
 Der alte Zeiger, ohne euch zu fragen,  
 Weist flammend auf die Stunde der Gerichte.*

*O stille Schauer, wunderbares Schweigen,  
 Wenn heimlichflüsternd sich die Wälder neigen,  
 Die Täler alle geisterbleich versanken,*

<sup>239</sup> KA I, S. 429.

<sup>240</sup> In der deutschen Literatur ist dieses legendarische Motiv prominent in Hartmanns von Aue »Gregorius« (v. 3753 ff.) als göttliche Bestätigung der Ankunft des miraculöserweise in Abwesenheit und Unkenntnis seiner Person zum Papst gewählten hl. Gregors des Großen in Rom formuliert, vgl. auch die ironische Variation dieser Stelle bei Thomas Mann 2008, Der Erwählte, S. 7 ff. Eichendorff erwähnt in seiner »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands« von 1857 die Verarbeitung der Legende durch Hartmann im Zusammenhang des allgemeinen Referats der »Heiligen-Legenden« (KA VI, S. 857 f., hier 857).

<sup>241</sup> Bereits 1835 wurde die Verurteilung von Hermes publiziert; der staatskirchlich gesinnte Episkopat verweigerte anfänglich die Applikation des Breves, weil es nicht auf dem staatskirchenrechtlichen und somit auf »ungültigem« Wege veröffentlicht wurde; erst im Gefolge des Kölner Ereignisses ergriffen die Bischöfe Maßnahmen; ab 1838 ergingen weitere Erlasse dann sämtlich ohne staatliche Genehmigung – was der Staat erst stillschweigend dulden musste, ab 1840 unter Friedrich Wilhelm IV. aber förmlich anerkennen sollte; vgl. hierzu Schrörs 1927, Kölner Wirren, S. 336-434.

*Und in Gewittern von den Bergesspitzen  
Der Herr die Weltgeschichte schreibt mit Blitzen –  
Denn seine sind nicht euere Gedanken.*<sup>242</sup>

Stand Eichendorff damit nun auch – wie die hegelianische Publizistik Görres, dem »deutschen O’Connell«, und den »Historisch-politischen Blättern« unterstellte – pauschal »gegen Preußen«?<sup>243</sup> Dass Eichendorff in jedem Fall auf die vormärzliche, 1837 kulminierende Konfessionalisierung der Nationalbewegung, von der ja nicht nur Arnold Ruge Zeugnis gibt, reagiert, wird an dem zweiten Sonett deutlich:

*Es ist ein Kirchlein zwischen Felsenbogen  
So tief versteckt: wie in den alten Sagen  
Hat Nächtens drin die Glocke angeschlagen,  
Weiß Keiner, wer die Glocken hat gezogen.*

*Erwache, Steuermann! hoch gehen die Wogen;  
Ihr Hirten auf, die Herden nach euch fragen;  
Ihr Wächter sollt an Schloß und Hütten schlagen,  
Wacht auf, wacht auf, bevor der Klang verfliegen!*

*Denn Heerschau halten will in deutschen Gauen  
Der Herr und zählen, die ihm treu geblieben,  
Eh’ er den Engel mit dem Schwerte sendet.*

*Schon bricht’s so dunkelrot durch’s Morgengrauen,  
Ob’s Blut bedeutet oder feur’ges Leben,  
Es steht in Gottes Hand, die Niemand wendet.*<sup>244</sup>

Mit dem Bild der »Heerschau in deutschen Gauen«, bei der sich die noch mehrheitlich febronianisch gesinnten (s. o., Kapitel A. I. 2) »Hirten« erst unter dem öffentlichen Druck der von »ultramontanen« Laienpropheten wie Görres geführten »Herden« zu entschlossenem Handeln durchdringen können, wird die heilsgeschichtlich verbürgte Sammlung des deutschen Katholizismus nicht nur der (im ersten Sonett kritisierten) hegelianischen »Weltgeschichte« als einer mit Notwendigkeit fortschreitenden Säkularisierung entgegeng gehalten; es wird vielmehr mit Nachdruck die Notwendigkeit eingeschärft, dass im (1837 gegebenen) Ernstfall die katholische Identität den entschiedenen Vorzug vor allen anderen Loyalitäten behaupten müsse. So avanciert das Kölner Ereignis im nationalen Horizont des Gedichts, der auch der Horizont der publizistischen Reaktionen war, bereits zu einem katholisch-nationalen Erweckungserlebnis.

<sup>242</sup> KA I, S. 423 f.

<sup>243</sup> Ruge 1838, Preussen und die Reaction, S. 143.

<sup>244</sup> KA I, S. 424.

Zwar bietet das Sonett noch keinen bewussten Schwanengesang eines auf Preußen als deutschem Modellstaat gründenden überkonfessionellen Nationsideals. Wenn aber im verwandten Sonett »Die Mahnung, 1837« der »Ruf« der auf den Segen des Kölner Erzbischofs hin »von selbst« schlagenden »Glocken« »weithin vom deutschen Strome« »drang«;<sup>245</sup> wenn in dieser Überblendungstechnik also die katholische zur eigentlichen Schicksalsfrage der Nation stilisiert wird: Dann sind hier, im Bannkreis von 1837, erstmals die Grundlinien des Eichendorffschen Spätwerkes erkennbar. Die immer exklusivere und sich schließlich zur Palinodie des in Preußen inkarnierten überkonfessionellen »Geistes von 1813« steigende Identifikation von katholischer und nationaler Bewegung wird aber erst ab Mitte der 1840er Jahre klar hervortreten. Dazwischen liegt der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV.

### III. Letzte Beamtenjahre (1840-1844) und Übergang: Preußischer Verfassungskonflikt und Rekonfessionalisierung

#### 1. »Die frohen Tage der Erwartung« (1840) und ihr rasches Ende

Am 2.10.1839 schrieb Eichendorff in Anspielung auf die preußische Innenpolitik an Schön:<sup>1</sup>

Euer Exzellenz wünschen ein Buch zur Geistes-Erfrischung. Leider weiß ich beim besten Willen keines zu empfehlen, ich suche es selbst vergeblich. Die allerneueste Poesie [...] hat mich jedesmal durch das Forcirte u. Gemachte wieder abgeschreckt, durch diese fast grandiose Affectation [...] Shakspeare [sic!] ist u. bleibt doch der Meister, erfrischend für alle Zeiten. Die jetzige ist aber in der That auch gar zu schmähhlich! Alle Erscheinungen, in Staat und Kirche, laßen sich freilich unter einem großen Gedanken – Kampf des Alten u. Neuen – zusammenfaßen, auch ist kein Zweifel, daß im letzten Act das ewige Alte u. Neue doch siegen wird. Aber dieses Drama mit seiner weitschweifigen Exposition, mit seinem unnützen Geschwätz u. hohlem Floskel-Weesen Szene für Szene mit durchzumachen, ohne die Hoffnung den 5ten Act zu erleben, ist wahrlich über alle Gebühr langweilig [...].

»Langeweile« ist ein in den vielen, im Zuge der »Nachblüte Eichendorffscher Dichtung«<sup>2</sup> um 1839 entstandenen Werken immer wiederkehrendes Motiv, das nach der anregenden Interpretation Günther Schiwys die Gefahr der Restaurationspolitik umschreibt, durch politische Erstarrung die Extreme zu nähren und so der Revolution den

<sup>245</sup> KA I, S. 406; dazu s. o., Kapitel A. I. 2.

<sup>1</sup> HKA XII, S. 163.

<sup>2</sup> Der freilich in problematischer Weise der normativ-organologischen Metaphorik verpflichtete Terminus nach Uhlendorff 1964, Neue Eichendorffiana, S. 26; zum Überblick über die Fülle der lyrischen und erzählerischen Werke ebd., S. 26-28 und Frühwald 1976, Chronik, S. 170f.

Boden zu bereiten.<sup>3</sup> Die »Aufgabe der Staatskunst, die Rätsel der Zeit zu lösen«, hatte Eichendorff in seinen politischen Schriften am Anfang des Jahrzehnts ja dahingehend bestimmt, in dem »gärenden Kampfe widersprechender Elemente jene Höhe [einer »höheren Welt-Ordnung«, N. v. E.] zu halten und dieser sich zu bemeistern«. Um »den blöden [unklaren, N. v. E.] Willen und die dunkele Sehnsucht der Völker zur klaren Erscheinung zu bringen« sollte eine gerechte Regierung »die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen« hören, zwar »das Verkehrte entschieden« abweisen, aber »dem Billigen und Rechten redlich sein Recht« verschaffen, sie sollte sich »weder eigensinnig an das Alte« hängen, »noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit ungeduldig« vorgreifen, also »die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungefügt sich gebärden, nicht unterdrück[en]«, sondern [...] veredeln.«<sup>4</sup> Weil diese am Anfang des Jahrzehnts formulierte Chance einer aktiv zwischen »Altem und Neuem« vermittelnden und positiv »veredelnden« Politik durch die restaurative Regierungslinie verpasst war, regten sich – bei gleichzeitigem politischen Stillstand – am Ende der 1830er Jahre nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland die gärenden Extreme.

Nicht zufällig spielt die 1841 erschienene (vermutlich 1839 entstandene) Erzählung »Die Glücksritter« in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg; der Bericht Seppis reflektiert die Situation nach 1837, als »[a]lles durch einander« ist und der Konfessionshader trotz der vordergründigen – politischen – Stille um sich greift:<sup>5</sup>

Da unten ist noch Alles nachtkühl und still, es liegt Alles durch einander im tiefen Grund, da haben sie wieder ein Dorf verbrannt, – Ja, ja, versetzte der Vater, der große Schnitter Krieg mäht uns tapfer voran, man hört seine Sense bei Tag und bei Nacht klirren durchs Land; wir geringen Leute haben die Nachlese auf den Stoppeln.

Am Horizont stand freilich bereits die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Die um den Motivkomplex des offenen Meeres, der Schifffahrt und der Entdeckerreisen kreisenden Gedichte und Erzählungen dieser Zeit figurieren die energische Erwartung eines Neuanfanges.<sup>6</sup> In der buchstäblichen »Windstille« vor dem Regierungswechsel hoffte Eichendorff auf einen neuen Columbus, der eine »neue Welt« entdecken, d. h. eine neue politische Ära einläuten würde.

*Entdeckt sind alle Inseln, Riffe,  
In der Windstille rings umher  
Vor Langeweile versinken die Schiffe –  
Ja, wenn ein Columbus geboren wär,  
Eine neue Welt holt' er aus dem Meer!*<sup>7</sup>

3 Schiwy 2007, Biographie, 545 ff.

4 Alle Zitate KA V, S. 617.

5 KA III, S. 530; zitiert bei Schiwy 2007, Biographie, S. 547.

6 Vgl. die Gedichte in KA I, S. 413, 416, 421, 423, 427, 428, 434.

7 KA I, S. 428; der historische Bezug des Gedichts auf den »damals unmittelbar bevorstehenden

Am 13. 5. 1840 verfasste Eichendorff noch sein Gedicht »Wechsel« (KA I, S. 434):

*Es fällt Nichts vor, mir fällt Nichts ein,  
Ich glaub' die Welt steht still,  
Die Zeit tritt auf so leis und fein,  
Man weiß nicht, was sie will.*

*Auf einmal rührt sich's dort und hier –  
Was das bedeuten mag?  
Es ist, als hörst du über dir  
Einen frischen Flügelschlag.*

*Rasch steigen dunkle Wetter auf,  
Schon blitzt's und rauscht die Rund',  
Der lustg'e Sturmwind fliegt voraus –  
Da atm' ich aus Herzensgrund.*

Am 7. Juni, weniger als einen Monat später, verstarb Friedrich Wilhelm III., und Preußen hatte einen neuen König. Das Widmungsgedicht, das dem 1841 erschienenen ersten Band der Gesammelten Werke, »Seiner Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm dem Vierten in tiefster Ehrfurcht geweiht vom Verfasser«, voranstand, entwirft unter Rückgriff auf die Seefahrtsmotivik der vorausgehenden Gedichte den politischen Erwartungsrahmen (KA I, S. 435; Hervorhebungen im Original):

Ein Eiland, das die Zeiten nicht versanden,  
Von dem sehnsüchtig fromme Völker träumen,  
Wo Himmelslichter ernst den Felsen säumen,  
Der Wetter bricht und Weltwitz macht zu Schanden:

Dorthin kehrt *Du* das Schiff aus wildem Branden,  
Wie auch die Wogen sich hoffärtig bäumen,  
Das Steuer lenkend durch das eitle Schäumen,  
Am heil'gen Heimatsstrand *Dein* Volk zu landen.

Dorther auch stammt der Poesie Gebilde,  
Und mahndend zielt nach jenen stillen Höhen  
Des Dichters Lied, daß Heimweh sich erneue.

Thron- und Regierungswechsel in Preußen« wurde schon bei Uhlendorff 1956, Freiheitsgedanke, S. 35 konstatiert, merkwürdigerweise ohne dass ders. hieraus weitergehende Schlussfolgerungen gezogen hätte.

Ein Hauch nur ists's – laß in die Segel milde,  
 Um Deinen Banner, hoher Herr, ihn wehen:  
 Es ist der Herzens-Klang der alten Treue.

Friedrich Wilhelm wird hier als der neue Columbus adressiert, der das Staatsschiff zwischen der Skylla der »hoffärtigen« Ultrakonservativen« und der Charybdis der »eiteln« Ultraliberalen«, <sup>8</sup> zwischen reaktionärer Bürokratie und revolutionärer Demagogie hindurch und zum gelobten Land einer neuen Ära steuern würde; der neue König sollte also das erreichen, was Eichendorff bereits 1831/32 als Aufgabe der Staatskunst formuliert hatte, was aber durch den phlegmatischen Friedrich Wilhelm III. und die mechanistische Berliner Ministerialbürokratie vereitelt worden war: »die erwachten Kräfte«, »den blöden [unklaren, N. v. E.] Willen und die dunkle Sehnsucht der Völker zur klaren Erscheinung zu bringen«. Von Friedrich Wilhelm IV. erwartete sich Eichendorff die »höhere« Versöhnung der konfessions- und verfassungspolitischen Gegensätze. Diese hier in typisch romantische Bildlichkeit – es handelt sich, wie bereits erwähnt, um das politische Korrelat von Eichendorffs berühmtem Vierzeiler »Wünschelrute«<sup>9</sup> – gekleidete, aber weder über sich selbst »unklar[e]«<sup>10</sup> noch hermetisch chiffrierte Erwartung hat Eichendorff dann in der historischen Rede zur Eröffnung des Königsberger Huldigungslandtages (s. o., Kapitel A. I. 3. 2) in die Prosasprache der vormärzlichen Politik gefasst.

Die erwartungsfrohe Aufbruchsstimmung hatte zugleich eine private Seite, denn der Regierungsantritt griff in Eichendorffs prekäre berufliche Existenz ein. Anfang Mai hatte Kultusminister Altenstein endlich, zehn Jahre nach Eichendorffs Ankunft in Berlin, dessen feste Anstellung und Ernennung zum Geheimen Regierungsrat, und zwar für das neuzubildende, sowohl dem Innen- wie dem Kultusministerium zugeordnete Oberzensurkollegium offiziell beantragt;<sup>11</sup> der an Friedrich Wilhelm III. adressierte Brief wurde am 14. Mai von einem Vertreter (Adalbert von Ladenberg) abgeschickt, denn Altenstein war am selben Tag verstorben. Das berufliche Schicksal lag damit in den Händen des neuen Königs, und so verschränkten sich mit dessen Regierungsantritt alle nur denkbaren Problemkreise: Die Hoffnung auf einen innen- bzw. verfassungspolitischen, einen konfessionspolitischen, einen nationalpolitischen und einen privat-beruflichen Neuanfang; Letzterer war freilich mit den drei Ersteren aufs Engste verbunden. Dass sich in der Vakanz des Kultusministeriums, das nicht nur durch die Kölner Wirren, sondern auch als Verkörperung des Reformgeistes, die Aufbruchsstimmung bündelte und als »welthistorische« zu erkennen gab, schrieb Eichendorff, während er mit der Ordnung von Altensteins Nachlass befasst war,<sup>12</sup> in einem Brief vom 24. 6. 1840 an Schön:<sup>13</sup>

8 Vgl. die treffende Charakterisierung bei Schiwy 2007, S. 540.

9 Von Friedrich Wilhelm IV. erwartete sich Eichendorff, gleichsam das politische »Zauberwort« zu treffen (*Wünschelrute*, KA I, S. 328): *Schläft ein Lied in allen Dingen / Die da träumen fort und fort / Und die Welt hebt an zu singen / Triffst Du nur das Zauberwort.*

10 Vgl. wiederum den symptomatisch verständnislosen Kommentar von Schultz, KA I, S. 1101-1103, hier 1102 das Zitat.

11 Hierzu und zum Folgenden vgl. Frühwald 1976, Chronik, S. 174 ff.

12 Eichendorff ordnete den Nachlass während der Monate Juni/Juli, vgl. Frühwald 1976, Chronik, S. 175.

Die Zeit ist wahrlich auf einmal in's Stürzen gekommen, was ist seit wenigen Wochen nicht alles geschehen! Unser Ministerium – eigentlich die Angel, um die sich jetzt ein gutes Theil der Weltgeschichte dreht – noch immer unbesetzt! Täglich werden hier andere Candidaten, oft die abenteuerlichsten genannt .... Aber Niemand weiß noch etwas Bestimmtes. Alles ist ungewiß u. in Frage; es ist wie eine tiefe Morgendämmerung, noch nirgends eine Landschaft, Fernsicht oder Richtung zu unterscheiden. Gott gebe einen fröhlichen Sonnen-Aufgang!

Zwar legte Friedrich Wilhelm tatsächlich die Kölner Wirren endgültig bei, zwar milderte er die Zensurbestimmungen und setzte durch seine Berufungs- und Rehabilitationspolitik erste Signale einer Öffnung (Kapitel A. I.). Während der neue König schließlich sogar die lange ersehnte und erst von Bismarck wieder aufgehobene »Katholische Abteilung« im Kultusministerium einrichtete,<sup>14</sup> in der ausschließlich katholische Räte angestellt werden sollten (bisher war Schmedding der einzige katholische Rat neben mehreren katholischen Hilfsarbeitern), so wurden alle anderen Erwartungen Eichendorffs bitter enttäuscht. Obwohl die katholischen Räte aus den bisherigen katholischen Hilfsarbeitern rekrutiert wurden, wurde Eichendorff bei der Besetzung übergangen.<sup>15</sup> Mehr noch: Friedrich Wilhelm IV., an den der Antrag des verstorbenen Altenstein mittlerweile gelangt war, bestimmte am 31. August, dass Eichendorff ab dem 1. Januar 1841 definitiv nach Königsberg, wo er ja offiziell nach wie vor nur beurlaubt war, zurückkehren müsse, anderenfalls aber im Kultusministerium lediglich kommissarisch, und zwar auch noch bei deutlich gekürztem Gehalt, weiterbeschäftigt werden könne; von einer Ernennung zum Geheimen Regierungsrat beim Oberzensurkollegium war keine Rede mehr –<sup>16</sup> »[v]on dem Wohlwollen, das noch der Kronprinz gezeigt hatte, ist nicht mehr viel zu merken«.<sup>17</sup> Diese in Anbetracht des Vorlaufs in der Tat schockierende Entscheidung führte nach der Mitteilung durch den Vertreter des Ministers, Adalbert von Ladenberg, am 23. September nicht nur zu einem »mehrtägigen Unwohlsein«, das Eichendorff eine gesellschaftliche Einladung abschlagen ließ.<sup>18</sup>

Sie traf auch mitten in die bewegten Wochen nach dem Königsberger Huldigungslandtag, der vom 5. bis 9. September währte. Am 4. Oktober verwirft der König die »irrig Ansicht«, er habe im Vormonat seine Zustimmung zu dem – gemäßigten – »Antrag auf Entwicklung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 gegeben«, also zur Einführung von preußischen Generalständen (s. o., Kapitel A. I. 3. 2).<sup>19</sup> Theodor Schön, der als Oberpräsident der Provinz Preußen für die »revo-

13 HKA XII, S. 167-169, hier 167 f.

14 Vgl. bei Neugebauer 2009, Das preußische Kultusministerium, das Kapitel »5. Stellenstruktur, Binnenorganisation und Zunahme des Geschäftsbetriebes. 5.1 Die Jahre von 1817 bis 1866« von Bärbel Holtz, S. 99-121, hier 105 f.

15 Stattdessen wurde der 20 Jahre jüngere Mathias Aulike zum Vortragenden Rat ernannt, vgl. Steinsdorff 1980, Privatnachlaß Altenstein, S. 46.

16 Frühwald 1976, Chronik, S. 176 f.

17 Vgl. die eindringliche Schilderung bei Pörnbacher 1963, Beamter, S. 47 f., (Zitat 47).

18 Pörnbacher 1963, Beamter, S. 48; Frühwald 1976, Chronik, S. 178.

19 Frühwald 1976, Chronik, S. 178; Belke 1976, Regierung Königsberg, S. 54.

lutionären Umtriebe« im von jeher aufgeklärt-liberalen Königsberg, der »Hauptstadt der reinen Vernunft«, verantwortlich gemacht wird und entsprechend im Kreuzfeuer der öffentlichen Kritik steht, ist der einzige Besucher Eichendorffs während seiner mehrtätigen, vorgetäuschten oder aber psychosomatischen Krankheit. Am 31. Oktober versendet Schön an nur 32 ausgesuchte Empfänger – unter ihnen Eichendorff – seine 1842 durch einen radikalen Nachdruck publik gewordene »Skandalschrift« »Woher und Wohin«, in welcher der Antrag auf Einführung von Generalständen verteidigt und profiliert (nicht aber, wie oft behauptet, die Einführung einer schriftlichen Verfassung gefordert) wird;<sup>20</sup> der Text wird mit einem bedeutungsschweren Bekenntnis zur Reformidee beschlossen:

Die Zeit der sogenannten väterlichen oder Patrimonial-Regierung, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen und sich beliebig leiten und führen lassen soll, läßt sich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie sie ist und das Gute daraus ergreift und es in seiner Entwicklung fördert, dann straft die Zeit.<sup>21</sup>

Der Satz, der auch Eichendorffs politischen Schriften entnommen sein könnte, ist ebenso gegen das romantisch verklärte patrimoniale Ideal Friedrich Wilhelms IV. wie gegen die absolutistische Tendenz der Berliner Ministerialbürokratie gerichtet, deren Haupt, der Innenminister von Rochow, 1837 das Wort vom »beschränkten Untertanenverstand« (s. o., Kapitel A. II. 4) prägte.<sup>22</sup> Obwohl Friedrich Wilhelm IV. sich mehrfach selbst gegen die »Beamten Oligarchie« verwahrte (s. o., Kapitel A. I. 3 das Zitat der Unterredung mit Metternich auf Schloss Stolzenfels), waren »Rochows Macht und Einfluß wahrscheinlich zu keinem Zeitpunkt größer [...] als in den ersten

20 Zu Schöns Beamtenliberalismus, der Differenz zwischen Konstitutionalismus und dem Wunsch nach Einführung von Generalständen vgl. Neugebauer 1996, Provinzialstände, hier v. a. 138-140; zum allgemeinen Hintergrund Clark 2007, Iron Kingdom, S. 441 f. Die seit Jahrzehnten durch die Eichendorff-Forschung geisternde historische Fehldeutung, Schön hätte hiermit eine schriftliche Verfassung gefordert (und sei *insofern* auf Eichendorffs politischer Gegenseite gestanden), geht auf Uhlendorff 1956, Freiheitsgedanke, S. 37 f. zurück; 37 f.: »Während ferner Schön ein überzeugter Verfechter liberaler Forderungen war und vor allem Pressefreiheit und eine vereinbarte, gesetzmäßig festgelegte Verfassung forderte (so namentlich in seiner Denkschrift »Woher und wohin?«), lehnte Eichendorff in seinen (freilich von ihm nicht veröffentlichten) politischen Aufsätzen eine unbedingte Pressefreiheit und ebenso auch eine »gemachte« Verfassung energisch ab [...]«. Hier liegt daher die Wurzel aller Aporien der bisherigen Forschung zum Verhältnis Eichendorff-Schön. Leider hat Frühwald 1988, Regierungsrat, seinen wegweisenden positiven Neuansatz nicht mit einer Diskussion der bisherigen Forschungsgeschichte verbunden, was das Ausbleiben einer produktiven Rezeption seiner Thesen durch die weitere Eichendorff-Forschung wohl auch etwas verständlicher macht.

21 Schön 1840, Woher und Wohin, S. 40.

22 Am 12. 5. 1841 schreibt Schön (zitiert nach Frühwald 1976, Chronik, S. 179) die leidenschaftlich-erregten Zeilen: »Von Berlin aus wird der Satz verbreitet: Wer sich über einen Minister beschwert, greift den König an. Dieser Satz ist der Schlußstein der Bureaukratie ... er [ist] die große Heerstraße zum Unglück des Königs und des Landes. Dem Geiste unseres Staates ist er durchaus zuwider. Ohne Bastille ist er unhaltbar, und wer ihn halten will, der verbreitet nur Unglück.«

Wochen und Monaten« der Regierung des wankelmütigen, entscheidungsschwachen und daher leicht beeinflussbaren Königs.<sup>23</sup> Die sich bald zwischen Rochow und Schön entspannende Pressekampagne resultierte in des Letzteren Entlassung. In seinem dritten Abschiedsgesuch ist der »Protest gegen die schwankende Politik des eitlen Königs und gegen den Einfluß der absolutistischen Zentralverwaltung [...] unüberhörbar: ›Als mythische Person stehe ich da und mache dadurch die Spalte noch größer, welche zwischen der Richtung der Zeit und der der Administration schon stattfindet.«<sup>24</sup> Schöns Kritik richtete sich hierbei weniger gegen die persönliche Gesinnung des Königs, sondern dagegen, dass »Friedrich Wilhelm IV. charakterlose Gestalten« wie Rochow »um sich versammele« und sich von diesen zweifelhaften Beratern um den Finger wickeln, d. h. das Handeln diktieren lasse.<sup>25</sup>

Erst jetzt wird verständlich, dass die in der Rede zur Landtagseröffnung noch deutlich spürbare Aufbruchsstimmung, wenige Tage nach der vom König bestimmten beruflichen Zurücksetzung Eichendorffs, von der dieser freilich erst im Nachhinein erfahren sollte, von Anfang an fragil war. Erst jetzt wird verständlich, dass Eichendorff, der als Verfasser dieser Rede und als Vertrauter Schöns so unmittelbar wie nur irgendeiner in die öffentlich-politischen Verwerfungen des Regierungsantrittes involviert war, sich in allen innenpolitischen Erwartungen auf eine mutige Initiative, auf einen dritten Weg zwischen dem liberalen Konstitutionalismus und dem bürokratischen Absolutismus auf das Bitterste getäuscht sehen musste. Erst jetzt wird auch verständlich, dass Eichendorffs auf dem Höhepunkt des öffentlichen Konflikts, am 27. II. 1840 erfolgte Zusendung des altspanischen »Fürstenspiegels« »El conde Lucanor« an Friedrich Wilhelm IV., in welcher der Protagonist, Graf Lucanor gleich im ersten Kapitel vor vereinnahmenden Günstlingen gewarnt wird, es aber erreichte, »mitten in den inneren Unruhen seines Vaterlandes durch seine hervorragende Persönlichkeit die Achtung aller Parteien zu erringen«,<sup>26</sup> mehr als einen Hintersinn hatte. Erst jetzt wird mithin verständlich, dass Eichendorffs Hoffnung auf Preußen als einen Modellstaat deutscher Freiheit, eines dritten Weges zwischen Revolution und Absolutismus, nun auch – nach der desillusionierenden Konfrontation mit der gouvernementalen Linie des preußischen Beamtenapparates in den 1830er Jahren – durch den vor ebendiesem Beamtenapparat einknickenden König betrogen wurde.

So brachte das Jahr 1840, der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., in Wahrheit nicht, wie Eichendorff selbst im Brief an Schön von 1839 noch wähnte, den »fünften Akt« (s. o.), sondern erst die eigentliche Peripetie und in der Folge erneut die Retardation der politischen Entwicklung. Mit der bald als trügerisch erkannten Hochstimmung hatte Eichendorff einerseits allgemeinen Anteil an der fatalen Entwicklung der öffentlichen Meinung, die, indem die anfängliche, übersteigerte Palmsonntags- schließlich

23 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 94 f.

24 Zitiert nach Frühwald 1976, Chronik, S. 186.

25 Arnold 1996, Schöns Urteil, S. 66.

26 Vgl. das erste Kapitel »Was mit dem König und seinem Günstling sich begeben« sowie die Zitate aus dem »Vorwort des Übersetzers«, Manuel 2007, Lucanor, S. 10, S. 17 ff.; Schiwy 2007, Biographie, S. 571 (»Fürstenspiegel«).

in die Karfreitagsstimmung acht Jahre später kippte, dem preußischen Staat in diesem Jahrzehnt zum entscheidenden Verhängnis wurde. Speziell für Eichendorff war das Verhältnis allerdings insofern noch einmal komplizierter, als die Begeisterung über die versöhnliche Konfessionspolitik und über die nationalen Gesten und Projekte, die der König während der Rheinkrise, auf die Eichendorff mit der Wahl seines altspanischen Übersetzungsgegenstandes ebenfalls anspielt,<sup>27</sup> vollzog bzw. anstieß, ebenso an sich unstrittig ist, wie sie aber durch die gleichzeitigen innenpolitischen und beruflichen Enttäuschungen bereits unterwaschen war. Wann dieser auch beruflich spürbare Desillusionungskomplex die konfessions- und nationalpolitische Euphorie endgültig überwog, lässt sich relativ genau eingrenzen.

Die berufliche Zurücksetzung und die damit einhergehende Zementierung der innenpolitischen Einflusslosigkeit wurde nämlich auch durch die 1841 dann doch noch erfolgte Ernennung zum Geheimen Regierungsrat nicht mehr kompensiert.<sup>28</sup> Die Stellung Eichendorffs, der an den Verhandlungen der Katholischen Abteilung zwar teilnehmen durfte, aber nicht zu deren regulären Mitgliedern gehörte, hing einigermaßen in der Luft; das in den wenigen quellenmäßig nachweisbaren Amtshandlungen dieser Zeit belegte Bemühen, im Geiste der neuen Regierung die Nachwehen des Kölner Ereignisses zu überkommen, scheiterte teilweise an der subalternen und daher im Zweifelsfall gegenüber höhergestellten Beamten einflusslosen Position. Im Juni 1842, kurz nach der Publikation seiner »Aufforderung zur Teilnahme« am Berliner Dombauverein, suchte Eichendorff noch – offenbar erfolgreich – eine Beschwerde des Trierer Regierungspräsidenten Schaper über zelotische, »staatsfeindliche« Umtriebe der katholischen Geistlichkeit durch den Hinweis auf die neue Konfessionspolitik zu zerstreuen.<sup>29</sup> Der Zustand, dass sich Kirche und Staat »gleich zweien feindlichen Feldlagern, mit allen den ängstlichen Cautelen« gegenübergelegen seien, sei ja eben erst überwunden worden; nun komme es darauf an, »jene, von Sr. Majestät uns gestellte bedeutungsvolle Aufgabe des Friedens segensreich zu lösen.«<sup>30</sup> Eichendorffs Intervention zugunsten des Trierer Bischofs Arnoldi scheitert aber 1842 am Widerspruch des weiterhin einflussreichen Schmedding, nach Vischering »die Pest für unsere Kirchenfreiheit« (s. o., Kapitel A. II. 4). Arnoldi war 1839 vom Domkapitel gegen den Willen der preußischen Regie-

27 In dem von Eichendorff in der Vorrede hervorgehobenen Kampf gegen das an Kastilien angrenzende maurische, »heidnische« Königreich, den der Verfasser Juan Manuel unmittelbar nach seinem Regierungsantritt aufnimmt, blitzt sicher der (wie 1813 ja durchaus religiös aufgeladene) französisch-deutsche (sich in der preußischen Rheinprovinz kristallisierende) Grenzkonflikt durch, vgl. den Hinweis mit ausführlichem Zitat im ersten Kapitel (A. I. 3. 1).

28 Eichendorff wird zwar »wegen seiner Uns angerühmten guten Eigenschaften und geleisteten treuen Dienste« zum Geheimen Regierungsrat ernannt, doch bleibt seine Position bis zur definitiven Anstellung beim noch nicht reorganisierten Oberzensurkollegium eigenartig unbestimmt, da er »dem Kultus-, Innen- und Außenministerium »zur Bearbeitung von Zensursachen und anderer geeigneter Geschäfte zur Disposition« gestellt wird«, vgl. Frühwald 1976, Chronik, S. 182; Eichendorff durfte erst ab Oktober 1841 an den Sitzungen der Katholischen Abteilung teilnehmen, doch auch dann bearbeitet er nur die »ihm vom Chef speziell überwiesenen Sachen«, vgl. Pörnbacher 1963, 52 f.

29 Pörnbacher 1963, Beamter, S. 73 f. (es ging um unerlaubte Fronleichnamsprozessionen).

30 Zitiert nach Pörnbacher 1963, Beamter, S. 73 f.

nung zum Bischof gewählt worden, die ihm daher die offizielle Anerkennung verweigerte. Eichendorff erwirkte mit dem Argument, dass einige rechtliche Gesichtspunkte übersehen worden seien, doch noch die Ausfertigung einer offiziellen Ernennungsurkunde, deren Ausstellung der höhergestellte Oberregierungsrat Schmedding dann aber zu hintertreiben wusste; der äußerst kühle Brief vom 10.8.1842, in dem Schmedding den ihm untergeordneten Eichendorff mit der Rücksendung der »zwei Ausfertigungen« der Ernennungsdokumente beauftragt, weil er die von Eichendorff behaupteten »neuen Aspekte« schlicht nicht erkennen könne,<sup>31</sup> ist »eines der wenigen [...] Zeugnisse für Eichendorffs Auseinandersetzungen mit Schmedding, die seine Amtstätigkeit zunehmend belasten.«<sup>32</sup> Solche innerbürokratischen Kleinkriege, die wie hier allerdings eine hohe politische Tragweite aufwiesen, mussten bei Eichendorff den Eindruck erhärten, dass der gute Wille des Monarchen auch auf dem Feld der Konfessionspolitik der ungebrochenen Macht der Bürokratie zunehmend erlag. Arnoldi wird in der Folge nur »unter stillschweigender Duldung der Regierung Bischof, obwohl er sich weigert, den Staatseid zu leisten.«<sup>33</sup> Nur zwei Jahre später wird er mit der Ausstellung des »Heiligen Rockes« das erste große Massenergebnis des Jahrhunderts – nach damaligen Berichten und in der symbolischen Zuspitzung von Joseph Görres pilgerte »eine Million Deutscher« (eine geradezu magische Zahl) nach Trier – verantworten und somit den Wiederausbruch des konfessionellen Bürgerkriegs von 1837 indirekt mitbedingen (s. u., Kapitel A. III. 4).

In die gleiche Zeit dieser Zwistigkeiten im Kultusministerium fällt jedenfalls auch Schöns endgültige Entlassung. Am 3. Januar 1842 hatte Theodor von Schön zum dritten Mal seine Pensionierung unter Verweis auf die Spaltung »zwischen der Richtung der Zeit und der der Administration«<sup>34</sup> beantragt; Friedrich Wilhelm IV. nimmt den Antrag am 31. März an, zwei Tage nachdem der Berliner Verein für den Kölner Dom-bau Eichendorffs (dann am 3. April in der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung erschienene) »Aufforderung zur Teilnahme« erlassen hat. Im Juni 1842 berät Eichendorff Friedrich Heinrich von Fahrenheid über mögliche Inschriften für das Abschiedsgeschenk der preußischen Provinz an ihren scheidenden Oberpräsidenten und kündigt an, »zu dem für Schön beabsichtigten Andenken auch mein Scherflein beizutragen.«<sup>35</sup> Mit dem ein Jahr später in der Festschrift »Die Jubelfeier des Herrn Staatsministers von Schön am 8. Juni 1843« publizierten Gedicht »Der brave Schiffer« ließ Eichendorff jede Rücksicht fallen, denn hierdurch gab er sich auch in der Öffentlichkeit als Gefolgs-mann des politisch diffamierten Oppositionsführers zu erkennen;<sup>36</sup> der panegyrische

31 HKA XIII, S. 157.

32 Frühwald 1976, Chronik, S. 189.

33 Frühwald 1976, Chronik, S. 189.

34 Zitiert nach Frühwald 1976, Chronik, S. 186.

35 Frühwald 1976, Chronik, S. 188. Zitat Brief HKA XII, S. 183 f., hier 183.

36 In der in Königsberg 1843 gedruckten Festschrift eröffnet das mit »Joseph von Eichendorff« [sic!] unterzeichnete Gedicht den Abschnitt von insgesamt drei Huldigungsgedichten (S. 44-48, hier 44 f.); die beiden folgenden stammen von Cäsar von Lengerke; in der Edition von Eichendorffs Gedicht in KA I, S. 441 (nach der im Fließtext zitiert wird) ist mit »1847« ein falsches Datum angegeben.

Text, der die reformerische und gegen die Regierungslinie gerichtete »Mahnung« Theodor Schöns widerhallen lässt, ist – unter erneutem Rückgriff auf die Seefahrtsmotivik – das vollendete Gegenstück zu dem zwei Jahre vorher veröffentlichten Widmungsge-  
dicht an Friedrich Wilhelm IV.:

*Solang' an Preußens grünem Strand  
Die Meereswogen schlagen,  
Wird Kindeskind im ganzen Land  
Vom braven Schiffer sagen.*

*In wilden Wettern trieb das Schiff,  
Die wollten es begraben,  
Da sprach er stolz zu Sturm und Riff:  
Ihr sollt es nimmer wagen!*

*Kühn um der Nornen Felsenwand,  
Durch Meeresungeheuer,  
Weil er das hohe Wort verstand,  
Lenkt mächtig er das Steuer.*

*Und als die Brandung sich verließ,  
Die Waffen müde sanken,  
Gerettet hatte aus der Tief  
Den Hort er der Gedanken.  
Und ob auch Stern auf Stern versank  
Und schlaff die Segel hingen,  
Der Teufel, nicht das Schiff ertrank,  
Gedanken sind ja Schwingen.*

*So zwischen Schrecken, träger Ruh  
Und Sandbank des Gemeinen  
Dem ritterlichen König zu  
Führt' er getreu die Seinen.*

*Jetzt über'm Lande auf der Wacht  
Steht rastend er im Hafen:  
Die See geht hoch; gebt Acht, gebt Acht,  
Ihr Schiffer sollt nicht schlafen!*

*Ja, und so oft wir wogenwärts  
Noch frische Fahrten wagen,  
Soll hell an jedes Preußenherz  
Des Schiffers Mahnung schlagen!*

Theodor von Schön sah nicht nur sich persönlich kongenial getroffen, sondern verband in einem Brief, den er bezeichnenderweise an den Veteranen der Heeresreform, Hermann Ludwig von Boyen, adressierte, das Zitat der Schlussverse mit dem buchstäblichen »Geist« von »1813«. <sup>37</sup>

Dass spätestens gegen Ende des Jahres 1842 eine allgemeine Ernüchterung eingetreten und die Anfangsbegeisterung endgültig verfliegen ist, bezeugt der nur einen Monat nach den Dombaueierlichkeiten in Köln geschriebene Brief vom 24. Oktober 1842 an Schön. Angesichts des »wunderliche[n] Welt-Spektakel[s] draußen« könnte man, so Eichendorff, »manchmal wirklich verdrießlich werden [...] über den unbequemen Lärm, wenn es nicht so seyn müßte, wie eine nothwendige Naturbegebenheit, wie ein Ungewitter, das die Luft reinigt, wenn es auch zuweilen tüchtig dazwischen hagelt«. <sup>38</sup> Die Charakterisierung Friedrich Wilhelms IV., dem zwar vordergründig noch zugebilligt wird, dass er »darüber steht, wie die Sonne, die von den vorübergehenden Wolken nicht berührt wird u. zuletzt doch den dicken Nebel zerreißt«, erscheint nicht nur im Rückblick eher als Ausdruck von gezwungenem Wunschenken, sondern ist schon durch den nachgeschobenen Satz mehr als ambivalent: »Aber gut Ding will Weile haben, u. das ist leider langweilig«. Der König erscheint nun definitiv nicht mehr als aktiver Impulsgeber; die Ende der 1830er Jahre beklagte »dämonische Langleweile« – gefährlicher politischer Stillstand – ist auch unter demjenigen König, von dem Eichendorff ja gerade die Lösung dieses Ennui erwartet hatte, wieder eingetreten bzw. in Wahrheit gar nicht erst verschwunden, wohl höchstens einige Zeit durch effektvolle Reden und Gesten übertüncht worden. Das eigentliche Urteil über Friedrich Wilhelm IV. spricht Eichendorff denn auch, indem er seine poetische Produktionsflaute mit der politischen Impotenz des Königs in Verbindung bringt:

Von den armen Dichtern hoffen Ew. Excellenz doch wohl zu viel. Sie sollen freilich über ihrer Zeit stehen, wie die Könige, aber sie sind auch wieder recht eigentlich die Kinder ihrer Zeit u. leben von den Eindrücken des Tages. Daher durch die ganze Geschichte die fatale Erscheinung, daß eine große Zeit immer große Dichter, eine schlechte Zeit immer schlechte oder gar keine Dichter hat, gleichwie die Vögel im Winter nicht singen, wo es grade am meisten Noth thäte. Der Aerger wirkt bloß kritisch, was immer der Tod der Poesie ist (HKA XII, S. 185).

37 »Noch zur Ergötzlichkeit. Eichendorff schließt sein Gedicht zu meinem Feste: Die See geht hoch, gebt acht, gebt acht, / Ihr Schiffer sollt nicht schlafen. [...] Es kann kommen, daß wir den Geist sehr nötig haben werden, der anno 1813 waltete. [...] Daher: Die See geht hoch, gebt acht, gebt acht! Ihr Schiffer sollt nicht schlafen!«, HKA XVIII / 2, S. 653.

38 HKA XII, S. 184 f. Der Brief bezeugt im Übrigen auch die ungebrochene Präsenz hegelianischer Denkmuster, die Eichendorff und Schön miteinander verbanden.

## 2. Der »Romantiker auf dem Thron«, die politische Romantik-Kontroverse und der Einfluss auf die Eichendorffsche Werkentwicklung

Durch diese Überblendung des eigenen dichterischen Schaffens mit der politischen Entwicklung in Preußen bezeugt Eichendorff sehr klar, dass der Regierungsantritt des Romantikerkönigs Friedrich Wilhelms IV. gerade in seiner Ambivalenz tief nicht nur in die Bedingungen, sondern, wie zu zeigen sein wird, auch in die Thematik seines Werkes eingegriffen hat.

Die zumal in den Gedichten von 1839/40 figurierte Erwartungshaltung belegt durch ihre spezifisch romantische Bildlichkeit, dass Eichendorff in Friedrich Wilhelm IV. – nicht zuletzt aufgrund der gemeinsamen Erfahrung der Feierlichkeit auf der Marienburg im Jahr 1822 (Kapitel A. I. 3. 1) – ›Fleisch von seinem Fleische‹ witterte, dass also der neue König wohl die Ideale der Romantik in Preußen, der ja im Denken Eichendorffs als deutscher Modellstaat firmierte, inthronisieren würde. Eichendorff hatte gehofft, dass der Monarch durch eine ›organische‹ Anpassung der politischen Verhältnisse an die Zeiterfordernisse das ›historische Ineinanderleben von König und Volk zu einem untrennbaren nationalen Ganzen‹ erneut verbürgen und den Liberalen mit ihrer übersteigerten Fixierung auf eine schriftliche Verfassungsurkunde, dieser »Arznei erkrankter Treue« (KA V, S. 662), so den Wind aus den Segeln nehmen würde; dass aber gerade dieser Romantikerkönig das »seit Jahrhunderten in gemeinschaftlicher Lust und Not bewährte Band wechselseitiger Liebe und Treue« (KA V, S. 662), in einem rein mystisch-spirituellen Sinne und somit, anders als Eichendorff, als Gegensatz zu einer auch qualitativen Weiterentwicklung der Staatsverfassung verstand, schien nun von anderer Seite das Missverständnis von 1831/32 zu wiederholen, als Eichendorff u. a. wegen solcher nur scheinbar der ›Politischen Romantik‹ verpflichteter Passagen als Redakteur für die Historisch-Politische Zeitschrift abgelehnt wurde (Kapitel A. II. 3. 2). Friedrich Wilhelm IV. sollte schließlich sogar am Vorabend der Revolution, in der Eröffnungsrede des Vereinigten Landtags von 1847, die rechtliche Fixierung dieses Vertretungsorgans, mit dem die Forderung nach Generalständen ebenso verspätet wie unvollständig (der Landtag hatte eine lediglich beratende Funktion) eingelöst wurde, mit Zitaten aus Eichendorffs Schrift »Über Garantien« ablehnen.<sup>39</sup> Dieses politische

39 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 117: »Friedrich Wilhelms zögerndes Verhalten in der Verfassungsfrage, die gerade während der Huldigungen, mehr noch hinter den Kulissen, besonders aktuell wurde und in der Preußen einen so späten und schließlich erzwungenen Anschluß an die allgemeine Verfassungsbewegung gewann, geht nicht zuletzt auf das Erlebnis dieser Feier [der Huldigungsfeier in Berlin, N. v. E.] zurück. Als er nämlich immer mehr gedrängt wurde, in der Frage der Volksvertretung nachzugeben, soll er sich an das ›Ja‹ seines angeblich noch nach Ständen gegliederten Volkes erinnern haben. Seine Verbundenheit mit der Romantik wurde an der Wortwahl deutlich. Die Auffassung von einer ›organischen‹ Entwicklung wurzelt in Eichendorff, Adam Müller, Friedrich Schlegel und Novalis. Der oft zitierte Vergleich einer geschriebenen Verfassung mit einem ›papiernen Wisch‹ aus der Thronrede von 1847 geht ebenfalls auf Eichendorff zurück und hängt mit dessen Sprachschatz zusammen: ›Das Papier tut es nicht. Nicht auf dem toten Buchstaben beruht ja überall die Heiligkeit des Vertrages, sondern einzig und allein auf der Treue.« Dass Bußmann hiermit nur eine im Folgenden noch ausführlich zu entfaltende Rezeptionsproblematik des Eichendorffschen Werks unbewusst fortschrieb, zeigt sich unter anderem

Missverständnis, dem freilich auch umgekehrt das anfängliche Missverständnis Eichendorffs über die eigentlichen Ziele des Königs korrespondierte, wird bis heute in der historischen Forschung kolportiert; Eichendorff, der aufgrund von nicht quellengestützten Analogieschlüssen immer wieder als Vertreter der ›Politischen Romantik‹ geführt wird, avancierte in der historiographischen Literatur teilweise sogar zum ideologischen ›Stichwortgeber‹ für den in altständischen Kategorien denkenden Romantikerkönig.<sup>40</sup> Zwar verkehrte Eichendorff in seinen Studentenjahren durchaus mit den Chefideologen der Politischen Romantik, Adam Müller und Friedrich Schlegel.<sup>41</sup> Zwar können zahlreiche Einflüsse, zumal auf die Diktion kaum bestritten werden. Doch die zentrale Prägung erhielt Eichendorffs politisches Denken durch die frühen Konstellationen seiner Beamtenlaufbahn. Die zweifellos bei Müller und Schlegel vorgeprägte Denkfigur des ›Organischen‹ füllte sich, beeinflusst auch durch die Historische Rechtsschule (mit deren Wortführer Savigny Eichendorff in Berlin über viele Jahre hinweg verkehrte; Kapitel A. II. 1), mit der Idee einer in der Verwaltung subsistierenden wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Reform, nicht mit deren Verweigerung;<sup>42</sup> »Liebe und Treue«

daran, dass etwa der liberale Gervinus in seiner Streitschrift zum Vereinigten Landtag (Gervinus 1847, Preußische Verfassung) die Wurzel für das unzeitgemäße Festhängen am Längstverjährten in der ›romantischen‹ ›Jugendbildung‹ des Monarchen gefunden zu haben meinte, und die in der politischen Erstarrung manifesten, »verspätete[n] Siege« »der romantischen Richtung« ausdrücklich mit der Situation »nach 1840« (an der Eichendorff emphatisch partizipierte, s. o.) in Beziehung setzt (S. 72 f.) – dass der Antioromantiker Gervinus *aber umgekehrt* »jene edlen Staatsgrundsätze der Stein und Hardenberg« (auf die Eichendorff sich gegen den König berief), die »Periode jener Verwaltung, eben ihrer Zeitgemäßheit wegen« zu der »einzige[n] geschichtliche[n] Grundlage« erklärt, »auf der der preußische Staat weiter bauen kann« (ebd., S. 75 f.); vgl. dazu Kapitel B. II. 1.

40 Neben Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 117 (s. das Zitat in der vorherigen Fußnote) auch Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 70, 92; sowie Kraus 1996, Politisches Denken; die germanistische Forschung ist teilweise nicht einmal bis zu diesem Missverständnis vorgedrungen, vgl. (soweit ich sehe:) nur Kurzke 1983, Romantik und Konservatismus, S. 165 f.; dieser weitgehende Mangel an historisch anschlussfähigen Vorarbeiten ist freilich eine wesentliche Vorbedingung für das Fehlurteil vieler Historiker, welche die Arbeiten Wolfgang Frühwalds offenbar deswegen übersehen haben, weil diese auch innerhalb der durch entsprechende innerfachliche Scheuklappen behinderten Eichendorff-Philologie kaum rezipiert wurden; wenn etwa der Beitrag von Magen 2007, Beamter, Frühwald nicht einmal im Literaturverzeichnis aufführt, so ist dies ein Ärgernis zu nennen. Frühwalds Erkenntnisse sind zwar offensichtlich in Schiwys einigermaßen bekannte Biographie eingeflossen, konnten aber, weil Schiwy die zentralen Aufsätze von Frühwald 1988, Regierungsrat und 1994, Schlesische Toleranz, (vermutlich aus Versehen?) ebenfalls nicht in der Bibliographie aufführt, auch hierdurch auf keine gründliche Rezeption hoffen. Wohl aufgrund ihres (unscheinbaren) Titels aber wurde Frühwalds Eichendorff-Chronik von 1976, die ja nicht nur Daten, sondern bereits ein reiches historisches und interpretatorisches Material bereitstellt, von Historikern ebenfalls übersehen.

41 Vgl. die Überblicke bei Frühwald 1976, Chronik, 52-56, 58-62 u. ö. (Schlegel), 48-50, 54-56, 58-60 u. ö. (Müller).

42 Vgl. dagegen das Fehlurteil bei Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., 70, 92, u. a. von »Eichendorff« stamme des Königs romantische »Verklärung patriarchalischer Sozialverhältnisse«, des hierarchischen Gesellschaftsaufbaus in Zünfte, Innungen etc. – Weniger verzeihlich ist, dass solche aus den politischen Schriften quellenmäßig nicht belegbaren Zuordnungen innerhalb der Eichendorff-Forschung selbst vorgenommen werden, vgl. exemplarisch Magen 2007, Beamter, S. 136; dies. 2012, Politische Gewalt des Mittelalters, hier S. 164 f. das bereits zitierte (Kapitel A. II. 3. 2), jeder

waren nicht Antidot, sondern Ingredienz des modernen – von der Beamtenschaft getragenen – Repräsentationsgedankens. So ist Eichendorff, der in diesen Jahren mit dem ambivalenten Lob des »letzten Ritters der Romantik« bedacht wurde,<sup>43</sup> paradoxerweise kein reiner Vertreter der von Friedrich Wilhelm IV. inthronisierten »Politischen Romantik«. »Romantik« bedeutete für Eichendorff eben gerade nicht den von Friedrich Wilhelm IV. verkörperten, in altständischen Vorstellungen verhafteten politischen Quietismus, über den nach dem Ablauf der »frohen Tage der Erwartung« (Treitschke)<sup>44</sup> kaum ein Zweifel mehr bestehen konnte, sondern die aktive Vermittlung der politischen Gegensätze. Das aber schloss die zeitgemäße Weiterentwicklung der Staatsverfassung im Sinne des – in der Mitte des Jahrhunderts freilich seinerseits längst unzeitgemäßen – Reformideals mit ein. Im Verbund mit der nicht zufällig um 1840 kulminierenden politischen Romantik-Kontroverse, in die auch das Eichendorffsche Werk verwickelt wurde, wird verständlich, dass Eichendorffs anfängliches Missverständnis und die schlussendliche Desillusion über den romantischen Hoffnungsträger Friedrich Wilhelm IV. eine geistig-politische Identitätskrise und eine Umbruchphase in Eichendorffs Denken und Schaffen wesentlich mitverursachte bzw. katalysierte.

1839/40 war in den Hallischen Jahrbüchern das bekannte, von Theodor Echtermeyer und Arnold Ruge verfasste linkshegelianische Pamphlet »Der Protestantismus und die Romantik. Zur Verständigung über die Zeit und ihre Gegensätze. Ein Manifest« erschienen. Der germanistischen Forschung ist weitgehend entgangen, dass diese Kampfschrift, wie auch allgemein das Organ, in dem sie publiziert ist, in ihrer politischen und konfessionellen Polemik schwerlich von der spezifischen Situation unmittelbar vor dem preußischen Thronwechsel zu trennen ist.<sup>45</sup> Im Rückblick wird Ruge die Gründung der Hallischen Jahrbücher mit dem Kölner Ereignis als dem Gründungsdatum einer neuen Linie der preußischen Politik in Verbindung bringen und den Zweck der Beiträge offenlegen, angesichts der fortdauernden Reaktion »die Zukunft« in dialektischer Weise »vorwegzunehmen und dem preußischen Staat seinen freien Inhalt [...] als gegenwärtige Politik unterzulegen«:

argumentativen Grundlage entbehrende, hanebüchene Schlussresümee. Die Nähe zur historischen Rechtsschule hat mit besonders ausgeprägter Kompetenz Lüderssen 2007, Eichendorff und das Recht, betont.

43 Vgl. die pointierte Aufstellung der Rezeptionszeugnisse ab 1840 KA I, 787, 788, 1213 u. ö.

44 Vgl. das erste Kapitel in Treitschke, Deutsche Geschichte V, S. 3-60 (»Die frohen Tage der Erwartung«).

45 Das verknappte Referat bei Kurzke 1983, Romantik und Konservatismus, S. 28f., der einerseits den konkreten historisch-politischen Kontext komplett ausblendet, andererseits sich offenbar auch nicht wirklich darüber im Klaren war, ob er die hegelianischen Prämissen und Schlussfolgerungen nun historisieren (wie bei einer historischen Thematik doch wohl zu erwarten wäre) oder aber systematisch rezensieren, evaluieren und fortdenken sollte, bietet hier kaum historisch aufschlussreiches; Oellers 1995, Jahrbücher, S. 149, sieht freilich schon in der Tatsache, dass die Hegelianer Literatur überhaupt politisch beurteilten, ein »Problem«. Vgl. demgegenüber unten, Kapitel B.III.1.2 zur gattungsspezifischen Einordnung in den Horizont der nationalen Literaturgeschichtsschreibung. Im Folgenden werden nur die Grundlinien entworfen, die auch zur Einordnung des »Manifests« von 1838 notwendig sind.

Das Ministerium Altenstein hatte eine freisinnige Erklärung in der Cölner Angelegenheit erlassen; Preußen nahm einen augenblicklichen Aufschwung: die Presse wurde etwas freier und hin und wieder regte sich die Hoffnung, die Regierung werde nun die Reaction ganz abschütteln und sich der Freiheit, welche sie seit 1818 verlassen, wieder zuwenden. Dies war 1838. In diesen Moment fällt die Gründung der Jahrbücher. Wir befolgten daher einige Zeit die Politik, die Zukunft vorwegzunehmen und dem preußischen Staat seinen freien Inhalt, d. h. seine demokratischen Institutionen und Gesetze aus der Revolutionszeit und seine protestantisch-philosophische Bildung, die durch das Ministerium Altenstein befördert worden war, als gegenwärtige Politik unterzulegen. Diese Fiction machten wir zur Grundlage unserer Polemik gegen die Reactionäre und Obscuranten, und wir hielten die Polemik noch für nöthig, weil wir ihren Einfluß durch das Cölner Ereigniß nur momentan für erschüttert ansah und ihre Zukunft schon damals jedem Unterrichteten klar sein mußte.<sup>46</sup>

Aufschlussreich für diese (im Rückblick) bewusst als »Fiction« bezeichnete dialektische Dichotomie zwischen dem »freien Inhalt« und dessen Konterkarierung durch den in naher »Zukunft« regierenden Romantikerkönig Friedrich Wilhelm IV. ist insbesondere die dann kurz nach dem Thronwechsel (erstmal) erschienene Abhandlung »Der preußische Absolutismus und seine Entwicklung. 1841«.<sup>47</sup> Hier werden, in der Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen, »romantischen« Regierungspolitik bereits wesentliche Grundaxiome der kleindeutsch-borussischen Geschichtsschreibung ausformuliert.

Im ersten Kapitel »Die Genesis der protestantischen Macht in Deutschland« wird Gustav Adolph als »der Genius des neuen Deutschlands und der protestantischen Freiheit« profiliert, der einen »Wendepunkt« in der Geschichte des preußischen Staates auslöste;<sup>48</sup> mit dem Großen Kurfürsten begann die Stunde des »eigentlichen« Preußen zu schlagen, denn von ihm ab datiert der »Ursprung des [gemäß dem hegelianischen Staatsgedanken positiv verstandenen, N. v. E.] Absolutismus«; »er ist der pulsirende Punkt, um den die neue Bildung des modernen centralen [sic!] Staates sich ansetzt, dessen eigentliche Seele aber der protestantische Geist ist. Die Ausbildung der absoluten Monarchie und speciell in Preußen der protestantischen wird nun die Aufgabe der Geschichte.«<sup>49</sup> Wie später bei Johann Gustav Droysen<sup>50</sup> erscheint die hier durch das »drückende Söldnerwesen« repräsentierte innerstaatliche Unfreiheit als das welthistorisch notwendige Übel, d. h. als die »List der Vernunft«, welche die Ausbildung und Festigung der preußischen Staatlichkeit ermöglicht und so mit den Boden bereitet hat für die nationalpolitische Führungsrolle Preußens in der Gegenwart:

46 Im »Vorwort. 1846« zu dem Aufsatz »Die Entwicklung des deutschen Geistes seit den Freiheitskriegen«, Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 60.

47 Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 1-59.

48 Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 9 f.

49 Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 12.

50 Vgl. den systematischen Überblick bei Hardtwig 1980, Borussianisches Geschichtsbild.

Der Glanz und die Souveränität nach Außen und nach Innen zeigt sich uns nur als die Folge des kühnen Gedankens, das neue (protestantische) Deutschland zu begründen und zur freien Macht zu erheben, dagegen erscheinen die Ordnung im Innern, das drückende Söldnerwesen und die Anstrengungen, industrielle Abhilfe zu schaffen, als die nothwendigen Mittel, die eingenommene Stellung durchzuführen. Diese Stellung wird von nun an nur noch entschiedener der Prüfstein der preußischen Politik. Denn nun der Staat durch Friedrich II. die wirkliche Weltmacht des protestantischen Principis, welches jetzt schon die Form der Aufklärung hat, sein will, kommt es überall darauf an, wie weit seine Politiker die jedesmalige Souveränität des Staats und des Geistes begreifen und ins Werk richten. Beiden Formen der Freiheit muß Oestreich fortdauernd entgegengetreten, weil sie ihm seine Bedeutung, den alten deutschen Staat und die alte Kirche zu vertreten, immer mehr entreißen, und andre Gesichtspunkte erst dann eintreten. Man wird antworten, – denn man muß darauf zurückkommen, – den Geist – den politischen doch wohl – und man wird fragen dürfen, welcher Geist denn der ächtpreußische und seine eigenthümliche Machtquelle sei. Preußen hat den Geist der Reformation und der Revolution in sich aufgenommen, diese doppelte Form des Geistes der neuen Geschichte und die gründliche Aneignung derselben ist ein eigenthümlich preußisches Besitzthum, wodurch es im Lauf der Zeit nothwendig von seiner jetzigen Allianz so wie von der Doctrin der Reaction losgerissen werden muß. Oestreich hat weder die Reformation noch die Revolution aufgenommen, es hält die Geschichte nicht für nothwendig, die Zeit und die geistigen wie politischen Revolutionen für eine Erfindung unruhiger und unsittlicher Menschen, es wartet daher mit großer Beharrlichkeit auf eine Gelegenheit, die Revolution, d. h. aber in der That den Geist und die Geschichte auszulöschen, ernstlich gesprochen, es erkennt die höheren geistigen, die Freiheits-Interessen nicht an und würde es für gerathener halten, beim geistlosen Geist (dem Geistlichen statt des Geistigen) und den irdischen Gütern stehen zu bleiben. Dieser Inhalt ist dem preußischen völlig entgegengesetzt. Er ist aber im Grunde ohne Energie, er ist die Erschlaffung selbst.<sup>51</sup>

So tritt der großdeutsch und überkonfessionell denkende Friedrich Wilhelm IV. hinter den Zeilen bereits als Negativbild des ›wahren‹ Preußen langsam hervor. Die innenpolitische Kritik an dem romantisch inspirierten patrimonialen Ideal und dem altständischen Korporationsdenken, nach dem auch die Kirche(n) vom Staat unabhängiger sein sollen, ist dann völlig offenkundig gegen diesen – aufgrund der Zensur<sup>52</sup> freilich nicht namentlich genannten – Romantikerkönig gerichtet. Denn die gegenwärtige Restauration

denkt [...] an eine Selbstregierung, nach der Art Friedrichs II., an Berufungen mehr nach Persönlichkeit und Gesinnung, als nach dem steifen Avancement, ja es ist

<sup>51</sup> Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 16 f.

<sup>52</sup> Die Zeitschrift wurde dennoch 1843 verboten, vgl. Oellers 1995, Jahrbücher, S. 142.

sogar von der Cabinetsjustiz die Rede gewesen. Die Constitutionen und Verbrie-  
fungen werden daher als eine äußerliche unwirksame Sache gefaßt und Alles in das  
Gewissen und die Religion des Fürsten gelegt. Allerdings ist dies in dieser Region  
das Subjective, aber wenn es auch im einzelnen Fall das Vortrefflichste von der  
Welt wäre, es ist doch nur das Romantisch Subjective, die Willkür, das Persönliche,  
welches als Staatsperson nur dann das Wahre und die Macht ist, wenn es die Idee  
der Zeit, den Freiheitsbegriff des Jahrhunderts zu realisiren sucht. Diese Frage ist bei  
Gelegenheit des großen Churfürsten und Friedrichs II. schon erörtert worden. – 2)  
Wie der König, so sollen auch die Provinzen, die »Corporationen« (ein Stichwort  
der Romantik), die Kirche, der Adel, die Bauern, die Städte und, nicht zu vergessen,  
die Standesherrn, wieder selbständiger werden. Alle diese, sagen sie, waren frei,  
tapfer und selbständig vor der absoluten Monarchie, diese hat viel Individuelles  
verwüstet, man rehabilitire, man restaurire dasselbe. Das Individuelle, die Selbst-  
thätigkeit ist wiederum das Subjective; man will es zu Ehren bringen, wo man es  
findet, und denkt, diese Ehre und Wiedergeburt werde den einzelnen Elementen des  
Staats, wenn man sie zu möglichster Selbständigkeit brächte, zu Theil werden. Sie  
verstehen unter Freiheit Selbständigkeit; nur ein anderer Name für Willkür! Aber  
war nicht jene gepriesene Selbständigkeit der Kleinen im Ganzen eine Zerrüttung  
und Auflösung des Ganzen, war sie nicht der »gemeinste Egoismus«, die roheste  
Verwilderung der Einzelnen, ein Egoismus, gegen den der absolut-monarchische  
Egoismus der ideale, der wahre ist und bleibt? denn dieser muß selbst in schlechten  
Subjecten von allgemeinen, d. h. honetten Gesichtspunkten ausgehen: ein König,  
der nur einigermaßen König ist, muß vorwiegend allgemeine Interessen haben und  
hat sie; die Corporationen und die Einzelnen, wenn sie Egoisten sind, können nur  
gemeine Egoisten sein. Aber was heißt denn selbständig? bin ich denn frei, wenn  
ich selbständig bin? Wenn der Mensch mündig wird, so wird er selbständig, aber  
wie? steht er nun draußen und wohnt er vor den Thoren der Welt auf seinem eignen  
Erbe? oder ist er vielmehr im Verkehr und überall nur im Stande, seinen Willen  
mit dem Willen Anderer auszugleichen? Ganz gewiß gilt nirgends seine Vernunft,  
die er etwa auf eigne Hand apart für sich hätte, ohne Weiteres, er ist abhängig von  
der Ansicht Anderer in allen Dingen. Wer ist nun selbständig? Niemand, der nicht  
verhältnißlos und auf Robinson's Insel ausgesetzt wäre, am wenigsten der König  
und wer sonst am meisten zu bedeuten hat. Was bleibt also für die Freiheit übrig?  
kann sie etwas Anderes sein, als das Geltendmachen meiner Vernunft in der Welt  
der andern Menschen, im Staat, und zwar unter der Form, daß meine Vernunft  
sich als die allgemeine erweist? Und der Staat, ist er nicht die Einheit eines geistig  
unterschiedenen Ganzen? Von einer Selbständigkeit der Theile in localen Rechten  
und Individualitäten ganz separater Art würde der Staat nur aufgelöst werden.<sup>53</sup>

Aufgrund der zugrunde liegenden dialektischen Konstruktion kann diese aktuelle, von  
Friedrich Wilhelm IV. repräsentierte christliche und restaurative Linie des preußischen

53 Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 55f.

Staates, die inthronisierte romantische »Willkür« und »Erschlaffung«, als vorübergehende Erscheinung abgetan werden, die dem welthistorisch verbürgten ›deutschen Beruf‹ des preußischen Staates, wie er in den Ahnherren des Großen Kurfürsten und Friedrichs II. figurirt ist, notwendig weichen muss:

Der Staat des großen Churfürsten, welcher die Schutzmacht des Protestantismus war, und der Staat des großen Friedrich, welcher die Weltmacht des Protestantismus in Form der absoluten Monarchie war, ist jetzt nicht mehr der Staat: nach wie vor fällt in ihn das absolute Interesse des historischen Geistes, aller Inhalt, den der menschliche Geist erarbeitet hat; aber die Absolutheit, um die es sich jetzt handelt, ist die freie Weltmacht, durch die freien Subjecte erzeugt, also der absolute Staat, als freie Bewegung des Geistes, d. h. ein Staat mit innerer und äußerer Souveränität, ein frei constituirter Staat, der zugleich eine europäische Großmacht ist, die Geistesfreiheit der Reformation zu seiner Voraussetzung hat (cf. die Kritik des gegenwärtigen Staats- und Völkerrechtes), und den Zweck verfolgt, jeden einzelnen Menschen zu befreien.

[...] Preußen ist gegenwärtig der Staat, auf den Alles ankommt, seine Reform ist die deutsche überhaupt. Es handelt sich daher in Deutschland jetzt erst eigentlich um den Staat; weil um den wahrhaft souveränen und welthistorischen Staat, dessen Freiheit allem Druck äußerer Mächte, aller Einwirkung fremder Regierungen und Principien enthoben sein würde. Wie steht nun dieser Kampf? Der politische Zustand des geheimen Polizeistaates, der die äußerliche Ordnung und die ordentliche Verwaltung eines geistlosen Organismus bezweckt, entspricht weder den Intentionen unserer liberalen Staatselemente, noch der Bildung unserer Zeit. Die Bildung steht mit dem status quo in Opposition. Dies heißt nicht, sie ist mit dem ganzen Staate unzufrieden und verwirft seine Geschichte, im Gegentheil, sie erkennt seine Geschichte an, sie beruft sich auf sie, und wenn sie zugleich geltend macht, daß der geistige Zustand unserer Zeit dem politischen, von dem er losgetrennt ist, vorausgeleitet sei, so ist damit in der That auch die Gegenwart mehr anerkannt als verworfen; denn wer wollte sagen, daß es nicht so sein müßte, wenn gleich auch eben so sehr folgt, daß es nicht so bleiben darf?<sup>54</sup>

Weil also Preußen seinem Prinzip nach »die wahre Nationalität des neuen Deutschlands« verkörpert, entscheidet sich an der dereinstigen Überwindung des ›unpreußischen‹ Romantikerkönigs Friedrich Wilhelm IV. durch den »Gustav Adolph unserer Zeit«, durch die »wahre Consequenz Friedrichs des Großen«, nicht nur die Zukunft Preußens, sondern »die gemeine Sache des politisch freien Deutschlands«:

Die Hauptsache bliebe also wohl für uns Preußen, nach wie vor auf unserer Basis fortzubauen und unsere reell vorhandenen Elemente auszubeuten; indem wir sie zur Anerkennung und zu ihren Consequenzen bringen, dergestalt, daß Preußen aus

54 Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 51f.

seinem spezifischen Inhalt auch die eigne Seele, den eignen Charakter und seine eigenthümliche Politik entwickelt. Diese Eigenthümlichkeit, die Vereinigung geistiger und politischer Freiheit, ist die wahre Nationalität des neuen Deutschlands, die rohe Volksthümlichkeit dagegen die unwahre, die zu überwindende.

[...] Möge der Gustav Adolph unserer Zeit, der »die gemeine Sache des politisch freien Deutschlands« gegen ihre zahlreichen inneren und äußeren Feinde zum Siege führt, diesem Geschlechte nicht von Außen kommen, sondern bereits mitten unter uns wohnen und bald die Krone des höchsten Ruhmes, die Liebe und Verehrung seiner Zeit und das Bewußtsein, ihr Heros zu sein, zum Lohne davontragen. Dieser wäre die wahre Consequenz Friedrichs des Großen, wie Friedrich die des großen Gustav war.<sup>55</sup>

Die vielen, gerade kurz vor und nach 1840 besonders heftigen antiromantischen Invektiven, die Ausfälle gegen die »religiösen und politischen Romantiker« sind ohne jeden Zweifel gegen denjenigen preußischen König gerichtet, der, geprägt durch die »Zeit der Freiheitskriege« mit ihrer Identifizierung von »Christenthum und Deutschthum«, mit ihrer Mittelalterseligkeit und Verklärung von »Kaiser und vom Reich«, seiner Begeisterung für »Dome am Rhein«, als welthistorisch retardierendes Element, gleichsam als negatives Katechon, den Durchbruch dieser »wahre[n] Nationalität des neuen Deutschlands« verhindert:

Der reactionäre Idealismus, dessen Inhalt nicht die gegenwärtige Bildung und Freiheit, sondern die jenseitige, phantastische, vergangene Herrlichkeit des Christenthums und Deutschthums ausmacht, ist die Romantik. Ihr Ideal ist jenseitig, phantastisch, unmöglich, und je abenteuerlicher, desto überschwenglicher. Die Jugend aus der Zeit der Freiheitskriege und zunächst nach ihnen verfiel in diese Romantik. [...] Dadurch erhielt die Wirklichkeit des Idealen wieder die Form der Erinnerung. Nun war die Erinnerung auch die Form der Schenkendorfischen Romantik, die in seinen melancholischen Liedern unter der Jugend fortlebte.

[...] Die religiösen und politischen Romantiker predigten, sangen und sprachen vom Kaiser und vom Reich, und priesen die vergangene Frömmigkeit, welche sich jene großen Dome am Rhein errichtet; sie wußten wenig von der wahren geistigen und politischen Freiheit, wie sie denn auch gegenwärtig meist Pietisten und Reactionäre sind; aber sie begeisterten sich für ihren phantastischen Gegensatz gegen die Prosa des alten, wiederhergestellten Regiments und conspirirten dagegen. Bei seiner kindischen und phantastisch ungeschickten Praxis wurde dieser altdeutsche Geist bald ergriffen und von den Schülern der Napoleonischen Polizei leicht überwältigt.<sup>56</sup>

<sup>55</sup> Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 57 f.

<sup>56</sup> Das Unterkapitel »d. Die religiös-patriotische Jugend« im Hauptkapitel zur »Geschichte des deutschen Geistes seit den Freiheitskriegen« der Werkausgabe (Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 94, 95) wurde nicht zufällig aus der bereits mehrfach zitierten (s. o., Kapitel A. II. 4) kleindeutschen Streitschrift von Ruge 1838, Preussen und die Reaction (hier S. 10 f. das entsprechende Zitat) übernommen.

Vor diesem Hintergrund wird nun erst verständlich, dass Eichendorff, wenn das Manifest »Der Protestantismus und die Romantik«, das sich unmissverständlich als politischer Debattenbeitrag im Vorfeld des preußischen Thronwechsels zu erkennen gibt,<sup>57</sup> zu der »zahlreiche[n] Epigonschaft« der Romantik gezählt wird,<sup>58</sup> damit nicht in eine bloße »Literatur-Diskussion hineingezogen«<sup>59</sup> wird. Zwar wird er unter diejenigen »ästhetischen Epigonen« eingereiht, »die sich vornehmlich an Göthe anschließen und nach verschiedenem Naturell verschiedene Pointen der Romantik, als Ritterwesen, Teufelsspuck, Geisterwirthschaft, Mittelalter, Mystik u. s. w. cultiviren, dabei politisch harmlos sich verhalten, z. B. Uhland, Justinus Kerner, Heinrich von Kleist, Chamisso, Eichendorff, Schenkendorf, Immermann, Rückert, Franz Horn [...]«; diese »ästhetischen« Romantiker bieten aber für Echtermeyer/Ruge weniger den Gegensatz, sondern das Korrelat und den Bodensatz der romantischen »Politiker und Praktiker«, die wie »Görres (der indessen auch noch seine rein litterarische und ästhetische Seite hat), Jahn, Tholuck [Jan, orthodox-pietistischer Theologe], Hengstenberg [Herausgeber der in Berlin erscheinenden, konservativen Evangelischen Kirchenzeitung], Menzel [Wolfgang, auf dessen Denunziation hin verurteilte der Bundestag 1835 das »Junge Deutschland«], Leo [Heinrich, preußischer Hochkonservativer, Mitherausgeber des Berliner Politischen Wochenblatts], Jarcke [Carl Ernst, katholisch, bis 1838 Mitherausgeber des BPW], Philips [George, katholisch, wie Jarcke bis 1838 Mitherausgeber des BPW] u. s. w.«<sup>60</sup> den geistig-politischen Denkraum des romantischen Kronprinzen und ab 1840 preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. umreißen. Im selben Absatz wird denn auch die Frontstellung gegen jene »pietistisch-jesuitisch-aristokratische Coalition« artikuliert, die »in die Praxis des Staatslebens die alte Romantik [...] zu ergänzen suchte«.<sup>61</sup>

Wann Eichendorff die Kunde von dieser wenig schmeichelhaften Zuordnung zum »politisch harmlos« sich verhaltenden ästhetischen Bodensatz des Königs spätestens erreichte, lässt sich sicher belegen. Im April/Juni 1840 erschien nämlich im »Conversations-Lexikon der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte« ein anonymer Schmähartikel, der die wesentlichen Grundlinien des Manifests der Hallischen Jahrbücher auszog, zuspitzte und in einer vernichtenden Kritik am Eichendorffschen Werk bündelte. Nach diesem in der Diktion dem Manifest von Echtermeyer/Ruge naheste-

57 Der erste Teil im Jahrgang HJb 1839, Sp. 2480 schließt mit dem Ausblick: »Möge das nächste Jahr praktisch eben so, wie wir es theoretisch zu leisten gedenken, dem reinen Protestantismus zu seinen Ehren verhelfen, den Wurm der Romantik aber siegreich überwinden.« Das bezog sich darauf, dass im zweiten Teil HJb 1840 das Nachleben der Romantik, ihre ästhetischen und politisch-religiösen »Epigonen« geschildert wurde – aber es war doch auch eine eigentümliche Koinzidenz, dass dies mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., der aufgrund des hohen Alters und der angeschlagenen Gesundheit seines Vaters allgemein absehbar war, zusammenfiel.

58 [Theodor Echtermeyer, Arnold Ruge], Der Protestantismus und die Romantik. Ein Manifest, in: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst 1840, Sp. 511 f.

59 Schiwy 2007, Biographie, S. 560 (Hervorhebung N. v. E.).

60 [Theodor Echtermeyer, Arnold Ruge], Der Protestantismus und die Romantik. Ein Manifest, in: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst 1840, Sp. 511 f.

61 [Theodor Echtermeyer, Arnold Ruge], Der Protestantismus und die Romantik. Ein Manifest, in: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst 1840, Sp. 511 f.

henden Artikel war Eichendorff die Inkarnation »der genialen Willkür« – man erinnere sich an die Kritik an der von Friedrich Wilhelm inthronisierten »Willkür«, s. o. –, »die sich nicht weiß, die sich nach Belieben gehen läßt, in der Welt ohne Weiteres herum-schlendert und überall nicht herauskommt aus dem thierischen Instinkt der bornirtes-ten Naivetät«; in seinen Werken setze Eichendorff sich »mit der Wirklichkeit in Opposi-tion«, er sei »mißmuthig über die grandiosen Mächte, über den Dampf und über die Eisenbahnen, über das Wachsen der Industrie, über die [in den politischen Schriften von Eichendorff *gelobte*, s. o., Kapitel A. III. 3. 2, N. v. E.] Befreiung der Gewerbe, über die Zunahme des Reichthums und über die Entfesselung der Volksvernunft«. Eichen-dorff sei so »das Symbol der Romantik«, die »in platter Prosa« »endet« und »an der eignen Unfruchtbarkeit« »stirbt«. <sup>62</sup> Theodor Mundt, der die Junghegelianer ablehnte und auch die Romantiker zu würdigen vermochte, veröffentlichte am 18. 8. 1840 in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Der Pilot« eine Verteidigungsschrift, in welcher er den Verdacht äußert, dass die Verfasser des Manifests einen »Handlanger« beauf-tragt hatten, an Eichendorff, der »eben das Unglück hat, ein Romantiker zu sein«, ein Exempel zu statuieren und die »noch übrige Luft« auszulassen. <sup>63</sup> Mundt übersendet den Beitrag an Eichendorff, wofür sich dieser am 4. September, also am Vorabend des Königsberger Huldigungslandtages, bedankt. Ruge selbst wendet sich in einem Brief vom 7. September direkt an Eichendorff und verwahrt sich gegen den Vorwurf, hinter der »unqualifizierten« Schmähschrift zu stehen, die mit der »argumentirenden Kritik« seines Manifests nur die Grundhaltung gegen die »verblichene Geistesbildung« der Romantik gemein habe. <sup>64</sup> Aus Eichendorffs Antwort vom 17. September geht hervor, dass er erst durch Mundts Zusendung, also kurz vor den Huldigungsfeierlichkeiten in Königsberg, »die erste Kunde von der Sache überhaupt« »erhielt«; <sup>65</sup> hier liegt daher auch der sichere Terminus ante quem für Eichendorffs Kenntnis des Manifests in den Hallischen Jahrbüchern.

So traf der Vorwurf der angeblich genuin romantischen, naiv-bornierten Trotzhal-tung gegen den Fortschritt, der denjenigen der politischen Harmlosigkeit nur zuspitzte, Eichendorff ausgerechnet in denjenigen bewegten Wochen, als dieser sich selbst in sei-nen aktiven Bemühungen betrogen sah, den König zu innenpolitischen Reformen zu bewegen. Die anfangs von Eichendorff selbst beschworene innere Verbundenheit mit

62 Conversations-Lexikon der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte April/Juni 1841, zitiert in HKA XVIII, S. 507-516, hier 512 f., 514, 516.

63 Zitiert nach HKA XVIII, S. 516-519, Zitate 517, 518 f.; die Gegnerschaft Mundts gegen die Hege-lianer geht aus folgender Passage hervor: »Ach, welch' ein beneidenswerthes Loos erblüht nicht der deutschen Literatur durch diese hallischen Jahrbücher-Herren, die in ihren unendlich langen Recensionen uns noch den ganzen deutschen Parnaß verschlucken werden, um ihn dann als absoluten Begriff wieder von sich zu geben! Die polemischen Ungeschliffenheiten Ruge's, die er sich [...] gegen Friedrich Rückert [...] hat zu Schulden kommen lassen, hatten wir ihm kaum verziehen, als er mit seinem gar plumpen und vandalischen Manifest gegen die Romantik anrückte, in dem das Beste, was er vorbrachte, lauter bekannte und von Andern vor ihm viel schärfer erörterte Dinge waren« (ebd.).

64 Brief Ruges HKA XIII, S. 150-152.

65 HKA XII, S. 171.

dem »Romantiker auf dem Thron« Friedrich Wilhelm IV. wurde also ausgerechnet in dem Moment öffentlich bestätigt, als sie für Eichendorff bereits wieder brüchig zu werden begann. Im Stichwort der ›Romantik‹ konzentriert sich so die ganze Problematik des komplexen Verhältnisses zwischen Eichendorff und Friedrich Wilhelm IV. Denn die Romantikcritik, wie sie von den Junghegelianern besonders anschaulich formuliert wurde, richtete sich ja nicht nur gegen diesen innenpolitischen Quietismus, für den Eichendorff nun – vollkommen zu Unrecht – mitverantwortlich gemacht wurde, sondern noch mehr gegen dessen am »Geist von 1813« orientierte Konfessionspolitik, mit welcher der Traum von einer preußisch-deutschen protestantischen Suprematie vorerst zerplatzte. Die Zuordnung Eichendorffs zu dem entsprechenden, ja auch von Görres und Jarcke repräsentierten (s. o.), geistig-politischen Denkraum des Romantikerkönigs war demnach in dieser Hinsicht durchaus zutreffend.

Der bisherigen Forschung ist vollständig entgangen, dass diese sich ausgerechnet im Schlagwort der ›Romantik‹ kristallisierende und verdichtende Ambivalenz des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms IV. eine tiefgreifende Umbruchphase im Eichendorffschen Werk eingeleitet und entscheidend zur Ausbildung des Spätwerkes beigetragen hat.<sup>66</sup> Die linkshegelianische Polemik belegt in ihrer umgekehrten Wertung, dass Friedrich Wilhelm IV. für Eichendorff geradezu zum ›Katechon‹ aufrückte, der durch die Beilegung der Kölner Wirren und die Signale für eine christlich-föderale Nationsbildung der mächtig empordrängenden Tendenz zu einem kulturkämpferischen Preußen, wie es von den Junghegelianern offen propagiert wurde, noch einmal einen Riegel vorschob.<sup>67</sup> Nachdem das Eichendorffsche Werk bereits unmittelbar nach dem Kölner Ereignis 1837 auf die vormärzliche Konfessionalisierung der Nationalbewegung reagiert

66 Soweit ich sehe, hat nur Schiwy 2007, Biographie, S. 560, mit der punktuellen Einsicht, dass der Ärger über die »Literatur-Diskussion« in den Hallischen Jahrbüchern bzw. im Conversations-Lexikon »nicht ohne negative Auswirkungen auf sein poetisches Schaffen bleibt« (aus der er freilich aus verschiedenen Gründen keine weiterführende Schlussfolgerung ziehen konnte) diesen Sachverhalt zumindest erahnt. Kunisch 1985, Autobiographie, S. 47 ff. erkennt ebenfalls lediglich die literaturgeschichtliche Dimension. Frühwald registriert, wie zu zeigen sein wird (Kapitel A. III. 4.1), nur das angebliche »Zerbrechen« des Werkes nach der Pensionierung.

67 In den HPBl 20 (1847), S. 357 ff., hier 357 f., verkündete Carl Ernst Jarcke in den »Zeitläuften« seine »Ueberzeugung«, dass »vielleicht [...] seit hundert und fünfzig Jahren kein Monarch auf einem europäischen Throne gesessen [hat], der mit klarerem Bewußtseyn und tieferer Kenntniß der Sache, im innersten Grunde seines Herzens, jenem blasphemischen, obersten Grundsatz des modernen absoluten Staatsrechts entschiedener abgesagt hätte, als Preußens jetztregirender König. Das aber ist das Wesen dieses Staatsabsolutismus, daß er, statt nach älterer Weise die fürstliche Macht als ein von Gott empfangenes Amt und Lehn zu bekennen, und als ein anvertrautes Gut zu verwalten, für dessen Anwendung und Handhabung der Fürst dem König aller König Rechenschaft schuldig ist, praktisch wenigstens Gott läugnet, und den Staat, d. h. die Träger der irdischen Gewalt, in Gottes Stelle setzt. [...] Wir behaupten nämlich mit vollster historischer Gewißheit, daß die Lossagung von der absolutistischen Staatslehre und der Abscheu vor der ihr entsprechenden Staatspraxis der neuern Zeit, auf dem preußischen Throne zuerst in Friedrich Wilhelm IV. einen bestimmten und unterschiedenen Ausdruck gewonnen habe, während alle seine Vorgänger, vom großen Kurfürsten an, mit mehr oder weniger Bewußtseyn und in mannigfachen Abstufungen der Anwendung einer entgegengesetzten Strömung folgten. Dieß ist eine historische Thatsache, die jeder denkende und redliche Beobachter seiner Zeit anerkennen muß, ohne Rücksicht darauf, ob er die sonstigen politischen und kirchlichen Maßregeln des Königs im Einzelnen

hatte (Kapitel A. II. 5), festigte sich nach 1840 offenkundig noch einmal Eichendorffs Verpflichtung gegenüber einem am »Geist von 1813« orientierten überkonfessionellen Nationsideal. Die im Rahmen der publizistischen Offensive des neuen Königs erlassene »Aufforderung zur Teilnahme am Berliner Verein für den Kölner Dombau« gibt davon ebenso Zeugnis wie die (spärliche) Lyrik nach 1840.<sup>68</sup> Während Friedrich Wilhelm IV. in konfessions- und nationalpolitischer Hinsicht die Hoffnungen auf ein »besseres Preußen«, das sich wie 1813 an die Spitze einer föderalen und christlichen Nationsbewegung stellen würde, kräftig nährte, konterkarierte er sie gleichzeitig durch die Verweigerung zu innenpolitischen Reformen, die im reformkonservativen Denken Eichendorffs die nationale Führungsrolle des preußischen Staates ja erst eigentlich begründeten (Kapitel A. I.-II.). Diese innenpolitische Kompromittierung der Romantik, die aufgrund der spezifischen Verschränkung der Romantik-Kontroverse mit der preußisch-deutschen Frage bereits in einem nationalen Horizont stand, erschütterte Eichendorff nicht nur in seinem »poetischen«, sondern auch und gerade in seinem politischen »Selbstbewusstsein«.<sup>69</sup>

Vom vorerst gescheiterten Bemühen um die eigene Standortbestimmung als Romantiker zeugen die in den frühen 1840er Jahren unternommenen, fragmentarisch gebliebenen Anläufe zu einem satirischen »Puppenspiel«,<sup>70</sup> in welchem die aktuelle politische Rolle verschiedener Strömungen der Romantik sowie in der Gestalt eines von allen missverstandenen und daher von den Ereignissen des Tages überrollten, also politisch impotenten Königs auch die Rolle des in der öffentlichen Wahrnehmung nach »Verlust der Popularität« »des Regierens müde[n]«<sup>71</sup> Friedrich Wilhelm IV. reflektiert wird.<sup>72</sup>

zu billigen oder zu tadeln geneigt ist.« Zum konstellationsgeschichtlichen Zusammenhang Jarcke-Eichendorff s. u., Kapitel B. I. 2.

68 Vgl. das Gedicht »Die Engel vom Kölner Dom«, KA I, S. 438f.; in diesem Zusammenhang ist es erwähnenswert, dass der Entwurf auf der Rückseite eines Aktenstücks überliefert ist, vgl. Uhlen-dorff 1957, Engel vom Kölner Dom, S. 14 f.

69 Schiwys 2007, Biographie, S. 563 Urteil ist exemplarisch für die Verkennung des politischen Horizonts.

70 Der im Jahr 1888 im Nachlass gefundene und »Das Inkognito. Ein Puppenspiel von Joseph Freiherrn von Eichendorff« betitelte Text in KA IV, S. 575-603; zu Entstehung, Entwurfsfassungen und Deutungsaspekten vgl. den Kommentar von Hartwig Schultz ebd., S. 986-1060; der Kommentar ist wiederum symptomatisch für Schultzens Unwillen, Eichendorff aus seinen eigenen bzw. historischen Voraussetzungen heraus zu verstehen, vgl. das Resümee S. 1020: »Das Werk ist insofern aufschlußreich, als es zeigt, daß Eichendorff mit seinem von romantischer Geschichtsphilosophie und streng katholischem Weltbild geprägten Denken die politischen und sozialen Probleme seiner Zeit nicht angemessen beurteilen und dichterisch bewältigen konnte«; dass im vorherigen Kommentar nirgendwo auf die (hier auch nur am Rande gegebene) interpretatorische Relevanz von Eichendorffs Konfessionszugehörigkeit eingegangen wird, diese im abschließenden Urteil dann aber völlig unverwandt als eigentlicher Angelpunkt der resümierenden Beurteilung auftaucht, zeigt nicht nur den inhaltsleeren Schlagwortcharakter des Begriffs, sondern auch dessen Missbrauch für ein einmal im Vorhinein festgelegtes Autor-Bild.

71 Nach dem Tagebuch von Varnhagen von Ense, vom 20. 8. 1843 (von Ense, Tagebücher II, S. 207): »Man behauptet, an manchen Tagen erscheine der König wie des Regierens müde, und wolle mit den Geschäften gar nichts mehr zu tun haben. Der Verlust der Popularität soll ihn tief schmerzen.«

72 Auf die Rolle Bettine von Arnims (auf die hin die Gestalt der Colombine durchsichtig ist) und

Der König, der inkognito sein Reich durchreist, wird hier von den Kräften des Fortschritts buchstäblich überwältigt, die er aber durch seine missverstandenen Reden und Gesten erst eigentlich befeuert hat:

KÖNIG            Lass't mich nur erst ein wenig verschnaufen.  
                       Wie gesagt: Partikulier aus fernen Weiten,  
                       Ich habe mich schon ganz müde gelaufen,  
                       Um mit der Zeit recht fortzuschreiten.

1STER SOLDAT    Da kommen Sie ja eben zurecht allhier.

2TER SOLDAT    Da ist jetzt ihr neuestes Hauptquartier.

KÖNIG            Die falsche Freiheit also, wollt' ich sagen –

3TER SOLDAT    Ihr Regiment ist nicht mehr zu ertragen!

KÖNIG            Zerbrodelt, was uns die Vorzeit ließ.

4TER SOLDAT    Behält sich den Braten und zeigt uns den Spieß.

RALF             *mit den Andern hinzutretend:*  
                       Als ob wir nicht selber Hunger hätten!

KÖNIG            Nur Mut! ich zerbreche ihre Ketten.

KUNTZ            Ja, Fortschritt ohne historische Krücken!

KÖNIG            Juste milieu und Völkerbeglücken!

1STER SOLDAT    Und freie Presse!

2TER SOLDAT    Und deutsche Messe!<sup>73</sup>

3TER SOLDAT    Jedes Maul ohne Gebiß!

KÖNIG            Aber so hör't doch! Ihr versteht mich ganz miß.

RALF             Und emanzipierten Leib!  
                       [...]

KÖNIG            So lass't mich doch nur zu Worte kommen!

ALLE             Sollst unser Führer sein! Frisch auf die Schultern genommen!  
                       *Sie heben den sich sträubenden König auf ihre Schilden empor und*  
                       *tragen ihn im Triumph fort.*

KÖNIG            Aber ich bin ja hier inkognito!

GESANG          Ho Zeit, in steter Metamorpho-

KÖNIG            Lass't mich herunter, ich krieg den Schwindel!<sup>74</sup>

Von diesen vornehmlich negativ-abgrenzenden, nicht fertig ausgeführten und daher vorerst gescheiterten Versuchen der geistig-politischen Standortbestimmung führt eine

der Frauenemanzipation sowie diejenige Tiecks, dem (in Willibald figurierten) ›Renegaten‹ der Romantik, kann im Folgenden nicht eigens eingegangen werden.

73 Zur vormärzlichen politischen Relevanz der (seit der katholischen Aufklärung prominent v. a. von Ignaz von Wessenberg vertretenen) Forderung nach Einführung der deutschen Messe vgl. den offiziellen Forderungskatalog der Deutschkatholischen Bewegung, wie er auf dem Leipziger Konzil von März 1845 formuliert wurde, s. u., Kapitel A. III. 4. 2; zum Phänomen der katholischen Aufklärung vgl. Hammerstein 1977, Aufklärung und katholisches Reich.

74 KA IV, S. 591f. (v. 418-444).

klare Linie zu der 1846 in den »Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland« publizierten »Geschichte der neueren romantischen Poesie«, mit der Eichendorff durch rückblickende Reflexion um die Scheidung der Geister entlang scharf gezogener konfessioneller Trennlinien bemüht war (Kapitel A. III. 4. 3; B. I. 1; B. III. 2-4). Doch sind für die weitere Werkentwicklung zunächst die im unmittelbaren Umfeld der 1844 erfolgten Pensionierung entstandenen Werke eingehender zu besprechen.

### 3. Die *Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg* (1843) und Eichendorffs vorzeitige Pensionierung (1844)

Die »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« ist nicht nur das »letzte Werk, das Eichendorff im Amt geschrieben hat«;<sup>75</sup> es ist auch das letzte Friedrich Wilhelm IV. gewidmete Werk; es bildet durch seinen bekenntnishaften Charakter den eigentlichen Schlusspunkt der von diesem Romantiker auf dem Thron geweckten, aber bereits seit dem Herbst des Jahres 1840 unterwaschenen Hoffnungen auf einen Neuanfang des preußischen Staates.

In einem nicht erhaltenen, aber durch die Antwort erschließbaren Brief vom 26. 11. 1842 unterbreitete Theodor von Schön auf Eichendorffs mit dem politischen Stillstand begründete Klage über seine poetische Produktionsflaute hin den Vorschlag, eine offizielle »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« zu schreiben. Eichendorff antwortet auf diesen Vorstoß zu einer poetischen Historiographie in »ideenloser«, »dürftiger« Zeit, also zu einer politisch relevanten Dichtung, am 4. 12. 1842:

Es bleibt dabei, von Preußen [gemeint ist die Provinz Preußen, N. v. E.] – das heißt mit andren Worten: von Ew. Excellenz – kommt mir doch alles wahrhaft Aufregende und Erfreuliche meines Lebens. Eine Wiederherstellung Marienburgs schmeckt so sehr nach Idee und ist so durch u. durch poetisch, daß ich mit rechter Herzensfreude an die Arbeit gehen will, und es soll wenigstens nicht an meinem guten Willen liegen, wenn es da nicht Funken und im Vorübergehen vielleicht manchmal auch eine gelegentliche Ohrfeige giebt (HKA XII, 187).

Theodor von Schön war nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst zum »Burggrafen von Marienburg« ernannt worden, dem »die fernere Verwaltung aller auf dies Schloß und dessen Erhaltung bezüglichen Angelegenheiten, so wie der dazu ausgesetzten Fonds« oblagen.<sup>76</sup> In dieser Eigenschaft wird er am 12. 12. beim König die offizielle Genehmigung der finanziellen Mittel für den Druck und die für die Vorarbeiten notwendig zu organisierenden historischen Dokumente erbitten.<sup>77</sup> Bei Eichendorffs

75 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 60.

76 Frühwald 1976, Chronik, S. 188.

77 Frühwald 1976, Chronik, S. 190; zu den im Folgenden referierten weiteren Hintergrunddaten etc. s. ebd., S. 190 ff. sowie Ziesemer 1911, Eichendorffs Marienburg.

Vorgesetzten, Kultusminister Eichhorn, beantragt Schön zugleich Urlaub für die umfangreiche und daher nur bei ungeteiltem Einsatz mögliche Arbeit, deren Dauer auf zwei Monate anberaunt wird. Friedrich Wilhelm IV. erlässt eine Eichendorff am 9. Januar 1843 vorgelegte Kabinettsordre, in der dieser offiziell mit der Abfassung beauftragt wird.<sup>78</sup> Da sich die Quellenbeschaffungen umständlicher als angenommen gestalten, wird der Urlaub zunächst bis zum 3. September verlängert. Offiziell »aus Gesundheitsgründen« stellt Eichendorff aber bereits am 10. August sein erstes Pensionierungsgesuch; um Eichendorff Zeit zur Genesung, dadurch aber auch zum Überdenken seiner Entscheidung zu geben, wird der Urlaub durch Eichhorn erst bis zum 15. Oktober, schließlich aber bis zum 1. April 1844 verlängert.<sup>79</sup> Nach der Fertigstellung des Manuskripts im September wird dieses noch von dem mit Eichendorff befreundeten<sup>80</sup> Preußen-Historiker Johannes Voigt Korrektur gelesen; die Einarbeitung der Korrektur und die darauffolgende finale Revision fällt in die letzten Monate des Jahres.

In diesem in jeder Hinsicht bekenntnishaften historiographischen Werk verarbeitet und bündelt Eichendorff noch einmal alle um 1840 relevanten politischen Tendenzen zu einer am nationalreligiös grundierten Ideal der Befreiungskriege sowie der Reformära orientierten Gesamtbetrachtung der preußischen Geschichte.<sup>81</sup> An der »großen Ver-

78 Pörnbacher 1963, Beamter, S. 57.

79 Vgl. die Briefe an Eichhorn HKA XII, S. 192-194; 194-195, 195, 198 f., 199, 200.

80 Hermann von Eichendorff 1923 [1866], Biographie, S. 117.

81 Aus den bisherigen Beiträgen ist hervorzuheben: der sehr alte und analytisch irrelevante Beitrag von Ziesemer 1911, Marienburg, der nur den äußeren Rahmen absteckte und freilich beim damaligen Inkunabel-Stand der Eichendorff-Forschung wichtige Pionierarbeit zum Entstehungshintergrund der Schrift geleistet hat; auf diese Vorarbeiten bezieht sich dann Frühwald 1976, Chronik, S. 188 ff.; auf die knappe, aber prägnante Integration der Schrift in die Darstellung von Frühwald 1988, Regierungsrat, 260 f., werde ich in meinem Schlussresümee (s. u.) zurückgreifen; eine zuverlässige, meist treffende und lezenswerte, aber durch den nicht konsequent historischen Zugriff (dazu s. u.) problematische Darstellung, in die auch Eichendorffs Drama »Der letzte Held von Marienburg« integriert wird, bietet Riemen 1988, Der Deutsche Orden in Eichendorffs Sicht (dort S. 424 f. mit umfassenderer Zitation der älteren Literatur, die, zumal aus den 1930er und 40er Jahren, natürlich einschlägig belastet ist). Glänzend geschrieben und ebenfalls manches Richtige treffend, ist der Beitrag von Berghahn 2009, Marienburg, leider voller Missverständnisse bzgl. der historischen Konstellationen und auch von sachlichen Fehlern nicht frei. Während es den Argumentationsgang nicht trübt, dass Berghahn »Wolfgang Frühwald[]« (statt Hartwig Schultz) als Verfasser des Kommentars des entsprechenden fünften Bandes der KA ausmacht (S. 166), so gründet die ganze Lesart einerseits auf der nirgendwo begründeten, irrtümlichen Prämisse eines »nationalistischen« Theodor Schön und eines »katholische[n]« (antipreußischen? antideutschen? propolnischen?) bzw. »konservative[n] Dissidententum[s]« (S. 188) Eichendorffs; diese sachlich falsche Dichotomisierung wird dann andererseits durch die verwegene Konstruktion einer »second voice« fundiert, auf welcher dialektischer Grundlage die unabweisbar nationalistische und antipolnische Schrift dann schließlich zu einem »polnisch-deutschen Gespräch« einladen soll (S. 190 ff.). Der »nationalpolitische[] Impetus« der »Befreiungskriege« (denen, wie zu zeigen sein wird, Zentralbedeutung zukommt) etc. wird hier ohne Begründung als Gegensatz zu Eichendorffs Intentionen referiert. – Die Versuche von Hartwig Schultz wiederum, die Zeitenthoheit und weitgehende Bezugslosigkeit zu den aktuellen politischen Tendenzen und Diskussionen in Preußen zu behaupten, laufen schon angesichts der auf der ersten Seite des Werkes profilierten »Bedeutung [...] für die Gegenwart«, außerdem noch angesichts der klimaktischen Darstellung, die im panegyrischen Lob der von Theodor von Schön repräsentierten Reformidee kulminiert

gangenheit« des Hochsitzes des Deutschen Ordens soll die »Bedeutung« aufscheinen, »welche seine Wiederherstellung für die Gegenwart hat« (KA V, S. 689); die entsprechenden Leitlinien entwirft Eichendorff gleich im ersten Absatz:

Unter den Ritterorden des Mittelalters hat der Orden der deutschen Ritter (gestiftet vor Acre im Jahre 1190) für Deutschland bei weitem das wichtigste Interesse, nicht nur weil er uns landsmännisch angehört, sondern hauptsächlich durch die eigentümliche Entwicklung seiner Geschichte. Nachdem die Ritterorden überhaupt durch die Veränderungen im Orient Zweck und Aufgabe, durch Reichtum und weiterstreuten Besitz ihre ursprüngliche Bedeutung fast überall bereits verloren hatten, waren es die deutschen Ritter allein, die, ungeduldig so unwürdige Fesseln sprengend, sich unerwartet neue Bahnen hieben und mit Kreuz und Schwert mitten in den nordöstlichen Wildnissen ein neues Deutschland eroberten, ohne dessen christliche Vormauer der ganze Norden Europa's eine andere, jetzt kaum mehr berechenbare, geistige Gestaltung genommen hätte.

Und dieses Ordens Haupthaus, Marienburg, war Jahrhundertlang der Mittelpunkt jenes welthistorischen Ereignisses (KA V, S. 689).

Entgegen der offiziellen preußischen, von Johannes Voigt repräsentierten teleologischen Geschichtsschreibung integriert Eichendorff diesen preußisch-deutschen Gründungsmythos in ein tieferegreifendes Geschichtsbild, das von dem Dualismus zweier Grundkräfte geprägt ist, einer materiellen und säkularisierenden Tendenz einerseits, einer idealen und geistlichen Tendenz andererseits. In der Geschichte des Ordens, »dessen Streben und Bestehen seiner Natur nach ideal sein mußte«, und mit der Verlegung seines Hauptsitzes von Venedig, jener »kaufmännischen Republik« mit ihrer »wengleich in ihrer Weise immerhin großartige[n], [aber] materielle[n] Politik« nach dem »fernen Norden« eine entsprechend symbolische Tat vornahm (KA V, S. 692), figuriert Eichendorff die Lösung dieses historischen Grundkonflikts, die offenkundig Vorbildfunktion für die preußische Geschichte, auch der Gegenwart (s. u.) besitzt: Durch die »Mahnung«, die der »Orden der Tempelherren« bot, der »eben in der üppigsten Blüte seiner weltlichen Macht [...] den immer lauern den finsternen Mächten der Welt verfallen, mit der er übermütig fraternisirt«, gelang es dem Orden, »noch einmal die kleinlichen Leidenschaften männlich bezwingend, die ihn augenblicklich zerrissen«, »die Mission [...], die ihm die Vorsehung auferlegt«, zu erfüllen und somit zu bezeugen, »daß er sich noch nicht selbst säkularisiert hatte« (S. 693). Der »Entschluß Feuchtwangens« zur Verlegung des Hauptsitzes nach der Marienburg, war einer jener

(s. u.), völlig ins Leere. Schultz spult hier nur, wie bei der Besprechung so vieler anderer Werke auch, das stereotype und vorgefertigte, selten in seiner Validität und Adäquatheit begründete Interpretationsschema vom »triadischen Geschichtsmodell der Romantik« und vom (überzeitlichen) Gegensatz Heidentum-Christentum ab, und hat dann im Kommentar ganz offenbar Schwierigkeiten, das ausführliche und bekenntnishafte Referat von Schöns Rolle durch die an den Haaren herbeigezogene Behauptung einer »vorsichtig-ironischen« Distanzierung hiervon abzuheben (dazu s. u.).

»Momente«, in denen »dem Menschen, der immer nur einzelne Ringe der großen Kette zu überschauen vermag, plötzlich ein Blick in die geheime Werkstatt der Geschichte vergönnt zu sein scheint, und in den Übergängen und Wandlungen die verborgene Hand Gottes sichtbar wird« (S. 693 f.); denn der sich hier abzeichnende »Wendepunkt« war »gleich folgenreich für den Orden, wie für Preußen und den Norden überhaupt« (S. 694):

Für den Orden, denn er hatte das alte, eingerostete Rüstzeug des Orients, das die verwandelte Zeit antiquiert und unbrauchbar gemacht, im rechten Augenblicke zerbrochen und begann, die schlaffzerstreuten Glieder noch einmal in ein geschlossenes Ganze zusammenraffend, als Ein Mann in blanker Rüstung, jugendlich ein neues Tagewerk. Für Preußen, denn die abgelegene, unbeachtete Provinz tauchte nun, wie auf einen Zauberschlag, als ein den anderen Reichen ebenbürtiger Staat in der Weltgeschichte auf. Für den ganzen Norden aber, weil der junge Staat nicht umhin konnte, deutsch wie er war, die Wurzeln deutscher Bildung und Gesittung weit über seine Grenzen hinaus zu verbreiten und Liefland, Esthland und selbst einen Teil Polens Deutschland geistig zu verbinden (S. 694).

In der Marienburg verkörpert sich diese ursprüngliche, geistlich-weltliche »Bestimmung der Ordens-Bauwerke«, die, indem die »Wendung »nach oben«, die »versteinerten Gedanken« betont werden, für eine idealistische Staatsauffassung in der Gegenwart – wie sie neben Eichendorff auch der weiter unten im Werk noch überschwänglich gelobte Theodor von Schön vertrat (s. auch oben, A. II. 2) – nicht nur anschlussfähig, sondern vorbildlich ist:

Denn sie sollten weder bloß Klöster noch Festen sein, sondern eben beide durch die innige Verbindung von Kreuz und Schwert verklären. Nirgends finden wir daher in ihnen das Zellenartige, Gedrückte, in sich selbst Versenkte, vielmehr überall großartige Heiterkeit, ringsum den frischen, freien Blick in Gottes weite Welt. Und eben so wenig waren sie auch bloße Burgen, wie sie in Deutschland die Höhen krönen, nach wachsendem Bedürfnis der Bewohner wechselnd vergrößert oder verändert, hier ein Fenster ausgebrochen, dort ein Anbau unförmlich vorgeschoben, Ställe, Gemächer und Zinnen in fast willkürlicher, malerischer Verwirrung durch- und übereinander getürmt. Die preußischen Ritterburgen stiegen, nach dem ein für allemal fest geregelten Bedürfnis des Ordens, das nebst den Ritterwohnungen überall einen Konventsremter, einen Kapitelsaal und eine Kapelle erforderte, gleich versteinerten Gedanken, sogleich in allen Teilen, wie sie heut noch stehen, empor. Das Ganze aber deutet überall über das gewöhnliche Schloß hinaus nach oben. Daher ist die alltägliche Notdurft, Vorräte, Vieh und alle niedere Wucht des Lebens in eine besondere, durch einen Graben getrennte Vorburg verwiesen [...].

Tief aus dem Boden, von den übermächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne Bau, Pfeiler auf Pfeiler, durch vier Geschosse, wie ein Münster, immer höher, leichter, schlanker,

luftiger bis in die lichten Sterngewölbe des oberen Prachtgeschosses hinein, die das Ganze mehr überschweben, als bedecken (KA V, S. 696f.)

Doch von diesem Ursprungsgeist war bereits nach fünf Hochmeistern nur noch »müde Halbheit« – ein inhaltlich immer wieder neu variiertes Leitmotiv in Eichendorffs Werk –<sup>82</sup> übrig, die »nicht recht geistlich und nicht recht ritterlich« war:

Reichtum und Glück hatten unterdes nicht versäumt, ihre heimlich zersetzende Gewalt auch an dem Orden zu üben. Junkerhaft übermütig hatte er in den Welthändeln seine ursprüngliche Unschuld verspielt, seine geistige Grundlage, die Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams, waren innerlich schon gebrochen; an die Stelle der eigenen begeisterten Kraft traten Schwärme kostspieliger und unzuverlässiger Söldner, überall müde Halbheit, nicht recht geistlich und nicht recht ritterlich (S. 718).

Die Dekadenz deutet Eichendorff mit dem Bild der »tiefe[n] Gewitterschwüle« (S. 718) als »Zeichen der Verdammnis«; die Regentschaft des Hochmeisters Heinrich von Plauen, der den Polenkönig Jagiel besiegt, aber selbst der »Gemeinheit« der den Orden umklammernden weltlichen Leidenschaften unterliegt, und »im Jahre 1429 arm und vergessen in der einsamen Burg zu Lochstädt stirbt« und »ein tragisches Vorbild derer, die *über* [Hervorhebung im Original, N.v.E.] ihrer Zeit stehen« bietet (S. 723f.), ist der eigentliche Scheitelpunkt in der Geschichte des Ordens und der Marienburg. Nachdem die doppelte »Aufgabe« der Ostkolonisation auch längst erfolgreich durchgeführt war – »das Land war bekehrt und deutsch« –, stand die Marienburg daher »tief im Abendrot ihrer Geschicke« (S. 724):

Denn der Orden hatte längst seine Aufgabe ritterlich gelöst, das Land war bekehrt und deutsch, er focht nicht mehr um Gotteswillen, es galt fortan nur noch das starre Behaupten seiner eigenen Herrschaft, die für die verwandelte Zeit und für das neugeschaffene Volk, das sich bereits selbst zu schützen im Stande war, keine innere Notwendigkeit und Bedeutung mehr hatte. Es konnte nicht fehlen: da der begeisternde Gedanke unvermerkt abhanden gekommen, mußte allmählich Alles

82 Vgl. u. a. in der »Streitschrift gegen den Deutschkatholizismus« die Diffamierung der »träge[n] Halbheit, die weder denken noch glauben mag« (KA V, S. 825; s. u., Kapitel III.4.3.2). – Die Entgegensetzung von »edler Gesinnung«, »Tugend«, »Entschiedenheit«, »Wahrheitsstreben« auf der einen, »Halbheit«, »Lauheit«, »Gemeinheit/das Gemeine«, »das Kleinliche« »das widerlich Schlaffe« etc. auf der anderen Seite ist eine Eichendorff mit Theodor Schön verbindende Grundhaltung und auch eine formale Grundkonstante in Eichendorffs Werk, die allerdings nach 1846 eine rigorose konfessionelle Vereindeutigung erhält, d. h. inhaltlich umbesetzt wird, vgl. dazu (mit reichem Zitatmaterial) B.I.1. Dass Theodor Schön die konfessionalistische »Geschichte des deutschen Romans« (1851) als ein »heillos schönes Buch« bezeichnen konnte, hat in dieser charakterlichen Konkordanz, nicht in einer von bisherigen Interpreten immer wieder fingierten »Ökumenizität« o. Ä., ihren Grund, vgl. speziell dazu Kapitel D.

nachstürzen. Die Langeweile der Nüchternheit bereitete Eigennutz, Sittenlosigkeit und Ungehorsam (S. 724).

Im darauffolgenden Kampf des Ordens mit dem »neuen Bürgertum der Städte« blitzt bereits sehr deutlich der aktuelle Konflikt zwischen dem in patrimonialen Vorstellungen verhafteten Friedrich Wilhelm IV. einerseits und dem übersteigerten Emanzipationsdenken der auf schriftliche Rechtsgarantien pochenden Liberalen durch:

Dieser veralteten, leeren und morschen Schaurüstung gegenüber erhob sich aber hier, wie dazumal fast in ganz Europa, so eben mit jugendlicher Kraft das neue Bürgertum der Städte, dem sich die Landesritter willig anschlossen. Sie hatten insgesamt Dasein und Gedeihen dem Orden zu verdanken; aber die strebsame Jugend ist jederzeit vergeßlich, und so nahmen sie denn gar Vieles, was ihnen früher als väterliche Gunst verliehen worden, jetzt trotzig und gewaltsam als Recht in Anspruch. Aus so tiefgreifendem Zwiespalt entstand zwischen dem Landadel und den Bürgermeistern der Städte im Jahre 1440 der Preußische Bund zum Schutze ihrer Freiheit gegen den Orden, zur Hut ihrer Gerechtsame [...] (S. 724).

Beiden Parteien aber kommt durch ihren »wechselseitige[n] Groll und Erbitterung«, durch die »Losung« »Trotz gegen Trotz!« gleichermaßen die Schuld an der Eskalation zu, als nämlich der Preußische Bund »die Polen zu Hülfe« »rief« und »ihnen stammvergessen das deutsche Land« »überantwortete« (S. 725) – eine drei Jahre nach der Rheinkrise formulierte Warnung auch für die Gegenwart, nicht durch innere Zwistigkeiten dem äußeren Feind – wie im Dreißigjährigen Krieg, aber auch in der Rheinbundzeit – Tür und Tor des Vaterlandes zu öffnen (man erinnere sich auch umgekehrt an Wilhelms II. spätere Vision, nach 1914 »keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche« zu sehen). Der Orden selbst jedenfalls erlag in den folgenden Kämpfen in erster Linie seiner inneren Gärung: »Der Orden, welcher seine Mietlinge nicht zu bezahlen vermochte, war bereits ein Knecht seiner eigenen frechen Söldnerhaufen geworden« (S. 725).

Nach dem (ausführlich geschilderten) Interludium der »polnischen Wirtschaft«<sup>83</sup> (S. 726-746), der durch die innenpolitischen Zwistigkeiten selbst verschuldeten »Fremdherrschaft« (von 1426 bis 1772 stand Westpreußen und damit die Marienburg unter polnischer Herrschaft), erfolgte mit der »preußischen Besitznahme« (S. 746) im Jahr 1772 zwar das Wiederanknüpfen an den naturgemäßen Gang der Geschichte der Marienburg, indem »Westpreußen, nach Jahrhunderte langer Trennung, mit dem

83 Der Titel des Kapitels (»Wirtschaft« nach älterem Sprachgebrauch im Sinne von Schludrigkeit/Schmutzigkeit/Sauerei) setzt den Ton für die durchgängig wirksamen antislawischen Ressentiments, die zwar gegenüber der offiziellen Historiographie Johannes Voigts deutlich zurückgenommen, dennoch unabweisbar vorhanden sind, die also die partielle sachliche Berechtigung späterer nationalistischer Instrumentalisierungen dieser Schrift leider ebenso belegen wie sie den Versuch, Eichendorff als Polen-Freund und insofern als identifikationsfähig für die Gegenwart zu stilisieren, als haltlos erweisen, vgl. zu diesem Problem die Einleitung dieses Buches.

stammverwandten, inzwischen zum Königreich erhobenen Ostpreußen wieder vereinigt und der Monarchie Friedrichs des Großen einverleibt« wurde (S. 748). Doch überschreibt Eichendorff das Kapitel mit dem bekenntnishaften Titel »Die Zopfzeit«<sup>84</sup> (S. 747) und wertet die Entscheidung, dass »das zunächst gelegene hohe Schloß [...] ohne weiteres zur Kaserne verarbeitet« wurde, als charakteristischen Ausdruck des »damalige[n] Gedankenzuge[s]« (S. 748). Wenn auch »Friedrich der Große [...] wie in einer Erleuchtung« sich gegen die Pläne zum Abbruch weiter Teile des Schlosses aussprach, so war doch dem Bauwerk »die härteste Belagerung, die es jemals erlitten, schon bereitet« (S. 750). In den Ausfällen gegen »jenes philisterhafte Utilitätssystem« der friderizianischen Ära, die mit einem prägnanten Begriff der Staatslehre des aufklärten Absolutismus, desjenigen der »öffentlichen Wohlfahrt« ebenso treffend charakterisiert wie (erwartbar) als »klappernde Maschine« desavouiert wird, lässt Eichendorff bereits seine von der Preussischen Reform geprägte Verpflichtung gegenüber einem idealistischen Staatsaufbau durchblicken:

Der Geist der Zeit unterwühlte und umzingelte es mit seinen Minen und Approchen, wie ein Maulwurf [...]. Wir meinen jenes philisterhafte Utilitätssystem, das keinen Wasserfall duldet, wenn er nicht wenigstens eine Mühle trieb, das die Schönheit nur als einen sehr überflüssigen Schnörkel der sogenannten öffentlichen Wohlfahrt und dem aller Genius, weil er sich nicht sofort bei dem klappernden Räderwerk der Staatsmaschine applizierte, überall hinderlich im Wege stand. Ihm war besonders des Hochmeisters großer Remter, der sich's noch immer herausnahm auf seine eigene Hand in müßiger Herrlichkeit zu prangen, schon lange ein Ärgernis gewesen, und hier feierte es denn auch zunächst seinen kostbarsten Triumph (KA V, S. 750).

Das Referat der bis kurz über die Jahrhundertsschwelle, bis 1801, andauernden Abbrüche und Verstümmelungen mündet dann in die wiederum ebenso charakteristische wie erwartbare Profilierung des Epochenwechsels, der im signifikanten Generationenwechsel zwischen dem alten und dem jungen Gilly figuriert wird. Während nämlich »Oberbaurat Gilly« – gemeint ist David Gilly (1748-1808) – »das hohe Schloß und das Mittelschloß ganz abzubrechen« gedachte, »um aus den alten Ziegeln ein neues Magazin herzustellen« sitzt – wunderliche Zeit der Verwirrung – [...] sein Sohn« – der frühverstorbene Friedrich Gilly (1772-1800) – bereits »auf den Trümmern, um noch in aller Geschwindigkeit die ursprüngliche Schönheit des Schlosses, bevor es gänzlich zerstört, für die Nachwelt aufzuzeichnen« (S. 752 f.). Der Beitrag Max von Schenkendorffs, des späteren christlich-nationalen Kriegsdichters, in der »damals vielgelesenen«

84 Der »Zopf« ist in Eichendorffs Werk leitmotivisches Symbol für die Überlebtheit und Starrheit der höfischen Aufklärungszeit, vgl. u. a. den Kommentar zur Stelle KA V, S. 1199; Eichendorff offenbart hier seine frühe Prägung durch die Studentenbewegung; von den Burschenschaftlern auf der Wartburg wurden mit Korporalstock und Zopf die Symbole der stehenden Heere des Absolutismus verbrannt, vgl. Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 279 f., Schnabel, *Deutsche Geschichte II*, S. 246.

Zeitschrift »Der Freimüthige« von 1803 markiert dann den endgültigen Wendepunkt; der Aufruf sorgt für einen Sinneswandel nicht nur bei dem »Staatsminister Freiherr[] von Schrötter, welcher die ganze Verwüstung angeordnet«, und nun »gebot [...], mit der weiteren Zerstörung einzuhalten«, sondern auch an höchster Stelle, denn der »König selbst befahl mittelst Kabinetts-Ordre vom 13. August 1804, daß für die Erhaltung des Schlosses, als eines so vorzüglichen Denkmals alter Baukunst, alle Sorge getragen werden solle« (S. 754f.). Das Kapitel beschließt Eichendorff mit einem im Ton noch weitgehend verbindlichen, in der Sache aber vernichtenden Urteil über die friderizianische »Zopfzeit«:

Wir aber wollen über den in ihrer Art sehr ehrenwerten Männern, welche Hand ans Schloß gelegt, nicht unbillig den Stab brechen. Jede Generation hat ihren eigentümlichen Aberglauben, und in ihrer Zeit befangen, die nicht begreifen konnte, daß Poesie dem Volke so nützlich sei, als Mehl oder Speck, glaubten jene ohne Zweifel ehrlich, das Rechte zu tun. Diese Zeit der hausbackenen Nützlichkeit jedoch müssen wir allerdings als eine durchaus prosaische und trostlose bezeichnen [...] (S. 754f.).

Ganz nach dem von Gneisenau vorbildlich formulierten Grundprinzip der »poetischen Reformidee« (»Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet«, s. o., Kapitel A. II. 1) hatten sich für Eichendorff im Jahr »1807« – eine selbstverständliche Anspielung auf den Zusammenbruch des preußischen Staates, wie er sich in bzw. im Gefolge der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt, in der das »starre« friderizianische Heer von den »revolutionären« Franzosen aufgerieben wurde, symptomatisch ereignet hatte (s. o., Kapitel A. II. 1) – »[a]lle Nützlichkeits-Theorien [...] als unnütz erwiesen« (S. 755); »die Ungewitter der Weltgeschichte gingen, um die dicke, dumpfe Luft zu reinigen, zündend und weckend über das erschrockene Land« (S. 755). 1812 aber begann die eigentliche symbolische Stunde der Marienburg zu schlagen, als sich nämlich »[d]as große französische Heer [...] über Marienburg gegen Rußland hin« »wälzte« (S. 757), wenig später aber, nachdem »[i]m Brande von Moskau das blutige Morgenrot einer neuen Zeit mahnend herüber[geleuchtet]« hatte, dasselbe Heer, »welches noch vor kurzem so übermütig durch Marienburg gezogen«, nun »einzeln, in Lumpen, von Fiebern schauernd, der fernen Heimat zu [wankte] und [...] um die Barmherzigkeit der Feinde [bettelte]« (S. 758f.). Eichendorff verknüpft die historisch korrekt wiedergegebenen Ereignisse, nach welcher die »deutsche Erhebung« ja vom ostpreußischen Exil ausgegangen war, symbolisch mit dem westpreußischen Wahrzeichen, das immerhin das Vorbild für den am Geburtstag der Königin Luise gestifteten Orden des Eisernen Kreuzes bereitstellte (s. o., Kapitel A. II. 1):

Eine ungeheure Ahnung flog über ganz Deutschland. Das Land Marienburgs aber hatte den Umschwung der Geschicke zuerst gesehen und von hieraus flammte jene hinreißende Begeisterung auf, die mit ihren Freiwilligen und Landwehren alle deutschen Völker zu *einem* [Hervorhebung im Original, N. v. E.] Siegesheer verbrüderete (S. 759).

Bereits die Hervorhebung der »Freiwilligen und Landwehren« hat demonstrativen Charakter und erinnert an den Königsberger Landtag von Februar 1813 und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht; die Überwindung des »inneren Feinds«, der Beginn eines neuen, aus der Wiederentdeckung historischer Tiefendimension geborenen nationalen Bewusstseins, erscheint daher auch in der klimaktischen Darstellung als der eigentliche Zielpunkt, den die Marienburg symbolisch zu umkreisen berufen ist:

Dieser Sieg aber hatte, außer den Franzosen, auch den inneren Feind, der jene einst in's Land gerufen, überwältigt. Deutschland hatte, fast überrascht, sich selber wiedererkannt, und die Herzen, einmal vom Hohen berührt, wurden auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit und die Denkmale, die von ihnen zeugen, wieder empfänglich. Man erkannte, daß es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzele [...] und man sehnte sich überall nach einem dauernden Symbol dieser neuen Überzeugungen und Zustände (S. 759).

Dass Romantik und Preußische Reform für Eichendorff immer noch der gleichen Wurzel, nämlich dem im 19. Jahrhundert neuerwachten historischen Bewusstsein, entstammten, ja zwei Seiten derselben Medaille bildeten, wird an der Zentralstellung sinnfällig, die Theodor von Schön in der Geschichte der geistigen Aneignung und materiellen Wiederherstellung der Marienburg einnimmt:

Aber es wäre wie anderswo, so auch in Preußen bei der fruchtlosen Sehnsucht und Alles nur ein schöner, märchenhafter Traum geblieben; – da wies auf einmal ein Mann, der schon manchen Gedanken entzündet, auf das rechte Stammhaus preußischer Größe und Bildung, auf die verlassene Marienburg, hin.

Der damalige Oberpräsident, jetzige Staatsminister *von Schön* war es, der auf seiner Durchreise durch Marienburg im Jahre 1815 den alten, erhabenen Burggeist in seiner ganzen Bedeutung erkennend, den ersten Gedanken leuchtend und zündend in jenes ungewisse Volksgefühl warf, den Gedanken, im Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk die wunderbare Macht gegeben, das ewig Alte und Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte verjüngend wieder emporzurichten. Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Große und Rechte sich immer selber Bahn schaffe, ging er getrost an's Werk, überpfeilerte [eine kongeniale metaphorische Überblendung mit der in der berühmten Säulenkonstruktion symbolisierten »Wendung nach oben«, s. o., N. v. E.] mutig manche kleinliche Ungunst, zweifelsüchtige Gleichgültigkeit und alle die Nachzügler der schlechten Zeit, und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet (S. 759 f.).

Die Formeln der »treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk«, des »ewig Alten und Neuen« umreißen scharf und prägnant den reformkonservativen Denkraum, in dem Eichendorff und Schön sich – wie zuletzt die Rede zur Eröffnung des Königsberger

Huldigungslandtages zum Ausdruck brachte (s. o., Kapitel A. I. 3. 2; A. III. 1) – einwussten. Eichendorff hebt Schöns »Meinung« hervor,

jedes Volk müsse wie Alt-England sein heiteres Westmünster haben, wo der König Patron und alle Edlen des Volkes zu Hause seien. Und nicht leicht konnte irgend ein Bau hiezu sich würdiger eignen, als die erhabene Marienburg, da sie jedem Betrachter königlich war, da sich an sie alle großen Erinnerungen des Landes knüpften, gleichsam das geistige Ahnenhaus der Preußen, der Horst des schwarzen Adlers (S. 762).<sup>85</sup>

Dem entsprach der Grundsatz, dass »jede Stadt, Korporation, Familie oder nach Umständen auch mehrere gemeinschaftlich« an der Wiederherstellung mitwirken und »ihre ehrenhafte Teilnahme durch Inschriften, Wappen oder sonstige angemessene Embleme an dem Baue selbst für die Nachkommen bekunden« durften (S. 762). Während der König »das Dauernde, das Fundamentale: die Erhaltung des Ganzen«, so »übernahm« »sein Volk den Ausbau und den Schmuck« (S. 762). In diesem Zusammenwirken von König und Volk

erhob sich denn rasch und unerwartet die alte Marienburg, indem der König sie vor der Unbill der Zeiten in Schutz nahm und sein Volk sich treulich um ihn scharte,

85 Der hilflose Versuch von Hartwig Schultz, hier eine »vorsichtig-ironische« Distanzierung herauszuhören (KA V, S. 1202), deren Behauptung für die Aufrechterhaltung von Schultzens grundlegender Prämisse der »romantischen Zeithobheit« von Eichendorffs Denken (ebd., S. 1178-1188, hier v. a. 1188) allerdings notwendig ist, offenbart in symptomatischer Weise die ganze Problematik der bisherigen Eichendorff-Forschung; denn Schultz versucht diese angebliche Distanzierung, zu der in Eichendorffs Text, wo die Schönsche »Meinung« später sogar als »prophetisch« gewertet wird (vgl. das übernächste Zitat im Fließtext) nicht der geringste Anhaltspunkt besteht, durch einen Verweis auf die Eichendorffschen politischen Schriften der 1830er zu begründen; die hier hervorgehobene »Kritik an den Konstitutionen und der englischen Geschichte« (ebd., S. 1202) ist dort aber gerade nicht, wie suggeriert wird, ein Beleg für Uneinigkeit mit Schön, sondern, wie oben (Kapitel A. II. 3 u. ö.) zur Genüge gezeigt wurde, sogar im Gegenteil ein Beweis für beider Verbundenheit. Dass Schön selbst keineswegs dem liberalen Konstitutionalismus (wie es nicht nur in der Eichendorff- [Uhlendorff 1957, Freiheitsgedanke, S. 37 f.], sondern auch in der historischen Forschung zuweilen irrtümlich behauptet wurde, zu diesem Problem vgl. Arnold 1996, Schöns Urteil, S. 71f.) das Wort redete und auch die englische Geschichte aus einer am treffendsten noch als »altliberal« – Eichendorff spricht im Text von 1843 nicht zufällig von »Alt-England« – zu bezeichnenden Brille betrachtete und jedenfalls nicht die von Eichendorff kritisierte (KA V, S. 638 ff.) »englische« Idee zweier Kammern verfocht; dass Eichendorffs Gegnerschaft gegen eine schriftliche Verfassungsurkunde genauso wie seine Parteinahme für eine in der Verwaltung subsistierende Repräsentationsidee gerade durch Theodor von Schön geprägt war: Das alles hätte Schultz immerhin (in Grundzügen) aus den einschlägigen Frühwaldschen Arbeiten, die er geflissentlich ignoriert, wissen können und müssen. Geradezu grotesk wird dieser Sachverhalt freilich durch die Tatsache, dass dem Schultzschen Kommentar dieses Bandes der historisch-politischen Schriften der Essay von Frühwald 1993, Erinnerung, voransteht. Konrad Feilchenfeldt verdanke ich die Bestätigung der These, dass wohl gerade die persönliche Verbundenheit von Schultz und Frühwald eine kritisch-produktive Auseinandersetzung verhindert und zu solch merkwürdigen Widersprüchen innerhalb derselben Edition geführt hat. – Zu Eichendorffs überaus positivem (Alt-)Englandbild s. u., Kapitel B. III. 3. 2. 5.

als ein wahrhaftes Nationalwerk, wo jeder Preuße selbst mithelfend und mit bauend sich als Glied einer großen Genossenschaft erkannte (S. 762 f.).

Die aktuelle politische, ja bekenntnishafte Stoßrichtung dieser klar auf die Verfassungs- bzw. Repräsentationsdiskussion im Preußen der frühen 1840er Jahre anspielenden Darstellung wird – nach einem ausführlichen Referat der einzelnen baulichen Veränderungen (S. 764–802) – in den beiden abschließenden Absätzen vollends deutlich: Schön habe

sich nicht geirrt, als er prophetisch in Bezug auf Marienburg jedem Volke, wie in Alt-England, sein fröhliches Westminster wünschte. Das Volk hat in Marienburg nicht nur mitgebaut, sondern auch sich selber daran erbaut. Nicht etwa bloß sogenannte Kenner oder vorwitzige Touristen füllen die aufgeschlagenen Fremdenbücher mit ihren Exklamationen. Ein buntes Wallfahren den ganzen Sommer hindurch führt Preußen, die früher nichts von einander gewußt, aus allen Gegenden des Landes in den Remtern zusammen, und zwar nicht zu jenem faden Sommervergnügen, das mit Karussells, Feuerwerken und sonstigen Grillen eines verschmitzten Restaurateurs alljährig launenhaft die Moden wechselt. Es ist die geheimnisvolle, ideale Übermacht, die dort plötzlich mitten aus der furchtbarlangweiligen Fläche alltäglichen Wohlbehagens gedankenreich wieder emporgestiegen. Es ist die gesunde, kräftige und in ihrer Einfachheit Allen klare Schönheit der Formen, in welche das Volk unbewußt und zu innerem Frommen sich allmählig hineinlebt, wie ja überall jene Geschlechter die schönsten und kunstsinnigsten sind, die in großer Gebirgsnatur oder auf ihren mit Kunstdenkmälern geschmückten Plätzen täglich mit den Göttern verkehren (KA V, S. 803).

Diese Idee von der »Volkwerdung der Preußen« im »Zeichen« der »Kunst«<sup>86</sup> wird als offensichtliche Kompensation dessen inszeniert, was Eichendorff in den verfassungspolitischen Schriften als Aufgabe der Staatskunst formuliert und von Friedrich Wilhelm IV. erwartet hatte: »das historische Ineinanderleben von König und Volk zu einem untrennbaren nationalen Ganzen, das seit Jahrhunderten in gemeinschaftlicher Lust und Not bewährte Band wechselseitiger Liebe und Treue«.<sup>87</sup> Die innerpreußische Nationsbildung ist aber zugleich in einem deutschlandpolitischen Horizont aufgehoben;<sup>88</sup>

86 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 261.

87 Zitat aus dem Schluss von »Über Garantien«, KA V, S. 676 f., dazu s. o. A. II. 3. 2.

88 Riemen 1988, Der Deutsche Orden in Eichendorffs Sicht, S. 451 f., versucht beides voneinander zu trennen; die zögerliche und unsichere Haltung, mit welcher sich ders. Eichendorffs Position zum preußisch-deutschen Problem annähert und wodurch er diese nicht adäquat zu bestimmen vermag, wird an dem abschließenden Zugeständnis deutlich, dass es zwar »ungerecht« wäre, »Eichendorff chauvinistische Tendenzen zu unterstellen«, aber »ebenso falsch, ihn von nationalistischen Äußerungen völlig freizusprechen« (S. 452). So entpuppt sich die einmal gesetzte Wunsch-Prämisse, dass »Eichendorff nicht dazu neigt, Fremdländisches von vornherein negativ einzustufen« (S. 452), und die gegenläufige Befürchtung, Eichendorff eben doch nicht »frei[ ]sprechen« zu können – so als würde durch den Befund eines »nationalistischen« Eichendorff ein negatives Licht

die Darstellung ist offenkundig noch von der nationalen Stimmungslage nach der Rheinkrise geprägt, in der Preußen den im Osten vorgebildeten Beruf der deutschen »Vorhut« auch im »Westen« der Rheinprovinz beispielhaft erfüllte – und zwar wie 1813, als das preußische »Volk« im Zeichen des Eisernen Kreuzes »für König und Vaterland«, damit aber auch für die gesamtdeutsche Sache, gekämpft habe:

Es ist endlich der deutsche Sinn und Geist, der wie ein frischer Waldhauch durch diese Säle weht und die auf die Vorhut gestellten Preußen mit ihren Stammgenossen im Westen fortdauernd verbrüdert, die stete, durch den ganzen Bau und seine Geschichte hindurchgehende Hinweisung auf das Kreuz, unter dem das Volk schon einmal für König und Vaterland gestritten und gesiegt (S. 804).

Im letzten Absatz aber wird die immer klarere Hinordnung der Darstellung auf den regierenden König, der hier an die erste Begegnung im Jahr 1822 erinnert wird, als er sich aus Begeisterung über Eichendorffs Gedicht »Der Liedsprecher« (s. o., Kapitel A. I. 3. 1; A. II. 2) ja zu einer bezeichnenden politischen Versprechung hatte hinreißen lassen, nun auch offen ausgesprochen:

Auch war sein König der Erste, der diese Bedeutung des Baues faßte und hochsinnig in's Leben gerufen hat. Schon am 20. Juni 1822, als sich Alles eben erst werdend gestaltete, versammelte Er, damals noch Kronprinz, viele edle Preußen in Meisters großem Remter um Sich zu einem festlichen Ehrentisch, nach 360 Jahren wieder dem ersten, den ein deutscher Fürst in diesem Saale gegeben. Da weckte Trompetenklang von der Empore manche große Erinnerung, die hier verkannt und verschüttet seit Jahrhunderten geschlummert, da leuchtete ringsum die sonnenhelle Landschaft, durch die hohen, wieder freigewordenen Fenster herauf, im Hofe wimmelte es wieder bunt und jauchzend, wie in Meister Winrichs großen Tagen. Auch ein Liedsprecher in der alten Tracht hatte sich aus Danzig eingefunden und begrüßte während der Tafel den hohen Herrn mit einem Liede zur Zither, das der Kronprinz, den frisch gefüllten Becher erhebend, mit einem Trinkspruch erwiderte. Wir aber wüßten unser Büchlein nicht schöner zu schließen, als mit den wahrhaft Königlichen Worten dieses Spruchs:

*»Alles Gute und Würdige erstehe wie dieser Bau!«<sup>89</sup>*

Diese Mahnung an das ehemalige Versprechen des Kronprinzen hat angesichts der im Jahr 1843 endgültig verhärteten Fronten einen nurmehr demonstrativen Charakter. Die Erinnerung an die erste Begegnung im Jahr 1822 ist keine sich mit letzter Kraft aufbäumende Hoffnung auf eine späte Einlösung der einstigen Verheißung, sondern der Schwanengesang der Kooperationen mit Friedrich Wilhelm IV. und der mit ihnen

auf den Interpreten zurückfallen –, zum Hindernis einer konsequent historischen Interpretationsweise.

89 KA V, S. 804.

verfolgten Hoffnungen auf einen Neuanfang des preußischen Staates.<sup>90</sup> Schon die Schilderung der Dekadenz des Ordens, der durch »junkerhaften« Übermut (S. 718; s. o.) schuldhaft zugrunde ging, die Warnung vor der »zersetzenden Gewalt« des »Reichtum[s]« (ebd.), die Durchsetzung des Referats von den Kämpfen zwischen Orden und dem Bürgertum der Städte mit der aktuellen Verfassungsdiskussion entnommenen politischen Begriffen, in denen die Schuld beider Parteien betont wird, sind – unbeschadet ihrer primären Funktion im Rahmen der Ordensgeschichte –<sup>91</sup> klare Anspielungen auf die politische Situation im Preußen der 1840er Jahre. Mit der im überschwenglichen Lob des in Berlin verrufenen Theodor von Schön gipfelnden Profilierung der Marienburg als dem vollendeten Symbol der Preußischen Reform aber hat Eichendorff ein demonstratives Bekenntnis formuliert; bei dem abschließenden Zitat des bedeutungsschweren Wortes des Kronprinzen aus dem Jahr 1822 handelt es sich entsprechend kaum mehr um einen erwartungsvollen Überzeugungsversuch, sondern um ein abschließendes Bekenntnis mit Zeugnischarakter: Indem dem König ein Spiegelbild seines früheren Selbst vorgehalten wird, wird die von diesem nun offiziell verworfene reformerische Gesinnung (des entlassenen) Theodor von Schöns und Eichendorffs umgekehrt vindiziert – auch wenn dies freilich nicht in Form einer bitteren »Abrechnung« geschehen konnte, immerhin wurde die Arbeit ja auf königliche Kosten gedruckt. In diesem Sinne ist jedenfalls auch Eichendorffs Entscheidung zu werten, sich zur gleichen Zeit offen unter die Beiträger zu den Abschiedsfeierlichkeiten Theodor von Schöns einzureihen (s. o.), die im Juni 1843 auf der *Marienburg* abgehalten wurden,<sup>92</sup> sich also öffentlich als Gefolgsmann des in diesen Jahren prominentesten Oppositionsführers gegen die gegenwärtige Regierungslinie erkennen zu geben. Konsequenterweise reichte Eichendorff auch kurz vor Beendigung der Arbeit, im August 1843, sein erstes Rücktrittsgesuch ein. Konsequenterweise lässt Eichendorff auch das gedruckte Werk durch Theodor von Schön dem König überbringen; im Brief vom 28. I. 1844, in welchem Eichendorff Schön diesen Vorschlag unterbreitet, hat sich der bereits im Brief von Ende 1842 (s. o.) vernehmbare skeptisch-verhaltene Ton bzgl. Friedrich Wilhelm IV., von dem Eichendorff sich ja ursprünglich erhofft hatte, die Zeittendenzen zu »veredeln«, zu einer vernichtenden Kritik verschärft; es ist das privatbriefliche Korrelat des Schwanengesangs der »Geschichte der Marienburg«; der Brief ist das endgültige Epitaph auf den romantischen Hoffnungsträger Friedrich Wilhelm IV., der, die »Zeichen« der Zeit und damit seinen hohen Beruf, diese zu »veredeln«, verkennend, wie der »Vogel Strauß«, vor der »Zeitbewegung« seinen »Kopf versteckt«:

90 Die prägnante Formulierung übernehme ich hier von Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 261 (»Eichendorffs Schrift über die Wiederherstellung der Marienburg ist nichts anderes als der Schwanengesang des gebildeten Beamtentums in Preußen«), der aus vornehmlich sozialgeschichtlicher Perspektive und mit teils anderen Schlussfolgerungen (s. u., Kapitel A. III. 4. 1) den Zusammenhang mit der Pensionierung und damit den durch diese Schrift markierten Einschnitt sehr klar diagnostiziert hat.

91 Dass die Ordensgeschichte ihr Eigengewicht behält, ändert, anders als in der Lesart Schultzens, nichts an deren Verweischarakter auf die aktuelle preußische Politik.

92 Frühwald 1976, Chronik, S. 192.

Euer Excellenz

Danke ich ganz gehorsamst und herzlichst für die, mir unterm 22t dM. Gnädigst mitgetheilten Nachrichten [über rezente politische Entwicklungen, N. v. E.], die mich um so mehr interessieren, da ich hier [in Danzig, N. v. E.] so ziemlich wie auf einer wüsten Insel lebe, wo ich den Wellenschlag der Zeit nur als ferne Brandung vernehme. Eigentlich kein unangenehmer Zustand, da diese Zeitbewegungen in unmittelbarer Nähe oft konvulsivisch-widerwärtig sind und erst in ihren großen und maßenhafteren Erfolgen wieder poetisch werden. Es ist nur schlimm, daß diejenigen, die solche Zeichen überwachen und veredeln sollten, sie nicht zu deuten verstehen oder lieber gar nicht deuten wollen, wie der Vogel Strauß, der sich auch vor dem Jäger sicher glaubt, wenn er den Kopf versteckt.

[...] Daß mein Marienburg nun bald vom Stapel laufen soll, ist mir sehr erfreulich [...]. Da das Buch auf Königliche Kosten gedruckt wird, so scheint es auch mir angemessener, wenn das Pracht-Exemplar von Ew. Excellenz Selbst dem Könige überreicht wird.<sup>93</sup>

Auf die Zusendung von drei Prachtexemplaren durch Schön antwortet Friedrich Wilhelm IV. am 25. 5. 1844 mit einem sehr »allgemein gehaltene[n] Lob«:<sup>94</sup>

Die von dem Geheimen Regierungs-Rath Freiherrn von Eichendorff verfaßte Geschichte der Herstellung des Schlosses Marienburg, wovon Sie Mir am 13. d. M. drei Exemplare übersandt haben, ist Mir, wie alles, was dieses großartige Denkmal betrifft, eine sehr erfreuliche Erscheinung.<sup>95</sup>

Am 30. Juni unterzeichnet der König die Entlassungsurkunde Eichendorffs, der am 25. Februar erneut um seine vorzeitige Pensionierung gebeten hatte. Auch wenn es sich nicht letztgültig, d. h. quellenmäßig belegen lässt, so ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass spätestens der lyrische Beitrag Eichendorffs zu der 1843 auf der Marienburg gehaltenen Jubelfeier (der dann in der entsprechenden Festschrift publiziert wurde), aber auch schon die auf Anregung von Schön geschriebene »Geschichte der Marienburg« mit ihren wiederholten Loyalitätsbekundungen gegenüber dem ehemaligen Oberpräsidenten der Provinz Preußen für die in der Eichendorff-Forschung merkwürdigerweise immer noch ungeklärte Tatsache verantwortlich war, dass Eichendorff – entgegen jedem Herkommen – ohne Orden aus dem Staatsdienst entlassen wurde.<sup>96</sup>

93 HKA XII, S. 197 f.

94 So die treffende Einschätzung von H. Schultz in KA V, S. 1177.

95 Zitiert nach der Quellenaufstellung bei Ziesemer 1911, Eichendorffs Marienburg, S. 34.

96 Vgl. etwa Pörnbacher 1963, Beamter, S. 70: »Auffällig ist, daß Eichendorff bei seiner Pensionierung nicht mit einem Orden ausgezeichnet wurde, wie das in Preußen, wo man lieber mit Geld als mit Orden sparte, üblich war. Was für Gründe es immer sein mochten, ein Orden nach all den Jahren der Zurücksetzung hätte schlecht gepaßt.« Frühwald 1976, Chronik und 1988, Regierungsrat, geht hierauf erstaunlicherweise gar nicht ein.

#### 4. Die Wallfahrt nach Trier, die Entstehung der Deutschkatholischen Bewegung und der endgültige Umbruch in Eichendorffs Werk (1844-1846)

##### 4.1 Sozialgeschichtlicher Rollenwechsel vom preußischen Regierungsrat zum streitbaren Autor der Katholischen Bewegung – Ausblick auf die Umbesetzungen im Werk

Mit seiner frühzeitigen Pensionierung zog Eichendorff die Konsequenz aus der endgültigen und durch keine Gegentendenzen mehr aufgewogenen Erkenntnis, dass der unter dem Eindruck der Befreiungskriege gewonnenen Idee von Preußen als einem Modellstaat deutscher Freiheit die reale Basis längst entzogen war.<sup>97</sup> Der ursprünglich der idealen Verwaltung (wie sie Preußen repräsentierte oder doch repräsentieren sollte) zugewiesene Auftrag zu »Ausgleich« und »Vermittlung« innerhalb und zwischen den deutschen Staaten (Kapitel A.II) aber lebt ab Mitte der 1840er Jahre in Eichendorffs Sichtweise der katholischen Kirche fort, dem »versöhnenden Mittelglied« zwischen »Staat« und »Volk«, dem nurmehr einzigen Bindeglied der Deutschen.<sup>98</sup> Möglich wurde diese Umbesetzung eines Zentralgedankens der politischen Schriften der 1830er Jahre nicht zuletzt durch die Anschlussfähigkeit der reformkonservativen Mittelposition zwischen Absolutismus und Revolution an diejenige Jarckes, Phillips und Görres', die mit den »Historisch-Politischen Blätter für das katholische Deutschland« gegen die »Revolution in jeder Gestalt« antraten (Kapitel A.II. 3-4).<sup>99</sup> Weil Eichendorff diesen dritten Weg aber gerade als Quintessenz der »Romantik« verstand, wird die Katholische Bewegung dadurch zum alleinigen Erben der Romantik, welche der überkonfessionell

97 Vgl. auch Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 261: »Wenn aber Eichendorff wenige Zeilen nach der zitierten Stelle aus der Volkwerdung der Preußen heraus auf die Nationwerdung der Deutschen im Zeichen einer Kunst verweist, die auf das Kreuz deutet, »unter dem das Volk schon einmal für König und Vaterland gestritten und gesiegt« habe, so ist dieser Rückverweis auf die Freiheitskriege unmittelbar mit jenem Satz zu konfrontieren, den Johann Albrecht Eichhorn, der neue preußische Kultusminister, über Fichte, den Schöpfer des Begriffes der Kulturnation, in eben diesem Jahre 1844 gesprochen haben soll: »Wenn Fichte käme und wollte jetzt hier Reden halten wie an die deutsche Nation im Jahre 1808, ich wäre der erste, sie ihm zu verbieten.«

98 Zitate aus »Die Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland« von 1846, KA VI, S. 273 f.: »Die Abwendung vom Positiven konnte aber natürlicherweise nicht auf das religiöse Gebiet allein beschränkt bleiben, sondern trübte gleich einer Krankheit, die gesamte Weltanschauung. Nachdem man jetzt aus der oben erwähnten, romantischen Dreieinigkeit von Staat, Kirche und Volk, das eine versöhnende Mittelglied religiöser Liebe wieder herausgenommen, stehen Staat und Volk unvermittelt, schroff und feindlich, als bloßes Recht und Gegenrecht, einander gegenüber, und anstatt der wechselseitigen freien Unterordnung unter ein Höheres über Beiden, wie die Kirche sie lehrt, bleibt das Mißtrauen, der Haß, der Trotz, mit einem Wort: die endlose Revolution.«

99 Begriffsprägung »Revolution in jeder Gestalt« von Jarcke im bis zum Kölner Ereignis von 1837 überkonfessionellen Organ des deutschen Konservatismus, dem *Berliner politischen Wochenblatt* 13 (1834), S. 76; die nach dem konfessionellen Bruch zusammen mit Guido Görres und George Phillips initiierten HPBl verfolgten gemäß ihrem Eröffnungsaufsatz (1, [1838], 1 ff.) »den Zweck, [...] die revolutionäre wie die despotische Doktrin der Staatsweisheit durch die Verkündigung der Grundsätze wahrer Freiheit und des Rechts zu bekämpfen«. Zur Janusgesichtigkeit des katholischen Konservatismus s. u., Kapitel B. III. 2. 2.

denkende, durch seinen Quietismus aber zunehmend seine pietistische<sup>100</sup> Prägung offenbarende König Friedrich Wilhelm IV. öffentlich kompromittiert hatte; den ursprünglich überkonfessionellen »Geist von 1813«, der 1842 in der »Aufforderung zur Teilnahme am Berliner Verein für den Kölner Dombau« noch einmal mit großem Pathos beschworen wurde, wird Eichendorff, in Auseinandersetzung mit der immer mächtigeren kleindeutschen Vereinnahmung der Befreiungskriege, schließlich mit der von den Romantikern erweckten, 1837 und 1844 endgültig durchgebrochenen »katholischen Gesinnung« nahezu restlos identifizieren (Kapitel B.I.1). Dass Eichendorff, der »letzte Ritter der Romantik«, damit zum zwischen Vormärz und Kulturkampf paradigmatischen Vertreter katholischer Nationsvorstellungen avanciert, den es, von der literaturgeschichtlichen Neubewertung abgesehen, auch von Historikern überhaupt erst zu entdecken gilt, war sozialgeschichtlich durch den Wechsel in die ungewohnte Rolle des freien Schriftstellers entscheidend mitverursacht. Nachdem die 1841er Ausgabe des vielgelesenen »Deutschen Musenalmanachs« noch ein Porträt des »Preußischen Regierungsrats« zierte, mit dem Eichendorff nicht nur in den nächsten Jahren identifiziert wird,<sup>101</sup> schlüpfte er schon kurz nach seiner Pensionierung in die Rolle des streitbaren Autors der Katholischen Bewegung, ohne dabei aber seine bisherigen Ideale aufzugeben, sondern – bei formaler Konstanz – inhaltlich neu zu bestimmen; in umgekehrter Perspektive können seine Schriften als der Versuch gewertet werden, dem (süd-)deutschen Katholizismus seinen eigenen Stempel aufzuprägen, d.h. in das von Schlegel, Brentano, Görres, Jarcke etc. konstruierte Gedankengebäude neue Elemente einzubringen. Das Eichendorffsche Werk »zerbricht« daher keineswegs nach 1844, wie selbst Wolfgang Frühwald urteilte, der den sozialgeschichtlichen Rollenwechsel gleichwohl aufmerksam registrierte,<sup>102</sup> sondern tritt in eine programmatisch fundierte (Kapitel B.I.) Spätphase ein. Der bisherigen Forschung ist es freilich gelungen, dieses schon rein quantitativ etwa 1/4 des Gesamtwerkes umfassende Spätwerk wo nicht rundweg zu ignorieren, so doch in seiner Signatur zu verkennen, und, wie auch Frühwalds Urteil bezeugt, in jedem Fall gegenüber den kanonisierten Werkteilen zu marginalisieren (Kapitel B.I.2-3). Die endgültige Ausbildung der Signatur dieses umfangreichen und komplexen Eichendorffschen Spätwerkes ist mittelbar durch die vorzeitige Pensionierung, unmittelbar aber durch die politischen Vorgänge der Jahre 1844/45 bedingt, mit denen der durch Friedrich Wilhelm IV. nur kurzzeitig beigelegte konfessionelle Bürgerkrieg von 1837 wieder, und zwar wiederum ausgehend von der preußischen Rheinprovinz, aufbrach und sich die Konfessionalisierung der deutschen

100 Dazu ausführlich Kapitel B. III. 4. 2.

101 Vgl. etwa die launige Rezension von Karl Gutzkow (von Ende Januar 1841 im »Telegraph für Deutschland«), HKA XVIII, S. 53: »Eichendorffs Porträt steht vorn. Sieht wie ein preußischer Regierungsrath aus, hat aber ein gemüthliches Herz, ob ich gleich dem Gemüth der Romantiker nicht traue. Ich kenne viele des Gelichters, die die Feder nicht führen können, ohne von Mond und Lilien zu reden und im Leben doch rechte Lümmel sind. Ich stoße mich aber nicht an dem Regierungsrath; seine Sächelchen sind wieder ganz hübsch und das »Incognito« [das bekannte Gedicht, nicht das unveröffentlichte Puppenspiel, N. v. E.] sogar liebenswürdig.«

102 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 269-272, Zitat S. 271.

Nationalbewegung als endgültige Grundtatsache in das Bewusstsein des 19. (und auch noch des frühen 20.) Jahrhunderts einprägte.<sup>103</sup>

#### 4. 2 Die Geburt des Deutschkatholizismus aus dem Geist der nationalpolitischen Publizistik

1844 nämlich veranstaltete der Trierer Bischof Arnoldi, der im Nachwehen der Kölner Wirren gegen den Willen der preußischen Regierung zum Bischof gewählt worden war – Wolfgang Schieder hat als Erster an die zeitgenössische Äußerung über die »Trierische[n] Wirren« erinnert –,<sup>104</sup> und um dessen offizielle Anerkennung Eichendorff selbst sich 1842, wie gezeigt wurde (Kapitel A. III. 1), als Mitarbeiter des Kultusministeriums vergeblich bemüht hatte, durch die Ausstellung des ›Heiligen Rockes‹ eine offizielle Wallfahrt, die Pilger aus ganz Deutschland anzog. Dieses von Joseph Görres sprachgewaltig als »fünfte[] Epiphanie«<sup>105</sup> gefeierte erste Massenergebnis dieser Größe in der deutschen Geschichte seit den Befreiungskriegen, bei dem nach zeitgenössischen Berichten über eine Million, nach neueren Schätzungen mindestens 500.000 Pilger in die nur 15064 Einwohner zählende Moselstadt strömten,<sup>106</sup> war zugleich das Fanal für eine beispiellose kulturkämpferische Publizistik, die in Umfang und Schärfe diejenige von 1837/38 fast noch überstieg;<sup>107</sup> mit der Frage um die Echtheit des ›Heiligen Rockes‹, den Jesus Christus der kirchlichen Legende zufolge sein Leben lang getragen hatte und der – gemäß der kanonischen Deutung Augustins – in seiner auch von den römischen Soldaten nicht versehrten Ungeteiltheit (›inconsutilis«/›ungenäht«) Symbol für die Einheit der Kirche war, mit der Frage um ›naiven‹ Wunderglauben oder moderne Wissenschaftsgläubigkeit, traditionale Volks- und fortschrittlich-bürgerliche Bildungsreligion ging es dabei nicht ausschließlich, wie in der bisherigen historischen Forschung oft einseitig dargestellt, um die religions- und geistes- bzw. sozialgeschicht-

103 Vgl. Blaschke 2002, Konfessionelles Zeitalter; hier v. a. der Beitrag von Weichlein 2002, Konstruktion des Bonifatius; im Beitrag von Kittel 2002, Weimarer Republik, wird der Überhang bis in die Zwischenkriegszeit hinein, und selbst noch die konfessionsagitorische Grundierung der Reichspräsidentenwahl von 1925 (der katholische Marx vs. der protestantische Hindenburg) belegt.

104 Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 37, mit dem entsprechenden Zitat aus einem Brief Kultusminister Altensteins vom 25. II. 1839 an Bodelschwingh, der als Oberpräsident der Rheinprovinz den Kölner Erzbischof Droste-Vischering fast auf den Tag genau zwei Jahre zuvor verhaftet hatte (s. o.).

105 Görres 1845, Wallfahrt, S. 148.

106 Die Einwohnerzahl wies nach einer offiziellen »Zählung von Ende 1843 nur 24554 Einwohner, von denen 7798 auch noch in 16 zum Stadtkreis gehörenden, aber zum Teil weit entfernt liegenden Vorstädte, Vororten und Dörfern wohnten. Sieben Wochen lang kamen also pro Tag durchschnittlich etwa zehntausend Menschen in eine Stadt, deren baulicher Kern innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern nur 15064 Einwohner beherbergte« (Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 16). Zur Symbolfunktion der gigantischen Zahlen Görres 1845, Wallfahrt, S. 15 f.

107 Frühwald 1973, Wallfahrt, S. 376; Steinsdorff/Frühwald 1982, Streitschrift, S. 57; aus den Beiträgen ragen u. a. Otto von Corvins »Historische Denkmale des christlichen Fanatismus« von 1845 heraus, ein Buch, das später unter dem Titel »Pfaffenspiegel« unruhlich bekannt wurde.

lichen Gegensätze des Jahrhunderts.<sup>108</sup> Wie nicht nur der von Eichendorff wie immer begierig gelesene Joseph Görres mit seiner letzten großen Streitschrift »Die Wallfahrt nach Trier« bezeugt, nach welcher im Rock, dem Symbol der Einheit der Kirche, zugleich das prophetische Symbol der dereinstigen nationalen Einheit der Deutschen aufscheint,<sup>109</sup> kreiste die Debatte auch, und teilweise in erster Linie um die angesichts der konfessionellen Spaltung in Deutschland hochproblematische Frage der nationalen Identität.

Der Streit um die öffentliche Ausstellung einer erst seit dem 12. Jahrhundert mit Sicherheit bezeugten, also ›mittelalterlichen‹ Reliquie und die dahinterstehende konservativ-katholische Sammlungspolitik<sup>110</sup> Arnoldis mündete in die Gründung einer zwar kurzlebigen, im Vorfeld der 1848er Revolution aber sich wie ein Lauffeuer verbreitenden und heißumkämpften Bewegung, die den in die Mitte der nationalen Erhitzung des Jahrzehnts treffenden Namen des »Deutsch-Katholizismus« trug. Was in der späteren historischen Forschung nahezu vollkommen vergessen scheint,<sup>111</sup> Heinrich von Treitschke aber noch fest im Bewusstsein stand, war das besondere »patriotische Pathos«, mit dem allein Johannes Ronge, der bereits vor 1844 suspendierte schlesische Priester, sich von sonstigen Wortführern des zeitgenössischen Rationalismus unterschied, und mit dem er in einem offenen »Sendschreiben« an Arnoldi das Gründungsdokument des Deutschkatholizismus formulierte.<sup>112</sup> Nicht zufällig in den patriotischen »Sächsischen Vaterlandsblättern« publiziert, wird der nationale Ton des Sendschreibens bereits im ersten Absatz gesetzt:<sup>113</sup>

108 Zur sozialgeschichtlichen Dimension der Wallfahrt vgl. den einflussreichen Beitrag von Schieder 1996 [1974], Religion und Revolution; zur Kritik an Schieders zeitbedingtem Ansatz s. u.; zur protorevolutionären Funktion der theologisch ›progressiven‹ Deutschkatholiken vgl. Graf 1978, Politisierung.

109 Görres 1845, Wallfahrt, S. 119 f.

110 Dazu (mit Einschränkungen ob der wertenden Verzerrungen; zur Problematisierung s. im Folgenden) Schieder 1996, Religion und Revolution, passim.

111 Bei Graf 1978, Politisierung, erscheint die nationalistische Dimension aufgrund der anders gelagerten Fragestellung (nach der »Politisierung des religiösen Bewusstseins« im Vorfeld der 1848er Revolution; wobei der hierbei ausgeklammerte nationale ›Aspekt‹ doch einen zentralen Bestandteil sowohl des politischen wie des religiösen Bewusstseins dieser Zeit ausmacht) nur am Rande, vgl. dort etwa die Hinweise S. 60; zur Kritik an Grafs Übergehen der tieferen Wurzeln im nationalreligiösen Denken vgl. Altgeld 1992, Katholizismus, S. 171 (Fn. 132), wobei Altgeld das Phänomen selbst hier leider nur kurz streift.

112 Vgl. die auf den ersten Blick überraschend negative Einschätzung bei Treitschke, Deutsche Geschichte V, S. 336: »Diese Worte bewiesen schon genugsam, daß der eitle Mann, der sich so deutlich selber für einen neuen Luther ausgab, nicht aus dem Holze der Reformatoren geschnitzt war. Ihn entflamte ein achtungswerthes Gefühl jugendlicher Entrüstung wider das Schaugepränge römischer Werkheiligkeit; doch von dem Ernste, dem Tiefsinn, der Selbstverleugnung des Glaubenshelden lag nichts in ihm. Sein Brief wiederholte lediglich alte Wahrheiten, die der Protestantismus längst kühner und würdiger ausgesprochen hatte; neu war daran nur der moderne journalistische Stil und das patriotische Pathos. [...] man konnte leicht errathen, daß er seine Weltanschauung guthentheils der Rotteckschen Weltgeschichte verdankte.«

113 Der Text wird nach der Edition bei Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 72 ff., zitiert, da diese der ursprünglichen Publikation in den »Sächsischen Vaterlandsblättern« folgt, während sich der Abdruck bei Graf 1978, Politisierung, S. 196 ff. auf die Nachdrucke stützt.

Was eine Zeitlang wie Fabel, wie Märe an unser Ohr geklungen, daß der Bischof Arnoldi von Trier ein Kleidungsstück, genannt der Rock Christi, zur Verehrung und religiösen Schau ausgestellt, Ihr habt es schon gehört, Christen des 19. Jahrhunderts, Ihr wißt es, deutsche Männer, Ihr wißt es, deutsche Volks- und Religionslehrer, es ist nicht Fabel und Märe, es ist Wirklichkeit und Wahrheit.<sup>114</sup>

Unter Rückgriff auf den tief in der Geschichte deutscher Identitätskonstruktionen wurzelnden ›antirömischen Affekt‹ wird im Weiteren noch einmal mit Nachdruck hervorgehoben, dass es sich um »Deutsche« handelt, die der »römische[n] Hierarchie« erlagen und so ihre Zugehörigkeit zum ›unfreien‹, »entartet[en]« und daher eigentlich ›undeutschen‹ Pöbel offenbarten:

Fünfmahlhunderttausend Menschen, fünfmahlhunderttausend verständige Deutsche sind schon zu einem Kleidungsstücke nach Trier geeilt, um dasselbe zu verehren oder zu sehen! Die meisten dieser Tausende sind aus den niederen Volksklassen, ohnehin in großer Armut, gedrückt, unwissend, stumpf, abergläubisch und zum Teil entartet, und nun entschlagen sie sich der Bebauung ihrer Felder, entziehen sich ihrem Gewerbe, der Sorge für ihr Hauswesen, der Erziehung ihrer Kinder, um nach Trier zu reisen zu einem Götzenfeste, zu einem unwürdigen Schauspiele, das die römische Hierarchie aufführen läßt.<sup>115</sup>

Ronge wirft dem Trierer Bischof vor, »die deutsche Nation dem Spott der übrigen Nationen« preiszugeben, und ruft ihn daher »kraft [s]eines Amtes und Berufes als Priester [zur – erfolgreichen – Effektsteigerung trotz seines suspendierten Status, N. v. E.], als deutscher Volkslehrer und im Namen der Christenheit, im Namen der deutschen Nation, im Namen der Volkslehrer auf, das unchristliche Schauspiel der Ausstellung des heiligen Rockes aufzuheben«.<sup>116</sup> Der suspendierte Priester lässt die »Reliquienverehrung« erst mit den »Kreuzzüge[n]« beginnen, als nämlich »der gesunde kräftige Geist der deutschen Völker sich erst [...] erniedrigen ließ« und profiliert erwartbar die Reformation (indirekt) als Befreiung aus »Deutschlands geistige[r] und äußere[r] Knechtschaft« (man erinnert sich an die ähnliche Feier eines Doppeljubiläums 1817 auf der Wartburg), welche die »Folgen« der »götzenhafte[n] Verehrung der Reliquien und der Aberglaube überhaupt für uns gehabt hat«.<sup>117</sup> Wenn Ronges Schmähschrift im Ausruf gipfelt, Arnoldi sei der »Tetzel des 19. Jahrhunderts«, wenn Ronge sich noch wiederholt an seine »deutschen Mitbürger« wendet, gegen die »tyrannische[] Macht der römischen Hierarchie« aufzustehen, damit »dem deutschen Namen nicht länger eine solche Schmach angetan werde«, wenn Arnoldi schließlich sogar die »Manen« der »Väter, welche das Kapitol zerbrachen« zum Appell bemüht, nicht weiter »die Engels-

114 Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 72.

115 Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 72.

116 Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 73.

117 Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 74.

burg in Deutschland« zu dulden,<sup>118</sup> dann verweist dies ebenfalls auf den nationalen Grund des identitätsbildenden Antagonismus von germanisch-deutsch-protestantisch und römisch-romanisch-katholisch-undeutsch. Spätestens der auf dem Fuße folgende Dreiklang von »Huß, Hutten, Luther«<sup>119</sup> reaktiviert unverkennbar die nationale Reformationslegende, um den aktuellen Gegensatz von »Freiheit und Knechtschaft« patriotisch zu grundieren. Ronge schließt mit dem Aufruf an die Priesterschaft, sich durch die Emanzipation von Rom in die Gemeinschaft der »deutschen Nation« zu begeben:

Endlich Sie, meine Amtsgenossen, die Sie das Wohl Ihrer Gemeinden, die Ehre, die Freiheit das Glück ihrer deutschen Nation wollen und anstreben, schweigen Sie nicht länger; denn Sie versündigen sich an der Religion, an dem Vaterlande, an Ihrem Beruf, wenn Sie länger schweigen und wenn Sie länger zögern.<sup>120</sup>

Nach der Fusionierung mit dem Gemeinde-Anhang des Posener Priesters Czarski, der kurz zuvor schon zum zweiten Mal wegen einer eheähnlichen Partnerschaft suspendiert worden war, und sich mit den ihm treuen Gläubigen von der Kirche abgespalten hatte,<sup>121</sup> formierte sich die deutschkatholische Bewegung um den Jahreswechsel offiziell. Im März 1845 hielt die Bewegung sogar ihr erstes »deutschkatholisches Konzil« in Leipzig ab, neben Halle eine der Hauptstädte des theologischen Rationalismus.<sup>122</sup> Das Konzil war als Nationalkonzil aller deutschen Christen konzipiert; der Forderungskatalog umfasste sämtliche Zentralanliegen der Aufklärung (Aufhebung von: Ohrenbeichte, Fasten, Papst, Zölibat, Heiligenverehrung, Ablass, allen Sakramenten bis auf die Taufe; Einführung der deutschen Messe, Kelchkommunion), und gipfelte im Aufruf zur Gründung einer deutschnationalen Kirche, der auch Protestanten beitreten sollten.<sup>123</sup> Die sich von Schlesien aus (wenn auch nur wie ein »Strohfeuer«)<sup>124</sup> rasant ausbreitende Bewegung hatte ihren Schwerpunkt tatsächlich in Orten und Gegenden, die sich wie eine geographische Veranschaulichung von Eichendorffs Biographie lesen lassen: Schlesien mit Brennpunkt in Breslau, wo Eichendorff u. a. zur Schule gegangen war, Halle, wo Eichendorff seine ersten Studienjahre verbracht hatte, Ostpreußen mit Schwerpunkt Königsberg, wo nach Berichten vier Fünftel der Katholiken zum Deutschkatholizismus »übertraten«, schließlich Berlin. Während die vor allem in Sach-

118 Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 75.

119 Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 75.

120 Schieder 1996, Religion und Revolution, S. 75.

121 Vgl. Stollenwerk 1971, Deutschkatholizismus, S. 13 ff. – Die von Czarski geführte Gruppe verstand sich anfangs mehr als innerchristliche Reformbewegung und nannte sich daher ursprünglich »Christlich-apostolisch-katholische Gemeinde« (ebd.); nach der Fusionierung nannte man sich »Allgemeine christliche Kirche«; erst auf dem Leipziger Konzil setzte sich der Titel »deutschkatholisch« durch (ebd., S. 16); diesen nationalen Stempel drückte v. a. Ronge der Bewegung auf; besonders im Horizont der Publizistik (v. a. Gervinus, s. u.) kristallisierte sich das als entscheidende Stoßrichtung der Bewegung heraus.

122 Graf 1978, Politisierung, S. 41 ff. (Zitat S. 41); Stollenwerk 1971, Deutschkatholizismus, S. 15 ff.

123 Graf 1978, Politisierung, S. 44 f.; Stollenwerk 1971, Deutschkatholizismus, S. 16 f.

124 Stollenwerk 1971, Deutschkatholizismus, S. 13.

sen von dem charismatischen, radikaldemokratischen Volksredner Robert Blum, der hier seine erste große Bühne erhielt, geleitete und befeuerte Bewegung eine protorevolutionäre Funktion verfolgte,<sup>125</sup> so wurde Ronge als zweiter Reformator Deutschlands, als Luther redivivus und »Heros der Nation« gefeiert.<sup>126</sup> Die triumphale ›Deutschlandtournee‹ dieses nationalen Helden, mit dessen Bild Teetassen, Taschentücher und Tabakdosen geschmückt wurden,<sup>127</sup> veranlasste Eichendorff in seiner »Streitschrift gegen den Deutschkatholizismus« (s. u., Kapitel A. III. 4. 3. 2) dann zu der zynisch-ironischen Bemerkung: »Ronge wollte berühmt werden, und Czerski heiraten.«

Das für Eichendorff und auch in allgemeiner historischer Hinsicht Bezeichnende war aber der Versuch führender Vertreter des preußischen Hofes und der preußischen Regierung, die Euphorie in ihrem Sinne aufzufangen. Wolfgang Schieders Versuch hingegen, die Trierer Wallfahrt als denkwürdiges Zeichen der konservativ-antirevolutionären Allianz von ›Thron und Altar‹, von katholisch-hierarchischer ›Amtskirche‹ und reaktionärem preußischen Staat zu interpretieren, muss in den Bereich der Legende verwiesen werden, die nur – neben anderen Ungereimtheiten – durch die Verschweigung ebendieser Rolle der preußischen Regierung bzgl. der deutschkatholischen Bewegung haltbar ist, die sich schließlich in unmittelbarer Reaktion auf diese Wallfahrt formiert hatte.<sup>128</sup> Wie auch Schieder zugibt, hatten Kultusminister Eichhorn und Innenminister

125 Graf 1978, Politisierung, S. 118 f.

126 Graf 1978, Politisierung, S. 54 f.

127 Zu den »fünf große[n] Rundreisen durch weite Teile Deutschlands« vgl. Graf 1978, Politisierung, S. 54; ebd. und Stollenwerk 1971, Deutschkatholizismus, S. 24 f. zu den Auswüchsen dieses ebenso kuriosen wie für die aufgeregte Zeit mit ihrem durch die Restauration bedingten ›Gefühlsstau‹ charakteristischen Personenkults.

128 Schieder 1996, Religion und Revolution; im Weiteren kritisiere ich den Mangel der persuasiven Qualität von Schieders Ansatz und den geschlussfolgerten Thesen, d. h. vor allem die Reduktion der historischen Komplexität, nicht aber Schieders von Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 86 ff. (gleichwohl nicht völlig unzutreffend) unterstellte ›Fortführung des zeitgenössischen Antikatholizismus mit den Mitteln der modernen Sozialgeschichte‹. Dass Schieder sogar gleich auf der zweiten Seite seines Beitrages offen für eine der damaligen Parteien, diejenige Sybels und Gilde-meisters, Partei nimmt, dass er sich bestimmte Urteile der Zeit recht offenkundig zu eigen macht, kann, anders als bei Borutta, auch ohne Rückgriff auf diskursgeschichtliche Traditionen und ihr verwandeltes Fortleben, nämlich nüchterner durch die fachgeschichtliche Problematik erklärt werden; beim damaligen Stand der historischen Forschung war die Religionsgeschichte eine nahezu ausschließliche Domäne der Kirchengeschichte (vgl. dazu auch den späteren, durchaus ausgewogenen Beitrag Schieder 1993, Sozialgeschichte der Religion), und Schieders erstmals 1974 publizierte, einflussreiche Arbeit zur Trierer Wallfahrt ist von dem in seiner urteilenden Übertreibung zwar keineswegs gutzuheißen, aber im Rückblick teilweise verständlichen Versuch einer entsprechenden Abgrenzung geprägt. Das urteilende Gegeneinander-Ausspielen vermeintlich ›voraussetzungsloser‹ säkular-wissenschaftlicher und ›unkritisch‹-kirchlicher Betrachtungsweisen führt zwar in der Tat Stereotype des Kulturkampfes fort, kann heute aber auch unaufgeregt als eine bei der damaligen Emanzipation der Religionsgeschichte vermutlich nahezu unvermeidliche ›Revierabgrenzung‹ gewertet werden; aus dieser spezifischen Situation resultieren viele der in sich nicht akzeptablen Übertreibungen. Zur kritischen Einordnung in die Katholizismus-Forschungsgeschichte vgl. auch Anderson 1997, Aufschwung, S. 199; eine unbefangene Sicht auf den Komplex ist auch deswegen ebenso angebracht wie möglich, weil das von Anderson (ebd.) herausgestellte Fortleben antikerikaler Feindbilder, der antihierarchische und anti-institutionelle Reflex der sozialhistorischen Katholizismus-Forschung seine Schärfe sicherlich v. a. durch eine

von Arnim die Wallfahrt nur unter »Vorbehalten« erlaubt; beide hielten dafür, dass die Wiederaufnahme des Brauchs schon »im Interesse der katholischen Kirche vielleicht besser unterblieben wäre«; sofern aber für eine »angemessene[] Vertheilung der Wallfahrtszüge und Aufrechterhaltung der polizeilichen Ordnung« gesorgt sei, gebe es kein »Bedenken von Staats wegen im Allgemeinen«. <sup>129</sup> Wenn Arnoldi die Notwendigkeit der Wallfahrt in seinem offiziellen Antrag, wie er im damaligen staatskirchlichen System unumgänglich war, an Regierungspräsident Schaper unter Rekurrenz auf die Zentralformel von »Ruhe und Ordnung« zu begründen und im Voraus zu verteidigen suchte, dann kann dies, 7 Jahre nach dem Kölner Ereignis und 2 Jahre nach der eigenen, von der preußischen Regierung nur stillschweigend geduldeten Amtseinführung kaum »auf eine Konkordanz der politischen Gesinnung« hinweisen. <sup>130</sup> Wie bereits erwähnt wurde, hatte Eichendorff sich in seiner Eigenschaft als Mitarbeiter des Kultusministeriums noch Mitte 1842 bemühen müssen, Schapers Klagen über den »Übermut« der katholischen Geistlichkeit, der sich eben schon in (unangemeldeten) Fronleichnamsprozessionen kundgetan hatte, den Wind aus den Segeln zu nehmen (s. o., Kapitel A. III. 1). Wenn nun jedenfalls derselbe (anders als der hegelfreundliche Altenstein christlich-konservative) Kultusminister, mit dem Eichendorff seit den Befreiungskriegen persönlich vertraut war, und unter dem er bis vor wenigen Monaten noch als Staatsdiener tätig war, Ronge bei seiner Triumphreise durch Berlin offiziell empfing; wenn für die protorevolutionäre Bewegung vonseiten des Staates offiziell Gebäude der evangelischen Landeskirche zur Verfügung gestellt wurden: <sup>131</sup> Dann musste sich für Eichendorff vielmehr der Eindruck aufdrängen, dass sich hier die denkwürdig-paradoxe Allianz von 1837 wiederholte und festigte. <sup>132</sup> Die im Nachbeben der Trierer Wallfahrt

spezifische historische Situation, nämlich durch die Persistenz gewisser kirchlicher Tendenzen und Strukturen sowie hiermit zusammenhängender innerkirchlicher Deutungskämpfe unmittelbar nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, gewannen – also durch eine mittlerweile historisch gewordene Konstellation.

- 129 Schieder 1996, *Religion und Revolution*, S. 49 (mit Zitaten aus den amtlichen Erlassen und Korrespondenzen); der Verweis auf die Zentralformel der »polizeilichen Ordnung« wird hier m. E. sehr irrtümlich interpretiert, vgl. dagegen das Referat bei Kraus 1994, Gerlach, S. 360-362 und die Ausführungen im Folgenden.
- 130 So Schieder 1996, *Religion und Revolution*, S. 48; es ist bezeichnend, dass an dieser für den ganzen Argumentationsgang zentralen Gelenkstelle (S. 48-50) keine (unmittelbaren) Quellenbelege für die prätendierte »Konkordanz« aufgeführt werden; die zitierten Äußerungen werden hier nur durch einen kontingenten, in jedem Fall diskussionswürdigen Analogieschluss verknüpft, der sich vor allem auf die (von Schieder einseitig-suggestiv hervorgehobene) »gelenkte und gezielte Wallfahrtssteuerung« (S. 32) »von oben« (S. 13) stützt.
- 131 Vgl. die Kabinettsordre von Juli 1845, »daß nun doch den Rongianern, wo es nöthig etc. etc., die Evangelischen Kirchen geöffnet werden sollten«, zitiert nach Kraus 1994, Gerlach, S. 361 f.
- 132 Graf 1978, *Politisierung*, 55 f. hat zwar den symbolhaft-nationalen Zusammenhang ausgeblendet, aber zumindest den politischen richtig beurteilt, wenn er nach einigen Zitaten aus den entsprechenden publizistischen Reaktionen auf die Konstellationen zwischen preußischem Hof bzw. Regierung und dem »Revoluzzer« Ronge resümiert (S. 56): »In solcher Toleranz erblickte man den Willen der Regierung, ihren Machtverlust bei den Kölner Wirren dadurch auszugleichen, daß sie nun die katholische Amtskirche nicht in der Niederhaltung ihrer Konkurrenz unterstützte. Bis zum Frühjahr 1845 hatte es in Deutschland den Anschein, als werde von seiten Preußens der Deutschkatholizismus zwar nicht gefördert, aber auch nicht unterdrückt. Dieser Verzicht

gegründete deutschkatholische Bewegung ließ auch hier wieder die Konstellationen der 1870er Jahre kurzzeitig aufscheinen, und dass Ronge nicht nur von Eichhorn, sondern auch von Prinz Wilhelm, dem künftigen Deutschen Kaiser Wilhelm I. empfangen wurde,<sup>133</sup> macht diese Analogie besonders eindringlich. Wie bereits 1837, und wie im späteren Kulturkampf, war dieser staatlich-kirchliche, innenpolitisch-preußische Konflikt, den der eben erst pensionierte Verwaltungsbeamte Eichendorff natürlich besonders scharf ins Auge fasste, von einem nationalpolitischen Problemhorizont überwölbt. Dieser prismatische Charakter der Ereignisse von 1844/45, in denen sich wiederum alle charakteristischen Tendenzen und Vorgänge der Zeit bündelten, wird, und das ist die Hauptthese dieses Kapitels, in Eichendorffs 1844/45 entstandenen Streitschriften fall- und schrittweise reflektiert, 1846 aber in der ersten literarhistorischen Schrift »Die Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland« (Kapitel B.I.1) im Rahmen einer weiter ausgreifenden Nationalgeschichte entfaltet und »tiefergelegt«.

#### 4.3 Die quellenmäßige Genesis der *Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland* (1846) aus den publizistischen Beiträgen zum Deutschkatholizismus

##### 4.3.1 *Abhandlung über die kirchlichen Wirren* (1845)

Mit der vermutlich noch in der ersten Jahreshälfte 1845 entstandenen Schrift handelt es sich, wie schon an deren »spontane[m] Charakter« einsichtig wird, um die »erste Reaktion« auf die rezenten Ereignisse und um die »Vorstufe zur Streitschrift gegen den Deutschkatholizismus« (Kapitel A.III.4.3), die zwar ebenfalls unveröffentlicht blieb, offenkundig aber für die Historisch-Politischen Blätter bestimmt war.<sup>134</sup> Es wäre also Eichendorffs Debüt als Autor der Katholischen Bewegung gewesen.

Die verschiedenen, teilweise einander widersprechenden Titelvarianten (»Abhandlung« – »Briefe und Reisebemerkungen« – »Humoristisch-ironisch-witziger Brief« – »Über die Kirchlichen Wirren«),<sup>135</sup> belegen, dass sich Eichendorff nur im Hinblick auf die »literarische Form seiner Stellungnahme«, wie Hartwig Schultz richtig gesehen hat, »noch nicht im klaren war.«<sup>136</sup> Hinsichtlich der inhaltlichen Anlage war Eichendorff offensichtlich bestrebt, die verschiedenen Dimensionen der 1844/45 wiederausgebrochenen »kirchlichen Wirren« in einer, nämlich in »historisch-politische[r]« (KA V,

Preußens auf rechtliche Schritte [...] mußte angesichts der Repressionsmaßnahmen der süddeutschen katholischen Staaten, Bayerns und Österreichs, als eine zumindest implizite Förderung des antirömischen Reformkatholizismus durch die protestantische Macht Preußen gewertet werden.«

<sup>133</sup> Graf 1978, Politisierung, S. 56.

<sup>134</sup> Zur Entstehung, Datierung und groben Charakterisierung vgl. (mit Zitaten) den einführenden Kommentar von Schultz, KA V, S. 1209-1211; Hartwig Schultz bezieht sich auf Krabiels (MA, Bd. 5, S. 534) Datierung auf die zweite Jahreshälfte, wobei ich die erste aus verschiedenen, im Weiteren noch auszuführenden Gründen für plausibler halte. Zu dieser historisch signifikanten Schrift liegt außer dem einführenden Kommentar von Schultz bisher keine Analyse vor.

<sup>135</sup> KA V, S. 814.

<sup>136</sup> KA V, S. 1209.

S. 814) Beziehung zu bündeln; dass die bis auf den Schlussteil (der aus konzeptuellen Notizen besteht, S. 819 f.) weitgehend ausformulierte Arbeit dann in der Schublade verblieb, und Eichendorff sich in der (ebenfalls unveröffentlichten) Folgearbeit, der »Streitschrift«, auf eine geistesgeschichtliche Dimension konzentriert, legt aber nahe, dass er formal betrachtet den Mangel einer souveränen Komposition spürte, also mit der Gewichtung, Integration und wechselseitigen Durchdringung der Sinnebenen unzufrieden war.

In dieser »Abhandlung« versucht Eichendorff nämlich, ausgehend von der zentralen »Parole« und des »Feldgeschrei[s]«, des »schon sehr abgenutzte[n] rote[n] Faden[s] der Emanzipation«, über die »historisch-politische« Erörterung der Hauptemanzipationsforderung, der Befreiung der deutschen Kirche von der »Gewalt des Pabstes« (S. 814), sowohl die nationale Problematik wie die Rolle des Staates zu berücksichtigen.

Eichendorff will zunächst den Finger in die Wunde des liberalen Nationalismus legen, den er – darin einem Hauptargument der Historisch-Politischen Blätter folgend –<sup>137</sup> als verkappte Fortsetzung des aufklärerischen Kosmopolitismus, also als (paradoxaerweise) nationales Korrelat eines abstrakt-rationalistischen Weltbürgerideals interpretiert. Genau mit diesem neuralgischen Punkt, d. h. mit den von ihm diagnostizierten Widersprüchen der Gegenseite hatte Eichendorff aber offenkundig bereits zu kämpfen, denn die entsprechenden zwei Hauptabsätze (S. 816 f.) zu diesem Problem enden beide mit »p.« bzw. »p. p. –«. Der Hauptanlass ist Ronges Postulat einer sowohl »allgemeinen« wie »deutschen Kirche«,<sup>138</sup> und diese ja in der Tat widersprüchliche Konzeption adressiert Eichendorff dadurch, dass er gegenüber dem aufklärerischen Kosmopolitismus, der »jede Nationalität verwischend, Alles gleichmachen und universalisieren« will, das »Christentum – und folglich auch seine äußere Erscheinung: die Kirche« als »seiner Natur nach antinational« bezeichnet; zugleich aber profiliert er mit einem ursprünglich wohl von Adam Müller stammenden romantischen Kerngedanken die Dualität und Vermittlungsfunktion, mit welcher beides positiv integrierbar erscheint:<sup>139</sup>

137 Vgl. die Zusammenschau bei Buschmann 2000, Auferstehung der Nation, S. 350 f.; dazu im Zusammenhang des Revolutionskapitels s. u., Kapitel B. II. 2. 3.

138 Vgl. Ronge 1845, An meine Glaubensgenossen, S. 4: »Sagen wir uns los von der römischen Hierarchie, vom Papst, und bilden wir eine deutsch-katholische, d. h. allgemeine Kirche«; zitiert bei Steinsdorff/Frühwald 1982, S. 60.

139 Vgl. Müller 1809, Elemente der Staatskunst, S. 163 f. (Hervorhebungen von mir, N. v. E.), »Die Christenheit des Mittelalters [...] war ein Bund romanischer, gothischer, germanischer, slavischer [...] Nationen, also der ungleichartigsten Sprachen, der verschiedensten Sitten und Neigungen, der abstechendsten Klimate; – und gerade die nationale Ungleichartigkeit war es, welche diesen Bund befestigte. Deutschland war der nähere Berührungspunkt aller dieser ungleichartigen Elemente, deren mannichfaltige Spuren ja noch jetzt nicht verwischt sind; und deshalb wurde es mit Recht der Sitz des heiligen römischen Reiches. – Alle anderen Religionen sind an gewisse Himmelsstriche und Sitten gebunden; die christliche Religion aber *bedarf* gerade recht abstechender Nationalitäten, *um* sich recht glorreich zu entfalten.« In der Verbindung mit dem romantisch anverwandelten Reichspatriotismus wird freilich auch die deutschlandpolitische Relevanz dieser Nationsdefinition erkennbar, ein Zusammenhang, der bei Eichendorff dann erst im literarhistorischen Werk konsequent zum Tragen kommt, vgl. dazu v. a. Kapitel B. III. 2. 2.

Ja das Christentum – und folglich auch seine äußere Erscheinung: die Kirche – ist seiner Natur nach antinational, weil es einerseits, als das Ewigwahre, Höchste, sich den wechselnden, lokalen Bedürfnissen, Moden p. nicht akkomodieren kann, und andererseits auch wieder, als das allgemein Menschliche, alle Nationalitäten gleichmäßig durchdringt p. (KA V, S. 815).

Dieser hier nicht vollständig ausgeführte, erst in den literarhistorischen Schriften und den späten Geschichtsesays stringent formulierte Gedanke (Kapitel B.III.2.2; B.III.3.2.1; B.V.1-2) wird dann abgelöst durch das Argument, dass die kirchliche Allgemeinheit, sofern sie nicht – wie bei den ›rationalistischen‹ Kosmopoliten – ein »bloßes Zerfahren in's Blaue nach allen Seiten (oder ins Unendliche hin)« sein soll, eben nur durch einen festen »gemeinsamen Mittelpunkt«, den »Pabst«, verbürgt werden kann (S. 815 f.). Die Alternativen – »subjektive[s] Dafürhalten, die Einsicht, das Gefühl des Einzelnen [...], oder »die Bibel« – versucht er mit ebenso klassischen wie launig unverwandelten (apologetischen) Argumenten zu desavouieren:

So ist auch eine (oder die) allgemeine Kirche nur denkbar in stetem Bezug auf einen gemeinsamen Mittelpunkt der ewigen Wahrheit. – Wer soll nun aber der Träger, die Manifestation dieser Wahrheit sein? Das subjektive Dafürhalten, die Einsicht, das Gefühl jedes Einzelnen? Es ist ein anderes frühmorgens, ein anderes nach einem reichen Diner, ja menschliche Einsicht, wie Stimmung, sind den wechselnden Zeiten und ihren Moden untertan, abgesehen davon, daß ja jede noch so richtige Überzeugung jedes Einzelnen nur für diesen erkennbar und maßgebend sein könne. – Aber die Bibel? Jede, noch so Gotteslästerliche Sekte hat, je nach dem Maß ihrer Beschränktheit oder Bosheit, etwas anderes daraus gelesen, und eben hier ist eine authentische Auslegung der Kirche vonnöten (KA V, S. 815 f.)

Klar ausformuliert ist die wiederholte Konstatierung des offensichtlichen Widerspruchs, »Allgemeinheit« durch »Nationalkonzilien« realisieren zu wollen (S. 816). Weil dann aber nur noch »ökumenische Konzilien« als Alternativoption verbleiben, so adressiert er die (ihm aus seinem Beruf bestens vertraute) Problematik des Staatskirchensystems, und zwar besonders angesichts der »heutigen eifersüchtigen Absperrung der Staaten« (S. 816). Selbst wenn bei diesen Voraussetzungen das »Unglaubliche«, ein ökumenisches Konzil überhaupt »zu Stande käme«,

wenn überall, also auch in der Kirche, die allgemeine gesetzgebende Gewalt auch eine allgemeine vollziehende bedingt, wer soll die Beschlüsse solchen Konzils dann in den einzelnen Staaten, denen die Bischöfe angehören, mit wirksamer, d.h. vom Gewissen der katholischen Völker bekräftigter Autorität ausführen, zumal in solchen Staaten, deren Bischöfe etwa im Konzil nicht zu der Majorität gehörten, die den Beschluß gefaßt hat? – Oder: wenn, wie wahrscheinlich, überhaupt eine Übereinstimmung der Ansichten im Konzil nicht zu erreichen stände, wer sollte nun in letzter Instanz entscheiden, da ein Bischof hier soviel Recht hat wie der andre, der

weltlichen Staatsgewalt die Entscheidung nicht gebührt, an Gott selbst aber sich nun einmal auf Erden nicht appellieren läßt? – Eben dies aber ist einer von den, schon dem Verstande wohlbegreiflichen Gründen, warum der Herr – wie wir Katholiken glauben – den Pabst als seinen Stellvertreter auf Erden eingesetzt (S. 816).

Die logische Folge, dass ohne Papst der vereinigende Mittelpunkt weg-, die Kirche also »in so viele Nationalkirchen [zerfällt], als es eben Länder und Landeskirchen gibt«, »ist« daher »auch, wo wir nicht irren, eben das was Ihr wollt« (S. 816). Die weitere Darstellung ist deswegen, in Wiederanknüpfung an den »roten Faden der Emanzipation« (s. o.), der Frage gewidmet, »wie es in diesem Falle mit ihrer [der Kirche, N. v. E.] Freiheit zu stehn kommen dürfte« (S. 816). Gegenüber einer naturrechtlich definierten Religionsfreiheit, die sich schlichtweg durch individuellen Austritt aus der katholischen Kirche realisieren ließe, schränkt Eichendorff den Freiheitsbegriff auf den der »libertas ecclesiae« ein, also auf die »Freiheit« der institutionellen Selbstverwaltung, der »den Mitgliedern dieser Kirche gewährte Möglichkeit, aller heiligen Schätze derselben nach ihren eigentümlichen Satzungen unverschränkt teilhaftig zu werden« (S. 817). Weil aber »eine Nationalkirche nur durch strenge Durchführung des Episkopalsystems gedacht werden« kann – Eichendorff greift ein auch im signifikanten Generationenkonflikt von 1837 (s. o., Kapitel A. I. 2) virulentes Zentralthema auf –, und weil in diesem System »jeder einzelne Bischof für seine Diözese mit der päpstlichen Gewalt bekleidet werden« würde, dann lässt sich nicht mehr sinnvoll »behaupten, daß die Katholiken, Priester und Laien an Freiheit«, sondern vielmehr »diese Kirchenfürsten [...] an Macht gewinnen« (S. 817). Denn für die einfachen Gläubigen wäre nur »ihr bisheriger Instanzenzug verkürzt und ihnen das alte Recht der Berufung auf den obersten Schirmherrn« – wie es in der Berufung des Apostels Paulus an den Kaiser vorgeprägt ist, während etwa die umgekehrte Verweigerung ebendieses Rechtes bekanntermaßen erst die Verbrennung der Jeanne d'Arc ermöglichte –<sup>140</sup> »genommen wird, der von den Zinnen Roms über die kleinen, verknöchernenden Interessen isolierter Provinzen hin, die gesamte Christenheit überschaute« (S. 817 f.).

Das Stichwort der »Provinzen« bildet bereits den Auftakt für die Hauptstoßrichtung der im Folgenden konsistent entfalteten Darstellung, dass nämlich bei »jene[r] Einrichtung von Winkelkirchen« die Geistlichen, weil einerseits die »arme[ ] menschliche[ ] Natur [...] immer nach dem Brote gehn [wird], weil jedoch andererseits »der Staat« »den irdischen Brotkorb [...] hat« (S. 818), schlussendlich zu »Staatsbeamte[n]« (S. 819) werden. Der Staat ist aber, und hier wird die tiefe Konkordanz mit einem Grundaxiom

140 In der nationaljakobinisch-laizistischen Anverwandlung des Johanna-von-Orleans-Mythos wurde bzw. wird diese im Prozessverlauf entscheidende kirchenrechtliche Tatsache natürlich stets geflissentlich ignoriert, wodurch das 1922 kanonisierte Bauernmädchen von Domrémy sogar zur Antiklerikalen *avant la lettre* avancierte, vgl. etwa auch noch in der »nachbarlichen« Rezeption bei Friedrich Sieburg 1993 [1927], *Gott in Frankreich*, S. 82 ff. Aufgrund der nationalen (englischen) Motivation der Verurteilung dieser französischen Heiligen könnte sich dieses Beispiel tatsächlich als historische Veranschaulichung des Eichendorffschen Arguments eignen – wobei das mögliche Gegenargument eines übermäßig ausgeführten päpstlichen Herrschaftsanspruchs gegenüber den Bischöfen und »Hineinregens« in die Diözesen bei Eichendorff natürlich nicht auftaucht.

der in den »Historisch-politischen Blättern« propagierten Geschichtsbetrachtung offenbar, die eine Partei in jenem über viele Jahrhunderte hinweg andauernden, letztlich wohl schon in der von Augustin profilierten Gegnerschaft zwischen »civitas Dei« und »civitas terrena« figurierten Antagonismus, in dem sich die Kirche dem zunehmenden Omnipotenzanspruch des modernen Staates zu wehren hat, der freilich umgekehrt der Kirche die Aushöhlung bis Unterjochung seiner eigenen Souveränität unterstellt.<sup>141</sup> Es handelt sich hierbei, wenn man von der zeitgebundenen polemischen Beurteilung bzw. Zuspitzung des Görres-Kreises absieht, um ein tatsächliches historisches Problem, das in der Mitte des Jahrhunderts durch die kirchliche Koordinationslehre zwischen zwei »vollkommenen Gesellschaften«, in Deutschland seit der Weimarer Reichsverfassung durch die Schaffung einer (in anderen Staaten so nicht bekannten) »Körperschaft öffentlichen Rechts« gelöst und beigelegt wurde.<sup>142</sup> Weil der Staat des 19. Jahrhunderts jedenfalls von der liberal-rationalistischen, »ewig wandelbaren«<sup>143</sup> öffentlichen Meinung abhängig ist, besteht in der Unterordnung der Kirche unter diesen nicht nur die Gefahr der Auflösung des überzeitlichen Glaubensgutes, sondern auch der selbstständigen kirchlichen Struktur – das aber ist, so Eichendorff im Sinne der Görres, Jarcke etc., das eigentliche Interesse des seit dem Spätmittelalter »antichristlichen« Staates:

Nehmt der Kirche ihr Zentrum, das sie mit Vergangenheit und Zukunft in lebendigem Zusammenhange hielt, und sie wird von der Gegenwart säkularisiert werden, die der Staat repräsentiert. Der Staat hat jetzt fast überall die historische Vergangenheit ausgestrichen und sich außerhalb der Kirche frischweg auf abstrakte Begriffe gesetzt, d. h. auf das wechselnde Dafürhalten der Gegenwart, er muß daher der Macht der letzteren, der öffentlichen Meinung, folgen, um ferner zu bestehen. In diesem Sinne aber kann die Kirche niemals mit der heutigen Zeit fortschreiten, sie ist eben berufen, in diesem Wechsel das Ewige festzuhalten. Jesus Christus hat

141 Hierzu s. u., Kapitel B. III. 2. 1.

142 Die deutsche Sonderform der Kirche-Staat-Trennung wurde prominent v. a. von Böckenförde (etwa ders. 2007, *Der säkularisierte Staat*, S. 11-16, hier 15) immer wieder (positiv) hervorgehoben. Freilich hatte, damals noch enger in den Bahnen der traditionellen kirchlichen Staatslehre, bereits Tischleder 1925, *Staatslehre Leos XIII.*, S. 337 ff., die in der Weimarer Reichsverfassung realisierte Lösung als gelungene Vermittlung zwischen liberaler Trennung und staatskirchlicher Verstrickung bzw. Bevormundung, also als Anerkenntnis der »Religion nicht« als »bloße Privatsache, sondern [als] eine öffentliche Angelegenheit von weittragender Bedeutung für die öffentliche Wohlfahrt«, »weiterhin [als] dankbare Würdigung ihrer geschichtlichen Kulturarbeit und die Ermöglichung ihrer fernern Wirksamkeit im Dienste der Menschheit (S. 339) lobend anerkannt; Tischleder resümiert (ebd., 339 f., Kursivierung N. v. E.): »Dann behauptet dieser Trennungstypus, der *in unverkennbarer Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen* wie vor der Religion als solcher den Religionsgesellschaften ihre öffentliche Stellung garantiert, ohne sie dafür der Staatsallmacht zu unterwerfen, seine große Vorzugsstellung sowohl vor der französischen wie selbst vor der amerikanischen Trennungsart, vor der erstern, weil sie im Gegensatz zu ihr darauf verzichtet, unter dem Vorwand der Trennung die Kirche unter Staatsaufsicht und Ausnahme Gesetze zu stellen, zur amerikanischen, weil sie nicht wie sie die Kirche ignoriert und lediglich den Wohltaten des allgemeinen Rechts unterstellt, sondern als öffentliche Macht anerkennt.«

143 So in den »Vorlagen zur Pressegesetzgebung«, KA V, S. 512.

seine Kirche nicht auf die Woge der Zeit gebaut, sondern auf einen *Felsen* [Hervorh. im Original, N. v. E.], daß er die Wogen breche.

Der Staat hat also unter den gegenwärtigen Umständen die beständige Neigung, dies beharrende, angeblich hemmende der Kirche zu bewältigen, und hierzu ist, nach dem Wahlspruch: *divide et impera*, allerdings nichts geschickter, als die Zersplitterung in einzelne National- oder Landeskirchen (S. 818).

Weil die Kirche nach den Säkularisationen auch finanziell ihre Unabhängigkeit verloren hat, und dadurch »der Staat«

das, was er davon zur Erhaltung der Kirche, aus Gnade und solange es ihm beliebt, wieder zurückgibt, [und so, N. v. E.] als ein lästiges Almosen betrachtet. Die uralten Stiftungen und Dotationen der Pfarrer sind in Staatsgehälter verwandelt. Die Bischöfe aber, als bloße Titular-Würdenträger, wie sämtliche Geistliche, werden unausbleiblich nach und nach bloße Staatsbeamte. Sind sie aber erst Beamte des Staats, wie können sie sich entbrechen, pünktlich nach der Pfeife der Regierung zu tanzen? – Der Landesherr gibt die Vorschriften, Ministerialräte [Eichendorff hatte in den Konfrontationen mit dem Oberregierungsrat des Kultusministeriums Schmedding, der »Pest für unsere Kirchenfreiheit« (Vischering), einschlägige Erfahrungen gemacht, N. v. E.] verwalten die Kirche (S. 819).

Mit dem letzten Satz dieses Abschnitts zielt Eichendorff noch auf den antifürstlichen, antikleinstaatlichen Reflex der Liberalen (S. 819): »Oder ist für die Freiheit der deutschen Kirche die Gefahr etwa größer, wenn ein Pabst im fernen Rom nach weltgeschichtlichen Traditionen ordnet, als wenn zahllose Päbste in den nächsten Residenzen regieren?«

Die folgenden drei Absätze bestehen aus konzeptuellen Notizen, die den Plan erkennen lassen, einerseits noch einmal systematisch »näher nach[zu]weisen, »daß es in einer solchen isolierten Nationalkirche so kommen müsse«; Eichendorff notiert die »[a]llmählich zersetzende Macht des Staats« (S. 819), eine Reprise der im Rahmen seiner Geschichte des Ordensstaates bereits profilierten »zersetzenden Gewalt« des »Reichtum[s]« (KA V, S. 718; s. o., Kapitel A. III. 3). Andererseits plante Eichendorff die nationale Dimension aufgrund der liberalen Forderung der »Volksrepräsentation« (S. 820) wieder zu integrieren, indem er durch das Beispiel der »Berufung des famosen [David Friedrich, N. v. E.] Strauss als Professor der Theologie nach Zürich, gegen den offenbaren Willen des sogenannt-repräsentierten Volkes p.« die Widersprüche der Konzeption aufgezeigt hätte. Hiervon aber wollte Eichendorff die romantisch-konservative Volksdefinition abheben, die auch Joseph Görres in seiner Streitschrift zur Trierer Wallfahrt, an der Adel und Volk, kaum aber das Bürgertum teilgenommen, bemüht hatte:<sup>144</sup> »Ihr schreit beständig nach Freiheit, und wollt sie nun mit Gewalt

144 Zur sozialgeschichtlichen Einordnung vgl. Schieder 1996, *Religion und Revolution*, passim, hier S. 87-91 den entsprechend relevanten Auszug aus Görres' Streitschrift.

sogar von ihrem angestammten heiligen Boden, dem Völkergewissen vertreiben p.« (S. 820). Wohl aufgrund dieses schwierigen Zusammenhangs der ihrerseits schon tief in der nationalen Problematik wurzelnden kirchlichen Reformfragen mit den aktuellen staatspolitischen Diskussionen um Repräsentation und Verfassung – Diskussionen, die mitverantwortlich für Eichendorffs Entlassung aus dem Staatsdienst waren – blieb der abschließende Gedankengang, und damit die ganze Schrift unvollständig.

#### 4. 3. 2 *Streitschrift gegen den Deutschkatholizismus* (1845)

Vermutlich aus diesem Grund konzentrierte sich Eichendorff daher in der folgenden, fertig ausgearbeiteten »Streitschrift gegen den Deutschkatholizismus« auf eine vornehmlich geistesgeschichtliche Situierung der Reformforderungen. Das erst im 20. Jahrhundert entdeckte, 1982 von Sibylle von Steinsdorff mit einer Einführung von Wolfgang Frühwald edierte Pamphlet kann frühestens nach dem ersten deutschkatholischen Konzil von März 1845 begonnen sein;<sup>145</sup> nach der Datierung von Steinsdorffs ist der Text aber erst Mitte 1846 entstanden.<sup>146</sup> Das entscheidende Argument für diese vergleichsweise Spätdatierung ist das den Text beschließende Zitat von Friedrich Schlegels Gedicht »Geistes Licht«, das zwar erstmals 1807, im Mai/Juni 1846 aber noch einmal in dem von Guido Görres herausgegebenen »Deutschem Hausbuch«, und zwar »auf der dem Abdruck eines Eichendorffschen Gedichtes gegenüberliegenden Seite« publiziert wurde.<sup>147</sup> Auch wenn in der Tat davon auszugehen ist, dass Eichendorff das Schlegelsche Gedicht erst durch diese neuerliche Publikation wieder ins Bewusstsein gehoben wurde, so ist damit freilich nicht die ebenso plausible Annahme widerlegt, dass Eichendorff das Gedicht unter den schon früher fertiggestellten Text nachträglich

145 Steinsdorff/Frühwald 1982, Streitschrift.

146 Die Text und Kontext schematisch (und ohne über frühere Arbeiten, zumal diejenige Steinsdorffs/Frühwalds hinausgehendes Erkenntnisinteresse) nacherzählende Kurz-Monographie von Philipp Hildmann (»Solches Gepolter in der Kirche«. Studien zu Joseph von Eichendorffs Streitschrift zum Deutschkatholizismus. Münster 2001) ist angesichts des vorliegenden Stellenkommentars der KA (V, S. 1216-1219) ebenso überflüssig wie sich eine weitere Berücksichtigung aufgrund des mehrfachen Berührens, wenn nicht Überschreitens der Grenze zum Plagiat erübrigt. Hier werden nämlich – u. a. – aus dem relativ versteckt publizierten und in der Forschung sonst auch kaum rezipierten Beitrag von Frühwald 1987, Nachwort, zahlreiche charakteristische Begriffsprägungen (je nachdem handelt es sich teilweise noch um bloße Grenzfälle), teils auch ganze Wendungen und Sätze ohne Kennzeichnung übernommen, vgl. nur die von Frühwald 1987, Nachwort, S. XIV (»in der Auflehnung des menschlichen Erkenntnis- und Individuationstriebes gegen seinen Schöpfer«, »Nicht als eine vom Katholizismus nur in wenigen Glaubenssätzen unterschiedene Konfession hat Eichendorff also den Protestantismus verstanden«) übernommenen Wendungen S. 67 (»Er verstand den Protestantismus der menschlichen Natur nicht als eine vom Katholizismus nur in wenigen Glaubenssätzen unterschiedene Konfession«; »Auflehnung des menschlichen Erkenntnis- und Individuationstriebes gegen seinen Schöpfer«; »das Prinzip der ewigen Revolution«, wobei im letzteren Fall auch das partielle Primärzitat ungekennzeichnet bleibt). Aus diesem Grund wird Hildmanns Arbeit auch nur hier, nicht im Literaturverzeichnis aufgeführt.

147 Steinsdorff/Frühwald 1982, Streitschrift, S. 65.

angefügt hat. Hartwig Schultz konzediert immerhin, dass schon die Hinweise im Text auf die erst »neulich« (KA V, S. 827) stattgefundene Trierer Wallfahrt und die »so eben« auftretenden polternden »Revenants« der Aufklärung, Ronge und Czerski (S. 821), auf eine frühere Entstehung deuten, und versucht dies durch die Doppelannahme eines ersten Anlaufs im Frühjahr 1845 und der eigentlichen Ausarbeitung mindestens ein Jahr später zu erklären.<sup>148</sup> Schultz übernimmt hier also die Zentralthese der von Steinsdorffschen Datierung; dass der von Steinsdorff hervorgehobene »Tenor der Abhandlung« dafür spräche, »daß Eichendorff sich erst aus einer größeren zeitlichen Distanz zu den Ereignissen des Jahres 1845 und deren Konsequenzen geäußert hat; daß er erst etwa um die Mitte des Jahres 1846, als die Ausbreitung des Deutschkatholizismus ihren Höhepunkt erreicht hatte, in die Diskussion einzugreifen beabsichtigte«: Das ist allerdings ein sehr spekulatives und kaum stichhaltiges Argument – sowohl angesichts des trotz der polemischen Stellen prinzipiell ruhigen Duktus der vorherigen Schrift (Kapitel A. III. 4. 2) wie umgekehrt angesichts der auch in der »Streitschrift« schwerlich zu leugnenden scharfen und beißend-ironischen Polemik; der heftige Ausfall gegen die »alles Positive unterminierende Nihilisten-Brut«<sup>149</sup> ist hierfür nur das grellste Beispiel. Im Folgenden wird daher von einem unmittelbaren Herauswachsen aus der »Abhandlung« noch im Jahr 1845 ausgegangen, wobei das Schlegelsche Gedicht, das Eichendorff nicht notwendig, aber immerhin sehr wahrscheinlich dem »Deutschen Hausbuch« von 1846 entnommen hat, dann ein Jahr später unter einem entsprechend »aktuellen Leseindruck[ ]«<sup>150</sup> angefügt wurde.

Die geistesgeschichtliche Einordnung der Bewegung in die »vor einiger Zeit an Altersschwäche verblichene[ ] Aufklärerei«, als deren »Revenants« »die Ex-Priester Ronge und Czerski« firmieren, verbindet Eichendorff mit der Fokussierung der für »Norddeutschland« charakteristischen wechselseitigen Durchdringung von aufklärerischer Geistesbewegung und innerprotestantischer Säkularisierungsprozesse (KA V, S. 821 f.). »Um« die »abnorme Tatsache«, dass die norddeutschen Protestanten, wie an dem Zusammenwirken mit Ronge/Czerski offenbar wurde, eine so »plötzliche Sympathie und zärtliche Vorsorge für das Heil der katholischen Kirche« an den Tag legten, zu erklären, wirft Eichendorff, damit die eigentliche Stoßrichtung der Schrift anzeigend, »einige flüchtige Blicke in die Vergangenheit zurück[ ]« (S. 822):

Die Reformation hatte einst den Grundsatz des freien Forschens sanktioniert und über die kirchliche Autorität gesetzt. Da jedoch richtiges und tüchtiges bekanntlich nicht Jedermanns Sache ist, so ergab sich bald, was sich daraus ergeben mußte: die neue Lehre zersplitterte sich in verschiedene, zum Teil völlig unsinnige Sekten, deren jede auf ihre Fassung selig werden wollte und die andern verketzerte. Noch immer lag indes ein ehrlicher Glaube selbst den Verirrungen zum Grunde.

<sup>148</sup> Vgl. KA V, S. 1216 (mit Primärzitaten).

<sup>149</sup> Vgl. die diplomatische Edition bei Steinsdorff/Frühwald 1982, Streitschrift, S. 76; Schultz übernahm in seiner Edition die freundlichere Variante »Nihilisten-Propaganda«, KA V, S. 829.

<sup>150</sup> Steinsdorff/Frühwald 1983, Streitschrift, S. 65.

Da blies von Frankreich (wo man jederzeit mundrecht zu machen verstand, was die Deutschen ungenießbares erfunden) ein feiner, scharfer, trockener Scirocco herüber, der an dem Baum des lebendigen Glaubens allmählich Blüte und Blätter versengte und an Mark und Wurzeln griff. Was Voltaire und die Enzyklopädisten in weltmännischer Frivolität leicht hingeworfen, suchten die Deutschen in ihrer gründlichen Weise sofort philosophisch zu konstruieren. Vergebens mahnte der nüchterne, aber tiefbesonnene Kant an ein höheres, übersinnliches Reich, vor dessen Geheimnis der Menscheng Geist sich zu bescheiden habe. Sie beschieden sich *nicht* [Hervorhebung im Original, N.v.E.]; die zersetzende Kritik, die bisher nur philologisch an dem Buchstaben des Christentums gemäkelt, wandte sich nun an den Inhalt selbst.

Die von Eichendorff hieraus gezogene Folgenbeurteilung, die der »Subjektsvergötterung« (KA VI, S. 332 u. ö.), entspricht bereits sehr genau dem (von der bisherigen Forschung freilich auch dort wiederum verkannten, dazu s. u., Kapitel B. II. 2. 1) staats-theoretischen Problemhorizont der literarhistorischen Schriften:

Man übersah, oder verstockte sich sophistisch dagegen, daß auch der lebendige Glaube eine, Erde und Himmel vermittelnde, Grundkraft der Menschenseele sei, und daß ohne freiwillige liebende Unterordnung der subjektiven Freiheit unter ein höheres Gesetz weder Staaten noch Religionen denkbar sind.

So bildete sich nun nach und nach jene Vergötterung der Subjektivität, jener hof-färtige Welt-Egoismus, der alles Objektive in sich aufzulösen strebt und, nachdem er Alles zersetzt und endlich beim leeren Urnichts angelangt, sich nun wohlgefällig anschiekt, aus diesem die neue Welt zu schaffen (S. 823).

Was ursprünglich eine ›hochmütige‹ »Geheimwissenschaft der Gelehrten und sogenannten Gebildeten« war, hat sich seitdem aber, »während [...] die Alles verflachenden und verwaschenen Gewässer sich in den höheren Regionen wieder verlaufen«, als deren »Niederschlag in den unteren Schichten der Gesellschaft als zäher, fetter, materialistischer Schlamm [...] behaglich abgelagert« (S. 824). Von dieser Entwicklung wurde jedenfalls auch der norddeutsche Katholizismus erfaßt, der wie erwähnt in Königsberg 4/5 seiner Mitglieder an die ›Reformbewegung‹ verlor. Die katholischen

Kirchlein mußten im Verlauf der Zeit von jenem frech übergreifenden Strome mit unterspült, jene exponierten Katholiken der Kirche entfremdet werden. Das alles ist aber nicht von heute und gestern. Nicht der heilige Rock daher war der Grund, sondern nur ein willkommener Vorwand des lange vorbereiteten Abfalls (S. 824).

Auch dem »Dioskuren-Paar« Czerski-Ronge vermag Eichendorff keine zündende Originalität zuzugestehen, denn deren »unhistorische[r] Jargon«, deren »Tiraden von »Geistesknechtschaft, Verdummung, hierarchischer Despotie u.s.w., diese abergläubische Gespensterfurcht, die hinter jeder Tapete einen Jesuiten rascheln hört« sei ja

»auf protestantischen Gymnasien jedem Tertianer geläufig« (S. 824 f.). Es »erscheint [...] vielmehr nur als die Reprise eines veralteten, aber in unserer Literatur von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Lieblingsstückes der Deutschen, worin Ronge die Rolle des überschwenglichen Klinger und Czarski die des rührenden Iffland nebst obligater Heirat übernommen hat« (S. 825). So war es auch nicht eigentlich »der heilige Rock« [...], sondern jene« aus der norddeutschen Spätaufklärung nachwirkende »Influenza religiöser Zerfahrenheit, welche nach und nach auch unter den in Norddeutschland zerstreuten Katholiken die breite Schicht von Halbgebildeten zerfressen« (S. 825). Mit dem Vorwurf absurder Epigonenschaft versucht Eichendorff – wie noch an vielen weiteren Stellen im Spätwerk (s. v. a. Kapitel B. II. 3) – den fortschrittlichen Selbstanspruch der Liberalen und deren an die Konservativen adressierten Vorwurf der Rückschrittlichkeit ironisch umzubiegen und rückzuzadressieren; Eichendorff hatte seine geistige Initiation ja zu einer Zeit erlebt, als die ›Philister‹-Generation der Aufklärer, wie sie in Heidelberg der alte Voß repräsentierte, von der jungen Generation der Arnim, Görres etc. mit jugendlichem Eifer befehdet wurde:

Diese ewigen Nachzügler der Kultur sind so eben erst im Feldlager der Aufklärung angelangt, das die eilfertige Zeit längst vor ihnen schon wieder abgebrochen und verlassen hat. Man schlage nur einmal, ohne sonderliche Auswahl, die Tagesliteratur aus den achtziger und neunziger Jahren, vor Allen die blaue Monatsschrift von Biester und Nicolai auf, und man wird über die frappante Familien-Ähnlichkeit erstaunen. Ganz dieselben Redensarten, Gelüsten und Pläne, nur Alles noch ein wenig impertinenter und vornehmer jetzt wie die ganze jetzige Zeit. Erwünschteres konnten sie nicht entdecken, um ihre träge Halbheit, die weder denken noch glauben mag, vor der Welt zu rechtfertigen. [...]

Und so sehen wir sie denn, in der Tat wunderbarlich genug, während sie unaufhörlich: Vorwärts! schreien, die Welt, wie in Tiecks gestiefeltem Kater, Szene für Szene rückwärts nach der guten alten Zeit der Aufklärerei gewaltsam wieder zurückdrängen (S. 825 f.).

Mit dieser polemischen Zuordnung zu einer Zeitepoche, die auch von ganz anders gelagerten vormärzlichen, also der gleichen Generation angehörenden Ideologen wie etwa Heinrich Heine perhorresziert worden war – Heine spricht von der »seichte[n] Aufklärungssucht« und »Mittelmäßigkeit« des »seligen Nicolai« –,<sup>151</sup> gelang Eichendorff eine im Horizont der zeitgenössischen Publizistik sicher nicht völlig ins Leere zielende

151 Vgl. nach dem Erstdruck des ersten Teils der späteren Romantischen Schule, Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland. Leipzig, Paris 1833, S. 41 f.: Lessing, dessen Intentionen er würdigt, wirft Heine vor, dass er langfristig »sogar jene seichte Aufklärungssucht [beförderte], die sich zu Berlin breit machte, und im seligen Nikolay ihr Hauptorgan und in der allgemeinen deutschen Bibliothek ihr Arsenal besaß. Die kläglichste Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Wesen zu treiben, und das Läßliche und Leere blieb sich auf, wie der Frosch in der Fabel.« Heine bringt mit seiner Klage über die »Aufklärungssucht« eine absteigende Entwicklung auf einen prägnanten Begriff, mit dem schon im 18. Jahrhundert die Komplexität der Ambitionen Lessings etc. von dessen Epigonen, also wahre »Aufklärung« von

Pointe. Den Anführern der Bewegung unterstellt Eichendorff dann nackte und profane Eigeninteressen, und zwar mit der bekannten, für den in diesen Jahren zunehmend epigrammatischen Stil charakteristischen, zynisch-ironischen Formel:

*Ronge wollte berühmt werden, und Czerski heiraten.* Jenem haben sie gehaltlose Adressen mit gehaltvollen Pokalen geschickt und ihn in effigie an den Schaufenstern aufgehängt, diesem haben sentimentale Herren und Damen das Ehebett aufgestapelt. Das alles ist leicht faßlich und des breiteren in allen Zeitungen zu lesen (S. 826; Hervorhebung von mir, N. v. E.).

Für die ausführliche Auseinandersetzung mit dem, was »die Andern« »wollen« – »Was aber wollen denn nun recht eigentlich die Andern?« (S. 826) –, also mit dem offiziellen Forderungskatalog, entfaltet Eichendorff, in offensichtlicher Anknüpfung an den unausgeführten Schluss der »Abhandlung«, zunächst seine im romantisch-konservativen Volksbegriff fundierte Reformidee,<sup>152</sup> welche der protorevolutionären Fortschrittslogik der Bewegung entgegengehalten wird. Da nämlich eine »reine Vernunftreligion, etwa nach dem Zuschnitt der Achtziger Jahre« bei dem immer noch beibehaltenen Kirchenideal – es wurde ja die Gründung einer »neue[n] Kirche« anvisiert – nicht in Ausschlag kommen könne, »wird« es »also doch wohl, wie auch mit großem Lärm versichert wird, auf eine Reform in der katholischen Kirche hinauslaufen sollen« (S. 826f.). »Es will« aber »vielmehr verlauten, daß seit einem Jahrtausend alle Reformen nur aus dem großen, tiefen Bedürfnis, aus einer langverhaltenen Sehnsucht der Völker hervorgegangen« (S. 827).

Die »durch kein Gerede zu beirrende Andacht, welche neulich über eine Million Christen nach Trier geführt«, wird als Beleg für dieses »natürliche Volksgefühl«, von dem das »Konzil Leipziger Magister und verlaufener Priester, die sich darüber zu tod wundern« (S. 827), also die bildungsreligiöse Allianz des akademischen Proletariats und des vormärzlichen Honoratioren-Liberalismus, abgesetzt wird. Bei aller polemischen Beurteilung und essayistisch-cappriccioartigen Ornamentik benennt Eichendorff, wenn er diesen Volks- und Reformbegriff gegen das Prinzip der »modern-revolutionären Konstitutionsmacher« ausspielt, in der Sache sehr zutreffend die protorevolutionäre Funktion der Bewegung, wie sie ja Friedrich Wilhelm Graf<sup>153</sup> so eindringlich herausgearbeitet hat:

Am wenigsten werden wir jedenfalls denen ein Recht der Kirchenreform zugestehen, die sogleich mit dem Ende, nämlich mit der Aufhebung, anfangen wollen. Daß ihnen aber dies letztere im Eifer unversehens widerfahren, ergibt sich schon aus einer einfachen Durchsicht ihrer reinnegativen sogenannten Glaubensbekenntnisse. Denn, nachdem sie mit urchristlicher Genügsamkeit fünf Sakramente, wie

»der neuen Aufklärungssucht« abgesetzt wurde, vgl. das Zitat aus der Lebensbeschreibung von Lessings Bruder Karl Gotthelf Lessing aus dem Jahr 1795 bei Vollhardt 2018, Lessing, S. 9.

152 Auch hier fungierte Joseph Görres 1845, Wallfahrt, als Vorbild, vgl. u. a. S. 150.

153 Graf 1976, Politisierung, passim.

Paragrafen einer papiernen Konstitution, vornweg gestrichen, verwerfen sie den Primat des Pabstes, schaffen die fatale Ohrenbeichte, den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, den Zölibat sowie Ablässe, Fasten und Wallfahrten ab. Das Abendmahl wollen sie unter beiden Gestalten empfangen, setzen aber, in gebührendem Respekt vor den lächelnden Vettern, sogleich entschuldigend hinzu, daß dasselbe ja nur zur *Erinnerung* [Hervorhebung im Original, N. v. E.] an Christus dienen solle. Die Bibel erkennen sie zwar als die alleinige Grundlage des Glaubens an, stellen jedoch zugleich ihre Vernunft als Zensor daneben, und überlassen schließlich ihre provisorische Religion dem jedesmaligen »Zeitbewußtsein« zu beliebiger Abänderung. Indem sie daher die uralte Tradition, die, den Buchstaben tragend, erklärend und belebend, mit den Völkern erfrischend fortgewachsen, vornehm ignorieren, datieren sie, *wie alle modern-revolutionären Konstitutionsmacher* [Hervorhebung von mir, N. v. E.], Geschichte und eine neue Tradition von 1845 ab (KA V, S. 827 f.).

Diese im Prinzip lebendiger »Tradition« fundierte Reform, die Eichendorff ursprünglich von der idealen Verwaltung in Preußen getragen wissen wollte, soll nun – so die Hoffnung – von der Katholischen Bewegung mit ihrer bei der Wallfahrt offenbar gewordenen volksreligiösen Basis aufgenommen, vorangetrieben und in einem utopischen Staatswesen erfüllt werden. Der Schluss, der allerdings noch einmal die Erinnerung an den überkonfessionellen Aufbruch von 1813 beschwört,<sup>154</sup> repräsentiert daher in mehr als einer Hinsicht die Gelenkstelle im endgültigen Umbruch des Eichendorffschen Werkes:

Nicht katholisch oder protestantisch daher gilt es vor der Hand, sondern Christentum oder Heidentum. – Katholiken und Protestanten bildeten einst einträchtig gegen Napoleon ein Brudervolk um ihrer politischen Freiheit willen. Sollten wir nicht dasselbe tun für unsre höchsten Güter um Gottes willen, nicht mit dem

154 Dieses angeblich »ökumenisch[e]« Bekenntnis hat in der bisherigen Eichendorff-Forschung zu den wohl wunderlichsten aller Fehlinterpretationen Anlass gegeben. Schiwys (2007, Biographie, S. 580) Versuch, diese wörtlich aus Görres 1845, Wallfahrt, S. 151 (»Sie müssen dabei sich immerfort vor Augen halten, daß ihr Ruf vor der Hand nicht lautet auf alt oder neu, oder auch schlechtweg katholisch oder protestantisch, sondern Konservation oder Destruktion, Brauch oder Mißbrauch, Rat oder Meinrat, Wahrheit oder Lüge, Leben oder Tod, Gott oder Teufel«) zitierte Bekenntnis als eines zu werten, mit dem sich Eichendorff von der Katholischen Bewegung isoliert hätte, weil es »den ›Frommen- und den Funktionären in beiden Konfessionen nun doch zu ökumenisch gedacht« gewesen wäre, ist, neben der latent polemischen Diktion, ein Paradebeispiel unhistorischer Interpretationsweise. Ökumene, wenn es den Gedanken im heutigen Sinne überhaupt gab, repräsentierte ja genau das, wogegen sich Eichendorff mit viel rhetorischem Pomp, Polemik und Pointenfeuerwerk wendet: die seit der (auch katholischen) Aufklärung virulenten, von den Deutschkatholiken aber wieder ›lau aufgewärmten‹ und ›widersprüchlichen‹ kirchlichen Reunionsideen, für Eichendorff also die *Protestantisierung* des Katholizismus. Eichendorff geht es hier, und im Text besteht nicht der geringste Anlass, es anders zu verstehen, um die politische Allianz der Bekenntnisgläubigen aller Konfessionen gegen den nicht nur beide, sondern darüber auch den Bestand des Staates und den die nationale Einheit bedrohenden ›liberalen Unglauben‹, wie er für Eichendorff eben der Reformation entstammte.

Schwerte, aber in besonnener Wachsamkeit und unerschütterlicher Treue? – Als Parole aber und zur moralischen Nutzenanwendung für Freund und Feind fügen wir zum Schluß dieser Betrachtungen den schönen und ewig wahren Spruch des römisch-katholischen *Schlegel* [Hervorhebung im Original, N. v. E.] bei:

Geistlich wird umsonst genannt,  
 Wer nicht Geistes Licht erkannt;  
 Wissen ist des Glaubens Stern,  
 Andacht alles Wissens Kern.  
 Lehr' und lerne Wissenschaft –  
 Fehlt dir des Gefühles Kraft  
 Und des Herzens frommer Sinn:  
 Fällt es bald zum Staube hin.  
 Schöner doch wird nichts gesehn  
 Als wenn *die* [Hervorh. im Original, N. v. E.] beisammen gehen:  
 Hoher Weisheit Sonnenlicht  
 Und der Kirche stille Pflicht.<sup>155</sup>

Der Zusammenhang dieses Gedichts mit der Erinnerung an den nationalen Mythos von 1813 ist biographisch gegeben, insofern sich Eichendorff ja vom katholischen Wiener Kreis um Schlegel und Hofbauer dem von Protestanten wie Arndt und Jahn geführten Lützower Korps angeschlossen hatte, wobei ebendiese ehemaligen »Spießgesellen« spätestens nach dem Krieg zu eifernden Wortführern der Rekonfessionalisierung avanciert waren (Kapitel A. I. 1); das Zitat fügt sich ferner durch die Thematik Glaube-Wissenschaft und freilich schon durch die symbolische Funktion des »umstrittenen« Autors, welcher dem produktiven Chaos der frühromantisch-idealistischen Theoriebildung, deren Haupt er als Herausgeber des »Athenäums« zweifellos repräsentierte, entwachsen und 1808 konvertiert war, weitestgehend in den Argumentationsgang dieser gegen den Geist der 1780er und 1790er Jahre gerichteten Schrift ein. Allerdings wirkt das Zitat dieses theoretischen Ästhetikers, der kein praktischer Lyriker war, schon aufgrund der schwerfälligen Verse, mehr noch aufgrund der doch höchst holzschnittartigen Gegenüberstellung von »Glaube« und »Wissenschaft« als Kulminationspunkt nach den sprachlich ausgefeilten, stellenweise epigrammatischen Ausführungen mit ihrem unbestreitbaren Pointenfeuerwerk merkwürdig ungeeignet.<sup>156</sup> Es liegt daher nahe, von einem späteren Addendum auszugehen, das Eichendorff nach Lektüre des »Deutschen Hausbuchs« von 1846 mehr oder weniger spontan in den Sinn kam.

<sup>155</sup> KA V, S. 828.

<sup>156</sup> Die gesamte Dissertation ist vom Bemühen um Abstinenz geprägt nicht nur gegenüber wertenden Urteilen im Allgemeinen, sondern besonders gegenüber ästhetischen Wertmaßstäben, die oft zu unhistorischen Verzerrungen führen. Hier aber scheint der Mangel v. a. an poetischer Qualität, das (in Schlegels Spätwerk öfter anzutreffende) bemüht-leere Pathos des Gedichts im Vergleich zu Eichendorffs (sprachlich-formal betrachtet meisterhaftem) Capriccio allzu offensichtlich.

Auffällig ist jedenfalls, dass der vorausgehende Schlusspassus demjenigen der ebenfalls um 1845 neu überarbeiteten Examensarbeit bis in die Diktion hinein ähnelt:

Es ist daher an uns, das Neue vielmehr scharf und unverzagt ins Auge zu fassen und, wo es lügenhaft befunden, auch auf dem Boden der Wissenschaft zu bekämpfen. [...] Gott gebührt die Ehre, uns aber geziemt Wachsamkeit, Demut und frommer, getreuer Fleiß (KA V, S. 510).

4.3.3 *Über die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit  
der Bischöfe und Klöster in Deutschland (1844/45)*

Die Datierung dieser aufgrund einer eingefügten Anspielung auf »eine Million Deutscher [...], welche dem unsichtbaren Heerbann nach Trier gefolgt« (KA V, S. 599) offensichtlich nach 1844 zur Überarbeitung wieder aus der Schublade gezogenen Examensarbeit gestaltet sich am schwierigsten. Überliefert sind zwei Fassungen, wobei die kürzere der beiden von Hermann von Eichendorff unter dem Titel »Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Klostergutes in Deutschland« 1866 in Band 5 »Aus dem literarischen Nachlasse« der »Vermischten Schriften« veröffentlicht wurde. Dass die längere, nur in einer handschriftlichen Reinschrift vorliegende Version den Hinweis auf die Trierer Wallfahrt enthält, worauf Wolfgang Frühwald 1976 erstmals hingewiesen hat,<sup>157</sup> bezeichnet Hartwig Schultz als ein »Rätsel«.<sup>158</sup> Dieses im Rahmen des Einführungskommentars zur neuerlichen Edition nicht aufgelöste (!), vermeintliche »Rätsel« besteht aber wesentlich nur darin, dass Schultzens Zugang auf mehreren problematischen Prämissen aufbaut. Schultz vermengt nämlich die ohnehin schon schwierige Zuordnung der kürzeren und der längeren, also von *zwei* Fassungen, mit der Frage nach der »ursprünglichen« von 1816 und deren Überarbeitung aus den 1840er Jahren, sowie mit möglichen weiteren Eingriffen durch Hermann von Eichendorff in der Publikation von 1866, also mit dem Postulat von *drei* Fassungen, und dem kontingenten Analogieschluss, dass die längere auch die ursprüngliche aller drei sein müsse. Gegenüber dieser unnötigen Verkomplizierung<sup>159</sup>

<sup>157</sup> Frühwald 1976, Philister, S. 19, 25 (Anm. 69).

<sup>158</sup> KA V, S. 1107.

<sup>159</sup> In der neuerlichen Datierung von Antonie Magen (im Rahmen der Edition der HKA X/2 [2007], S. 3f.), ist der Sachverhalt umgekehrt in seiner Komplexität reduziert, insofern hier, wo auch allgemein auf keine der bisherigen Datierungsvorschläge eingegangen wird, die Frage nach der ursprünglichen Fassung gar nicht gestellt bzw. nicht eigens thematisiert wird; bei der Beschreibung des Überlieferungsträgers (S. 5f., hier 5) wird dann aber offenbar davon ausgegangen, dass der Text eine »Grundschicht« von »1818/19« aufweist, zu der dann eine Bearbeitungsschicht »nach dem 6. Oktober 1844« hinzukommt; die Nachprüfung der Begründung durch zwei unterschiedliche Tinten muss vorerst einer ggf. selbstständigen Arbeit vorbehalten bleiben; immerhin bleibt aber bei Magen unerklärt, wie ein mehrere Zeilen langer Abschnitt bzgl. der Trierer Wallfahrt bruchlos in den Text (der hier und auch im Kommentar zur Stelle [S. 35] unverständlicherweise nicht textphilologisch beschrieben wird) gelangt sein sollte, wenn dieser in seiner

des Sachverhalts ist zunächst schlicht festzuhalten, dass eine längere und eine kürzere Fassung existiert. Wir wissen, dass Eichendorff, wie die Anspielung auf 1844 belegt, in der Mitte der 1840er Jahre die ursprüngliche Fassung überarbeitet und in den zeitgeschichtlichen Kontext eingepasst hat. Damit ist aber nicht gesagt, dass diese überarbeitete Fassung die *Kürzung* einer »ursprünglichen«, und daher, wie unbegründet suggeriert wird, längeren Fassung ist. Wir kennen nämlich die kürzere Fassung nur in der Edition des Sohnes. Und da wir wissen, dass Hermann von Eichendorff stets nach einem bestimmten Muster purgiert hat, dieses Muster aber mit den auch hier vorgenommenen »Kürzungen« weitgehend übereinstimmt,<sup>160</sup> so lässt sich als viel naheliegendere These formulieren: Die längere handschriftliche Fassung ist bereits die in den 1840er Jahren überarbeitete Fassung, was durch den Befund, dass diese den Passus bzgl. 1844 enthält, eigentlich auch recht offensichtlich, ja völlig unstrittig erscheint. Die kürzere Fassung schließlich ist die durch den Sohn selektiv purgierte Fassung. Die »ursprüngliche« Fassung der Examensarbeit kennen wir hingegen nicht (sicher).

Damit ergibt sich das wesentlich einfachere, für die Beurteilung der Werkentwicklung während dieser signifikanten Umbruchphase aber umso charakteristischere Bild, dass Eichendorff eine überarbeitete Fassung seiner Examensarbeit offenbar als möglichsten, zu den direkt die »kirchlichen Wirren« bzw. den »Deutschkatholizismus« adressierenden Streitschriften alternativen Debattenbeitrag konzipiert hat. Weil die ursprüngliche Fassung, die Eichendorff 1816 bei der Staatlichen Oberexamenskommission eingereicht, und die Schmedding positiv begutachtet hat, wohl verloren ist, kann, abgesehen natürlich nur von dem Hinweis auf die »eine Million Deutscher«, die nach Trier gewallfahrtet sind, im Einzelfall aufgrund rein sachlicher Argumente nur selten entschieden werden, welche Teile neu formuliert oder komplett neu hinzugekommen sind. Wesentlich ist aber der Befund, dass die Hauptstoßrichtung eine dezidiert nationale ist, und die Frage nach Nutzen und Nachteil der Säkularisationen für den Staat (s. o., Kapitel A. II. 2) in eine weit ausgreifende Grundbetrachtung der deutschen Nationalgeschichte integriert wird. Die den entsprechenden »Leitfaden der Betrachtung« aufknüpfende These, dass der »Gegenstand« der »Aufgabe« »tief in der Vergangenheit und in dem innersten Leben der Deutschen« »wurzelt«,<sup>161</sup> kann der Thematik nach ebenso durch den Nachhall des eben erst verklungenen Befreiungskrieges wie durch die mit der Rheinkrise, dem Déjà-vu von 1813, eingeleiteten nationalen Erhitzung der 1840er Jahre erklärt werden. Während an dieser konkreten Stelle, von der aus ja die gesamte Darstellung, die zugleich die Beantwortung einer vorgelegten »Aufgabe« ist, entwickelt wird, klar der Prüfungs- bzw. Auftragskontext der Examensarbeit zum

Grundschrift die fertige Arbeit von 1818/19 sein soll. Für die folgende Argumentation spielt diese Frage aber, wie zu zeigen sein wird, keine wesentliche Rolle.

160 Zu den typischen, konsequenten Streichungen von a) konkreten Zeitangaben, b) unmittelbaren politischen Anspielungen, zu den c) sprachlich verharmlosenden Reduzierungen bzw. Entschärfungen, d) sonstigen eher willkürlichen Löschungen, mit welcher Hermann von Eichendorff das unpolitische Bild seines Vaters entscheidend mitgeprägt hat vgl. die Auflistung KA V, S. 1107 f.; dazu s. auch unten, Kapitel B. II. 2 bzgl. der entsprechenden Purgierungen der Revolutionsgedichte von 1848/49.

161 KA V, S. 455.

Ausschlag kommt, so lässt sich gerade an der sachlichen Koinzidenz zwischen 1813 ff. und 1840 ff. der Grund für die neuerliche Abschrift und/oder zumindest partielle Umarbeitung erkennen. Eichendorff hat, und das wurde von der bisherigen Forschung schon aufgrund der unentschiedenen Datierungsfrage verkannt, in den 1840er Jahren mit seiner Examensarbeit einen dort paradigmatisch formulierten nationalen Initiationskomplex (s. o., Kapitel A. I. 1; A. II. 2) erneut zur politischen Selbstverständigung und Standortbestimmung herangezogen. Die Adaption belegt die über die Schwelle der Jahrzehntmitte andauernde, schon in der »Aufforderung zur Teilnahme am Berliner Verein für den Kölner Dombauverein« artikulierte, und damit leitmotivische Rekurrenz der identitätsbildenden Erinnerung an den national-religiösen »Geist von 1813«. Wenn Eichendorff den geradezu aufdringlich nationalen Ton bis zuletzt durchhält, die Bezugnahmen auf die preußische Reform aber nicht streicht, beides nicht selten überblendet,<sup>162</sup> dann ist dieser überarbeitete Text, dem Eichendorff den verheißungsvollen Beginn seiner Beamtenlaufbahn verdankte, jetzt, in den 1840er Jahren, offenkundig noch einmal als Beitrag zu dem aktuell neuralgischen preußisch-deutschen Problem konzipiert. Ebenso signifikant ist der Befund, dass Eichendorff zugleich examenstypische Floskeln beibehält, also augenscheinlich eine zunächst nur geringfügige Neufassung zur Veröffentlichung plante, vielleicht aber durch die Abschrift auch nur die (ansonsten sekundäre) Intention einer Vergegenwärtigung verfolgte, die ihm für die Ausarbeitung der anderen Debattenbeiträge dieser Zeit als Grundlage diente.<sup>163</sup> Ein Beleg hierfür wäre die Homologie des Schlusses mit demjenigen der »Streitschrift« (s. o.). Zur Beurteilung der inneren Werkentwicklung spielt es keine Rolle, ob etwa der Hinweis in der »Streitschrift« auf den überkonfessionellen Aufbruch von 1813 durch die Neufassung der Examensarbeit entnommen ist oder umgekehrt. Es ist ebenso müßig wie quellenmäßig auch wohl gar nicht letztgültig nachweisbar, welche Passagen der beiden Schriften wann genau entstanden sind, und wie sich die einzelnen Bearbeitungsstufen im Genaueren zueinander verhalten. Dafür gestaltet sich die doppelte Tatsache aber umso bedeutsamer, dass zwar beide Schriften unveröffentlicht blieben, dass hingegen im darauffolgenden Jahr ein anderer Text im Organ des Görres-Kreises, des »Hauptquartiers der katholischen Propaganda« (Heine) erscheint, der offenkundig das *eine* erfolgreiche Produkt dieser verschiedenen, 1845 unternommenen Anläufe, Experimente und Versuche zur publizistischen Bewältigung der Zeitprobleme darstellt. Im 17. Jahrgang der HPBl von 1846, im ersten Halbband, d. h. noch in der ersten Jahreshälfte, erschien nämlich Eichendorffs erste literarhistorische Schrift, die (anonyme) Artikelserie »Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland«.

162 Vgl. die bereits oben vollständig zitierten Stellen KA V, S. 469: »Wie aber die größte materielle Kraft nichts ist ohne die Gesinnung, und die kleine unwiderstehlich allein durch den Geist, das ergibt sich in der neuesten preußischen Geschichte aus der lehrreichen Vergleichung der Kriegesjahre 1807 und 1813«; S. 478 f. (»immer aber, wie im Jahre 1813, Ein Volk von Brüdern, wo es die nationale Selbstständigkeit gilt«); S. 482.

163 Sofern es sich doch um die nur ergänzte Fassung der ursprünglichen Fassung handelte, bleibt dennoch schon die grundlegende Idee aussagekräftig, diese Reflexionen drei Jahrzehnte später wieder für relevant zu halten.

Wie der Schluss des letzten dieser Artikel mit der Verknüpfung des Kölner Ereignisses, der Trierer Wallfahrt und der romantischen Bewegung vom Anfang des Jahrhunderts belegt, war es Eichendorff hier nun gelungen, die Vielzahl aktueller Probleme durch einen weiter ausgreifenden historischen Ansatz zu bündeln, der zugleich die ihn ja ebenfalls seit 1840 »umtreibende«, und mehr als nur literarische Fragen umgreifende *Romantik*-Kontroverse wesentlich miteinschloss. Seit den Tagen der Romantik, die »an ein katholisches Bewußtsein, das noch kaum erwacht und nirgends reif war« »appellierte«,

haben sich die Stimmungen der Welt anders verteilt und gestaltet. Schon Novalis sagte prophetisch: »Daß die Zeit der Auferstehung gekommen ist, und gerade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu sein scheinen, die günstigsten Zeichen ihrer Regeneration geworden sind – dieses kann einem historischen Gemüte gar nicht zweifelhaft bleiben. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie (die Religion) ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor. [...] In Deutschland kann man schon mit voller Gewißheit die Spuren einer neuen Welt aufzeigen.

Und in der Tat, wer erkennt in Deutschland die religiösen Zustände von damals heute noch wieder? An dem Cölner Ereignis sich selbst besinnend, in der herben Schule des Hohns und der Verfolgung seitdem erwachsen und gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, Etwas, das Niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selber nicht hatten – eine katholische *Gesinnung* [Hervorhebung im Original, N. v. E.]. Und ihr gegenüber hat sich in dämonischem Instinkt aller Ingrimms des alten Rationalismus, der, seinerseits konsequent, nun beim nackten Heidentum angelangt, trotzig gelagert; Leipziger Plauderkonzile gegen eine Million Trier'scher Wallfahrer, emanzipiertes Fleisch gegen das Brot des Lebens, eine Dichtkunst endlich, die keine Poesie mehr ist: eine in Haß und Hoffart berauschte Rhetorik, die fanatisch die Freiheit des Blocksbergs proklamiert.

Welchem dieser Heereslager, wenn auch vielleicht nach heißen Kämpfen, zuletzt der Sieg bleiben wird, ist uns, mit Novalis, nicht zweifelhaft. [...]

Alle guten Geister loben den Herrn. Mit diesem einfach kräftigen Exorzismus haben unsere frommen Vorfahren von jeher allen bösen Spuk gebannt, und sind unangefochten hindurchgegangen. So wollen wir denn auch in der Poesie desgleichen tun gegen den lärmenden Hexensabbat unserer neuesten unschönen Literatur. Hat doch die verblichene Romantik die blanke Waffe meisterhafter Formen uns so gut wie jenen hinterlassen, ja, was die Romantik Großes und Edles angeregt, und Jene als mittelalterliche Tradition zurückweisen, ist ein bedeutendes Vermächtnis, das der neu erstarkten katholischen Gesinnung allein zu Gute kommt [...] (KA VI, S. 55 f., 59).

Die bisherige Forschung hat diesen unmittelbaren quellenmäßigen Hervorgang des literarhistorischen Werks aus den unveröffentlichten und teils fragmentarischen, 1845 entstandenen kirchenpolitischen Schriften erstaunlicherweise ebenso übersehen wie den allen diesen Schriften mehr oder weniger übergeordneten nationalen Reflexions-

horizont. Freilich ist dieser in der »Abhandlung« mehrfach explizit, aber konzeptuell betrachtet nur partiell enthalten, während er in der geistesgeschichtlich fokussierten »Streitschrift« immerhin im Schlussabsatz eindringlich profiliert wird und in der »Aufhebung der Landeshoheit« bereits aufdringlich die Darstellung bestimmt. Es ist davon auszugehen, dass Eichendorff diese nationale Problemdimension, in kritisch-produktiver Rezeption der weiteren Publizistik (s. u.), zunehmend als Hauptsache erkannt hat, in die sich die zahlreichen anderen integrieren ließen. Dass dieser nationale Horizont nämlich als die primär erkenntnisleitende Fragestellung speziell der literarhistorischen Arbeiten bereits in den hierfür Anfang 1845 begonnenen handschriftlichen Exzerpten aus den maßgeblichen vormärzlichen Literaturgeschichten, und zwar in Form konzeptueller Notate formuliert wurde, verweist noch einmal auf die sich an der Trierer Wallfahrt entzündende kulturkämpferische Publizistik.

#### 4.3.4 *Die Mission der Deutsch-Katholiken* (1845) von Georg Gottfried Gervinus und die »literarischen Bewegungen des 18. Jahrhunderts«

1845 war von der liberalen Gegenseite die wohl bekannteste aller Streitschriften zu der national-politisch-konfessionell aufgeladenen Deutschkatholischen Bewegung erschienen. Der Liberalprotestant Georg Gottfried Gervinus, der entschieden für die Deutschkatholiken Partei nahm, gab nicht nur der von Eichendorff in seiner Streitschrift kritisierten Idee des der protestantischen Aufklärung entstammenden theologisch-kirchlichen Rationalismus vollendeten Ausdruck. Die Parteinahme für die Bewegung verwandelte er vielmehr zugleich in deren ideologisch-politische Einverleibung, indem er ihr eine verbindliche, welthistorisch-nationale »Mission« unterlegte. Fast mehr noch als deren Führer, Ronge und Czerski, betonte er die nationalpolitische Bedeutung und formulierte mit dem (ja auch auf dem Leipziger Konzil entworfenen) Traum einer nationalen Kirche die nationalliberale Vision von einem »gleichgebildeten Volke«,<sup>164</sup> also einer aufgrund gleicher Konfession, Kultur, Sprache, kurz: »Bildung« realisierten nationalen Einheit, welche die Errichtung des kleindeutschen, liberal-unitarischen Nationalstaates vorwegnehmen und vorbereiten würde.<sup>165</sup> Die bei Ronge nurmehr schlagwortartig (mit der patriotischen Trinität »Huß, Hutten, Luther«, s. o.) anzitierte nationale Reformationslegende wird von Gervinus, dem bekannten politischen Geschichtspräsidenten, der 1837 zu den »Göttinger Sieben« gehörte, breit ausgeführt, sozialgeschichtlich mit der Legende des bürgerlichen Mittelstandes unterfüttert und ideologisch-politisch weidlich ausgeschlachtet.<sup>166</sup> Die eigentliche Klimax des wissenschaftlich grundierten Pamphlets besteht denn auch in der Rückverlegung des aktuellen Konflikts in die deutsche Literaturgeschichte früherer Jahrhunderte. Weil

164 Gervinus 1845, *Mission*, S. 75.

165 Zu Gervinus' kleindeutschem Ideal vgl. u. a. Ansel 1990, Gervinus, S. 233 f., sowie ausführlich mit Zitaten und Literaturangaben unten, Kapitel B. III. 1.

166 Gervinus 1845, *Mission*, v. a. S. 18-33, hier 20 zur Zentralfunktion der »mittleren Klassen« als dem eigentlichen Fundament der Lutherschen Revolution, S. 46-58 etc.

– so die kulturelle Konstruktion, welche bekanntermaßen die staatliche und in Teilen auch nationale Tradition des Alten Reiches aushebelte –<sup>167</sup> die politische Einheit der Deutschen immer nur auf Ebene der Kultur, und das hieß eben wesentlich: der Literatur bestand, fungiert deren Geschichte als Nationalgeschichte. Ausgehend von der allgemein anerkannten These, dass sich in der Literatur eines Volkes, besonders des deutschen, dessen Charakter offenbare, wurde der in der Literaturgeschichte erbrachte Nachweis eines immanenten Entwicklungsganges, d. h. der Identität der Nation zum Wegweiser für deren staatlich-politische Verwirklichung erklärt. In diesem im Hauptkapitel zum literarhistorischen Werk (Kapitel B.III) ausführlicher darzulegenden Zusammenhang erscheinen daher nicht nur Luther als Vorläufer für die liberal-nationale, auf den unitarisch-kleindeutschen Nationalstaat abzielende Bewegung der Gegenwart, in die Gervinus die deutschkatholische Bewegung mühelos zu integrieren versteht, sondern auch und besonders die der Romantik vorausgehenden »literarischen [Bewegungen] des 18. Jahrhunderts«:

Wer es vermögen sollte, das, was uns die religiösen Bewegungen des 16. Jh.s für unsere Gemüthsbildung, und die literarischen des 18. Jahrhunderts für unsere Geistescultur eingetragen haben, in ein höheres einheitliches Werk zu verschmelzen, wo das protestantische Christenthum durchdrungen erschiene von der ganzen Bildungshöhe dieses 18. Jahrhunderts, und wer es vermögen sollte, dieses so geeinigte Werk dann in eine noch höhere Gemeinschaft zu bringen mit dem, was die nächste u höchste Aufgabe unserer Geschichte ist, mit den politischen Bestrebungen dieser Zeit, ein solcher Mann müßte von Gott wunderbar begab auf einen deutschen Thron geschickt werden oder es muß dies Werk der überwältigenden Macht überlassen bleiben, die in der Ueberzeugung der Vielen liegt. Und aller Gang unsrer Geschichte hat gezeigt, daß wir nur auf diesem letzten Wege Alles überkommen sollten, was wir nationales Eigenthum nennen dürfen.<sup>168</sup>

Unsere neuere Bildung, im Gegensatz zu dem abgeschlossenen aristokratischen Staatsbau des Mittelalters, beginnt erst mit der Reformation, mit der Zeit, wo man zum erstenmal einen Begriff von deutscher Volksthümlichkeit faßte, und wo die ganze Masse der Nation an dem öffentlichen Leben betheiligt war, ohne die keine heutige Staatenbildung mehr gedeihen kann. In den drei Jahrhunderten der deutschen Geschichte seit dieser Zeit hat die Nation die zwei großen Bildungsstufen zurückgelegt, die religiöse jener Tage und die literarische des vorigen und dieses Jahrhunderts; an dem Eingange einer dritten Stufe politischer Bildung steht sie jetzt, auf demselben Wege vorschreitend, den ihr Engländer und Franzosen vorausgegangen sind, und den die menschliche Natur selbst den Völkern wie den Individuen vorschreibt.<sup>169</sup>

167 Vgl. u. a. Schmidt 2007, Meineckes Kulturturnung; dem korrespondierte die literaturgeschichtlich teilweise bis heute nachwirkende Marginalisierung der frühneuzeitlichen Literatur, vgl. zu diesem Zusammenhang die großartige Arbeit von Hien 2015, Altes Reich und neue Dichtung.

168 Gervinus 1845, Mission, S. 34 f.

169 Gervinus 1845, Mission, S. 84 f.

4.3.5 Die Herauskristallisierung der erkenntnisleitenden nationalen Fragestellung in den Konzeptnotizen und Exzerpten aus Gervinus' *Die poetische National-Literatur der Deutschen* (1835-1842)

Am 15.12.1844 hatte der aus Danzig stammende ehemalige Berliner Staatsrechtler Carl Ernst Jarcke, seit 1831 Berater Metternichs, bis 1838 Mitherausgeber des Berliner Politischen Wochenblattes, seitdem einer der Hauptbeiträge der »Historisch-Politischen Blätter für das katholische Deutschland«, mit dem Eichendorff spätestens seit seinem München-Besuch von 1838 bekannt war,<sup>170</sup> dem eben pensionierten, also nach produktiver und sinnstiftender Beschäftigung suchenden Regierungsrat einen Vorschlag unterbreitet, der im Eichendorffschen Werk auf fruchtbarsten Boden fallen sollte:

Für Sie wüßte ich in Ihrer kostbaren Muße ein fürtreffliches Geschäft. Sie (und grade Sie!) sollten eine deutsche Literaturgeschichte in der Weise der Gelzer'schen schreiben, (nur ohne deren Pietismus) (HKA XIII, S. 164).

Eichendorff begann die Arbeit, wie bereits erwähnt, mit (vollständig überlieferten) Exzerpten aus den gängigen vormärzlichen Literaturgeschichten.<sup>171</sup> Entgegen der Jarckeschen Anregung – der Hinweis auf Gelzer und dessen »Pietismus« hat auch in der späteren Forschung zu Missverständnissen geführt (s. u., Kapitel B. III.) – exzerpierte Eichendorff vornehmlich aus der bekanntesten Literaturgeschichte der Zeit, welche die gattungsspezifische nationalpolitische Funktion der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung in Reinform repräsentierte: »Die Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen« von Georg Gottfried Gervinus (erschieden 1835-1842).

Die etwa 200 Druckseiten umfassenden Exzerpte und Notizen müssen in der ersten Hälfte des Jahres 1845, spätestens aber kurz nach Jahresmitte entstanden sein.<sup>172</sup> Wie bereits beim Abgleich der »Streitschrift« und der Examensarbeit ist auch hier die sowieso nicht letztgültig mögliche Abgrenzung (die sich ja auf der Ebene nicht nur von Monaten, sondern auch von Wochen, teilweise sogar Tagen bewegen müsste) der Datierung der einzelnen Bearbeitungsstufen unerheblich.<sup>173</sup> Entscheidend ist vielmehr der allgemeinere Befund des zeitlichen Zusammentreffens innerhalb dieses Jahres. Während Eichendorff verschiedene, unausgeführte Anläufe zur Adressierung des mit der Trierer Wallfahrt wieder aufgebrochenen national-konfessionellen Bürgerkriegs

170 Es handelt sich um den ersten überlieferten Brief in der sicher sehr umfangreichen Korrespondenz, die aufgrund der sehr spärlichen Überlieferungslage speziell in den frühen und mittleren 1840er Jahren verloren ist; zum Verhältnis ab Mitte der 1840er Jahre s. u., Kapitel B. I. 2.

171 Eine selbstständige Edition (wie sie bereits von Schultz angekündigt worden, aber nicht erfolgt ist) wird nach Abschluss der Dissertation folgen; Schultz bietet im Rahmen des Einführungskommentars einige Auszüge, merkwürdigerweise ohne deren politische Signifikanz zu erkennen. Die Stellen werden im Folgenden nach dem entsprechenden Kommentar-Abschnitt »Vom Exzerpt zum Werk«, KA V, S. 1090-1107 zitiert.

172 KA V, S. 1090-1107.

173 Aufgrund des sehr spärlich überlieferten Briefcorpus dieser Jahre gibt es hierfür kaum Anhaltspunkte.

unternahm, während er davon ursprünglich unabhängig für eine eigene Literaturgeschichte bereits erste Exzerpte aus Gervinus anstellte, da erschien nun von ebendiesem Literarhistoriker der signifikanteste Beitrag zu der nationalpolitischen Relevanz der Deutschkatholischen Bewegung. So ergibt sich das sehr klare Bild, dass Eichendorffs Vorarbeiten zu einer Literaturgeschichte, die verschiedenen publizistischen Antworten auf die Vorgänge von 1844/45, und die signifikante Schrift hierzu von Gervinus miteinander koinzidierten. Während er mit Exzerpten und konzeptuellen Notizen zu einer in ihrer Programmatik noch nicht festgelegten Literaturgeschichte beschäftigt war, konnte Eichendorff in Gervinus' Stichwort von den »literarischen Bewegungen des 18. Jahrhunderts« (Aufklärung und Klassik), in welchen die protorevolutionär-nationalliberale Bewegung von 1845 schon figuriert sein sollte, die Möglichkeit aufscheinen, im Rahmen einer nationalen Literatur-, d. h. einer Nationalgeschichte (als welche er auch Gervinus zunehmend durchschaute; s. u., Kapitel B. III. 1) alle seit 1837 virulenten innen-, außen-, verfassungs-, staats-, konfessions-, kultur- und nationalpolitischen Konflikte »tieferzulegen«.

Tatsächlich zeigen die Exzerpte, dass Eichendorff zunächst passiv-rezipierend an die Arbeit ging; konzeptuelle Anmerkungen und Notate, teils als kurze Marginalien, entstehen schrittweise und sind anfangs von einem vornehmlich offen-suchenden Charakter. Bei dem fortlaufenden Paratext ist gleichzeitig durchaus eine Entwicklung zu beobachten. Wo Gervinus etwa unter Verweis auf die europäische, d. h. »ausländische« Orientierung der Übersetzungstätigkeit – Shakespeare und Calderón sind hier die bekanntesten Beispiele – der frühen Romantiker die »Antinationalität« der Epoche postuliert, kommentiert Eichendorff mit einer zunächst skeptischen Bemerkung, die aber auch schon den konzeptuellen Plan zu einem erinnerungspolitischen Zuschnitt des Werks (wie er dann auch umgesetzt wurde, s. u., Kapitel B. I. 1) erkennen lässt:<sup>174</sup>

Der polit: Stoß von 1813 konnte doch nicht d: die Wolken fallen; er mußte innerl: vorbereitet, die Jugend u. die Dichter also damals in ächtem Sinne politisch seyn! Hier also den Einfluß darstellen, den die Romantik auf das Leben übte, d: Fr: Schlegel p. /: Jugendbund p. :/ Ahnung u. Gegenwart :/.

Auf einem unabhängigen Blatt hat Eichendorff diesen Vorwurf dann bereits klarer adressiert:<sup>175</sup>

Und hier können wir nicht umhin, einen Vorwurf abzuweisen, den man der Romantik eben aus Anlaß dieser ihrer /: Uebersetzung: :/ Universalität in betreff ihrer vermeintlichen Unnationalität u. mangelnden Patriotismus grade in der neuesten Zeit gemacht hat. /: S: mein dießfäll: Notat auf [...], wobei auch noch ihr nationales Altdeutschtum u. Heinrich von Kleists tragischer Untergang an gebrochnem Hertz u. patriotischem Gram zu erwähnen ist! :/ [...] Man sieht, die Romantik

<sup>174</sup> Beschreibung der Stelle von Gervinus und folgendes Zitat: KA VI, S. 1093.

<sup>175</sup> Beschreibung des Herkunftsträgers und folgendes Zitat: KA VI, S. 1105 ff.

war wesentlich p. p. p. [...] *Jetzt* [hervorgehoben im Original, N.v.E.] = Das alte Sagenbuch der deutschen Nationalpoesie wieder aufschlugen u. wanderlustig von Burg zu Burg steigend, im Stillen deutschen Geist u. Recht wekten u. an Tugenden erinnerten, die dem Geist fehlten u. der Gegenwart noth thaten? Oder habt Ihr die männlichen Klagen u. die gewaltigen Lieder vergessen, womit Fr: Schlegel zur Umkehr aus dem [sic!] moralischen Verwesung mahnte u. die wie unsichtbarer Heerbann [der gleiche prägnante Begriff wie bei der Beschreibung der Trierer Wallfahrt in der überarbeiteten Examensarbeit, KA V, S. 499, s. o., N. v. E.], d: die Lande gingen? Und dieß alles in einer Zeit wo Napoleon sein Schwert über Deutschland hatte, wo es keine müßigkeiten Spatziergänge Europamüder Poeten galt, um für hochtrabende Floskeln den Lobsalm der Journale einzuwechseln, sondern das Leben für den Ernst des Lebens einzusetzen. Habt ihr den tragischen Untergang Heinrich v. Kleist vergessen, der damals seinen Hermann zu dichten gewagt u. mitten im Sonnenschein seines Dichterruhms sein Saitenspiel zerschmettert, weil ihm vor Gram über Deutschlands Schmach das Herz brach? Und als es nun endlich zu handeln galt, traten Steffens, Schenkendorf, Raumer an die Spitze der Jugend, die in der Romantik aufgewachsen war u., anstatt überaltklug zu schwatzen, das Vaterland befreite.

Dieser Abschnitt ist, abgesehen nur von dem Beispiel Kleists, das sich mit der dann durchgeführten Bestimmung des Inhalts der Romantik als »wesentlich katholisch« (KA VI, S. 269), mit der Eichendorff sowohl die katholische Prägung von 1813 wie auch umgekehrt die Relevanz des Katholizismus als Träger nationaler Identität belegen wollte (Kapitel B.I.1; B.III.2.2), kaum vertragen hätte, beinahe unverändert in die fertige, 1846 publizierte Schrift übernommen worden (vgl. dort KA VI, S. 31f.); Kleist wird dort durch die konsequente Scheidung der katholischen und ›wahren‹ von der ›falschen‹ Romantik wegen seines ›heidnischen‹, »fanatischen Patriotismus« zum Extrembeispiel einer entsprechenden Abirring (KA VI, S. 223; dazu s. u., B. I. 1).

Der Beitrag zu einer in der Literatur figurierten Debatte über die Gestalt des in den 1840er Jahren projektierten deutschen Nationalstaats scheint in folgendem Notat auf, das dann freilich noch einmal die überkonfessionelle Signatur von 1813 anzitiert:<sup>176</sup>

Die Poesie muß also jetzt wieder /: nicht mehr französischnachahmend /: It deutsch werden, ein einig Deutschland auch in der Poesie, indem sich kath: u. protest: Dichter auf den ihnen gemeinschaftlichen christlichen Boden wieder stellen [...].

Die eigentlich erkenntnisleitende, primär nationale, dabei die religiöse nur sekundär mitumgreifende Fragestellung, die in solchen Notizen bereits wirksam wird und die fertige Schrift dann wie ein roter Faden durchzieht, formuliert Eichendorff in einer anderen Konzeptnotiz, die sich in einem eigenständigen, schon mehr interpretatorischen Konvolut findet:<sup>177</sup>

<sup>176</sup> KA VI, S. 1104.

<sup>177</sup> Beschreibung des Herkunftsträgers und folgendes Zitat: KA VI, S. 1102.

*Meine Aufgabe wohl so zu stellen* [Hervorh. im Original, N. v. E.] = Was u. wie hat die deutsche Poesie seit Klopstock auf d: Nation, besonders in religiöser u. moralischer Beziehung gewirkt, oder resp: die Zeit abgespiegelt? Welches sind die guten u. schlimmen Einflüsse? – Das Resultat wird wohl seyn: daß sie die Nation ästhetisch erzogen, d: h: frei gemacht vom Schlendrian u. allen Dingen, von bösen Feßeln u. heilsamer Beschränkung. Ihr Einfluß ist also eigentl nur negativ, sie hat die Nation innerlich bestimmbar gemacht, wozu sich letztere aber in dieser Freiheit wirkkl: bestimmen werde, ist jetzt, wo eben jene Anregung erst in ihre volle Gährung getreten, noch nicht vorauszusagen.

Damit hatte Eichendorff die von Gervinus gebotene ›Steilvorlage‹, wie sie ja bereits in dessen Literaturgeschichte, besonders eindrücklich aber noch einmal in dessen 1845 publizierter »Mission der Deutschkatholiken« formuliert wurde, produktiv aufgegriffen. Diese primär nationalpolitische Fragestellung aber blieb, wie im Hauptteil der Arbeit zu zeigen sein wird, von der ersten Artikelserie bis hin zur Großmonographie von 1857 erkenntnisleitend. In ihrer Reaktion auf die sich im Medium der vormärzlichen Literaturgeschichte ›antiromantisch‹ artikulierende, rekongressionalisierte Nationalbewegung macht sie erst die dezisionistische Schärfe verständlich, mit welcher Eichendorff, der »letzte Ritter der Romantik«, seit 1846 zunehmend seinen katholischen Standpunkt profilierte. Sie liegt auf dem Grund des Eichendorffschen Spätwerks.



## B. Spätwerk (1846-1857)

### I. Romantik, Katholizismus, Nation – Profile des Spätwerks

Erst die sich im Medium der vormärzlichen Literaturgeschichte ›antiromantisch‹ artikulierende rekonfessionalisierte Nationalbewegung mit ihrer kleindeutschen Stoßrichtung (Kapitel A.III.4.3) hat dem bereits durch die frühzeitige Pensionierung bedingten sozialgeschichtlichen Rollenwechsel vom reformorientierten preußischen Regierungsrat zum streitbaren Autor der Katholischen Bewegung (Kapitel A.III.4.1) eine auch im inhaltlichen Sinne positive Bestimmung verliehen. Die Umbesetzungen und Verschiebungen im Eichendorffschen Werk sind damit nicht nur durch die komplexen, ambivalenten und teils widersprüchlichen politischen Vorgänge im Bannkreis des mit der Rheinkrise zusammenfallenden preußischen Thronwechsels von 1840 (Kapitel A.I.-III.), sondern besonders durch deren kulturpolitische Begleitung, Grundierung und Verdichtung in der Romantikkritik bedingt (Kapitel A.III.2). Die nicht zufällig um 1840 kulminierende politische Romantik-Kontroverse, deren Einfluss auf die Eichendorffsche Werkentwicklung im ersten Hauptteil nachgewiesen wurde (Kapitel A.III.2), war mit der preußisch-deutschen Frage ja aufs Innigste verschlungen. Nur durch die Läuterung vom Geist der Romantik, wie er sich in der schillernden Gestalt des pietistischen und katholikenfreundlichen Friedrich Wilhelm IV. inkarnierte, könne Preußen, der »Hort und Kern der deutschen Nation«,<sup>1</sup> seine von den Junghegelianern offen propagierte kulturkämpferisch-nationale Mission erfüllen (Kapitel A.II.4; A.III.3.2). Diese nicht allein, aber besonders eindrücklich im antiromantischen »Manifest« Echtermeyers und Ruges von 1839/40 wirksame kleindeutsche Tendenz, die nicht in einem vordergründigen Sinne missverstanden werden darf,<sup>2</sup> wurde auch von Gervinus repräsentiert, dem proto-nationalliberalen Verfechter eines Nations- und Staatsentwurfs, der ideologische Kraft und politische Kontur aus dem norddeutsch-protestantischen, von Preußen dominierten Kulturraum bezog (Kapitel A.III.4.3.4; s. u., B.III.1.1). Wenn für dieses von Gervinus und den Junghegelianern – stellvertretend für einen immer schon präsenten,<sup>3</sup> aber stetig vertieften Zug der ›Bewegungspartei – verfochtene kulturkämpferische Nationsideal ausgerechnet derjenige Staat zur bevorzugten ideologischen Projektionsfläche und zum politischen Kristallisationskern avancierte, den Eichendorff seine gesamte Beamtenlaufbahn hindurch – erfolglos – auf einen ebenso überkonfessionellen wie großdeutsch-föderalen Geist verpflichten wollte

1 Ruge 1838, Preußen und die Reaktion, S. 7.

2 Im Gegensatz kleindeutsch vs. großdeutsch kamen nicht so sehr der Gegensatz Preußen vs. Österreich (geschweige denn der gleichsam sentimental-dynastische Hohenzollern vs. Habsburger) als vielmehr unterschiedliche Staats- und Nationsdefinitionen zum Tragen, die auch dort miteinander konfligierten, wo über die territoriale Frage Einigkeit bestand, vgl. dazu u. a. Smith 1995, German Nationalism, S. 62 f. und die Ausführungen Kapitel B.III.1.

3 Vgl. schon am Jahrhundertanfang den Beitrag von Bretschneider 1806, Teutschland und Preußen; dazu Altgeld 1992, Katholizismus, Protestantismus, Judentum, S. 128 ff.

(Kapitel A.I.-II.), wird die Brisanz der Entwicklung für den 1844 frühzeitig pensionierten (Kapitel A.III.3; A.III.4.1) preußischen Regierungsrat unmittelbar einsichtig. Die ›katholische Verschärfung‹<sup>4</sup>, mit welcher Eichendorff seit 1846 in Reaktion auf diese immer mächtigere Tendenz und die hierzu komplementäre, eigene Einfluss- und Resonanzlosigkeit seinen geistig-politischen Standpunkt neu bestimmte und vertiefte, erweist sich dabei als Umbesetzung eines primär nationalen Initiationskomplexes; die entsprechende Vereindeutigung des vormaligen in Preußen inkarnierten, überkonfessionellen »Geistes von 1813« als Quintessenz der ›Romantik‹ erklärt sich aus der Tatsache, dass die eigenen geschichts- und identitätspolitischen Bemühungen um ein ›besseres Preußen‹ von links und rechts zugleich zerrieben wurden (Kapitel A.I-III) – dass dieses doppelte ›Unterlaufen‹ sich aber ausgerechnet im zeitgenössischen Romantik-Urteil kristallisierte (Kapitel A.III.2). Nicht ohne Grund hatte Eichendorff in die Thronbesteigung des »Romantikerkönigs« Friedrich Wilhelms IV. größte Hoffnungen gesetzt (Kapitel A.I; A.III.1-2); allen Erwartungen zum Trotz erwies sich dieser im Brennpunkt der Romantikkritik stehende preußische König dann aber nicht als standhafter Katechon, sondern selbst als machtlos sowohl gegenüber der ungebrochenen Macht der absolutistischen Bürokratie wie gegenüber den empordrängenden Kräften des Umsturzes, nicht als souveräner Meister der öffentlichen Meinung, der die Zeittendenzen »vermitteln« und »veredeln« sollte, sondern als wankelmütiger, ängstlicher und doch eitler, quietistischer »Vogel Strauß« (Kapitel A.III.1-3). Der einstige Hoffnungsträger, dessen Signale für eine am überkonfessionellen »Geist von 1813« orientierte Nationsbildung (Kapitel A.I.1) sich zunehmend als ästhetische Kompensationsprojekte politischen Scheiterns entpuppten,<sup>5</sup> offenbarte damit, die negativen ohne die positiven Seiten der Romantiker zu verkörpern; an ihm schienen sich sämtliche Zentralvorwürfe aus dem antiromantischen Sündenkatolog zu bewahrheiten: »Quietismus« und »Ästhetizismus«, hochmütig-aristokratische »Trotzhaltung« bei gleichzeitiger »interesseloser Schwelgerei«, und so fiel die öffentliche Kompromittierung der romantischen Bewegung nicht nur mit der politischen Isolierung und dem beruflichen Aus des reformkonservativen Beamten (Kapitel A.III.1-3), sondern auch mit der literaturgeschichtlichen Verwicklung (Kapitel A.III.2) des Eichendorffschen Werks in ebendiese Romantikkontroverse zeitlich und sachlich zusammen.

4 Der Terminus der ›katholischen Verschärfung‹ stammt von Carl Schmitt, ist hier aber (von seiner Prägnanz abgesehen) gerade wegen der Differenz von Eichendorffs und Schmitts Katholizismus-, Konservativismus- und Romantikbegriffes gewählt; zum weiten Problemfeld der schillernden Rezeptionsgeschichte der ›politischen Romantik‹ (einschließlich der problematischen Rolle von Schmitt 1919, Politische Romantik), in deren Sog Eichendorff teilweise (wie immer widersprüchlich) geraten ist, vgl. die differenzierenden Kontexte und Hinweise in Kapitel B.III.4.3.

5 Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 118-125 (Kapitel »Friedrich Wilhelms IV. ›gesamtdeutsches‹ Streben im Spannungsfeld von politischer Stagnation und ästhetischer Kompensation. 1840 bis 1848«).

### 1. Die Umbesetzung der Erinnerung an 1813 und die prismatische Gelenkfunktion der ersten literarhistorischen Publikationen (1846/47)<sup>6</sup>

Die Möglichkeit zur ›Tieferlegung‹ dieser vielfältigen, buchstäblich und übertragen in die Mitte der 1840er Jahre gehörigen politischen Problemkomplexe im Rahmen einer zunächst auf die Zeit »seit Klopstock«<sup>7</sup> fokussierten nationalen Literaturgeschichte hat in dieser prismatischen Funktion des zeitgenössischen Romantikbegriffes ihren wesentlichen Grund. Das literarhistorische Werk darf damit nicht etwa als einseitig-isolierte, verschlüsselte Invektive gegen die Person Friedrich Wilhelms IV. missverstanden werden, auch wenn von der ersten Standortbestimmung gegenüber diesem pietistisch-quietistischen Romantikerkönig, um die sich Eichendorff in seinem satirischen »Puppenspiel« am Anfang des Jahrzehnts vergeblich bemüht hatte (Kapitel A. III. 2), eine klare Linie zur exklusiv-katholischen Definition der Romantik ab 1846 führt, die nicht zufällig (u. a.) von dem »Vorwurf des Quietismus« (KA VI, S. 31 u. ö.) befreit und von dem entscheidungsschwachen, ›müden‹ »Halbwesen« und subjektivistischen ›Ästhetizismus‹ des »Pietismus« scharf abgegrenzt wird (dazu Kapitel B. II. 1 und systematisch B. III. 4. 2).<sup>8</sup>

6 Bei der folgenden national- bzw. erinnerungspolitischen Situierung der »Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland« (1846) und der auf ihr aufbauenden »Ethischen und religiösen Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland« (1847) handelt es sich um eine grundständige Neulektüre, zu der tatsächlich nicht einmal ansatzweise Vorarbeiten existieren (so unglaublich es zunächst klingen mag); zur ausführlicheren Forschungsdiskussion mit Freilegung der mannigfach miteinander verschränkten forschungs- und fachspezifischen Problemkomplexe sowie zur systematischen Besprechung des literarhistorischen Werkes in seiner Gesamtheit s. u., Kapitel B. III. Ausgespart werden an dieser Stelle die kleineren literaturkritischen Beiträge, die in Wien 1847 entstanden und im selben Jahr bzw. im ersten Band von 1848 der HPBl publiziert worden sind, weil Eichendorff hier die einmal gesetzten Grundaxiome nur am Material variiert. Zur Frage des Zusammenhangs der kleineren und größeren Schriften s. ebenfalls die systematische Besprechung in Kapitel B. III.

7 So in der erkenntnisleitenden Fragestellung aus den Vorarbeiten (KA VI, S. 1104; dazu s. o., Kapitel A. 4. 3. 5): »*Meine Aufgabe wohl so zu stellen* [Hervorh. im Original, N. v. E.] = Was u. wie hat die deutsche Poesie seit Klopstock auf d: Nation, besonders in religiöser u. moralischer Beziehung gewirkt, oder resp: die Zeit abgespiegelt? Welches sind die guten u. schlimmen Einflüsse?«

8 Zitate KA VI, S. 355 f. (»Es konnte nicht fehlen, diese bornierte Dickköpfigkeit mußte das andere Extrem hervorrufen. Der Pietismus setzte der Prosa die Überschwenglichkeit entgegen [...]. Allein der Versuch mißlang gänzlich; denn die Wiedergeburt sollte, mit gleicher Einseitigkeit wie bei den Orthodoxen, durch eine bloße Steigerung des Gefühls erfolgen. Daher das widerlich Schlawe und Weichliche in dieser pietistischen Poesie, das beständige Umschlagen des gesund Kindlichen in das krankhaft Kindische, das gemüthliche Dahinfaseln über das Innerste der göttlichen Wahrheiten bei dem fast wollüstigen Behagen an den bloßen Äußerlichkeiten; anstatt der gottbegeisterten Freudigkeit einer totalen Weltentsagung, das nichtnutzige, halbe, ängstlich pedantische Mäkeln an der Moral, das den Tanz, das Lachen und Spazierengehen als Sünde denunziert; jene sich selbst nicht trauende, forcierte Frömmigkeit, die endlich in den Sonntagseufzern und Wiegensänglein der Herrnhuter in einer völlig lügenhaften Spielerei mit dem Heiligsten aufgeht. [...] Was sonach die Pietisten, so wie ihre erbittertsten Gegner, die Orthodoxen, unter großem Lärm und wechselseitigem Gezänke vergeblich angestrebt, war inzwischen katholischer Seits durch Scheffler,

Erfüllt der preußische König damit eine mindestens katalysierende Rolle für die Verschiebungen im Eichendorffschen Werk, so ist an den literarhistorischen Schriften in erster Linie eine Erhöhung des Abstraktionsgrades zu konstatieren, die von der prismatischen Funktion des (in der negativen Projektionsfigur Friedrich Wilhelms IV. freilich symbolisch verkörperten) Romantikbegriffes sowie von der spezifischen Prägung der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung ihren Ausgang nimmt. Mit dem Rückgriff auf die (der Romantik vorgelagerten) »literarischen Bewegungen des 18. Jahrhunderts« – Aufklärung und Klassik – bezeugte Georg Gottfried Gervinus in seiner nationalpolitischen Streitschrift von 1845 (Kapitel A. III. 4. 3. 2) die Selbstverständlichkeit, mit welcher die vormärzlichen Debatten um die geistige und politische Identität der Nation in der Geschichte der deutschen Literatur ausgetragen wurden. Indem die Literaturgeschichte die »innere Geschichte, gleichsam den seelischen Leib der Nation« widerspiegelt (KA VI, S. 13; 62; dazu systematisch Kapitel B. III), so gelingt es auch dem »letzten Ritter der Romantik«, in seinem Gegenentwurf gegen die liberalprotestantische Deutungshoheit über die Identität der Nation, aktuelle nationalpolitische Problemkomplexe in ihren ideengeschichtlichen Entstehungszeitraum rückzuverlegen. Weil selbst die »äußeren Staatsformen« sich stets nur als logische »Resultate« der »inneren Geschichte, des normalen oder verkehrten Bildungsprozesses eines Volks« (KA VI, S. 213f.) erweisen, so können in der als Nationalgeschichte stilisierten Literaturgeschichte auch konkrete innen- und staatspolitische, d. h. die nach 1840 virulenten verfassungspolitischen Problemstellungen integriert und in (ihrem noch offenen) *statu nascendi* verhandelt werden (dazu s. u., Kapitel B. III. 2. 2). Dazu kommt schließlich die durch die großangelegte narrative Struktur der Gattung bedingte Möglichkeit zu zeitgeschichtlichen Exkursen, wie Eichendorff sie geradezu leitmotivisch einflucht (dazu Kapitel B. III. 4. 3).

Die Verbindung zumal der ersten Schriften von 1846/47 mit dem spezifischen nationalpolitischen Problemhorizont der 1840er Jahre wird dabei nicht nur durch diesen gattungsgeschichtlichen Diskursrahmen, der im entsprechenden Hauptkapitel (B. III.) systematisch zu entfalten sein wird, sondern bereits durch die gezielte Wahl und ideologische Gewichtung der Thematik sinnfällig. Im Rahmen der Situierung der Exzerpte und Vorarbeiten (Kapitel A. III. 4. 3) wurde bereits auf den Schlusspassus in der Artikelserie von 1846 hingewiesen, welche die »am Kölner Ereignis« »sich selbst besinnende« und in der Folge »neu erstarkte[]« »katholische *Gesinnung*« als »allein[iges]« »Vermächtnis« der »Romantik« präsentiert, gegen die sich »aller Ingrimms des alten Rationalismus«, und zwar im Gewand der neuen deutschkatholischen Bewegung mit ihren »Leipziger Plauderkonzilen« (dem deutschkatholischen Konzil von März 1845) gerecht hatte:<sup>9</sup>

Spee und Balde geräuschlos und vollkommen erreicht worden. [...] Dem Halbwesen der Pietisten endlich, das zaghaft immer möchte und doch nicht mag, stellte Jacob Balde die ganze, wahrhafte und entschlossene Asketik und Abtötung des Irdischen um Gotteswillen, streng und erschütternd gegenüber«) und S. 777.

9 KA VI, S. 55 [1846]; leicht erweitert S. 275 [1847].

Und in der Tat, wer erkennt in Deutschland die religiösen Zustände von damals heute noch wieder? An dem Cölner Ereignis sich selbst besinnend, in der herben Schule des Hohns und der Verfolgung seitdem erwachsen und gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, Etwas, das Niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selber nicht hatten – eine katholische *Gesinnung* [Hervorhebung im Original, N. v. E.]. Und ihr gegenüber hat sich in dämonischem Instinkt aller Ingrimms des alten Rationalismus, der, seinerseits konsequent, nun beim nackten Heidentum angelangt, trotzig gelagert; Leipziger Plauderkonzile gegen eine Million Trier'scher Wallfahrer, emanzipiertes Fleisch gegen das Brot des Lebens, eine Dichtkunst endlich, die keine Poesie mehr ist: eine in Haß und Hoffart berauschte Rhetorik, die fanatisch die Freiheit des Blocksbergs proklamiert.«) und S. 59 (Alle guten Geister loben den Herrn. Mit diesem einfach kräftigen Exorzismus haben unsere frommen Vorfahren von jeher allen bösen Spuk gebannt, und sind unangefochten hindurchgegangen. So wollen wir denn auch in der Poesie desgleichen tun gegen den lärmenden Hexensabbat unserer neuesten unschönen Literatur. Hat doch die verblichene Romantik die blanke Waffe meisterhafter Formen uns so gut wie jenen hinterlassen, ja, was die Romantik Großes und Edles angeregt, und Jene als mittelalterliche Tradition zurückweisen, ist ein bedeutendes Vermächtnis, das der neu erstarkten katholischen Gesinnung allein zu Gute kommt.

Welchem dieser Heereslager, wenn auch vielleicht nach heißen Kämpfen, zuletzt der Sieg bleiben wird, ist uns, mit Novalis, nicht zweifelhaft. Bei dem unverwüstlichen Ernste der Nation wird in Deutschland über kurz oder lang eine, der Romantik in ihren ursprünglichen Hauptrichtungen mehr oder minder verwandte Reaktion sich geltend machen, nachdem jene Revolution, immer breiter die Massen durchdringend, einstweilen die Romantiker übergerannt, und uns zum Ersatz nichts anderes als die vorlängst abgespielte Aufklärerei, nur mit veränderten Redensarten, wiedergebracht hat.

In der bisherigen Forschung wurde nicht nur die nationale Relevanz dieser konfessionspolitischen Entwicklungen »in Deutschland« (»bei dem unverwüstlichen Ernste der *Nation*«) übersehen (dazu s. o., Kapitel A. III. 4), sondern auch und besonders die programmatische und strukturbildende Verknüpfung mit der zeitgenössischen Debatte um den nationalen Stellenwert der Befreiungskriege.

Dieser »nationale Erinnerungsort«, den Arnold Ruge bereits 1838 von seinen christlich-orthodoxen Prägungen in dialektischer Perspektive purifiziert wissen wollte (Kapitel A. II. 3; A. III. 2; s. u.), um ihn in eine preußisch-nationale Höherentwicklung integrieren zu können, der bei Friedrich Wilhelm IV. und Eichendorff aber am Anfang des Jahrzehnts gerade aus der überkonfessionell-christlichen Signatur ihre Kraft bezogen hatte (Kapitel A. I-II.), avancierte in den 1840er Jahren zu einem Kristallisationskern der divergierenden Bestimmungen der nationalen Geschichte und Identität. Ruges Interpretation sollte durch die sich um 1850 formierende kleindeutsch-borussische Geschichtsschreibung schrittweise Deutungshoheit erhalten; im Horizont der dynami-

schen und kompetitiven Offenheit dieser nationalpolitischen Debattenlage, die nicht rückblickend-teleologisch verengt oder geglättet werden darf, muss Eichendorffs Überblendung der ihrem Inhalt nach nun als »wesentlich katholisch« definierten romantischen Bewegung mit dem nationalen Aufbruch von 1813 jedoch als (in ihrem eigenen Recht) vollwertige Replik auf diese kleindeutsche Vereinnahmung der Befreiungskriege gewertet werden:<sup>10</sup>

Welche lebendige Romantik entfalteten z.B. der abenteuernde Herzog von Braunschweig, Schill und der Tiroler Aufstand im Jahre 1809! Dennoch hatte der Sturm damals Alles wieder verweht. Denn das Maß des Unglücks war noch nicht erfüllt und hatte die Eiskecke des Nationalgefühls noch nicht gebrochen. Aber jene leuchtenden Heldengestalten blieben mahrend im Angedenken der Menschen und waren Vorzeichen und Erwecker des Befreiungskrieges.

Eben so verhalten die Klänge der romantischen Poesie in der harten Zeit, nur von Wenigen innerlichst vernommen; denn sie appellierten an ein katholisches Bewußtsein, das noch kaum erwacht und nirgend reif war. Sie mußte abfallen wie die vorzeitigen Blüten eines *künftigen* Frühlings (KA VI, S. 272).

Diese historisch zunächst korrekte Verknüpfung der legendären Feldzüge des preußischen Majors Schill und des »schwarzen Herzogs« im Jahr 1809 – welche der von Philipp Stadion erhofften norddeutschen Erhebung mutig vorangehen sollten, um an der Seite Österreichs den ersten antinapoleonischen Volksaufstand, denjenigen der ka-

10 Dass mit Gervinus, Ruge, Droysen, Sybel, Mommsen, Treitschke u.v.m. *eine* von mehreren ideologischen Positionen freilich schrittweise Deutungshoheit erlangen, ab 1866 staatlich-politisch wirksam werden und sich so für lange Zeit im deutschen Geschichtsbewusstsein festsetzen konnte, darf bei einer konsequenten Historisierung nicht die prinzipielle Offenheit der Entwicklung verstellen und in der Marginalisierung von Gegenpositionen einem Determinismus huldigen, der ja gerade Teil des historischen Problems, gleichsam das explanandum, nicht das explanans ist. Dass die moderne Historiographie anderenfalls nur unter anderen Vorzeichen die ideologische Besetzung der »preußisch-deutschen« Geschichte durch die kleindeutsche Schule fortführen würde, ist eine der wesentlichen Gründe für die historiographische Neubestimmung Preußens etwa seit der Jahrtausendwende, vgl. dazu den Forschungsüberblick von Berger 2000, Prussia; produktiv umgesetzt ist dieser Neuanfang in dem populären Buch von Clark 2007, Iron Kingdom. – Zum erinnerungspolitischen Komplex der Befreiungskriege liegt (soweit ich sehe) leider bisher keine Arbeit vor, die den in nahezu allen Deutungen mindestens mitschwingenden konfessionellen Aspekt systematisch in den Blick nehmen würde (ein schlagendes Beispiel für die immer noch nicht komplett überwundene »Konfessionsblindheit« [Langewiesche] der deutschen Historiographie), ein indirekter Hinweis findet sich höchstens ansatzweise bei Lill 1984, Großdeutsch und kleindeutsch, S. 29 (durch das Zitat aus dem Tagebuch von Ferdinand Gregorovius anlässlich der Schlacht von Königgrätz, die hier rückblickend u. a. mit 1813 überblendet wird); vgl. ansonsten v. a. Berding 1987, Das geschichtliche Problem der Befreiungskriege (der oft zitierte Beitrag unterscheidet nur konservative und liberale Deutung); Clark 1996, Wars of Liberation in Prussian Memory; Akaltin 1997, Befreiungskriege im Geschichtsbild der Deutschen (ein sehr schematischer und in der Deutung oft dünner, insgesamt aber materialreicher Überblick); vgl. ferner den Artikel »Die Völkerschlacht« von Kristin Anna Schäfer in François/Schulze 2003, Deutsche Erinnerungsorte, S. 187–201; Hagemann 2014, Revisiting Prussia's War Against Napoleon, jetzt auch den Sammelband von Hagemann 2019, Umkämpftes Gedächtnis.

tholischen Spanier für Gesamtdeutschland nachzuahmen – mit dem ebenso legendären Guerilla-Krieg der katholischen Tiroler, die unter Führung des märtyrerhaften Andreas Hofer und mit Herz-Jesu-Standarten den französisch-bairischen Besatzern lange Zeit trotzten, fundiert Eichendorff in einer gewagten erinnerungspolitischen Konstruktion.<sup>11</sup> Die Verknüpfung der 1809 aufflackernden, vier Jahre später aber, nach endgültiger Durchbrechung der »Eisdecke des Nationalgefühls« in die große »deutsche Erhebung« mündenden nationalen Bewegung mit der These des romantischen »Appells« an ein (im Vormärz erwachtes) »katholisches Bewußtsein« – diese höchst streitbare Identifikation von katholischer und nationaler Bewegung im Zeichen der »Romantik« wird erst durch die konsequente Sichtbarmachung des übergeordneten nationalpolitischen Horizonts dieser Zeit in ihrer Genese verständlich.

1846, also im Publikationsjahr der »Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland«, veröffentlichte auch Johann Gustav Droysen, der Archeget der kleindeutsch-borussischen Schule, seine »Vorlesungen über die Freiheitskriege«,<sup>12</sup> die das deutsche Geschichtsbild nicht nur in der gelehrten Welt zunehmend prägen sollten; und in den Rezensionen der auf der ersten (anonymen) Artikelserie des Vorjahrs aufbauenden Monographie »Die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie« von 1847 ist zwar zunächst der allgemeine Schock darüber präsent, dass sich mit Eichendorff eine »liebenswürdige Persönlichkeit, eine milde, freundliche Muse« als »korrespondierendes Mitglied der katholischen Propaganda« zu erkennen gab; diejenigen Rezensenten, die sich von diesem Erstaunen nicht verwirren ließen und durch die betroffen-bestürzte Überfixierung auf das konfessionelle das nationalpolitische Element schlichtweg übersehen mussten (wie noch die spätere Forschung; dazu ausführlich Kapitel B. III.), haben den provokativen Eingriff in die nationale Erinnerungspolitik, d. h. den Versuch der Besetzung eines identitätsbildenden »Erinnerungs-ortes« auch sehr klar registriert:

11 Zum österreichischen Krieg von 1809, der Politik des österreichischen leitenden Ministers Philipp Stadion, der auf eine gesamtdeutsche Resonanz der Erhebung gegen Napoleon rechnete, vgl. Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 23-26. Nach dem Friedensschluss von Schönbrunn folgte ein langfristiger und folgenreicher Kurswechsel der österreichischen Politik; der national-denkende Stadion wurde entlassen und als neuer leitender Minister folgte – Metternich (dazu Siemann 2016, Metternich, S. 315). Es handelte sich um einen von vielen Vorgängen, welche Österreich der Nationalbewegung zunehmend »entfremdeten« und somit um eine wesentliche historisch-politische Vorbedingung für die ideologische Konstruktion eines exklusiven »deutschen Berufs« Preußens, das in der günstigeren Lage von 1812/13 schließlich den wesentlichen Ruhm ernten bzw. für sich verbuchen konnte, wie Preußen auch 1840 den »Ruhm der »Wacht am Rhein« « »erntete« (Mann 2009, *Deutsche Geschichte*, S. 155). – Die Rolle Kleists und seiner »Hermannsschlacht« in der Gemengelage von 1809 wird Eichendorff später ausdrücklich hervorheben, dazu s. u. In diesem Zusammenhang ist außerdem durchaus erwähnenswert, dass der kurz zuvor konvertierte und nach Wien übersiedelte, dort in den Staatsdienst getretene Friedrich Schlegel, immerhin der theoretische Kopf der romantischen Bewegung, die Propagandakampagne im Vorfeld publizistisch begleitete, vgl. dazu Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 23, Kraus 1999, *Politische Romantik in Wien*, S. 38 f. sowie die Analyse des Schlegel-Porträts unten; der Tiroler Volksaufstand wird bereits (u. a.) im Jugendroman *Ahnung und Gegenwart* verherrlicht, den Eichendorff als Student in Wien verfasste.

12 Droysen 1846, *Vorlesungen über die Freiheitskriege*.

Eichendorff rechnet die Begeisterung der Freiheitskriege der Romantik zu gute, aber wie kann er dieß, da die wahre Romantik ihr Vaterland in Rom hat? Soll ich für eine römische Provinz, als für mein Vaterland, Gut und Blut lassen? Napoleon war katholisch, Preußen ist protestantisch: warum für den Staat der bloß negativen Confession gegen den Feind fechten, der die positive behalten hat trotz der Revolution und der sie wohl auf den Bajonetten auch bringen wird?

Nach diesem am Schluss der bekanntesten und meistzitierten Rezension formulierten Einwand, mit welcher Friedrich Theodor Vischer im Gewande »der« »Aesthetik« und mit den geschliffenen Waffen der hegelianischen »Begriff[s]«-Schärfe zum heftigsten kulturkämpferischen Frontalangriff gegen Eichendorff blies, verwies der Tübinger Professor »den letzten Ritter der Romantik nach Gislikon«;<sup>13</sup> mit der Anspielung auf die Schlacht von Gislikon (heute Gisikon) am 23. II. 1847, in welcher der Schweizer »Jesuitenkrieg«,<sup>14</sup> der Bürgerkrieg zwischen dem »Schutzbündnis« bzw. (von den Gegnern so genannten) »Sonderbund« der katholischen und den protestantischen Mehrheitskantonen zugunsten der Letzteren entschieden wurde, spannte der »große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre« (Gottfried Keller)<sup>15</sup> in einer gelungenen Ringkomposition den Bogen zum Anfang seiner Rezension zurück, welcher ein seither oft zitierter Titel voranstand:

#### Ein literarischer Sonderbündler.

Eine gründliche Kritik der Romantik ist in diesen letzten Tagen geschrieben worden, geschrieben mit Bajonetten und wohlgezielten Kugeln wackerer Schützen, belegt mit den schlagenden Gründen des Kanonendonners. Sie hatte es nicht anders gewollt [...]. Zur Rache dafür, daß man einige Klöster, überwiesene Heerde der Empörung, aufgehoben hat, zieht sie jenen verderblichsten Stoffe in's Land [Anlass für erste bewaffnete Erhebungen und den späteren Kriegausbruch war die Berufung von sieben (!) Jesuiten an das Luzerner Priesterseminar bzw. die dortige theologische Fa-

- 13 Die komplette Rezension, die Vischer in den »Jahrbüchern der Gegenwart« (Anfang/Mitte Januar 1848) lancierte, in HKA XVIII/2, S. 729-746, Zitate S. 743 (obiges Hauptzitat zu den Freiheitskriegen), 746 (Verweis »nach Gislikon«) und 737 (Eichendorff tue »Unrecht, indem er sich in Vorstellungen über das Verhältniß der Kunst zu ihren Stoffen bewegt, welche die Aesthetik längst widerlegt hat. Er hat keinen Begriff vom Schönen als einem freien Scheine, der jede Zeit und jedes Weltbild beleuchtet und erwärmen kann, ohne daß daraus ein Glaubens-Artikel des Künstlers zu ziehen wäre; seine Ansicht von der Aufgabe der Kunst ist roh stoffartig«). Dass die Sprache dieses Beitrages, der zwar der modernen »Ästhetik« und dem »Begriff« huldigt, darüber hinaus aber, wie an den folgenden Zitaten deutlich wird, zuweilen an die dunkelsten Zeiten deutscher Geschichte erinnert, macht auch die militante Diktion Eichendorffs verständlich, ja lässt sie im Vergleich sogar fast harmlos erscheinen.
- 14 Zum Hintergrund Franz 1954, Kulturkampf, S. 157 ff.; Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 225 (mit Zitat).
- 15 Vgl. Kellers Artikel in der liberalen »Allgemeinen Zeitung« vom 30. Juni 1887 anlässlich des 80. Geburtstags Vischers; zitiert nach dem Artikel von Richard Weltrich in ADB 40 (1896), S. 31-65, hier 64.

kultät im Jahr 1843, womit der Kanton demonstrativ auf die »verfassungswidrige[n]« Aufhebungen und Enteignungen aller Klöster im Kanton Aargau im Jahr 1841 reagierte,<sup>16</sup> N. v. E.), der, wo er immer Fuß faßt, als feines Gift unabsehlich in die gesunden Röhren des Körpers der menschlichen Gesellschaft sickert, das arsenikalische Gespenst [...]. Eine Schaar brausender Menschen kann nicht warten, bis der Staat selbst als Ganzes entschlossen ist, den Giftstoff auszustoßen, Blut fließt über das dampfende Blut, die rauchenden Leichen zieht der Orden der christlichen Liebe in die gastlich geöffneten Sitze ein (HKA XVIII/2, S. 729).

Dass der einflussreiche Tübinger Ästhetiker in der mit unverhohlener Lust beschriebenen kriegerischen »Ausstoßung« des römischen »Giftstoff[s]« im Nachbarland zum Jahreswechsel 1847/48 nicht nur eine symbolisch-vorbildhafte Fanalwirkung,<sup>17</sup> sondern bereits einen Etappensieg gegen den von dort nach »Deutschland« hinüberschielenden und ganz Europa zunehmend »[unter]wühlen[den]« Jesuitenorden sieht, wird schließlich auch offen ausgesprochen:

Sie sind ausgefegt, diese Priester des Friedens [die Jesuiten wurden nach dem Sieg über den »Sonderbund« vertrieben, der Jesuitenorden in Art. 58 der liberalen Verfassung der nun zum Bundesstaat umgeformten Schweiz von 1848 auf Jahrzehnte verboten,<sup>18</sup> N. v. E.], jene geographischen Karten, worin sie die Statistik ihrer Verbreitung verzeichneten und Deutschland als ihr Terrain vermaßen, liegen als Fetzen in den verlassenen Höhlen; ein Volk hatte die Frivolität, in wenigen Wochen hunderttausend Streiter in Waffen zu rufen, die mit heiterem Muthe von Weib und Kind schieden, um Gut und Blut für die Reinigung des theuren Vaterlands zu wagen. Sie werden anderswo wühlen [...]; mögen sie – unsere Zeit hat doch wieder Einen schönen Augenblick, hat nach langer Oede einen Jugendblitz des Geistes, hat eine That gesehen! Heil dir, gutes Volk, Heil dir, lebendiges Volk!

Wirklich komisch ist es, daß mir, während dort so gründlich schöne Literatur getrieben wird, während mit Eisen geforscht, mit der knallenden Büchse argumentirt, mit Blut unterschrieben wird, ein armes kleines Büchlein auf den Tisch fällt, eine Schutzrede für die Romantik [...] (HKA XVIII/2, S. 729 f.).

16 Die Maßnahmen verstießen gegen Art. 12 des Bundesvertrags von 1815, Nonnen mussten innerhalb von acht Tagen ausziehen, während Mönche bei 48-stündiger Frist komplett aus dem Kanton ausgewiesen wurden, vgl. zum Zusammenhang (mit Zitat) Franz 1954, Kulturkampf, S. 157 f.; Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 225.

17 Dem Sonderbundskrieg kam sowohl in religions- wie allgemeiner politischer Hinsicht eine paradigmatische Rolle im Vorfeld von 1848 zu. Die Schweiz galt nicht nur aufgrund ihrer konsequenten Unterdrückung der katholischen Kirche als »freiheitlicher Musterstaat« und fungierte »als das beneidete Vorbild der deutschen Liberalen«, vgl. u. a. Franz 1954, Kulturkampf, S. 158 f. (Zitat 159). Die Entscheidung des Krieges für die liberalen Kantone am Vorabend des Revolutionsjahres gehörte auch zu den unmittelbar »auslösenden Momenten« der europäischen Revolutionswelle, vgl. Langewiesche 2007, Europa, S. 18 f. (Zitat 19).

18 Franz 1954, Kulturkampf, S. 158 f., Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 225.

Dass Vischer »am Ende« seiner Besprechung zu diesem »Anfang zurück[kehrt]« und an die Entscheidungsschlacht der Schweizer bei Gislikon mahnt, ist eine unmittelbare Replik auf Eichendorffs Schlusspassus, in dem eben, nach der Reklamierung der Befreiungskriege für den Katholizismus, auch für die Zeit des Vormärz katholische und nationale Bewegung miteinander identifiziert, »von der katholischen Gesinnung auch Erhebung des Nationalismus« erhofft werden; in der Schweiz habe die »wahre, protestantische Nation nämlich deswegen den ebenso blutigen wie triumphalen Sieg über den »unnationalen« Katholizismus errungen, weil dieser sich nur durch ausländische Unterstützung, also ohne die ihm per definitionem unmögliche nationale Basis, »gerüstet« habe:

Das Buch schließt mit schönen Hoffnungen auf eine Reaktion gegen die »endlose Revolution«. Das Kölner Ereignis (wo der Staat so frei war, einen ungehorsamen Priester, der seinen Grundpfeiler, die Ehe unterwühlte, einzusperren), »eine Million Trierer Wallfahrer« (die in faulen Rotten, die Arbeit wegwerfend, den Erwerb verschleudernd, in Schmutzhöhlen auf der langen Reise sich zucht- und sittenlos umwälzend sich herbeipärrten, eines der krassesten Stücke des Reliquiendienstes anzustieren): das sind seine Hoffnungs-Anker, und weil alle Nationalität positiv ist (hier käme also doch wohl zum Schlusse noch ein Grund für diesen Zusammenhang, aber was für einer!), so hofft er von der katholischen Gesinnung auch Erhebung des Nationalismus. Der Sonderbund hat diesen Zusammenhang hübsch belegt mit französischen Waffen, mit österreichischem und sardinischem Geld hat er Jahre lang gerüstet, sein Vaterland zu zerreißen. Unser Ende kehrt zum Anfang zurück: wir weisen den letzten Ritter der Romantik nach Gislikon (HKA XVIII / 2, S. 745f.).

Rudolf Rocholl leugnete zwar nicht den Zusammenhang zwischen der romantischen Bewegung und den Befreiungskriegen; der nationale Aufbruch von 1813 sei damit aber nicht dem (romantisch grundierten) Katholizismus zu verdanken, sondern gerade umgekehrt die Romantik unter dem Druck der ersten Ereignisse, durch die im Krieg erforderliche »männliche Kraft«, die nichts anderes als »ächt evangelisch« sei, von ihrem katholischen »Nebel« »befreit« worden:

Wo nur die Bedeutung der romantischen Poesie für die katholische Kirche aufhört, und der Verf. hätte abbrechen müssen [...], da fängt für unsere Betrachtung das zweite Stadium der Entwicklung an, in die die Romantik tritt, und zwar noch eine poetische Aeußerung, ehe sie sich dann als kirchlich religiöses Bewusstsein in das Volksleben und als ernste vertiefte Auffassung in die Wissenschaft absetzt. Das ist nun »die Romantik auf eine grosse Thatsache [: den Befreiungskrieg]<sup>19</sup> angewandt«, wie sie der Verf. bei Schenkendorff [!] und Uhland erwähnt. Ihr vaterländisches Element wurde nämlich von der gewaltigen Bewegung der Freiheitskriege erfasst. Aber sie wurde nun auch durch den fröhlichen Schwung, der die männliche Kraft

19 Der Rezensent zitiert an dieser Stelle entsprechend verkürzt aus KA VI, S. 192.

verlangte, von dem mystischen Nebel, der weichlichen Träumerei, dem gefährlichen, ›unklaren Herumtappen in Halblichtern‹ befreit. Da wo ›der Mann nur Etwas werth‹ ist, wurde sie männlich und damit denn zugleich ächt evangelisch. Die Nebel zerrissen und ›das liebe fröhliche Tageslicht des durch unsern Martin Luther wieder enthüllten Evangeliums‹ (Arndt Werke I. Vorr.) war wieder da, ›der Geist des klaren, tapfern Lutherthums‹ hatte wieder einmal gesiegt. Und als nun das deutsche Herz trauerte, ›wie so Viele verlassen und trostlos fast wie in der Irre wandeln‹, da musste das Reformationsfest [das nationalprotestantische Wartburgfest von 1817, N. v. E.] die Antwort sein.<sup>20</sup>

Die Einschätzung, der »Tenor der Kritiken« habe sich »weniger auf die Wertung der Romantik [bezogen] als auf die eigentlich politischen Stellen des Buches«,<sup>21</sup> suggeriert eine prinzipielle Trennung zwischen der von Eichendorff ›eigentlich‹ intendierten, ›rein‹ literaturgeschichtlichen Einordnung der Romantik und solchen mehr okkasionell-dilatorischen politischen Seitenblicken. Demgegenüber erweisen sich aufgrund ihrer strukturellen Anlage und leitmotivischen Thematik aber insbesondere die ersten literarhistorischen Schriften, die Artikelserie von 1846 wie die auf ihr aufbauende Monographie von 1847, als bewusster Beitrag zur Diskussion um Vorgeschichte, Bedingungen, Signatur und Vermächtnis der Befreiungskriege. Bereits im Rahmen der Vorarbeiten von 1845/46 lässt sich, wie im vorherigen Kapitel (Kapitel A. III. 4. 3. 5) angedeutet wurde, ein konzeptuelles Verschmelzen des Vorhabens einer systematischen Romantik-Apologie und der Erinnerung an 1813 registrieren:

Der polit: Stoß von 1813 konnte doch nicht d: die Wolken fallen; er mußte *innerl: vorbereitet*, die Jugend u. die Dichter also damals in ächtem Sinne politisch seyn! Hier also den Einfluß darstellen, den die Romantik auf das Leben übte, d: Fr: Schlegel p. /: Jugendbund p. :/ Ahnung u. Gegenwart :/.<sup>22</sup>

In der Vorrede zur Monographie von 1847, die entgegen den anonymen Zeitschriftenbeiträgen im Fokus der öffentlichen Rezeption stand, bestimmte Eichendorff »Aufgabe« und Ziel dahingehend,

mitten in der Verwirrung von Sympathien und Abneigungen, Mißverständnissen und Vorurteilen die Stellung klar zu machen, welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange der *Nation* einzunehmen scheint (KA VI, S. 61; Hervorhebung N. v. E.).

Im Bannkreis der aus Gervinus-Exzerpten und unter dem Eindruck von dessen Streitschrift von 1845 gewonnenen nationalen Fragestellung (Kapitel A. III. 4. 3. 5) noch auf

20 Die komplette in der Zeitschrift für lutherische Theologie (4. Quartal 1848) publizierte Besprechung in HKA XVIII/2, S. 771-784, Zitat S. 781.

21 So Frühwald 1987, Nachwort, S. IV, in seiner allzu ästhetischen und apologetischen Lesart.

22 KA VI, S. 1093 (Hervorhebung von mir, N. v. E.).

die Zeit »seit Klopstock« beschränkt, erweist sich die aus der Artikelserie von 1846 herausgewachsene literarhistorische Monographie als zwar betont problembewusste, vor allem aber klimaktisch-teleologische Nationalgeschichte, welche die Höherentwicklung des »deutsche[n] Geist[es]« (KA VI, S. 29) durch seine Reinigung »vom Schlendrian u. allen Dingen, von bösen Feßeln u. heilsamer Beschränkung« (Zitat aus der Konzeptnotiz von 1845, KA VI, S. 1102, dazu s. o., A. III. 4. 3. 5), von den ›Schlacken‹ und ›Grillen‹ der rationalistischen »Vorgänger der Romantiker« (KA VI, S. 29) hin zur nationalen ›Besinnung‹ zur Zeit der ›Romantik‹ schildert – als deren »lebendige Entfaltung« bereits die Volkserhebungen von 1809, schließlich aber der große ›nationale Aufbruch‹ von 1813 firmieren. Das »Vermächtnis« dieser 1809 und 1813 »lebendig[ ] entfalt[eten]« (s. o.) Romantik aber, das der »neu erwachten katholischen Gesinnung allein zugute« kommen soll (KA VI, S. 59; 279), inszeniert die sich seit 1837 als politische Macht ersten Ranges konsolidierende katholische als die eigentliche nationale Bewegung.

Die der romantischen Bewegung attestierte Ambivalenz, deren »wesentlich katholisch[er]« »Inhalt« (KA VI, S. 48) sich schließlich in ästhetizistischer Spielerei (KA VI, S. 48 ff.) zerlief, wird so auch in eine Ursachendiagnose der Suspendierung des nationalen Einigungswerkes nach dem Krieg gewendet; im Horizont der Identifikation von romantischer, katholischer und nationaler Bewegung nämlich wird die Schuld für diesen Abbruch nach 1815, für die restaurative Unterdrückung seit 1819 indirekt in der »Felonie« der Romantiker gegenüber ihren »ursprünglichen« – katholischen – »Intentionen« gesucht. Fundiert wird diese erinnerungspolitische Stellungnahme in der Entgegensetzung eines von der ›wahren‹ Romantik repräsentierten nationalen Tugend- und eines von Aufklärung, Klassik und ›falscher‹ Romantik repräsentierten Sündenkataloges. Nach den »sieben mageren Jahren« der ›Nicolaiten‹ (KA VI, S. 16), den Verflachungen durch Voß, Iffland, Wieland etc. (S. 16 ff.) »blieb es« »Kotzebue«

vorbehalten, das letzte Stadium der Verstandesdichtung zu erreichen, indem er die allgemeine Indifferenz [...] frech emanzipierte. [...] Schon früher wohl hatte man mit deutscher Plumpheit, aber immer noch mit einem gewissen Anstrich von Idealität, Ähnliches versucht. Kotzebue aber war der erste, der es schamlos und prinzipienmäßig sich zur Aufgabe machte, alle sittlichen Mächte des Lebens, Religion, Ehre, Vaterlandsliebe, als altfränkische Träumerei und Hirngespinnst, zur Zielscheibe frivolen Witzes öffentlich an den Pranger zu stellen, und dafür einen platten, weltmännischen Nihilismus, als das allein Verständige und Gentile zur Herrschaft zu bringen (KA VI, S. 20).

Kotzebue war bekanntlich das ›bête noire‹ der frühen Nationalbewegung, und so war es sicher nicht ohne treffsichere Berechnung, wenn Eichendorff diesen angeblichen russischen Spion und Handlanger der Reaktion zu einem symbolischen Angelpunkt seiner polemisch zugeschnittenen Nationalgeschichte erhebt: Diese religiös wie politisch ›indifferente‹ nationale Feindfigur nämlich, die »sich das *damalige* Deutschland« »nicht schämte«, »zu seinem Theaterkönige auszurufen«, »wusste«

[m]it [...] boshafem Instinkt [...] die schlummernden Sünden und Schwachheiten der Nation gegen ihre Tugenden aufzurufen, und den Unglauben durch aufgeblasenes Weltbürgertum, Diebstahl durch rührende Familiennot, Lüderlichkeit durch sogenanntes gutes Herz [...] etc. zu Ehren und unter die Haube zu bringen (KA VI, S. 21; Hervorhebung von mir, N. v. E.).

Die von Kotzebue repräsentierte »allgemeine Indifferenz« (s. o., S. 20) und den von ihm wesentlich mitverantworteten »trostlos[en]« Anblick der »zerfallenen Ruinen der deutschen Poesie« verortet Eichendorff sicher nicht zufällig »um das Jahr 1795« (S. 21), nämlich in das Umfeld des von Preußen ausgehandelten Baseler Separatfriedens mit Napoleon, seit welchem das Reich nur noch eine trümmerhafte Scheinexistenz führte; in der um 1848 im selben Publikationsorgan zu verzeichnenden Hochkonjunktur von nationalgeschichtlichen Reflexionen über die Rolle Preußens war dieser nationale ›Dolchstoß‹ in der Zeit der Koalitionskriege einer von vielen Belegen, dass der Hohenzollernstaat, dem Johann Gustav Droysen bereits in der Frühen Neuzeit einen ›deutschen Beruf‹, d. h. die legitime Nachfolge der Hohenstaufen zuerkennen wollte (dazu Kapitel B. III. 2. 2), sich vielmehr seit Anbeginn als eigentlicher Totengräber am Reich betätigte.<sup>23</sup>

Inmitten der allgemeinen »Mittelmäßigkeit« dieser »guten alten Zeit« – aus der sarkastischen Rubrizierung der vorrevolutionären Zeit spricht auch noch der Reformkonservative – »lag allerdings schon damals das Saatkorn einer andern Zeit, welches drei mächtige Geister für die Nachwelt ausgeworfen; wir meinen: Lessing, Hamann und Herder« (S. 21). Insbesondere Lessing, dem Eichendorff eine paradigmatische Vorläuferfunktion zuerkennt, fühlte bereits, dass »das deutsche Wesen« »so lose, falb und ungewiß« wie bei den ›flachen‹ Aufklärern »nicht länger hängen bleiben konnte«, denn »alles Halbe war ihm in den Tod verhaßt«, und so »begann er damit, in der totalen Verwirrung die ungehörig verschwommenen Elemente der [nationalen, N. v. E.] Bildung zu scheiden und zu ordnen« (S. 21 f.). Dieser »Hochwächter seiner Zeit«, der die Nation »zwang«, »in den Dingen sich so oder so [zu] entscheiden« und, »seiner scharfen, unverblendeten Natur gemäß, aus aller Schöntuerei und Halbheit kühn bis zu dem

23 Vgl. u. a. (!) den »Schluß« der umfassenden Artikelserie »Preußens Politik« in den HPBl 26 (1850), S. 783: »Am Ende eines zehnjährigen Krieges [...] – am Ende dieses überwichtigen, verhängnisvollen, jetzt hoffnungslosen und verzweifelten Krieges stand Oesterreich isoliert und verlassen der ganzen kolossalen Macht einer durch Zeit, Erfahrung und Siege disciplinirten Revolutionsmasse und dem unerhörten Kriegsglücke eines Napoleon gegenüber. Das nördliche Deutschland zumal genoß seit Jahren eines unrühmlichen aber viel benediceten Friedens hinter jener, durch den Verrath Preußens gezogenen und durch seine Verführungskunst ausgefüllten Demarkationslinie, und die preußische Politik brütete mit träumerischer Wollust über ihren Vergrößerungsplänen, die durch den Reichsfeind 784 auf des Reiches Kosten ihrer Verwirklichung entgegensehen.« Vgl. zum diskursiven Zusammenhang auch Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 118 ff., hier S. 199 zum Baseler Separatfrieden. Zur konfessions- und nationalpolitischen Bedeutung bzw. Bedeutungszuschreibung der 1795 gezogenen geopolitischen Demarkationslinie entlang des Mains, welche die Nord-Süd-Teilung Deutschlands in politischer wie kultureller Hinsicht (der philosophisch-literarische Aufschwung in Weimar, Jena und Berlin) für zehn Jahre, d. h. bis zum Kriegseintritt Preußens, später festschrieb s. u., Kapitel B. III. 1. 2.

Kulminationspunkt« trieb, »wo es Christ oder Nichtchrist gilt«, der »keine Scheinheiligkeit«, »keinen *Schein*frieden zwischen Vernunft und Religion« wollte, war gleichwohl »der tragischste Charakter unserer Literatur«; denn wenn Lessing auch der Zeit den »Fehdehandschuh« hinwarf, und zwar nicht »– und das unterscheidet ihn himmelweit von seiner Zeit – [...] aus eitler, frivoler Lust am Verneinen, sondern mit dem furchtbaren Ernst, der den Zweifel als eine blanke Waffe ergreift, um sich zu positiver Überzeugung durchzuhauen«, so war er doch »an der Schwelle des Allerheiligsten unbefriedigt unterge[gangen]« (S. 22 f., 24). Als positive Antwort auf das von Lessing nur in negativer Hinsicht scharf diagnostizierte Problem der Jahrzehnte vor 1800, das sich mit den verschiedensten Werturteilen bei der Besprechung der einzelnen Perioden und Autoren umreißen lässt – »Affektation«, »jene unmoralische, innere Lüge«, »Pedanterie«, »nur eine ästhetische, oft wunderbarlich verdrehte Tugendlichkeit«, »moralische[r] Salm«, »das Lavendelwasser der sentimental Empfindsamkeit«, »konventionelle Charakterlosigkeit«, »eine Blasiertheit, die Alles, was sie nicht begreift oder was sie geniert, vornehm verlacht«, »altklug zu schwatzen«, »juste milieu«, »Hoffart«, »müde Halbheit«, »das widerlich Schlawe und Weichliche«, »leichtfertig«, »oberflächlicher Rationalismus«, »feinzerzetzende Ironie«, »ästhetische Vornehmheit«, »Zerrissenheit«, »perfides Halb- und Scheinwesen«, »Verzweiflung«, »Hochmut« –, setzte Eichendorff: »konfessionelle Entschiedenheit«. <sup>24</sup>

Originell war weniger die Aufstellung eines solchen nationalen Sünden- und komplementären Tugendkataloges, der ja, von der in letzterem Fall weit in die republikanisch-staatstheoretischen Debatten der Frühen Neuzeit zurückreichenden Tradition abgesehen, <sup>25</sup> gerade im Vormärz hoch virulent war; von der zeitgenössischen Hochkonjunktur dieses konfessionell und geschlechtsspezifisch grundierten Tugenddiskurses geben die symbolische Verknüpfung von »politischer Tugend« und der »männlichen Toga deutscher Nationalwürde« in der Rede Philipp Jakob Siebenpfeiffers auf dem Hambacher Fest ebenso Zeugnis wie die Literaturgeschichtsschreibung; <sup>26</sup> nicht zuletzt

24 Zitate KA VI, S. 16, 19, 20, 22, 23, 31, 46, 51, 118, 211, 212, 238, 351, 368.

25 Vgl. u. a. Münkler 1991, Idee der Tugend, sowie hierauf Bezug nehmend am Beispiel der humanistischen Tacitus-Rezeption und Ursprungsdiskurse Münkler/Grünberger 1994, Nationale Identität, S. 230.

26 Vgl. aus der Rede Siebenpfeiffers (Wirth 1832, Nationalfest, S. 37 f.): »Und es wird kommen der Tag, der Tag des edelsten Siegestolzes, wo der Deutsche vom Alpengebirg und der Nordsee, vom Rhein, der Donau und Elbe den Bruder im Bruder umarmt, wo die Zollstöcke und die Schlagbäume, wo alle Hoheitszeichen der Trennung und Hemmung und Bedrückung verschwinden, sammt den Constitutionszeichen, die man etlichen mürrischen Kindern der großen Familie als Spielzeug verlieh; wo freie Straßen und freie Ströme den freien Umschwung aller Nationalkräfte und Säfte bezeugen; wo die Fürsten die bunten Hermeline feudalistischer Gottstatthalterschaft mit der männlichen Toga deutscher Nationalwürde vertauschen, und der Beamte, der Krieger, statt mit der Bedientenjacke des Herrn und Meisters, mit der Volksbinde sich schmückt; wo nicht 34 Städte und Städtlein, von 34 Höfen das Almosen empfangend, um den Preis hündischer Unterwerfung, sondern wo alle Städte, frei emporblühend aus eigenem Saft, um den Preis patriotischer Gesinnung, patriotischer That ringen; wo jeder Stamm, im Innern frei und selbstständig, zu bürgerlicher Freiheit sich entwickelt, und ein starkes, selbstgewobenes Bruderband alle umschließt zu politischer Einheit und Kraft [...]. Es wird kommen der Tag, wo deutsche

auch die bereits angeführten Rezensenten Eichendorffs mit ihrer *antiromantischen* Rekurrenz auf »männliche Kraft«, »tapfere[s] Luthertum«, »fröhliche[n] Schwung«, »wackere[] Schützen« mit »heiterem Muthe« bzw. umgekehrt auf »zucht- und sittenlos[e]« »faule[] Rotten«, »mystischen Nebel«, »weichliche[] Träumerei«, »unklare[s] Herumtappen in Halblichtern« etc. (s. o.). Höchst provokativ war freilich, dass Eichendorff hiermit das gängige Schema in doppelter Hinsicht umkehrte. Galt eben gerade die Romantik bisher als katholisch, unnational, quietistisch, schlaff, krank, schwindsüchtig, weiblich, verworren, ironisch, aristokratisch, vornehm (s. o.; systematisch s. u., Kapitel B. III. I. 2), so konnte Eichendorff diese Negativstereotype durch die Scheidung der »wahren« von der »falschen« Romantik nicht nur einer zu Aufklärung und Klassik zurückführenden Fehlentwicklung attribuieren, sondern gar die solchermaßen purifizierte Romantik zur »Todfeindin aller Neutralität« erheben, ja ihren im Vorfeld von 1813 entscheidenden heroischen »Glaubensmut«, »hohe[n] sittlichen Ernst«, »männlichen Fortschritt«, »wahr[e] und männliche [...] Vaterlandsliebe«, »männliche[n] Ernst«, »feurig-romantische«, »herzliche Soldaten-Frömmigkeit«, »tüchtige Gesinnung«, »Kerngesundheit«, »verständige[n] Soldatenblick«, »einfache Treuherzigkeit« zum Ausdruck einer »religiösen Weltanschauung« erklären – diese aber eben mit »konfessioneller Entschiedenheit« identifizieren, den »Inhalt der Romantik« als »wesentlich katholisch« definieren.<sup>27</sup> Diese polemische Überblendung nationaler und konfessioneller »Dezision« und Tugendhaftigkeit erweist sich als wirkungsvolle Strategie zur Abweisung des »Vorwurf[s]«,

den die neueste Zeit aufgebracht, und der sich seitdem von Buch zu Buch gedankenlos forterbt; den Vorwurf nämlich, daß die Romantik [...] das neue Geschlecht von deutscher Natur und Kunst entfremdet, und einem Quietismus gehuldigt habe, der sie politisch unfähig und für die großen Fragen der Gegenwart gleichgültig gemacht habe (KA VI, S. 31).

Dass mit den »großen Fragen der Gegenwart« die innere »Besinnung« im Vorfeld der Befreiungskriege, in der kräftesammelnden Windstille »vor dem Sturm« (Fontane), gemeint ist, dass gerade die »Romantiker« es waren, die an die hierfür notwendigen »Tugenden erinnerten«, wird dann auch offen ausgesprochen:

Knaben, statt durch todte Spielereien mit toden Sprachen sich abzustumpfen, und die Jünglinge, statt auf mittelalterlichen Hochschulen durch Gelage, schnöde Tändelei und Klopffechtereie zu verkrüppeln, durch lebendigen Nationalunterricht und würdige Leibesübung sich zu deutschen Männern heranbilden und zu jenem Vaterlandssinn sich stählen, von dem alle politische Tugend, alle Großthat ausströmt; zu den Zitaten aus den Rezensionen s. o.; zum Tugenddiskurs in der Literaturgeschichtsschreibung die weiteren Ausführungen im Fließtext. – Zum »Gendinger« des nationalpolitischen Diskurses und der Obsession mit der »männlichen Kraft« (Rocholl, s. o.) etc. vgl. (v. a. bzgl. der Befreiungskriege, hier am Beispiel des patriotischen Malers Friedrich Kersting) Hagemann 2006, *Gendered Images of the German Nation*; Hagemann 2004, *German Heroes* (am Beispiel des männlichen Heldenideals).

27 Zitate KA VI, S. 37, 43, 48, 192, 196, 212, 213, 222, 256, 262, 269, 324.

Denn konnte wohl, fragen wir, eine welthistorische Bewegung, wie die im Jahre 1813, die *noch zu Kotzebues Zeiten* [Hervorhebung von mir, N. v. E.] für Narrheit gegolten hätte, so nur von ungefähr aus den Wolken fallen? – Waren es denn nicht eben jene quietistischen Romantiker, welche das alte Sagenbuch der deutschen Nationalpoesie wieder aufgeschlagen und, auf die einsamen Burggeister weisend, überall im Stillen deutschen Sinn und deutsches Recht weckten und an Tugenden erinnerten, die der Gegenwart not taten? Oder habt Ihr die männlichen Klagen und gewaltigen Lieder schon vergessen, womit Friedrich Schlegel [der die österreichische Erhebung von 1809 publizistisch vorbereitete, s. o.] unausgesetzt zur Umkehr aus der moralischen Verwesung mahnte, und die wie ein unsichtbarer Heerbann durch alle Herzen gingen? Und dies Alles in einer Zeit, wo Napoleon sein Schwert über Deutschland gelegt hatte, wo es keine müßigen Spaziergänge Europamüder Poeten galt, um für hochtrabende Floskeln den Lobsalm der Journale einzuwechseln, sondern wo es galt, das Leben für den Ernst des Lebens einzusetzen. Und als es nun endlich zu handeln galt, traten Görres, Steffens, Schenkendorff, Raumer und andere der Besten an die Spitze der Jugend, die in der Romantik aufgewachsen war und, anstatt altklug zu schwatzen, das Vaterland befreite (KA VI, S. 31 f.).

Die Nation musste also erst vom »Schlamm des Indifferentismus, den die Wasserfluten des vorigen Jahrhunderts abgesetzt« (KA VI, S. 329), von der das ganze von Napoleon besetzte Europa niederdrückenden »materialistische[n], tödliche[n] Erschlaffung« (S. 94) befreit, »Deutschland« durch die Poesie christlich-romantischer Patrioten wie Schenkendorf aus seinem rationalistischen »Todesschlaf« erlöst und wieder an »seine Tugenden und seine Bestimmung« (S. 193) erinnert werden. »[A]lle jene Tugenden«, die in formaler Hinsicht zum unumstrittenen Grundarsenal des nationalen Diskurses der Zeit gehörten, »wurzeln« nach Eichendorff aber allein im »religiösen [katholischen] Volksgefühl«, und so fallen die an Tieck beklagte »poetische Indifferenz in Bezug auf das eigentlich religiöse Element der Romantik« (KA VI, S. 46), die an A. W. Schlegels Bekenntnis zur bloß ästhetischen Spielerei mit dem Katholizismus demonstrierte Rückkehr zu »derselben«, »ein halbes Jahrhundert lang« bekämpften »Indifferenz« (S. 111), politisch-nationale und religiöse Gleichgültigkeit also, zusammen. Das auch aus Perspektive des Preußischen Reformideals gültige Verdikt eines Mangels an ›Gemeinsinn‹ und Opferbereitschaft, das Verdikt »allgemeiner Indifferenz« und der ›Austrocknung‹ der poetischen Volkskräfte, die zum preußischen Zusammenbruch von 1806/1807 geführt hatten (Kapitel A. II. 1),<sup>28</sup> erhält in dieser analogen Technik eine neue

28 Der Zusammenbruch des preußischen Staates im Gefolge der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt war bereits in der nationalen Erinnerungspolitik des Vormärz zum symbolischen Zusammenbruch Gesamtdeutschlands erhoben worden; es handelte sich dabei um einen rückblickenden Umkehrschluss von der führenden Rolle Preußens 1813 innerhalb des gesamtdeutschen ›nationalen Aufbruchs‹: auf ein damals partikularstaatliches Ereignis, das freilich auch objektiv besehen eine gewisse Tragweite aufwies; seit Gründung des kleindeutschen Reiches avancierte die verlorene Schlacht von 1806 zu einem Kernelement der nationalen Identitätsbildung, vgl. dazu Hahn 2007, Ohne Jena kein Sedan.

Füllung und belegt so eine von vielen Umbesetzungen im Eichendorffschen Spätwerk (zum politischen Poesiebegriff s. systematisch Kapitel B. III. 4).

An dem »Deutschfranzosen« (KA VI, S. 260) Adalbert von Chamisso (bürgerlich Louis Charles Adelaide de Chamisso) kristallisiert sich dieser nationalistisch grundierte Konflikt zwischen dem ›wahren‹ Nationalcharakter und dem innerlich wie – 1813 – äußerlich zu Überwindenden in besonders anschaulicher Weise:

Chamisso endlich ist ein Heimatloser schon durch seinen Lebenslauf. In Frankreich geboren und in Deutschland gebildet, ist diese seine Beidlebigkeit nicht ohne Einfluß auf seine Dichtung geblieben. Ein deutsches Gemüt, keusch, ehrenhaft, treu in der Freundschaft, sittlich und fleißig; bei einem durchaus französischen Naturell, das mit großem Geschick auf das Äußerliche, Kunstreiche, gerichtet, aber ohne nachhaltige Tiefe, und indifferent in religiösen Dingen (KA VI, S. 259 f.).

Wurde Kleist in den konzeptuellen Notizen der Vorarbeiten noch im allgemeinen Rahmen des positiv hervorgehobenen patriotischen Engagements der Romantiker, also zur in den fertigen Arbeiten von 1846/47 strukturbildenden »Abweisung« des »Vorwurf[s]« der Unnationalität (s. o.), genannt,<sup>29</sup> so firmiert er nun durch die konsequente Scheidung der wahren von der falschen Romantik als Extrembeispiel einer Fehlentwicklung, die in der mangelnden *religiösen* Durchdringung seines *Patriotismus* gesehen wird. Ausführlich referiert wird Kleists »Zerrissenheit« in der Gemengelage von 1809, eine Zerrissenheit, die zwar »nichts Gemachtes« gewesen sei und die aus der tugendhaften Hingabe an die »höchsten Güter des irdischen Lebens« wie an das »Vaterland« resultierte:

Aber seine Zerrissenheit ist nichts Gemachtes, sondern sein eigenstes Erlebnis und Unglück [...]. Sein Schmerz und sein Groll sind wahr und wohlbegründet, er trauert nicht »um Hekuba«, sondern um die höchsten Güter des irdischen Lebens: um Vaterland, Recht und Ehre. Ein strenger Ernst macht seine Dichtungen zu wirklichen Taten, ein Ernst, von dem wir selbst noch lernen sollten in dieser Zeit, wo zwar keine Schwerter klirren wie dazumal, aber ein innerer Krieg geschäftig, wie ein heimlichfressender Erdbrand, in tausend labyrinthischen Gängen den heiligen Boden Deutschlands unterwühlt (KA VI, S. 229).

Selbst an der »Hermannsschlacht« würdigt Eichendorff zunächst

eine heroische Hingebung an den Zweck, den er einmal als den rechten und würdigsten erkannt, alles Edle und Große seiner Seele mit fast fieberhafter Glut auf einen

29 KA VI, S. 1105 (zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. III. 4. 3. 5): »Und hier können wir nicht umhin, einen Vorwurf abzuweisen, den man der Romantik eben aus Anlaß dieser ihrer /: Uebersetzung: / Universalität in betreff ihrer vermeintlichen Unnationalität u. mangelnden Patriotismus grade in der neuesten Zeit gemacht hat. /: S: mein dießfäll: Notat auf [...], wobei auch noch ihr nationales Altdeutschtum u. Heinrich von Kleists tragischer Untergang an gebrochnem Hertz u. patriotischem Gram zu erwähnen ist!«

einigen Punkt, auf die Not des Vaterlandes, gerichtet; wie mit seinem innersten Herzblut ist das alles dort verzeichnet: sein Gram, seine Hoffnungen, seine Liebe und sein Zorn (KA VI, S. 226).

Dass allerdings »eben hier [...] auch schon der Dämon [lauert]« – »es ist, als hörte man ihn überall mit kaum verhaltenem Ingrim in die Kette beißen, und das Ganze ist, bei aller Trefflichkeit, dennoch eigentlich eine großartige Poesie des Hasses, der endlich auf einmal in blutroten Flammen aufschlägt« (S. 226) –, und nichts als »der trostlose, finstere Geist der Rache« (S. 225) wirksam wird, überblendet Eichendorff mit der geistigen Verfassung und des schließlichen Selbstmords des Autors in der Gemengelage von 1809. »[B]eim Wiederausbruche des Krieges im Jahre 1809« nämlich »ballt sich alles Finstere in ihm in ein einziges Gefühl, in einen fanatischen Patriotismus zusammen«, in einen »Schmerz« der »ganz verschieden« »von der *gläubigen*, männlichen Trauer« der »wahren Romantiker« war (S. 223, Hervorhebung N. v. E.); Kleists ursprünglich sittlicher »Ernst« schlug deswegen »so trostlos und grauenhaft in das Entsetzliche um[]« und »erstarrt[e]« »zu einer antiken, *heidnischen* Tugend«, »weil ihm die höchste Kraft fehlt[e], das unsichtbare Banner der Poesie kühngläubig über die irdischen Dinge auf jene stille Höhe zu pflanzen, wo Alles versöhnt wird« (KA VI, S. 229, Hervorhebungen N. v. E.); dass mit Kleist »ein edles Gemüt von der gespenstischen Übermacht seines eigenen Ungestüms unaufhaltsam fortgetrieben [wurde] bis zum Selbstmord«, und zwar aus Mangel an derjenigen *religiösen* Tugend, welche im Vorfeld von 1813 nottat und welche die »katholischen« Romantiker besaßen, aus Mangel nämlich an heroischem »Glaubensmut«, »aus Verzweiflung an einer besseren Zukunft *Deutschlands*, deren Morgenrot doch *so bald* [1813, N. v. E.] über seinem Grabe heraufdämmern sollte«, macht erst die literaturgeschichtliche Einordnung als dunkelste Konsequenz der »falschen« Romantik verständlich (Hervorhebungen von mir, N. v. E.):

So haben wir bereits aus der Mitte der Romantik vorzüglich drei bedenkliche Richtungen sich allmählich entwickeln gesehen: mit Tieck eine heimlich zersetzende Ironie; in Werners frühesten und berühmtesten Schriften die geistigen Oszillationen Novalis' zu einem wunderlichen System des Pantheismus ausgebildet, und mit Uhland endlich eine offene Rückkehr zum Protestantismus. Der Protestantismus aber, wie irgendwo geistreich bemerkt worden, hat keine gefundene Wahrheit zum Fundament, sondern nur den Willen, sie zu suchen und zu finden, und mithin immer zu verneinen, daß irgendwo jene Wahrheit bereits gefunden sei. Es konnte daher nicht fehlen, die ursprüngliche Freudigkeit der Romantik löste sich fortan immer mehr wieder in die alte, spürende Unruhe auf, aus dieser Unruhe entstand der Zweifel und die Ungenüge, und aus der Ungenüge jene Zerrissenheit, die zuletzt als Karikatur, ganz wider ihre Absicht, komisch wurde.

Und so sehen wir sogleich in einem der besten unter ihnen, in Heinrich von Kleist, ein großes Talent sich zwischen Hochmut und Verzweiflung an den unglücklichen Geschicken seines Vaterlandes krankhaft zu Tode arbeiten, weil er den Glaubensmut nicht mehr hatte, die Welt und ihre Erscheinungen, wie die Romantik

allerdings verlangte, nur an dem *Höchsten* [Hervorh. im Original] zu messen (KA VI, 220).

Das Gräßliche [der Selbstmord, N. v. E.] geschah aus stolzem Ekel an einer Zeit, die ihm des Lebens unwürdig schien, aus Verzweiflung an einer besseren Zukunft Deutschlands, deren Morgenrot doch so bald über seinem Grabe heraufdämmern sollte! So war sein Leben, und so auch seine Poesie [...] (KA VI, S. 224).

Aus der bereits im ersten Teil der Arbeit referierten (Kapitel A. II. 4; A. III. 2) hegelianischen Purifizierung der »Freiheitskriege«, wie sie für deren ideologische Einverleibung allerdings notwendig war, von ihren kryptokatholisch-christlichen Prägungen wie derjenigen der »Schenkendorfschen Romantik«, mit ihrer »vergangenheitssseligen Identifizierung von Christenthum und Deutschthum« resultierte erst die wirkmächtige Apotheose Theodor Körners als des »wahr[e]«, männlich-nationalen Heros;<sup>30</sup> denn Körner, der Sänger mit Leier und Schwert, verkörperte für Arnold Ruge durch das Dominieren des säkularen Elements die »Wahrheit des deutschen Geistes«, »die *wahre* [Hervorhebung von mir, N. v. E.] Form der Frömmigkeit« von 1813, also die dem »weltbewegenden Zeitgeist« gemäße »Verklärung, Schenkendorf [hingegen] die Trübung seiner Gegenwart, der Erstere die Freudigkeit der Befreiung, der Letztere die Melancholie der unbefriedigten Sehnsucht«.<sup>31</sup> Eichendorff übernimmt zwar, wie an vielen anderen Stellen auch, diesen von seinen Vorgängern geprägten Antagonismus zwischen dem männlich-progressiven Körner und dem »weiblich-melancholisch[en]«, »mittelalterlichen«, kurz kryptokatholischen Schenkendorf in formaler Hinsicht, um nur die wertende Prämisse dahinter konsequent umzukehren;<sup>32</sup> auch er sieht in Schenkendorf mehr den »Nachsommer der scheidenden Romantik, schon etwas herbstlich erblaßt, mehr wehmütig als verheißend«, weil er zu den »passiven Naturen« gehörte, die »weniger erfinden, als das Erfundene innig nachempfinden« (KA VI, S. 192). In dem daher »der Kreis seiner Anschauungen nur beschränkt, aber um desto intensiver« ist, kondensiert sich das Wesen der Romantik in dieser einseitigen Zuspitzung aber umso paradigmatischer:

Es ist die Romantik, auf eine einzige große Tatsache: den Befreiungskrieg, angewendet. Mit hohem sittlichen Ernst faßt er zunächst Grund und Zweck des Krieges in ihrer welthistorischen Bedeutung auf. Es gilt nicht eitlen Ruhm, noch Land und

30 Zitate bei Ruge 1838, Preussen und die Reaction, S. 10f.; zur bis heute gültigen Zentralstellung Körners in der Erinnerung an die Befreiungskriege vgl. (ohne Bezug auf Ruge) Hagemann 2004, German Heroes, S. 116-134; Hagemann 2014, Revisiting Prussia's War, S. 4 u. ö.

31 Ruge 1838, Preussen und die Reaction, S. 10f.; dazu bereits s. o., Kapitel A. III. 2; der Abschnitt wurde wiederabgedruckt im vierten Band der Werkausgabe von 1847, also im Publikationsjahr von Eichendorffs erster Monographie.

32 Alle Zitate in Ruge 1838, Preussen und die Reaction, S. 10f. – Diese Methode der inhaltlichen Umkehrung eines formal übernommenen Prinzips hat vor allem (ohne Einsicht in den nationalen Diskursrahmen) Kurzke 1983, Romantik und Konservatismus, S. 19-24, hier v. a. S. 23f., besonders eindrücklich herausgearbeitet; zur umfassenderen Forschungsdiskussion s. u., Kapitel B. III.

Gut, es gilt nichts geringeres, als das alte, fromme, tapfere, ehrenhafte Deutschland, wie er es treu im Herzen trägt, als eine feste Burg der Christenheit wieder aufzurichten. Denn dieses Deutschland hatte sich selbst vergessen, seine *Tugenden* und seine Bestimmung (KA VI, S. 192 f.; Hervorhebung von mir, N. v. E.).

Der auch für den frühen und mittleren Eichendorff in mehrerlei Hinsicht vorbildliche Kriegsdichter, der bereits 1803 zu den ›Entdeckern‹ der Marienburg gehörte, die Stiftung des Eisernen Kreuzes zehn Jahre später aber als Auftrag des preußischen Staates interpretierte, sich in die christlich-katholische Tradition des mittelalterlichen Ordensstaates zu stellen (s. o., Kapitel A. I. 3. 1), avancierte so zum »eigentliche[n] Sänger dieses Kampfes« – »tiefer und *wahrer*« nämlich »als *Körner* [Hervorhebungen von mir, N. v. E.], ließ er alle romantischen Schlaglichter verklärend auf das *eine* [Hervorh. im Original] Ereignis fallen«. <sup>33</sup>

Friedrich Schlegel, der als das ehemalige Haupt der frühromantischen Theoriebildung nach seiner Konversion nach Wien übersiedelt, dort in den österreichischen Staatsdienst getreten war und die Erhebung von 1809 publizistisch vorbereitete bzw. begleitete, <sup>34</sup> spiegelte nicht nur durch seine religiöse Entwicklung die »wahr[e]« Konsequenz der Romantik. Die dem Schlegelporträt zugrunde liegende analoge Verknüpfungstechnik offenbart auch hier das Erkenntnisinteresse bzgl. der doppelten, katholischen und nationalen ›Wiedergeburt‹ im Vorfeld von 1813:

[D]ie Romantik, nur noch ahnend und ungewiß umhertastend, wollte es bis dahin mehr oder minder durch eine unklare symbolische Umdeutung des Katholizismus. Schlegel dagegen erkannte, daß das Werk der Zeitigung alles Lebens schon seit länger als einem Jahrtausend gründlicher und auch schöner in der alten Kirche still fortwirke, und daß die Romantik nur dann wahr sei und ihre Mission erfüllen könne, wenn sie von der Kirche ihre Weihe und Berechtigung empfangen. Durch Fr. Schlegel daher, dem eigentlichen Begründer der Romantik, ist diese in der Tat eine religiöse Macht geworden, gleichsam das Gefühl und poetische Gewissen des Katholizismus. Jene göttliche Gewalt der Kirche aber in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein zu bringen, wurde von jetzt ab die Aufgabe seines Lebens. Die Kirche ist allein das Gefäß jener Lehre, und diese Gemeinschaft zu zerreißen, ist die schlimmste aller Taten. – *Und jetzt* [Hervorhebung von mir, N. v. E.] ertönen jene glühenden Lieder zur Wiedererweckung deutschen Nationalgefühls durch innere Umkehr zu dem einzigen göttlichen Retter:

33 Alle Zitate KA VI, S. 192 (*Zur ethischen und religiösen Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*).

34 »Im militärischen Hauptquartier des Oberbefehlshabers redigierte [Schlegel] die »Österreichische Zeitung«, die in einer Felddruckerei hergestellt wurde und sich wegen ihres bedeutenden Niveaus bald einen in ganz Deutschland verbreiteten vorzüglichen Ruf erwarb«, vgl. Kraus 1999, Politische Romantik in Wien, S. 38f.

*Sohn der Liebe, wollst vereinen  
Doch die Deinen,  
Daß der Zwietracht dunkle Binde  
Vor dem Blick verschwinde.*

Vor dem äußeren Aufbruch der Nation musste ihre »innere Umkehr«, die geistige ›Vereinigung‹ durch Beilegung konfessioneller und politischer »Zwietracht«, wie sie im Rheinbund erschreckend Gestalt geworden war, erfolgen – vollgültig konnte diese »innere Umkehr zu dem einzigen göttlichen Retter« aber eben nur in »Gemeinschaft« mit der katholischen »Kirche« sein; anders als Uhland, der dem Irrtum verfallen war, »den Kampf mit der argen Welt bestehen« zu können, »nachdem er seine stärkste Waffe, die geistliche, vorweg von sich« warf, verstand Friedrich Schlegel, dass »all jene [nationalen] Tugenden« allein in dem nun entschieden katholisch definierten »religiösen Volksgefühl« »wurzeln«: »So hat es Friedrich Schlegel, im Jahre 1809 und früher, mit seinen *patriotischen* Liedern gehalten« (S. 214f.).

Joseph Görres erscheint als der positive Lessing, der ja nur in negativer Hinsicht als »Hochwächter seiner Zeit« (s.o.) firmierte – der ehemalige Herausgeber des »Rheinischen Merkurs«, der »vierten Großmacht gegen Napoleon«, tritt »überall da [auf], wo die *nationale* Entwicklung kulminiert, [...] auf den Zinnen der Zeit, weckend, warnend, mahnend, züchtigend und weissagend, und – weil das eben nicht erlernt oder gemacht werden kann, sondern erlebt sein muß – auch, wie Friedrich Schlegel, in rastlos wachsendem Fortschritt [in Richtung des Katholizismus, N. v. E.] begriffen«. <sup>35</sup>

Das panegyrische Lob des »Ringens einer hohen, allem Gemeinen durchaus unzugänglichen Natur nach Freiheit« (S. 123f.) ist nicht nur ein Zeugnis persönlicher Verbundenheit und Dankbarkeit gegenüber dem ehemaligen Lehrer; entscheidend ist vielmehr die von Eichendorff behauptete innere Konsequenz zwischen dem patriotischen Engagement vor und um 1813 und der Konversion sowie dem schließlichen Aufstieg zum Wortführer der Katholischen Bewegung; die Görressche Biographie erfüllt also eine exemplarische Funktion zur Illustrierung der »rechte[n], wahre[n] Romantik selbst, die hier, anstatt in bloßem Bild und Klang zu luxurieren, sich unmittelbar an den Tatsachen reflektiert« (S. 123). Görres begann zwar »mit allem Zornesmut eines zwanzigjährigen Jünglings« als heißblütiger Jakobiner.

Kaum aber hat er in Paris (wohin er gegangen, um sich über die Bedrückungen der französischen Beamten zu beschweren) hinter der Fahne der sogenannten neuen Freiheit den Verrat, die Habgier und den schamlosesten Egoismus lauern gesehen, als er mit derselben ethischen Entrüstung den trügerischen Nebel zerreißt und, der erste unter den Deutschen, in einer kleinen Schrift (»Resultate meiner Sendung nach Paris«) seine Landsleute aus ihren philanthropisch-kosmopolitischen Träumen aufrüttelt.

35 KA VI, S. 123.

Später, da Napoleon sein Schwert über Gutes und Schlechtes gelegt, strebt er, mit andern edlen Geistern, die Nation durch Mahnung an die große Vorzeit wach und kampfbereit zu erhalten, schreibt mit Arnim die »Einsiedlerzeitung«, und läßt in seinen »Volksbüchern« die alten frommen Sagen und nationalen Heldengestalten, wie in einem wunderbaren Zauberspiegel, an der trostlosen Gegenwart vorübergehen. In und unmittelbar nach dem Befreiungskriege dagegen sehen wir ihn endlich in seiner vollen, feurigen Rüstung sich plötzlich wieder emporrichten, mit seinem »Rheinischen Merkur« durch eine bisher noch nicht erhörte Gewalt der Gesinnung und Sprache ganz Deutschland erschütternd (KA VI, S. 123).

Das Ringen um die »politische Freiheit« der Nation verschmolz seit der Konversion mit dem Ringen um die (1837 verletzte) »Freiheit der Kirche«, bis Görres beides schließlich als »identisch« erkannte und die Vision des christlichen Nationalstaats am Horizont aufscheinen und politisch greifbar erscheinen ließ:

Schon hier aber, und fortan immer tiefer begründet sich in ihm die Überzeugung, daß die Freiheit nur bei der Wahrheit, die unerschütterliche, weil von Gott selbst beglaubigte, Wahrheit aber in der Kirche, und mithin geistige wie politische Freiheit mit der Freiheit der Kirche identisch sei. Am vollständigsten hat er diese Gedanken niedergelegt in »Europa und die Revolution«, wo die wesentlich kirchliche Bedeutung aller Geschichte, und der gesunde, volkstümliche Staat, in seiner Mission das Irdische und Göttliche zu vermitteln, als eine notwendig hierarchisch-monarchische Gliederung nachgewiesen wird. – Und von jetzt ab, nachdem er so Grund und Boden gesäubert und abgemarkt, stellt er zu Schutz und Trutz als geharnischter Hüter sich an die Grenzen [und] [...] verteidigt er [...] unmittelbar die Freiheit der Kirche – im »Athanasius« gegen die falschen Prätionen des Staats, der die primäre Kirche als ein, gleich ihm, aus den sozialen Verhältnissen Entstandenes betrachtet und folglich als ein Sekundäres sich unterordnen möchte – und in der »Wallfahrt nach Trier« gegen die Alles unterwaschenden Gewässer des altklugen Rationalismus (KA VI, S. 124).

Dass dem christlich-nationalen Achim von Arnim eine den Katholiken wie Friedrich Schlegel und Görres zwar untergeordnete, aber immer noch unzweifelhafte Schlüssel-funktion zugebilligt wird, illustriert weniger die historischen Grenzen, die Eichendorffs teils waghalsiger Darstellung dann doch gesetzt waren. Dass Eichendorff nämlich diesem protestantischen Dichter, dessen paradigmatische Rolle für den Nationalismus der Befreiungskriege auch aus heutiger Perspektive kaum geleugnet werden kann, »Unabhängigkeit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung«, also die ideale Verkörperung des nationalen Tugendkataloges (»von edlem, hohem Wuchse, freimütig, feurig und mild, wacker, zuverlässig und ehrenhaft in allem Wesen, treu zu den Freunden haltend [...], eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne«) und mit den Katholiken »auf demselben christlichen Boden« gestanden zu haben zuerkennt, evoziert zwar noch einmal den überkonfessionellen Geist der Befreiungskriege.<sup>36</sup> Wenn Arnim sogar in Fülle besaß,

was Kleist fehlte, nämlich die für die Befreiungskriege nötige Trinität der drei göttlichen *Tugenden*: »herzliche[] *Liebe* zum Vaterland«, einen »fröhliche[n] *Glaube*« an dessen Rettung und eine unverwüstliche *Hoffnung*« (KA VI, S. 128; Hervorhebungen N. v. E.), dann aber nicht wegen, sondern trotz seines Protestantismus, dessen positive Substanz vielmehr auf den »Boden« des Katholischen verwies:

Eben dieses Historische aber, diese großartige Gerechtigkeit seiner Poesie, verbunden mit der ihm angeborenen Milde, bedingt zugleich sein Verhältnis zur Kirche und erklärt die merkwürdige Erscheinung, daß seine Dichtungen, obgleich er Protestant war und blieb, dennoch wesentlich katholischer sind, als die der meisten seiner katholisierenden Zeit- und Kunstgenossen. Denn weil er so ohne Falsch, und alle Lüge ihm ein Greuel war, so hat auch das Leben und dessen religiöse Grundlage in der Kirche sich ihm vertraulich und ohne Falsch gezeigt in seiner ursprünglichen Schönheit und Wahrheit; und es ist im Grunde die Kirche selbst, wenn er von ihren Bauwerken sagt [...]. – Katholischer aber, als die Andern, nannten wir seine Poesie, weil sie mit der Kirche durchaus auf demselben christlichen Boden steht, weil sie von unedlem Leichtsinn, so wie von dem modern-philosophischen Vornehmtun gegen Gott nichts weiß, und daher den Katholizismus weder willkürlich umdeutet, noch phantastisch überschmückt (KA VI, S. 131f.).

Im Horizont der für das Spätwerk charakteristischen konfessionalistischen Grundkonzeption der nationalgeschichtlichen Darstellung belegt das Arnim-Porträt so das nur noch an wenigen Stellen und auch hier nurmehr untergründige Fortwirken der ursprünglichen Prägung durch die überkonfessionelle Signatur des »Geistes von 1813«.

2. Konstellationen und Rezeptionshorizonte – »Winter in Wien« (1846/47):  
die »treue Freundschaft Jarckes« und der öffentliche Ruhm des  
»deutschen Dichters« – erste Rezensionen des literarhistorischen Werks  
im Sog der Revolution

Wol mag das evangelische Bewußtsein sich gegen den  
Literarhistoriker Eichendorff auflehnen, wol mag der  
veränderte Zeitgeschmack sich von dem Erzähler Ei-  
chendorff abwenden, der Lyriker Eichendorff ist heute  
noch ein Liebling des Volkes; unter den besten wird  
sein Name genannt.

Georg Oertel, Zu Eichendorff's Gedächtniß, 1888<sup>37</sup>

Zusammen mit seiner Frau verbrachte Eichendorff acht Monate, Spätherbst, Winter und Frühling 1846/47 – nach einer Selbstausgabe »den Winter«<sup>38</sup> – in Wien. Der Aufenthalt, der primär zur Klärung von Erbschaftsfragen im Österreichischen angedacht war,<sup>39</sup> ist mit Recht zu den wohl »schönsten Tagen seiner letzten Lebensjahre« gezählt worden.<sup>40</sup> Eichendorff verkehrte jeden Sonntagabend im Hause Carl Ernst Jarcke mit dem »habsburgische[n] Hofhistoriographen« Friedrich Hurter, der 1844 konvertiert, vormals »Antistes« des reformierten Schweizer Kantons Schaffhausen war,<sup>41</sup> und dem Nazarener Joseph von Führich, einem Schüler Friedrich Overbecks.<sup>42</sup> Zugleich aber durfte er einen in diesem Ausmaß nie zuvor (und nie danach) erlebten öffentlichen Dichter-Ruhm genießen. Am Ort seiner Initiation, von wo aus er im Jahr 1813, in seinem katholischen Glauben durch Friedrich Schlegel und Clemens Maria Hofbauer gefestigt, zu den preußischen Fahnen geeilt war, wird Eichendorff nun in öffentlichen Fest-Banketten, Huldigungen und musikalisch-literarischen Ehren-Matinee als »deutscher Dichter« und »Freiheitssänger« gefeiert, den man Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt an die Seite stellt. Die Konstellationen, in denen Eichendorff sich am (frühen) Vorabend der Revolution bewegte, sind daher in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich sowohl für die Ausbildung und Konsolidierung des Spätwerkes, als auch für dessen komplexe, bis heute fortwirkende Rezeptionsproblematik. Die aus der ersten – anonymen – Artikelserie von 1846 herausgewachsene Monographie »Zur ethischen und religiösen Bedeutung der neueren romantischen Poesie« wurde im Winter in Wien ausgearbeitet und nach einem Briefzeugnis im Januar fertiggestellt,

37 Leipziger Zeitung. Wissenschaftliche Beilage Nr. 20 vom Sonnabend, 10.3.1888, S. 113; nach Hollender 1997, Rezeption, S. 31.

38 Vgl. den Brief an Schön vom 17.9.1846, HKA XII, S. 205f. (hier 205; Hervorhebung von mir, N. v. E.).

39 Vgl. die Begründung im Brief an Theodor von Schön vom 17.9.1846, HKA XII, S. 205f. (hier 205); Eichendorff beraumt das Datum seiner Abreise auf den 21. September, ebd., S. 20; Eichendorffs Ankunft ist spätestens für den 27. Oktober bezeugt, Frühwald 1976, Chronik, S. 199.

40 Schiwy 2007, Biographie, S. 594.

41 Zu Hurter vgl. Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 255f.

42 Zur konstellationsgeschichtlichen Bedeutung Führichs, einem Exponenten der nazarenischen Malerschule, vgl. Kapitel B. III. 3. 4.

das Vorwort ist unterzeichnet »Wien, im April 1847« (KA VI, S. 61).<sup>43</sup> Dass sich die ›katholische Verschärfung‹ des Spätwerks wesentlich als Umbesetzung eines aus der Erinnerung an 1813 geborenen nationalen Initiationskomplexes erweist (Kapitel B. I. 1), lässt sich damit auch konstellationsgeschichtlich bis ins Detail fundieren.<sup>44</sup> Bereits einzelne Einfügungen deuten auf den Wechsel des Schreibortes vom noch weitgehend isolierten und orientierungslosen Schwebезustand im westpreußischen Danzig zur triumphalen Re-Initiation in der österreichischen Hauptstadt. So spitzte Eichendorff etwa seinen bemüht siegesgewissen Ausblick auf die Rekatholisierung Deutschlands in der Monographie von 1847 nun im Sinne einer immanenten Konsequenz aus dem »unverwüstlichen Ernste der Nation« zu:

Welchem dieser Heereslager, wenn auch vielleicht nach heißen Kämpfen, zuletzt der Sieg bleiben wird, ist uns, mit Novalis, nicht zweifelhaft. |[1847:] Bei dem unverwüstlichen Ernste der Nation wird in Deutschland über kurz oder lang eine, der [katholischen, N. v. E.] Romantik in ihren ursprünglichen Hauptrichtungen mehr oder minder verwandte Reaktion sich geltend machen, nachdem jene Revolution, immer breiter die Massen durchdringend, einstweilen die Romantiker übergerannt, und uns zum Ersatz nichts anderes als die vorlängst abgespielte Aufklärerei, nur mit veränderten Redensarten, wiedergebracht hat.<sup>45</sup>

Erschienen ist das Werk erst im Herbst 1847, als Eichendorff bereits wieder zurück in Danzig war, um dann den unmittelbaren Vorabend der Revolution in Berlin zu verbringen, unter dem Eindruck der Barrikadenkämpfe aber nach Dresden zu fliehen. Die Rezeption des Werkes geriet dadurch zunehmend in den Sog der turbulenten Ereignisse des »merkwürdigen Jahres 1848«. In einer knappen, aber anspielungsreichen Rezension vom Anfang des Revolutionsjahres wurde der Zusammenhang des christlichen Nationsverständnisses, der sozialen Zugehörigkeit des Autors und der Subscriptio des Vorworts als programmatisch und bekennerschaftlich interpretiert:

Mit diesem romantischen Hepp! Hepp! [eine Anspielung auf die antijüdischen Ausschreitungen von deutschen Burschenschaftlern 1819?, N. v. E.] scheidet der christlich-romantische Freiherr von seinen Lesern, das Vorwort ist unterzeichnet: »Wien, im April 1847«<sup>46</sup>

43 Vgl. den vom 7. I. 1847, HKA XII, S. 207 f. (Zitat 207), datierenden Brief, in dem Eichendorff seinen bisherigen Verleger in Kenntnis setzt, »daß [er] soeben ein Werkchen wissenschaftlichen Inhalts vollendet habe«. Zu diesem Zeitpunkt ist er sich »[u]eber den eigentlichen Titel des Buches« »mit [sich] selbst noch nicht ganz einig«.

44 Indirekt wird dieser Zusammenhang bereits bei Frühwald 1976, Chronik, S. 206, benannt: »Im Jahr 1847 hat Eichendorff letztmals – nach den Studienjahren und dem Jahr der Übersiedelung nach Berlin (1831/32) – seinen Freundes- und Bekanntenkreis entscheidend erweitert.«

45 KA VI, S. 55 f. (»Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland«, 1846); S. 275 »Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland«, 1847). Die Einfügung von 1847 ist durch senkrechte Striche markiert.

46 (Anonyme) Rezension im »Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung. Bremen, 23. Januar 1848«, HKA XVIII/2, S. 762 f. (Zitat des Schlusses S. 763).

Und Friedrich Theodor Vischer verwies den »letzten Ritter der Romantik« ja, wie schon gezeigt wurde (Kapitel B.I.1), in seiner frühen Rezension von Januar 1848 »nach Gislikon«; den Ort der Niederlage des Schweizer katholischen Sonderbundes interpretierte der Tübinger Ästhetiker als Fanal dessen, was der katholischen Kirche in Deutschland blühe, wenn erst einmal die Revolution das Sagen habe.

Der Rezensent der Berliner »Literarischen Zeitung« blickt bereits genüsslich auf den Zusammenbruch der restaurativen Regierungen zurück und sieht im sang- und klanglosen Zerfallen zumal des bayerischen Restaurationsregiments das Scheitern der »politischen Romantik« bestätigt, die er (in bewusster Kontrafaktur des Eichendorffschen Ansatzes) in direkter Konsequenz aus dem zwiespältigen Wesen der Frühromantik hervorgehen lässt:

Positive Existenzen konnte die Romantik natürlich nicht schaffen, und wo sie das gleichwohl versuchte, kam sie nur zu einer fratzenhaften Restauration der Vergangenheit, ohne innere Wahrheit und Kraft. Wie wir es in unsern Tagen erlebt haben, dass solches Unwesen in Bayern durch eine Tänzerin [Lola Montez, N. v. E.] gestürzt werden konnte, welche als eine Art von neuer Lucinde, die politische Romantik [das Regiment Ludwigs I., der München seit 1825 als Hauptstadt der Katholischen Bewegung etabliert hatte, N. v. E.] zu Grabe getragen hat.<sup>47</sup>

Solche Auslassungen antworteten nicht einfach »polemisch auf die polemisch hervorgehobenen Stellen«,<sup>48</sup> wenn damit ein unpolemischer Grundzug des Werkes suggeriert werden soll. Wie bereits ausführlich gezeigt wurde (Kapitel B.I.1), war die erste literarhistorische Monographie vielmehr bereits nach ihrer inneren Anlage, Struktur und thematischen Gewichtung als unmittelbarer Beitrag zu einer aktuellen erinnerungspolitischen Debatte über Vorbedingungen, Signatur und Vermächtnis der Befreiungskriege konzipiert. Getragen oder zumindest gefestigt aber war Eichendorffs Selbstgefühl durch die beglückenden Erfahrungen, nach dem ruhmlosen Ausscheiden aus dem preußischen Regierungsdienst nun ohne Furcht vor beruflichen Konsequenzen mit den Wortführern der Katholischen Bewegung offen »konspirieren« zu können; ebenso bedeutsam war, dass Eichendorff an demjenigen Ort, von dem aus er sich in die Befreiungskriege gestürzt hatte, und zu dem er sich nach dem Krieg zunächst ja auch zurückgesehnt hatte (Kapitel A.I.1), nun den Ruhm des »deutschen Freiheitssängers« ernten durfte.

Während Letzteres, wie noch zu zeigen sein wird, Eichendorff durchaus überraschte, so war der Wien-Aufenthalt von Ende Oktober 1846 bis Juni 1847 wohl schon länger als willkommen Anlass geplant, die persönliche und ideelle Freundschaft mit Carl Ernst Jarcke, mit dem Eichendorff spätestens seit 1838 (Kapitel A.II.5) bekannt war, zu pflegen und zu vertiefen. Der erste überlieferte Brief Jarckes, in dem der Metternich-Berater den nach sinnstiftender Beschäftigung suchenden, eben pensionierten

47 Rezension vom 3. 8. 1848, HKA XVIII/2, S. 767-771 (Zitat 770f.).

48 So Frühwald 1987, Nachwort, S. II.

preußischen Regierungsrat zu seinem literarhistorischen Werk anregte, setzt eine recht lebendige und freundschaftlich-vertrauliche Korrespondenz voraus.<sup>49</sup> Jarcke berichtet nämlich von der erfolgreichen Gewinnung der »Cottaschen Buchhandlung in München« zur Verlegung der Eichendorffschen Calderón-Übersetzungen (zu diesen Kapitel B.III. 3. 3), die Markus Simion zuvor abgelehnt hatte.<sup>50</sup> Um seinen temporären Wohnort in Danzig, den er zur Ausarbeitung seiner »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« bezogen hatte, und den er in einem bekannten Gedicht als weltentrückten Ort von schaurig-stiller Schönheit beschrieb,<sup>51</sup> war Jarcke versucht Eichendorff zu »beneiden«.<sup>52</sup> Der nämlich selbst aus Danzig stammende Staatsrechtler hatte einen Eichendorff teilweise parallelen, teilweise aber auch geradezu entgegengesetzten Lebenslauf<sup>53</sup> hinter sich, sodass beide sich vermutlich in doppelter Hinsicht voneinander angezogen fühlten.

Nach dem Jurastudium an der Bonner Universität, die der preußische Staat in der neuerworbenen Rheinprovinz gegründet hatte, erfuhr Jarcke seine ursprüngliche Initiation im Preußen der Restaurationszeit. Promoviert und habilitiert in Göttingen, wurde er v. a. durch den reaktionären preußischen Justizminister Kamptz gefördert, um trotz seiner 1825 erfolgten Konversion zum außerordentlichen Professor an die Universität Berlin berufen zu werden.<sup>54</sup> Dort erwarb sich Jarcke ob seiner ultrakonservativen Katheder-Predigten aber nicht nur Freunde; selbst Savigny, der zwar konservativ, im Horizont seines historisch-genetischen Ansatzes aber für organische Weiterentwicklungen im Sinne des Kontinuitätsgedanken aufgeschlossen war, äußerte »sich dem jüngeren Kollegen gegenüber schroff ablehnend«.<sup>55</sup> Einen ordentlichen Lehrstuhl sollte Jarcke nie erhalten, dafür initiierte er nach der Julirevolution zusammen mit Joseph Maria Radowitz und den Gebrüdern Gerlach das »Berliner Politische Wochenblatt«; dieses einflussreiche und daher gefürchtete, dem Kronprinzen nahestehende publizistische Organ bildete gewissermaßen das altkonservativ-altständische Pendant zu der ebenfalls als Antwort auf die Julirevolution gegründeten reformkonservativen »Historisch-politischen Zeitschrift« – als deren zweiter Redakteur neben Leopold von Ranke

49 Vgl. den Brief vom 15. 12. 1844, HKA XIII, S. 163 f., zum Kontext s. o., Kapitel A. III. 4. 3.

50 Brief Jarckes HKA XIII, S. 163 f., Zitat aus dem ersten Absatz S. 163; der Brief des Berliner Verlegers Simion ebd., S. 162. Zu den Calderón-Übersetzungen s. u., Kapitel B. III. 3. 3.

51 KA I, S. 443 (»Nachts. Danzig 1843«): *Dunkle Giebel, hohe Fenster, / Türme tief aus Nebeln sehn, / Bleiche Statuen wie Gespenster / Lautlos an den Türen stehn. // Träumersch der Mond drauf scheint, / Dem die Stadt gar wohl gefällt, / Als läg' zauberhaft versteinet / Drunten eine Märchenwelt. // Ringsumher durch das tiefe Lauschen, / Über alle Häuser weit, / Nur des Meeres fernes Rauschen – / Wunderbare Einsamkeit! // Und der Türme wie vor Jahren / Singet ein uraltes Lied: / Wolle Gott den Schiffer wahren, / Der bei Nacht vorüberzieht!*

52 HKA XIII, S. 163: »Es wäre mir ein wahrer Seelengenuß Sie einmal von Angesicht zu Angesicht wieder zu begrüßen. – Um den Aufenthalt in meinem alten, lieben Danzig könnte ich Sie wahrhaftig beneiden, wenn nicht andere menschliche Beziehungen mich wieder darüber beruhigten, daß ich fern von meiner heimischen Erde bin. Aber die Natur ist an unserer blauen Ostsee über allen Ausdruck schön.«

53 Zum Folgenden vgl. den Abriss bei Kraus 1990, Jarcke, S. 409-414.

54 Kraus 1990, Jarcke, S. 410.

55 Kraus 1990, Jarcke, S. 410.

ursprünglich auch Eichendorff vorgesehen war und zu der wiederum Savigny Artikel beisteuerte (Kapitel A. II. 3. 2). Weniger brillant als vordem Adam Müller oder Friedrich Schlegel, hatte Jarcke doch »vor diesen wiederum ›die gründlichere Rechtskenntnis und die formale publicistische Bildung‹ vorausgehabt«, »durch seine unermüdete Tätigkeit in Zeitschriften unmittelbar auf das Leben gewirkt«, und war damit in Restaurationszeit und Vormärz zu einer zunehmend prominenten konservativen Stimme avanciert.<sup>56</sup> Metternich, der seinerseits als Antwort auf die Julirevolution die Milderung der bisherigen josephinischen Praxis vorsah, bot dem wegen seines publizistischen Eifers auch über Preußen hinaus bekannt gewordenen katholischen Konservativen eine offizielle Beraterstelle – als Nachfolger von Friedrich Gentz – an, und Jarcke folgte dem Ruf nach Wien ohne zu zögern. Zwar entwickelte sich das Verhältnis zwischen dem stets taktisch denkenden Staatskanzler und dem altkonservativen Prinzipienritter nicht besonders günstig. Auch wenn Metternich zunehmend auf Abstand zu den als »weltfremd« desavouierten Forderungen des »schwerfällig[en]« »Staats-Canzleirathes« ging,<sup>57</sup> der unermüdlich die endgültige und vollständige Beendigung des Staatskirchensystems anmahnte, so darf der Einfluss des politischen Beraters innerhalb und außerhalb Österreichs dennoch nicht unterschätzt werden. Noch die Abschließung des Österreichischen Konkordats von 1855 wird seiner Vorarbeit zugeschrieben,<sup>58</sup> und die hervorragende Vernetzung im kulturellen, auch im nichtkatholischen Bereich belegen seine erfolgreichen Versuche, renommierte Verleger wie Liebeskind und Cotta für Eichendorffs späte Werke zu finden.<sup>59</sup> Preußen aber hatte Jarcke nicht nur äußerlich den Rücken gekehrt: Auf dem Höhepunkt der Debatte über die Rechtmäßigkeit des ›Kölner Ereignisses‹ kündigte er die im »Berliner Politischen Wochenblatt« realisierte konservative ›Ökumene‹ mit den preußisch-protestantischen Hochkonservativen auf, um nun mit dem Münchner Juristen George Phillips und Guido Görres die HPBL zu gründen. Jarcke war in den ersten Jahren zusammen mit Phillips Chefredakteur<sup>60</sup> und bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1852 einer der Hauptbeiträge, der durch seine chronikalen »Zeitläufte« das (tages-)politische Profil der Zeitschrift entscheidend prägte. Die Entwicklung vom überzeugten Verfechter einer überkonfessionell-konservativen Allianz, wie sie auch Friedrich Wilhelm IV. vertrat, hin zu einem immer streitbareren

56 Das Urteil Robert von Mohls (Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, Bd. II. Erlangen 1856, S. 578 ff.) zitiert nach Kraus 1990, Jarcke, S. 409.

57 Metternichs Urteile zitiert nach Kraus 1990, Jarcke, S. 413.

58 Vgl. Kraus 1990, Jarcke, S. 413: »Erst nach Metternichs Sturz trugen die vielfältigen Aktivitäten Jarckes manche Früchte: Die große Unterrichts- und Bildungsreform des Kultusministers Leo Graf v. Thun-Hohenstein und vor allem der Abschluß des Konkordats mit dem Heiligen Stuhl im Jahre 1855 sind von Jarcke mit vorbereitet und ohne Zweifel beeinflusst worden.«

59 Die ersten Calderón-Übersetzungen vermittelte Jarcke an Cotta (s. o., HKA XIII, S. 164), die erste literarhistorische Monographie von 1847 an Liebeskind (Leipzig), vgl. HKA XIII, S. 167 (»Triumphgeschrei aus Leipzig! Herr Liebeskind dortiger Buchhändler hat auf den Angel Ihres romantischen Manuskripts gebissen [...]«), die »Geschichte des Romans« erscheint dann durch Eichendorffs eigene Verhandlungen bei Brockhaus, Frühwald 1976, Chronik, S. 219 f.; die spätere Übernahme durch Schöningh wurde schließlich durch August Reichensperger erwirkt, vgl. Frühwald 1976, Chronik, S. 236 f.

60 Kraus 1990, Jarcke, S. 414.

Konfessionspolemiker demonstriert in geradezu paradigmatischer Weise das Diffundieren sämtlicher Fronten und die folgenreichen politischen Verschiebungen unter dem Druck des 1837 ausgebrochenen konfessionellen Bürgerkrieges. Den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. begrüßte Jarcke zunächst überschwänglich, und wähnte, dass »seit dem letzten Atemzug des verstorbenen Königs ein *anderes Preußen* bestehe«. <sup>61</sup> Doch auch hier war die Auftriebsstimmung nur vorübergehend und konnte nichts mehr daran ändern, dass Jarcke nun selbst im orthodox-konservativen Protestantismus ein Gewächs ›der‹ Revolution erblickte; im Gefolge des ›Kölner Ereignisses‹ hatte er sich zu der Aussage hinreißen lassen, ein »wahrer Konservatismus‹ sei jetzt ›nur noch auf der Basis der katholischen Dogmatik zu machen«. <sup>62</sup>

Zwischen dem reformkonservativen Eichendorff, der von Wien aus einst zu den preußischen Fahnen geeilt war, dann über knapp drei Jahrzehnte hinweg nach bestem Wissen und Gewissen sein Glück in der preußischen Verwaltung in Breslau, Danzig, Königsberg und Berlin versucht hatte, und dem selbst aus Westpreußen stammenden, altständischen Wahlösterreicher Jarcke bestand zwar eine im Briefwechsel auch offen benannte »Kluft«, über die Letzterer sich allerdings nur »im engsten Vertrauen« aussprechen wollte. <sup>63</sup> Die bei Eichendorff aus reformkonservativer, bei Jarcke aus altständischer Perspektive bestimmte, gemeinsame Oppositionshaltung gegen die absolutistische Bürokratie des omnipotenten Staates konnte beide jedoch auf einer höheren Ebene vereinen. Jarckes spitze Pfeile gegen den »bis in die Suppenschüssel hinein regier[enden]« »bureaukratischen Polizeistaat[]«, gegen das absolutistische »Beamtenheer«, gegen die »Beamtenhierarchie«, an deren Spitze der »Zeus Polygraphos, der schreibende Jupiter, von seinen Sekretären umgeben, auf dem hohen Actenberge« thronte, und als »das in seinen Beamten allgegenwärtige Staatsoberhaupt« »Alles commandirte, organisirte, reformirte, administrirte oder cassirte«, waren in der Diagnose ohne Weiteres an Eichendorffs antizentralistisches und antimechanistisches, reformkonservatives Verwaltungsideal (Kapitel A. I.-III.) anschlussfähig. <sup>64</sup> Trennten sich ihre Wege zwar hinsichtlich der konkreten Schlussfolgerungen, so konvergierten beide doch in der grundlegenden Diagnose von der Überlebtheit des vormärzlichen Polizeistaates. Die Zentralforderung nach Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, also nach Beendigung der bisherigen staatskirchlich-bürokratischen Bevormundung hatte sich seit dem Vormärz zunehmend als allgemeiner Konsens des deutschen Katholizismus herauskristallisiert; über dem seit 1837 verstärkten Zusammengehörigkeitsgefühl deutscher Katholiken gegenüber dem in allen Einzelstaaten unterschiedlich stark verankerten polizeistaatlichen Kirchenregiment traten ›rein‹ politische Differenzen vielfach zurück. Der noch ausführlich zu schildernde (Kapitel B. II. 2. 1) Erfolg der katholischen Kirche in der 1848er Revolution war ein wesentliches Ergebnis dieses v. a. durch die Sammlungspolitik des Kölner

61 Zitiert nach Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 435; zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. I. 3.

62 Das Zitat Jarckes nach Klug 1995, Geschichtsbilder, S. 277; vgl. auch allgemein zum Zusammenhang das Kapitel »K. E. Jarcke und der konfessionelle Bruch 1837«, S. 274-277.

63 Vgl. den Brief Jarckes vom 3. 8. 1847, HKA XIII, S. 165 f. (Zitat 166).

64 Zitate in den HPBl 22 (1848), S. 278 f.; 28 (1851), S. 76.

Erzbischofs Geissel gefestigten Konsenses aller katholischen Abgeordneten, die sich in Betreff der Zentralforderung nach Freiheit der Kirche eng absprachen, ansonsten aber von der linken Mitte bis zur äußersten Rechten des Paulskirchen-Parlamentes recht bunt über die Ränge verteilten. So gelang es, in der Frankfurter Reichsverfassung die institutionelle Selbstverwaltung, d. h. die Unabhängigkeit der Kirche grundrechtlich sicherzustellen; diese Errungenschaft wurde aber auch nach dem ›Scheitern‹ der Revolution in die meisten Verfassungen der Einzelstaaten übernommen. Die 1848 unter Beweis gestellte ›realpolitische‹ Flexibilität, die sich von der Situation des französischen Katholizismus, der in die beiden unversöhnlichen Blöcke eines royalistischen Traditionalismus und des »Catholicisme libéral[]« gespalten war, charakteristisch unterschied, war damit zwar durchaus Ergebnis einer klugen Strategie, konnte aber auf eine länger schon angelegte Tendenz zur defensiven Konsensbildung zurückgreifen.

Diese Entwicklung lässt sich vielfach auch netzwerkpolitisch belegen; die wahrscheinlich 1838 (unmittelbar nach dem Kölner Ereignis; vgl. Kapitel A. II. 5) begründete, seit Mitte der 1840er Jahre zunehmend vertiefte Freundschaft Eichendorffs mit Jarcke, der sich wiederholt als Förderer und Unterstützer der literarischen und publizistischen Produktion des »letzten Ritters der Romantik« betätigte, demonstriert diesen Sachverhalt geradezu exemplarisch. Für die Ausbildung des Eichendorffschen Spätwerks kam Jarcke, der Eichendorff die erste Anregung zu dessen literarhistorischem Werk gab, und ihn auch nach Erscheinen der ersten Monographie zur Fortsetzung ermunterte,<sup>65</sup> jedenfalls eine Schlüsselstellung zu.

Auch wenn es aufgrund des nur spärlich überlieferten Briefwechsels aus der Mitte des Jahrzehnts nicht letztgültig nachweisbar ist, so ist doch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass auch die verschiedenen publizistischen, für die »Historisch-Politischen Blätter« konzipierten Anläufe aus den Jahren 1844/45 in enger Absprache mit Jarcke entstanden sind. Vermutlich hat Jarcke, mehrere Jahre Chefredakteur der Münchner Zeitschrift, von Anfang an auf eine Veröffentlichung der von ihm angeregten Literaturgeschichte in den HPBl gerechnet. Dass schließlich keine der kleineren Streitschriften, dafür aber die »Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland« im Organ des Görres-Kreises erschienen ist, kann nicht nur als Konsequenz aus Eichendorffs Einsicht in die prismatische Funktion der Gattung gewertet werden (Kapitel A. III. 4; B. I. 1; B. III.). Durchaus möglich ist auch, dass Jarcke seine ursprüngliche Anregung wiederholt bekräftigte und damit Eichendorffs bereits eigenständig heranreifende Überzeugung festigte, oder aber sogar ein unmittelbares Votum über die geeignetste Beitragsform gab, mit der Eichendorff dann schließlich sein Debüt als »korrespondierendes Mitglied der katholischen Propaganda« feiern durfte. Noch in der Mitte des Jahres 1845 nämlich weilte Eichendorff zur »Nachlaßregulierung« seines kürzlich verstorbenen Onkels Rudolf Joseph für einige Tage in

65 Briefe vom 15. 12. 1844, HKA XIII, S. 163 f. (erste Anregung), 3. 8. 1847 (»dringendste Bitte um Fortsetzung der literarhistorischen kritischen Arbeiten«), HKA XIII, S. 165 f. (Zitat 166), 10. 12. 1847 (mit Anlage von Joseph Ficks Brief an Jarcke; Jarcke übermittelt zustimmend Ficks Erwartung eines »ausgiebige[ren] Antidot[s]« »gegen den verhaßten Gervinus«), HKA XIII, S. 169-173, Zitate 170.

Wien.<sup>66</sup> Ein Besuch im Hause Jarcke geht aus einem Stammbucheintrag vom 11. Juni hervor.<sup>67</sup> Bei dem Zusammentreffen wird man sich über die bisherigen Versuche und Konzepte, über Publikationsmöglichkeiten, Rezeptionserwartungen und sonstige hiermit zusammenhängende Fragen natürlicherweise ausgetauscht haben; wenn, wie es oben als wahrscheinlich bewertet wurde (Kapitel A. III. 4), die »Abhandlung über die kirchlichen Wirren« und die »Streitschrift« tatsächlich noch in der ersten Hälfte des Jahres entstanden sind, dann dürfte die Besprechung mit Jarcke am 11. Juni in Wien den entscheidenden Ausschlag gegeben haben, sich auf eine literarhistorische Schrift zu konzentrieren, wie sie im Jahrgang von 1846 schließlich auch erschienen ist.

Ein Jahr später, während des »Winter[s] in Wien«<sup>68</sup> 1846/47 wird Eichendorff dann jeden Sonntagabend im Hause Jarcke verkehren; in dessen katholischem Freundeskreis hatte seine kurz zuvor publizierte Artikelserie »wahrhaft furore« gemacht; Eichendorff wurde »gegen sehr brillantes Honorar« »zum beständigen Mitarbeiter an den gedachten Blättern aufgenommen.«<sup>69</sup> Größtenteils noch während des Wien-Aufenthaltes entsteht eine wahrhafte Salve an kleineren zeitkritischen Literatur-Artikeln, die nicht zuletzt von einem erneuerten Selbstbewusstsein zeugen.<sup>70</sup> Die Beiträge erscheinen allesamt im Jahrgang 1847 sowie noch im ersten Halbband von 1848, aber, dem Stil der Zeitschrift entsprechend, nach wie vor anonym. Dass nur die regelmäßig bei Jarcke geladenen Gäste, wie der Reichshistoriograph Friedrich Hurter und der nazarenische Maler, der Overbeck-Schüler Joseph von Führich, in die anonyme Autorschaft auch schon der ersten Artikelserie von 1846 eingeweiht werden,<sup>71</sup> ist in mehr als einer Hinsicht für die konstellationsgeschichtliche Beurteilung aufschlussreich. Zunächst kann diesen sonntäglichen Treffen ein gewisser konspirativer Charakter nicht abgesprochen werden; die konfessionelle Sammlungs-Funktion gegenseitiger Bestärkung und Selbst-Vergewisserung am Vorabend der Revolution mit all seinen dunklen Ahnungen und Befürchtungen geht insbesondere aus dem Stammbucheintrag Eichendorffs vom 8. April 1847, also gegen Ende seines Wien-Aufenthaltes, hervor:

66 Nach Frühwald 1976, Chronik, S. 198, kam Eichendorff am 6. Juni in Wien an und reiste am 13. weiter nach Sedlnitz, wo Eichendorff ein letztes Mal mit seinem Bruder Wilhelm zusammentraf.

67 Frühwald 1976, Chronik, S. 198.

68 HKA XII, S. 205.

69 Vgl. den Brief Eichendorffs an seinen Sohn Hermann, HKA XII, S. 209-211, hier 210.

70 »Brentano und seine Märchen (KA VI, S. 281-290), »Die deutsche Salon-Poesie der Frauen« (S. 291-308), »Novellen von Ernst Ritter« (309-318), »Lanzknecht und Schreiber« (319-330), »Die neue Poesie Österreichs« (S. 331-348), »Die geistliche Poesie in Deutschland (S. 349-368), »Die deutschen Volksschriftsteller« (S. 369-388); weil Eichendorff hier jeweils nur die Grundthesen des literarhistorischen Werks am Material variiert, und die Beiträge auch nahezu unverändert in die Monographien der 1850er Jahre übernimmt, werden diese kleineren Artikel nicht einzeln besprochen; zum einheitlichen Charakter und zur systematischen Besprechung des literarhistorischen Werks in seiner Gesamtheit s. u., Kapitel B. III.

71 Über Hurter und Führich bestehen gesicherte Zeugnisse (Brief an den Sohn Hermann, HKA XII, S. 209-211, hier 210); von einem Zusammentreffen mit Fürst zu Schwarzenberg und Joseph Fick, die zum Kreis um Jarcke gehörten, ist ebenfalls auszugehen.

Selig, wo sich zwei gesellt  
 In den schlimmen Tagen  
 Und ihr häuslich frommes Zelt  
 Schirmend aufgeschlagen!

Vor dem Zelt da halten Wacht  
 Engel Stund' um Stunde,  
 Drüben machen bei der Nacht  
 Sterne ihre Runde.

Und wenn's draußen wirbelnd schwirrt,  
 Flüchten hin viel' Gäste,  
 Und ein jeder *Sonntag* wird  
 So zum heitern Feste.

Einer scheidet, zögernd noch,  
 Denn er blieb so gerne!  
 Mit dem Herzen bleibt er, *doch* –  
 Denk't sein in der Ferne!<sup>72</sup>

Besonders bezeichnend ist die nur wenigen bekannte Autorschaft aber durch die Tatsache, dass die Ankunft des »edle[n]«, des »gefeierte[n] greise[n] Dichters« in Wien von der gesamten Presse jedweder politischer Couleur, darunter der in Augsburg erscheinenden, doktrinär-liberalen »Allgemeinen Zeitung«, begeistert gemeldet wurde – wenn auch mit zweimonatiger Verspätung (zwischen dem 3. und 14. Januar 1847).<sup>73</sup> War Eichendorff anscheinend selbst zunächst nicht um seine öffentliche Inszenierung bekümmert, so konnte er sich seit Jahresbeginn vor Einladungen, Huldigungen und für ihn persönlich organisierten Ehrenveranstaltungen gleichsam kaum mehr retten. Die erste Pressemeldung vom 3. Januar – die dann von allen anderen Zeitungen innerhalb der nächsten zwei Wochen übernommen wurde – dürfte dabei auf einen Hinweis Robert Schumanns zurückgehen, dessen Besuch bei Eichendorff am Vortag bezeugt ist.<sup>74</sup>

Robert und Clara Schumann waren während ihrer mehrmonatigen Tournee durch das deutsche Bundesgebiet mit weiteren Stationen in Prag, Brünn und Berlin selbst nur temporär in Wien zu Gast;<sup>75</sup> für beide aber war Eichendorff eine mythische Per-

72 »Zum 8. April 1847«, KA I, S. 448 f.

73 Vgl. die Zeitungsmeldungen der Wiener Sonntagsblätter vom 3. I. 1847 (»Der greise Dichter Eichendorff befindet sich seit einigen Tagen unter uns«), der Wiener »Gegenwart« vom 5. I. 1847 (»Der gefeierte greise Dichter Eichendorff befindet sich seit einigen Tagen in unsern Mauern«), der Wiener »Allgemeinen Theaterzeitung« vom 7. I. 1847, der in Stuttgart und Augsburg erscheinenden »Allgemeinen Zeitung« (das Zentralorgan des deutschen Liberalismus) vom 14. I. 1847 (»Oesterreich, Wien, 10. Jan. [...] Seit einer Woche befindet sich der edle Dichter Eichendorff in unserer Mitte«), HKA XVIII/2, S. 689 f.

74 Frühwald 1976, Chronik, S. 200, verzeichnet Schumanns Besuch am 2. Januar.

75 Vgl. Knechtges-Obrecht 2019, Clara Schumann, S. 91 f.

son. Robert Schumann war ja – zusammen u. a. mit Felix Mendelssohn Bartholdy und Franz Liszt – nicht unwesentlich daran beteiligt, dass der »letzte Ritter der Romantik« zum bis heute meistvertonten deutschen Dichter avancierte.<sup>76</sup> In seinem »Liederkreis« op. 39 von 1840 hatte Schumann »Zwölf Gedichte« vertont, und in dieser produktiven Rezeption der von »Rückert und Eichendorff« repräsentierten »neue[n] deutsche[n] Dichterschule« seinem Selbstverständnis nach die auch über Schubert hinausgehende »kunstvollere und tiefsinnigere Art des [deutschen Kunst-]Liedes« begründet.<sup>77</sup> Im gemeinsam geführten Ehe-Tagebuch offenbarte Robert Schumann am 22. Mai 1846: »Der Eichendorff-Zyklus ist wohl mein Romantischstes und es steht viel von Dir darin. [...] Geschwärmt hab ich in diesen Gedichten – und nun auch Deine Schrift machts.«<sup>78</sup> Und so ist es sicher nicht zu hoch gegriffen, wenn – wie Günther Schiwy schrieb – die Schumanns ein halbes Jahr später in der überraschenden Begegnung mit dem verehrten Dichter »die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches« erblickten.<sup>79</sup> Am 15. Januar gaben beide ihre Wiener Abschiedsmatinee, das Haushaltsbuch verzeichnet Eichendorff als ersten unter den vielen prominenten Gästen, zu denen Franz Grillparzer, Adalbert Stifter, Eduard von Bauernfeld u. v. m. gehörten.<sup>80</sup> Eichendorff zu Ehren wurde dabei der Zyklus der »Zwölf Lieder« in Auswahl vorgetragen. Clara Schumann berichtet in ihrer Tagebuchnotiz von der liebevoll-innigen Atmosphäre, von der die Gespräche mit Eichendorff getragen waren:

Er [Eichendorff] sagte mir, Robert habe seinen Liedern erst Leben gegeben, [ich erwiderte aber], daß seine Gedichte erst der Komposition das Leben gegeben. ... Die Matinee gehörte zu den interessantesten, die wir gegeben, und es war uns lieb, noch so hübsch von Wien Abschied genommen zu haben.<sup>81</sup>

Die dem Dichter von den Schumanns verliehene Star-Aura wird spätestens an Claras salbungsvoll-demütiger Bitte um ein Autogramm sichtbar:

Hochgeehrter Herr,

beifolgendes Blatt wird Ihnen schon im voraus unser Anliegen verraten – werden Sie es uns nicht als Unbescheidenheit auslegen, wenn wir Sie um Ihre Handschrift bitten? Sie würde zu unseren, liebsten Schätzen gehören, und uns eine teuere Erinnerung an den Tag sein, wo Sie uns das Glück unserer persönlichen Bekanntschaft vergönnten.

76 Vgl. zum Komplex die Monographie von Busse 1975, Eichendorff-Rezeption im Kunstlied; Scheitler 1984, Eichendorff gesungen.

77 Schumanns Äußerung zitiert nach der kenntnisreich-prägnanten Darstellung bei Schiwy 2007, Biographie, S. 584-586, hier 585.

78 Zitiert nach Schiwy 2007, Biographie, S. 586.

79 So die Einschätzung von Schiwy 2007, Biographie, S. 585.

80 Vgl. den Auszug aus dem Haushaltsbuch in HKA XVIII/2, S. 690; zu den von Schumann selbst nicht namentlich genannten anderen Gästen vgl. den Bericht in den Wiener Sonntagsblättern vom 17.1.1847, ebd., S. 691, sowie Frühwald 1976, Chronik, S. 201.

81 HKA XVIII/2, S. 690.

Mein Mann empfiehlt sich Ihnen verehrungsvoll, und ich bitte – freundlichst  
 verzeihen zu wollen, hochgeehrter Herr,  
 Ihrer ganz ergebenen  
 Klara Schumann.<sup>82</sup>

Der solchermaßen Umschmeichelte antwortete »zur gütigen Erinnerung an Ihren ganz ergebenen Joseph Freiherrn von Eichendorff« mit einem Sechseiler, der in den letzten beiden Versen an die oft gerühmte zauberhafte Erscheinung Clara Schumanns (hier als »Fey« [Fee]) anspielt:<sup>83</sup>

*Es träumt ein jedes Hertz  
 Vom fernen Land des Schönen.  
 Dorthin durch Lust und Schmerz  
 Schwingt wunderbar aus Tönen  
 Manch' Brücke eine Fey –  
 O! holde Zauberei!*

Die sich zum Starkult steigenden Ehrenbezeugungen werden hier deshalb so ausführlich zitiert, weil sie einen Hauptstrom der Eichendorff-Rezeption sichtbar machen, der von der Verwicklung des Eichendorffschen Werkes in die politische Romantik-Kontroverse am Anfang des Jahrzehnts (Kapitel A. III. 2) völlig ungetrübt bleibt und auch von den literarhistorischen Verdikten, wie sie anlässlich der erst nach dem Wien-Aufenthalt erscheinenden Monographie von 1847 erfolgen, nicht mehr aufgehalten wird. Seit ca. 1840 hatte sich, nicht zuletzt durch die ästhetisch-musikalische Rezeption, die als Unterstrom alle problematischen Verwicklungen der Eichendorff-Rezeption bis heute überlebt, entschieden, dass Eichendorff zu den populärsten Autoren deutscher Sprache avancieren sollte. Zwar ging es dabei freilich nicht ohne Simplifizierungen zu. Schon Mendelssohn hat im vertonten Text des bis heute in Chören vielgesungenen »Der Jäger Abschied« bzw. »Wer hat dich, du schöner Wald« die patriotischen Anspielungen auf die Befreiungskriege rückstandslos purgiert.<sup>84</sup> Durch seine eher süßlich-emotionalen Lieder hat er auch allgemein die mannigfachen Abgründe und Ambivalenzen Eichendorffscher Dichtung geglättet und somit zur Simplifizierung des Eichendorff-Bildes beigetragen.<sup>85</sup> Und Schumann hatte, wie an der oben zitierten Eintragung im Ehe-Tagebuch deutlich wird, einen sehr persönlich-subjektiven Zugang zu Eichendorffs Lyrik (die er allerdings gerade in ihren so oft übersehenen Ambivalenzen, Abgründen und Untiefen meisterhaft in Töne zu verwandeln wusste). Indem Eichendorffs Gedichte dann durch die Vertonungen der Mendelssohn, Schumann, Liszt etc. in das Standardrepertoire der deutschen Chormusik (meist ohne Autornennung) auf-

82 HKA XVIII/2, S. 692.

83 Text nach KA I, S. 447, vgl. den Kommentar S. 1108f. und Frühwald 1976, Chronik, S. 201, zum Hintergrund.

84 Der Text in KA I, S. 121f.; zu den Streichungen vgl. den Kommentar zur Stelle.

85 Scheitler 1984, Eichendorff gesungen, v. a. S. 108-110.

genommen wurden,<sup>86</sup> trat der Autor als historische »Person« auch zunehmend »hinter seinem Werk« »zurück[.]«.<sup>87</sup> Dennoch ist es ein historisches Missverständnis, in dieser bis heute lebendigen musikalischen Rezeptionstradition ausschließlich den Anfang einer biedermeierlichen Verharmlosung des »letzten Romantikers« zu sehen, an die dann erst später nationalistische »Instrumentalisierungen« hätten anknüpfen können.<sup>88</sup>

Wie schon an den Zeitungsmeldungen deutlich wird, galt der »greise Dichter« als geradezu mythische Erscheinung, die Hyazinth Holland ein Jahrzehnt später in der Rezension des letzten veröffentlichten Werkes (des Versepos *Lucius*, 1857, dazu Kapitel B. IV. 3) als einen »Stern erster Größe, der liebevoll aus den großen Tagen der Romantik und ihrer Blütezeit herüberfunkelt«, bezeichnen sollte:

Jos. v. Eichendorff ist einer der edelsten Dichter unserer Nation, und ein Stern erster Größe, der liebevoll aus den großen Tagen der Romantik und ihrer Blütezeit herüberfunkelt. Man hat ihn den »letzten Ritter« der Romantik genannt, und seine Persönlichkeit ist selbst zur Mythe geworden, denn die einen der Litterarhistoriker wußten nicht einmal daß der Sänger jener wunderbaren waldduftigen Weisen, die Mendelssohn-Bartholdy mit so zauberischen Klängen überkleidete, noch am Leben, da sein Aufenthalt kaum zu erfragen [...].<sup>89</sup>

Was vor allem in der musealisierenden Rezeption *nach* dem Erscheinen der literarhistorischen Publikationen als Weltfremde und ideologische Überlebtheit mal direkt, mal indirekt desavouiert wurde, galt im Wiener Kulturleben am Vorabend der Revolution noch als mythisches *Vermächtnis* des für die Gegenwart wieder als sehr nötig erachteten »Geistes von 1813«.

Die erste öffentliche Einladung nach der Schumannschen Matinee erging von dem Wiener Literaten- und Künstlerverein »Concordia«, der erst »1846 von der Metternichschen Administration zugelassen« worden war.<sup>90</sup> Am 23. Januar veranstaltete die Gesellschaft eine eigene Willkommensfeier für den Dichter, der nach einem Selbstzeugnis bei »[s]einem Eintritt mit einem Sturm von Händeklatschen empfangen« wurde, »daß die Fenster zitterten«:

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter vollauf. Dieser alte Spruch trifft hier in Wien bei mir ein, die Leute wollen mich hier durchaus zum berühmten Manne machen. In der literarischen Concordia /: einer Art Mittwochsgesellschaft [Eichendorff bezieht sich auf die Berliner Gesellschaft, deren Mitglied er seit 1824 war, N. v. E.] in grandiosem Maaßstabe: / wurde ich bei meinem Eintritt mit einem Sturm von Händeklatschen empfangen, daß die Fenster zitterten, zwei Literaten

86 Scheitler 1984, Eichendorff gesungen, S. 108–110.

87 Frühwald 1976, Chronik, S. 210.

88 Vgl. zu dieser m. E. sehr irrümlichen Deutung u. a. Lämmert 1967, Eichendorffs Wandel unter den Deutschen, zur ausführlichen Kritik s. unten sowie die Ausführungen im Folgenden.

89 HKA XVIII / 2, S. 1145–147, Zitat 1145.

90 Frühwald 1976, Chronik, S. 201.

sprachen Gedichte an mich, den gantzen Abend wurden von einem Opersänger Lieder von mir gesungen, von Dessauer ungläublich schön komponirt. Dort lernte ich auch Anastasius Grün /: Graf Auersperg: /, Bauernfeld, Castelli p. kennen<sup>91</sup>

Überliefert ist das Begrüßungsgedicht von Ludwig August Frankl, der Eichendorff als »Befreier« apostrophierte, den »das Vaterland« – 1813 – »[t]yrtäisch kühn mit Schwert und Klang« »schreiten« »sah«. Als Dichter mit »Leier« und »Schwert« – es handelt sich um die mehr oder minder stehenden Epitheta Theodor Körners – wurde Eichendorff so den prominentesten Befreiungskriegsdichtern unmittelbar an die Seite, wenn nicht sogar vorangestellt:

*Wir grüßen dich im Eintrachtsbunde  
Mit Jubel und zugleich gerührt.  
Und nennen's eine schöne Stunde,  
Die dich in unsern Kreis geführt.  
Du weckst das Bild vergangner Tage  
In unserer Seele tief,  
Da er das Schwert warf in die Wage  
Und »Wehe den Besiegten« rief.  
Herb waren, doch auch schön die Zeiten,  
Es galt der Mann noch, galt Gesang.  
Stolz sah das Vaterland dich schreiten  
Tyrtäisch kühn mit Schwert und Klang.  
Und Funken sprühte deine Leier  
Und Lieder klirrte scharf dein Schwert,  
Du wurdest freudig ein Befreier,  
Zwiefachen edlen Lorbeers werth.  
Wir rängen gerne auch, doch wen befehlen?  
Der Feind ist da – doch unsichtbar!  
Wir sängen auch, ach, dürften wir nur reden,  
Die Lust zum Singen stirbt fürwahr! –  
Vergib, wenn unserm Gruß die Spuren  
Sich eines Schmerzes angeschmiegt,  
Es ist als ob durch sonnenhelle Fluren  
Ein Wolkenschatten eilig fliegt;  
Und sonnig ist es uns entglommen,  
Da du dem Kreise dich genaht, –  
So sei uns freudig denn willkommen,  
Du Mann des Liedes, Mann der That!<sup>92</sup>*

91 Brief an den Sohn Hermann vom 9. 2. 1847, HKA XII, S. 210.

92 HKA XVIII / 2, S. 693.

Dass der Romantiker an dem Ort, von dem aus er ja tatsächlich einst im Jahr 1813 zu den preußischen Fahnen geeilt war, dass also der ehemalige Jäger des Lützower Korps nun den »zweifachen Lorbeer«, den des Dichters und des Soldaten, erntete, ja als »Mann des Liedes« und »Mann der That« gefeiert wurde, muss subjektiv als späte Genugtuung für Eichendorff gewirkt haben, der ja am Anfang des Jahrzehnts schon zum Vertreter einer »verblichenen Geistesbildung« erklärt und einem »naiven« und »bornirten«, »politisch harmlosen«, wenn nicht sogar verdächtigen Zweig der Romantik zugerechnet worden war (Kapitel A. III. 2). Das Begrüßungsgedicht belegt aber damit in exemplarischer Weise die früh einsetzende *nationale* Rezeption, die nicht, wie in der bisherigen Forschung behauptet, auf einer Verzerrung des »eigentlich Literarischen« beruhte, das etwa durch seinen formelhaften Stil nur besonders leicht verfügbar für Instrumentalisierungen jeder Art gewesen wäre,<sup>93</sup> sondern ja auf ein Zentralelement des Werkes zugriff. Frankl sprach mit seiner poetischen Überblendung Eichendorffs und Theodor Körners nur, und hierin liegt die Signifikanz des Ereignisses, einen Grundzug

93 In diesem Sinne Lämmert 1967, Eichendorffs Wandel unter den Deutschen, der hiermit zwar einen der wohl bedeutendsten, brilliantesten und kenntnisreichsten Aufsätze der älteren Eichendorff-Forschung vorgelegt und auch auf ein wichtiges Problem gewiesen hat; allerdings war Lämmert einerseits einem nachkriegstypisch diffusen Blick auf das Phänomen des deutschen Nationalismus (vgl. u. a. S. 244 über die psychopathologische Abgründigkeit der »Geschichte des deutschen Bürgertums«), andererseits den damals gängigen Kategorien der werkimmanenten Methodenpraxis so sehr verhaftet, dass er überall nur »Mißverständnis« (S. 225 u. ö.) und »Verkehrung« (S. 238 u. ö.) des »eigentlich Literarischen«, »Reduktion« (S. 240) der poetischen Offenheit und Ambiguität etc. konstatieren konnte. Zwar trifft er dann oft Richtiges, wenn er konkrete Instrumentalisierungen referiert, aber dass Instrumentalisierungen nun einmal Instrumentalisierungen sind, ist ja ein selbsterklärender Befund, der durch Variation am Material keine tiefere Erkenntnis fördert. Die eigentlich entscheidende, neuralgische Frage nach immanenten Strukturen zwischen Werk und Rezeption wird dann jedenfalls allein vom Formprinzip der Eichendorffschen Lyrik her gestellt, die durch ihren archetypischen Formelstil besonders leicht verfügbar, ja durch ihre »Wortmagie« »verführerisch[ ]« (S. 234) gewesen wäre und so die verschiedensten Projektionen und Vereinnahmungen ermöglicht habe. Es ist ein hohes Verdienst, diese Frage in einer Zeit, als die Generation von NS-Forschern noch am Leben (und nicht völlig ohne Einfluss) war, überhaupt aufgeworfen zu haben. Allerdings erfährt man nichts über Eichendorffs intensive Partizipation an der Ausbildung des modernen Nationalismus schon in der Lyrik, noch weniger über seine entsprechenden historisch-politischen Texte und Bemühungen, ebenso wenig, dass Eichendorff die schon zu seinen Lebzeiten einsetzende nationale Rezeption ausdrücklich *begrüßte* (dazu im Fließtext). Die religiöse Überhöhung des nationalen Gedankens in den »Freiheitskriegen« wird zwar erwähnt (S. 237), aber erstens so, als handelte es sich um ein *Instrumentalisierungsphänomen* (wobei Eichendorff damals ja noch kaum ein Gegenstand der Rezeption sein konnte). Zweitens wird, und das erklärt wohl, was dieses biographisch relevante Phänomen in einer Geschichte »späterer« Instrumentalisierungen zu suchen hat, der Nationalismus der Befreiungskriege in suggestiv-diffuser Weise mit den Katastrophen des 20. Jahrhunderts überblendet, Eichendorffs diffiziler Anteil an dieser historisch-politischen Entwicklung aber unter autonomieästhetischen Vorzeichen herausgelöst. So arbeitet Lämmert mit zwei unhistorischen Perspektiven. Zum einen gibt es jenseits der realen Geschichte ein in sich konstantes Phänomen nationalistischer Übersteigerung, das historisch nur immer wieder aufgerufen und realisiert wurde. Zum anderen gibt es ein jenseits der realen Geschichte und von ihr unbeeinflusstes, höchstens instrumentalisierbares, autonomes Literatur-System. – Auf dieser Deutungslinie liegt auch die Lämmerts Beitrag gleich auf der ersten Seite (S. 100) zustimmend zitierende Arbeit von Scheitler 1984, Eichendorff gesungen; ferner freilich Hollender 1997, Rezeption (vgl. dazu die Einleitung dieses Buchs).

der Rezeption offen aus, der sich mit der spezifisch protonationalen Funktion der vormärzlichen (kulturellen) Vereinsbewegung verschränkte.

Die Rezeption durch Künstler-, Lese- und insbesondere Männergesangsvereine spiegelt nämlich keineswegs den Prozess der ›biedermeierlichen‹ Verharmlosung der Lyrik, auf die dann ›spätere‹ Instrumentalisierungen umso müheloser unter verschiedensten Vorzeichen hätten zurückgreifen können, sondern markiert den Beginn einer kultural-nationalen Appropriation. Das ist die eigentliche und durch alle Verwicklungen konstante Grundtatsache der Eichendorffschen Rezeptionsgeschichte, durch die auch die bis heute weitgehend ungebrochene Popularität des Autors erklärlich ist.

Die kulturelle Vereinsbildung des Vormärz hatte sich wegen des Verbots politischer Vereine zunehmend zu einem Forum gesamtgesellschaftlicher (klassenübergreifender) und gesamtnationaler (staatenübergreifender) Konnektivität etabliert. Diese Entwicklung ist derjenigen der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung vergleichbar, die ihre nationale Funktion (dazu systematisch Kapitel B.III.1) nicht unwesentlich aus der erfolgreichen Strategie bezog, die bis 1848 streng gehandhabte Zensur zu umgehen. Öffentliche Forderungen nach Konstitution wurden unterbunden und zogen teils auch Sanktionen nach sich; in die Diskussion über Lessings Bemühungen um ein Nationaltheater als »konstitutionelle[n]« »Vereinigungspunkt der Nation« allegorisch eingekleidet, ließen sich ›fortschrittliche‹ politische Wunschvorstellungen aber vollumfänglich artikulieren.<sup>94</sup> Dass nun gerade auch die Gesangsvereine in den national erhitzten 1840er Jahren zu einem paradigmatischen Medium der »inneren Nationsbildung« avancierten, ist eine verhältnismäßig neue historische Erkenntnis, die in der Eichendorff-Forschung bisher nicht rezipiert wurde.<sup>95</sup>

Wenn dem »Dichterveteran« bei der ihm zu Ehren veranstalteten Willkommensfeier durch die liberal-nationale »Concordia«-Gesellschaft auch durch den Vortrag der »schönen Lieder [Joseph] Dessauers« (der damals bekannte Liederkomponist hatte

94 Vgl. die denkwürdige Stelle bei Gervinus (zitiert nach Ansel 1990, Gervinus, S. 202): »Das Theater ist das eigentliche konstitutionelle Gebäude in dem Reiche der Poesie, wenn es – wie Lessing strebte – Nationaltheater wird [...]. Lessing brauchte keine Höfe mehr für die deutsche Literatur, wenn er für diese Form Sinn in dem Volke fand, wenn ihm gelang, die Bühne als Vereinigungspunkt der Nation zu gründen, wo die ausübenden, gesetzgebenden und richterlichen Gewalten geschieden sind, wo alle Stände in richtiger Gleichstellung sitzen, für jeden gesorgt wird und jeder freies Stimmrecht hat.«

95 Vgl. zum knappen Überblick über den Forschungsstand das Kapitel »Innere Nationsbildung unter dem Problemdruck der vierziger Jahre« bei Fehrenbach 2007, Nationsbildung S. 24–39, hier 29 ff. zum Vereinswesen (Turner und Sänger) sowie exemplarisch das Kapitel »Die schwäbische Sängerbewegung in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts – ein Beitrag zur kulturellen Nationsbildung« in der Aufsatzsammlung von Langewiesche 2000, Nationalismus, S. 132–171, hier S. 132 die Grundeinschätzung: »Bildend, veredelnd wirkt der deutsche Gesang auf das deutsche Volksleben, gesellschaftlich hat er erfreuliche Folgen aufzuweisen, und in nationaler Beziehung ist er ein Träger deutschen Volkstums, deutscher Einheit.« Als Otto Elben dies 1855 in einer ersten, auch heute noch unverzichtbaren Rückschau auf die Frühgeschichte der deutschen Sängerbewegung schrieb, konnte er sich der Zustimmung aller Leser sicher sein. Denn die Männergesangsvereine waren bis in das Reichsgründungsjahrzehnt hinein ein zentraler Teil der deutschen Nationalbewegung. Am Vorabend der Revolution von 1848/49 bildeten sie, gemeinsam mit den Turnern, deren organisatorisches Fundament.«

zahlreiche Gedichte Eichendorffs vertont) gehuldigt wurde, dann werden in der poetischen Adressierung des politisch vorbildhaften Kriegsdichters und in der musikalischen Darbietung scheinbar ›harmloser‹ Gedichte nicht zwei unterschiedliche Rezeptionsstränge nebeneinander sichtbar. Wie der Bericht über die Feier in der »Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode« deutlich macht, gelten vielmehr beide Ehrenbezeichnungen einem »deutschen Lyriker aus den merkwürdigen Tagen des allgemeinen Aufschwunges in Deutschland«, der, als »ein Zeitgenosse Körners«, »von der Elite der Schriftsteller und Künstler« – damals die Speerspitze der liberal-nationalen Bewegung – in seiner »Bedeutung« »für deutsche Poesie« gewürdigt wurde.<sup>96</sup> Mit dieser expliziten Zuspitzung machte die Feier des liberal-nationalen Vereins bzw. der entsprechende Zeitungsbericht eben nur einen zentralen Rezeptionsstrang sichtbar. Neben den vielen Klagen über die nebulöse ›Verworrenheit‹ der Romantik, wie sie sich in der hegelianischen Kontroverse um 1840 besonders krass zuspitzten (Kapitel A. III. 2), sind die zunehmend lexicographischen Besprechungen und Darstellungen des Eichendorffschen Gesamtwerks – seit 1840 war ja die erste Gesamtausgabe in mehreren Bänden erschienen – nahezu immer von der Anerkennung eines genuin nationalen Gehalts durchzogen; im Eichendorffschen Werk fand man eine »außerordentlich liebenswürdige Offenbarung deutscher Geisteswelt« – »bis zur Musik weich und träumerisch« zwar, aber auch »gesund und tüchtig, frisch und innig«, »und bis zum Humor fröhlich und frei«.<sup>97</sup> Karl Goedeke fürchtete, man könne »[i]n Bezug auf Eichendorff« »leider mit Recht sagen, was Rückert, Deutschlands und seiner selbst gedenkend, in bitterem Unmut herausstieß, das Vaterland werde einst erfahren: ›wen es hatt' und wußt' es nicht«.<sup>98</sup> »Besäße E.[ichendorff]« nur »mehr [unromantisches, N. v. E.] Gestaltungsvermögen, er wäre der deutsche Dichter dieser Zeit«, lautete bereits im Jahr 1843 ein im »Deutschen Nationalblatt« veröffentlichtes Urteil.<sup>99</sup> In einer aus anderen Gründen noch ausführlicher zu analysierenden Besprechung, die Ende März/Anfang April in Wien erschien, hieß es: »Eichendorff's Schule ist größer als die – romantische Schule, sie ist Deutschland«;<sup>100</sup> es sei völlig »überflüssig«, »[v]on Eichendorff'schen Liedern« eigens »zu sprechen«; zu Recht »trägt sie« »[e]in frohes Echo« »über alles Land deutscher Zunge« (eine Anspielung auf Arndts ›Was ist des deutschen Vaterland‹).<sup>101</sup> Theodor Fontane und Thomas Mann konnten daher an eine lange schon lebendige Deutungstradition anknüpfen, wenn sie 1857 bzw. 1916 in Eichendorffs Taugenichts die ideale Verkörperung des »deutschen Gemüts«, ja des schlechthin »deutschen Menschen« zu finden meinten.<sup>102</sup> Musikgeschichtlich zeigte sich diese Rezeptionsweise nicht

96 Vgl. HKA XVIII/2, S. 694f., hier 695 mit einer Auflistung der gesanglich dargebotenen Gedichte.

97 Vgl. den Eintrag in der »Geschichte der deutschen Poesie« von Christian Oeser, Leipzig 1844, HKA XVIII/2, S. 666-668 (Zitat 666).

98 Vgl. den Eintrag in »Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843«, Hannover 1844, HKA XVIII/2, S. 664-666 (Zitat 666).

99 HKA XVIII/2, S. 655-660 (Zitat 660).

100 HKA XVIII/2, S. 703.

101 HKA XVIII/2, S. 708, Hervorhebung von mir, N. v. E.

102 Vgl. Theodor Fontanes Brief an Paul Heyse, London 6.1.1857, HKA XVIII/2, S. 1091f.: »Unter

minder, etwa in Hans Pfitzners »abendfüllende[m]«, für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg typisch schicksalsschweren Werk »Von deutscher Seele« (op. 28; 1921).<sup>103</sup> Und forschungsgeschichtlich fand das sein Korrelat in der Zuschreibung Wilhelm Koschs, der Eichendorff im ersten Band der Historisch-Kritischen Ausgabe bekanntermaßen zum »deuthesten der deutschen Dichter«<sup>104</sup> erklärte – wobei eben der für heutiges Empfinden kuriose bis anstößige Superlativ bereits für 1843 *wörtlich* (s. o.) nachweisbar ist.

Dass Eichendorff zumindest durch die *zeitgenössisch*-nationale Rezeption nicht etwa für eine ihm fremde Sache »vereinnahmt« wurde,<sup>105</sup> bezeugt sein mit »Wien, im Februar 1847« unterzeichneter, dreistrophiger »Gruß an die »Eintracht« [d. i. »Concordia«, N. v. E.]«, aus dessen letztem Vers, wie Schiwy richtig erkannt hat, auch die »weiterhin großdeutsche politische Einstellung« des Dichters am Vorabend der Revolution hervorgeht:<sup>106</sup>

*Lerche, wo sie's grünen sieht,  
Lenkt sie hin von ferne –  
Wo ein Liederfrühling blüht,  
Weilt der Dichter gerne.*

*Segnet dankbar Strom und Tal,  
Die ihn traut empfangen,  
Grüßt die Sänger allzumal,  
Die so liebe reich sangen.*

*Und senkt alternd sich sein Schwung,  
Mag's ihn immer schmerzen,  
Bleibt doch Poesie stets jung  
In dem deutschen Herzen.*

alles, was ich kenne, hat es [Heyses Gedicht »Die Braut von Cypern«, N. v. E.] mich zumeist an den Eichendorffschen Taugenichts erinnert, den ich so sehr hoch stelle, wahrscheinlich zu hoch. Ich kann mich hier nicht lang und breit darüber auslassen, was mir jene einzig da stehende Arbeit des lebenswürdigen Schlesiers so lieb und wert macht; der Taugenichts ist after all nicht mehr und nicht weniger als eine Verkörperung des deutschen Gemüts, die lebenswürdige Type nicht eines Standes bloß, sondern einer ganzen Nation. Kein andres Volk hat solch Buch.« – Thomas Mann greift darauf zurück, wenn er 1918 in seinen »Betrachtungen eines Unpolitischen« im Taugenichts, diesem »alten, deutschen [...] Buch[.]« ein »rührendes und erheiterndes Symbol reiner Menschlichkeit, humanromantischer Menschlichkeit, noch einmal denn: des deutschen Menschen« aufspürt, und in dessen ausführlicher Charakteristik sein Kapitel »Von der Tugend« expositorisch grundlegt, vgl. Mann 1920 [1918], Betrachtungen, S. 372-379, Zitate 372, 379.

103 Scheitler 1984, Eichendorff gesungen, S. 111 f., Zitat S. 112.

104 HKA I/1, S. VIII, vgl. dazu die Einleitung des vorliegenden Buches.

105 So die bisherige Forschung mit Lämmert 1967, Eichendorffs Wandel unter den Deutschen, s. o.

106 KA I, S. 448; die offensichtliche Deutung des Schlussverses bei Schiwy 2007, Biographie, S. 594.

Dass Eichendorff dann nur zwei Tage nach seiner Willkommensfeier in der »Concordia« zu einer Serenade des Männergesangvereins im Wiener Musikvereins-Saal ihm und Giacomo Meyerbeers zu Ehren geladen war, bei der ein Gedicht Eichendorffs zusammen mit Ernst Moritz Arndts »bekannte[m] deutsche[n] Lied« vorgetragen wurde, lässt die nationalpolitische Rezeption durch die vormärzlichen Gesangvereine besonders eindringlich werden.<sup>107</sup> Arndts Gedicht »Was ist des deutschen Vaterland?«, das dem historisch so explosiv-problematischen Gedanken der Sprachnation berühmt-berühmten Ausdruck gab, wurde schon von den Zeitgenossen als inoffizielle Nationalhymne empfunden;<sup>108</sup> ihr Vortrag war in Zeiten der ausstehenden nationalen Einigung eine fast revolutionäre Handlung. Von dem »musikalischen Abend« bei Meyerbeer berichtet Eichendorff durchaus hochgestimmt, schon weil er damit Teil einer Ehrenkonstellation wurde, die man »in ganz Europa nicht so vollkommen hört«:

Der Musikverein lud mich und Meyerbeer, der jetzt auch hier ist, zu einem musikalischen Abend ein, wo vor etwa nur 20 Zuhörern 200 Männerstimmen sangen; etwas, das man, wie mir Meyerbeer versichert, in ganz Europa nicht so vollkommen hört.<sup>109</sup>

Wie Eichendorff dann weiter berichtet, haben in der Folge auch

[d]ie niederösterreichischen Landstände mich zu ihren Abendzusammenkünften eingeladen, der hiesige Leseverein mir eine freie Eintrittskarte zugeschickt. In den hiesigen Sonntagsblättern erschien ein besonderer Artikel über mich etc. etc.<sup>110</sup>

Eichendorff standen die eher reformkonservativen »Niederösterreichischen Landstände, nach Frankl das »österreichische Vorparlament«, sicher noch politisch näher als der »hiesige«, »juridisch-politische Leseverein«, nach Frankl das »Thermometer für die Stimmung in Wien«, nach Grillparzer die »Pulvermühle für eine künftige Explosion«.<sup>111</sup> Es ist nun jedenfalls höchst bezeichnend, dass im unmittelbaren Anschluss an das Referat der vorwiegend liberal-nationalen Ehrungen derjenige Passus folgt, durch den wir erst genauer über Eichendorffs regelmäßige Besuche bei Jarcke unterrichtet sind:

Was mich aber mehr freut als dieses ganze Hallo, ist die treue Freundschaft Jarckes, wo ich jeden Sonntagabend mit Hurter, Führich p. zubringe, und in dessen Kreise mein Aufsatz über die Romantik in den Hist: Polit: Blättern wahrhaft furore gemacht hat, so daß ich nun – gegen sehr brillantes Honorar – zum beständigen Mitarbeiter an den gedachten Blättern aufgenommen bin.<sup>112</sup>

107 Vgl. den Bericht in den Wiener Sonntagsblättern vom 31. 1. 1847, HKA XVIII / 2, S. 696.

108 Schulze 1997, Nationalbewegung, S. 68 f.

109 HKA XII, S. 210.

110 HKA XII, S. 210.

111 Zitate nach Frühwald 1976, Chronik, S. 202; vgl. hierauf Bezug nehmend die Einschätzung von Schiwy 2007, Biographie, S. 584.

112 HKA XII, S. 210.

Die in der Rede von dem »ganze[n] Halloh« schon untergründig durchscheinende Distanz hat Eichendorff in einem Brief an Theodor Schön vom 9. Juli zwar noch deutlicher ausgesprochen:

Außerdem bin ich als Poet in den dasigen literarischen Kreisen zu meiner größten Überraschung mit einer fast stürmischen Liebe und Ehre wahrhaft überschüttet worden, was mir in meinen jungen Tagen gar wohl gefallen hätte, jetzt aber manchmal sehr unbequem wurde.<sup>113</sup>

Eichendorff hat sich damit aber weniger von der offensichtlichen politischen Tendenz der »literarischen Kreise« distanziert. Mit seiner zurückhaltenden Erwähnung der »fast stürmischen Liebe und Ehre« verlieh er eher seiner skeptisch-nüchternen Persönlichkeitshaltung Ausdruck, die er aus den langjährigen beruflichen Enttäuschungen und Isolierungen, also aus dem Zerplatzen seiner einstmals hochgespannten Karriere- und Lebenserwartungen gewonnen hatte. Seine »Überraschung« war sicherlich ungeheuchelt, denn in der Jugend, wie er ja selbst schreibt, zu Ruhmsucht und Selbstüberschätzung neigend, fühlte er sich doch mittlerweile durch mancherlei Desillusionserfahrungen »geläutert« und vor den mannigfachen Versuchungen der dem Erfolg stets auf dem Fuße folgenden Eitelkeit entsprechend heilsam gefeilt.<sup>114</sup> Übertriebener Starkult, wie er ihn sich einst durchaus »[ge]wünscht« (s. o.) hätte, war ihm durch diesen weit fortgeschrittenen Reifeprozess daher nun geradezu »unbequem«.

Als umso signifikanter gestaltet sich dagegen das konstellationsgeschichtliche Doppel-Bild des Wien-Aufenthaltes. Denn während Eichendorff im katholisch-konservativen Kreis um den Metternich-Berater Jarcke als neues Mitglied der »katholischen Propaganda« freudig aufgenommen wurde, feierten ihn die protonationalen, zumeist liberalen Vereine als deutschen Freiheitssänger und damit als Kronzeugen gegen den Geist der Restauration. Der von allen diesen Vereinen und Gesellschaften gleichermaßen zugesprochene Ruhm gründete in der Wahrnehmung Eichendorffs als eines »deutschen Dichters«, in dem sich das Vermächtnis der Befreiungskriege gegen die restaurative Unterdrückung des nationalen Gedankens durch die Metternichsche Restauration inkarnierte.<sup>115</sup> Vor diesem Hintergrund wird dann auch erst der positive Sinn des Titels verständlich, welcher dem von Eichendorff im Brief an den Sohn ebenfalls erwähnten

113 HKA XII, S. 212 f., hier 213.

114 Vgl. das Gedicht »Dank« von 1839, KA I, S. 420, das immer schon als zentral für Eichendorffs Charakterentwicklung erkannt wurde: *O Gott Dir sag' ich Dank, / Daß du die Jugend mir bis über alle Wipfel / In Morgenrot getaucht und Klang, / Und auf des Lebens Gipfel, / Bevor der Tag geendet, / Vom Herzen unbewacht / Den falschen Glanz gewendet, / Daß ich nicht taumle ruhmgelendet, / Da nun herein die Nacht / Dunkelt in ernster Pracht.* Stöcklein 1966, Eichendorff, S. 156, leitet es ein: »Es gibt ein sehr persönliches Altersgedicht, *Dank* überschrieben, in dem er die Schicksalsfigur seines Lebens klar überblickt: nach der großen Jugend die farblosen, drückenden Jahre; er erkennt dann den Sinn dieses persönlichen Schicksalsgesetzes.« Schon Adorno 1958, Gedächtnis Eichendorff, S. 111, geht auf dieses Gedicht kurz, aber pointiert ein.

115 Schon Frühwald 1976, Chronik, S. 202, hat diesen Zusammenhang bereits benannt, daraus aber keine weiteren Schlussfolgerungen gezogen, vgl. dazu die Ausführungen im Folgenden.

Beitrag in den von Ludwig August Frankl herausgegebenen »hiesigen Sonntagsblättern« (s. o.), der gleichsam das publizistische Pendant der Festveranstaltungen bildete, voranstand: »Der letzte Romantiker«. Dieses stets ambivalente Epitheton wurde hier, wohl in Erinnerung an den Einfluss der Wiener Romantik (Friedrich Schlegel, Adam Müller) auf die österreichische Erhebung von 1809 (s. o., Kapitel B. I. 1) sowie im Vorfeld der gesamtdeutschen Befreiungskriege seit 1813 positiv anverwandelt.<sup>116</sup>

Wolfgang Frühwald hat darauf hingewiesen, dass dieser Eichendorff-Kult, der ja an offenbar spezifisch Wienerischen Erinnerungen an die Zeit der Romantik anknüpfte, zwar »lokal begrenzt« war.<sup>117</sup> Dieser Befund darf aber einerseits nicht über die Relevanz für Eichendorffs Selbstwahrnehmung hinwegtäuschen. Ausgerechnet an dem Ort, an dem Eichendorff einst hungernd bei Wasser und Brot seinen ersten Roman verfasst und an dem sich der umso idealistischere Ausblick auf eine große Zukunft eröffnet hatte, durfte er sich nun als »letzter Romantiker« feiern lassen, den man (wie Clara Schumann) um handschriftliche Autogramme bat. Ausgerechnet an dem Ort, von wo aus er einst sich in einem »Paroxysmus von Patriotismus« in den Kampf gegen Napoleon stürzte (Kapitel A. I.), empfing er die unverhoffte Huldigung als nationaler Freiheitssänger, dessen Teilnahme an den Befreiungskriegen auch in allen Lebensabrisse erwähnt wird.<sup>118</sup> Gleichzeitig durfte er sich aber auch an dem Ort, wo er vordem im Kreis um Friedrich Schlegel und Clemens Maria Hofbauer seine im Zuge der Erweckungsbewegung wiederentdeckte katholische Identität gefestigt hatte, eben dieser konfessionellen Zugehörigkeit nun durch die »treue Freundschaft Jarckes« erneut versichern.

Zum anderen darf über diesem Befund aber auch nicht übersehen werden, dass, wie bereits gezeigt wurde, sich in dieser »lokal begrenzt[en]« Rezeption ja nur zuspitzte und explizit wurde, was in der lokal unbegrenzten Appropriation zumal durch die vormärzlichen Gesangvereine schon länger angelegt war. Durch die protonationale Funktion, wie sie oftmals schon in ihrer einzelstaatliche Grenzen überschreitenden Organisationsform sinnfällig wurde,<sup>119</sup> repräsentierte die Rezeption durch die Männergesangvereine einen durch alle weltanschaulichen Verdikte des Eichendorffschen Werks weitgehend unberührten nationalkulturellen Unterstrom, an welchen dann um 1900 die völkische Jugendbewegung und selbst noch die NS-Instrumentalisierungen nur unter jeweils veränderten Bedingungen und Vorzeichen anknüpfen konnten. Was sich von hinten

116 HKA XVIII/2, S. 699-701.

117 Frühwald 1976, Chronik, S. 207; Ludwig August Frankl, aus einer böhmischen jüdischen Familie gebürtig und längere Jahre Vorsteher der Jüdischen Gemeinde in Wien, hatte sich dort u. a. durch patriotische Habsburg-Dichtungen einen Namen gemacht; erst 1846 war sein »Don Juan d'Austria. Heldenlied« erschienen.

118 Vgl. die u. a. biographischen Abrisse im Bericht über die Willkommensfeier der Concordia in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, und Mode, HKA XVIII/2, S. 694 (»machte den Feldzug von 1813 bis 1815 mit«) sowie in der Besprechung von Christoph Theodor Schwab u. d. T. »Der letzte Romantiker« in den Wiener Sonntagsblättern, ebd., S. 701 (»ging [...] im Jahre 1810 nach Wien, wo er mehre Jahre lebte, und 1813 als freiwilliger Jäger sich der preußischen Armee anschloß und bis 1815 die Feldzüge mitmachte«.)

119 Langewiesche 2000, Nationalismus, 132 f.

her betrachtet als negative Teleologie darbieten mag, erweist sich mit Blick auf den sich im Vormärz noch formierenden nationalen Kanon, d. h. mit Blick auf die prinzipielle Offenheit der kulturellen Nationsbildung, vielmehr als wohl singuläres, auf jeden Fall komplexes rezeptionsgeschichtliches Phänomen. Dichter wie Zacharias Werner oder Brentano waren ja nach ihrer Reversion schlichtweg »aus der Geschichte der deutschen Literatur ausgeschieden«,<sup>120</sup> und das im 19. Jahrhundert bald durchgängig angewandte Prinzip »Catholica non leguntur« wurde durch Eichendorff nur dadurch unterlaufen, dass er mit seiner volksliedhaften Lyrik und mit seinem »Taugenichts« einen Ton getroffen hatte, der eben als »deutsch« empfunden wurde. Erst in der rückblickenden Selbstdeutung profilierte Eichendorff die Volksnähe der von ihm repräsentierten »wahren Romantik« nun als Essenz des Katholischen, womit freilich der Eindruck entstehen konnte, als habe der »letzte Romantiker« damit nur den immer schon latenten konfessionellen Grundzug seines in Auswahl (Taugenichts, Lyrik) längst national appropriierten Werkes offengelegt. In der Tat mag sich die Schärfe in den Rezensionen der im Oktober 1847 erschienenen ersten literarhistorischen Monographie vollends erst aus dem Schock erklären, dass sich mit Eichendorff nun ein Autor als »korrespondierendes Mitglied der katholischen Propaganda« zu erkennen gab, der gerade aufgrund der Eigendynamik v. a. der musikalischen Rezeption im Rahmen der Vereinsbewegung längst unverlierbarer Teil des *nationalen* Kanons geworden war. Über den teils vernichtenden Verrissen darf nämlich nicht übersehen werden, dass der zumal von F. Th. Vischer mindestens spöttisch beigelegte Titel des »letzten Ritters der Romantik« in erster Linie den Rang anzeigt, der, überall vorausgesetzt, Eichendorff nicht mehr streitig gemacht werden konnte. Die teils aggressiven Frontalangriffe beruhen damit immer auf der Anerkennung, es mit einem ernst zu nehmenden Gegner zu tun zu haben, den zu übergehen durch seine Präsenz innerhalb der Nationalkultur nicht ohne Weiteres möglich war.

Friedrich Theodor Vischer belegt die bis in die jüngste Forschung unbewusst fortlebende (dazu ausführlich Kapitel B. III.) Strategie, das Problem, dass sich ein der Nation »liebgewonnener« Autor plötzlich als »Feind« entpuppte, durch die Dichotomisierung des »liebenswürdigen Dichters« – der problemlos Teil des nationalen Kanons sein und bleiben konnte – und des katholischen, historisch-politisch engagierten Literaturpolemikers zu lösen:

Von einem Manne wie Eichendorff freilich war diese Art der Polemik nicht zu erwarten. Eine lebenswürdige Persönlichkeit, eine milde, freundliche Muse, die so

120 Frühwald 1987, Nachwort, S. VIII: »Bis weit in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein war es communis opinio, daß Clemens Brentano nach seiner Generalbeichte (1817) aus der Geschichte der deutschen Literatur ausgeschieden ist.« Ein besonders markantes Beispiel hierfür bietet Korff, Goethezeit IV (1953[!]), S. 402: »Werner und Brentano, beide enden, Werner in seinem dreiundvierzigsten, Brentano in seinem neununddreißigsten Lebensjahre, im Schoße der katholischen Kirche. Werner als gebürtiger Protestant durch Übertritt, Brentano als gebürtiger Katholik durch Rückkehr wie sein Bruder Medardus. Beide hören damit als Dichter auf zu existieren, und für die Literaturgeschichte sind sie seitdem tot.«

reizend bei Waldhornklang mit schlanken Reiterinnen sich in den Sattel warf und das Dunkel der Wälder durchstreifte, so anmuthig mit träumerischen Vagabunden durch die Lande irrte: da war nicht Gift der politisch-historischen Blätter, nicht hämische Verdrehung zu besorgen. In manchen Stellen erkennt man auch sogleich das unbefangene Gemüt wieder, vor Allem in dem, was er über die falsche, die negative Moral des Pietismus in den Schlußbemerkungen sagt. Nicht nur durch den ganzen Standpunkt scheint dieses Büchlein den Gegner wirklich zu entwaffnen, wenigstens macht es alle Entgegnung, Widerlegung überflüssig. Es ruht einfach auf der Thatsache, daß der Verfasser katholisch ist, mit gutem Glauben in dem lebt, worin er geboren ist, und so die Poesie, die ganze Welt katholisch haben möchte. Er beweist nicht; ganz einfach und naiv handelt er, als ob Alles, was man von Gründen gegen die Romantik vorgebracht hat, nicht existire. Geboren in der schlechtweg positiven Confession predigt er schlechtweg seine Dogmen. [...] Er steht um etwa 40 Jahre hinter der Zeit, er steht da, wo die Romantik gegen den Rationalismus auftrat, er steht in jener verschollenen Polemik gegen die Aufklärung.<sup>121</sup>

Dieser Passus aus der Feder des einflussreichen Tübinger Ästhetikers ist aber in mehr als einer Hinsicht für die verschlungenen Wege der Rezeptions- und Forschungsgeschichte bezeichnend. Nirgendwo wird nämlich der innere Zusammenhang zwischen der autonomieästhetischen (scheinbaren) Würdigung und der ideologischen Herabsetzung in so paradigmatischer Weise sinnfällig; Beides ist von *einer* musealisierend-neutralisierenden Perspektive auf das im doppelten Sinne »unbefangene Gemüt« bestimmt, durch deren wirkmächtige Suggestionskraft dann tatsächlich »alle Entgegnung, Widerlegung überflüssig« wurde. Am Anfang seiner Rezension hatte Vischer sich noch wortreich auf die gewaltige Übermacht des Zeitgeistes berufen, der im Schweizer Sonderbundskrieg »[e]ine gründliche Kritik der Romantik« »geschrieben« hatte – »mit Bajonetten und wohlgezielten Kugeln wackerer Schützen, belegt mit den schlagenden Gründen des Kanonendonners«.<sup>122</sup> Vischer malte ein buchstäbliches Kriegsbild, wo eine »Schaar brausender Menschen« dem »Staat« zuvorkam, »den Giftstoff [die Jesuiten, N. v. E.] auszustoßen«, wo »Blut« »über das dampfende Blut« floss und »rauchende[] Leichen« einen berausenden, weil den vollständigen Triumph besiegelnden Anblick boten.<sup>123</sup> War nun aber einmal die Naivität und Unbedarftheit des »absoluten Lyrikers« erwiesen, der sich hier nur kurioserweise auf das ihm a priori unangemessene Feld der Geschichte und Politik verirrt hatte, dann erübrigte sich auch jede historische bzw. politische Replik oder gar Bekämpfung. Die bis heute zählebige Legende von der historisch-politischen Referenzlosigkeit des Eichendorffschen Werkes war freilich schon durch mancherlei rezeptionsgeschichtliche Tendenzen angelegt. Bei Vischer aber resultiert ihre wirkmächtige Konstruktion und Zuspitzung eindeutig aus dem bewussten Willen zur Depotenzenierung des politischen Gegners. Die rhetorisch-methodischen Strategien

121 HKA XVIII/2, S. 730 f.

122 HKA XVIII/2, S. 729; zum historischen Zusammenhang s. o., Kapitel B. I. 1.

123 Alle Zitate HKA XVIII/2, S. 730.

dieser in der späteren Forschung am häufigsten (zustimmend!) zitierten Rezension sind freilich so ingeniös miteinander verwoben, dass man sich leicht über diese fundamentale Tatsache täuschen lässt: Eichendorff wurde von Vischer als ein ernst zu nehmender politischer Gegner behandelt, und zwar gerade so, als hätte der »letzte Ritter der Romantik« mit der Ende Oktober/Anfang November<sup>124</sup> 1847 erschienenen Monographie seinen 18. Brumaire in der nationalen Literaturgeschichtsschreibung versucht.

Als Eichendorff in den ersten Monaten des Jahres 1847 in Wien als »deutscher Dichter« gefeiert wurde, war freilich – außerhalb des Jarckeschen Freundeskreises – weder die anonyme Verfasserschaft der im Organ des Görres-Kreises lancierten Artikelserie von 1846 bekannt, noch dass Eichendorff bereits im Januar eine aus dieser Artikelserie herausgewachsene Monographie fertiggestellt hatte. Aufschlussreich für die Bewertung dieses Sachverhalts ist eine der hellstichtigsten Besprechungen, die noch kurz vor Eichendorffs Abreise im Wiener »Schwarzen Domino« erschien.<sup>125</sup> Eichendorff wird hier zunächst wegen seiner unbestrittenen nationalen Bedeutung als Vollender, mehr noch als Überwinder der Romantik profiliert: »Eichendorff's Schule ist größer als die – romantische Schule, sie ist Deutschland«; die Entgegensetzung des deutschen Dichters und der romantischen Schule beruhte auf der damals gängigen Prämisse, dass eben »die Gegenwart mit der Romantik nicht im besten Einverständnis lebt: die Neigungen der beiden sind nun einmal zu verschieden«; während »die Vaterlands satten Professorsweisheit nach Indien zog« – eine Anspielung auf Friedrich Schlegels Begründung der »unnationalen« Orientalistik –, war Eichendorff hingegen »Einer, der noch deutscher Poet blieb«.<sup>126</sup> »Gott sei Dank« sei es daher »überflüssig«, »[v]on Eichendorff'schen Liedern noch« eigens »zu sprechen«. Zu Recht »trägt sie« »[e]in frohes Echo« »über alles Land deutscher Zunge« (wiederum eine Anspielung auf Arndts »Was ist des deutschen Vaterland«).<sup>127</sup> Wenn »Eichendorff« damit »der Mann« war, »eine gesunde Welt zu entzücken«, so »auch eine kranke zu heilen?« Bot der »letzte Romantiker« ein Rezept, ein Vademecum für die noch ausstehende nationale Einigung?

Er steht so vereinzelt da! Seine ganze Poesie ist eben auch Poesie der Sehnsucht, doch seine Sehnsucht blickt nicht rückwärts, sondern aufwärts; die unserer Zeit aber strebt vorwärts: darin liegt das Ganze!<sup>128</sup>

War es mittlerweile vereinzelt durchgesickert, ja hatte es sich vielleicht sogar herumgesprochen, dass der mit Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt verglichene »letzte Romantiker« jeden Sonntagabend im Hause Jarcke verkehrte? Zumindest hat der pro-

124 Am 25. 10. 1847 bedankt sich Eichendorff bei Liebeskind für die Zusendung der »fertigen Bogen des Buches« und bekräftigt, dass »deßen Ausstattung ganz [s]einen Wünschen entspricht«, HKA XII, S. 216f.; die erste Rezension von Wolfgang Menzel erscheint am 7. 12., HKA XVIII/2, S. 712 ff.

125 Artikel von Ludwig Koller (»Eichendorff und die romantische Schule«) von Ende März/Anfang April 1847, HKA XVIII/2, S. 702-709.

126 HKA XVIII/2, S. 703 (Hervorhebung von mir, N. v. E.).

127 HKA XVIII/2, S. 708.

128 HKA XVIII/2, S. 708 f.

blemorientierte Wiener Rezensent deutlicher als andere gesehen, dass die immer schon vorhandene religiöse – »aufwärts« blickende – Signatur des Eichendorffschen Werkes – trotz seiner nationalen Relevanz – nicht so ohne Weiteres für den progressiven Zug der »Jetzzeit«<sup>129</sup> veranschlagbar war.

Als diese positive, aber schon unter einem entscheidenden Vorbehalt stehende Würdigung Ende März/Anfang April im »Schwarzen Domino« erschien, sondierte Eichendorff gerade noch die vorteilhaftesten Möglichkeiten zur Verlegung seiner Monographie; in dieser hatte Eichendorff die von dem Wiener Rezensenten bereits als problematisch erkannte religiöse Signatur seines Werkes ja nun in indirekter Selbstdeutung zum Hauptelement erklärt und aus streng katholischer Warte die nationale Literaturgeschichte seit Klopstock rigoros auf Sünden und Tugenden hin durchmustert (Kapitel B.I.1). Erst im Herbst auf Vermittlung Jarckes publiziert, verfehlte das aufgrund der Prominenz des Verfassernamens weithin beachtete Werk, in dem Eichendorff alles wahrhaft Nationale mit der katholischen Kirche identifizierte, seine schockartige Wirkung nicht. Ob liberal-nationale Vereine wie der »juridisch-politische Leseverein« oder die »Concordia« ihm dann immer noch freie Eintrittskarten geschickt und dem »Freiheitssänger« zu Ehren Matinees und Serenaden organisiert hätten, ist zwar nicht ausgeschlossen, darf jedoch mit gutem Grund bezweifelt werden.<sup>130</sup>

Umgekehrt betrachtet aber musste sich Eichendorffs schon in Danzig festgelegtes katholisch-nationales Selbstverständnis durch die öffentlichen Ehrungen in Wien förmlich bestätigt sehen. Dass die herzliche Aufnahme in den verschworenen Kreis um Jarcke, die Einladung als ständiger Beiträger der HPBl »gegen sehr brillantes Honorar« (s. o.) mit dem öffentlichen Ruhm des »deutschen Dichters« zusammenfiel, konnte die bereits vorher miteinander verschmolzene konfessionelle und nationale Selbstdeutung zur sicheren Gewissheit werden lassen. Öffentlich als Pendant Theodor Körners, des paradigmatischen »männlich-nationalen« (Kapitel B.I.1) Heros der Befreiungskriege apostrophiert, wurden Eichendorff ja gleichsam das Recht und die Autorität zugesprochen, in Fragen der nationalen Erinnerungspolitik seine Stimme zu erheben. Seine

129 In den politisch-ideologisch signifikanten Begriff der »Jetzzeit« wird dann Ferdinand Gregorovius in seiner Rezension der ersten Monographie den vorwärtsdrängenden Zug der Gegenwart prägen, HKA XVIII/2, S. 746-758, hier 749 f.: »Sehen wir uns Eichendorfs Buch selbst an. Der liebenswürdige Dichter des »Taugenichts«, der seine reine lyrische Natur im Wechsel der Zeiten erhalten hat, zeigt sich in demselben mit allen seinen romantischen Sympathien, die ihn vom Protestantismus wie von der Jetzzeit abwenden.«

130 Alle weiteren Berichte von (privaten) Begegnungen mit dem Dichter in den 1850er Jahren kreisen dann im Grunde genommen nur noch um die »mythische«, »poetische Erscheinung« (HKA XVIII/2, S. 1152) an sich, ohne aber darin irgendeine gegenwartsbezogene Relevanz zu sehen (eine Ausnahme bilden höchstens die Berichte von Katholiken). Vielmehr erzählt man sich von den »milden blauen Augen, in denen aber wirklich seine ganze Romantik noch jetzt zu finden ist«, von einem »liebenswürdig[e] alte[n] Mann mit weißen Haaren, still und bescheiden in seinem Wesen«, wie dies Theodor Storm in einem von Eichendorff-Stereotypen überquellenden Briefzeugnis über ein natürlich nicht anders denn als »mythisch[ ]« zu bezeichnendes »Diner« bei Franz Kugler in Berlin am 16. 2. 1854 schreibt, um gleich nachzuschreiben, dass ihm Eichendorff überhaupt ein »vollständig zur Mythe gewordene[r] Dichter« sei, alle Zitate HKA XVIII/2, S. 985 f.

konfessionelle Vereindeutigung des »Geistes von 1813«, seine polemische Identifikation von Romantik, Befreiungskriegen und katholischer Bewegung wurden dann zwar vehement bestritten, doch er selbst durfte sich durch die Huldigungen in Wien durchaus berechtigt fühlen, *seine* Deutung des nationalen Aufbruchs von 1813 in die öffentliche Diskussion einzubringen. Wenn Eichendorff in seinem im April des Jahres verfassten Vorwort die Intention der Schrift dahingehend bestimmte, ein für alle Mal die »Stellung« der »Romantik« »in dem allgemeinen Bildungsgange der Nation« »klar zu machen« (KA VI, S. 61), dann konnte er dies eben mit der in Wien gefestigten Autorität des »letzten Romantikers«, gewissermaßen im Vollgefühl seiner Kräfte tun.<sup>131</sup> Als das Werk im Herbst und darauf die ersten Rezensionen erschienen, war Eichendorff aber bereits nach Danzig zurückgekehrt, wo er noch einer Abreisemeldung der Wiener Sonntagsblätter zufolge »eine hohe Regierungsstelle bekleidet[e]«. <sup>132</sup>

Von Westpreußen zog Eichendorff im Dezember 1847 nach Berlin, um die explosive Stimmung am Vorabend der Revolution aus nächster Nähe mitzuerleben (Kapitel B. II. 1), und schließlich vor den in der Nacht vom 18. auf den 19. März ausbrechenden Barrikadenkämpfen nach Dresden zu fliehen. Noch unter dem unmittelbaren Eindruck der turbulenten Ereignisse wird er dort – wiederum an einem Ursprungsort der Romantik – die kulturell lange schon verhandelte, nun aber mit einem Mal auf der politischen Tagesordnung stehende deutsche Frage in seinem lyrischen Revolutionszyklus reflektieren (Kapitel B. II. 2); neben einer satirischen Revolutionserzählung, die den Umschlag der Revolution in die Reaktion verarbeitet (Kapitel B. II. 3), wird er ab 1850 die seit Wien unterbrochene Arbeit am literarhistorischen Werk wieder aufnehmen und sich, wiederholt motiviert durch sein 1847 vertieftes katholisches Netzwerk, auf die Publikation größerer Monographien konzentrieren.

131 Schon angesichts der Bestärkung durch den Wiener Kreis um Jarcke ist es höchstens für die in den 1850er Jahren publizierten Monographien zutreffend, wenn Frühwald 1987, Nachwort, S. IV, meint, es sei »tatsächlich Eichendorffs Mut zu bewundern [...], als Einzelner, ohne Deckung durch die Anonymität und die Stiluniformität der Gesinnungspresse, als pensionierter preußischer Beamter ohne die politische Basis des Görres-Kreises in Bayern, Österreich und Frankreich, den Standpunkt dieses Kreises zu beziehen«.

132 Vgl. die Notiz vom 2. 5. 1847 (HKA XVIII/2, S. 709), die ein sprechendes Zeugnis dafür ist, wie Eichendorffs zurückhaltend-freundliches Auftreten – das dann *nach* Erscheinen der literarhistorischen Schriften als greller Gegensatz zu deren polemisch-militanter Diktion empfunden wurde – noch zu munterer Legendenbildung einlud: »(Fremde in Wien.) Der Dichter Josef Freiherr von Eichendorff, der den Winter über bei uns verweilte, und durch seine einfache, anspruchslose Liebenswürdigkeit zu den zahlreichen Freunden seiner Muse noch viele persönliche erwarb, reiset am 3. d. M. von hier nach Mähren ab, um nach kurzem Aufenthalte daselbst, wieder nach Danzig, wo er eine hohe Regierungsstelle bekleidet, zurückzukehren.« Dass ein Dichter so mythischen Ranges nicht anders denn »als hochgestellter preußischer Beamter« vorstellbar war, demonstriert auch die andere der beiden überlieferten Abreisemeldungen (»Die Gegenwart. Wien, 6. Mai 1847«, HKA XVIII/2, S. 709): »(Baron Eichendorff), dessen Dichtungen von echt deutscher Kraft und Tiefe ihm auch in unsern Mauern längst unzählige Freunde und Verehrer gewonnen hatten, reist heute von hier, wo er mehre [!] Monate zubrachte, in seine Heimath Danzig, und zu seinen Berufsgeschäften (als hochgestellter preußischer Beamter) zurück.«

### 3. Die einheitliche Signatur und Programmatik des Spätwerks: Gegenstandsbereich und methodischer Zugriff

Die literarhistorischen Schriften der späten 1840er Jahre (Kapitel B.I.1) sind in allen Fällen als nur stellenweise überarbeitete Versatzstücke in die Monographien der 1850er Jahre eingeflossen (dazu ausführlich und systematisch s.u., B.III.); aufgrund dieses einheitlichen Charakters ist es durchaus legitim, auch in der Interpretationspraxis von einer konzeptuellen Homogenität des literarhistorischen Werks auszugehen. Gleichwohl darf darüber nicht, wie in der bisherigen Forschung, die spezifische Verwurzelung der ersten literarhistorischen Publikationen in der nationalpolitischen Problemlage der 1840er Jahre übersehen werden, wie sie im vorletzten Kapitel (B.I.1) erstmals freigelegt und im letzten Kapitel (B.I.2) auch konstellationsgeschichtlich fundiert wurde. An den Schriften der 1850er Jahre tritt nämlich – bei Konstanz der konzeptuellen Grundanlage – eine den historischen Entwicklungen parallel laufende partielle Perspektivenverschiebung und -ausweitung hervor. Die »Geschichte des deutschen Romans« von 1851, die »Geschichte des Dramas« von 1854 und die Summe aller vorherigen Publikationen, die großangelegte »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands« von 1857 bieten jeweils nationale »Ursprungserzählungen«, die in eine zunehmend kontinuierlich und lückenlos entfaltete Nationalgeschichte münden (Kapitel B.III.2.2). Von den ersten Publikationen aus den Jahren 1846 bis (Anfang) 1848 durch die nationale Revolution geschieden und mit teils mehrjährigem Abstand zu dieser konzipiert, bieten sie einerseits unmittelbare zeitgeschichtliche Exkurse zu Revolution und Reaktion (Kapitel B.III.4.3); andererseits verlagern sie die primär nationale Perspektive diachron noch weiter, nämlich in Antike und Spätantike, in die Zeit des Bündnisses »des altnordischen Geistes mit dem Christentum« zurück (»Geschichte des Romans«, 1851, KA VI, S. 595), oder weiten diese synchron in gesamteuropäisch-komparatistischer Hinsicht aus (»Geschichte des Dramas«; dazu Kapitel B.III.3.2). Während die in Danzig und Wien entstandenen literarhistorischen Werke als unmittelbare Debattenbeiträge im Vorfeld der Revolution, »in Zeiten gärenden Kampfes«<sup>133</sup> konzipiert sind, so zeugen die 1851, 1854 und 1857 publizierten Monographien von einer zwar nicht minder Streitbaren, aber aus dem Abstand gewonnenen Ausweitung und Vertiefung der Perspektive.

So kreist das Spätwerk, wie an der multiperspektivischen Anlage der zwischen 1846 und 1857 sukzessive publizierten »Literaturgeschichte« exemplarisch deutlich wird, mal im engeren, mal im weiteren Sinne um das Zentralereignis der nationalen Revolution von 1848. Wie in den einzelnen Analysen zu zeigen sein wird, bildet die 1848-1850

133 Dass Neutralität »[i]n einer Zeit [...], wo Alles [...] zu endlicher Entscheidung in den Dingen, im Guten wie im Bösen, drängt«, nicht geboten scheint, sondern dass es »in Zeiten gärenden Kampfes [...] darauf an[kommt], sich vor Allem seiner eigenen Stellung klar bewußt zu werden« – dieses im Schlusssatz des Artikels »Die neue Poesie Österreichs« (1847; KA VI, S. 148) formulierte Bekenntnis belegt den dezisionistischen Druck im Bannkreis der nationalen Revolution von 1848, mit der die in der Romantikkontroverse um 1840, in Gervinus, Echtermeyer/Ruge etc. bereits angelegte Entwicklung nun entscheidend zugespitzt wurde; der Passus wurde wieder aufgenommen in die »Geschichte des Romans« (1851), S. 628.

auf der politischen Tagesordnung stehende deutsche Frage, ihre Vorbereitung in den vormärzlichen, namentlich im Medium der Literaturgeschichte geführten Debatten um die ›Identität‹ einer deutschen ›Kulturnation‹ und ihre schließliche Verlegung in Publizistik und Historiographie der 1850er Jahre, den weitgehend einheitlichen Problemhorizont des Eichendorffschen Spätwerkes. Indem die in den publizistischen und parlamentarischen Debatten um ›Kaiser und Reich‹ artikulierten Staats- und Nationsentwürfe des Revolutionsjahres entlang überkommener religions- bzw. konfessionsgeschichtlicher Trennlinien verliefen (Kapitel B. III. 1-2), gewann die spätestens 1844 (Kapitel A. III. 4) wieder als historische Grundtatsache bewusst gewordene konfessionelle Spaltung eine unmittelbare staatspolitische Relevanz. Diese bereits zur Vorgeschichte des Kulturkampfes gehörende Koinzidenz von nationalen, konfessionellen und staatlich-politischen Debatten bestimmt – im Horizont ihrer kultur- und geschichtspolitischen Grundierung, Begleitung und Vertiefung – die mannigfachen Umbesetzungen des Spätwerkes. Die dezisionistische Schärfe, mit welcher Eichendorff seit dem Vorabend der Revolution, »in Zeiten gärenden Kampfes«, »wo Alles [...] ungestüm, gewaltsam und überstürzend zu endlicher Entscheidung in den Dingen, im Guten wie im Bösen, drängt« (KA VI, S. 148), zunehmend seinen katholischen Standpunkt profilierte; das gegenüber früheren Werkphasen unterscheidend ›Katholische‹, das von der bisherigen Forschung als hermeneutischer Universalschlüssel für das Gesamtwerk missbraucht wurde,<sup>134</sup> erweist sich damit als Ausdruck einer spezifischen historisch-politischen Konstellation; die aus dem zeitgeschichtlich bedingten, dezisionistischen Druck resultierende ›katholische Verschärfung‹ lässt sich, wie bereits am Beispiel der erinnerungspolitischen Stoßrichtung der ersten literarhistorischen Arbeiten gezeigt wurde (Kapitel B. I. 1-2), als Umbesetzung eines primär nationalen Initiationskomplexes werten.

Wird in der vorliegenden Arbeit eine erstmals grundständige Erschließung des Eichendorffschen Spätwerkes im Horizont seines historisch-politischen Kontexts beansprucht, so scheint bei der bisher ungleich intensiven Erforschung der einzelnen Werkgruppen gleichwohl ein je unterschiedlicher methodischer Zugriff geboten. Das literarhistorische Werk wird aufgrund seiner programmatischen Sonderstellung und gerade wegen seiner (äußerlichen) Bekanntheit in der Forschung auch nach der bereits erfolgten, ausführlichen Besprechung der ersten Publikationen (Kapitel B. I. 1) intensiv erschlossen (Kapitel B. III.), wobei rein äußerliche Quellenfragen (Vilmar, Gelzer etc.) und die in einer Vielzahl von Dissertationen und Aufsätzen traktierten Einzelaspekte (zu Novalis, Heine, Brentano, der »Salon-Poesie der Frauen« etc.) schon aus ökonomischen Gründen als bekannt vorausgesetzt werden.<sup>135</sup>

134 Besonders krass zugespitzt, aber im Wesentlichen stellvertretend für viele andere Osinski 1993, Katholizismus, S. 184, die zu Eichendorffs aus den literarhistorischen Schriften abgeleitetem, »von Schlegel geprägte[m] Poesiebegriff« bemerkt: »Dieser Begriff blieb sich im wesentlichen über Jahrzehnte hinweg gleich [gemeint ist wohl: war der gleiche wie die Jahrzehnte *davor*, da die einzige *explizite* Quellengrundlage für diesen *Begriff*] ja im letzten Lebensjahrzehnt liegt!, N. v. E.], so daß nicht, wie bei den anderen Romantikern, unterschiedliche Lebens- und Werkphasen berücksichtigt werden müßten.«

135 Zur Forschungslage s. die ausführliche Besprechung in Kapitel B. III.

Ähnliches gilt für die Zeitlyrik, die aus der ansonsten nur spärlichen Gedichtproduktion des letzten Lebensjahrzehnts hervorsticht: Während sich eine Besprechung jedes einzelnen Gedichts erübrigt, so nehmen doch die im Umfeld der Revolution entstandenen Texte eine doppelte Sonderstellung ein. Trotz der klaren Markierung seiner historischen Relevanz ist die Forschung nämlich immer noch nicht auf den eigentlichen Grund des lyrischen Revolutionszyklus »1848« gedrungen; im Verbund mit der unveröffentlichten Satire »Libertas und ihre Freier« (1848/49; Kapitel B. II. 3) und vereinzelt anderen Revolutionsgedichten (Kapitel B. II. 2. 2) wird dieser Sonettzyklus daher erstmals in seinem komplexen historisch-politischen Kontext situiert und entsprechend ausführlich analysiert (Kapitel B. II. 2. 1). Eichendorffs Stellungnahmen sind nämlich unter dem unmittelbaren Eindruck der Revolution in Berlin (1848) und Dresden (1849), aber auch nach den prägenden Monaten am Vorabend der Revolution in Wien (1846/47) und Berlin (ab Dezember 1847) entstanden. Die an diesen Texten fassbaren und für das Spätwerk charakteristischen Deutungsmuster verweisen damit einerseits auf die Konstellationen in Wien zurück, nehmen andererseits aber auch die Auseinandersetzung mit der ambivalenten Rolle Friedrich Wilhelms IV. wieder auf. Am Beispiel dieses quantitativ schmalen Textcorpus lassen sich daher sowohl das Verhältnis der katholischen Kirche zur Revolution als auch die spezifischen Erlebnissräume und Denkhorizonte des späten Eichendorff exemplarisch illustrieren.

Dass es der bisherigen Forschung gelungen ist, diese sehr umfassende, programmatische Spätphase wo nicht vollkommen zu umgehen, so doch gegenüber den kanonisierten Werkteilen zu marginalisieren, in jedem Fall aber in ihrer einheitlichen Signatur zu missdeuten, wird schließlich nirgends so unmittelbar in ihrer rezeptionsgeschichtlichen Verstrickung sinnfällig wie an der eklatanten Forschungslücke der späten Versepike (Kapitel B. IV.). Die drei großangelegten, in den 1850er Jahren veröffentlichten Versepen (*Julian*, 1853; *Robert und Guiscard*, 1855; *Lucius*, 1857) sind von den Zeitgenossen kaum mehr zur Kenntnis genommen worden, und die spätere Forschung hat ihnen nicht mehr als eine Handvoll von qualitativ höchst mangelhaften Aufsätzen gewidmet. So aber wurde übersehen, dass Eichendorff das *genus grande* der Epik zum bevorzugten Reflexionsmedium der in diesem Zeitraum virulenten deutschen Frage erkoren und sein dichterisches Werk mit drei hochkomplexen Nationalepen beschlossen hat. Diese Texte werden daher entsprechend intensiv zu erschließen sein.

Bzgl. der insgesamt vorzüglich erforschten autobiographischen Essays, die durchgängig um nationale Erinnerungsorte (1789, Napoleon, Heidelberg, Romantik, 1813 etc.) kreisen, und so die Arbeit des »letzten Ritters der Romantik« an der eigenen mit derjenigen an der nationalen Erinnerung, insbesondere mit dem objektiven Rückblick auf das Werden der 1848 kulminierenden nationalen Bewegung verkoppeln, sind hingegen nur die bisher übersehenen Grundzüge freizulegen, die diese mit den anderen im gleichen Zeitraum entstandenen Schriften verbinden (Kapitel B. V. 1); Gleiches gilt für das Fragment über »Die Heilige Hedwig« (Kapitel B. V. 2) sowie für die Übersetzungen aus dem Spanischen, aus denen Eichendorff neben der an Tacitus erinnernden, produktiven Gegenwartsflucht einen vergleichenden Blick auf den deutschen und spanischen Nationalcharakter gewann (Kapitel B. III. 3. 3).

Nur über die Konstellationen lassen sich die komplexen Denkhorizonte des späten Eichendorff vollständig rekonstruieren. Das aus diesen letzten Lebensjahren besonders reich überlieferte Briefkorpus wird daher durchgängig in die Einzelanalysen miteinbezogen. Die poetische Produktion der 1850er Jahre ist von einer Vertiefung des umfangreichen ›katholischen Netzwerks‹ und durch die spezifische Verwurzelung des Autors in Preußen geprägt. Nach 1848 verlegte sich der Schwerpunkt der Katholischen Bewegung von München nach Berlin. Die zunehmende Prägung durch Vertreter des norddeutschen bzw. preußischen Katholizismus, die enge Freundschaft mit August Reichensperger, dem liberal-konservativen und kunstsinnigen Rheinländer, der zusammen mit seinem Bruder Peter im Jahr 1852 die Katholische Fraktion im preußischen Abgeordnetenhaus gründete, aus der dann schließlich die Zentrumsparterie hervorging, besonders aber der Kontakt mit dem Kreis um den Breslauer Fürstbischof Heinrich Förster (ab 1855), ist nicht ohne Einfluss auf die spezifische Kontur des literarischen Werkes geblieben (Kapitel B. III. 4. 2-3; B. V). Der katholische Romantiker korrespondierte in den 1850er Jahren aber auch mehr denn je mit dem Hegelianer Theodor von Schön, dessen Selbstverständnis als reformerisches Gewissen des preußischen Staates in der zeitgenössischen Mythenbildung um den »Alten auf Aarnau« bestätigt wurde; dieser reiche Briefwechsel wird für die Analysen daher stets zu berücksichtigen sein (resümierend Kapitel D).

Erfuhr Eichendorffs Netzwerk im Laufe der 1850er Jahre noch einmal eine gewisse Vertiefung und Ausdifferenzierung (Kapitel B. V), so lassen sich die grundlegenden Denkhorizonte des letzten Lebensjahrzehnts dennoch bereits an den Konstellationen vor und um 1848 illustrieren. Am Beispiel der Revolutionsdichtungen lässt sich dabei zugleich ihre hermeneutische Relevanz belegen.

## II. Revolutionsdeutungen (1848-1850)

»Eichendorffs Stellung zur Revolution von 1848 ist nicht völlig geklärt.«<sup>1</sup> An diesem lakonischen Befund hat sich trotz mehrerer Versuche bis heute nichts geändert.<sup>2</sup> Die teilweise hermetische Bildsprache des lyrischen Revolutionszyklus (Kapitel B. II. 2), der merkwürdig zwischen Freiheitspathos und apokalyptischer Szenerie changiert, konnte bisher nicht vollumfänglich entschlüsselt werden. Die unmittelbaren Briefzeugnisse scheinen meist zu dünn, um Eichendorffs durchaus komplexe Haltung umfänglich zu rekonstruieren.

Am häufigsten wird in diesem Zusammenhang noch Eichendorffs prägnantes Bekenntnis angeführt: »Das Pöbelregiment ist dumm, das Säbelregiment noch dümmer,

1 Frühwald 1976, Chronik, S. 210.

2 Im Folgenden explizit besprochen werden Uhlendorff 1956, Freiheitsgedanke; Ries 1997, Zeitkritik, S. 196-240; Schiwy 2007, Biographie, S. 595-608; Koopmann 2007, Politische Lyrik; Schultz 2007, Religion und Revolution sowie der Kommentar von Schultz in KA I.

u. ich ärgere mich, ich mag mich stellen wie ich will, täglich tausendmal [...].<sup>3</sup> Schon bei diesem Briefzitat wurde allerdings durchweg übersehen, dass Eichendorff hier ein sehr spezifisches Phänomen kommentiert, das nicht ohne Weiteres mit dem Gesamtphänomen ›der‹ 1848er Revolution identisch ist. Die Äußerung stammt nämlich aus einem Brief vom 25. 1. 1849 an Theodor Schön, in dem sich Eichendorff über das blutige Ende der Wiener Revolution am Ende des Jahres 1848 ausspricht. Das doppelte Verdikt folgt unmittelbar auf folgenden Passus:

Besonders merkwürdig war mir, was Ew. Excellenz über den Mangel hervorragender Charaktere u. über den tragischen Typus des Windisch-Graetz eben so schön als treffend sagen. Bei dem letzteren hat in der That die Vorsehung eine Tragödie versucht, aber die großartige Anlage ist, wie es scheint, an der im Grunde doch nur ordinären Natur des Mannes gescheitert. Bei R. Blum war wenigstens der Schluß ächttragisch. Es ist überhaupt auffallend, wie in jetziger Zeit alle Individuen verschwinden, alles ist allein auf die Maßen gestellt. Und doch ist die Maße nur eine Idee, die, wie das Königthum, die Freiheit u. s. w., wenn sie wirklich in's Leben treten soll, individuell, persönlich werden muß. Wird eine solche welthistorische Persönlichkeit endlich in Deutschland erscheinen?<sup>4</sup>

Friedrich Wilhelm IV., dem Eichendorff-Schön diese Rolle am Anfang des Jahrzehnts einst zgedacht hatten, war für beide kein ernsthafter Gegenstand der Diskussion mehr. Und doch sollte die Frankfurter Paulskirche am 3. April des Jahres eine hoffnungsfrohe Ehrendelation nach Berlin schicken, um dem preußischen König die deutsche Kaiserkrone anzutragen. Die heillose Konfusion, die auf die berühmt-berüchtigte Ablehnung folgte – sang- und klanglose Auflösung des Parlaments, Ausbruch bewaffneter Pöbel-Aufstände, wiederum militärische Niederschlagung –, scheint für Eichendorff hier, nach der Eroberung der in Barrikadenkämpfen versunkenen österreichischen Hauptstadt durch den Fürsten Windisch-Grätz, schon absehbar. Zwar schließt Eichendorff seine Zeitbetrachtung mit dem Hinweis, man müsse »diese[] Dinge [...] Gott anheimgeben [...], wenn man, wie ich, nichts dagegen u. nichts dafür thun kann«.<sup>5</sup> Kann daraus aber eine schwankend-unsichere, ratlose Haltung Eichendorffs gegenüber dem Phänomen der Revolution abgeleitet werden? Ja, zeugt die Wendung zu Gott am Ende von einer Unfähigkeit zur klaren Einsicht in die Realitäten? Als Eichendorff seinem Ärger über linke und rechte Radikalisierung gegenüber Schön Luft machte, waren vielmehr schon die Aporien der Revolution sichtbar geworden. Als sich die deutsche Revolution wenig später als ein »Aprilscherz« (Golo Mann)<sup>6</sup> entpuppte, weil die nach dem Schock des Vorjahres wieder gefassten Fürsten ihre Parlamentarier abberiefen und der verbliebene Reichstag, das nach Stuttgart übersiedelte »Rumpfparlament« schließ-

3 HKA XII, S. 232.

4 HKA XII, S. 231 f.

5 HKA XII, S. 232.

6 Mann 2009, Deutsche Geschichte, S. 228 (Zitat).

lich durch Württembergische Truppen auseinandergetrieben wurde,<sup>7</sup> konnte sich außer Kommunisten und ›russischen‹ Reaktionären niemand so recht mehr aus.<sup>8</sup> Die von der geschichtlichen Notwendigkeit der Revolution überzeugte radikale Linke probte in Baden und Sachsen erneut den gewaltsamen Aufstand, der lange zurückgehaltene Groll der wieder gestärkten Ultrakonservativen antwortete entsprechend. Seit 1848 in Dresden, flohen die Eichendorffs im Mai 1849 vor dem sächsischen Aufruhr auf einen Weinberg bei Cöthen, und Eichendorff schreibt am 2. 6. an Schön:

Höchst interessant waren mir die genialen Grundzüge, welche Ew. Excellenz zur endlichen nachhaltigen Ordnung der Dinge und Vernichtung des höllischen Reichs entwerfen, und die ein merkwürdiges Zeugniß von der unverwüsthlichen Frische Ihres Geistes geben. Aber werden die Fürsten jemals auf solche Gedanken verfallen? ich muß gestehen, ich befürchte das Dümme, und also auch das Gräßlichste, wenn nicht der liebe Gott, der von Zeit zu Zeit auf Seine Weise die Weltgeschichte dichtet, nicht durch sogenannte Zufälle und Ereignisse unerwartet Alles anders lenkt, als der Mensch denkt (HKA XII, S. 238).

Die bewaffneten Aufstände, Plünderungen und Gewaltexzesse durch den von radikalen Intellektuellen aufgestachelten ›Pöbel‹ (in die Dresdner Aufstände war ein junger Anarchist namens Richard Wagner verwickelt) boten dem »Säbelregiment« und der wiedereinsetzenden »Fürstenwirthschaft« die lang ersehnte Steilvorlage.<sup>9</sup> Das im Vorjahr gedemütigte und nun entsprechend rachelüsterne preußische Heer unter Führung des mittlerweile aus seinem Londoner Exil zurückgekehrten, ob seiner grausamen Konsequenz bald berüchtigten »Kartätschenprinzen« – der jüngere Bruder des preußischen Königs, Prinz Wilhelm wurde 1871 deutscher Kaiser –, schlug die Massenaufstände brutal nieder.<sup>10</sup> In dieser heillosen Konfusion, die Eichendorff im Januar, Bezug nehmend auf die ähnlichen Zustände in Wien, als Fürst Windisch-Grätz den weißen auf den roten Terror folgen ließ – die standrechtlichen Erschießungen machten auch vor dem am Aufstand beteiligten Parlamentarier Robert Blum nicht halt –, schon erahnte, in dieser zerfahrenen Lage also waren melancholisch-trübe bis zynische Briefzeugnisse keine Ausnahme.

Schon der Briefpartner – das reformerische Gewissen des preußischen Staates, Theodor von Schön – weist auf die reformkonservative Grundhaltung, die Eichendorff so etwas wie eine Mittelposition beziehen ließ. Klarer hat Eichendorff seine Perspektive aus dem Abstand artikuliert. Aufschlussreich ist ein längerer Kommentar, den Eichen-

7 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 661f.

8 Als ›Russen‹ wurden die äußersten Reaktionäre der deutschen Monarchien bezeichnet, die wie Prinz Wilhelm, der jüngere Bruder des Königs und spätere deutsche Kaiser Wilhelm I., sich politisch an der despotischen Linie St. Petersburgs orientierten.

9 In der am 19. 12. 1854 (HKA XII, 343) gegenüber Schön beklagten »Fürstenwirthschaft« bestätigte sich dann Eichendorffs Befürchtung des »Dümme[n]«, nämlich die konsequente Reaktionspolitik.

10 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 662f.

dorff in seine 1851 erschienene »Geschichte des Romans« eingeflochten hat und der in der bisherigen Forschung auch dann und wann zur Aufhellung des Zusammenhangs zitiert wurde:<sup>11</sup>

Das Jahr 1848 hat auch in diesem Betracht merkwürdige Aufschlüsse gegeben, und es ist daher von einer gewissen Seite her jetzt Mode geworden, diesem Jahre alles nur ersinnliche Schlechte zuzuschreiben und ihm dagegen jede historische Bedeutsamkeit abzusprechen. Aber was da Verkehrtes geschehen, war nicht die Schuld von 1848, sondern der frühern Dezennien. Das sollte man wohl bedenken, und nicht das Neue nun wieder mit dem Alten anfangen wollen, das doch, nach diesen seinen Früchten, unmöglich so überaus vortrefflich und unfehlbar sein konnte. Es ist töricht und von uns gehörigen Orts auch überall gerügt worden, daß die seichten Aufklärer und ihre terroristischen Nachfolger die ganze große Vergangenheit austreichen, um ihre kleine impertinente Gegenwart an die Stelle zu setzen; aber es ist ebenso töricht, die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Existenzen zu ignorieren und das Vergangene als Zukunft fixieren zu wollen, als ob nicht alle drei Zeitwandelungen Ein unzer trennlicher Strom wären. Das Wahre ist freilich immer wahr und insofern stabil, aber es wiederholt und verjüngt sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in neuen zeitgemäßen Formen. Es nützt daher gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit Dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bajonetten fechten, ist allezeit eine Donquixoterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bajonette aller Sanitätskordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann ihnen die Atmosphäre eben zusagt (KA VI, S. 624 f.).

Während aber auch hier schon die spezifische Stoßrichtung fast kryptisch anmutender Auslassungen über die »Schuld [...] der frühern Dezennien« verkannt wurde, so konnte man noch weniger mit dem unmittelbar folgenden Absatz anfangen, in dem Eichendorff einen Gedanken breiter ausführt, den er im Brief an den Kantianer Schön mit allgemein gehaltenen Floskeln mehr andeutet:<sup>12</sup>

Haben aber ohne Zweifel die Gebildeten das Volk infiziert und zuerst den Gottesfrieden gebrochen, so wäre es jetzt auch recht eigentlich ihres Amtes, anstatt kindisch zu schmollen, im Bessern wieder voranzugehen. Es sollten, namentlich in religiöser Beziehung, die Protestanten, die noch Christen sind, es endlich verschmähen, in unwürdiger Kameradschaft mit dem schadenfroh applaudierenden Zeitgeist, gegen den Katholizismus offen oder hinterrücks zu agitieren; gleichwie nach ehrlichem Kriegsgebrauch im Angesichte des Feindes das persönliche point d'honneur der höhern Ehre, das Duell dem offenen Kampfe weichen muß. Beide aber stehen in der Tat jetzt im Angesicht ein und desselben Feindes; es gilt nicht mehr der oder jener Konfession, sondern dem Beiden gemeinsamen Boden des Christentums.

11 Etwa bei Uhlendorff 1956, Freiheitsgedanke, S. 39.

12 Bei Uhlendorff 1956, Freiheitsgedanke, S. 39, wird dieser Absatz nicht mehr zitiert.

Die Katholiken dagegen, von der allgemeinen Influenza mehr oder minder mit ergriffen, sollten ihrer ursprünglichen tiefpoetischen Heimat gedenken, anstatt in der Fremde längst ausgetretene Pfade noch breiter zu treten. In solchem unnützen Bemühen erblicken wir z. B. die neue österreichische Literatur, die man die jungjosephinische nennen könnte [...]. Vor Allem aber sollten, da nun einmal die Religion fast überall in Politik umgeschlagen, die Regierungen es herzlich wagen, die Politik wieder religiös zu machen, und in ihrem öffentlichen Leben mit dem engbrüstigen Egoismus, dem falschen Schein, mit Einem Wort: mit der Lüge, die doch Niemand mehr glaubt, zu brechen. Wir dürfen uns heutzutage keine vergeblichen Illusionen machen: die Völker haben mit dem religiösen Glauben auch die Ehrfurcht verlernt, ohne die keine Regierung möglich ist (KA VI, S. 625 f.).

Man erahnt aus der Distanz zur österreichischen Literatur, dass sich Eichendorffs komplizierte Stellung zur Revolution nicht einfach durch den Gegensatz Preußen vs. Österreich, also durch die Dichotomisierung einer ›protestantisch‹-kleindeutschen und einer ›katholisch‹-großdeutschen Einigung auflösen lässt. Die hier zugrundeliegenden Denkhorizonte und Wahrnehmungsmuster, die erst die Zentralfunktion »jungjosephinische[r]« Geistestendenzen in einer Nachlese-Betrachtung zur deutschen Revolution verständlich werden lassen, sind allein über die Konstellationen zu rekonstruieren, in denen Eichendorff sich am Vorabend der Revolution bewegte. Der Schlüssel zu Eichendorffs differenzierter Perspektive auf das »merkwürdige Jahr 1848«,<sup>13</sup> die Auflösung für die hier auf den ersten Blick ja recht widersprüchliche Mahnung, »die Politik religiös« statt »die Religion in Politik« umschlagen zu lassen, liegt in der von einer Mehrheit des deutschen Katholizismus vertretenen providenzellen Revolutionsdeutung.<sup>14</sup> In Publizistik und Parlamentsdebatten wurde der Kampf um die verfassungsrechtliche Sicherung der institutionellen Selbstverwaltung der Kirche zur Schicksalsfrage des zu restituierenden deutschen Reiches erhoben; die Entlassung der Kirche aus staatskirchlicher – josephinischer – Bevormundung wurde hierbei als Bedingung für Wiedergeburt und Beständigkeit des Reiches aus dem Geist einer wiedererlangten Glaubenseinheit heraus, 1848 als Umkehrung von 1648 gewertet. Der Weg zur Rekatholisierung der Nation sollte hierbei aber in dialektischer Weise über die Unabhängigkeit der Kirche(n) vom Staat erreicht werden, weil im freien Wettbewerb der Protestantismus, seiner staatlichen Stützen beraubt, wie von selbst dahinschwinden und der siegesgewissen Missionstätigkeit der katholischen Kirche das Feld überlassen würde. Die katholische Kirche, die es durch ihre realpolitische Flexibilität und Fähigkeit zur Massenmobilisierung verstand, das bisherige polizeistaatliche Kirchenregiment zu beenden und die Unabhängigkeit vom Staat in der Frankfurter Reichsverfassung, danach auch in den Verfassungen der Reaktionszeit, fixiert zu sehen, ging jeden-

13 »Europäische Freiheitskämpfe. Das merkwürdige Jahr 1848« ist Titel eines Neuruppiner Bilderbogens, aus dem die bekanntesten (zeitgenössischen) bildlichen Darstellungen zu den Ereignissen stammen, vgl. die kommentierte Dokumentation von Iwitzki 1994.

14 Dazu s. ausführlich mit Quellen- und Forschungsliteraturangaben im übernächsten Kapitel, B. II. 2.

falls tatsächlich als eigentliche Gewinnerin aus der Revolution hervor.<sup>15</sup> Der ständige Umschlag der hiermit korrespondierenden Auftriebsstimmung in dunkle Verfolgungsängste angesichts kulturkämpferischer Gegenteilstendenzen (von der politischen Linken wie Rechten) erklärt auch erst das merkwürdige Changieren zwischen einer emphatischen Begrüßung der ersten Ereignisse und ihrer apokalyptisch-düsteren Verdammung in Eichendorffs Revolutionsdichtungen.

Die religiös-nationale Perspektive verschränkt sich zugleich mit derjenigen des ehemaligen preußischen Regierungsrates, wie bereits an dem häufigsten Gesprächspartner im Briefwechsel dieser Zeit – Theodor von Schön – deutlich wird. Die spezifische Herkunft und Richtung dieses reformkonservativen Blickwinkels wird aber erst durch die innerpreußische Vorgeschichte der Revolution fassbar. Als Eichendorff im Dezember 1847 von Danzig nach Berlin in die Kadettenanstalt der Friedrichstraße, wo sein Schwiegersohn als Leutnant der königlichen Armee wohnte, zog, fand er eine explosive Stimmung vor. Von Beobachtern jedweder politischer Couleur wurden die »Sturmzeichen« gesehen, außer von Friedrich Wilhelm IV., der sich demonstrativ unbekümmert gab.<sup>16</sup> Es war der fatale Endpunkt einer Entwicklung, die im Vorjahr mit der Einberufung des »Vereinigten Landtags« durch das »Patent vom 3. Februar« begonnen hatte. Zu diesem Zeitpunkt weilte Eichendorff noch in Wien, um den in seinen starkultartigen Auswüchsen beispiellosen Ruhm des »deutschen Dichters« zu genießen, in dem man die mythische Verkörperung und das lebendige Vermächtnis des »Geistes von 1813« gegen die Restaurationspolitik figuriert sah; gleichzeitig durfte sich Eichendorff im Kreis um Jarcke seiner katholischen Identität erneut versichern (Kapitel B.I.2). Daher ist nun noch einmal der Blick auf diesen mehrmonatigen Aufenthalt in der österreichischen Hauptstadt zurückzulenken, von wo aus der in doppelter Hinsicht in seinem Selbstgefühl bestätigte »letzte Romantiker« die endgültige Decouvrierung des »Romantikers auf dem Thron« der Hohenzollern mit heilsamem Abstand, deswegen aber nicht minder aufmerksam verfolgte.

#### 1. Erlebnisräume, Wahrnehmungsmuster und Denkhorizonte:

Wien (1846/47) – Danzig (1847) – Berlin (1847/48) und  
der »Vereinigte Landtag« (1847) – Dresden (1848/49)

Am 9. Juli 1847 berichtet Eichendorff, wieder zurück in Danzig, Theodor von Schön von der »fast stürmischen Liebe u. Ehre«, mit der er den Winter über in Wien »überschüttet« wurde.<sup>17</sup> Der Schluss des Briefes belegt, dass in Eichendorffs Wahrnehmung immer noch kein planer Gegensatz zwischen Österreich und Preußen besteht: »Mein Sohn Rudolf hat nunmehr seine junge Frau bereits heimgeführt, u. unseren Familienkreis auf eine sehr erfreuliche Weise erweitert. Auch Hermann wird nach

<sup>15</sup> Lönne 2000, *Katholizismus-Forschung*, S. 144 f. mit umfassenden Literaturangaben.

<sup>16</sup> Bußmann 1990, *Friedrich Wilhelm IV.*, S. 201 (mit Zitat).

<sup>17</sup> HKA XII, S. 213.

überstandenen Examen vielleicht hierherkommen; und so nationalisire ich mich denn immer mehr in dem guten alten Preußen.«<sup>18</sup> Freilich bezeichnet »Preußen« hier allein die Provinz (West- und Ost-)Preußen. In Danzig hatte Eichendorff ja als Assessor und Regierungsrat der westpreußischen Provinzialregierung unter Theodor Schön die wohl glücklichsten Jahre seiner Beamtenlaufbahn erlebt (Kapitel A. II. 2). In der im Zeichen des reformerischen Aufbruchs des Staates stehenden Symbiose zwischen Dichter- und Beamtentum hatte er die Chance erblickt, den durch die Restaurationspolitik spätestens seit 1819 öffentlich unterdrückten »Geist von 1813« in der preußischen Verwaltung für eine größere deutsche Zukunft wachzuhalten und voranzutreiben (Kapitel A. II). Der Weg von Wien über die Kriegsjahre bis zur Assessoren- und schließlich Planstelle in Danzig war zwar nicht frei von Brüchen und Enttäuschungen, doch zunächst hatte Eichendorff nach bestem Wissen und Gewissen versucht, das Möglichste aus der Situation zu machen (Kapitel A. II). Gescheitert waren die privaten und politischen Ambitionen, die sich mit seinem von Theodor Schön, dem Haupt einer provinzialständischen Opposition, entscheidend mitgeprägten Beamtenethos verbanden, schließlich an dem zentralistisch-mechanistischen Geist der absolutistischen Berliner Ministerialbürokratie (Kapitel A. II. 3-4) sowie an dem Einknicken des Hoffnungsträgers Friedrich Wilhelm IV. vor ebendiesem Berliner Beamtenapparat (Kapitel A. III. 1). Wien-Danzig bildet auch jetzt, drei Jahre nach der ruhmlosen Pensionierung, die geistige Achse, von der aus Eichendorff auf die Verhältnisse in Berlin blickt:

Die politische Gesinnung habe ich [in Wien, N. v. E.] sehr verändert gefunden und überhaupt die Erfahrung gemacht, daß die öffentliche Meinung sich jetzt überall gleich sieht. Der Preußische Landtag wurde von Seiten des Publikums mit Jubel begrüßt u. mit unausgesetzter Aufmerksamkeit verfolgt.

Mein Sohn Rudolf [...]; und so nationalisire ich mich denn immer mehr in dem guten alten Preußen (9. 7. 1847; HKA XII, S. 213).

Durch die Zurückhaltung und »Verschwiegenheit« des Briefeschreibers Eichendorff läßt sich die Brisanz des hier Erwähnten freilich leicht überlesen. Am 9. Juli war es gerade 15 Tage her, dass mit der Auflösung des nach Berlin berufenen »Vereinigten Landtages« der »Traum einer gütlichen Verständigung« zwischen König und Volk endgültig »zerronnen«,<sup>19</sup> die Revolution aufmerksamen Beobachtern zufolge kaum mehr abzuwenden war.<sup>20</sup> Dass die Einberufung des »Landtages durch das Patent vom 3. Februar 1847 aber vom Wiener »Publikum[]« »mit Jubel begrüßt u. mit unausgesetzter Aufmerksamkeit verfolgt« wurde, belegt die gesamtdeutsch-nationale, ja »internationale Dimension«,<sup>21</sup> die Friedrich Wilhelms IV. Entscheidung aufwies, nach »sieben verlorenen Jahren« »endlich« einen Schritt in der Verfassungsfrage,<sup>22</sup>

18 HKA XII, S. 213.

19 Nach dem Zeugnis Eduard Devrients, zitiert bei Frühwald 1976, Chronik, S. 204.

20 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 198-201.

21 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 201.

22 So die Mahnung der Minister Canitz und Bodelschwingh, zitiert nach Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 202.

die bis in die Reform- und Kriegszeit zurückreichte, zu tun. Damit kamen wiederum die Erinnerungen an 1813 hoch: »In den Diskussionen des Landtages wurde gleichsam Bilanz gezogen aus den Erfahrungen in der ersten Jahrhunderthälfte. Erstmals seit den Freiheitskriegen wurde Berlin zu einem politischen Mittelpunkt, auf den die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschlands gerichtet war.«<sup>23</sup>

Die Einberufung von Generalständen entsprach ja genau dem, worauf Eichendorff-Schön am Anfang des Jahrzehnts, als der preußische Thronwechsel mit der nationalen Erregung durch die Rheinkrise zusammenfiel, gedungen hatten (Kapitel A. I.; A. III. 1-3). Beider Pensionierung aber resultierte direkt oder indirekt aus den politischen Verwerfungen bzw. persönlichen Enttäuschungen über den Quietismus des pietistischen Königs, der zwar solche Erwartungen durch wohlklingende Reden und große Gesten teils noch befeuerte, dann aber konkrete Forderungen als revolutionär brandmarkte und im Übrigen alles seiner väterlichen Weisheit vorbehielt (Kapitel A. I. 3. 2; A. III. 1)

Nun aber kündigte Friedrich Wilhelm IV. in einem seiner vieldeutigen Erlasse die Einlösung des 1815 erstmals gegebenen, 1820 und 1823 bekräftigten Verfassungsversprechens – freilich in seinem Sinne – an. Theodor von Schön – von der preußischen Provinz aus – und Eichendorff – von Wien aus – verfolgten den Verlauf sicher beide »mit unausgesetzter Aufmerksamkeit« – doch auch »mit Jubel«? Das steht zu bezweifeln. Zwar begrüßte etwa Carl Ernst Jarcke von Wien aus die originellen Pläne des »edlen Königs« – ein Zeichen für die nicht völlig ungetrübten, aber immer noch lebendigen Sympathien bei manchen Katholiken, die wie Jarcke, ehemals Redakteur des altkonservativen »Berliner Politischen Wochenblatts«, dem König auch politisch nahestanden.<sup>24</sup> Nach der Herausarbeitung der politischen Friktionen innerhalb des »konservativ-katholischen Lagers wird man sich aber nicht mehr versucht fühlen, ohne Weiteres von Jarcke auf Eichendorff zu schließen – der Wiener Staatskanzleirat und der pensionierte

23 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 214f.

24 Vgl. Jarckes »Zeitläufte« in HPBl 20 (1847), hier S. 277f. den ersten Absatz, der den Ton des ganzen Beitrages setzt (»[...] heute, nachdem Preußens Monarch mehr als einmal durch Wort und That den Beweis geliefert, daß sein Geist die Freiheit der Kirche versteht, und daß ein Gemüth, wie das seinige, fähig ist, sie ihr zu gönnen; heute, wo jeder Denkende bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß Friedrich Wilhelm IV. zu hoch über seinem Jahrhunderte steht, als daß altprotestantische Territorialismus oder febronianischer Josephinismus in seinem Geiste und Herzen ein Echo hätten finden können; heute, wo sich in Folge dieser Wahrnehmung das Vertrauen der katholischen Preußen täglich fester an die Person ihres Königs, als an die letzte und einzige Säule eines irdischen Heiles und Friedens für ihre Kirche und ihren Glauben schließt, heute wäre es baarer Unverstand und grobe Verkennung des eigenen Interesse, eine Opposition fortsetzen zu wollen, die gegen andere Verhältnisse und andere Individualitäten [Friedrich Wilhelm III., N. v. E.] gerichtet, zu ihrer Zeit [1837, N. v. E.] und an ihrem Orte eben so gerecht als nothwendig war«) sowie in der Fortsetzung des Artikels die Ausführungen über das Patent vom 3. Februar zur Einberufung der Vereinigten Landstände S. 362 (»Ein Charakter, wie der Friedrich Wilhelms IV., mußte ein heuchlerisches oder geistloses Justemilieu mit äußerstem Abscheu von sich weisen. Des Königs System, aus welchem die Gesetze vom dritten Februar hervorgingen, war ein selbständiger und auf eigenen Füßen stehender, reiflich erwogener und consequent entwickelter Gedanke, dessen Urheber nicht die vielbelobte und beliebte, leere und negative, sondern die volle, positive Mitte, – das eigentliche punctum saliens der Zeit, – zu treffen suchte. Denn so lautete der große Plan: die falsche Freiheit solle durch die wahre bekämpft werden«).

preußische Reformbeamte waren sich beide der zwischen ihnen obwaltenden »Kluft« wohl bewusst (Kapitel B. I. 2). Politisch war Eichendorff immer noch in die prägenden Konstellationen seiner Beamtenlaufbahn eingebunden, mit Theodor von Schön allein tauscht er sich über die preußische (Innen-)Politik aus. In Preußen aber wurde die neuerliche Ankündigung des Königs durchaus mit gemischten Gefühlen aufgenommen. »Zuwenig zu spät« lautet das wenn auch mit einem Fragezeichen versehene Resümee in der großen Friedrich-Wilhelm-IV.-Biographie David E. Barclays.<sup>25</sup> Dass die Einberufung zu spät erfolgte, dass »der rechte Zeitpunkt« vielmehr am Anfang des Jahrzehnts, dass in der Koinzidenz der Rheinkrise, in deren Zuge Preußen den gesamtdeutschen »Ruhm ›der Wacht am Rhein‹« erntete,<sup>26</sup> die einmalige, aber verpasste Chance gelegen hatte, darin waren sich im Rückblick nach der Revolution Beobachter verschiedenster politischer Couleur einig.<sup>27</sup> In der auch von Eichendorff lebhaft begrüßten (Kapitel A. I; A. III. 1-2), allgemeinen Auftriebsstimmung »gleich nach der Thronbesteigung« wäre die Einberufung von Generalständen – auch ohne geschriebene Verfassung – von einer nicht zu unterschätzenden Wirkung gewesen.<sup>28</sup> Das preußische Königtum hätte einen moralischen Nimbus erhalten, mit dem ihm dann wohl auch die unbestrittene Führungsrolle im nationalen Einigungsprozess naturgemäß zugekommen wäre. Zwischen dieser verpassten Chance und der Einberufung des Vereinigten Landtages lagen »sieben verlorene Jahre«. Geling es dem König, das verlorene Vertrauen, die verspielten Sympathien zurückzugewinnen? Dass Friedrich Wilhelm IV. mit der Einberufung des ersten Parlaments der preußischen Geschichte stattdessen wiederum bei vielen überspannte Erwartungen weckte, die er kaum mehr einholen konnte – also schlussendlich »zu wenig« leistete –, musste nüchternen Beobachtern nach dem bisherigen Konfusionsregiment klar scheinen.

Dennoch übertraf der König noch alle Befürchtungen, als er am 11. April die erste gesamtstaatliche Versammlung eröffnete. Friedrich Wilhelm IV. war zwar der erste preußische Monarch, der einem modernen ›Parlament‹, das freilich, als Zugeständnis gegenüber der reaktionären Hofpartei, in eine »Herren-« und eine »Dreiständekurie« gegliedert war, gegenüberstand.<sup>29</sup> Das Denkwürdige dieser Konstellation erhielt seine Kontur aber erst durch die eigenartige Offenherzigkeit, mit welcher der von der mystischen Bedeutung seines Gottesgnadentums tief durchdrungene Monarch dem Landtag in freier Rede »eine große politische Konfession« zu seiner romantisch grundierten Staatsauffassung darlegte.<sup>30</sup> Die Rede gipfelte in jener »meistzitierten Passage[]«,<sup>31</sup> die Anklänge an, wenn nicht Zitate aus Eichendorffs staats-theoretischen Schriften enthielt:

25 Vgl. das Kapitel »Zuwenig zu spät? Die Vereitelung der ständischen Reform, 1844-1847« bei Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 182-190.

26 Vgl. die pointierte Einschätzung bei Mann 2009, Deutsche Geschichte, S. 155: »Und da Preußen die deutsche Militärmacht am Rhein war, und auch während der Krise von 1840 eine feste Sprache redete, so erntete Preußen, und nicht Österreich, den nationalen Ruhm der ›Wacht am Rhein‹.«

27 Vgl. die bei Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 201 f. zitierten Zeugnisse.

28 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 200 f. (mit Zitat von Joseph Maria Radowitz).

29 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 208.

30 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 208 (mit Zitat).

31 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 193 (hier »eine[ ] der meistzitierten Passagen seiner Rede«).

Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung, daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, Mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig wachsende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daß Ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und diesem Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen.<sup>32</sup>

Friedrich Wilhelm IV. stellte im Weißen Saal des Berliner Schlosses, von der königlichen Tribüne herab frei sprechend, nicht nur die erschütternde Wucht seiner pomphaft-gewandten Rhetorik unter Beweis, sondern auch sein deutliches Gespür für die große Geste: »Bei den Worten: ›Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen‹, stand der König auf und erhob die rechte Hand.«<sup>33</sup>

Graf Trautmannsdorff berichtete, »die Rede habe ›wie ein Donnerschlag auf die Versammlung‹ gewirkt: ›Mit einem Schläge sehen die Stände ihre Wünsche, ihre Hoffnungen vernichtet; nicht ein fröhliches Gesicht verließ die Versammlung.«<sup>34</sup> Das Urteil des konservativen österreichischen Gesandten war natürlich ambivalent, denn einen liberalen Schritt nach vorn hatte die Wiener Hofburg befürchtet und im Vorfeld abzuwenden gesucht. Zwischen Prinz Wilhelm (dem jüngeren Bruder des Königs und späteren deutschen Kaiser Wilhelm I.), der Metternichschen Administration und dem Petersburger Hofe des Zaren Nikolaus bestand eine gewisse ›conservative connection‹, die in den Vormonaten unermüdlich bemüht war, allzu weitgehende Bestrebungen des unberechenbaren, sanguinisch-wankelmütigen Königs zu neutralisieren.<sup>35</sup> Doch

32 Zitiert nach Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 208; vgl. die Parallelstellen bei Eichendorff KA V, S. 670 (»Das Papier tut es nicht. Nicht auf dem toten Buchstaben beruht ja überall die Heiligkeit des Vertrages, sondern einzig und allein auf der Treue«), S. 676 f. (»Die einfachste und kräftigste aller Garantien indes ist endlich überall nur das historische Ineinanderleben von König und Volk zu einem untrennbaren nationalen Ganzen, das seit Jahrhunderten in gemeinschaftlicher Lust und Not bewährte Band wechselseitiger Liebe und Treue, mit einem Wort: nicht der tote Begriff des abstrakten Königs mit zu regierenden arithmetischen Zahlen, sondern der lebendige individuelle König, der nicht dieser oder jener sein kann, sondern eben *unser* König ist in allem Sinne. Gleichwie es sich aber in einer unentarteten Familie ganz von selbst versteht, daß der Vater den Sohn liebevoll zum Besten leite und der Sohn den Vater ehre, so bedarf auch jenes gesunde Staats-Verhältnis zu seiner Bürgerschaft nicht des Vertrages, dieser Arznei erkrankter Treue«). Da Eichendorffs Schriften damals innerhalb der Berliner Ministerialbürokratie zirkulierten (Kapitel A. II. 3. 2), ist es gut möglich, dass der Kronprinz, der Mitglied des Staatsrates war, von diesen wusste bzw. diese sogar unmittelbar in die Hände bekam. Lässt sich dies zwar nicht sicher belegen, so weist freilich immer noch die starke Entsprechung in der Diktion auf ein tiefgreifendes Rezeptionsgeschichtliches Problem; dass man in der Öffentlichkeit einen »späten Sieg der Romantik« in der königlichen Position sah, wie weiter unten zu zeigen sein wird, untermauert diesen Befund sehr eindrücklich. Zu den inhaltlichen Differenzen trotz dieser nur scheinbaren Nähe s. o., Kapitel A. II. 3. 2; A. III. 2.

33 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 208.

34 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 193.

35 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 202-207 (hier S. 206 zu dem von Zar Nikolaus I. offen gegenüber Prinz Wilhelm geäußerten Wunsch nach einer Abdankung des Königs); Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 187-189 (hier v. a. S. 188 zur »Prinzenfronde«).

das Verhängnisvolle einer durch die »taktlose«<sup>36</sup> Offenheit des Königs schockartig desillusionierten öffentlichen Meinung war diesen reaktionären ›Hintermännern‹ natürlich ebenso bewusst. »Die Bestürzung war allgemein, selbst bei denen, welche an der äußersten Grenze des Aristokratismus standen«, wusste der ebenfalls bei der Landtagseröffnung anwesende Alexander von Humboldt zu berichten.<sup>37</sup> Mit »Betroffenheit, Unwillen, Erbitterung« umschrieb der liberale Dauerkommentator und ›Twitterer‹ *avant la lettre*, Varnhagen von Ense, die Stimmung.<sup>38</sup> Der aus der Linie Sachsen-Coburg stammende Prinz Albert, Gemahl der englischen Königin Victoria, legte den Finger in die Wunde der komplizierten Persönlichkeit des Königs, wenn er die »Verwirrung der Begriffe« ansprach, und die kaum lobenswerte »Kühnheit, aus dem Stegreif, als König, in einem solchen Moment und in solcher Lage alle die entsetzlichsten schwierigsten Punkte zu berühren, nicht nur, sondern ›slap dash‹ abzutun«, ja für all das auch noch »Gott zum Zeugen aufzurufen, zu versprechen, drohen, schwören usw.!«.<sup>39</sup> Die von Albert beklagte »Verwirrung der Begriffe« bezog sich sicherlich auf die Überfülle »romantischer Metaphern«, in die eben Friedrich Wilhelm IV. seine »große politische[] Konfession« kleidete.<sup>40</sup>

Als Friedrich Wilhelm IV. sich also der Öffentlichkeit mit seiner der Diktion nach an Novalis, Müller, Eichendorff etc. erinnernden Rede wiederum als »Romantiker« auf dem Thron der Hohenzollern zu erkennen gab, wurde Eichendorff im Wiener Kulturleben gerade noch als »letzter Romantiker« gefeiert (Kapitel B. 1. 2). Freilich blieb die Beilegung dieses Titels auch in Wien immer noch ambivalent – und doch gab es hier eine positive Tendenz in der Romantikrezeption; Eichendorff wurde als »Mann der That« den ersten vaterländischen Helden der Befreiungskriege an die Seite gestellt, in seiner Dichtung das der Gegenwart – am Vorabend der Revolution – höchst nötige Vermächtnis des »Geistes von 1813« verkörpert gesehen. Von liberal-nationalen Vereinen gefeiert und hofiert, konnte Eichendorff daher mit einer gewissen Abfederung und mit festem Rückhalt aus der Ferne beobachten, wie der preußische König mit seiner historischen Rede die rezeptionsgeschichtliche Problematik von Anfang der 1840er Jahre (Kapitel A. III. 2) wiederaufbrechen ließ. Mit dem Rückgriff auf romantisches Kernvokabular lehnte Friedrich Wilhelm IV. ja nicht nur eine geschriebene Verfassung ab, die auch für Eichendorff-Schön nach wie vor nicht erstrebenswert war. Der preußische König machte der Versammlung vielmehr als Erstes bewusst, dass ihnen keinerlei Mitbestimmungsrechte zukämen. Nicht einmal als beratendes Organ sollte der Landtag das Recht der Periodizität erhalten, d. h. dauerhaft juristisch fixiert werden.<sup>41</sup> »Zuwenig zu spät« – diese resümierende Einschätzung David E. Barclays trifft daher sicher auch Eichendorffs Wahrnehmung, weil das Ausbleiben eines freiwilligen Impulses vonseiten des Königs wiederum überzogene Forderungen der Liberalen – »Trotz gegen Trotz« –

36 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 212 u. ö.

37 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 210.

38 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 193.

39 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 210.

40 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 208.

41 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 196 f.

provozieren musste.<sup>42</sup> Der König berief sich zur Begründung seiner Zurückweisung jedwedes politischen Partizipationswillens auf die Vorstellung eines mystischen Gottesgnadentums und bezeichnete die Teilung der monarchischen Souveränität als Sünde wider die »Vorsehung« (s.o.). Die subjektive Ehrlichkeit des Monarchen, der eben ernsthaft an all diese politisch-ideellen Grundsätze glaubte, wurde teils nicht einmal von der noch im Banne der kleindeutschen Schule stehenden Historiographie bestritten.<sup>43</sup> Der König hatte es verschmäht, mit diplomatischer Spiegelfechtereier Sympathien zu bestätigen, die er für verfehlt hielt. Die rhetorisch kunstvoll gearbeitete, auswendig vorgetragene Rede mit ihrer Absage an jede realpolitische Ausbeute öffentlicher Erwartungshaltungen – die man ja bewusst im Ungewissen hätte halten können, um sie, in gewissen Abständen klug genährt und »warmgehalten«, für die Machtbasis der Krone zu gewinnen – war daher gerade in ihrer offensiven Bekenntnishaftigkeit würdevoll. Insofern wird – trotz aller inhaltlichen Divergenzen – in dieser »gesinnungsethischen« Opposition gegen alles Taktieren durchaus ein tieferer, persönlicher Konvergenzpunkt zwischen dem König und Eichendorff, der ja im Rahmen derselben Verfassungsfrage 1831/32 eine demonstrativ-bekennnishaft Position gegenüber dem realpolitischen Kalkül der Berliner Ministerialbürokratie bezogen hatte, offenbar.<sup>44</sup> Doch die religiöse Verbrämung des patrimonialen Selbstverständnisses Friedrich Wilhelms IV. – Leopold Ranke fühlte sich bei der mit alttestamentlichen Zitaten gespickten Rede »an die »Psalmen Davids« erinnert«<sup>45</sup> – deutete auf ein Problem, das Eichendorff ja gerade erst erfolgreich durch die Scheidung einer »wahren«, katholischen, nationalen, »männlich-entschiedenen« und einer »falschen«, nicht nur heidnischen oder ironischen, sondern auch »subjektivistisch-ästhetizistischen«, »*pietistisch*-hochmütigen« Romantik gelöst hatte (Kapitel B.I.1). In der Tat bestätigte die religiöse Einkleidung und Legitimierung des mystisch übersteigerten Selbstverständnisses Friedrich Wilhelms IV. seine spezifisch *pietistische* Anverwandlung des romantischen Ideenguts von Novalis, Adam Müller etc. »Der Glaube« an den König als einen »höhergeborenen Menschen« gehörte ebenso zu diesem romantisch-pietistischen Übersteigerungskomplex wie sein vielzitiertes Wort »Es gibt Dinge, die man nur als König weiß«.<sup>46</sup> Die zeitgenössischen Berichte über

42 Das Zitat aus der »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« (1843/44), KA V, S. 725, wo, wie gezeigt wurde (Kapitel A.III.3), Eichendorff seine damalige Kritik an der quietistischen Verfassungspolitik des Königs in das historische Referat der Konflikte zwischen Deutschem Orden und Bürgertum einkleidete.

43 Vgl. schon die geradezu einfühlsame Darstellung bei Treitschke, Deutsche Geschichte V, S. 619f.

44 S.o., Kapitel A.II.3.2 zum Zerplatzen des Beschäftigungsverhältnisses als Redakteur der »Historisch-Politischen Zeitschrift« zusammen mit Leopold Ranke; zur *politischen* Differenz gegenüber dem Staatsideal Friedrich Wilhelms IV. ebd. und Kapitel A.III.1-3, hier A.III.2 zur inneren Trennlinie innerhalb der politischen Romantik-Rezeption. Gerade die persönliche Nähe beider bedingte natürlich die Schärfe, mit welcher die inhaltliche Differenz von Eichendorff empfunden wurde.

45 Zitat bei Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 208.

46 Vgl. bei Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV. den Abschnitt »Königsmystik« S. 85-90, Zitate S. 86 (Friedrich Wilhelm IV. in einem Brief an Bunsen von 1844: »Es gibt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt, und nun erst als König erfahren habe«), 87 (aus der den Kronprinzen prägenden Schrift »Glaube und Liebe« des pietistisch erzogenen Novalis).

den »Pietismus« am preußischen Hof zur Zeit Friedrich Wilhelms IV., der Männer wie den schriftfrommen Ludwig Gustav von Thile, genannt »Bibel-Thile« um sich versammelte, die Klagen über die von »theologischen Miasmen« erfüllte »Atmosphäre« sind in der historischen Forschung sprichwörtlich geworden.<sup>47</sup> Wo Eichendorff den »männlichen Fortschritt«, Klarheit, Entschiedenheit gerühmt und zur Absage an jede mystische Verworrenheit gemahnt hatte, präsentierte der preußische König nun vor aller Welt – nicht nur in Wien, auch in Petersburg, Paris und London blickte man aufmerksam auf die Ereignisse in Berlin – die Schattenseite der deutschen Romantik.

Dass es sich bei diesem Befund keineswegs um einen der Eichendorffschen Rezeptionsgeschichte immanenten Seiten-Aspekt der politischen Verwicklungen handelte, belegt der signifikante Debattenbeitrag aus der Feder von – Georg Gottfried Gervinus. In seiner Monographie »Die Preußische Verfassung und das Patent vom 3. Februar 1847« hatte der unermüdlich die Zeitereignisse (s. o., Kapitel A. III. 4. 3 zur deutschkatholischen Bewegung) kommentierende politische Professor und Maßstäbe setzende Literarhistoriker schon früh die Rabulistik des königlichen Patents auseinandergenommen. Dass der einzuberufende Landtag nichts weniger denn ein Parlament sein werde, und auch alle Erwartungen irgendeines konkreten Impulses an der Eigenart des Königs vorbeigehen, führte er bereits im Vorfeld auf 126 Oktav-Seiten aus, nicht ohne wiederum seiner Überzeugung von der Zentralstellung Preußens im nationalen Einigungswerk vollendetsten Ausdruck zu verleihen. Die epochale Bedeutung des Vereinigten Landtages, die nicht nur gesamtdeutschen Erwartungen, die sich an dessen Einberufung vielfach knüpften, geht aus folgendem Passus hervor, mit dem Gervinus seine nüchterne Skepsis ob der Ambiguität und Ambivalenz des Patents vom 3. Februar vor dem Vorwurf des rein destruktiven Unkenrufes zu rechtfertigen sucht:

Wohl mag es böswillig und sophistisch aussehen, wenn hier Miene gemacht wird, in dem, was alle Welt als eine neu eröffnete Laufbahn für Volk und Volkskräfte ansieht, nichts als eine Schranke zu sehen, in einem liberalen Geschenke eine Acte des strengsten Conservatismus.

Wie aber sollte hier böser Wille sich einmischen, wo wir alle in ganz Deutschland mit gespannter Erwartung auf die erste selbständige Bewegung blicken, zu der sich das preußische Volk in seiner Gesamtvertretung anschickt? wo wir Alle durchdrungen sind von der auf Erfahrung wohl begründeten Ueberzeugung, daß die Zukunft unserer gemeinsamen politischen Entwicklung wesentlich von den preußischen Entwicklungen abhängt?<sup>48</sup>

47 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 206 (mit Zitaten); Thile wurde nach der Thronbesteigung erster Kabinettsminister, vgl. das Porträt bei Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 96-99; instruktiv zum Komplex immer noch Schoeps 1966, Der christliche Staat; der Zusammenhang der Eichendorffschen Pietismus-Kritik im literarhistorischen Werk mit diesen merkwürdigen, nach 1850 noch intensivierten innerpreußischen Zuständen (der wenige Jahre zuvor »erweckte« Bismarck wurde damals ja gerade in pietistisch-frömmelnden Kreisen hoch gehandelt) wird im Hauptkapitel zum literarhistorischen Werk ausführlicher besprochen, s. Kapitel B. III. 4. 2, dort auch weitere Angaben zur historiographischen Literatur.

48 Gervinus 1847, Patent, S. 32 f.

Mit der ›Entlarvung‹ des ultrakonservativen, eben nur rabulistisch verschleierte Sinns des königlichen Patents bestätigte sich für Gervinus aber nichts anderes als sein ja schon in so vielen verschiedenen Publikationen artikuliertes *Romantik*-Urteil:

Will man sich Alles, was hier im Einzelnen erörtert worden ist, unter Einen Gesichtspunkt zusammenfassen, dann erst glaubt man recht das ganze Gewicht des Conservatismus zu empfinden, das sich diesem gemachten Fortschritte hemmend angehängt hat.

Von Oestreich war der Anstoß zu der großen Veränderung ausgegangen, die Preußen in seiner Staatsorganisation unterbrach, und Erhaltung ist das Looswort der österreichischen Politik. [...]

So ging man in Wissenschaft, in Geschichte, in Sprachforschung, in Kunst und Kunststyl auf das Alterthümliche, das Entfernte, das der Wirklichkeit und Gegenwart weit Ablegendste zurück.

So schiene es also, daß das Regierungsprinzip eines einzelnen Staates, daß die Theorie eines einzelnen Mannes, einer ganzen Zeit auf diese Weise das Gesetz aufgelegt, den Zeiger der Weltuhr zurückgeschoben, das Staatsleben zu einem archäologischen Studium umgewandelt habe! Aber unserer romantischen Kunst und Wissenschaft hatten ja keine Staatsgesetze geboten, diesen alterthümlichen Charakter mit anzunehmen; das ganze Reich der Literatur bezeugte es wohl, daß ein großer instinctiver Trieb die Zeit in diese Richtung zog, in welche die österreichische Staatsweisheit eben so viel mitgerissen war, als sie mitriß. [...]

Man lebte sich so aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurück, und das sonderbarste Naturspiel der Geschichte lag vor unsern Augen: zwei große Nachbarvölker, die fünfzehn Jahre lang im Reich der Politik und des Geistes die Zeit des Mittelalters heraufzubeschwören strebten! [...]

Wo und wann aber eine junge Kraft die müden Glieder des europäischen Körpers erfassen wird, da werden diese Traumbilder wie eitle Schatten verfliegen und keine Spur hinterlassen. So geschah es 1830 in Frankreich und Deutschland; das ganze Gerüste des politischen und kirchlichen Baues über dem Rheine verfiel ohne Anstrengung, und begrub unsere romantische Kunst und Wissenschaft in dasselbe Grab.

Warum denn nennen wir diesen Anfang einer preußischen Verfassung noch eine endliche späte Nachwirkung der eigenthümlichen Regungen jener Zeit? warum reihen wir sie unter die Erscheinungen, die wir seit 1830 für verschwunden halten?

Es ist ein Erbtheil der absolutistischen Regierungsform, von denen man in politischen Systemen nichts liest und in den Reden der Opposition nichts hört. Es ist dieses, daß, wo sie besteht, der Einklang der Bildung zwischen Volk und Fürst fast nothwendig fehlen muß. In Vertretungsstaaten drängt sich die Stimme der Zeit, ihre ganze Lage und Verhältniß, die Atmosphäre ihrer gesammten Bildungen und Richtungen auch dem Prinzen auf, der vielleicht nicht das lebhafteste Interesse an den Dingen des Staates nähme. Wo dies nicht ist, da ist es mit den nachwachsenden Regenten, wie es fast mit allen Menschen auch im Privatleben ist: sie bleiben auf dem Standpunkte stehen, den ihnen die Jugendbildung gab, sie haften in den Ideenkrei-

sen, die sie im lebhaftesten Geiste bei dem ersten Eintritt in die Welt empfangen; die Zeit und die Volksmasse um sie her macht dieweile ihre nie unterbrochenen Fortschritte. So hielt Friedrich II. auf dem Throne die französische Bildung noch fest, als man sie schon im Sturme aus Deutschland verjagte; so wirkte die orthodoxe Zeit der Spalding und Mosheim, die an Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. Hofe nicht aufkommen konnte, sehr spät in Friedrich Wilhelm III. durch seinen Jugendlehrer Sack [ein zu seiner Zeit einflussreicher reformiert-rationalistischer Bischof, N. v. E.] nach, der in die Reihe jener Männer und in die Sphäre ihrer Bildung gehört. So ist es in unseren Tagen von Allen mehr oder weniger deutlich empfunden, wie nun die Richtung der romantischen Zeit verspätete Siege feiert; man erinnert sich noch, wie nach 1840 alle ihre Koryphäen in Kunst, Literatur und Oeffentlichkeit mit einem raschen und sicheren Griffe in Berlin versammelt wurden.

Wenn aber schon der Kern jener ganzen Zeit und ihrer Bildung vor einer kleinen Regung der jungen Zeitkräfte (1830) zersplitterte, wie wenig Festigkeit kann diesen nachziehenden Resten innewohnen, nachdem das Vaterland diesen Kreis von Ideen verlassen hat und von anderen Bedürfnissen getrieben, zu andern Bildungen vorge-schritten ist!<sup>49</sup>

In diesem Panoptikum – oder Pandämonium – der romantischen Politik Friedrich Wilhelms IV. lässt sich, mit der Anspielung auf die romantische Hinwendung zur nationalen Vergangenheit des Mittelalters, auf die dem »Geist von 1813« gemäße Rück-Umkehrung der nach 1830 an Frankreich orientierten Nationalbewegung, auf die Kölner Dombaubewegung etc., die in der bisherigen Forschung vollumfänglich übersehene Zentralstellung des preußischen Königs für die Eichendorffsche Werkentwicklung (Kapitel A. III. 2) noch einmal paradigmatisch belegen. Die im Bannkreis des preußischen Thronwechsels erstmals kulminierende Romantik-Kontroverse – Gervinus »erinnert« an die Versammlung romantischer »Koryphäen« (Tieck etc., s. o. Kapitel A. I. 3) nach 1840 »in Berlin« – hatte Eichendorff ja zu einer ersten Standortbestimmung provoziert (Kapitel A. III. 2), die er seit 1846 in seinem literarhistorischen Werk produktiv einlösen sollte (Kapitel B. I. 1; B. III. 2/4). Wenn Gervinus nun in der Verweigerung des Königs auch zu den nur minimalsten verfassungspolitischen Reformen »verspätete Siege« »der romantischen Zeit« erblicken will, wenn Friedrich Wilhelm IV. dann tatsächlich in seiner Eröffnungsrede des Landtages auf romantisches Kernvokabular zurückgreift, das Eichendorffs politischen Schriften entnommen zu sein scheint, dann konnte Eichendorff, der »letzte Romantiker«, sich doch durch seine (in den Wiener Huldigungen subjektiv bestätigte, Kapitel B. I. 2) bekenntnishafte Erklärung über Wahres und Falsches der Romantik (Kapitel B. I. 1) gerechtfertigt sehen. Er, Katholik und ehemaliger Jäger des Lützower Korps, wurde in Wien als »Mann der That« gefeiert, Friedrich Wilhelm IV. offenbarte dagegen, wohin Romantik ohne Katholizität notwendig führen musste – die »Erlahmung jeglicher Thatkraft« des Königs sollte Eichendorff in einem Brief an Theodor von Schön wenige Jahre später als immanente Konsequenz aus dem

49 Gerviuns 1847, Patent, S. 68-72.

»pietistischen Gefühlswesen« deuten.<sup>50</sup> Auch wenn die Ereignisse in Preußen sicher als zusätzlich komplizierender Faktor der Rezeptionsgeschichte der im Dezember 1847 erscheinenden ersten literarhistorischen Monographie Eichendorffs zu werten sind; auch wenn die Schärfe der Rezensionen sicher dadurch mitbedingt war, dass Eichendorffs Publikation, die ja trotz allem eine Kriegserklärung an den liberalen Zeitgeist bedeutete, in den Sog dieser erneuten Decouvrierung der romantisch-konservativen Politik Friedrich Wilhelms IV. geriet: Eichendorff hatte sich nun selbst eine Referenz geschaffen, auf die er gegenüber fälschlichen Zuordnungen verweisen konnte.

Der Vereinigte Landtag ist auch wegen der erinnerungspolitischen Signatur der bekanntesten Reden für Eichendorff relevant; das Rededuell zwischen dem liberalen Vincke und dem hier erstmals die weltgeschichtliche Bühne betretenden Otto von Bismarck über »Freiheitskriege« oder »Befreiungskriege« brachte den unversöhnlichen Konflikt zwischen der liberalen und konservativen Deutung der Feldzüge von 1813 und 1814 an den politischen Tag;<sup>51</sup> es offenbarte damit die Zentralstellung der Erinnerung an 1813 im politischen Diskurs dieser Jahre; auf dem ersten gesamtstaatlichen Forum der preußischen Geschichte wurde eben, wie bereits erwähnt, »Bilanz« gezogen aus der ersten Jahrhunderthälfte, und 1813, mehr noch freilich 1815 – das Jahr des ersten Verfassungsversprechens – waren hierbei die bevorzugten Kristallisationspunkte divergierender Erinnerungsbilder. Der Verlauf des Landtags im engeren politischen Sinn ist für die Aufhellung des Eichendorffschen Rezeptionshorizonts nicht von Belang; wohl aber, dass sich die dunkle Vorahnung des österreichischen Gesandten bewahrheitete, der schon »im Februar 1847 behauptete, der Vereinigte Landtag werde zum Schlachtfeld werden, »von welchem aus die liberale Parthei ihre Eroberungen auf dem constitutionellen Felde beginnen werde.«<sup>52</sup> Die »Bestürzung und Fassungslosigkeit« (s. o.), mit der die königliche Eröffnungsrede aufgenommen wurde, erwartbar in hitzigsten Debatten mündete und tiefklaffende Gräben noch weiter vertiefte, ließ Friedrich Wilhelm IV. kalt. Er war schon über die sich an den Ambivalenzen seines Patents vom 3. Februar aufhängenden kritischen Stimmen »verstimmt.«<sup>53</sup> Nach der Auflösung des ergebnislosen Landtags, die mit den wirtschaftlichen Krisen des Jahres zusammenfiel, »befand sich Preußen in einer heiklen, vorrevolutionären Situation.«<sup>54</sup> Es kam in diesem Jahr vielfach zu »Hungerrevolten« und zwischen dem 21. und 23. April zur Berliner »Kartoffelrevolution«, in deren Zuge Militär u. a. gegen Frauen, die auf Kartoffelhändler losgingen, aufgeboten werden musste; Plünderungen und vereinzelt Gewaltexzesse machten aus dem teils kuriosen ein durchaus ernstes Bild.<sup>55</sup> Friedrich Wilhelm IV. aber zeigte sich demonstrativ unbekümmert ob aller »Sturmzeichen.«<sup>56</sup> Am 13. April

50 Brief an Schön vom 7. 2. 1851, HKA XII, S. 262, dazu ausführlich Kapitel B. III. 4. 2.

51 Vgl. Bismarcks Rede vom 17. 5. 1847 bei Gall 1981, Bismarck Reden, 21 ff.

52 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 194.

53 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 195.

54 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 199 f. (mit Zitat).

55 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 199 f. (mit Zitaten).

56 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 200 ff.; Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 201 (Zitat).

stellte der König in einem Brief die Lage der Dinge, freilich adressatenbedingt – seine Schwester, die Gattin des russischen Zaren, konspirierte vielfach mit der österreichisch-russisch-preußischen, die Pläne des Königs teilweise offen sabotierenden ›conservative connection‹ (s. o.) um Prinz Wilhelm, Zar Nikolaus I. und Metternich – jedenfalls noch sehr stolz und selbstgewiss dar:

Ich habe lange zu den Herrn im Weißen Saale [im Berliner Schloss, bei der Eröffnung des Landtags, N. v. E.] geredet und ihnen wahrlich *nicht* geschmeichelt. Das hatte viele kalte Herzen nicht wärmer machen können, andre aber sind erschüttert u nicht wenige weinten. Jetzt werden allerhand Versuche gemacht sich zu überzeugen ob ich ein Pinsel, ob ich ledern oder ehern bin. Und es soll ihnen bald kein Zweifel bleiben daß ich letzteres bin. Das Ganze ist die Kur einer Krankheit, die *ich nicht* veranlaßt habe. Gott weiß es! Er weiß auch, daß wenn Papa klügere und muthigere Rätthe gehabt hätte, solche wie ich hoffe und glaube zu haben, die Krankheit kein so heroisches Mittel erfordert haben würde. Aber unsere Devis ist nicht umsonst: Gott mit uns!<sup>57</sup>

Im Horizont einer um Verstehen – im ursprünglichen Sinn des Wortes – bemühten Geschichtsbetrachtung kann es natürlich nicht darum gehen, Werturteile der Zeitgenossen zu übernehmen. Doch sind es genau solche selbstgerechten (»*ich nicht!*«) Berufungen auf Gott zur religiösen Verbrämung eines absoluten, mystisch übersteigerten Herrschaftsanspruches, die den Zorn Eichendorffs herausforderten. Seinem trotz aller immer wieder durchkommenden Anerkenntnis der »ursprüngliche[n] edle[n] Natur«<sup>58</sup> des Königs langverhaltenen, seit den Desillusionen von Anfang des Jahrzehnts tiefempfundenen Groll über das Schwankende, Verworrene, Eitle dieses »Romantikers« auf dem Thron der Hohenzollern hat der »letzte Romantiker« in seinem lyrischen Revolutionszyklus freie Bahn gelassen und mit schonungsloser, rücksichtsloser und gnadenloser Schärfe Ausdruck verliehen – »Kein Pardon!« ist das dritte Sonett seines Revolutionszyklus (B. II. 2. 1) betitelt.

## 2. Revolutionslyrik als Beitrag zur deutschen Frage

»Der Februar voller Sonnenschein und im März die schönste Frühlingsluft, die sich denken ließe.« Was sich auf den ersten Blick als kuriose Marginalie darbieten mag, ist in Wahrheit die politisch ausgedeutete Erinnerung eines Zeitgenossen. Wilhelm

57 Zitiert nach Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 195.

58 Das gilt auch für Theodor von Schön, vgl. Eichendorffs Antwort auf einen leider verlorenen Brief Schöns vom 18. 5. 1852 (HKA XII, S. 281-283, hier 282): »Was Ew. Excellenz über den König sagen, ist recht wie aus meiner Seele geschrieben, so gantz theile auch ich diese Wemuth über das schöne zerstörte Bild«; am 16. 11. 1852 schreibt er dann wieder (HKA XII, S. 289 f., hier 290): »Sehr erfreut hat mich Ew. Excellenz Aeußerung über unseren König. Auch ich glaube u. vertraue auf seine ursprüngliche edle Natur, die mit Gottes Hülfe doch immer wieder durchbrechen wird.«

Angerstein verband seinen Rückblick auf die »Berliner März-Ereignisse im Jahre 1848« mit dem Gedenken an einen frühen Frühling, wie er fast nur ein Zeichen des »Himmel[s]« sein konnte:

Die Reaction hat hinterher behauptet, daß die Revolution weder in Berlin, noch sonst irgendwo hätte ausbrechen können, wenn nicht ein so schöner, vorzeitiger Frühlommer gewesen wäre. Es kann dies vielleicht richtig sein, ich will dies dahingestellt sein lassen – aber sicher ist, daß der liebe Herrgott seine wahre Freude über das Geschehene zu haben schien, denn der Himmel lachte stets im herrlichsten Sonnenglanze auf die sündige Erde herab.<sup>59</sup>

Nicht nur im Hinblick auf den faktualen Rahmen der Ereignisse, sondern auch im Hinblick auf die hier freilich mehr rhetorisch-ironisch gewendete, religiöse Deutungsperspektive ist dieses Zeugnis zur Aufhellung des Eichendorffschen Rezeptionshorizontes relevant. Als Eichendorff im Dezember 1847 von Danzig nach Berlin zog, fand er zunächst zwar eine explosive, vorrevolutionäre Stimmung vor (s. o., B. II. 1), die sich aber in den ersten Monaten des Jahres 1848 mit einer geradezu biedermeierlich-heiteren, öffentlichen Geselligkeit merkwürdig verschränkte. Die ungewöhnlich »warme[] Witterung« trieb die Menschen zur fröhlichen Bummel, zum vergnügten Flanieren und unbeschwerten Lustigsein auf die Straßen.<sup>60</sup> Die ersten Gerüchte von den Ereignissen in Paris am 27. Februar – die wegen der noch nicht ausgebauten Eisenbahn- oder Telegraphenverbindungen erst vier Tage verspätet offiziell eintreffen – verwandeln das Bild öffentlicher Gemütlichkeit dann schnell in helle Aufregung und Überreizung, das sich aber wegen der ungewohnt lauen Frühlingstemperaturen immer noch auf den Straßen, Boulevards und in den Parks abspielt. Kurz: In Berlin herrscht eine allgemeine Auftriebsstimmung.<sup>61</sup>

*Geht ein Klingen in den Lüften,  
Aus der Tiefe rauscht der Fluß,  
Quellen stürzen von den Klüften,  
Bringen ihr der Höhen Gruß.*

*Denn es naht in Morgenblitzen  
Eine hohe Frau zu Roß,  
Als wär' mit den Felsenspitzen  
Das Gebirge dort ihr Schloß.*

*Und die grauen Schatten senken,  
wie sie durch die Dämm' rung bricht,*

59 Beide Zitate Angerstein 1865, Berliner März-Ereignisse, S. 6; zitiert bei Schulze 1996, Nationalbewegung, S. 9.

60 Schulze 1996, Nationalbewegung, S. 9 ff.

61 Schulze 1996, Nationalbewegung, S. 11 ff.

*Und die Creaturen trinken  
Durstend alle wieder Licht.*

*Ja, sie ist's, die wir da schauen,  
Unsre Königin im Tal,  
Holde Freiheit, schöne Frauen,  
Grüß dich Gott viel tausendmal!<sup>62</sup>*

Diese vier Strophen geben das frühlingshafte Morgentableau ab, auf dessen Goldgrund in Eichendorffs Revolutionserzählung »Libertas und ihre Freier« (Kapitel B.II.3) die Ankunft der namensgebenden Protagonistin, der Libertas, geschildert wird. Unter dem Titel »Der Freiheit Wiederkehr« hat Eichendorff das Gedicht im Jahr 1854 für eine selbstständige Publikation im Rahmen der Neuausgabe seiner Lyrik exzerpiert und leicht abgeändert – zusammen mit dem geschlossen komponierten Zyklus »1848« sollte es den Abschnitt zur Revolutionslyrik exponieren, sodass die Zitation im gegebenen Rahmen am Platze scheint.<sup>63</sup> Das Gedicht ist in zwei Teile gegliedert; der eben zitierte zweite figuriert die mit der »Wiederkehr« der »Freiheit« aufziehende, das ganze Land in »Morgenblitzen« und »Licht« tauchende Erlösungs- und Auftriebsstimmung. Damit aber ist ein politisch-nationaler Rahmen nur natur-poetisch ausgeschmückt, der im ersten Teil mit sehr konkreten Anspielungen entworfen wird.<sup>64</sup>

*Der Freiheit Wiederkehr*

I.

*Um mich wogt es wie ein Meer,  
Fast wie in vergangnen Tagen,  
Da die Wälder ringsumher  
Rauschten von uralten Sagen.*

*Dort blitzt's auf, das ist der Rhein,  
Wo sich zwischen Rebhügeln  
Bei dem glühen Morgenschein  
Burgen in den Fluten spiegeln.*

*Sei gegrüßt, du schöner Strom!  
Brüderlich wob seine Äste  
Damals deiner Wälder Dom  
Dir zum Schutz und Trutz als Veste,*

62 KA I, S. 454f.

63 Vgl. die Beschreibung der Handschrift bei Uhlendorff 1957, Freiheitsgedanke, S. 42 und hierauf Bezug nehmend Ries 1997, Zeitkritik, S. 217.

64 KA I, S. 455f.

*Als der Römer Adler flog  
Und ich flüchtet' vor dem Volke,  
Das den Erdkreis überzog,  
Eine Zornes-Wetterwolke;*

*Das einst kühn nach Heldenart,  
Mit dem Schwert die Welt gemessen,  
Doch geworden stolz und hart,  
Seit es meiner hatt' vergessen.*

*Hinter mir in Schmach und Tod  
Sah ich da die Länder dunkeln,  
Vor mir frisches Morgenrot  
Rings von deinen Bergen funkeln.*

*Freudig zog ich zu dir hin  
Bracht' dir aller Länder Kronen  
Bis auch du in blödem Sinn  
Mir's nicht länger mochtest lohnen.*

*Jetzt nach langer banger Fahrt,  
Hab ich wieder dich gefunden,  
Und es grüßt nach Landesart,  
Mich die ganze weite Runde.*

*Feuerzeichen steigen auf,  
Von den Gipfeln ringsum schallt es,  
Und zum Willkomm mir herauf  
Rauscht der Rhein und widerhallt es.*

*Und von Berg zu Bergeswand,  
Weit hinab durch alle Gaue  
Segn' ich dich, du deutsches Land,  
Dem ich wieder mich vertraue.*

In der bisherigen Forschung ist vollumfänglich übersehen worden, dass die Revolution hier – als positive Freiheitsbewegung – in ein poetisch entfaltetes Gesamtbild nationaler Geschichte eingliedert wird, ja als dessen Höhepunkt firmiert.<sup>65</sup> Die Göttin

65 Im Kommentarteil der KA von Hartwig Schultz wird der Gedichttext merkwürdigerweise überhaupt nicht inhaltlich kommentiert; Schultz beschränkt sich hier neben der Herkunftsbeschreibung des Textes auf die überflüssige Erklärung der Sprecherrolle des Gedichts aus der »Perspektive der personifizierten Freiheit«, KA I, S. 1116; bei Uhlendorff 1956, Freiheitsgedanke, S. 37, wird wenigstens registriert, dass die Freiheit zum »deutschen Volk« spricht (mehr nicht).

der Freiheit apostrophiert das mit einer Fülle historischer Anspielungen umschriebene Deutschland als eine Nation, die in der von Hölderlin ausgehenden Tradition als geradezu messianischer Erfüllungsraum inszeniert wird.<sup>66</sup> Unter Rückgriff auf die Zentralmotivik der Befreiungskriegslyrik (Wald, Rhein, Burgen etc.) werden die bekannten Analogien von deutschem Wald und deutscher Nation nun derart mit den Arminius-Mythen überblendet (»Brüderlich wob seine Äste / *Damals* [9 n. Chr. wie – assoziativ – 1813, N. v. E.] deiner Wälder Dom / Dir zum Schutz und Trutz als Veste«), dass das Gedicht in knappen, aber plastisch-prägnanten Bildern eine Ursprungserzählung des deutschen Reiches figuriert, die von den römisch-germanischen Grenzkriegen, über das supranational-deutsche Kaisertum des Mittelalters (»aller Länder Krone«), über den frühneuzeitlichen Verfall, bis in den »glühen [!] Morgenschein« von 1848 mündet. In der Tat liegt in dieser nationalen Deutungsperspektive der bisher verkannte Schlüssel zu Eichendorffs in sich kohärenter Haltung gegenüber der Revolution, die bisher immer nur mit dem Aufweis von Ambivalenzen bis Widersprüchen einzugrenzen versucht wurde. An dem aus neun Gedichten und in geschlossener Form komponierten Revolutionszyklus<sup>67</sup> lässt sich nämlich wiederum der für das Spätwerk charakteristische, übergeordnete nationale Rahmen, der religiöse und »engere« politische Elemente sekundär in sich begreift, exemplarisch illustrieren.

2.1 »Den neuen Tag bricht an / Der Herr auf allen Höhen«:  
Der Gedichtzyklus »1848«

VII

*Der welsche Hahn*

*Es rief der welsche Hahn  
Und schlug mit seinen Flügeln,  
Da hebt's zu krähen an  
Auf allen deutschen Hügeln.  
Den neuen Tag bricht an  
Der Herr auf allen Höhen;  
Da will der Hahn sich blähen  
Und meint, er hätt's getan  
Mit seinem heisern Krähen.*<sup>68</sup>

Wenn mit diesem siebten, auf die ersten sechs Sonette folgenden Gedicht aus dem Gesamtzyklus unter dem Titel »1848« ein Text weitgehend unvermittelt herausgegriffen

66 Zu diesem Komplex statt vieler Wiedemann 1993, *Klassik und nationale Identität*, hier S. 549 zu Hölderlins »Germania«-Hymne.

67 Zur Zyklusform vgl. die zusammenhängende, leider an der eigentlichen historisch-politischen Signatur vorbeigehende Besprechung von Ries 1997, *Zeitkritik*, S. 218–241, hier 218, 237.

68 KA I, S. 452 f.

wird, so geschieht dies in der Überzeugung, dass innerhalb eines unbefriedigend erschlossenen Interpretationsgegenstandes gerade an denjenigen Elementen unmittelbar anzusetzen ist, die bisher am wenigsten aufgehell werden konnten. Tatsächlich beschränkten sich die wenigen durchgängigen Analysen oder Stellenkommentare, die zwar auch an den Intentionen der anderen Texte meist vorbeigingen, dort aber immerhin eine historische Kontextualisierung *versuchten*, hier auf eine bloße Paraphrasierung des Gedichtinhalts. Dass »[n]ach Eichendorffs Auffassung [...] die revolutionären Ereignisse in Deutschland nicht unmittelbar mit der Französischen Revolution in Verbindung zu bringen [sind] und [...] jedenfalls mit dem zeitgenössischen Frankreich, das sich wie ein Hahn verhält und heiser kräht [...] nichts zu tun [haben]«,<sup>69</sup> fügt dem Gedichttext nichts hinzu. Das Gleiche gilt für die Feststellung innerhalb der besten zusammenhängenden Interpretation der Revolutionsgedichte: »Eichendorff [...] beschwört den spezifischen historischen ›Eigenwert‹ der deutschen Revolution.«<sup>70</sup> Ries erwähnt zwar immerhin den Replikcharakter dieser »Perspektive« gegen die Stimme der radikalen und liberalen Frankreichfreunde, die ja lange schon in der Französischen Revolution das in Deutschland nachzuahmende Vorbild begrüßten.<sup>71</sup> Dieser diskursive Hintergrund wäre aber einerseits erst komplett durch die Einbeziehung solcher (meist konservativer) Kommentatoren, die wiederum die abstrakte ›Nachahmungssucht‹ kritisierten und die historische Eigentümlichkeit der föderalen deutschen Verhältnisse – die sich nicht in einen Einheitsstaat zwingen lassen – argumentativ gegen das in der zentralistischen Tradition des absolutistischen Königums der Bourbonen schon lange angelegte staatlich-politische Konstruieren nach »tabula rasa«-Art wendeten.<sup>72</sup>

69 So Schultz im Kommentar KA I, S. 115.

70 Ries 1997, Zeitkritik, S. 235.

71 Ries 1997, Zeitkritik, S. 234-236, hier 234 f.: »In ›Der welsche Hahn‹ [...] widerspricht Eichendorff der damals verbreiteten Meinung, die deutsche Revolution sei letztlich eine Kopie des französischen Vorbildes.«

72 Vgl. dazu v. a. die Anmerkung der Redaktion im letzten in den HPBL erschienenen Literatur-Artikel Eichendorffs (»Die deutschen Volksschriftsteller, KA VI, S. 369-388); dieser erschien nämlich, als bereits die Revolution ausgebrochen war und provozierte die Redaktion zu einer Anmerkung, HPBL 21 (1848), S. 133: »[...] da die klägliche Nachäfferei französischen Parteiwesens dem charakterlosen, seiner Geschichte und seines Geistes vergessenen deutschen Michel nun doch einmal diesem lumpigen Theaterflitterrock umgeworfen hat, so daß man die Verhandlungen der deutschen Reichsversammlung, auch l'assemblée constituante de l'Allemagne genannt, in der That nur schwer von einer französischen unterscheiden kann.« Das »tabula rasa«-Zitat HPBL 20 (1847), S. 607 f. (»Wir glauben zwar an keine Volks-Souveränität, weil dieß ein Unding ist, aber auch an keine absolute Despotie und was mit ihr zusammenhängt; sondern an einen naturwüchsigen, organischen Staat, wo der Bürger, wie zum Geben, so auch zum Empfangen da ist; denn jeder Staat, in welchem das Parteiinteresse, oder das Standesinteresse vorherrscht und regiert, trägt den Keim des Verderbens in sich, seien auch seine Institutionen noch so liberal. Die Franzosen haben in ihrem politischen Leben tabula rasa gemacht, und dann diesen Acker ganz neu angepflanzt [...]). – Die innere Konsequenz der Revolution aus dem mechanistisch-mathematischen Zug der nivellierenden Politik der französischen Könige spätestens seit Ludwig XIV., wie sie später Franz Schnabel (Deutsche Geschichte I, hier S. 108 ff. das Kapitel »Die historische Bedeutung der Französischen Revolution«), darauf Bezug nehmend Ernst-Wolfgang Böckenförde (in der Aufsatzsammlung Böckenförde 2016, Studien, Kapitel »10. Verfassungsprobleme und Verfassungsbewegung des 19. Jahrhunderts«, 244 ff., hier S. 246) etc. so eindringlich profilierten, war ein Gemeingut des zeit-

Andererseits kann aber auch dieser Sachverhalt nicht erklären, *warum* Eichendorff, sonst bekanntermaßen von der dämonologischen Revolutionsdeutung der de Maistre, Görres, Brentano etc. geprägt,<sup>73</sup> offenbar »von der historischen Notwendigkeit der Revolution auch in Deutschland« »überzeugt« war,<sup>74</sup> *worin* also der positive Grund besteht, dass in dem Gedicht entsprechend nationale und geschichtsphilosophische bzw. religiöse (immerhin erscheint Gott selbst als Initiator) Deutungsperspektiven zusammenfließen. Der Text erschöpft sich ja nicht in der negativen Verwahrung gegen den Vorbildcharakter der Pariser Februarrevolution, sondern profiliert die epochale Bedeutung des »neuen Tag[es]« in Deutschland als einer qualitativ neuen Stufe innerhalb der nationalen Geschichte, die er im oben zitierten, ausführlicheren Gedicht »Der Freiheit Wiederkehr« mit Arminius, *translatio imperii* und römisch-deutschem Kaisertum beginnen bzw. sich knospenhaft entfalten lässt. Warum ist die Revolution eine von Gott »gewollte«, nationaldeutsche Angelegenheit?

Die Absicht der Vorsehung bei Zulassung der Stürme von 1848, sagten wir, war auf Deutschland gerichtet. Dieses ist sicher anzunehmen, denn in Frankreich, von dem die Revolution ausgegangen, finden wir an der Sache unsrer heiligen Kirche nichts verändert.

In diesem am 11. April 1849 in einer katholischen Wochenzeitschrift Württembergs veröffentlichten Rückblick (»Der Finger Gottes in den Begebenheiten der Zeit«) verdichten sich in paradigmatischer Form die verschiedenen Hauptelemente der im Vorjahr tausendfach publizistisch variierten – in der Eichendorff-Forschung aber bis heute symptomatisch ausgeblendeten – providentiellen Revolutionsdeutung.<sup>75</sup> »Zulassung«

genössischen Konservatismus. Ernst Ludwig Gerlach, der preußische Hochkonservative, konnte mit seinem geflügelten Wort, dass »niemand so viel für die Revolution getan habe wie das Haus Bourbon«, auf einen vorausgesetzten Konsens rechnen, vgl. dazu die Beiträge in den HPBl 21 (1848), S. 743 (»Das deutsche Volk erwartet von ihnen [den Parlamentariern, N. v. E.], daß sie in deutschem Geiste das Werk der deutschen Verfassung aufbauen, mit deutschen Mäßigung und deutschem Rechtssinn, und daß sie sich nicht von französischen Souverainitätsdünkel, dem Sohne des royalistischen Despotismus Louis XIV., dem Vater des kaiserlichen Despotismus Napoleons verlocken lassen; hinter unseren Fürsten stehen unsere Volksstämme, deren Geschichte mehr denn ein Jahrtausend hinaufdatirt, und die sich nicht wie französische Departements von einem omnipotenten Convent nach Gutdünken würden kommandiren und tyrannisiren lassen«); 23 (1849), S. 178 (»Diese Bestrebungen haben zu den Zuständen geführt, unter den heute Europa seufzt. Vor sechzig Jahren nämlich ist diesem fürstlichen Absolutismus zum ersten Male die Revolution gegenübergetreten, die er selbst geschaffen, zu der er Generationen hindurch die Saat mit vollen Händen ausgestreut hatte«) u. ö.

73 Frühwald 1977, Spätwerk Brentano, S. 179.

74 So Schiwy (2007, Biographie, S. 596) überleitend zur Zitation des (dann nicht weiter kommentierten) Gedichts: »Eichendorff neidet [das sicher nicht, N. v. E.] in dem siebten Gedicht seines Revolutions-Zyklus unter dem Titel »Der welsche Hahn« Frankreich diese Initialzündung und führt den Anbruch des »neuen Tages« der Revolution »auf allen Hügeln« letztlich auf das Wirken Gottes, des »Herrn« der Geschichte, zurück. So sehr ist er überzeugt von der historischen Notwendigkeit der Revolution auch in Deutschland.«

75 Zitat bei Dietrich 1995, Christentum und Revolution, S. 31. Dietrichs unter Betreuung von

war der Schlüsselbegriff der alten, 1848 tausendfach wiederholten und variierten Lehre der Heterogonie der Zwecke: Gemäß dieser Lehre, wie sie ja in der Hegelschen Idee von der »List der Vernunft« weiterlebte, wurde im göttlichen Heilsplan auch das Böse (das Gott weder direkt geschaffen noch positiv gewollt hat) zugelassen, um – als blindes Werkzeug – das Gute zu befördern; das Prinzip kristallisierte sich am deutlichsten im christlichen Zentralsymbol, insofern Gott sich des absolut Bösen – der Kreuzigung Jesu Christi – nicht nur einfach bediente, sondern diesen Tiefpunkt der Schöpfungsgeschichte zum Quell des Heiles, also zum Angelpunkt der Heilsgeschichte werden ließ. Mit dieser 1848 politisch gewendeten »bonum-durch-malum-Lehre« konnte also das in sich Schlechte – die Revolution – in ein positives Deutungsschema integriert werden.<sup>76</sup> Dass nun die deutsche Revolution nicht nur keine Kopie der französischen, sondern die Pariser Ereignisse von jeher, und zwar nach »Absicht der Vorsehung« positiv »auf Deutschland gerichtet« waren – erst diese allein im katholischen Raum virulente Deutungsfigur erlaubt es, auf den konzeptuellen Grund von Eichendorffs Gedicht und darüber des gesamten Revolutionszyklus zu dringen.

Wenn man in der bisherigen Forschung die den Zyklus bestimmenden religiösen Deutungsperspektiven immer nur im Sinne einer unbestimmt individual-ethischen, ja irgendwie »transzendentalen«, d. h. die realen Ereignisse gleichsam »wegspiritualisierenden« Geschichtsbetrachtung interpretiert hat,<sup>77</sup> dann wurden hiermit vollkommen anachronistische Kategorien angewandt, deren hermeneutischer Geltungsanspruch nie reflektiert wurde; er liegt ausschließlich in der (unausgesprochenen und oftmals auch unbewussten) säkularistisch-liberalen Prämisse einer apriorischen Beziehungslosigkeit von Geschichte/Politik und Religion – mithin in einer ahistorischen Prämisse, die als

Dieter Langewiesche entstandene, sehr gründliche und ungewöhnlich quellenreiche Dissertation konzentriert sich auf die Württembergische Publizistik, die nicht überall, aber in wesentlichen Grundzügen auch für die gesamtdeutsche veranschlagt werden kann; im Folgenden wird daher auf diese materialreiche Vorarbeit mehrfach zurückgegriffen, wobei das Bild aber durch die vollständige Auswertung der HPBl aus diesen Jahren – Eichendorff war immerhin zwischen 1846 und 1848 fester Mitarbeiter der Zeitschrift, die er auch sonst sehr intensiv gelesen hat – ergänzt wird. Der konservative Münchner bzw. Wiener Kreis ist vielfach von einer pessimistischeren Sichtweise als der eher demokratisch-optimistische Katholizismus Württembergs geprägt, beide konvergieren aber, wie noch ausführlich zu zeigen sein wird, in den nur unterschiedlich eingefärbten bzw. ausgeprägten Haupt-Deutungsperspektiven.

<sup>76</sup> Vgl. Dietrich 1995, Christentum und Revolution, S. 26 ff.

<sup>77</sup> Vgl. statt vieler hier v. a. das Statement von Koopmann 2007, Politische Lyrik, S. 28 (»Man wird freilich sagen müssen, daß [Eichendorff] sich mit seiner Interpretation der Ereignisse von 1848 endgültig von einer realistischen Interpretation der Geschichte abgewendet hat, um stattdessen die Weltgeschichte als Gottesgeschichte zu lesen. Es hat ihn nicht daran gehindert, sich für die Freiheit des Menschen, wie er sie verstand, deutlich auszusprechen. Diese war für ihn allerdings nicht in »politicis« zu gewinnen«), und das ähnlich ignorante Resümee bei Ries 1997, Zeitkritik, S. 234 (»Die 6 Sonette entfalten sich vom Zeitbild zum umfassenden Geschichtsbild und transzendieren beide im heilsgeschichtlichen Bezug. [...] Nicht nur das Bekenntnis zu einer politischen Individualethik sollte darin gesehen werden, sondern auch Eichendorffs Bemühen um Versöhnung über alle Parteigrenzen hinweg«) bzw. S. 230 (»Im folgenden Sonett ›Wer rettet?‹ knüpft Eichendorff den Blick auf die historische Entwicklung an jene transzendentalgeschichtliche Weltansicht [...]«).

›explanans‹ eines historischen Problemzusammenhangs, dem sie selbst (als ›explanandum‹) angehört, durchweg unangemessen ist.<sup>78</sup>

Von dieser methodischen Problematik abgesehen war ein solcher Ansatz eben auch nur durch die systematische Ausblendung der Zentralstellung der Religionsfrage in den parlamentarischen und publizistischen Debatten des Revolutionsjahres möglich. In der bisherigen Forschung erfährt man einfach nichts über die ebenso schlichte wie fundamentale historische Tatsache, dass Katholiken verschiedenster politischer Couleur die Ereignisse teils mit Jubel begrüßten und die katholische Kirche schließlich als eigentlicher Gewinner aus der deutschen Revolution hervorging. Diese geistige und politische Stärkung, die den Umschlag von Revolution in Reaktion überdauerte, wurde auch von den zeitgenössischen Gegnern sehr klar registriert: »Die Wucht der Zeitverhältnisse neigt sich jetzt merkwürdig auf die Seite des Katholizismus. Das verbirgt sich keinem offenen Auge«, bemerkte ein protestantischer Kritiker der Jesuitischen und Redemptoristischen Volksmissionen, die seit 1850 einen starken Zulauf verzeichneten.<sup>79</sup> Der allgemeine ›katholische Aufschwung‹ manifestierte sich aber nicht allein in Frömmigkeitsphänomenen und Konversionen. Entscheidend war, dass sich 1848 die seit 1837 zunehmend konsolidierte Katholische Bewegung vereins- und parteipolitisch formierte, wodurch die deutsche Parteienlandschaft mittelfristig ihr bis 1933 festes Gepräge erhielt.<sup>80</sup> Diese Entwicklung gründete in der Begrüßung und sofortigen Aufnahme der Religions-, Presse-, Vereins- und Versammlungsfreiheit. »Alles bewilligt« lautete im März 1848 die Losung der deutschen Monarchien, die aus Furcht vor dem roten Umsturz innerhalb kürzester Zeit alldem stattgaben, wogegen sie sich über Jahrzehnte hinweg verwahrt hatten. Im katholischen Raum aber wurde schnell von den »Märzerzürungschaften« gesprochen.<sup>81</sup> Zwar war die Haltung katholischer Kommentatoren je nach politischem Standpunkt unterschiedlich eingefärbt. Der deutsche Katholizismus nahm schließlich, wie nahezu alle der großen politischen Bewegungen dieser Zeit, nach den Besonderheiten der einzelnen deutschen Staaten ein ›regional‹ sehr unterschiedliches Gepräge an. Zwischen dem ultrakonservativen Münchner Kreis, der in den HPBl sein einflussreiches Organ hatte, dem eher demokratisch-liberalen Katholizismus in Südwestdeutschland und dem liberal-konservativ geprägten im preußischen Rheinland bestanden teils durchaus tiefgreifende politische Unterschiede.<sup>82</sup> Carl Ernst Jarcke, der mit Metternich nach London floh, wurde immer wieder von düsteren Untergangsphantasien ergriffen, die an den französischen Ereignissen seit 1792 anknüpften; in der

78 Aus der mittlerweile kaum mehr überschaubaren Fülle von Arbeiten zur Historisierung der Säkularisierungstheorie sei im gegebenen Rahmen nur Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 267-390 (Großkapitel »C Der männliche Staat«), zitiert.

79 Zitiert nach Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 327.

80 Lönne 1986, Politischer Katholizismus, S. 106-115.

81 Vgl. die Zitate bei Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 32 u. ö.

82 Die hier vorgenommenen Zuschreibungen stellen natürlich immer noch Vereinfachungen dar; zu Überblick und Differenzierung des vormärzlichen Katholizismus vgl. v. a. Klug 1995, Geschichtsbilder, passim, hier etwa S. 334-377 zu den rheinländischen Reichenspergern und 378-386 zu dem Badener Volksmann Franz Joseph Buß.

»assemblée nationale de l'Allemagne« (s. o.) und der »deutschen Tricolore«<sup>83</sup> fürchtete er das (symbolische) Fanal »blutige[r] Verfolgungen« bzw. Bürgerkriege, wie sie sich 1792 etwa in der Vendée ereignet hatten.<sup>84</sup> Franz Joseph Buß hingegen, aus einer Region stammend, in welcher der »herkömmliche Reichstraditionalismus« am längsten lebendig geblieben war,<sup>85</sup> brach in Begeisterungstürme aus und währte die Wiederherstellung des Deutschen Reiches und Kaisertums auf volkmäßiger Grundlage zum Greifen nah.<sup>86</sup> Andere suchten den Schulterchluss mit den Konstitutionellen, um rote Republik und Restitution des von der politischen Rechten überwiegend gelobten absolutistischen Kirchenregiments gleichermaßen zu verhindern. Alle aber konvergierten in der Erleichterung darüber, dass mit der Revolution der vormärzliche Polizeistaat endlich zusammengebrochen war. Als Gebot der Stunde galt nun, mithilfe der modernen Freiheiten – der »Märzerrungenschaften« – einer neuen Ordnung der Dinge je nach politischem Standpunkt taktisch-klug oder mutig-optimistisch entgegenzugehen.<sup>87</sup>

Diese bereits am Verhältnis Jarcke-Eichendorff illustrierte Tendenz zur defensiven Konsensbildung (Kapitel B. I. 2) innerhalb des deutschen Katholizismus seit dem Kölner Ereignis von 1837 (Kapitel A. I. 2; A. II. 4) wurde 1848 durch die gezielte Sammlungspolitik des Kölner Erzbischofs Geissel, durch parlamentarische Absprachen unter den recht bunt von der linken Mitte bis zur äußersten Rechten verteilten katholischen Abgeordneten der Paulskirche, durch außerparlamentarische Massenmobilisierung, Petitionstürme und Adressenbewegungen schließlich in den Grundrechten der Frankfurter Reichsverfassung rechtlich-politisch erfolgreich fixiert.<sup>88</sup> Der katholischen Publizistik, die diese Entwicklung vorbereitete und begleitete, kam naturgemäß eine Schlüsselstellung bei der öffentlichen Meinungsbildung zu; durch den Wegfall entsprechender Beschränkungen hatte sich ja im Revolutionsjahr die Presselandschaft allgemein rasant ausgebreitet, und auch neue katholische Zeitschriften schossen wie Pilze aus dem Boden, während die Abonnentenzahlen bereits etablierter Organe exponentiell anstiegen.<sup>89</sup> Der Erfolg der katholischen Kirche, der es schließlich gelang, in der Ver-

83 HPBl 21 (1848), S. 457

84 Das Beispiel des Aufstandes der »Vendée« in HPBl 24 (1849), S. 179.

85 Vgl. Elisabeth Fehrenbachs Artikel »Reich« in *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 5 (1984), S. 492: »In Süd- und Südwestdeutschland, wo die meisten Besitzungen der entmachteten Stände des ehemaligen Reichsadels lagen, war noch am ehesten der herkömmliche Reichstraditionalismus des 17. und 18. Jahrhunderts wirksam geblieben, weshalb man auch jene rheinischen, fränkischen und schwäbischen Kreise, die ihre Existenz neben den aufstrebenden mächtigen Nachbarn lange Zeit allein der bewahrenden Tradition des Reiches verdankten, im Unterschied zum übrigen Deutschland »Reich per excellentiam« nannte, ein Wortgebrauch, den die Lexika noch bis weit ins 19. Jahrhundert verzeichneten.«

86 Klug 1995, *Geschichtsbilder*, S. 379.

87 Vgl. zum Zusammenhang die den reichen Quellenzitaten beigegebenen Ausführungen von Dietrich 1996, *Christentum und Revolution*, S. 32 ff.

88 Die materialreiche und noch heute gut lesbare Dissertation von Schnabel 1910, *Zusammenschluß*, bildet die Grundlage aller späteren Forschung; vgl. hierauf aufbauend Lönne 1986, *Politischer Katholizismus*, S. 106-115; Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 420 f., 617 f.

89 Vgl. die entsprechenden Statistiken im Kapitel »Kommunikation und Öffentlichkeit« bei Siemann 1985, *Revolution*, S. 114-124.

fassung des projektierten Nationalstaates die institutionelle Selbstverwaltung, d. h. die Beendigung der bisherigen staatskirchlichen Bevormundung, zu verankern,<sup>90</sup> diesen Quantensprung dann auch noch in die Reaktionszeit hinüberzuretten,<sup>91</sup> bestätigte und nährte die publizistische Hochkonjunktur providentieller Revolutionsdeutungen, die, und hierin liegt das für Eichendorff relevante Charakteristikum, sowohl national- als auch universalgeschichtlich fundiert waren.

Deutschland war nach der Mehrheit der Kommentare der eigentliche Kristallisationspunkt und Erfüllungsraum aller europäischen Revolutionen, weil hier – anders als in Frankreich, wo sich nach dem oben zitierten Rückblick »nichts verändert« hat – die katholische Kirche erstmals seit Jahrhunderten in die volle Freiheit entlassen wurde. Hatte sich die katholische Kirche schon seit dem Spätmittelalter dem im Zuge der Territorialisierung vertieften Omnipotenzanspruch ›des‹ ›Staates‹ zu erwehren, so wurde mit dem Westfälischen Frieden nicht nur die fürstliche Landeshoheit »circa sacra«, sondern darüber auch die konfessionelle Spaltung der deutschen Nation reichsrechtlich festgeschrieben. Die Erwartung, dass 1848 die Umkehrung von 1648 erfolgen würde,<sup>92</sup> dass über die Wiederherstellung der Glaubenseinheit erst die Bedingung und Garantie für Restitution und dauerhaften Bestand des Deutschen Reiches gegeben wäre, wurde hierbei allerdings paradoxerweise durch die Freigabe der modernen Religionsfreiheit begründet: »Ohne Gewährleistung vollkommener Religionsfreiheit ist für unser durch die Glaubensspaltung zerrissenes und geschwächtes deutsches Vaterland eine Erhebung gar nicht denkbar.«<sup>93</sup> Dem lag ein auf zahlreichen konfessionellen Prämissen beruhendes, dialektisch-gewundenes, aber in sich schlüssiges Denkschema zugrunde. Wenn nämlich der Protestantismus nur durch die Protektion der Landesfürsten überhaupt entstehen und nur durch den stützenden Rebstock der staatlichen Macht sich bis in die Gegenwart erhalten konnte; wenn umgekehrt die katholische Kirche sich des göttlichen Beistands ihres Gründers bis zum Ende der Zeiten sicher sein konnte: Dann war die 1848 tausendfach variierte Schlussfolgerung, die sich aus der Beendigung des Staatskirchentums ergab, in der Tat offensichtlich:

Diese unsere Kirche war vom Staate unterdrückt, während die Schwesterkirche von ihm geschützt und gehalten war. Daraus läßt sich erklären, warum letztere blühen und gedeihen konnte, und bis heute noch äußerlich besteht [...]. Dieß seitherige Verhältniß der Kirche zum Staate, einerseits der Unterdrückung, andererseits der

90 Vgl. hierzu den Überblick bei Kühne 1985, Reichsverfassung, S. 470-490.

91 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 421 f.; die oktroyierte preußische Verfassung etwa »galt den Katholiken jetzt als ›Magna Charta des Religionsfriedens‹«, ebd. S. 421. Österreich richtete zwar seit 1850 sein neoabsolutistisches Regiment ein, beendete aber endgültig den Josephinismus und schloss 1855 das langersehnte Konkordat ab, ebd.

92 »[M]it dem Jahr 1648 wurde der Bruch der deutschen Einheit besiegelt, und jetzt im Jahr 1848 stehen wir an der großen Wende unserer Zukunft«, Zitat aus dem in einer katholischen Württembergischen Wochenzeitschrift publizierten »Aufruf an die Katholiken des Reiches deutscher Nation« bei Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 34.

93 So der Kommentar einer katholischen Württembergischen Wochenzeitschrift zur Gründung der Pius-Vereine, zitiert nach Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 35.

Beschützung hat nunmehr die Märzrevolution gelöst. Jede der beiden Kirchen ist auf sich selbst angewiesen, der Staat confessionslos geworden. Nun folgt aus der Natur der Sache: was unterdrückt war, hebt sich empor, sobald der Druck aufhört, was aber gestützt und gehalten war, stürzt um, wenn die Stütze und der Halt nicht mehr vorhanden ist. Siehe da die Zukunft beider Kirchen!<sup>94</sup>

Weil »an die Stelle des faulen westphälischen Friedensschlusses [...] zwei Jahrhunderte später (1648-1848) Grundrechte getreten [sind], welche den traurigen Zustand unsrer heil. Kirche in Deutschland aufheben, und ihr die Macht verleihen, sich siegreich über die ganze Welt zu erheben und hierdurch zugleich unserm zerrissenen Vaterland die Einigkeit wieder zu geben«, konnte sich derselbe Kommentator sogar zu der Aussage versteigen: »St. Peters Herrschaft über Deutschland wurde in der Paulskirche neu begründet.«<sup>95</sup> Dieser Ausblick, über »die Religions- und Kirchenfreiheit« in dialektischer Weise »Deutschlands Todeswunde« – die konfessionelle Spaltung – zu heilen, ließ selbst ultrakonservative katholische Kommentatoren ernsthaft erwägen, »die Stunde [zu] segnen, die den ersten Gedanken gebar«, eine revolutionäre deutsche Nationalversammlung – die ansonsten unangenehme Erinnerungen an das französische Vorbild von 1789 ff. weckte – »zu berufen«;<sup>96</sup> auch zu Beginn der religiösen Grundrechtsdebatten im August war man noch voller Hoffnungen:

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 26. August 1848.

In Frankfurt hat am 21. August die Verhandlung über die Religions- und Kirchenfreiheit begonnen. [...] Drei hundert Jahre lang haben die Fürsten- und Beamtenre-

94 Zitiert nach Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 35; vgl. dazu die prägnanten Zusammenfassungen ebd. (»die Grundrechte machten fürderhin jede staatliche Unterstützung einer bestimmten christlichen Konfession unmöglich, und in der so hergestellten freien Konkurrenz der Wahrheiten konnte der Zusammenbruch des Protestantismus, somit eine allgemeine Rekatolisierung, erwartet werden«) sowie S. 42 (»Im ersten Aufatmen über die erwartete Befreiung von staatskirchlicher Bevormundung entstand 1848 in der katholischen Kirche ein neues positiv-optimistisches Deutungsmodell des Phänomens Revolution, das in der Folge von dem traditionellen negativ-pessimistischen Muster zwar nicht abgelöst, doch in den Hintergrund gedrängt wurde. Welcher Sicht die Katholiken auch angehören mochten, eines war ihnen sicher: »Der herrliche Sieg der Sache Gottes auf Erden wird nicht ausbleiben. Die Wege scheinen uns sichtbar, auf welchen der Herr selbst diesem Sieg entgegenschreitet.«). Die allgemeine Gängigkeit dieses »Deutungsmodells« belegt auch ein von Dietrich nicht herangezogener früher Kommentar in den HPBl 22 (1848), S. 85 (Hervorhebung von mir, N. v. E.): »Mit der Durchführung des absolutistischen Kirchenstaatsrechtes übernehme jede Regierung ein Geschäft, wozu sie weder berechtigt noch befähigt wäre; die Aufgabe: alle kirchlichen Parteien zu regieren, geht, heute mehr wie je, über das höchste Maß menschlicher Kräfte. Der entgegengesetzte Weg: jeder religiösen Gemeinschaft die Verwaltung und Regierung ihrer eigenen Angelegenheiten selbst zu überweisen, ließe einfach die Natur walten, und stelle das, was Menschenweisheit nicht mehr schlichten kann, ruhig und gelassen *der Vorsehung anheim*.«

95 Zitate aus einer katholischen Württembergischen Wochenzeitschrift von 1849 bei Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 34.

96 Zitat in HPBl 21 (1848), S. 77 f.

gierungen Zeit gehabt, an der Lösung dieses Problems in ihrem Sinne ihre Kraft zu üben. Nachdem sie auf diesem Wege zu den Ergebnissen gekommen, die heute offen vor unsern Augen liegen, hat die göttliche Zulassung durch eine der wunderbarsten Wendungen des Geschicks, die je in der deutschen Geschichte vorgekommen, die Entscheidung in andere Hände gelegt.<sup>97</sup>

Das Stichwort der »göttliche[n] Zulassung« trifft in die Mitte des providentiellen Deutungsschemas, das diesen Kommentar der HPBl mit dem oben zur Erhellung des »Wel-schen Hahnes« zitierten Rückblick von der »auf Deutschland gerichteten« »Absicht der Vorsehung« verbindet. Die bonum-durch-malum-Denkfigur, nach der Gott sich des Bösen bediente und das im göttlichen Heilsplan entsprechend nur »zugelassene« Böse das Gute beförderte, konnte auch das von streng Konservativen Perhorreszierte – ein modernes Parlament – in hellstem Licht erscheinen lassen. Die Frankfurter Nationalversammlung war das Werkzeug, nach dem Zusammenbruch der offiziell seit 1648 datierenden staatlichen Landeshoheit die langersehnte Religionsfreiheit zu verwirklichen. An der Entscheidung hing aber nicht nur die (gleichsam partikulare) Wohlfahrt der katholischen Kirche, sondern »Deutschlands Schicksal auf Jahrhunderte hinaus, vielleicht für alle Zeiten«, weil eben, so die ja nicht nur von Katholiken geteilte Überzeugung,

seit der Bekehrung der Deutschen die Sache des Glaubens und der Kirche der eigentliche Kern und das Mark ihrer politischen Geschichte gewesen ist[;] wenn von jeher alle unsere inneren Staatsfragen, alle wichtigeren Beziehungen unserer auswärtigen Politik, alle andern politischen Aufgaben jedweder Art sich als bloße [...] Konsequenzen mehr oder weniger augenscheinlich von selbst ordneten und schlichteten, je nachdem sie ihren Anstoß von dem obersten Princip des deutschen Lebens, dem Glauben, empfangen, – so ist dieß Alles heute mehr als jemals der Fall, nur weniger augenfällig, als in frühern Zeiten. Wir wiederholen, was wir früher schon bei andern Gelegenheiten sagten: unser kirchlich-religiöses Zerwürfniß und dessen Heilung ist die unsichtbare Achse, um die sich heute Alles dreht, was in Deutschland geschieht. Unsere Staatsumwälzung hat einen, rein durch Wahl als Wurzel und Bruchtheil aus der Seelenzahl aller Deutschen gezogenen, souverainen Volksausschuß an die Spitze der Geschäfte gestellt, den Ausspruch zu thun, an den sich Fluch oder Segen für alle Zukunft knüpft. Wird die verfassunggebende Volksversammlung die Zeit und ihren Beruf begreifen? Wird sie den Beweis liefern, daß sie den Despotismus der letzten zwei Jahrhunderte, den alteingelebten Polizeistaat, den oftgeschmähten Geist der absolutistischen Bevormundung jeder freien Regung wirklich überwunden habe, daß Deutschland der Freiheit werth und ihrer fähig sei? Wird sie in den Weg einlenken, der allein zur [geistigen, N. v. E.] Eintracht und durch diese zur [staatlich-politischen, N. v. E.] Einheit führt? Dieß Alles wird sich

97 HPBl 22 (1848), S. 335.

jetzt zeigen. Die Abstimmung über den dritten Artikel der deutschen Grundrechte wird auf diese Fragen antworten.<sup>98</sup>

Die Aussicht, dass mit dem Ende des polizeistaatlichen Kirchenregiments das Abendrot des Protestantismus in die anbrechende Morgenröte des Triumphs der katholischen Kirche übergehen könnte, wurde, in Anknüpfung an den heilsgeschichtlichen Topos der Vier-Reiche-Lehre, als epochales Ereignis sowohl der deutschen National- als auch der allgemeinen Christentumsgeschichte, damit dann der Geschichte überhaupt gewertet. Wenn Deutschland das Land war, in dem das Christentum erst staatlich-politisch ›Fleisch‹ werden konnte, weil auch nach Eichendorff »erst« die »germanischen Völker das Christentum in Europa wirklich einheimisch gemacht« (KA VI, S. 395) hatten; wenn Deutschland das Land war, von dem aus seit 1517 die Spaltung der Christenheit ausging – dann musste auch Deutschland das Land sein, von dem aus die Wiederherstellung aller Dinge ihren Anfang nahm:

In Deutschland fand im 16. Jahrhundert der große Riß statt, welcher die christliche Welt in zwei Theile spaltete, und unsre Einheit und Kraft vernichtete; Deutschland wird als Wiege der Reformation gepriesen, – in Deutschland scheint sie auch ihren Verlauf zu finden, Deutschland auch zu ihrem Sarge bestimmt zu sein!<sup>99</sup>

Freilich handelte es sich hierbei keineswegs um eine originär katholische bzw. allein der katholischen Kirchengeschichte immanente, also ›partikulare‹ Deutungsperspektive, sondern lediglich um die (späte) katholische *Variante* eines Hauptstromes deutscher Identitätskonstruktionen, der seine Kraft nicht unwesentlich aus der nationalen Reformationslegende bezog. Die innere Verschlungenheit deutscher Identitätsbildung und Protestantismusgeschichte wird – in mannigfachen Brüchen und Abwandlungen – nach den ersten Ansätzen bei den Reformatoren selbst, in der humanistischen Tacitus-Rezeption, über Klopstock, Herder, besonders über Hölderlin, Novalis, Friedrich Schlegel bis weit ins 20. Jahrhundert hinein den Gedanken einer besonderen Erwähltheit und universalhistorischen Sonderstellung der deutschen Nation nähren.<sup>100</sup> Dass etwa Hitlers Mantra eines »tausendjährigen Reichs« eine säkulare Spätblüte der vor allem im württembergischen Pietismus ausgebildeten chiliastischen Tradition dar-

98 Alle Zitate HPBl 22 (1848), S. 335f. (immer noch aus den »Glossen zur Tagesgeschichte. Den 26. August 1848«).

99 So in dem bereits oben ausschnittsweise zitierten Beitrag »Der Finger Gottes in den Begebenheiten unserer Zeit« (II. 4. 1849), zitiert nach Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 32.

100 Vgl. statt vieler v.a. das brillante Panoptikum bei Wiedemann 1993, Deutsche Klassik und nationale Identität, hier S. 549 die selten in diesen objektiv-historischen Problemzusammenhang (so konsequent) situierte, d.h. historisierte Hölderlinsche *Germania*-Hymne; zu den weniger bekannten apokalyptisch-messianischen Reunionsideen des späten Schlegel, bei dem sich die innere Kontinuität zwischen der utopisch-spekulativen, theoretisch ambitionierten Früh- und der katholischen Spätromantik natürlich besonders klar veranschaulichen lässt, vgl. überblickshaft Osinski 1993, Katholizismus, S. 83-183 (»Spekulativer Universalkatholizismus. Friedrich Schlegels Spätwerk«).

stellt, die ihrerseits wiederum in die spätmittelalterliche Reichs-Diskussion (Joachim von Fiore etc.) zurückreicht, braucht als bekannte Tatsache kaum wiederholt werden; solche Hinweise auf Altbekanntes scheinen im gegebenen Rahmen aber nötig, um den objektiv vorgängigen historischen Kontext sichtbar zu machen, der entsprechende katholische Deutungsmuster erst in ihrer diskursiven Herkunft und Stoßrichtung verständlich macht.

Eichendorffs eingangs zitiertes Gedicht »Der Freiheit Wiederkehr«, das all diese Deutungselemente in ein nationales Narrativ zusammenfügt (s. o., Kapitel B. II. 2), kann in der Tat bis in die Motivik und Bildsprache hinein als katholisches Gegenstück zu Hölderlins »Germania«-Hymne – die Deutschland eben aus buchstäblicher Adlerperspektive als universalgeschichtlich-religiösen Offenbarungsraum inszeniert – bezeichnet werden. Dass aber Gott selbst in Eichendorffs Gedicht »Der welsche Hahn« den qualitativ »neuen Tag« »[a]uf allen deutschen Hügeln« – d. h. in allen Staaten des Deutschen Bundes – anbrechen lässt (s. o.), wird erst vor diesem von der bisherigen Eichendorff-Forschung symptomatisch ausgeblendeten historisch-objektiven Hintergrund der im Jahr 1848 hochvirulenten providentiellen Revolutionsdeutungen verständlich. Aus dieser konfessionell-nationalen Perspektive, die sich bei Eichendorff zugleich mit der spezifisch innerpreußischen des ehemaligen Reformbeamten verschränkt, erhellt tatsächlich auch der gesamte Revolutionszyklus in seiner inneren Kohärenz: »Der welsche Hahn« beschließt eine Gruppe von sechs Sonetten, die, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, eine klare klimaktische Struktur aufweisen. Die schonungslose Abrechnung mit dem Liberalismus (Sonette I-II) wie mit den absolutistischen Regierungen des Vormärz (Sonette II/III-V) mündet nämlich nicht in die Aporie, sondern ist durch schrittweise Ausweitung und Vertiefung der religiösen Motivik auf einen in Nummer »VI. Das Schiff der Kirche« schließlich offen explizierten, positiven Rezeptionshorizont hingeeordnet.

War die Rede von den »Märzerrungenschaften« im katholischen Raum weitverbreitet, die positive Aufnahme der modernen Freiheiten weitgehend einhellig,<sup>101</sup> so blieb das Verhältnis zu Liberalismus und Radikalismus freilich in den meisten Fällen sehr zwispältig. In ihrem Emanzipationsanspruch musste sich die katholische Kirche in erster Linie des liberalen Etatismus erwehren, der nicht nur, aber besonders in der

101 Vgl. das exemplarische Zitat aus einer katholischen Württembergischen Wochenzeitschrift (April 1849) bei Dietrich 1996, *Christentum und Revolution*, S. 32 (»Jene drei Hauptartikel der Märzerrungenschaften sind uns nirgends nöthiger gewesen, als in Sachen unserer Religion und Kirche, an welche der Polizeistaat seine schweren Fesseln angelegt hatte. Gerade sie haben uns gefehlt, um die gewaltige Kraft zu entfalten, mit welcher unsere Kirche ausgerüstet ist«) sowie komplementär dazu das klare Bekenntnis in den ultrakonservativen HPBl 21 (1848), S. 426 (»Indem wir nun den Kreis der von den deutschen Fürstenthronen herab bereits bewilligten, oder noch allgemein von allen deutschen Stämmen gewünschten Freiheiten überschauen, so finden wir unter ihnen auch nicht eine, mit welcher wir, wenn sie auf gesetzmäßigem Wege erlangt wird, uns nicht einverstanden erklären könnten. Dieß gilt sowohl von denjenigen unter ihnen, welche rein politischer Natur sind, als auch von denen, die wir als geistige Freiheiten bezeichnen möchten. Dabei sind letztere Freiheiten die höheren geistigen Güter: Pressfreiheit, Lehrfreiheit und Religionsfreiheit«).

Kirchenfrage seine spätabolutistische Verwurzelung verriet.<sup>102</sup> Galt der Staat nach liberalem – in der Tradition Hegels stehendem – Verständnis als höchste Form sittlich-menschlicher Ordnung, als »sittliches Reich«, dem Bildungs-, Religions- und Kulturhoheit »naturgemäß« zukam, so war er nach katholischem Verständnis vornehmlich Rechtsstaat,<sup>103</sup> welcher die institutionelle Unabhängigkeit der Kirche, nach dem Subsidiaritätsprinzip aber auch die relative Autonomie der Städte, Gemeinden, Familien etc. zu achten hatte. Vor der Renaissance des Naturrechtsgedankens wurde dieser Autonomieanspruch freilich vorwiegend historisch und aus der akuten Oppositionshaltung gegen einen etatistisch-liberalen Staatsbegriff heraus formuliert, wie er nicht erst im Kulturkampf aufkam.

Schon in der Frankfurter Paulskirche wurden nämlich die religiösen Grundrechtsdebatten mit liberalen Anträgen auf das staatliche Verbot kirchlicher Orden und auf Etablierung einer von Rom unabhängigen sowie dem Staat unterworfenen Nationalkirche eröffnet; »der Zwiespalt zwischen Kirche und Staat würde sich auf einmal dadurch, daß die Kirche sich der Nation anschließt, in Humanität auflösen«, begründete der oberbayerische Liberale Hermann von Beisler die erhoffte Einberufung von »Reichssynoden«, die mit absoluter staatlicher Verfügungskompetenz eine der deutschen Nation gemäße Einheitskirche schaffen sollten.<sup>104</sup> Die radikale Linke hingegen forderte die vollständige Trennung von Staat und Kirche. Diese am linken Rand des politischen Spektrums (was Teile des Linksliberalismus einschloss) virulente Trennungsidee, nach welcher alle Kirchen privatrechtlich als Vereine zu behandeln seien, war zwar nicht selten viel offener als bei den (vornehmlich antikirchlichen) Liberalen antichristlich motiviert.<sup>105</sup> Doch schien sogar Katholiken der äußersten Rechten eine klare Scheidung der Sphären der Fortführung des staatskirchlichen Systems – nach den zermürbenden Erfahrungen des Vormärz (1837 etc.) – eindeutig vorzuziehen: Die konservativen Beiträge der HPBl erklärten sich »weit davon entfernt, in Betreff des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche eine Normaltheorie verfechten zu wollen«; lag es daher »im

102 Vgl. hierzu allgemein v. a. Klippel 1998, Der liberale Interventionsstaat; spezifisch bzgl. der Religionsfrage Altgeld 1992, Katholizismus, S. 74 f.; Becker 1984, Aspekte, v. a. S. 57; Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 267-390.

103 Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 216 ff.; zur »Verdichtung« und »Kompetenzerweiterung« bereits der frühneuzeitlichen Staatsbildung durch die ihm im Zuge der Konfessionalisierung zugefallenen Rechte *in* (bzgl. der lutherischen und reformierten Kirchen) bzw. *circa sacra* (bzgl. der katholischen Kirche) vgl. Schilling 1989, Voraussetzung Staatsbildung, passim, Zitate S. 92, 99; der Terminus des »sittlichen Reiches« stammt von Friedrich Julius Stahl, der Hegel als offiziellen preußischen Staatsphilosophen nach 1840 ablöste, dazu s. u., Kapitel B.III. 4. 2.

104 Vgl. die Rede von v. Beisler (Wigard 1848, Stenographischer Bericht, Bd. 3, S. 1662-1666, hier 1665) (»Ich beantrage nämlich, an die Stelle des § 14 [über die Selbstverwaltung, N. v. E.] folgenden Beschluß zu stellen: »Die Angelegenheiten der christlichen Kirche Deutschlands, namentlich ihrer Beziehungen zu dem Staate, werden durch eine Reichssynode geordnet.« Ich sage hier: »geordnet«, nicht »festgestellt«, weil eben Deutschland meiner Ansicht nach keine souveräne Kirche neben dem souveränen Staat haben kann«) und 1664 (»die Reichssynoden werden uns die Nationalkirche geben, und der Zwiespalt zwischen Kirche und Staat wird sich auf einmal dadurch, daß die Kirche sich der Nation anschließt, in Humanität auflösen«).

105 Es ging beim Trennungsideal der Linken natürlich oftmals auch um die Freiheit der Sekten bzw. innerkirchlichen »Dissenters«, vgl. dazu Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 27 ff.

geringsten« in deren »Absicht«, die Kirche-Staat-Dualität oder umgekehrt die »absolute Trennung beider Sphären als naturrechtliches, für alle Zeiten, Länder und Völker gültiges Princip zu behandeln«, so konnte diese doch aus »praktische[r]« Perspektive »in unserer gegenwärtigen Lage das Gerechte, Nothwendige, Heilsame« sein.<sup>106</sup> Damit aber erschien die radikale Linke gemäß der Lehre von der Heterogonie der Zwecke als dasjenige »blinde Werkzeug« der »Vorsehung«, welche über die »Zulassung« solcher in sich suboptimaler bis verwerflicher Tendenzen das Gute – hier die Beendigung des polizeistaatlichen Kirchenregiments – befördern musste.<sup>107</sup>

Dieses partielle Präludium der Kulturkampf-Konstellationen änderte natürlich nichts daran, dass das Verhältnis des Katholizismus gegenüber den Radikalen (wie gegenüber den sozialistischen Parteien nach 1871) sehr ambivalent blieb; die gerade in konservativen Lagern stark verbreitete »phobie du rouge« mit all ihren Verfolgungängsten und Untergangsszenarien wechselte sich allerdings ab mit der Hoffnung, mithilfe der Linken den Etatismus der Liberalen aufzubrechen.<sup>108</sup> Juan Donoso Cortés, der schillernde spanische Reaktionär, der durch Carl Schmitt eine gewisse Bekanntheit erlangt hat,<sup>109</sup> gewann gerade während seiner Zeit in Berlin (1849) die mit Marxisten geteilte Überzeugung, dass der bürgerliche Liberalismus nur eine Übergangerscheinung war – und

106 HPBl 21 (1848), S. 82 f.

107 Besonders klar wurde das Prinzip im Rückblick von Ignaz von Döllinger »auf der jüngsten Generalversammlung des Piusvereines zu Regensburg« formuliert, vgl. den Bericht in den »Glossen zur Tagesgeschichte. Den 27. October 1849«, HPBl 24 (1849), S. 613-616, hier S. 618 f. den Kommentar zur Rede: »Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, eine Frage zu berühren, die wir in unsern schwindlichen Zeiten schon oft aufwerfen hörten. Wenn die vormärzliche Lage der Kirche, sagt man, also war, wie die eben angeführten Beispiele [Döllinger hatte in seiner Rede, hier S. 615, ein skurriles Pandämonium des Josephinismus geboten, der u. a. die maximale Zahl brennender Kerzen auf Kirchenaltären staatlich reglementiert hatte, und für einen Segen nach der Abendandacht eine eigene polizeiliche Genehmigung vorsah, N. v. E.] sie schildern, müssen wir uns denn nicht der Revolution als einer Erlösung aus langer schmachvoller Knechtschaft zu Dank verschuldet bekennen: Die Antwort lautet sehr einfach: Erstens hat die Revolution, selbst die jüngste [alle einzelnen Revolutionen, 1789, 1830, 1848, wurden als Gesamtphänomen »der Revolution wahrgenommen, N. v. E.], bisher kaum nur versprochen, gewiß noch nicht gehalten. Zweitens: wer auch nur einen Augenblick glauben könnte, daß die Menschen und die Principien der Revolution dem Reiche Gottes auf Erden [der katholischen Kirche, d. h. der streitenden Kirche gegenüber der »leidenden« des Fegefeuers und der »triumphierenden« des Himmels, N. v. E.] bessere Tage verbürgen könnten, oder zugehört hätten, wie selbst die Organe der alten Bureaucratie, der würde nur seine vollständige Unkunde der Welt und der Geschichte bekunden. Wenn aber gerade jetzt, wie auch wir hoffen, Gott der Kirche zu helfen begriffen ist, so werden auch hier wieder die Menschen und die Ereignisse nichts seyn, wie die blinden Hebel und Werkzeuge zur Vollbringung der Plane des Allerhöchsten, dem allein Ehre gebührt. Die Kirche wird, wenn sie frei wird, es werden, ohne daß sie es der Revolution oder dem Absolutismus Dank wissen müßte.«

108 Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 38 ff.

109 Vgl. die programmatisch am Ende der klimaktischen Darstellung eingefügten Zitate bei Schmitt 2015 [1922], Politische Theologie I, S. 63-67, besonders 66 f. zur Definition der Bourgeoisie als der »Clasa discutidora«: »Diktatur ist der Gegensatz zu Diskussion. Es gehört zum Dezisionismus der Geistesart von Donoso Cortés, immer den extremen Fall anzunehmen, das jüngste Gericht zu erwarten. Darum verachtete er die Liberalen, während er den atheistisch-anarchistischen Sozialismus als seinen Todfeind respektiert und ihm eine diabolische Größe gibt.«

prophesezeit den Endkampf zwischen Sozialismus und Katholizismus.<sup>110</sup> Das war freilich eine Zuspitzung, die in ihrer (bzgl. der spanischen Situation durchaus visionären) Schärfe der spezifischen Eigenart dieser berüchtigten historischen Figur entstammte; aber eine Zuspitzung setzt eben ein allgemein gängiges Grundschema voraus. War die Linke nach Überzeugung nicht nur von Cortés langfristig der eigentliche Gegner, so musste man sich ihrer im gegenwärtigen Kampf gegen den liberalen Absolutismus bedienen.<sup>111</sup> Für das ›juste milieu‹ der Liberalen, die sich als Sprachrohr des Volkes inszenierten, gegen dessen sozialen Emanzipationswillen aber ebenso mit den etablierten Gewalten paktierten wie gegen den religiös-institutionellen der katholischen Kirche, hatten Katholiken vielfach nur zynischen Spott übrig.<sup>112</sup> Die schadenfreudig-düstere Aggressivität, die Eichendorffs Abrechnung mit den »Altliberalen« – wie sich die Konstitutionellen bzw. Rechtsliberalen im Preußischen Abgeordnetenhaus nannten – zugrunde liegt, wird erst vor diesem Hintergrund vollumfänglich verständlich:

I  
*Die Altliberalen*

*Die wilden Wasser, sagt man, hat entbunden  
Ein Lehrling einst, vorwitzig und vermessen,  
Doch hinterdrein den Zauberspruch vergessen,  
Der streng die Elemente hält gebunden.*

110 Vgl. den vielzitierten Passus in seinem »Ensayo sobre el catolicismo, el liberalismo y el socialismo considerados en sus principios fundamentales« (1851; hier nach der Übersetzung von Fischer 1933, Staat Gottes, S. 199 f.): »Der Liberalismus hasst das Licht nicht minder als die Finsternis. Darum hat er seinen Standpunkt gewählt in einem verschwommenen Halbdunkel, das jenseits des Sonnenlandes liegt und doch auch nicht mehr der Nacht gehört. In der schleierhaften Dämmerung, die zwischen den ewigen Schatten und dem göttlichen Morgenrot hinbrütet, hat er seinen Thron aufgeschlagen. Von dieser namenlosen Warte aus will er ohne Volk und ohne Gott regieren. Ein seltsames Unterfangen! Ein ganz unmögliches Beginnen! Seine Tage sind gezählt. Denn siehe, dort steigt am Horizont der Stern empor, der Gott verkündet, und hier taucht in der Ferne die Wolke auf, die einherzieht vor dem Rasen des Volkes! An dem schreckenvollen Kampftage, wo die Entscheidungsschlacht wird geschlagen werden, wo auf dem breiten Schlachtfeld in unabsehbaren Reihen die Kämpferscharen der Katholiken und die Horden der Sozialisten auf- und niedergewogen werden, da wird man vergeblich darnach fragen und niemand wird es sagen können, wo der Liberalismus geblieben ist.« Zu Cortés' Berlin-Aufenthalt im Jahr 1849 vgl. Schmitt 1927, Cortés in Berlin; aufschlussreich ist, dass Cortés als *Spanier* keinen positiven Blick auf die auch von konservativen deutschen Katholiken begrüßte Religionsfreiheit hatte, und überhaupt in der Revolution nur eine ›satanische‹ Angelegenheit sehen konnte, vgl. u. a. seine abfällige Befriedigung darüber, dass das deutsche Volk schließlich die Frankfurter National- »Versammlung [habe] verenden lassen wie eine Prostituierte in einer Schenke, como una prostituta en una caverna« (Schmitt 1927, S. 366).

111 Zur Gängigkeit dieses Gedankens vgl. Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 38 ff.

112 Das schlug sich etwa in den HPBl im ständigen ›Bashing‹ gegen das ›juste milieu‹ der »Wohlgeminten« nieder; man sprach von deren ›feige[r] Charakterlosigkeit«, ›selbstmörderische[r] Feigheit«, ›mattherzige[r] Fuchsschwänzerie«, ›Weichheit und Schlawheit«, von ›charakterlosen Leimsieder[n]‹ etc., Zitate HPBl 24 (1849), S. 10, 31, 33, 219.

*Ein tödlich Pulver, sagt man, zu erkunden,  
Hat einst ein Mönch sich überklug vermessen,  
Und als er eben recht darauf versessen,  
Im Zauberdampf den eignen Tod gefunden.*

*So habt den Zeitgeist ihr gebraut, gemodelt,  
Und wie so lustig dann der Brei gebrodelt,  
Ihm eure Zaubersprüche zugejodelt.*

*Und da's nun gärt und schwillt und quillt – was Wunder,  
Wenn platzend dieser Hexentopf jetzunder  
Euch in die Lüfte sprengt mit allem Plunder!<sup>113</sup>*

Als klar wurde, dass die Liberalen sich mehrheitlich gegen die volle Volkssouveränität und den sozialen Emanzipationswillen der unteren Schichten stellten, hatte in Konstanz Friedrich Hecker im Alleingang die Republik ausgerufen und war mit einer bewaffneten Freischar Richtung Norden gerückt, in der Hoffnung, einen allgemeinen Volksaufstand auszulösen. Die Szene, dass Militär der etablierten Gewalten, hier Hessens, »dem Spuk ein Ende« machen musste, sollte sich bis 1849 mehrfach wiederholen und die Position der Liberalen doppelt belasten: »Das Resultat war unerfreulich; eine Vertiefung des Streites zwischen Liberalen und Radikalen, das Eingeständnis der Versammlung in Frankfurt, daß sie sich jetzt gegen ›Links‹ wenden mußte [...]«. <sup>114</sup> Berlin war in der Nacht vom 18. auf den 19. März in Barrikadenkämpfen versunken, was Eichendorff zur Flucht nach Dresden zwang. Im Herbst 1848 bedurfte die Frankfurter Nationalversammlung bereits des Schutzes durch preußische Truppen, um nicht von Radikalen gesprengt zu werden; <sup>115</sup> den Abgeordneten Lichnowsky hatte ein wilder Mob »mit Regenschirmen totgeschlagen«; Fürst Lichnowsky war ein Konservativer, aber es war klar, dass der aufgerührte Pöbel vor liberalen Abgeordneten ebenso wenig halt machen würde; ›Turnvater‹ Jahn war selbst nur knapp einem Anschlag entronnen. <sup>116</sup> Der Verlauf des Revolutionsjahres vertiefte eben die Kluft zwischen Demokraten und Liberalen – nicht nur in den deutschen Staaten. Der Militär-Putsch Napoleons III., der nach dem kurzen Intermezzo der zweiten Republik wieder ›Ruhe und Ordnung‹ garantierte und daher von der französischen ›Bourgeoisie‹ gestützt wurde, gab Karl Marx die Steilvorlage für seine wirkmächtige Bonapartismus-These. <sup>117</sup>

Das Sonett greift mit dem politisch gewendeten Zauberelehrlings-Motiv also ein Zentralproblem des »merkwürdigen Jahres 1848« auf. <sup>118</sup> Dieses altbekannte Motiv von

<sup>113</sup> KA I, S. 449.

<sup>114</sup> Beide Zitate Mann 2009, Deutsche Geschichte, S. 205.

<sup>115</sup> Am 18. 9. kam es bei Versuchen radikaler Demonstranten, die Versammlung zu stürmen, es kommt zum »Aufstand« und zu 80 Toten »auf beiden Seiten«, Nipperdey, Deutsche Geschichte, S. 634.

<sup>116</sup> Mann 2009, Deutsche Geschichte, S. 218.

<sup>117</sup> Marx 1869 [1852], Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte.

<sup>118</sup> »Europäische Freiheitskämpfe. Das merkwürdige Jahr 1848« ist Titel eines Neuruppiner Bilderbo-

der Revolution, die ihre Kinder frisst, von den gerufenen Geistern, die nicht mehr eingeholt werden können, hatte Eichendorff bereits in einem Artikel über »Die geistliche Poesie in Deutschland«, der 1847 in Wien, wo Eichendorff mit Carl Ernst Jarcke verkehrte, entstanden und noch im selben Jahr in den HPBl publiziert wurde, in seiner sowohl konfessionell-religiösen wie politisch-sozialen Dimension formuliert:

Habt Ihr einmal, direkt oder indirekt, dem emanzipierten Subjekt die Souveränität zuerkannt; aus welchem Grunde wollt Ihr ihm nun die Befugnis absprechen, dieses Recht jetzt auch gegen den Protestantismus selbst zu kehren und, eine Schranke nach der andern durcbrechend, endlich die ganze, volle, unbedingte subjektive Freiheit bis zum Naturstande des Ourang-Outang zu erstreben? Und in der Tat, das Charakteristische und Unterscheidende dieser neuesten [antichristlichen, N.v.E.] Literatur liegt keineswegs in einer Veränderung des Prinzipes, sondern nur in dem Mehr oder Minder seiner praktischen Anwendung, es liegt darin, daß dieselbe, nachdem sie mit der positiven Religion längst fertig geworden, jetzt aus derselben eigenen Machtvollkommenheit auch das Joch der Moral abschüttelt, und [...] mit gesteigertem Fanatismus und Wegwerfung aller bisherigen Schaum und Scheu, dem Christentum Haß und gänzliche Vernichtung offen proklamiert [...]. Hinter diesen letzten Trümmern einer tausendjährigen Kultur lauert freilich die Anarchie, die Barbarei, und der Kommunismus; der Proletarier hat an der willkommenen Bresche, wie zur Probe, schon die Sturmleitern angelegt. Aber: après nous le déluge! Was geht das den subjektiven Absolutismus an (KA VI, S. 364 f.).

Hatte man eben »einmal« die protestantisch-liberale Prämisse von der Emanzipation und absoluten Autonomie des Individuums in die Welt gesetzt, so brauchte man sich nicht wundern, wenn von der Linken nun Schlussfolgerungen gezogen wurden, die schließlich gegen den Liberalismus selbst gewendet wurden:

## II.

*Ihr habt es ja nicht anders haben wollen*<sup>119</sup>

*Es fährt die Welt mit Dampf, die Meister grollen  
Dem treuen Roß ob seinem trägen Schritte,  
Und stacheln, bis ihm der Kamm geschwollen.*

gens, aus dem die bekanntesten bildlichen Darstellungen zu den Ereignissen stammen, vgl. die kommentierte Dokumentation von Iwitzki 1994.

119 Der Titel entspricht wiederum einer Abrechnung (»Die Zeitungspressen und das Volk«) der HPBl 24 (1849), S. 11 f., mit den »Wohlgesinnten« (Hervorhebung von mir, N.v.E.): »Der Schlüssel aber zu gar vielen dieser ungereimten Wunder des Jahres 1848 und 1849 liegt guten Theils, – neben den Sünden der Fürsten und den Verkehrtheiten und den Versäumnissen der Bureaukratie, – in der moralischen Erschlaffung, der selbstsüchtigen Indolenz und der charakterlosen Feigheit dieser wohlgesinnten Menge [...]. Es ist daher auch nur ein wohlverdientes Strafgericht, fährt plötzlich ein Sturmwind in das selbstgenährte Feuer [...]. *Sie wollten es ja nicht anders haben!* Sie thaten ja nicht allein nichts dagegen, sondern die Feiglinge und Verblendeten verläugneten und verriethen

*O wunderschön: ein edles Roß im vollen  
Kühnfreien Lauf durch grüner Wälder Mitte,  
Lichtfunken sprühen hinter jedem Tritte,  
Die Mähne flattert und die Augen rollen!*

*Was ruft ihr nun so ängstlich? Euren Wincken  
Hat es zum Ritt sich wieder stellen sollen?  
Zu spät! Das Roß riß plötzlich aus zur Linken.*

*Ihr müßt zur Rechten hinterdrein jetzt hinken,  
Da ist es nicht mehr Zeit, vornehm zu schmollen,  
Ihr habt es ja nicht anders haben wollen.<sup>120</sup>*

Die satirische Spitze des Gedichts richtet sich damit in erster Linie gegen die Liberalen, die sich bisher links der Regierungen verorteten, nun aber »zur Rechten hinterdrein« »hinken« müssen. Allerdings rücken ex negativo auch die konservativen Regierungen selbst schon ins Visier der Kritik. Mit dem »wunderschön[en]« Bild eines »edle[n] Roß[es]« »im vollen / Kühnfreien Lauf durch grüner Wälder Mitte« (v. 4 f.) artikuliert sich nämlich literatursprachlich, was Eichendorff in seinen politischen Schriften der frühen 1830er Jahren als »Aufgabe der Staatskunst« bezeichnet hatte. Der preußischen Regierung der Restaurationszeit sprach Eichendorff damals ja, während der durch die Julirevolution wiederentzündeten Verfassungsdiskussion, den Beruf zu, in dem »gärenden Kampfe widersprechender Elemente jene Höhe [einer »höheren Welt-Ordnung«, N. v. E.] zu halten und dieser sich zu bemeistern«. Um »den blöden [unklaren, N. v. E.] Willen und die dunkele Sehnsucht der Völker zur klaren Erscheinung zu bringen« sollte eine gerechte Regierung »die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen« hören, zwar »das Verkehrte entschieden« abweisen, aber »dem Billigen und Rechten redlich sein Recht« verschaffen, sie sollte sich »weder eigensinnig an das Alte« hängen, »noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit ungeduldig« vorgereifen, also »die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungefügt sich gebärden, nicht unterdrück[en]«, sondern [...] *veredeln*«. <sup>121</sup> Es ging einerseits darum, der Revolution den Boden zu entziehen, andererseits das substantiell Gute des modernen Partizipationswillens, der nur des doktrinär Liberalen entkleidet werden müsse, zu erkennen. Nach der Desillusionierung über die gouvernemental-machtpolitische Linie des Berliner Beamtenapparates hatte Eichendorff alle Hoffnungen über eine qualitative Weiterentwicklung in der Verfassungsfrage – dieser Lebensfrage des preußischen Staates in der ersten Jahrhunderthälfte – dann auf den am Horizont bereits sichtbaren preußischen Thronwechsel gesetzt. Die in seinen publizistischen Debattenbeiträgen

noch obenein die, welche sich für sie opferten, und nannten sie Reactionäre, Finsterlinge, Particularisten, Ultramontane, Jesuiten; gaben sie schutzlos dem Hasse des blinden, aufgehetzten Gesindels preis, und blöckten gedankenlos Alles nach, was ihnen ihre Verderber einbliesen.«

120 KA I, S. 450.

121 Alle Zitate KA V, S. 617; zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. II. 3. 2.

von 1831/32 erstmals formulierte Erwartung eines mutigen Impulses zur höheren Vermittlung der politischen Gegensätze hat Eichendorff im Kontext der Thronbesteigung auch Friedrich Wilhelm IV. gegenüber in einer Reihe von Widmungsgedichten bzw. Zueignungen und in der historischen Rede zur Eröffnung des Königsberger Huldigungslandtages von 1840 klar zur Sprache gebracht (Kapitel A. I. 3; A. III. 1-3). Von dem neuen König hatte sich Eichendorff erhofft, das ›Edle‹ der Zeit, in der Bildsprache des Revolutionssonetts die Zügel des »edlen Roßes« mutig zu ergreifen und so den Fängen der doktrinären Liberalen zu entreißen, also den revolutionären Kräften durch die positive Vermittlung von Altem und Neuem den Wind aus den Segeln zu nehmen. Weil diese Chance, die sich 1847 im Vereinigten Landtag noch einmal geboten hatte (Kapitel B. II. 1), wiederholt und damit schuldhaft verpasst war; weil nun wirklich wie erwartet die Revolution ausgebrochen und alle plötzlichen, im März 1848 fieberhaft ersonnenen Zugeständnisse zu spät kamen,<sup>122</sup> rücken die »Schriftgelehrten«, »Hochmutstollen« und »Kronen« in den nächsten Sonetten zum Hauptgegenstand der sich in ihrer Schärfe immer noch steigernden, vernichtenden Kritik auf:<sup>123</sup>

### III.

#### *Kein Pardon*

*Hervor jetzt hinter euren rost'gen Gittern,  
Heraus, ihr Schriftgelehrten, Hochmutstollen!  
An euch ist der Posaunenruf erschollen,  
Vor dem die Schlechten und Gerechten zittern.*

*Denn Deutschland dunkelt tief in Ungewittern,  
Wo alle Quellen, Bäche, zorngeschwollen  
Als Ströme donnernd von den Höhen rollen,  
Und Blitze, was der Sturm verschont, zersplittern.*

*Die Ströme werden nimmer rückwärts stauen,  
Die Blitze werden zielen nach den Kronen,  
Die Stürme rastlos fegen durch die Gauen,*

*All' Stürme brechend, wo die Stolzen wohnen,  
Bis All' erkannt demütig in dem Grauen  
Den e i n e n König über allen Thronen.<sup>124</sup>*

122 Anfang März 1848 hatte der König dann doch in einem Erlass immerhin die Periodizität des Landtages zugebilligt, der am 27. 4. wieder zusammentreten sollte; angesichts der einmal entfesselten Eigendynamik hatten solche Minimalzugeständnisse allerdings niemanden mehr begeistern können, die Regierung wurde von den Ereignissen überrollt, Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 205.

123 Formal betrachtet verleiht der gemessene Tonfall, in den Eichendorff sein an schneidender Schärfe kaum mehr übertreffbares Urteil zu zwingen versteht, diesen politischen Sonetten einen ersten Rang in der Geschichte der Gattung.

124 KA I, S. 450f.

Nur durch die mangelhafte Kenntnis über Eichendorffs präzisen politischen Standort schon während der Restaurations- und Vormärzzeit ist die Unsicherheit des Urteils der bisherigen Forschung zu diesem Sonett erklärlich. Wenn die »Schriftgelehrten« angeblich allein auf »radikale Intellektuelle« hin durchsichtig sein sollen, dann ergibt sich kaum ein sinnvoller Zusammenhang mit der Vernichtung der »[s]tolzen« »Kronen« und dem Bild der »nimmer rückwärts stauen[den]« »Ströme«. <sup>125</sup>

Die »Schriftgelehrten« figurieren vielmehr in erster Linie die absolutistische Bürokratie des vormärzlichen Polizeistaats, also jenes mechanistische »Schreiber-Regiment«, das freilich 1837 von radikalen Intellektuellen wie den Junghegelianern als Fels in der Brandung obskurantistischer Umtriebe in den Himmel gehoben wurde (Kapitel A. II. 4). Motivisch knüpft Eichendorff vor allem an Brentano an, der ja in seinem so vielfach »als Erbauungsbuch mißverständene[n]« <sup>126</sup> zeitkritischen Werk »Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi« (1833) in den *Pharisäern und Schriftgelehrten*, die in dem revolutionären Gottmenschen Jesus Christus einen »Ruhestörer« verurteilten, das leere Ordnungsdenken der ideell in der (preußischen Justiz-)Aufklärung wurzelnden Administration der Restaurationszeit karikierte; Wolfgang Frühwald konnte das in seiner maßgeblichen Interpretation an Brentanos leitmotivischer Rekurrenz auf das Begriffspaar »Ruhe und Ordnung« zeigen. <sup>127</sup> 1848 aber wurde auch nach Carl Ernst Jarcke »das System der Vielregiererei und Vielschreiberei, wie es in dem Alles bevormundenden Beamten- und Polizeistaat so lange Jahre florirte und die Fascikel seiner Acten von Jahr zu Jahr mehrte«, »gestürzt[]«. <sup>128</sup>

Diese Polemik gegen »besoldete[,], buchgelehrte[,], interesselose[.] Bürolisten« verband Eichendorff aber zugleich mit dem Freiherrn vom Stein, die Polemik gegen die Ideenlosigkeit von »Schreiber«-Beamten, »deren Gesichtskreis nicht weiter als der Bureaudienst reicht«, mit Steins ehemaligem Mitarbeiter und Eichendorffs bevorzugtem

125 Vgl. Schultz 2007, *Revolution und Religion*, S. 94 (»Den Linksintellektuellen ruft er im III. Sonett unter dem Titel »Kein Pardon« zu [...]«) sowie im Kommentar KA I, S. 1112, zur Stelle (»Eichendorff kritisiert die Intellektuellen [wie z. B. die Jungdeutschen] und erinnert sie an ihre Verantwortung bei der politischen Umsetzung der vorher verbal verfochtenen Ideale«); immerhin problembewusst bzgl. anderer möglicher Referenzen Ries 1997, *Zeitkritik*, S. 220: »Damit träfe Eichendorff die reaktionäre Gegenseite [...]«. Der Konjunktiv ist nicht zufällig gewählt, Ries zog aus dieser vorsichtigen Erwägung keine weitergehenden Schlussfolgerungen.

126 Frühwald 1976, *Ruhe und Ordnung*, S. 188.

127 Vgl. u. a. die im Quellenteil bei Frühwald 1976, *Ruhe und Ordnung*, abgedruckten Stellen zur Kreuzigung, S. 30 (»Der Hauptmann Abenadar aber wehrte ab, ließ sie auseinander treiben und stellte Ordnung und Ruhe her«), sowie nach dem Kreuzestod und der großen Finsternis S. 31 (»Sie aber blieben hartnäckig, legten alles als eine gewöhnliche Naturerscheinung aus, und bekehrten sich nicht. [...] Im Tempel herrschte Angst und Schrecken im höchsten Grade, sie waren im Schlachten des Osterlammes begriffen, als die plötzliche Nacht einfiel, alles war verwirrt und hie und da brach bange Wehklage aus. Die Hohepriester thaten alles, um die Ruhe und Ordnung zu erhalten; man steckte alle Lampen beim hellen Tage an, aber die Verwirrung ward nur noch größer«); vgl. dazu den Interpretationsteil ebd., S. 118-120 (hier S. 119 das Primärzitat »So wird Jesus als Aufrührer von den Pharisäern beschimpft: »der Ruhestörer hat noch nicht genug, er führt noch lose Reden«) sowie ausführlicher Frühwald 1977, *Spätwerk Brentano*, S. 182-188.

128 HPBl 22 (1848), S. 274.

Briefpartner im Bannkreis der 1848er Revolution, Theodor von Schön.<sup>129</sup> Wolfgang Frühwald hat überzeugend dargetan, dass das »Schreiber-Thema«, das Eichendorffs Gesamtwerk geradezu leitmotivisch durchzieht, von der spezifischen Entgegensetzung der idealen preußischen Verwaltung und dem realen Geist der mechanistischen Berliner Ministerialbürokratie, also des Ideals des »gebildeten Beamten« und der des subalternen Offizianten, des »deutschen« Kollegial- und des »französischen« Bürosystems entscheidend geprägt ist.<sup>130</sup>

Aus der Retrospektive des Revolutionsjahres aber richtet sich die Kritik nun auch gegen Friedrich Wilhelm IV. – die »Kronen« –, der sich, entgegen aller Eichendorffschen Hoffnungen, mit ebendieser absolutistischen Administration zur Erhaltung des politischen Status quo bald nach seiner Thronbesteigung mehr oder weniger freiwillig verbündet hatte (Kapitel A. II. 3; A. III. 1-3). Es ist Eichendorffs später Groll darüber, dass seine Hoffnungen auf ein besseres Preußen, die ja immer schon in einem gesamtdeutschen Horizont gestanden hatten, von links und rechts zugleich zerrieben worden waren. »Deutschland dunkelt tief in Ungewittern« (v. 5), weil eben die auch von monarchischen Hoffnungsträgern wie Friedrich Wilhelm IV. nicht aufgelöste »mißliche Ehe« zwischen der absolutistischen Bürokratie und radikalen Intellektuellen – die sekundär mit den »Schriftgelehrten« mitgemeint sein können – »jenen Gährungsproceß herbeigeführt hat, in welchem Preußen seit [März 1848] begriffen ist.«<sup>131</sup>

Wenn Jarcke nach dem eben zitierten Beitrag in den HPBl den eigentlichen Sündenbock in demjenigen »Preußenthum[ ]« gefunden zu haben glaubte, »unter welchem sich« schließlich, »kraft des gerechten Gerichts Gottes, in der Nacht vom 18ten auf den 19ten März [1848; der Ausbruch der Berliner Barrikadenkämpfe, N. v. E.] der Abgrund« öffnen sollte, »der es (Gott gebe für immer!) verschlang«, dann richtete sich das vornehmlich gegen den »ungläubigen Staatsabsolutismus« der vormärzlichen Bürokratie, die hier zur alleinigen Wurzel des Übels erklärt wird.<sup>132</sup> Wenn Eichendorff hingegen in der Synthese seines Sonetts die – konservativen – Monarchien und den himmli-

129 Zitate von Stein bei Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 253 (»Der Freiherr vom Stein wollte es nicht länger hinnehmen, daß Preußen weiterhin »von besoldeten, buchgelehrten, interesselosen Bürolisten« regiert wurde; wie die Franzosen der friderizianischen Militärmaschinerie bei Jena und Auerstedt 1806 die entscheidende Niederlage bereitet hatten, so versuchte er der »Schreibmaschinerie: ihren 14. Oktober 1806 zuzufügen«) sowie von Schön ebd., S. 264 (»In England heißen solche Leute clerks (Schreiber), in Frankreich employés, commis, beauftragte, berufene Schreiber. Bei uns heißen sie Geheimräte«) und Letkemann 1967, Verwaltung Danzig, S. 22 (»Es müßten Männer mit Ideen da [in Berlin, N. v. E.] die Oberhand bekommen, und alle, deren Gesichtskreis nicht weiter als der Bureaudienst reicht, daraus entfernt werden, wenn der Staatsrat seine Aufgabe soll lösen können«).

130 Frühwald 1988, Regierungsrat, passim, hier v. a. S. 263 f. (Zitat 264).

131 Zitat aus dem Beitrag »Preußen und das Preußenthum. Erster Artikel« in den HPBl 24 (1849), S. 226 ff., hier 228 f.; dazu auch s. o., Kapitel A. II. 4.

132 HPBl 24 (1849), S. 228 f.; zu Friedrich Wilhelm IV. hatte der altkonservative Jarcke, wie bereits erwähnt, eine sehr sympathetische Haltung, vgl. u. a. HPBl 22 (1848), S. 762: »Es versteht sich von selbst daß hier, wie überall, wo von dem Geiste des preußischen Staatstums die Rede ist, die Personen aus dem Spiele bleiben. Wir haben uns über die, der Kirche nichts weniger als feindlichen Intentionen Friedrich Wilhelms IV. lange vor der Revolution mehr als einmal ausgesprochen, und wiederholen alles damals Gesagte.«

schen »König« (v. 13) einander entgegenstellt, dann verbinden sich in Eichendorffs Strafgerichtsmetaphorik solche allgemein-katholischen mit spezifisch innerpreußisch-reformkonservativen Deutungsmustern. Die rhetorisch-diskursive Pointe des Sonetts besteht darin, dass eine »rückwärts« (v. 9) blickende politische Tendenz als widergöttlich desavouiert wird, die Friedrich Wilhelm IV. gerade durch die Berufung auf Gott religiös zu legitimieren suchte. In seiner ›davidischen‹ Eröffnungsrede des Vereinigten Landtags hatte der preußische König ja Gott zum Zeugen seiner standhaften Verweigerung gegen jede qualitative Weiterentwicklung der Staatsverfassung aufgerufen (Kapitel B.II.1). Jede minimale Öffnung gegenüber dem modernen Partizipationswillen bezeichnete der König als Sünde wider die »Vorsehung«, und seine Position, unbeirrt am ›Alten‹ festzuhalten, inszenierte er als heroische Erfüllung eines göttlichen Gebotes, wenn er, seine Rede mit der großen Geste untermauernd, bei dem alttestamentlichen Bibelzitat »Ich und mein Haus, wir wollen dem Herren dienen«, aufstand und die rechte Schwurhand erhob. Dass mit den »Hochmutstollen« also nicht nur atheistische Intellektuelle und der »ungläubige Staatsabsolutismus« der rationalistischen Bürokratie, sondern auch pietistisch-quietistische, frömmelnde Monarchen gemeint sind, wird in den nächsten beiden Sonetten noch einmal bestätigt.

## IV

*Will's Gott!*

*Kein Zauberwort kann mehr den Ausspruch mildern,  
Das sündengraue Alte ist gerichtet,  
Da Gott nun selbst die Weltgeschichte dichtet  
Und auf den Höhen zürnend Engel schildern[.]<sup>133</sup>*

Eine vollendetere Replik auf einen Monarchismus, der politischen Partizipationswillen als Sünde, den eigenen selbstherrlichen Quietismus aber als Tugend verkaufte, ist kaum denkbar. Dass 1848 »der Herr zu Gericht« saß, hat selbst Carl Ernst Jarcke ausdrücklich mit den »Sünden und Versäumnisse[n] der Fürsten und Regierungen« begründet und den alten Topos ›propter peccata veniunt adversa‹ in eine konkrete politische Kritik auch an den »Conservativen« gewendet, die »vor der Märzrevolution [...] die kostbare und unersetzliche Zeit [haben] verstreichen lassen, ohne an die Reform schwerer und großer Mißbräuche oder an ihre Buße für gewaltige Frevel zu denken.«<sup>134</sup> Während bei Jarcke wiederum die von ihm so ausdauernd bekämpfte josephinische Kirchenpolitik und der Mangel einer metaphysischen Fundierung des Staats den Hauptgegenstand der

<sup>133</sup> KA I, S. 451.

<sup>134</sup> Zitate HPBl 22 (1848), S. 243 (»Wer wollte, wer könnte die Sünden und Versäumnisse der Fürsten und Regierungen läugnen?«), S. 695f. (»Es ergeht ein Gottesgericht über Europa«, so hörten wir oft Aeußerungen. – Wahrlich, wenn man den Schlag auf Schlag sich folgenden Ereignissen, dem Chaos der sich drängenden und stoßenden revolutionären Elemente, der Ohnmacht der meisten dessen, was man bisher für Kraft und Macht hielt, zusieht, so kann man kaum anders, als sich eingestehen, unsere Zeit ist die, wo der Herr zu Gericht sitzt«), 711f.

Kritik bildet, so verfällt bei Eichendorff das »sündengraue *Alte*« (v. 2) schlechtweg dem radikalen Verdikt. Mit dieser Entgegensetzung des sündhaft Rückwärtsgewandten (wie es von den »[s]tolzen« »Kronen«, s. o., repräsentiert wird) und der »Weltgeschichte«, die »nun« »Gott« »selbst« »dichtet« (v. 3), trifft Eichendorff aber auch objektiv betrachtet einen neuralgischen Punkt in den 1848 hochvirulenten konfessionellen Debatten über Legitimation und Form des Staates.

In pietistischen Kreisen – die nirgendwo solchen politischen Einfluss hatten wie am Hofe Friedrich Wilhelms IV. – war man, in Anknüpfung an die theokratischen Grundideen der Heiligen Allianz, geneigt, die (absolute) Monarchie nicht nur zur einzig möglichen Staatsform zu erklären, sondern auch »direkt« aus der Heiligen Schrift »abzuleiten«. <sup>135</sup> Ernst Ludwig von Gerlach, einer der engsten Vertrauten des preußischen Königs, gab dieser Überzeugung mit seinem Diktum, »daß der ewige Gott König von Preußen – im staatsrechtlichen Sinne« sei, den extremsten Ausdruck. <sup>136</sup> Gegen den Selbstanspruch der in der Heiligen Allianz zusammengeschlossenen monarchischen Souveräne, »das sichtbare Reich Gottes« auf Erden zu realisieren, hatte bekanntlich damals schon der Vorsteher derjenigen vor-staatlichen Institution, die diesen Status bis dahin für sich allein in Anspruch genommen hatte, entschieden protestiert. <sup>137</sup> Auf dem Höhepunkt der staatlich-politischen Debatten des Revolutionsjahres aber bezeichnete

135 Dietrich 1996, *Christentum und Revolution*, S. 142 ff., 408 (»Nur im Pietismus gab es Versuche, die Monarchie direkt aus dem Wort Gottes abzuleiten«); vonseiten der Linken verwies man auf die – von der modernen Bibelwissenschaft bestätigte – Tatsache, dass die Einsetzung des israelitischen Königtums eine absteigende Entwicklung einleitete, ebd., S. 142; die religiöse Signatur der Revolutionsdebatten, in denen bibelhermeneutische Fragen zu Waffen im politischen Diskurs wurden, bestätigt auch noch die aus diesem »metapolitischen« Interesse heraus geschriebene Artikelserie in den *HPBl* 28 (1851), S. 137-151, 278-290 über das »Königtum der Hebräer«.

136 Zitiert nach Kraus 1987, *Königtum*, S. 54; zu dieser spezifisch preußisch-protestantisch-altkonservativen Gedankenwelt vgl. am entsprechenden biographischen Beispiel auch umfassend Kraus 1994, Gerlach.

137 Zu diesem Zusammenhang besonders prägnant Martin 1972, *Weltanschauliche Motive*, S. 175 f. (wobei Martin hier einem von Friedrich Meinecke begründeten, veralteten Romantik-Begriff huldigt): »Im Sinne der römischen Kirche war nun freilich diese Heilige Allianz ein durchaus unkatholischer Gedanke. Er beruhte auf einem typisch romantischen, sehr unrömischen Katholizismus, einem Katholizismus der Art Franz von Baaders, unter dessen literarischen Einfluss der Zar bei der Abfassung der Gründungsworte stand. Mit solcher Romantik vertrug sich wohl auch ein Zusatz von östlichem Cäsaropapismus. Das Wesentliche aber war die grundsätzliche Gleichachtung der drei christlichen Bekenntnisse. Es kann danach nicht Wunder nehmen, daß der Papst im Namen der römisch-katholischen Kirche und der päpstlichen Ansprüche auf die wahre Stellvertretung Christi protestierte gegen die Idee einer Theokratie, in der weltliche Monarchen aller drei Konfessionen sich als die delegierten Stellvertreter Jesu Christi betrachteten. In diesem Gedanken der Heiligen Allianz lebten nun die Konservativen – vor allem die [preußische, N. v. E.] Gruppe der Gerlachs, aber auch Stahl; und besonders Leopold von Gerlach spricht immer wieder von der Idee ihrer Wiederaufrichtung. Für Ludwig von Gerlach ist die Heilige Allianz die »erhabenste Errungenschaft des 19. Jahrhunderts«, sie ist ihm das sichtbare Reich Gottes. Das »Volksblatt für Stadt und Land« spricht in diesem Zusammenhang von der ewigen »Idee der Christenheit«, die, »wie jede Idee, nach einem Leibe verlangt. Es sieht in der Heiligen Allianz den Begriff der Christenheit als einer »Völkerfamilie«. Die Heilige Allianz ist für Ludwig von Gerlach der Anfang des Königreichs Christi, dessen Verwirklichung ihm seit seiner Jugend vorschwebte, in ihr verkörpert sich ihm die allgemeine christliche Kirche des apostolischen Symbols.«

man nun die (von Friedrich Wilhelm IV. vertretene) Lehre des absoluten Gottesgnadentums, ja der göttlichen Stellvertreterschaft der Fürsten rundweg als »häretische Lehre«, die von Protestanten zum Zweck der Herrschaftssicherung erdacht worden sei; teilweise erinnerte man sogar wieder an die scholastische Idee von der »Subdelegation« der staatlichen Gewalt vom Volk an den Monarchen, also an die Verwurzelung des demokratischen Gedankens in der mittelalterlich-kirchlichen Tradition.<sup>138</sup> Jedenfalls gründete die realpolitische Flexibilität, mit welcher die katholische Kirche sich den 1848-1850 ständig wechselnden Tendenzen anzupassen vermochte, in der Überzeugung, dass die äußeren Staatsformen in den Bereich des Akzessorischen gehören, solange nur das eigentlich Substanziale – die »libertas ecclesiae« – zugesichert werde.<sup>139</sup> In § 10 der

138 Vgl. Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 149 f.: »Vor diesem Hintergrund versuchte die Zeitschrift [die »Neue Sion«, N. v. E.], unter Berufung auf Schrift und kirchliche Überlieferung, zu zeigen, daß die Demokratie göttlichen Ursprungs sei. Hauptpunkt war auch hier die Volkssouveränität. ›Man weiß, daß die berühmtesten Väter, die größten Lehrer, die angesehensten Theologen des Mittelalters und der neuen Zeit angenommen haben, daß die öffentliche Gewalt eine unmittelbar von Gott der Gemeinschaft oder der Nation verliehene, und von dieser an die Obrigkeiten, welche sie regieren sollen, delegierte ist. Alle Schriftsteller geben auch zu, daß in gewissen Fällen die Nation zu ihrer Souveränität zurückgreifen und die von ihr delegierten Gewalten zurücknehmen kann. Es ist ohne Zweifel von selbst ersichtlich, wie tief diese theologische Doctrin sich von den protestantischen oder rationalistischen Systemen [...] unterscheidet.‹ Letztlich war alle staatliche Gewalt göttlichen Ursprungs – dadurch unterschied man sich von der rationalistischen Staatsphilosophie –, aber die Obrigkeit hatte ihre Gewalt nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar von Gott – in Subdelegation des Volkes! Diese Auffassung sei das ganze Mittelalter über unangefochten gewesen. ›Die Uneinigkeit und der Ursprung der Meinung, welche den Königen eine unmittelbar göttliche Gewalt zuteilt, datiert sich vom Protestantismus her. In seinem Schoose erzeugte sich die Lehre von der königlichen Souveränität.‹ Jakob I. von England (1566-1625), also ein Anglikaner, habe diese häretische Lehre weiter ausgebaut. Von diesem habe sie Ludwig XIV. (1643-1715) übernommen, um seine absolute Monarchie theologisch zu begründen und mit Hilfe Jacques Benigne Bossuets (1627-1704) in den Katholizismus eingeschleppt. ›Als Demokraten sind wir also der alten kirchlichen Ueberlieferung getreu [...].‹ Die demokratisch orientierte Zeitschrift »Neue Sion« ist nicht ohne Weiteres repräsentativ für alle katholischen Zeitschriften; daher gilt zwischen der negativen Haltung gegenüber dem absoluten Gottesgnadentum und der positiven Haltung gegenüber der Demokratie zu differenzieren: – *Ersteres* wurde auch von den ultrakonservativen HPBl als »protestantische[] Erfindung« desavouiert, vgl. HPBl 30 (1852), S. 401 f. über die Aporien des preußisch-protestantischen Konservatismus, der nicht, wie in der katholischen Lehre, »zwischen ursprünglicher Autorität und abgeleiteter Autorität« unterschied: »Jene kommt bekanntlich nach katholischer Lehre, welche von der ächt und consequent protestantischen Erfindung eines ›göttlichen Rechts‹ der Fürsten nichts weiß, keiner weltlichen Gewalt zu, sie sei wie immer geartet.« Diese polemische Stellungnahme trifft im Kern etwas Richtiges, ist ja immerhin das Gottesgnadentum der Fürsten auch erst im Zuge der absolutistischen Konfessionsstaaten der Frühen Neuzeit aufgekommen, vgl. Schilling 1989, Voraussetzungen Staatsbildung, S. 100. – *Die thomistische Subdelegations-Lehre* hingegen war auch im 20. Jahrhundert, als man sie zur positiven Würdigung von Art. 1 («Die Staatsgewalt geht vom Volke aus») der Weimarer Reichsverfassung heranzog, nicht völlig unumstritten, vgl. hierzu den historischen Überblick bei Dahlheimer 1998, Schmitt, S. 36 ff. – *Der Konvergenzpunkt* eher linker und eher rechter Positionen bestand aber darin, dass eben nach weitgehend »übereinstimmender katholischer Auffassung [...] sich das Christentum gegenüber der Verfassung des Staates völlig neutral [verhielt]«, Dietrich 1996, S. 138 f.

139 Das schloss auch die Frage ein, ob der Staat sich offiziell als christlicher oder nichtchristlicher verstehen müsse. Selbst in den ultrakonservativen HPBl 22 (1848), S. 569 ff. wiederum blickte

Statuten der 1848 gegründeten und offiziell von Papst Pius IX. – nach dem sich die Organisation benannte – gutgeheißenen Pius-Vereine, die zum Kristallisationspunkt der außerparlamentarischen Agitation avancierten, wurde erklärt: »Die katholische Kirche ist berufen, die Völker aller Staaten zu umfassen und verträgt sich mit allen Staatsformen. Daher wird der Verein als solcher gegen keine die Freiheit, das Recht und die Sittlichkeit gewährleistende und durch gerechte Mittel schützende Staatsform eine feindliche Stellung einnehmen.«<sup>140</sup> Vonseiten der preußisch-protestantischen Hochkonservativen konnte man angesichts dieser prinzipiellen Scheidung der Sphären daher vom »Verrat« der katholischen Kirche sprechen, die mit der »satanischen Revolution« gegen den Legitimus – der freilich erst auf dem Wiener Kongress »erfunden« wurde – paktierte, also die altkonservative, politisch-religiöse Totalitätsidee aufgab.<sup>141</sup> Diese bei dem pietistischen Kreis um Friedrich Wilhelm IV. besonders konsequente Identifizierung von Monarchismus und christlicher Religion – die 1847 zur Legitimierung des verfassungspolitischen Quietismus erhalten musste (Kapitel B. II. 1) – wird in Eichendorffs Revolutionsgedichten ironischerweise als widergöttliche Anmaßung und Hybris desavouiert, die den buchstäblichen Richtspruch Gottes herausfordert.

*Die Babel bricht mit ihren Götzenbildern  
Ein junger Held, der mit dem Schwerte schlichtet,  
Daß Stein auf Stein, ein Trümmerhauf, geschichtet,  
Die Welt vergeht in schauerndem Verwildern.*

*Doch e i n s, das alle übersehen,  
Das Kreuz, bleibt auf den Trümmern einsam stehen;  
Da sinkt ins Knie der Held, ein Arbeitsmüder,*

man nämlich durchaus positiv auf die demokratischen Verhältnisse der sich offiziell nicht zur christlichen Religion bekennenden USA (Zitat 570): »In Nordamerika ist der Staat auch unchristlich – und das tiefste Merkmal ist die fortdauernde Sklaverei – aber die Kirche ist frei.« Das christliche Selbstverständnis der USA wurde erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend forciert, vgl. hierzu Schwarke 1991, Jesus kam nach Washington, passim, v. a. S. 29 ff.

140 Zitiert nach Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 287; eine positive Entscheidung für die konstitutionelle Monarchie hingegen traf ein katholischer Verein, der sich aber seinem politischen Programm nach ebenfalls als flexibel präsentierte, vgl. das Protokoll »Die Gründung des Münchener Vereines für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, sein Programm und seine Statuten« in den konservativen HPBl 22 (1848), S. 368-376, hier den Eingangssatz des »Programm[s]«: »Mit dem neuesten großen Umschwunge der Dinge in Europa sind auch unsere constitutionellen Rechte und Freiheiten auf eine Weise vermehrt worden, welche die kühnsten Hoffnungen, die man zu hegen vermochte, übersteigen und in einem Umfange, wie sie sich weder in England noch in Amerika finden. Das Wahlrecht wurde auf die liberalste Weise erweitert, unbedingte Preßfreiheit, Volksbewaffnung, das Recht der freien Rede und der Vereinigung sind uns theils gewährt, theils zugesichert, und unsere Verfassung gibt uns die Bürgschaft, daß auch in Zukunft allen billigen Wünschen in gesetzlicher Weise entsprochen werden. Diese neuen Rechte legen uns auch neue Pflichten auf [...]«

141 Martin 1972, Weltanschauliche Motive, S. 173.

*Und vor dem Bild, das alle will versöhnen,  
Legt er dereinst die blutigen Waffen nieder  
Und läßt den neuen Bau den freien Söhnen.*<sup>142</sup>

Dass das »Kreuz« – durch die symbolische Verknüpfung mit den »freien Söhnen« – die Idee »wahrer Freiheit« figuriert, ist im Horizont christlicher Geschichtsbetrachtung ebenso erwartbar wie es wiederum einen Zentralnerv der politischen Debatten des Revolutionsjahres trifft. In der Publizistik von 1848 ließ man in der erwarteten Hinwendung zum Kreuz einerseits das positive Telos der apokalyptischen, ebenso gegen die konservativen »Throne« bzw. »alten Staatsgebäude« wie gegen die revolutionären »Völker« gewendeten Gerichts-Deutungsmuster aufscheinen; aus der folgenden Stelle der HPBl könnte Eichendorff selbst die mysteriös-erratische Figur des mit dem »Schwert« schlichtenden »Helden«, der der bisherigen Forschung manche Rätsel aufgegeben hat, unmittelbar entnommen haben:

Wohl hat die Kirche lange vergebens gemahnt und ihre Lehre hat immer taubere Ohren gefunden; jetzt aber ist der ewige Lehrmeister selbst herabgestiegen, um den Rufenden in der Wüste zu Hülfe zu kommen und zu predigen, nicht mit Reden und Schriften, sondern mit Thaten und Ereignissen, nicht mit beschränkter, sondern mit unendlicher Macht. Er ist es, vor dem die Throne wanken, die alten Staatsgebäude zusammenbrechen, die Bande der gesellschaftlichen Ordnung zerreißen, die Völker mit Noth und Hunger, mit Aufruhr, Krieg und Seuchen geschlagen werden, und dessen furchtbare Lehrweise sich noch ferner offenbaren und bewähren wird. Es ist der Geist Gottes, der, so lange verkannt; so lange verhöhnt; so lange zurückgewiesen und bekämpft; nun wie ein gewappneter Mann über die Erde schreitet, und das Schwert des Gerichtes in seiner Hand hält, und es täglich höher und drohender erhebt, und nicht eher niederlegen wird [die mehrfachen wörtlichen Entsprechungen zu Eichendorffs Sonett sind frappant, N. v. E.]; bis die Völker wieder um das verachtete Kreuz des Welterlösers sich sammeln und den anbeten, den sie verworfen haben [...].<sup>143</sup>

Wenn das »Kreuz« andererseits als »weltgeschichtlich [...] erste[r] Freiheitsbaum« apostrophiert wurde,<sup>144</sup> dann weniger aus Freude an der rhetorischen Caprice als um die »logische Abhängigkeit von kirchlicher und bürgerlicher Freiheit«<sup>145</sup> metaphorisch zu artikulieren. Mit der Überzeugung, dass »wahre Freiheit« »stets mit der Religion«

<sup>142</sup> KA I, S. 451.

<sup>143</sup> Vgl. aus den »Zeitpredigten«, HPBl 21 (1848), S. 576f.

<sup>144</sup> »Nicht der heiter schimmernde tricolore Mat de Cocagne mit der rothen Jakobiner-Mütze, [...] nein das ernste Kreuz auf Golgatha's Höhen ist weltgeschichtlich der erste Freiheitsbaum gewesen.« Zitiert aus dem politischen Debattenbeitrag (1850) des liberalen Theologen Theodor Eisenlohr, »Rektor des Schullehrerseminars Nürtingen«, Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 88f.

<sup>145</sup> Sekundärzitat: Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 100.

verbunden sei,<sup>146</sup> formulierte man keine rein individual-ethische Idee, sondern eine die verfassungsrechtlichen Diskussionen fundierende Grundansicht: »Die Freiheit der Kirche verhält sich zur politischen Freiheit als deren unablässige Vorbedingung, als ihre Grundlage und ihr festestes Bollwerk. [...] Uns soll, uns muß vor Allem Freiheit der Kirche werden und in ihrem Gefolge die bürgerliche Freiheit.«<sup>147</sup> Ignaz von Döllinger hatte mit diesem Argument der Priorität kirchlicher vor der bürgerlichen Freiheit die institutionelle Selbstverwaltung der katholischen Kirche als nicht nur integralen, sondern auch als ideell fundierenden Bestandteil der liberalen Freiheitsidee erweisen wollen; tatsächlich lässt sich hier bereits – *abstractis abstrahendis* – die gut 100 Jahre später sehr einflussreiche Denkfigur beobachten, nach welcher die Religion – trotz bzw. gerade in ihrer institutionellen Autonomie vom Staat – zu den »Voraussetzungen« des liberalen Rechtsstaates gehört, die dieser aus sich selbst heraus nicht zu »garantieren« vermag.<sup>148</sup> Was Ignaz von Döllinger, der hier noch fest auf kirchlichem Boden stand, als Beitrag zu den Grundrechtsdebatten konzipierte, hatte Eichendorff jedenfalls bereits vor Ausbruch der Revolution in seiner ersten literarhistorischen Monographie formuliert; Joseph Görres – Döllingers Münchner Kollege – hatte erkannt,

daß die Freiheit nur bei der Wahrheit, die unerschütterliche, weil von Gott selbst beglaubigte, Wahrheit aber in der Kirche, und mithin geistige wie politische Freiheit mit der Freiheit der Kirche identisch sei (*Ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie*, 1847, KA V, S. 124).

Der »junge[] Held« schließlich, dem Eichendorff im Sonett den Auftrag zuspricht, den entsprechend geläuterten Staatsbau »den freien Söhnen« zu überlassen, ist weder, wie im oben zitierten Kommentar der HPBl, eine rein metaphorische Figuration des Gerichtsgeistes, noch eine verschlüsselte Allegorie auf eine reale politische Persönlichkeit; das Gedicht entwirft vielmehr in poetischer Bildsprache eine deutschlandpolitische Hoffnung, die Eichendorff am 25.1.1849 gegenüber dem Hegelianer Theodor von Schön formulierte:

Es ist überhaupt auffallend, wie in jetziger Zeit alle Individuen verschwinden, alles ist allein auf die Maßen gestellt. Und doch ist die Maße nur eine Idee, die, wie das Königthum, die Freiheit u. s. w., wenn sie wirklich in's Leben treten soll, individuell, persönlich werden muß. Wird eine solche welthistorische Persönlichkeit endlich in Deutschland erscheinen?<sup>149</sup>

146 Zitat aus dem katholischen »Deutschen Volksblatt« von Ende 1848 nach Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 96.

147 Zitat aus der »Rede über die Freiheit der Kirche« von Döllinger nach Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 100.

148 Vgl. das mittlerweile geflügelte »Böckenförde-Diktum« in dem 1967 erstmals publizierten, einflussreichen Aufsatz »Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation«, bei Böckenförde 2016, Studien, S. 92-114, hier S. 112: »Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Das ist das große Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist.«

149 HKA XII, S. 321 f.

Die »Idee«, die »eine solche welthistorische Persönlichkeit« inkarnieren sollte, besteht aber darin, »den neuen Bau« (v. 14) – das politisch geeinte »Deutschland« – unter das »versöhnen[de]« »Bild« (v. 12) des »Kreuz[es]« (v. 10) zu stellen, und so »den freien Söhnen«, d. h. der nächsten Generation zur weiteren Gestaltung zu überlassen.<sup>150</sup> Diese Rolle hatte Eichendorff am Anfang des Jahrzehnts Friedrich Wilhelm IV. zugesprochen. Ebendiesem König sollte ja auch das liberale Frankfurter Parlament durch eine nach Berlin entsandte Ehrendelegation am 3. April 1849 die deutsche Kaiserkrone antragen – für Eichendorff nun aber eine Grotteske; hatte Friedrich Wilhelm doch wiederholt und daher schuldhaft seinen Beruf verkannt, seine positive Rolle im nationalen Einigungswerk auszufüllen und die hierfür nötige Vorbedingung einer behutsamen Liberalisierung des preußischen Staates, nicht erbracht. Gerade er hat nach Eichendorff nicht erkannt, dass dann, wenn die ideelle Fundierung des Staates – wie sie hier im versöhnenden Bild des Kreuzes figuriert wird – einmal sichergestellt ist, sich das Immergültige auch in »neuen zeitgemäßen Formen« auszuprägen vermag: »Das Wahre ist freilich immer wahr und insofern stabil, aber es wiederholt und verjüngt sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in neuen zeitgemäßen Formen.«<sup>151</sup> Entsprechend schärft das vorletzte Sonett gegenüber dem, »was sich hochmütig nicht will neigen«, also nicht nur gegenüber dem laizistischen Liberalismus, sondern auch und gerade gegenüber dem frömmelnd-übersteigerten, einseitig rückwärtsgewandten und selbstbezogenen Monarchismus die für jede Staatsdiskussion grundlegende Differenzierung zwischen dem Akzidenziellen und dem Substanziellen ein:

V

*Wer rettet?*

*Es ist den frischen hellen Quellen eigen,  
Was alt und faul, beherzt zu unterwühlen  
Und Wasserkünste unversehns und Mühlen  
Wild zu zerreißen, wenn die Fluten steigen.*

*Es liebt das Feuer frei emporzusteigen,  
Verzehrend, die mit seinen Loben spielen,*

150 Womöglich greift Eichendorff auch den sich an einige kryptische Stellen der Johannes-Apokalypse anknüpfenden Gedanken eines Weltenkaisers auf, der als Antitypus des Antichrist – dessen »Ankunft« wiederum im letzten Satz des Zitats als reale Möglichkeit erscheint – gedacht wurde, vgl. dazu aus den »Glossen zur Tagesgeschichte. Den 13. Juli 1849«, HPBl 23 (1849), S. 168 ff., hier S. 184: »Wird noch vor dem Ende der Tage ein neuer Karl der Große kommen, welcher das Gottesreich auf Erden [die katholische Kirche, N.v.E.] aus dieser allerdings unwürdigen und peinlichen Stellung erlöst, die revolutionäre Hydra tödtet, und sich unter dem Jubelruf des Orients und Occidents die Krone eines neuen Weltreiches aus Rom holt? Oder gehen wir bereits, ohne Hoffnung auf eine nochmalige Wiedererhebung, mit immer beschleunigter Geschwindigkeit der Ankunft dessen entgegen, der Alles hasset, was Gott heißt?«

151 Zitat aus dem Revolutions-Exkurs (dazu die einleitenden Ausführungen zu Kapitel B. II.) in der »Geschichte des deutschen Romans« (1851; KA VI, S. 624f.).

*Es liebt der Sturm, was leicht hinwegzuspülen,  
Und bricht, was sich hochmütig nicht will neigen.*

*Sah'n wir den Herren nun in diesen Tagen  
Ernstrichtend durch das deutsche Land geschritten,  
Und Wogenrauschen hinter seinen Tritten,*

*Und Flammen aus dem schwanken Boden schlagen,  
Empor sich ringelnd in des Sturmes Armen:  
Wer rettet uns noch da, als Sein Erbarmen?<sup>152</sup>*

Dass sich mit dem letzten Vers wiederum keine irgendwie individual-ethische, die realen politischen Ereignisse gleichsam ›wegspiritualisierende‹ Perspektive eröffnet, wie die bisherige Forschung glauben machen wollte,<sup>153</sup> wird durch das letzte der Sonette vollends deutlich; nachdem die ersten beiden Sonette scheinbar in der Aporie mündeten, öffnet sich in den folgenden schrittweise ein positiver Ausblick; die durch den Titel des V. Sonetts aufgeworfene Frage »Wer rettet?« wird im letzten Sonett – und zwar im nun eindeutigen Sinne – positiv beantwortet:

VI  
*Das Schiff der Kirche*

*Die alten Türme sah man längst schon wanken,  
Was unsre Väter fromm gebaut, errungen,  
Thron, Burg, Altar, es hat sie all' verschlungen  
Ein wilder Strom entfesselter Gedanken.*

*Der wühlt sich breit und breiter ohne Schranken,  
Ein Meer, wo zornigbäumend aufgeschwungen  
Die trüben Fluten Fels um Fels bezwungen,  
Und alle Rettungsufer rings versanken.*

152 KA I, S. 451f.

153 Das klingt dann etwa so (Schultz 2007, Revolution und Religion, S. 35): »Freiheit gewinnt der Mensch nach Eichendorff nur, wenn er zum Gläubigen wird und auf die Barmherzigkeit Gottes vertraut.« Unnötig zu erwähnen, dass das Bild vom historisch ignoranten, politisch unbedarften, weil ›religiös gebundenen‹ Eichendorff vielmehr dem seiner bewusst oder unbewusst verflachenden Interpretatoren entspricht. Auf dieser Linie auch Ries 1997, Zeitkritik, S. 230: »Im folgenden Sonett ›Wer rettet?‹ knüpft Eichendorff den Blick auf die historische Entwicklung an jene transzendentalgeschichtliche Weltansicht [...]«, Kunisch 1985, Autobiographie, S. 102: »Heilsgeschichte und Profangeschichte lassen sich aus der Sicht desillusionierender Zeiterfahrung nicht mehr in einen menschlich faßbaren Sinnbezug bringen, sie berühren sich nur noch im Fluchtpunkt einer erhofften zukünftigen Synthese [...]«

*Doch drüberhin gewölbt ein Friedensbogen,  
Wohin nicht reichen die empörten Wogen,  
Und unter ihm ein Schiff dahingezogen,*

*Das weiß nichts von der Wasser wüstem Branden,  
Das macht der Stürme Wirbeltanz zuschanden –  
O Herr, da laß uns alle selig landen!*

Bisherige Interpretationen sind über die bloße Konstatierung motivgeschichtlicher Traditionen – das »Schiff der Kirche« gegenüber dem »Meer der Welt«<sup>154</sup> – nicht hinausgekommen. Der Ausblick auf eine neue Gestaltung der Dinge erschöpft sich aber nicht einfach in der leeren Beschwörung des überparteilich Versöhnenden, sondern knüpft eben gerade hier – nun vollends explizit – an dem 1848/49 vielfach wiederholten Deutungsmuster an, demzufolge die umfängliche Rechristianisierung und ›wahre Einheit‹ Deutschlands gerade über die verfassungsrechtlich fixierte, institutionelle Unabhängigkeit der Kirche zu erreichen ist. Die Kirche konnte auch gegen den Staat bestehen, der Staat aber nicht dauerhaft ohne die Kirche; daher barg die Kirche jene Potenz, die allein den allgemeinen Zusammenbruch (»es hat sie all' verschlungen«, v. 3; »Und alle Rettungsufer rings versanken«, v. 8) überdauern und langfristig wieder dem Staat selbst zuführen könnte.

Besonders klar bietet sich dieser Sachverhalt durch die ebenso auffällige wie in der bisherigen Forschung wiederum übersehene Tatsache dar, dass Eichendorff motivisch bis ins Detail auf dasjenige Gedicht zurückgreift, das dem ersten Band (1841) der gesammelten Werke voranstand und keinem anderen als Friedrich Wilhelm IV. gewidmet war (»Ein Eiland, das die Zeiten nicht versanden«, Kapitel A. III. 1); das Revolutions-Sonett übernimmt den im Widmungs-Sonett von 1840/41 entworfenen staatlich-politischen Rahmen, um ihn inhaltlich neu zu füllen: Das »Schiff der Kirche« ersetzt das preußische *Staats-Schiff*, wobei die Leerstelle des Steuermanns – ursprünglich das romantisch verklärte Königtum Friedrich Wilhelms IV. (apostrophiert als »hoher Herr«) – nun durch den göttlichen Stifter der Kirche selbst (»Herr«) ausgefüllt wird. Diese Funktionsauswechslung, nach welcher die Kirche allein die Rolle übernimmt, die vormals Staat und Kirche in einer übergreifenden Totalitätsidee zugeordnet war, illustriert damit exemplarisch die für das Spätwerk charakteristische Technik programmatischer Umsetzungen. Im engeren Horizont des Revolutionszyklus setzt das letzte Sonett – nach der schrittweisen (Sonette II.-V.) Abrechnung mit dem übersteigerten Monarchismus Friedrich Wilhelms IV. – den Schlussstein unter die einstigen Hoffnungen, die sich in dieser schillernden historischen Figur am Anfang des Jahrzehnts kristallisiert haben. Bis in einzelne Vers-Korrespondenzen hinein ist es zugleich als vollendetes Gegenstück

154 So Ries 1997, Zeitkritik, S. 233 f. in seiner ungebührlich ausführlichen Auswertung des Standardwerks von Rahner 1964, *Symbole der Kirche*; Ries zitierte dabei (ebd., S. 234) sogar (sekundär vermittelt durch Rahners Buch) aus Augustins *Enarrationes in Psalmos* – das mag zwar rein motivgeschichtlich seine relative Berechtigung haben, eine hermeneutische Relevanz für den eminent politischen Zyklus zur 1848er-Revolution wird man darin aber nicht erkennen können.

zu dem einstigen Widmungs-Gedicht von 1840/41 konzipiert. Es bildet die endgültige Palinodie der vormaligen Hoffnungen auf einen Neuanfang des preußischen Staates, die ja immer schon in einem deutschlandpolitischen Horizont gestanden hatten. Unter dem Druck der zumal im Zuge der Revolution besonders erregten, weil staatlich-politisch unmittelbar relevanten Rekonfessionalisierung, unter dem Eindruck der zunehmenden Scheidung der Sphären von Staat und Kirche, die Eichendorff vordem immer aufeinander bezogen gedacht hatte, kündigt es die längst morsch gewordene Allianz von »Thron« und »Altar« (v. 3) förmlich auf, um im »Schiff der Kirche« allein die Substanz des Staates zu retten. Diese als Lehre aus dem Gottesgericht der Revolution gezogene Diagnose entspricht wiederum bis in die Diktion hinein der zeitgenössischen Publizistik; die auch im ultrakonservativ-katholischen Lager durch die Erfahrungen der Revolution gefestigte Überzeugung, dass man »keine[r] Allianz zwischen [der] religiösen Ueberzeugung und der Staatsgewalt bedürfe[.]«,<sup>155</sup> wurde dadurch begründet, dass eben der christliche »Geist«, der die Monarchien »einst belebt hatte«, »längst« aus ihnen »entwichen war«:

Zurückgehen können wir nicht mehr. Was gefallen ist, fiel, weil es innerlich morsch und faul [s. o., im fünften Sonnett, v. 1: »Es ist den frischen hellen Quellen eigen, / Was alt und faul, beherzt zu unterwühlen«] und ohnmächtig war; weil der Geist, der es einst belebt hatte, längst aus ihm entwichen war. Es neu aufzurichten, wäre vergeblische Mühe; lassen wir die Todten ihre Todten begraben!<sup>156</sup>

Schließlich hatte die Allianz zwischen Thron und Altar schon seit Jahrhunderten nur die Unterordnung des Letzteren unter den Ersten bedeutet; die kirchliche Landeshoheit, wie sie auch von den katholischen Konfessionsstaaten übernommen wurde, hatte erst die Ausbildung<sup>157</sup> jenes frühneuzeitlichen Staatsabsolutismus ermöglicht bzw. katalysiert, der die Revolution – das Gottesgericht über diesen unheilvollen vorrevolutionären Zustand – heraufbeschworen hatte:

Seit mehr als zwei Jahrhunderten hat sich auch in den katholischen Ländern Europas dem protestantischen Territorialismus ein, aus ursprünglich heidnischer Grundlage hervorgewachsenes, absolutes Staatstum nachgebildet, welches im französischen Gallicanismus und im österreichischen Josephinismus den gelungensten Ausdruck seines Gedankens, die beiden Grundformen seiner Wirksamkeit fand. Diese Bestrebungen haben zu den Zuständen geführt, unter denen heute Europa seufzt. Vor sechzig Jahren nämlich ist diesem fürstlichen Absolutismus zum ersten Male die Revolution gegenübergetreten, die er selbst geschaffen, zu der er Generationen hindurch die Saat mit vollen Händen ausgestreut hatte.<sup>158</sup>

155 HPBl 22 (1848), S. 494.

156 HPBl 22 (1848), S. 281.

157 Vgl. dazu den prägnanten Überblick von Schilling 1989, Voraussetzung Staatsbildung.

158 HPBl 24 (1849), S. 178.

Die Einsicht, dass es den »christlichen Staat[.]« auch »im Mittelalter« »immer nur approximativ« gegeben habe, »heute zu Tage aber« *definitiv* »nicht mehr giebt«,<sup>159</sup> »daß es« daher »heute nicht gut sei, »Religion zu machen«, und daß jede Staatsgewalt dermalen wohl thun werde, vom Gebiete der Kirche so fern zu bleiben wie möglich«,<sup>160</sup> mündete dabei freilich in keinen Säkularismus; auf Grundlage des dialektischen Modells der providentiellen Revolutionsdeutungen wurde die Scheidung der Sphären vielmehr als entscheidende Vorbedingung gewertet für die allgemeine Rechristianisierung und »wahre[.] Einheit« Deutschlands:

Uns scheint es [...] unbedingt nothwendig, daß wenn die heute bezweckte Wiederherstellung einer Einheit Deutschlands nicht wieder, anderer Gründe zu geschweigen! auch an unserer kirchlichen Spaltung Schiffbruch leiden soll, – der Staat sich unbedingt und völlig aus allen religiösen und kirchlichen Kämpfen herausziehen muß. Dieß aber ist nur durch ehrlich und aufrichtig gemeinte, vollständige Losgebung der Kirche vom Staatszwange zu erreichen [...].<sup>161</sup>

Wie unsere religiöse Zerrissenheit unser größtes Unglück und unsere tiefste Wunde ist, so ist sie zugleich die wahre und eigentliche Quelle unserer deutschen, politischen Zwietracht [...]. Einhundert und fünfzig Jahre lang haben Katholiken und Protestanten jeder Theil in seinem Sinne gestrebt, die Einheit des Glaubens in Deutschland wieder herzustellen. Der Instinkt ersetzte die Erfahrung: daß eine Trennung in der Religion zugleich das Todesurtheil für das Reich und die Volkseinheit der Deutschen sei. Aber Religionsgespräche und Krieg, Controversen und Friedensschlüsse, Verfolgungen und Vermittelungsversuche verfehlten ihren Zweck. [...] Ist aber unsere Lage also, hat kein menschliches Mittel anschlagen wollen, so bleibt nur noch die Hoffnung auf die Hülfe des Allerhöchsten übrig. Jeder gläubige Christ, der sein deutsches Vaterland liebt, muß sich mit der doppelten, großen Wahrheit durchdringen: erstens, daß Deutschland aus der gegenwärtigen Krise nur auf den Wegen siegreich hervorgehen kann, die zur Wiederherstellung der Einheit des wahren christlichen Glaubens und der alten Kirche führen; und zweitens daß Gott allein es ist, der unserm Volke den Frieden und die Gnade dieser Vereinigung schenken kann. Denn Gott allein kann, was keine menschliche Gewalt vermag: das Verlangen nach der wahren Einheit in den Gemüthern erwecken [...].<sup>162</sup>

Auch die Furcht vor blutigen Verfolgungen – die in Eichendorffs Sonett ebenfalls nicht nur untergründig durch den »alles verschlingenden« »Strom entfesselter Gedanken«, wo »alle Rettungsanker rings versanken« aufscheinen – konnte diesen positiven Ausblick nicht trüben. Im Sinne des alten Topos der *ecclesia pressa* erwartete man, dass »Gott« dann eben die »Kirche durch die Verfolgung zur Freiheit« »und durch die Freiheit

159 HPbl 22 (1848), S. 443.

160 HPbl 22 (1848), S. 501.

161 HPbl 22 (1848), S. 89.

162 Aus dem bezeichnenden Artikel »Gott allein kann helfen«, HPbl 24 (1849), S. 429–436, Zitat 433, 434 f.

zur Glorie führen« würde.<sup>163</sup> So wie das Christentum aus der Verfolgungssituation heraus zur Staatsreligion des römischen Reiches geworden ist, so würde es auch den gemäß *translatio imperii* aus diesem hervorgegangenen Staat wieder mit neuem Geist durchdringen. Sofern nur die katholische Kirche ihre Integrität bewahrte und sich konsolidierte, war die entscheidende Potenz bewahrt, die dem zusammenbrechenden Staat wieder die Kräfte zuführte, die er zu seiner Wiederaufrichtung – dann freilich nach Eichendorff »in zeitgemäßen Formen« – wieder benötigte; das »Endziel« war daher die Wiedervereinigung von Kirche und Staat als Vorbedingung und Garantie deutscher Einheit:

Dieser Ruf darf aber nicht auf absolute, sondern nur auf eine momentane Trennung von Kirche und Staat gehen; er soll nur Befreiung von den unwürdigen Banden des Staates verlangen, sein Endziel aber Einigung, ungetrennte Lebens- und Liebesgemeinschaft von Staat und Kirche seyn. Jene Trennung wäre nur wieder eine unheilvolle Rückkehr zum Anfange der großen Weltrevolution, die sich seit Jahrhunderten herausgeboren hat; diese aber wird für die Kirche nur verlangt, damit sie frei geworden das göttliche Band der Ehe mit dem Staate wieder schließen könne. Kirche und Staat gehören zusammen, wie Seele und Leib; die Kirche ist der göttliche Odem, welcher den Leib der Menschengesellschaft durchdringen und beleben soll, und der Staat ist und bleibt ein todttes Aas, der Verwesung preisgegeben, wenn er nicht in allen seinen Functionen eine Offenbarung dieses Odems in Raum und Zeit ist. Diese Einigung herbeizuführen, vermag allein die Kirche; der Staat aus sich vermag nichts mehr, als noch einige Zeit gegen die Mächte der Zerstörung zu ringen, aber ohne Aussicht auf Rettung; er hat höchstens noch den Wahlspruch der Verzweiflung, welchen der große englische Dichter seinem Helden mit den Worten in den Mund legt, ›und will das Schicksal mit uns enden, so fallen wir, die Waffen in der Hand.‹ Die Kirche hat die Aufgabe und die Sendung, das durch hundertjährige Revolution verkommene Menschengeschlecht wieder zur Gottesfurcht, zur Anerkennung einer göttlichen Autorität, und damit zum Gehorsam, zur Geduld und Demuth zurückzuführen, und Schritt für Schritt, wie sie diese Aufgabe erfüllt, fällt die Scheidewand zwischen ihr und dem Staate; was früher getrennt, erfaßt sich unwillkürlich wieder in gegenseitigem Liebesdrange, der Staat jubelt der Kirche als seiner Retterin entgegen, sinkt ihr frohlockend in die Arme, die Kirche aber senkt

163 HPBl 22 (1848), S. 585: »Und es wird noch ärger kommen, nicht bloß in den kleinen Republiken der ehemaligen Eidgenossenschaft [Ende 1847 war der Sonderbundskrieg der liberalen gegen die katholischen Kantone entschieden, Klöster aufgehoben und Ordensleute des Landes verwiesen worden, Kapitel B. I. 1], sondern eben so wohl in andern, ihrem Untergange zueilenden, ehemals monarchischen Staaten. Dort wie hier haben sich alte febronianische und territorialistische Bureaukratie und rother Radikalismus [...] die Hand gereicht zum Bunde gegen jede christliche oder dem Christenthume sich annähernde, unabhängige Ueberzeugung. Es scheint im Plane der Vorsehung zu liegen, daß der antichristliche Staat in Deutschland zur vollen Evidenz und auf eine kurze Zeit zur Herrschaft gelange, damit die Elemente sich erkennen und in scharfer Sonderung einander gegenüber treten. Gott will der Kirche durch die Verfolgung zur Freiheit, und durch die Freiheit zur Glorie führen. Darauf deuten alle Zeichen der Zeit.«

sich in ihn hinein als sein Leitstern im Kampfe hier, sein Wegweiser zum Jenseits, dem Troste der Hoffnung und Sehnsucht aller Nationen, die gewesen sind und noch kommen werden. Das auf Erden erreichbare Ideal der Menschengesellschaft ist die innigste Einigung und Lebensgemeinschaft von Kirche und Staat nach dem Ausspruche der heiligen Schrift: ›Ein Hirt und eine Heerde.<sup>164</sup>

Vor diesem dialektisch-diskursiven Hintergrund wird nun auch erst verständlich, warum Eichendorff in seinem im Einleitungsabschnitt zu Kapitel B. II bereits zitierten Revolutions-Exkurs in der »Geschichte des deutschen Romans« das Vorhaben, »die Politik wieder religiös zu machen« gegen die umgekehrte »jungjosephinische« Tendenz ausspielt, »die Religion« »in Politik um[ ]schlagen« zu lassen (KA VI, S. 625f.). Die Kirche verkörpert dasjenige religiöse Potenzial, das der Staat – »die Politik« – zu seiner ideellen Fundierung und ›Erhöhung« gerade benötigt. Durch staatskirchliche – josephinische – Unterjochung aber könnte sich dieses Potenzial nicht nur nicht frei entfalten, sondern würde austrocknen und damit letztlich auch dem Staat verloren gehen. Als Objekt der politischen Sehnsucht firmiert somit nach wie vor der christliche Nationalstaat. In die Unabhängigkeit entlassen, würde die Kirche sich zur Retterin des Staates aufschwingen, beide zusammen würden die wahre Einheit Deutschlands verbürgen.

Dieser primär deutschlandpolitische Horizont wird dann schließlich in dem das Sonett-Sextett beschließenden Gedicht »VII. Der welsche Hahn« noch einmal offen expliziert. Der hier figurierte »neue Tag«, den Gott »auf allen deutschen Hügeln« anbricht (v. 4f.), wird im konzeptuell komplementären Gedicht »Der Freiheit Wiederkehr« als qualitativ neue Stufe – und Höhepunkt! – der nationalen Geschichte seit Arminius inszeniert: Für Deutschland eröffnete sich 1848 die Chance, durch die Freigabe der Religion zur ›wahren« Einheit zu gelangen.

Die beiden letzten Gedichte des Zyklus bieten eine komplementäre Doppel-Coda. Der nur dreizeilige »Spruch« führt noch einmal die Fäden der Konservatismus-Kritik und des christlich fundierten Entwicklungsgedankens vermittelnd zusammen:

*Magst du zu dem Alten halten  
Oder altes neu gestalten,  
Mein's nur treu und laß Gott walten!*<sup>165</sup>

Dieses Versöhnungsbild scheint aber nur den Boden für die eigentliche Coda zu bereiten. Seinen lyrischen Revolutionszyklus beschließt Eichendorff nämlich mit der wohl schärfsten Variante der seit Hölderlin gängigen Deutschen-Schelte:

164 HPBl 26 (1850), S. 155-157.

165 KA I, S. 453.

IX  
*Familienähnlichkeit*

*Zwei Arten von Getieren,  
 Nach einem Schliff geschliffen:  
 Aufwarten, apportieren,  
 So wie der Herr gepfiffen.*

*Wo zwei zusammenlaufen,  
 Zaust einer dem andern die Ohren,  
 Und all' zusammen raufen  
 Den Bruder, der verloren.*

*Die einen nennt man Hunde,  
 Die andern heißen Deutsche.  
 'S ist einerlei im Grunde,  
 Und beiden gebührt die Peitsche.<sup>166</sup>*

Nachdem das düstere Bild der verschiedenen Abrechnungen mit dem Liberalismus und der politischen Rechten im Laufe des Zyklus schrittweise aufgehellt und schließlich durchaus idealistischen Hoffnungen Raum gemacht hatte, schlägt das Stimmungsbild zuletzt wieder in einen sowohl sachlich als auch formal kaum mehr übertreffbaren Zynismus um. Dieser Wechsel hochgespannter Erwartungen in einen umso abgründigeren Zynismus, wenn nicht Fatalismus, entspricht dabei sehr präzise dem politischen Verlauf von 1848 bis 1849/50. Die den Zyklus beschließende Deutschen-Schelte setzt das Scheitern der Revolution und damit der politisch-staatlichen Einigung der Nation voraus. Der im Bild des Hundes figurierte »Servilismus«<sup>167</sup> ist freilich nicht nur gegen den deutschen Honoratiorenliberalismus gerichtet, der sich der Massenbasis der Revolution eher ungerne bediente, die von den Radikalen verfochtene, volle Volkssouveränität ablehnte und stattdessen auf Vereinbarung mit den Fürsten setzte. Der Bannstrahl der vernichtenden Kritik trifft vielmehr alle Parteien gleichermaßen, Radikale und Liberale, Liberale und Konservative, Atheisten, Protestanten und Katholiken<sup>168</sup> – eben die *Deutschen*, die »all' zusammen« (v. 7) die historische Bedeutung der Stunde verkannt, sich gegenseitig zerfleischt und damit die Chance zur Schaffung einer nationalen Einheit vertan haben. Das Gedicht bietet keine einfache politische Allegorie, nach welcher im »Bruder, der verloren« (v. 8) nun etwa der Liberalismus figuriert würde; mit dem »Herr« (v. 4) könnte zwar der russische Zar assoziiert werden, der immer

<sup>166</sup> KA I, S. 453.

<sup>167</sup> So Ansgar Hillach im Kommentar der MA IV, S. 731.

<sup>168</sup> Die Überzeugung von der »allein rettenden« Kraft und allgemeinen Zentralstellung der Kirche in der Revolution schloss natürlich nicht aus, dass Katholiken selbst diesen Rettungsweg verbaut haben; wie bereits erwähnt, waren die mehrheitlich josephinisch geprägten Österreicher Gegenstand bitterster Kritik vonseiten der kirchlich gesinnten Katholiken.

im Hintergrund der Diskussionen stand, weil er nur auf den Anlass wartete, seine überlegene Armee zu schicken und auch den deutschen Monarchen die Hände band; dem preußischen König gegenüber drohte Nikolaus I. 1848 offen mit Krieg, sollte der einen Alleingang zugunsten der nationalen Einheit wagen.<sup>169</sup> Entscheidend ist der grundlegende deutschlandpolitische Horizont, insofern eben die deutsche Einheit an der *inneren Zerrissenheit* und Gärung gescheitert ist. Das Ende war schließlich nicht einfach die Besiegelung der kleindeutschen, großdeutschen oder Trias-Lösung, sondern der seit 1849 heraufziehende und erst im Dezember 1850 in letzter Minute abgewendete Bruderkrieg zwischen Preußen und Österreich.<sup>170</sup>

Diese komplexe bis verworrene deutschlandpolitische Problemlage bildet den zentralen historischen Horizont des Gedichts, das durch seine primäre Referenz – die Deutschen – als Beitrag zur aktuellen Deutschland-Diskussion konzipiert ist. Die Behauptung der bisherigen Forschung, Eichendorffs Haltung zur deutschen Frage sei nicht eindeutig positiv zu bestimmen,<sup>171</sup> kann sinnvoll nur durch die konsequente Herauslösung aller in diesem Zeitraum entstandenen Gedichte aus ihrem historisch-politischen Kontext aufrechterhalten werden. Das verwundert nicht nur wegen der allgemeinen historischen Relevanz der in den Gedichten enthaltenen Thematik. Es verwundert auch angesichts der Tatsache, dass aus der aporetischen Situation zwischen der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. am 3. 4. 1849, der polizeilichen Auflösung der verbliebenen Reichsversammlung Anfang Juni 1849 und der »Olmützer« Punktation vom 3. 12. 1850 zur Beilegung des preußisch-österreichischen Konflikts die meisten der unmittelbaren Äußerungen Eichendorffs zur deutschen Frage datieren; der politische Verlauf sowie die spezifische Rolle Friedrich Wilhelms IV. darin wird in Eichendorffs Briefen an Theodor von Schön beinahe durchgängig kommentiert; zwar bleiben aufgrund der wie immer sehr knappen politischen Auslassungen manche Leerstellen; deren positiver Gehalt lässt sich aber einerseits durch systematische Zusammenschau des Briefkorpus mit den 1849/50 entstandenen Gedichten sowie andererseits unter Einbeziehung der freilich sehr komplizierten historischen Konstellationen präzise rekonstruieren.

169 Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 625 (hier zur dänischen Frage) u. ö.

170 Dazu s. unter Angabe der Forschungsliteratur das folgende Kapitel, B. II. 2. 2.

171 Dass auch hier wiederum, von autonomieästhetischen Prämissen abgesehen, die Überfixierung auf Eichendorffs religiöse Prägung für die Enthistorisierung des Werks verantwortlich ist, macht das Urteil von Koopmann 2007, *Politische Lyrik*, S. 27, besonders anschaulich: »Geschichte also als geoffenbarte Theologie, die Weltgeschichte als das Weltgericht und der Wunsch nach einer neuen Ordnung, nach einer ›endlichen nachhaltigen Ordnung der Dinge und Vernichtung des höllischen Reichs‹ – wie diese ›neue Ordnung‹ aussehen sollte, hat Eichendorff allerdings nicht gesagt.«

2. 2 Einheit ohne Freiheit? Deutschland 1849/1850  
zwischen »Romantik« und Machtpolitik

Nachdem Berlin in der Nacht vom 18. auf den 19. März in Barrikadenkämpfen versunken war, floh Eichendorff mit Familie nach Dresden, von wo aus er, wie einleitend referiert, während der sächsischen Revolution von Mai 1849 zwischenzeitlich auf einen Weinberg bei Meißen und Köthen weiterfloh. Am 1. August 1849 antwortet Eichendorff aus Dresden auf einen leider verlorenen Brief Theodor von Schöns:<sup>172</sup>

Ew. Excellenz

danke ich ganz gehorsamst und herzlichst für die gnädige Mittheilung der Drucksachen, die ich mit dem größten Interesse gelesen habe, und als ein Denkmal Ihrer in allen Stürmen unverwüsthlichen Geisteskraft aufbewahre. Besonders schlagend und großartig erscheint mir darin der Grundgedanke von dem wesentlichen Unterschiede zwischen dem wahren Staat und der falschen Nationalität, an der die Frankfurter Nationalversammlung so jämmerlich zu Grunde gegangen ist. Leider befürchte ich nur, daß daßelbe Thema jetzt, wenngleich mit anderen Variationen und im verkleinerten Maßstabe, abermals durchgespielt werden wird: eine reinpreußische Nationalität mit einem Staat aus der obligaten guten alten Zeit vor 1807. Es ist doch kein Zopf so ungeheuer, für den nicht irgend ein deutscher Kopf paßte. Die Schrift sagt: es muß Aergerniß seyn, aber wehe dem, der es giebt. Und so muß es sicherlich auch Hefen geben, um die neue Zeit auszugähren, aber wehe der Zeit, die sich als bloße Hefe verbrauchen läßt! Wahrlich, wenn ich jünger und reicher wäre, als ich leider bin, ich wanderte noch heut nach America aus; nicht aus Feigheit – denn die Zeit kann mir persönlich eben so wenig anhaben als ich ihr – sondern aus unüberwindlichem Ekel an der moralischen Fäulniß, die – mit Shakespeare zu reden – zum Himmel stinkt.

Peter Krüger hat in seiner lange als maßgeblich betrachteten Darstellung zu Eichendorffs politischem Denken den Brief dahingehend zusammengefasst, dass die im April aufgelöste »Frankfurter Nationalversammlung« »an übertrieben nationaler Einstellung zugrunde gegangen« sei.<sup>173</sup> Diese Deutung gibt der Brief-Passus, der sich gegen eine »falsche[]«, d. h. gegen eine bestimmte Konzeption von »Nationalität« wendet, freilich so nicht her. Der Eichendorff-Schönsche Kritikgegenstand einer »reindeutschen« Nationalität, wie er sich aus der analogen Begriffsprägung der »reinpreußischen Nationalität« erschließen lässt, verweist im pluralen Horizont verschiedener miteinander konkurrierender Nationsentwürfe vielmehr sehr konkret auf *einen*, nämlich den unitarischen Nationsbegriff der Liberalen. Bereits in seinen verfassungspolitischen Schriften von 1831/32 (Kapitel A. II. 3. 2) hatte Eichendorff sich gegen die liberal-nationale Konstruktion eines »Normal-Deutschen« verwahrt:

<sup>172</sup> HKA XII, S. 243 f.

<sup>173</sup> Krüger 1969, Politisches Denken, S. 59.

Nimmermehr werden z. B. Tyroler und Friesen, oder Ostpreußen und Rheinländer in Affekten, Gewohnheiten, Neigungen und Abneigungen miteinander sympathisieren. Es sind nicht bloß die Alpen dort und die Sandflächen hier, nicht hier der Schnaps und dort der Wein, nicht die Verschiedenheit des Dialekts, des Klimas, der Religion, oder der historischen Erinnerungen allein, sondern eben alles zusammen in seiner geheimnisvollen, Jahrhundertlangen Wechselwirkung. Welcher also ist nun hier der Normal-Deutsche, dem sich alle anderen akkomodieren müssen? – Ich meine: keiner, oder jeder in seiner Art; denn die deutsche Natur ist, Dank sei dem Schöpfer, nicht so arm, daß sie in der Eigentümlichkeit eines Stammes rein aufgehen sollte. Auch wäre das an sich eben so langweilig als überflüssig, denn Einerleiheit ist keine Einheit. Schon im Privatleben bemerken wir, daß Freundschaft und Liebe grade die verschiedenartigsten Naturen zusammenfügt, eben weil nur diese Verschiedenheit reizen und sich wechselseitig ergänzen kann, indem jeder Teil von seinem Reichtum mitteilen will, was dem anderen fehlt, und das empfangen, was der andere vollauf hat. Und so wird auch der großen Genossenschaft des Staats mit innerlich ausgewechselten Gesellen nichts gedient, sondern der der liebste sein, der ihr, weil mit ungebrochener Eigentümlichkeit, aus ganzer Seele dient, wie er eben kann und mag. Viele verschieden gestimmten Saiten geben erst Harmonie, und wahrlich im Jahre 1813 gab es einen schönen Klang durch das gesamte Deutschland! Vor allem aber behüte uns Gott vor einem deutschen Paris [...] (KA V, S. 666).

Diese Auslassung unmittelbar nach der Julirevolution ist natürlich nicht ohne Weiteres mit derjenigen von 1849 kurzzuschließen. 1831/32 hatte Eichendorff sich noch kategorisch gegen eine gesamtdeutsche »Konstitution« ausgesprochen, die diese verschiedenen einzelstaatlichen Traditionen »in Deutschland« unter einen gesamtstaatlichen Hut zu bringen vermöchte. Aus seinem Brief von 1849 lässt sich eine solche Position aber nicht mehr ableiten. Abgelehnt wird nur eine zentralistische Organisationsform, mit der ein deutscher Nationalstaat nach französischem Vorbild – wie Eichendorff 1831/32 schrieb mit »einem deutschen Paris« – geschaffen worden wäre. Dieser Gegensatz (deutscher) »Eintracht« gegen (französische) »Einerleiheit« bleibt natürlich von 1831/32 bis 1849 bestimmend, und er wurde von dem hegelianischen Veteranen der Preussischen Reform, Theodor von Schön, der »deutsche Einheit« als »Phantom« und einen »Bundesstaat« als »Widerspr[u]ch[] in sich« bezeichnete,<sup>174</sup> ebenso propagiert wie von den konservativ-katholischen HPBl, die in der 1848er Ausgabe satirische Salven gegen die liberale Konstruktion eines »absoluten Deutschen« abfeuerten.<sup>175</sup> Es sind teleologi-

<sup>174</sup> Vgl. den langen Brief vom 30. 4. 1850, HKA XIII, S. 180–189, Zitate S. 180 f., 189.

<sup>175</sup> Vgl. die Musterung der parlamentarischen Zusammensetzung in HPBl 21 (1848), S. 118: »Unter den hiesigen Deputirten ist denn natürlich auch eine gute Anzahl der Sache gar nicht gewachsen, diese würden besser stimmen, wenn sie mehr Zusammenhang mit ihren Landsleuten hätten. Aber dagegen wird dann geschrien: Hier sind keine Länder, wir sind alle Deutsche! Ich habe gesagt, daß ich einen solchen absoluten Deutschen in Deutschland noch gar nicht gesehen habe; eher in Paris und in Rom.« Zum katholisch-konservativen Deutungsmuster des modernen Nationalismus als »neuester Waffe« der Revolution gegen die legitime Ordnung s. u., Kapitel B. II. 3; B. V. 1.

sche Verknöcherungen, die solche klar definierten Positionsbestimmungen innerhalb der kompetitiven historischen Offenheit verschiedener miteinander konkurrierender Nationsentwürfe durch die Fiktion eines alleingültigen *mainstreams* als randständig marginalisieren und im Extremfall als außerhalb des »eigentlich« Historischen stehend erscheinen lassen. Im Verbund mit mannigfachen eichendorff-spezifischen Stereotypen wurde so mal mehr, mal weniger deutlich der Eindruck erweckt, als ob Eichendorff dem Projekt des Nationalstaates schlechtweg distanziert gegenübergestanden und zu keiner klaren und positiven Gestaltungsidee gelangt sei.<sup>176</sup>

Demgegenüber lässt sich Eichendorffs Haltung zur deutschen Frage von 1848/49 aus der gegenüber Schön formulierten Oppositionshaltung gegen den Unitarismus der Liberalen recht eindeutig definieren, sofern man das Bild, das sich hier ex negativo gewinnen lässt, durch die positiven Gehalte des lyrischen Revolutionszyklus ergänzt. Eichendorff begrüßte die Revolution als historisch einmalige Chance zur Schaffung eines föderativ organisierten, national-deutschen Staatsverbandes. Zu den Gründungsbestimmungen gehörten in aufsteigender Priorität der Einschluss mindestens Deutschösterreichs, die Bewahrung der einzelstaatlichen Integritäten und eine behutsame Liberalisierung des Gesamtstaatsverbandes, welche die Freiheit der Religion an erste Stelle setzte. Die erhoffte Beendigung des alten Polizeistaats schloss nicht nur die Anerkennung der institutionellen Selbstverwaltung der katholischen Kirche als der entscheidenden Vorbedingung zur Schaffung eines geistigen Bandes der Deutschen, sondern auch darüber hinaus politische Zugeständnisse an die »moderne Zeit« mit ein;<sup>177</sup> entsprechend erscheint als größtes Schreckbild im Brief an Schön ein »Staat aus der obligaten guten alten Zeit vor 1807«, d. h. aus der absolutistischen Zeit vor Einsetzen der (Preußischen) Reformära.

Dass demgemäß Freiheit die absolute Bedingung der Einheit war, belegt das einzige von Eichendorff selbst zur Publikation gebrachte Revolutionsgedicht. Wohl aus Rücksicht auf den Sohn Hermann, der im Jahr 1850 gerade sein Assessorat als preußischer Beamter antrat, hat Eichendorff seinen Revolutionszyklus nicht veröffentlicht. Die Neuausgabe seiner Gedichte von 1850 erweiterte Eichendorff jedoch um ein Gedicht, das alle eben zitierten Punkte prismatisch bündelt.<sup>178</sup> Anknüpfend an die Deutschen-Schelte des Revolutionszyklus ist es noch eindeutiger als Beitrag zur aktuellen Deutschland-Diskussion konzipiert:

*Libertas Klage*

*Web' du Land, das keck mich bannte,  
Und da ich zu dir mich wandte,  
Mich blödsinnig nicht erkannte;*

176 Krüger 1969, Politisches Denken, S. 60f., referiert zwar u. a. Eichendorffs föderales Ideal, allerdings in so suggestiv-untertöniger Weise, als handelte es sich um eine eigenwillig-subjektiv-weltfremde Außenseiterposition.

177 Vgl. seine Klagen über den reaktionären »Trotz« gegen die »moderne Zeit«, der notwendig in die »Barbarei« münden musste, im Brief an Schön vom 7. 2. 1851, HKA XII, 260-263, hier 262 f.

178 Zum editorischen Hintergrund vgl. den Kommentar KA I, S. 1116 f.

*Wo aus Trümmern nun die blassen  
Geister stieren: Stolz und Hassen,  
Brüder sich ingrimmig fassen.*

*Habt ihr euch von dem gewendet,  
Der barmherzig mich gesendet,  
Wird in Schmach die Ehr' geendet.*

*Wer will meinen Banner schwingen,  
Muß erst mit dem Teufel ringen,  
Der ihn selber hält in Schlingen.*

*Wer so kühn, um mich zu werben,  
Zage nicht, für mich zu sterben,  
Um das Himmelreich zu erben,*

*Lieble nicht, nach andern lugend,  
Denn ich bin des Herzens Jugend  
Und der Völker strenge Tugend.*

*Bin die Lebensluft der Höhen,  
Wo der Atem mag vergehen  
Allen, die zur Tiefe sehen,*

*Flamme, schlank emporgelodert,  
Die in Zornesmut, was modert,  
Sengend zu Gerichte fodert.*

*'S war ein mächt'ger Wald da droben,  
Treulich Stamm in Stamm verwoben,  
Mir zum grünen Dom erhoben.*

*Weh', du schönes Land der Eichen!  
Bruderzwist schon, den todbleichen,  
Seh' ich mit der Mordaxt schleichen.*

*Und in künft'gen öden Tagen  
Werden nur verworrne Sagen  
Um den deutschen Wald noch klagen.<sup>179</sup>*

»Libertas Klage« bildet das motivische Pendant zu »Der Freiheit Wiederkehr« (Kapitel B. II. 2. 1); während die personifizierte Freiheit dort jubelnd in ihre Heimat einzog und 1848 als qualitativ neue Stufe der nationalen Geschichte seit Arminius begrüßte, beklagt sie jetzt, aus eben diesem »Land« wieder »[ver]bannt« zu sein. Dieser Befund ist von kaum zu unterschätzender Bedeutung, weil der im »Bruderzwist« figurierte preußisch-österreichische Konflikt, der sich als eigentliche Grundtatsache der deutschen Geschichte aus den Wirren der Jahre 1848/49 herausgeschält hat und alle gesamtdeutschen Einheitsbestrebungen für immer besiegelte, damit als immanente Konsequenz aus dem Abfall von der ursprünglichen *Freiheitsidee* der Revolution inszeniert wird. Der dauerhafte Verlust gesamtdeutscher *Einheit* – symbolisiert im Tod des »deutschen Wald[es], um den bald »nur verworrene Sagen noch klagen« (v. 32 f.) werden – wird durch die personifizierte *Freiheit*, die die Sprecherrolle des Gedichts einnimmt, beklagt. »Libertas Klage« und »Der Freiheit Wiederkehr« umklammern damit die Entwicklung der Revolution von ihren verheißungsvollen Anfängen bis zu ihrem schmachvollen Ende. Freiheit und Einheit stehen in einem unauflöselichen Zusammenhang, und tatsächlich greift Eichendorff mit dieser Rückverlegung des preußisch-österreichischen Konflikts an den Revolutionsanfang ein tief liegendes Problem der politischen Verwicklung der Jahre 1849/50 auf.

Der Konflikt zwischen Preußen und Österreich, der sich im Herbst 1850 ohne Intervention des russischen Zaren beinahe in einen großen mitteleuropäischen Krieg entladen hätte, wurde in alten Darstellungen als »Nachspiel« oder »Satyrspiel« gegenüber dem weltgeschichtlichen »Drama« von 1848/49 oftmals marginalisiert,<sup>180</sup> war aber natürlich unmittelbar aus diesem hervorgegangen. Bekanntlich favorisierte eine überwältigende Mehrheit der Frankfurter Nationalversammlung die großdeutsche Lösung, die nach dem auch von Eichendorff vertretenen Gedanken der Sprachnation alle Länder, in denen »die deutsche Zunge klingt«, also auch das ehemalige Königreich Böhmen und Teile Norditaliens eingeschlossen, die rein slawischen und magyarischen Teile der Habsburgermonarchie aber ausgeschlossen hätte;<sup>181</sup> diese Territorien hätten in habsburgischer Personalunion mit Deutschösterreich verbunden bleiben sollen. Weil das slawische das deutsche Element in Österreich überwog, hätte das die Integrität des habsburgischen Staates freilich schwer belastet.<sup>182</sup> Das Projekt scheiterte damit nicht nur am Widerspruch der Dänen, Polen und Tschechen, die – von anderen historisch-politischen Verwicklungen abgesehen – aufgrund der Vermischungen mit Deutschen in Schleswig, Posen und Böhmen zu ethnischen Minderheiten in einem deutschen

180 Vgl. das Kapitel »Nachspiel: Deutschland als Union der Staaten« bei Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 670-673. Das Kapitel »Die preußische Union« bei Mann 2009, Deutsche Geschichte, S. 232 beginnt mit dem lakonischen Satz: »Dem Drama folgte das Satyrspiel«; daneben erschien das Projekt nur als misslungenes Präludium für die erfolgreiche Hegemonialpolitik von 1866 ff., vgl. Barclay 2000, Unionspolitik, S. 63: »Mehrheitlich folgten die Historiker bis in die 1980er Jahre den Vorgaben Hassels und Meinekes (bzw. Sybels und Treitschkes vor diesen) in ihrer Bewertung des Unionsprojektes und betrachteten dieses als einen konfusen und letztlich gescheiterten Prolog zu der erfolgreichen kleindeutschen Reichsgründung von 1871.«

181 Zum Komplex immer noch grundlegend Wollstein 1977, Großdeutschland der Paulskirche.

182 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 656 f.

Nationalstaat geworden wären.<sup>183</sup> Der Traum vom großdeutschen Reich scheiterte letztlich am Selbstbehauptungswillen des österreichischen Staates, der durch Fürst Felix zu Schwarzenberg, Metternichs Nachfolger als Staatskanzler, im Kreamsier Programm vom 27. 11. 1848 seine Unteilbarkeit erklärte, seine Mitbestimmungskompetenz als »deutsche Bundesmacht« aber ebenso behalten wollte; nach dem reaktionären Staatsstreich von März 1849 wurde »die staatsrechtliche Einheit der deutschen und der nicht-deutschen Teile der Monarchie« in der oktroyierten Verfassung festgeschrieben.<sup>184</sup> So verblieben nur noch die kleindeutsche Lösung oder eben das »70-Millionen-Reich«, das alle deutschsprachigen Gebiete *und* die komplette Habsburgermonarchie in einer mitteleuropäischen Föderation vereinigt hätte. Dieses Modell weist nur auf den ersten Blick Ähnlichkeiten mit gewissen größtenwahnsinnigen, nach 1939 für kurze Zeit verwirklichten Plänen auf. Dass eine überwältigende Mehrheit der Nationalversammlung diese »größtösterreichische« Lösung ablehnte und teils gar nicht erst ernsthaft erwog, lag nämlich daran, dass alle deutschen Staaten zusammen mit den slawischen und magyarischen Territorien der Habsburger-Monarchie einen föderativen Staatsverband in Europa begründet hätten, der eines nicht gewesen wäre: ein Nationalstaat.<sup>185</sup> Von den 70 Millionen Bürgern bzw. Untertanen dieser Mitteleuropa-Föderation hätten die ca. 40 Millionen Deutschen nur eine knappe Mehrheit gehabt. Österreich galt bei den Liberal-Nationalen zudem nicht nur als Hort der Reaktion, sondern, trotz seiner nach wie vor josephinischen Kirchenpolitik, auch des Katholizismus. In jedem Fall schien die im »70-Millionen-Reich« automatisch gegebene Dominanz Österreichs (einschließlich der slawischen Völker) diese Lösung schnell vom Tisch kommen. So verblieb nur noch die kleindeutsche Lösung.

Dass Friedrich Wilhelm IV. bis weit in das 20. Jahrhundert hinein als mal lächerlich-verworrene, ja teils schlechtweg »geistesranke[ ]« oder aber im Gegenextrem als dunkel berechnende Projektionsfigur alles Verhängnisvollen der deutschen Geschichte durch die historischen Darstellungen geisterte,<sup>186</sup> liegt nicht unwesentlich daran, dass durch ihn die letzte der verbliebenen nationalen Einheitslösungen besiegelt wurde. In einer entscheidenden Stunde der deutschen Geschichte kam dem preußischen Monarchen eine Schlüsselstellung zu, die nicht nur von den realen Mächtekonstellationen, sondern

183 Wollstein 1977, Großdeutschland; ferner Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 624 ff.; vgl. auch die kritische Evaluation der alten bzw. älteren Literatur (einschließlich Nipperdeys), die in dieser Frage von einem apologetischen Gestus bestimmt war, bei Kittel 2002, Abschied vom Völkerfrühling.

184 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 645 f., 657 f. (Zitate 657).

185 Langewiesche 2007, Europa, S. 102 f.; Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 657.

186 So bei Mann 2009, Deutsche Geschichte, S. 228 (Zitat) u. ö. Golo Mann schrieb in seinem rhetorisch meisterhaften Groß-Essay die extremsten Urteile der borussisch-nationalen Schule fort; spätestens seit den Biographien von Bußmann 1990 und Barclay 1995 ist dieses Bild in seiner ideologischen Bedingtheit erkannt worden; die Monographie von Kroll 1990 ist aufgrund der weitgehend unkritischen Lektüre v. a. Friedrich Meineckes sehr problematisch, trug im Ergebnis aber ebenfalls zur Neubewertung bei. In der Germanistik wurde – trotz der unüberbietbar klaren Markierung der literaturgeschichtlichen Relevanz – dieser »*Romantiker*«-König bisher nie einer Untersuchung für würdig befunden oder auch nur konsequent in literarhistorische Untersuchungen mit einbezogen.

auch durch mancherlei ideologische Erwartungen, die sich eben länger schon auf den Staat des Protestantismus, der Bildung und der Macht konzentriert hatten, bestimmt wurde.<sup>187</sup> Nur saß mit Friedrich Wilhelm IV. eine sehr komplizierte Persönlichkeit auf dem Thron der Hohenzollern. Am Vorabend der Revolution hatte David Friedrich Strauß erst das seither feste Epitheton vom »Romantiker«-König geprägt, damit aber, wie in der bisherigen (germanistischen und historischen) Forschung beinahe völlig verkannt wurde, die ideologische Linie der Junghegelianer ausgezogen und zugespitzt, die bereits kurz nach der Thronbesteigung die »welthistorische Mission« des preußischen Staates von seiner realen Regierung durch einen christlichen und katholikenfreundlichen Monarchen abgesetzt hatten (Kapitel A. II. 4; A. III. 2).<sup>188</sup> Spätere historische Arbeiten zum »Romantischen« an Friedrich Wilhelms Staatsidee haben die ideologischen Implikationen des Romantik-Begriffes unterschätzt,<sup>189</sup> der nämlich eine zentrale Rolle innerhalb der nationalen Identitätsbildung des 19. und 20. Jahrhunderts einnimmt, damit einiges an ideologischem Ballast in Germanistik und Historiographie mitgetragen hat und dort jeweils in mannigfachen Verwandlungen fortlebt. Die umfassende Aufarbeitung dieses deutschen Romantik-Mythos bleibt ein Desiderat der germanistischen und historischen Forschung, das hier nur ausschnittshaft im Hinblick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts im Allgemeinen wie auf den Eichendorffschen Rezeptionshorizont im Besonderen geleistet werden kann.<sup>190</sup> Von entscheidender Bedeutung für den politischen Verlauf war die Verwurzelung des preußischen Königs in derjenigen Strömung der Romantik, in der christliche und nationale Motive zusammengefloßen waren. Im Denken Friedrich Wilhelms IV. kam dem »Vorstellungskomplex Deutschland« eine positive Stellung zu, die ihn von allen anderen konservativen Staatsmännern der Zeit wesentlich unterschied.<sup>191</sup> Ähnliches gilt für Eichendorff, dessen nationales Pathos etwa von den konservativ-katholischen HPBl, die besonders seit 1848 eindringlich vor den blutigen Folgen der politischen Anwendung des »Nationalitätsprinzips« warnten,<sup>192</sup> keineswegs geteilt wurde. Bei Friedrich Wilhelm IV. jedenfalls bahnte sich

187 Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 658f.

188 Die zentrale Schrift von Strauß 1992 [1847], *Romantiker*, wird ausführlich in Kapitel B. III. 4. 2 und aus stoffgeschichtlichen Gründen noch einmal im Zusammenhang des ersten Versepos (*Julian*, 1853, Kapitel B. IV. 1) besprochen.

189 Wie bereits erwähnt hat Kroll 1990, *Friedrich Wilhelm IV., Friedrich Meinekes preußisch-deutsche ›Meistererzählung‹* als weitgehend objektiv-wissenschaftliche Geschichtsdarstellung ausgewertet und ebenso wenig die extremen ideologischen Bedingtheiten der germanistischen Forschungen der Zwischenkriegszeit zum Phänomen der »politischen Romantik«, wie die ideologischen Bedingtheiten der zeitgenössischen Verwendung des Begriffs »Romantik« bemerkt; zu den in der Romantikrezeption der Zwischenkriegszeit virulenten, handfesten Interessen der »Konservativen Revolution« vgl. Kurzke 1983, *Romantik und Konservatismus*, S. 46-49.

190 Vgl. dazu die Einleitung der vorliegenden Arbeit.

191 Dazu grundlegend Kroll 1990, *Friedrich Wilhelm IV.*, v. a. S. 108-142 (Kapitel »Die deutsche Frage«), Zitat S. 109.

192 Vgl. HPBl 22 (1848) S. 671: »Das Nationalitätsprinzip kann niemals einseitig zur Basis der innern Politik eines Landes gemacht werden.« Solche apodiktischen Bekenntnisse steigerten sich insbesondere angesichts des von dem protestantischen Kossuth propagierten, brutalen und rassistisch unterlegten Nationalismus in Ungarn zu dunklen Vorahnungen eines »Vertilgungskrieg[es] der Racen«, vgl. HPBl 22 (1848), S. 594: »Kraft innerer Naturnothwendigkeit mußte und muß ein

gerade *nicht* jene spätere Instrumentalisierung des nationalen Gedankens an, den Bismarck zur Ausweitung des preußischen Machtbereiches gegen Österreich aufgreifen sollte. Der preußische König war vielmehr im Sinne ›der‹ Romantik großdeutsch-föderal gesinnt und von der historischen Vorrangstellung der Habsburger fest überzeugt.<sup>193</sup> Es war sein aus der Erinnerung an das Alte Reich und die Befreiungskriege geprägtes *romantisches* Nationsideal, das die merkwürdig schwankende Haltung des preußischen Königs gegenüber der Deutschland-Frage in den Jahren 1848-1850 erklärt und daher auch zur Aufhellung des Eichendorffschen Denkhorizontes relevant ist.

In der Nacht vom 18. auf den 19. März war Berlin nach zwei vermutlich versehentlich losgegangenen Schüssen königlicher Militärs in Barrikadenkämpfen versunken.<sup>194</sup> Eichendorff, der mit Frau bei seinem Schwiegersohn im königlichen Kadettenhaus, also nicht nur nahe der am Alexanderplatz zentrierenden Kämpfe, sondern auch an strategisch ungünstiger Stelle wohnte, war kurz nach Ausbruch des Aufstandes nach Dresden geflohen. Der König suchte bereits nach der ersten Nacht, in der Dutzende auf beiden Seiten gefallen waren, in seiner berühmten Proklamation »An meine lieben Berliner!« die Vermittlung, nicht ohne seinen Aufruf mit der bedeutungsschweren Verheißung einer »Zukunft« zu beschließen, »die unter dem Friedens-Seegen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Teutschland anbrechen wird.«<sup>195</sup> Am 21. 3. wurde an der Berliner Schlossmauer ein ebenso berühmter Anschlag verhängt, der die Verheißung der Proklamation vom 19. in noch bedeutungsschwererer Weise zuspitzte: »Preußen geht fortan in Deutschland auf.«<sup>196</sup> Von der noch unvollendeten Kuppel des Schlosses wehte die deutsche Trikolore. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein ist in der historischen Forschung gerätselt oder zumindest kontrovers diskutiert worden,<sup>197</sup> was genau der König meinte, der am selben Tag in dem seinerseits wiederum berühmten »deutschen Umritt« mit schwarz-rot-goldener Schärpe durch die Straßen Berlins zog, um seine Ankündigung durch dieses verwirrende Schauspiel symbolisch zu untermauern, damit aber nicht unbedingt inhaltlich zu spezifizieren.<sup>198</sup> War es eine Flucht nach

Vertilgungskrieg der Racen die Folge jenes Cultus der Nationalitäten seyn, den die Wortführer der Tagesmeinung für die erste und heiligste Pflicht der Völker erklären. Was, wie wir oben gesehen, in den deutschen Zeitungen so häufig bloß als heuchlerische und leere Phrase lärmt, ist bei jenen östlichen, halbprohen Stämmen bitterer, blutiger Ernst geworden. Und gleichzeitig wird die geistige Macht der christlichen Kirche, welche hier allein vermitteln und versöhnen könnte, wie sie Jahrhunderte lang versöhnt und ermittelt hat, mit dämonischer Wuth zurückgestossen und befehdet!»

193 Vgl. wiederum Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., v. a. S. 108-142 (Kapitel »Die deutsche Frage«).

194 Zum Hintergrund Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 598 ff.; ausführlich die ebenso reichhaltige wie konzise »Berliner Revolutionschronik« bei Schulze 1996, Nationalbewegung, S. 9-48, hier 32-40.

195 Schulze 1996, Nationalbewegung, S. 42.

196 Schulze 1996, Nationalbewegung, S. 42 f.

197 Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 128-131, mit Angabe der alten Forschungsdiskussionen (Rachfahl etc.).

198 Das verwirrend Theaterhafte hat Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 216 f., prägnant getroffen: »Es wurde zu einem der ungewöhnlichsten, verblüffendsten und dramatischsten öffentlichen Auftritte im Leben dieses schauspielerisch begabten Monarchen.«

vorn, indem die revolutionäre Öffentlichkeit bei ihren nationalen Sentiments gefangen werden sollte? Theodor von Schön sollte diese Deutung in einem langen Brief an Eichendorff vom 30. 4. 1850 vertreten:<sup>199</sup>

Im März 1848 hatten König und Ministerium den Kopf verloren. Beide nahmen Berliner Straßenunfug für Aufstand des Volkes, und machten dadurch aus der Lokalnruhe, eine Revolution. Diese vorausgesetzt, suchte man Mittel um Thron und Staat zu erhalten, und ergriff das Phantom: Deutsche Einheit.

In der Tat entsprach vor allem die am Hof als beispiellose Demütigung gedeutete Verneigung des Königs vor den »Märzgefallenen« – immerhin gewalttätige Aufständische – durchaus dem Kalkül, erst einmal zu retten, was zu retten ist, um Zeit zu gewinnen und nach Rekonsolidierung der königlichen Autorität im rechten Moment zuzuschlagen.<sup>200</sup> Aber Friedrich Wilhelm IV. war kein rein berechnender Kopf wie später Bismarck oder auch Wilhelm, sein jüngerer Bruder, der 1848 auf nichts als auf militärische Niederschlagung drang, und mit dem er sich darüber heftige öffentliche Auseinandersetzungen lieferte; Prinz Wilhelm (der spätere Wilhelm I.) ging darauf für einige Monate nach England ins Exil.<sup>201</sup> Des Königs Verhalten war zweideutig weniger aus Berechnung als aus einem inneren Hin- und Hergerissensein. Der von dem »satanischen« Charakter der Revolution überzeugte,<sup>202</sup> pietistisch geprägte Friedrich Wilhelm IV. war 1848, von einem durchaus vorhandenem Kalkül abgesehen, ehrlich ergriffen von der Idee, dass sich mit der Wiedergeburt des deutschen Reiches ein romantischer Jugendtraum erfüllen könne.<sup>203</sup> Das begründeten bereits bei der Rheinkrise 1840 und beim Kölner Dombauprojekt seine patriotischen Gesten und Reden und damit die ideologische Nähe zu Eichendorff (Kapitel A.I.). Seine Versuche der frühen 1840er Jahre, Metternich zu einer Bundesreform zu bewegen, mit welcher der Deutsche Bund schrittweise in Richtung eines nationalen Verbandes umgeformt worden wäre, blieben erfolglos.<sup>204</sup> Weil der preußische König das deutsche Kaisertum dem Haus Habsburg allein zubilligte und sich selber lediglich in die Rolle des »Reichserzfeldherrn« eintrümmte, der »mit Freuden« nur »das silberne Waschbecken dem Kaiser bei seiner Krönung halten« wollte, konnte er sich unmöglich zu einem aktiven Handeln gegen den Widerstand Österreichs entschließen.<sup>205</sup>

199 HKA XIII, S. 180–189, Zitat S. 180 f.

200 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 210, 221 f.

201 Der Bruderzwist am preußischen Hof schlug damals hohe Wellen und war Ausdruck einer tiefen Staats- bzw. Führungskrise; Prinz Wilhelm, der, wie bereits erwähnt, mit Zar Nikolaus I. und Metternich gegen seinen Bruder »konspirierte«, dachte bereits ernsthaft daran, den älteren Bruder zu stürzen, vgl. Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 213 f.

202 Des Königs erster Kommentar zu den Nachrichten aus Paris lautete: »Der Satan ist wieder los«, vgl. Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 202.

203 Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 128 ff., S. 135 f.

204 Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 118 ff.; Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 272 ff.

205 Vgl. die Äußerung des Königs gegenüber Max von Gagern im März 1848: »Ich strebe nach keiner Krone, der goldene Reif soll nie meine Stirne schmücken. Wird, soll diese Krone, Deutschlands

Im März 1848, also in einer ebenso konfusen wie vorwärtsdrängenden Lage erwog der König aber zwischenzeitlich ernsthaft den Gedanken, im Zweifel auch gegen Habsburg einen Schritt in der nationalen Einheitsfrage zu tun;<sup>206</sup> bei seinem Umritt erklärte er zwar, »keine Krone, keine Herrschaft«, sondern nur »Deutschlands Freiheit« zu wollen;<sup>207</sup> als ein liberaler Student den Ruf »Es lebe der Kaiser von Deutschland« anstimmte, murmelte er »Nicht doch, das will, das mag ich nicht!«.<sup>208</sup> Am Abend zierte aber eben die deutsche Trikolore – für Friedrich Wilhelm IV. freilich »das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches« – die noch unvollendete Kuppel des Berliner Stadtschlosses.<sup>209</sup> Im Verlaufe des Jahres erklärte der König dann wiederholt, die Kaiserwürde weder selbst zu erstreben noch die Krone aus der Hand eines Parlaments annehmen zu wollen.<sup>210</sup> So gingen sehr unterschiedliche Signale von Berlin aus, aber der »deutsche Umritt« war noch das eindrücklichste von allen, und die Hoffnung der Frankfurter Nationalversammlung erschien daher nicht völlig grundlos, mit diesem patriotisch begeisterten preußischen Monarchen die kleindeutsche Lösung zur Verwirklichung zu bringen, nachdem die großdeutsche ausgeschieden war und die großösterreichische ohnehin kaum zur Debatte stand.<sup>211</sup> Nachdem im März 1849 eine knappe Mehrheit der Paulskirche für ein preußisches Erbkaisertum stimmte, wurde jene Ehrendellegation unter Führung des Parlamentspräsidenten Eduard von Simson nach Berlin entsandt, die Friedrich Wilhelm IV. am 3. April im Weißen Saal des Schlosses, wie immer offenerzig, feierlich und erwartungsfreudig, empfing. Die berühmt-berüchtigte Antwort war wie alle Äußerungen dieser schillernden Gestalt vieldeutig, sodass die Gesandten, darunter der alte Ernst Moritz Arndt, die definitive Absage erst aus den gewundenen Formulierungen heraushören mussten.<sup>212</sup>

Die Antwort war aber auch absichtlich vieldeutig. Mit der Ablehnung der Kaiserkrone hatte der König nämlich bewusst das Scheitern der ganzen Revolution besiegelt; die Krone aus der Hand eines revolutionären Parlamentes war für ihn unannehmbar; die Hoffnung auf die Verwirklichung der nationalen Einheit wollte er dennoch nicht völlig aufgeben; den »Gedankenkomplex Deutschland« politisch zu verwirklichen, bedeutete für ihn, das einzige, aber hohe Gute aus der Situation zu retten. Während der sonst ewig zaudernde, an Hamlet<sup>213</sup> erinnernde König sich auf einmal auch zur rücksichtslosen militärischen Niederschlagung der letzten Reste der wiederaufflackernden Revolution in Sachsen und Baden durchringen konnte,<sup>214</sup> schloss er sich schon im Mai

Krone, erstehen, so muß sie Österreichs Herrscher zieren und mit Freuden will ich das silberne Waschbecken dem Kaiser bei seiner Krönung halten«, zitiert nach Schoeps 1981, Preußen, S. 210; ferner Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 122, 132.

206 Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 135 f.

207 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 263.

208 Schulze 1996, Nationalbewegung, S. 47.

209 Schulze 1996, Nationalbewegung, S. 47 f. (mit Zitat aus dem Maueranschlag).

210 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 282 f.

211 Siemann 1985, Revolution, S. 200 f.

212 Vgl. mit Zitation der Rede Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 286-288.

213 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 248.

214 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 284 (»Friedrich Wilhelm IV. seinerseits unternahm nun

1849 mit Sachsen und Hannover zum Dreikönigsbündnis zusammen. Fernziel war eine kleindeutsche Union der Staaten auf konservativer Grundlage; mit Österreich könne man sich dann in einem weiteren Bund vereinen.<sup>215</sup> Im Januar 1850 wurden nach dem Dreiklassenwahlrecht Wahlen für den am 20. 3. zusammentretenden Unionsreichstag in Erfurt ausgeschrieben,<sup>216</sup> dessen Zusammensetzung für die Aufhellung des Rezeptionshorizonts von Eichendorffs Gedicht »Libertas Klage« in doppelter Hinsicht relevant ist. Die liberale Mehrheit befürwortete nämlich sowohl ein kleindeutsches Reich als auch die starke konservative Transformation dessen, was in Frankfurt ausgearbeitet worden war – sie entschied sich also für den Vorrang der (zudem *kleindeutschen*) *Einheit vor der Freiheit*. Genau hierin lag aber auch das Konfliktpotenzial. Denn Sachsen und Hannover scherten gegen Ende 1849 aus dem Bündnis, Österreich, die süddeutschen und überhaupt alle größeren deutschen Staaten sprachen sich sowieso gegen das Projekt aus, und so gab es zwischen einem wenig ehrenhaften Zurückrudern Preußens und einer kriegerischen Lösung keine dritte Möglichkeit.<sup>217</sup>

In dieser Gemengelage, die eine neue Hochkonjunktur konfessioneller Auseinandersetzungen um die deutsche Frage, um Preußen und Österreich, beförderte,<sup>218</sup> verzeichnete nun auch das Konfusionsregiment Friedrich Wilhelms IV. seinen merkwürdigsten Höhepunkt. Das Unionsprojekt hatte General Joseph Maria von Radowitz, eine bis heute weitgehend mysteriöse und erratische Figur, ersonnen; mit diesem katholischen Wahlpreußen, der wegen seines mathematisch-scharfen Charakters gefürchtet war – in der Paulskirche, wo Radowitz der äußersten Rechten angehörte, sprach man vom »kriegerischen Mönche«<sup>219</sup> –, und dem auch viele Katholiken mit Misstrauen wegen seiner offen zur Schau getragenen Loyalität zum preußischen Staat begegneten, verband den König trotz mancher Differenzen eine sehr innige Freundschaft.<sup>220</sup> Obwohl Friedrich Wilhelm dem ganzen Unionsplan von Anfang an ambivalent gegenüberstand, weil das innerdeutsche Konfliktpotenzial offensichtlich war, ließ er Radowitz, der die meiste Zeit kein offizielles Amt bekleidete und damit einen unverantwortlichen Status in-

mit erbarmungsloser Entschlußfreudigkeit Schritte, um »die Revolution« ein für allemal auszurotten«).

215 Zum Folgenden vgl. v. a. den Sammelband von Mai 2000, Erfurter Union; Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 257-271; Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 670-673; Clark 2007, Iron Kingdom, S. 498 ff.; unverzichtbar nach wie vor die hochtendenziöse, aber monumentale und materialreiche Darstellung von Meinecke 1913, Radowitz, S. 233-522.

216 Siemann 1990, Deutschland 1849-1871, S. 30 f.

217 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 272 ff., S. 291.

218 Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 132, 200 u. ö.; Kapitel B. III. 4. 2.

219 Vgl. den in den HPBl 22 (1848), S. 422-439, veröffentlichten »Frankfurter Brief«, hier S. 435 f. zu Radowitz: »Der überlegene Geist dieses Mannes in Wort und That, seine unerbittliche logische Schärfe, seine eiserne Folgerichtigkeit ohne Menschenfurcht, im feinsten und anschniegendersten Welttone kränkt alle gemeinen, alle halben, alle schwankenden Seelen in der Reichsversammlung dergestalt, daß sie dem »kriegerischen Mönche« aus dem Wege gehen, wie einem bösen Hauche, der ihre eigene Gebrechlichkeit niederblasen könnte.«

220 Am hellstichigsten bzgl. der psychologischen Konvergenzpunkte dieser beiden ansonsten sehr unterschiedlichen, aber jeweils komplizierten Persönlichkeiten ist die Darstellung bei Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 257-271; wegen der monumentalen Gelehrsamkeit immer noch unverzichtbar Meinecke 1913, Radowitz.

nehatte, in der Ausarbeitung des Projekts voll gewähren; er hatte doch die Hoffnung, dass etwas Gutes – nationale Einheit – dabei herauskomme;<sup>221</sup> das offizielle Kabinett wiederum, das sich seit 1849 unter reaktionären Vorzeichen neu formiert hatte, bestehend aus dem »wenig einnehmenden Bürokraten« Otto von Manteuffel (dem Innenminister), Graf Brandenburg (Ministerpräsident) und Graf Arnim (Außenminister) unterstützte die Pläne zeitweise aus machtpolitischem Kalkül.<sup>222</sup> Damit saß ausgerechnet derjenige Beamtentypus am Steuer des preußischen Staates, mit dem Eichendorff bereits 1831/32 zu seinem eigenen beruflichen Nachteil konfrontiert gewesen war (Kapitel A. II. 3. 2). Die Idee des Kabinetts Brandenburg-Manteuffel jedenfalls, mithilfe der Union womöglich eine preußische Hegemonie über Deutschland herzustellen, wurde auch von Prinz Wilhelm, dem späteren deutschen Kaiser, unterstützt.<sup>223</sup> Der König selbst distanzierte sich öffentlich von diesen hegemonialen Ambitionen, hielt dafür trotz Kritik u. a. aus Österreich seine schützende Hand über Radowitz, der auch einen Krieg als »reinigendes Gewitter« nach den drei »erschlaffenden« Friedens-Jahrzehnten mit ins Kalkül nahm.<sup>224</sup> Als in der »Herbstkrise« 1850 Österreich und Preußen offen zum Krieg rüsteten, erklärte Friedrich Wilhelm IV. dem Habsburger-Kaiser dann wiederum, nichts weniger als einen Krieg zu wollen, und dennoch berief er Radowitz am 26. 9. 1850 offiziell zum Außenminister, was fast einer förmlichen Kriegserklärung an Österreich gleichkam. Der König wollte eine deutsche Einheit, im schlimmsten Fall auch ohne Österreich, aber ein Vorgehen *gegen* Österreich – wie es von seiner Ministerriege und Radowitz teils offen propagiert wurde – erschien ihm als schwere Sünde gegen die deutsche Brudermacht. Als er unter dem Druck u. a. Russlands Radowitz schließlich doch wieder entließ, spielte er der Presse allerdings zugleich das private Abschiedsschreiben zu, in dem er dem Berater und kurzzeitigen Minister »die meisterhafte und geistreiche Ausführung meiner Gedanken und meines Willens« bescheinigte.<sup>225</sup>

Am 30. November kam es in der Punktation von Olmütz zur Beilegung des Konflikts, Österreich zog seine Truppen, die bereits vor der Grenze standen und sich vereinzelte Schusswechsel mit den Preußen geliefert hatten, zurück, und Preußen gab seine Unionspläne auf. Bald darauf (am 15. 1. 1851) wurde der Deutsche Bund offiziell wiederhergestellt, so als ob es nie eine nationale Revolution und eine nationale Verfassung gegeben hätte. In der liberal-nationalen Öffentlichkeit, die ihre Chance auf ein kleindeutsches Reich betrogen sah, kochte die Wut über die »Schmach von Olmütz« hoch,<sup>226</sup> und die preußische Regierung sah sich in diesem Kreuzfeuer der Kritik genötigt, einen für sein angriffslustig-stählernes Format bereits berüchtigten Mann ins

221 Barclay 2000, Unionspolitik, v. a. S. 61 f.

222 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 286-307 (Zitat S. 271); Barclay 2000, Unionspolitik, hier v. a. S. 60 f., 66 f.

223 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., 257-271; auf Prinz Wilhelm, der sich als Thronfolger seit 1848 in Stellung brachte, richteten sich mannigfache Hoffnungen.

224 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 299.

225 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 306; in den Friedrich Wilhelm IV. prinzipiell wohlgesinnten HPBl 26 (1850), S. 723 f., zeigte man sich hier nun völlig paralysiert angesichts dieser Apotheose der Widersprüche.

226 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 302, zur symbolischen Bedeutung für die kleindeutsche

Rennen zu schicken, der mit seiner Rede am 3.12.1850 im Preußischen Reichstag die Entscheidung öffentlich rechtfertigen sollte.

Otto von Bismarck vertrat aber nicht nur auftragsgemäß und mit der ihm eigenen Offensivität den Standpunkt der Regierung bzw. des Königs, die objektiv betrachtet nach all dem Taktieren bzw. all der widersprüchlichen Unentschiedenheit wenig ruhmvoll dastanden. Der bald nach dem durchschlagenden Erfolg seiner Rede zum Preußischen Gesandten am wiederhergestellten Frankfurter Bundestag Berufene legte mit seiner Rede zugleich eine frühe Konfession aller seit den 1860er Jahren die politischen Geschicke Preußens und Deutschlands bestimmenden Grundanschauungen vor. Sowohl in der germanistischen als auch in der historischen Forschung ist hierbei weitgehend übersehen worden, dass der reaktionäre Junker in der meistzitierten Passage seiner Olmütz-Rede, bei der es sich zugleich um die wohl meistzitierte Passage *aller* Bismarck-Reden handelt, sein machiavellistisches Staatsideal aus dem Gegensatz gegen denjenigen tiefliegenden Konvergenzpunkt heraus formulierte, der Friedrich Wilhelm IV. und Joseph von Eichendorff so eng miteinander verband:

Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten die nicht seinem eigenen Interesse angehört.<sup>227</sup>

Kein anderer als Friedrich Meinecke sollte das Zitat dieses Redepassus zur zentralen Gelenkstelle seiner preußisch-deutschen Meisterzählung, »wie die Menschheitsnation Schillers den Nationalstaat Bismarcks hat schaffen« können, erheben.<sup>228</sup> Der ideologische Zusammenhang seines ideengeschichtlichen Ansatzes mit der nationalen Romantikkritik der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung wird noch im Hauptkapitel zu Eichendorffs literarhistorischem Werk eingehender zu besprechen sein (Kapitel B. III. 2. 2). Für hier ist in erster Linie festzuhalten, dass »Romantik« nicht nur einen diffusen Schlagwortcharakter, sondern zwei sehr konkrete Bedeutungsdimensionen besitzt.<sup>229</sup>

Bismarck rechtfertigte die Entscheidung Preußens, sich von seinen deutschlandpolitischen Ambitionen in letzter Minute zurückzuziehen, erstens mit dem leeren, weil revolutionären Charakter des nationalen Einheitsgedankens, für den selbstlos zu streiten sich nicht lohnte, zweitens mit dem Hinweis auf die mangelnde Kriegsbereitschaft

Geschichtsschreibung, weil Preußen damit auf eine machtpolitische Ausbeute des deutschen Dualismus verzichtet hat.

227 Gall 1981, Bismarck Reden, S. 44.

228 Meinecke 1922 [1907], Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 320 (Zitat der Rede) S. 308 (»Menschheitsnation Schillers [...]«).

229 Gall 2001, Bismarck, S. 118, sieht zwar, dass Bismarck »[u]nter der Kategorie ›Romantik‹ »alles« »verbuchte«, »was nicht direkt dem Machterhalt und der Machterweiterung des Staates diene«, geht aber nicht auf die präzise (positive) Provenienz und Stoßrichtung der im damaligen politischen Diskurs ja hochvirulenten Begriffsverwendung ein.

und daher mit der Gefahr einer Niederlage.<sup>230</sup> Sehr deutlich aber ließ er durchblicken, dass dann, wenn »eine Sache« dem »staatliche[n] Egoismus« entspreche, und wenn zudem Aussicht auf realen Erfolg bestehe, es durchaus in »seinem eigenen Interesse« läge, auch dafür »zu streiten«. In diesem Fall gäbe es auch keinerlei moralische Hindernisse, wie einstmal Friedrich II. einen Angriffskrieg zu führen – selbst gegen eine deutsche Brudermacht. »Romantik« umschrieb damit einerseits – in aktueller Hinsicht – den nationalen Sehnsuchtskomplex ›Deutschland«, andererseits – grundsätzlich – eine idealistisch-religiöse Einheit von Politik und Moral. »Romantik« war also in doppelter Hinsicht die Negativfolie für Bismarcks an Marsilius von Padua, Machiavelli etc. orientierten Machtstaatsbegriff mit seinem Grundaxiom von der Eigengesetzlichkeit der Politik. Dass Bismarck im Ergebnis den Auftrag seines Königs erfüllte, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass er sich ideell mit erstaunlicher Offenheit gegen dessen politisch-religiöse Grundanschauungen aussprach, diese in das Schlagwort der »Romantik« zwingend. Höhere Ideen, ob nun religiös-traditionaler oder modern-nationaler Provenienz, durften niemals den »staatlichen Egoismus« behindern, aber dieser konnte sich jener bedienen, wenn es zweckmäßig und dienlich schien. 1866 war es so weit gekommen, dass die 1850 noch unter »Romantik« subsumierte nationale Bewegung zur hegemonialen Machtausweitung des preußischen Staates gegen Österreich gebraucht werden konnte, und der realpolitisch geläuterte deutsche Liberalismus, der (kleindeutsche) Einheit vor Freiheit wählte, ging mit Bismarck diejenige Allianz ein, die der kleindeutschen Reichsgründung zugrunde lag. Unter Rücknahme der von Friedrich Wilhelm IV. eingeleiteten Zugeständnisse an die katholische Kirche, wie sie in der oktroyierten preußischen Verfassung von 1848 und auch noch in der revidierten Verfassung von 1850, der »Magna Charta des Religionsfriedens«, festgeschrieben wurde,<sup>231</sup> begann in Preußen und Deutschland der Kulturkampf. Friedrich Meinecke hat trotz aller teleologischen Instrumentalisierung einen neuralgischen Punkt getroffen, wenn er die Überwindung der »politischen Romantik« Friedrich Wilhelms IV. durch Bismarck zur Vorbedingung der kleindeutschen Reichsgründung erklärte, wenn er Bismarck als den »Arzt« apostrophierte, der das universalistische »Gift« der Romantik aus dem »nationale[n] Körper« »herausbrachte« und so den aus der Perspektive des Wilhelminismus unverhohlen panegyrisierten »staatlichen Egoismus« aus den »Nebel[n] der politischen Romantik« befreit hat.<sup>232</sup> Zwischen Bismarcks Interessenpolitik und Friedrich Wilhelms IV. »Romantik« lagen 1850 Welten. Noch einmal wurde also in

230 Gall 1981, Bismarck Reden, S. 44, 51 f.

231 Franz 1954, Kulturkampf, S. 51 f.; Bismarck hob u. a. die »Katholische Abteilung« im Kultusministerium auf, die der König nach seinem Amtsantritt eingerichtet (Kapitel A. III. 1) und auf die schon der Freiherr vom Stein als Minimalzugeständnis an die katholische Kirche gedrungen hatte (Kapitel A. II. 1).

232 Meinecke 1922, Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 320 (»Denn in derselben Olmützrede war es, wo er die große einfache Wahrheit aussprach, die alle Nebel der politischen Romantik verscheuchte: »Die einzige gesunde Grundlage [...]« Ein Nationalstaat in diesem Sinne war das Preußen, das Friedrich Wilhelm IV. und seine romantischen Freunde im Auge hatten, nicht, denn sie hielten nicht, wie Bismarck, seinen staatlichen Egoismus für die einzige gesunde Grundlage seiner Politik. Sie banden es auch in seiner äußeren Politik an oberste sittliche Gebote

einem entscheidenden historischen Moment, als vor der nationalpolitischen Bühne der Vorhang zugezogen wurde, weil die deutsche Frage erst seit den 1860er Jahren wieder auf die unmittelbare politische Tagesordnung kommen sollte, der öffentlich und in doppelter Hinsicht trotz aller Differenzen tiefliegende Konvergenzpunkt des preußischen »Romantiker«-Königs und des »letzten Ritters der Romantik« bestätigt.

Für Eichendorff war das kleindeutsche Unionsprojekt dasjenige Skandalon, das er in seinem einzigen publizierten Revolutionsgedicht durch die personifizierte »Libertas« beklagen lässt (s. o.). Die machtpolitische Ausbeute der seit Ende 1848 verfahrenen Situation, in der jeder, Schwarzenberg für Österreich, eine bestimmte Hof- und Regierungs-Clique für Preußen, jeweils seinen Teil für sich herauschlagen will, wird dabei bereits in dem den lyrischen Revolutionszyklus beschließenden Gedicht »Familiärenähnlichkeit« (s. o.) angedeutet. In den Briefen an Theodor von Schön bezeichnet er schon am 13. 2. 1850 den Plan zu »ein[em] halbe[n] Deutschland« als schlimmstes Symptom der allgemeinen Halbheit und nur durch »Waffengewalt«, also in der Sprache des Gedichts »Libertas Klage« durch die »Mordaxt« (v. 30) herzustellen.<sup>233</sup> Am 19. 4. 1850 betont er den »Abstand zwischen« der »Zeit« der Preußischen Reform und der Befreiungskriege, »wo man klar wußte was man wollte, und der heutigen, wo das Keiner recht zu wissen scheint, und wo man die deutsche Einheit frischweg mit der deutschen Entzweiheit anfängt!«.<sup>234</sup> Die ambivalente Zentralstellung des preußischen Königs in dieser Gemengelage aber wird auch er mit dessen Charakter als »Romantiker« begründen, nur dass er Friedrich Wilhelm IV. natürlich ebenjener Schattenseite der Romantik zuordnet, die er seit 1846/47 durch eine scharf gezogene *professionelle* Trennlinie von der »wahren«, katholischen Romantik geschieden hatte:

Die mir gnädigst mitgetheilten Papiere, die ich hier gehorsamst wieder zurücksende, habe ich mit dem lebhaftesten Interesse und mit Bewunderung gelesen. Das lebendige Bild des Königs ist vortrefflich u. trifft den »Romantiker auf dem Thron« auf ein Haar. Besonders treu und wahr scheint mir der natürliche Uebergang aus dem pietistischen Gefühlswesen zur willenlosen Ergebung und Lähmung aller äußeren Thatkraft aufgefaßt u. dargestellt.<sup>235</sup>

Dass die Eichendorff »mitgetheilten«, Schönschen »Papiere« verloren sind, nimmt der Stelle nichts von der Klarheit des Verdikts und nichts von ihrem prismatischen Charakter, insofern sich hier, nachdem die deutsche Frage fürs Erste endgültig von der politischen Tagesordnung verschwunden war, im Begriff der »Romantik[ ]« noch einmal alle Problemkreise im Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. verdichten. Abermals formuliert Eichendorff ein Epitaph auf diesen einstigen Hoffnungsträger, dem er einst

und engten damit die Ziele seiner Macht, seine Bewegungsfreiheit und selbst schon seine Bündnismöglichkeiten ein«), S. 326.

233 Brief vom 9. 6. 1850, HKA XII, S. 259 f., hier 259.

234 Brief vom 19. 4. 1850, HKA XII, S. 254 f., hier 250.

235 Brief an Schön vom 7. 2. 1851, HKA XIII, S. 262. Zur politischen Funktion der Pietismuskritik innerhalb der Romantikkritik ausführlich Kapitel B. III. 4., hier v. a. 4. 2.

durchaus die Rolle zugesprochen hatte, als »welthistorische Persönlichkeit« »Deutschland« zu einen (s. o. die Einleitung zu Kapitel B. II. und das Unterkapitel B. II. 2. 1). Auf eine ähnliche Weise wie Friedrich Wilhelm IV. war Eichendorff über Jahrzehnte hinweg »[z]wischen Preußen und Deutschland« gestanden.<sup>236</sup> Dass Eichendorff erst langsam und schwer ringend von diesem unter dem Eindruck von 1813 gewonnenen Initiationskomplex loszukommen vermochte, belegt die Fortsetzung seiner politischen Ausführungen: »Ueber das eigentliche Verhältniß Preußens zu Deutschland bin ich mit mir selbst noch nicht recht im Klaren, und erlaube mir daher kein Urtheil darüber.«<sup>237</sup> Der diplomatische Ton dieser wachsenden Distanz zu Preußen erklärt sich wesentlich aus dem Kontrast zu Schöns Borussophilie, der in einem der erhaltenen Briefe an Eichendorff aus dieser Zeit die einst beide verbindende Vorstellung artikuliert, dass »Preußen berufen« sei, »Deutschland mit dem Licht der Intelligenz vorzuleuchten«.<sup>238</sup> Eine solche optimistische Vorstellung aber war im Zuge der konfessionellen Polemik um den deutschen Stellenwert Preußens, die, wie bereits erwähnt, während der preußischen Unionspolitik auf einen Höhepunkt getrieben wurde, für Eichendorff nicht mehr vertretbar.<sup>239</sup>

### 3. »O Libertas! schöne Frau!« – *Libertas und ihre Freier* (1849) und die Frage nach dem Bleibenden der Revolution

Eichendorffs satirische Erzählung »Libertas und ihre Freier« rangiert unter den am besten interpretierten Werken des letzten Lebensjahrzehnts;<sup>240</sup> wegen der mangelnden Kenntnis über den historisch-politischen Kontext von Eichendorffs Revolutionsdichtungen, wie er hier erstmals freigelegt wurde, ist in bisherigen Analysen allerdings die Haupt-Stoßrichtung hinsichtlich der Frage nach dem Bleibenden der Revolution über den vielen treffend herausgearbeiteten Einzelaspekten zu kurz gekommen. Doch auch unabhängig davon eignet sich die anspielungsreiche Zeitsatire vorzüglich, die bisherigen Ergebnisse am konkreten Beispiel zu resümieren und so das Bild der Revolutionsdichtungen abzurunden. Obwohl das Werk zu Lebzeiten unveröffentlicht blieb, machen der gedrängte und prägnante Stil, der konzise Pointenreichtum, der unerbittliche Zynismus, der dennoch stets eine gewisse Gemessenheit behält, diese politische Satire zu einem Höhepunkt der Gattung. Auch aus diesem Grund scheint eine verhältnismäßig ausführliche Besprechung dieses außerhalb der Eichendorff-Forschung wenig bekannten Textes geboten.

236 So der Haupttitel der Biographie von Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV.

237 HKA XII, S. 262 f.

238 Brief Schöns vom 30. 4. 1850, HKA XIII, S. 181.

239 Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 132 u. ö.; ausführlich resümierend Kapitel B. III. 4. 2.

240 Vgl. neben dem einsichtsvollen und umfassenden Kommentar von Hartwig Schultz in KA III, S. 869-895 v. a. die knappe, aber pointierte Bezugnahme bei Regener 2007, Satiriker, S. 116 f., jeweils mit Angaben zur älteren Forschungsliteratur.

Am 7. 3. 1849 antwortete Eichendorff dem jungen katholischen Dichter Lebrecht Dreves, den er Ende der 1840er Jahre über Jarcke kennengelernt hatte, auf entsprechende »gütige Nachfrage«, dass »Frau Libertas« »noch immer in den Geburtswehen begriffen, d. h. ungefähr über die Hälfte fertig« sei und sich – statt der ursprünglichen Konzeption als »Drama« – ihm »unter den Händen unversehens in ein Märchen in Prosa verwandelt« habe.<sup>241</sup> Am 1. 8. berichtet er seinem jungen Freund, das Märchen sei »längst fix u. fertig«, aber »einstweilen ad acta gelegt, da sie wohl mit der gegenwärtigen Zeit zu sehr collidirt, um sich in ihr zu produzieren«.<sup>242</sup>

Man hat davon gesprochen, dass das Werk von einem »pessimistischeren« Tonfall als die Revolutionslyrik getragen sei,<sup>243</sup> doch das blendet erstens die ernste und apokalyptische Szenerie der Mehrzahl der entsprechenden Gedichte aus, andererseits verkennt es den gattungsspezifischen Charakter. Satire lebt schließlich – wenn solche generalisierenden Definitionen hier erlaubt sind – von der scharfen Entgegensetzung von Ideal und Wirklichkeit; indem sie zum befreienden Lachen über den kontingenten Charakter von dieser einlädt, also die Welt als gefallene erkennen lässt, will sie jenes umso klarer bewusst machen. Dass die »Libertas«, d. h. die personifizierte<sup>244</sup> Freiheit von allen »ihre[n] Freier[n]« verkannt wird und sich zuletzt in ihr verwünschtes Märchenschloss zurückzieht, ist daher nicht ohne argumentative Appellfunktion, wie am Ende zu zeigen sein wird.

Aufschlussreich für Eichendorffs politisches Denken überhaupt ist insbesondere der Anfangsteil:<sup>245</sup>

Es war einmal ein Schloß in Deutschland mit dicken Pfeilern, Bogentor und Türmchen, von denen Wind und Regen schon manchen Schnörkel abgebissen hatten. Das Schloß lag mitten im Walde und war sehr verrufen in der ganzen Gegend, denn man wußte nicht, wer eigentlich darin wohnte. Jemand konnte es nicht sein, sonst hätte man ihn doch manchmal am Fenster erblicken müssen; und niemand auch nicht, denn in dem Schlosse hörte man bei Tag und Nacht beständig ein entsetzliches Rumoren, Seufzen, Stöhnen und Zischen, als würde drin die Welt von neuem erschaffen; ja des Nachts fuhr bald da bald dort ein Feuerschein aus einem der langen Schornsteine oder Fenster heraus, als ob gequälte Geister plötzlich ihre lechzenden Zungen ausstreckten. Über dem Schloßportal aber befand sich eine

241 Der ganze Brief HKA XII, S. 233 f., Zitat 234.

242 Der ganze Brief HKA XII, S. 241-243, Zitat 242.

243 So Schultz im Einführungskommentar KA III, S. 878.

244 Die Metaphorisierung der Freiheit als Göttin war seit 1789, als zu erobernde Braut besonders in Deutschland im Umfeld des Hambacher Festes üblich, vgl. etwa den Ausspruch von Wilhelm Schulz im Jahr 1832 (zitiert nach dem Artikel »Freiheit« [19. Jahrhundert] von Christof Dipper in *Geschichtliche Grundbegriffe* 2 [2004], S. 488-538, hier S. 495): »Die Freiheit ist die Geliebte der Nationen geworden, und die Nationen wollen nicht dulden, daß man sie als Mätresse in den engen Kabinetten der Fürsten gefangen hält. Die Zeit der platonischen Liebe ist vorüber: Die Völker sehnen sich nach der Umarmung der teuren Braut, die ihnen versprochen wurde, jede Zögerung muß die Leidenschaft wilder entflammen.«

245 Das folgende Zitat KA III, S. 561.

überaus künstliche Uhr, die mit großem Geknarre Stunden, Minuten und Sekunden genau angab, aber aus Versehen rückwärts fortrückte und daher jetzt beinah schon um fünfzig Jahre zu spät ging; und jede Stunde spielte sie einen sinnigen Verein gebildeter Arien zur Veredlung des Menschengeschlechtes, z. B.:

*In diesen heil'gen Hallen  
Kennt man die Rache nicht –  
Und Ruhe ist vor allen  
Die erste Bürgerpflicht u. s. w.*

Wolfgang Frühwald hat in seiner erschöpfenden Interpretation der Stelle die ironische »Montage-Technik«, welche die restaurative, der Preußischen Justizaufklärung entstammende Ordnungsparole (»Ruhe und Ordnung«) und den bekannten Vers aus dem freimaurerischen Libretto der »Zauberflöte« miteinander kollationiert, brillant herausgearbeitet.<sup>246</sup> Im Horizont der Frage nach der Vorgeschichte der Revolution wird der Mangel einer metaphysischen Fundierung des restaurativen Ordnungsdenkens benannt, das ideell über die Aufklärung – die Uhr ging »beinah schon um fünfzig Jahre zu spät« – nicht hinausgekommen war. Damit hat Eichendorff einen Vorwurf Friedrich Theodor Vischers ironisch umgebogen und rückadressiert, der ja in seiner bereits mehrfach zitierten Rezension der ersten literarhistorischen Monographie von 1847 geschrieben hatte:

Er beweist nicht; ganz einfach und naiv handelt er, als ob Alles, was man von Gründen gegen die Romantik vorgebracht hat, nicht existire. Geboren in der schlechtweg positiven Confession predigt er schlechtweg seine Dogmen. [...] Er steht um etwa 40 Jahre hinter der Zeit, er steht da, wo die Romantik gegen den Rationalismus auftrat, er steht in jener verschollenen Polemik gegen die Aufklärung.<sup>247</sup>

Diese unheilige Allianz zwischen der indifferenten Spätaufklärung mit Friedrich Nicolai als Galionsfigur und der vormärzlichen Restaurationspolitik verkörpert aber ein neureicher ›Bourgeois‹, dem Eichendorff Züge des Baron Rothschild verleiht, leider nicht ohne dabei auch manche antijüdische<sup>248</sup> Stereotype zu aktivieren; zunächst erwähnt Eichendorff den ›unverdorbenen‹ Charakter des ›natürlichen‹ Landvolkes, das sich von der falsch gestellten Uhr nicht beirren ließ:

Die benachbarten Hirten, Jäger und andere gemeinen Leute aber waren das schon gewöhnt und fragten nicht viel danach, denn sie wußten ohnedem von der Sonne schon besser, was es an der Zeit war, und sangen unbekümmert ihre Lieder. Wer aber

<sup>246</sup> Frühwald 1976, Philister, S. 16 f.

<sup>247</sup> HKA XVIII/2, S. 730 f.; zum historisch-politischen Zusammenhang s. Kapitel B. I. 1, zur rezeptionsgeschichtlichen Signifikanz Kapitel B. I. 2.

<sup>248</sup> Zum diskursgeschichtlichen Hintergrund vgl. Frühwald 2012, Antijudaismus Romantik, hier S. 75, 84 ff., 90, zu Eichendorff.

recht genau aufpaßte, der konnte wirklich zuweilen zur Nachtzeit oder in der schwülen Mittagsstille den Schloßherrn aus dem großen Uhrportal hervortreten und auf den einsamen Kiesgängen des Ziergartens lustwandeln sehen; einen hageren, etwas schiefbeinigen Herrn mit gebogener Nase und langem Schlafrock, der war von oben bis unten mit allerlei Hieroglyphen und Zaubersprüchen verblümt und punktiert, und hatte unten einige Zimbeln am Saume, die aber immer gedämpft waren, um ihn nicht im Nachdenken zu stören. Das war aber niemand anders, als der Baron Pinkus [Anspielung auf »Pinke«, d. i. Geld, N. v. E.], der große Negromant, und die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Vor geraumer Zeit und bevor er noch Baron war, hatte der Staatsbürger Pinkus auf dem Trödelmarkt in Berlin den ganzen Nachlaß des seligen Nicolai (der damals gerade [durch die Romantik, N. v. E.] altmodisch geworden war) für ein Lumpengeld erstanden und machte in Idee. Er war ein anschlägiger Kopf und setzte die Ware ab, wo sie noch rar war. So war er denn eines Tages an das abgelegene Schloß eines gewissen Reichsgrafen gekommen. Der Graf saß gerade in freudenreichem Schalle an der Mittagstafel mit seinem Stallmeister, Hofmarschall und dem andern Hofgesind. Da riß es plötzlich so stark an der Hausglocke, daß die Kanarienvögel, Papageien und Pfauen vor Schreck zusammenschrien und die Puthähne im Hofe zornig zu grollern [!] angingen. Der Graf rief: wer ist da draußen vor dem Tor? Der Page lief: was wollen Sie, mein Herr? – Menschenwohl, Jesuiten wittern und Toleranzen. – Der Page kam: dem Menschen ist nicht wohl, er will einen Bittern oder Pomeranzen. – Das verdenk ich ihm nicht, entgegnete der Graf, aber geh' und frag' noch einmal genauer wer er sei – Der Page ging: Ihr Charakter, mein Herr? – Kosmopolit! – Der Page kam: Großhofpolyp. – Das Brockhausische Konversationslexikon [ein Grundbuch des liberalen Bildungsbürgertums, dem katholischerseits das Herdersche Konversationslexikon entgegengestellt wurde, N. v. E.] war damals noch nicht erfunden, um darin nachschlagen zu können, es entstand daher ein allgemeines Schütteln des Kopfes und der Graf war sehr neugierig die neue Hofcharge kennen zu lernen (KA III, S. 561f.).

Der Befund, dass Eichendorff selbst eine den von ihm karikierten antijesuitischen Verschwörungstheorien komplementäre<sup>249</sup> Verschwörungstheorie, deren späte Nachwirkungen bekannt sind, aktiviert, ändert nichts an der meisterhaften satirischen Darstellungskunst:

So wurde nun Pinkus eingelassen und trat mit stolzer Männerwürde in den Saal, und nachdem die notwendigen Bewillkommnungskomplimente zu beiderseitiger Zufriedenheit glücklich ausgewechselt waren, begann er sogleich eine wohlstylisierte Rede von der langen Nacht, womit die schlaunen Jesuiten das Land überzogen, kam

249 Vgl. Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 54f. zu den wechselseitigen bzw. spiegelbildlichen Beziehungen der seit der Aufklärungszeit virulenten (»antimasonischen«, »antijesuitischen« etc.) Verschwörungstheorien.

dann auf den großen Nicolai, wie derselbe, da in dem Stichdunkel alle mit den Köpfen aneinanderrannten, in edler Verzweiflung seinen unsterblichen Zopf [für Eichendorff das Symbol für die höfische Verknöcherung und Überlebtheit der Aufklärungszeit, N. v. E.] ergriff, ihn an seiner Studierlampe anzündete und mit dieser Fackel das Volk der Tugendusen, die bloß von Moral [statt von der ganzheitlich den Menschen erfassenden Religion, N. v. E.] leben, siegreich bis mitten in die Ultramontanei führte. – Hier nahm der Hofmarschall verzweiflungsvoll eine Prise, und verschiedene Kavaliere gähnten heimlich durch die Nase. Aber Pinkus achtete nicht darauf, sondern fing nun an, den besagten Nicolaischen Zopf ausführlich in seine einzelnen philosophischen Bestandteile zu entwickeln. Das ist ja nicht auszuhalten! rief der Oberstallmeister mit schwacher kläglicher Stimme, die Andern stießen schon schlummernd mit ihren Frisuren gegeneinander, daß der Puder stob, die Pfauen draußen hatten längst resigniert die Köpfe unter die Flügel gesteckt, im Vorzimmer schnarchte die umgefallene Dienerschaft fürchterlich auf Stühlen und Bänken. Es half alles nichts, der unaufhaltsame Pinkus zog immer neue, lange, vergilbte Papierstreifen aus dem erstandenen Nachlaß, rollte sie auf und murmelte fort und immerfort von Aufklärung, Intelligenz und Menschenbeglückung. – Sapperment! schrie endlich der Graf voll Wut und wollte aufspringen, aber er konnte nicht mehr, sondern versank mit dem ganzen Hofstaat in einen unauslöschlichen Zauberschlaf, aus dem sie alle bis heut noch nicht wieder erwacht sind (S. 562 f.).

Wie in seinem Sonett »Wer rettet?« (Kapitel B. II. 2. 1) grenzt er die natürlich-freien, spielerischen Elemente Wasser, Feuer und Luft von dem künstlich-abstrakten Ordnungs- und platten Nützlichkeitsideal des neuen Schlossherrn ab, der das Schloss des Reichsgrafen zur (ideologischen) Fabrik umwandelt, also für die neue bürgerlich-liberale Industriegesellschaft rüstet:

Man muß nur haben Verstand! rief da der böse Negromant und rieb sich vergnügt die Hände, legte sie aber nicht müßig in den Schoß, denn durch die offenen Türen, da niemand mehr da war sie zuzumachen, kam der Wind dahergepfeifen und griff unverschämt nach seinen Papieren; aus der großen Kristallflasche, die der Hofmarschall beim Einschlafen umgeworfen, war ihm das Wasser in die Schnalenschuhe gestürzt und die Kerze, woran sie ihre Pfeifen anzuzünden pflegten, flackerte unordentlich und wollte durchaus die seidene Gardine anstecken. Pinkus aber hatte sie alle schon lange auf dem Korn und eine gründliche Verachtung vor der Luft, dem landstreicherischen Windbeutel, sowie vor dem Wasser, das keine Balken hat und immer nur von Stein zu Stein springen, glitzern, schlängeln und die unnützen Vergißmeinnichts küssen möchte, und vor dem Feuer, das nichts tut, als vertun und verzehren. Er trat daher entrüstet in den Garten hinaus, zivilisierte ohne Verzug jene ungeschlachten Elemente durch seine weitschweifigen Zaubersprüche, die keine Kreatur lange aushält, und stellte sie dann in dem verstorbenen Schlosse an [eine virtuos-prägnante Anspielung auf die Bauernbefreiung in Preußen; durch die Hardenbergsche Regulierung waren die nominell in die Freiheit entlassenen

›natürlichen‹ Bauern durch die hohen Ablösesummen und die daraus resultierende Verlohnarbeitung aufs Neue ›versklavt‹, N.v.E.]. In demselben Schlosse aber legte er sofort eine Gedankendampffabrik an, die ihre Artikel zu Benjowsky's Zeiten bis nach Kamtschatka absetzte und eben den außerordentlichen Lärm machte, den sich die dummen Leute in der Umgegend nicht zu deuten wußten. So war also der Staatsbürger Pinkus ein überaus reicher Mann und Baron geworden, und befand, daß alles gut war (KA III, S. 563f.).

Nach diesem satirischen Gründungsmythos der Restaurationszeit – schläfrig-überlebte Aristokratie und materialistisch-flache Spätaufklärung – steuert Eichendorff direkt auf die welthistorische Freiheitsbewegung der Revolution zu:

Seitdem waren viele Jahre vergangen, da gewahrte man in einer schönen Nacht dort in der Gegend ein seltsames Zittern und Blinkern in der Luft, als würde am Himmel ganz was Absonderliches vorbereitet. Die Vögel erwachten darüber und reckten und dehnten noch verschlafen ihre Flügel, da sahen sie droben auch den Adler schon wach und fragten erstaunt: [...] (KA III, S. 564).

Mit einer Reihe von lyrischen Einlagen, vorgetragen von der klimatisch sensiblen Vogelwelt (S. 564f.), wird das morgenhafte Frühlingstableau entfaltet, das den Goldgrund für die Ankunft der »Libertas« abgibt, die schließlich mit nur geringfügig variierten Elementen gegenüber dem bereits in Kapitel B.II.2 zitierten Gedicht »Der Freiheit Wiederkehr« eingeführt wird (S. 565):

*Sind das Blitze, sind das Sterne?  
Nein, der Aar hat recht gesehn,  
Denn schon leuchtet's aus der Ferne,  
Daß die Augen übergehn.*

*Und in diesen Morgenblitzen  
Eine hohe Frau zu Roß,  
Als wär' mit den Felsenspitzen  
Das Gebirge dort ihr Schloß.*

*Geht ein Klingen in den Lüften,  
Aus der Tiefe rauscht der Fluß,  
Quellen kommen aus den Schlüften,  
Bringen ihr der Höhen Gruß.*

*Und die grauen Schatten sinken,  
Wie sie durch die Dämm' rung bricht,  
Und die Kreaturen trinken  
Dürstend alle wieder Licht.*

*Ja sie ist's, die wir da schauen,  
 Uns're Königin im Tal!  
 O Libertas! schöne Fraue,  
 Grüß dich Gott vieltausendmal!*

Die Freiheit wird erwartbar als mit der Tierwelt verbundene Naturgöttin inszeniert, die frischen Wind in die künstliche Welt des zur modernen Fabrik umgestalteten Schlosses bringt:

Vielen Dank, meine lustigen Kameraden! rief da eine wunderliebliche Stimme, die wie ein Glöcklein durch die Einsamkeit klang, und die Lerche stieg sogleich kerzengerade in die Höh' [eine Anspielung auf die metaphysische Dimension der Freiheit, N. v. E.] und jubilierte: die Libertas ist da, die Libertas ist da! – es wollt's niemand glauben. Sie war's aber wirklich, die soeben zwischen dem Gesträuch auf den Schloßberg heraustrat. Sie ließ ihr Rößlein frei neben sich weiden und schüttelte die langen wallenden Locken aus der stirn; die Bäume und Sträucher hatten sie ganz mit funkelndem Tau bedeckt, daß sie fast wie eine Kriegsgöttin mit goldener Rüstung anzusehen war. Hinter ihr aber, wo sie geritten, zog sich's wie eine leuchtende Furt durch's Land, denn sie war über Nacht gekommen, der Mond hatte prächtig geschienen und die Wälder seltsam dazu gerauscht, in den Tälern aber aber schließ noch alles, nur die Hunde bellten erschrocken in den fernen Dörfern und die Glocken auf den Türmen schlugen von selbst an [ein altes legendarisches Motiv zur Kennzeichnung von Heiligen, vgl. dazu die Gedichte von 1838/39, Kapitel A. II. 5, N. v. E.], wo sie vorüberzog (S. 565 f.).

Die Entgegensetzung Ziergarten-Wald aktiviert den ideologisch-politischen Gegensatz französisch-höfischer Zivilisation und deutsch-›urtümlicher‹ Kultur, wobei die magischen Sprüche, mit denen Libertas das künstliche Korsett des Schlossgartens löst, unter Rückgriff auf einige Eichendorffsche Gedichte der Befreiungskriegszeit die Restaurationszeit als Epoche der Unterdrückung zwischen 1813 und 1848, insofern also die deutsche Revolution als Wiederbelebung des nationalen Aufbruchs von 1813 stilisiert:<sup>250</sup>

»Ich wollte doch auch wieder einmal meine Heimat besuchen«, sagte sie jetzt, »die schönen Wälder, wo ich aufgewachsen. Da ist viel abgeholzt seitdem, das wächst sobald nicht wieder nach auf den kahlen Bergen.« Nun erblickte sie erst das geheimnisvolle Schloß und den Ziergarten. »Aber wo bin ich denn hier hingeraten?« fragte sie erstaunt. Es schwieg alles; was wußten die Vögel von dem Baron Pinkus! Es war ihr alles so fremd, sie konnte sich gar nicht zurechtfinden. »Das ist die Burg nicht mehr, wo sonst meine liebsten Gesellen gewohnt. Mein Gott! wo sind die alten Linden [spätestens seit Heine der ›deutscheste‹ Baum nach der Eiche, N. v. E.] hin,

250 Das folgende Zitat KA III, S. 566 f.; zu den Selbstzitat im Einzelnen vgl. den Kommentar zur Stelle, S. 884.

unter denen wir damals so oft zusammengesessen?« – Darüber wurde sie auf einmal ganz ernsthaft, trat an den Abhang und sprach laut in die Tiefe hinaus:

*Die gebunden da lauern,  
Sprengt Riegel und Gruft,  
Du ahnend Schauern  
Der Felsenkluft,  
Unsichtbar Ringen  
In der stillen Luft,  
Du träumend Singen  
Im Morgenduft!  
Brecht auf! schon ruft  
Der webende blaue  
Frühling durchs Tal.*

*Und die Vögel jubelten wieder:*

*O Libertas, schöne Fraue,  
Grüß' dich Gott vieltausendmal!*

Die »verstört[e]« Reaktion des Pinkus, der den vormärzlichen Polizeistaat samt seiner antimetaphysischen Tradition verkörpert, offenbart, dass das Scheitern der Revolution im Verkennen der religiösen Hauptdimension der Freiheitsbewegung begründet lag (Kapitel B. II. 2. 1-2); weil die Freiheit nicht in ihrer ideellen Ganzheit erfasst wurde, konnte sie logischerweise auch nicht politisch aufgenommen und umgesetzt werden:<sup>251</sup>

Da ging erst ein seltsames Knistern und Flüstern durch die Buchsbäume und Spaliere, fast grauenhaft, wie wenn sie heimlich miteinander reden wollten in der großen Einsamkeit; drauf kam von den Waldbergen auf einmal ein Rauschen immerfort wachsend über den ganzen Garten, es war, als stiege über die Hecken und Gitter von allen Seiten verwildernd der Wald herein, die Fontäne fing wie eine Fee mit kristallinen Gewändern zu tanzen an, und Krokus, Tulipane, Königskerzen und Kaiserkronen kicherten lustig untereinander; im Schloß aber entstand zu gleicher Zeit ein entsetzliches Krache und Tosen, daß alle Türen und Fenster aufsprangen. Da kam plötzlich Pinkus, ganz verstört und zerzaust, aus dem Haupttor mit solcher Vehemenz dahergeflogen, daß die Schöße seines punktierten Schlafrocks weit hinter ihm drein rauschten. Er wollte vernünftig reden, aber der Frühlingsturm hatte ihn mit erfaßt, er mußte zu seinem großen Ärger in lauter Versen sprechen und schrie ingrimmig:

251 Das folgende Zitat KA III, S. 567 f.

*Bin ich selber von Sinnen?  
 Im Schlosse drinnen  
 Ein Brausen, Rumoren,  
 Alles verloren!  
 Die Wasser, die Winde,  
 Das Feuer, das blinde,  
 Die ich besprochen, Wild ausgebrochen,  
 Die rasen und blasen  
 Aus feurigen Nasen,  
 Mit glühenden Blicken,  
 Brechen alles in Stücken!*

Die Pointe besteht darin, dass die ideell in der Aufklärung steckengebliebene modern-liberale Bildung selbst die personifizierte Freiheit durch die »bewaffnete Macht« »verhaften« lassen will, womit sowohl der liberale Absolutismus in Religionsfragen, d. h. der Versuch, die kirchliche Emanzipationsbewegung staatskirchenrechtlich zu neutralisieren (Kapitel B. II. 2. 1), assoziiert werden können als auch der ordnungspolitische Pakt des Honoratiorenliberalismus mit den etablierten Gewalten gegen den sozialen Emanzipationswillen des einfachen Volkes (Kapitel B. II. 2. 1):

Hier stutzte er auf einmal, er hatte die Libertas erblickt, da schoß ihm plötzlich das Blatt. Er kannte sie zwar nicht von Person, aber der schlaue Magier wußte nun sogleich, wer die ganze Verwirrung angerichtet. Ohne Verzug schritt er daher auf sie los und forderte ihren Paß. Sie betrachtete ihn von oben bis unten, er sah vom Schreck so windschief und verschoben aus; sie mußte ihm hellaut ins Gesicht lachen. Da wurde er erst recht wild und rief die bewaffnete Macht heraus, die sich nun von allen Seiten mit großer Anstrengung mobil machte, denn der Friedensfuß, auf dem sie so lange gestanden [eine Anspielung auf die in der Publizistik sprichwörtliche, »erschläffende«, »33-jährige Friedenszeit«, <sup>252</sup> N. v. E.], war ihr soeben etwas eingeschlafen. Libertas stand unterdessen wie in Gedanken und wußte gar nicht, was die närrischen Leute eigentlich wollten. Doch sie sollte es nur zu bald erfahren. Pinkus befahl, die Landstreicherin im Namen der Gesittung zu verhaften. Sie ward eiligst wie ein Wickelkind mit Stricken umwunden und ihr, in gerechter Vorsicht, darüber noch die Zwangsjacke angelegt. Da hätte man sehen sollen, wie bei dieser Arbeit manchem würdigen Krieger eine Träne in den gewichsten Schnurrbart herabperlte; aber der Patriotismus war groß und Stockprügel tun weh [eine geniale Anspielung auf die Persistenz eines altpreußisch-soldatischen »Patriotismus«, die Prügelstrafe war eigentlich längst durch die Preußische Militärreform als Element des friderizianischen, einseitig auf Drill und Gehorsam gestellten absolutistischen Systems abgeschafft worden, N. v. E.]. So wurde Libertas unter vielem Lärm in das mit dem Schlosse verbundene Arbeitshaus abgeführt (KA III, S. 568).

<sup>252</sup> Vgl. u. a. (!) in den HPBl 23 (1849) 168 f. über die »im März 48 nach dreißigjährigem Schlaf endlich erwacht[e]« »conservative Partei«.

In einer wiederum brillanten Montage-Technik überblendet Eichendorff altpreußisch-»verstockten« (durch die Hymne »Heil dir im Siegerkranz!«) sowie modern-rationalistischen Patriotismus (durch Travestie des Brautjungfernchors aus Carl Maria von Webers »Freischütz«-Oper) und Rokoko-Klassizismus (S. 568 f.), um die Künstlichkeit der nach Verhaftung der Libertas einsetzenden Reaktionspolitik zu karikieren.<sup>253</sup>

Der weitere Verlauf der Erzählung handelt von den verschiedenen Versuchen, die Libertas wieder aus ihrer polizeilichen Haft zu befreien. »Doktor Magog« figuriert unter Rückgriff auf ein ironisches Wortspiel Brentanos sowohl den vormärzlich-linken Demagogen-Typus wie die biblischen Gestalten »Gog« und »Magog« aus der Apokalypse; seine Teilnahme an der Freiheitsbewegung wird mit dem pekuniären Interesse des radikalen Intellektuellen-Prekariats desavouiert:

Da kam zur selben Stunde der Doktor Magog dahergewandert, der seinen Verleger nicht finden konnte und daher soeben in großer Verlegenheit war. [...] sein Entschluß war sogleich gefaßt: er wandte sich eiligst seitwärts nach dem Wald hin (KA III, S. 570).

Die Warnung eines »Köhler[s]« – eine Berufsbezeichnung, die wegen des Schlagworts vom »Köhlerglauben« zum mehr oder weniger festen Inventar der Religionspolemik erstarrt war – in den Wind schlagend, wagt sich Magog in den bedrohlichen »Urwald«, wo er, wie sich später herausstellt, tatkräftige Mitstreiter zur hochherzigen Befreiung der Libertas sucht:

Der fromme Köhler sah ihm nach, bis er im Walde verschwunden war. So gnad' ihm Gott, sagte er dann und schlug ein Kreuz. Magog aber räsonierte noch lange innerlich Abergläubisches Volk, das im Mittelalter und in der Religion stecken geblieben! Darum wächst auch der Wald hier so dumm ins Blaue hinein, daß man keinen vernünftigen Fortschritt machen kann (KA III, S. 570 f.).

Auf seinem Weg begegnet der fortschrittliche Intellektuelle einer »lange[n], hagere[n], alte[n] Dame in ganz verschossenem altmodischem Hofstaat«, mit welcher die Sinnentleerung des veräußerlichten und seiner ursprünglichen Bedeutung vergessenen Adels köstlich persifliert wird (und die sich später als die »Grundherrschaft [...] Fräulein Sibylla« [S. 574] entpuppen wird):

»Ist das der Weg zum Urwald?« fragte Magog. – »Gewiß, leider, mein Herr«, erwiderte die Dame, sich feierlich verneigend. »Ja«, setzte sie dann mit außerordentlicher Geschwindigkeit in einem Striche fortredend hinzu – »ja, diese bäuerische ungesittete Nachbarschaft macht sich von Tag zu Tag breiter, besonders seit einigen Tagen, man sagt, die famose Libertas sei wieder einmal in der Luft, es ist nicht mehr auszuhalten in dieser gemeinen Atmosphäre, keine Gottesfurcht mehr vor den

253 Vgl. dazu die Auflösung KA III, S. 589 f.

alten Familien [eine ironisch-absurde Zusammenziehung des Ehrfurchtobjekts, N. v. E.], aber ich hab' es meinem hochseligen Herrn Neveu immer vorausgesagt, das war auch so ein herablassender Volksfreund, wie sie es nennen, ja das eine Mal embrassierte er sich gar mit dem Pöbel, da haben sie ihn jämmerlich erdrückt, und nun gar wir Jungfrauen sind beständigen Attacken ausgesetzt, und so sehe ich mich soeben bemüßiget zu emigrieren; o Sie glauben gar nicht, mein Herr, was so eine arme Weise von Distinktion sich zerärgern muß in der gegenwärtigen Abwesenheit aller Tugenden von Stande [wiederum eine ironisch-absurde Verdrehung von Stand und Tugend, N. v. E.!]« (KA III, S. 571).

Magog trifft dann auf den grobschlächtigen, aber gutmütigen Riesen »Rüpel«, der weniger den vierten Stand schlechtweg, sondern das Proletariat repräsentiert,<sup>254</sup> das sich tagelöhnerisch verdingen muss und daher als politisch leicht manipulierbarer Wendehals erscheint; die Hirten und Bauern hingegen gehören einer »naturwüchsigen« Ordnung an, worauf später noch einzugehen sein wird. Einem gängigen Motiv der politischen Polemik der Zeit folgend, erscheint der radikale Intellektuelle eben als Demagoge, der das eigentlich unpolitische und jedenfalls unwissende Volk verführt. Er benutzt es zur Waffe seiner eigenen Interessen, indem er ihm eine Besserung seiner Lage vorgaukelt, die ja auch der historischen Wirklichkeit nach durch den elitären Liberalismus, der in den Parlamenten die Mehrheit hatte, kaum erfolgen würde:<sup>255</sup>

Der Mann war greulich anzusehen, ungewaschen und ungekämmt, wie ein zerzaustes Strohnest, und hatte eine ungeheuere Wildschur an, die war aus lauter Lappen und Fetzen von Fuchsbalg, wilden Schweinhäuten und Bärenfellen zusammengeflickt. – »Herr Rüpel?!« rief da Magog in freudigem Erstaunen. – »Wer ruft mich?« erwiderte der Riese noch halb im Schlafe und sah den Fremden verwundert an. – »Sie hab' ich aufgesucht«, entgegnete Magog, »eine höchst wichtige Angelegenheit.« – Aber Rüpel hatte gerade mit der Kindererziehung zu tun. »Hetzoh!« schrie er den Jungens zu, die noch immer fortrauften, »du da wirst dich doch nicht unterkriegen lassen, frisch drauf!« [...]

Da nun Magog die Familie in so guter Laune sah, faßte er sich ein Herz und rückte sogleich mit seinem eigentlichen Plane heraus. »Herr Rüpel«, sagte er, »ich bin ein Biedermann und kenne kein Hofieren und keinen Hof, als den Hühnerhof meiner Mutter, aber das muß ich Ihnen rund heraussagen: Ihre Macht und Gesinnungstüchtigkeit ist durch ganz Europa ebenso berühmt als geschätzt und ebenso geschätzt als gefürchtet. Darum wende ich mich vertrauensvoll an Ihr großes Herz und rufe: wehe und abermals wehe! die Libertas ist geknechtet! – wollen wir das dulden?« – »Libertas? wer ist die Person?« fragte Rüpel. – »Libertas« erwiderte Magog, »Libertas ist die Schutzpatronin aller Urwälder, die Patronin dieses langweiligen – wollt sagen:

254 Regener 2007, Satiriker, S. 217.

255 Zur Absenz sozialstaatlicher Impulse bei den Liberalen 1848 vgl. Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 622.

altheiligen Waldes.« [Die Freiheit wird also als natürliche Verbündete des dem Intellektuellen eigentlich fremden Volkes präsentiert, N. v. E.] – »I bewahre«, fiel ihm hier die Riesin ins Wort, »unsere Grundherrschaft ist das gnädige Fräulein Sybilla da draußen.« – »Was? die mit den Papilloten und großen Haubenschachteln?« rief Magog, den dieser unerwartete Einwurf ganz aus dem Konzept gebracht hatte. Aber er faßte sich bald wieder. »Grundherrschaft!« fuhr er fort, »schützt die Grille Krokodille [!], der Frosch das Rhinozeros, der Weißfisch den Haifisch? – Wer die Macht hat, ist der Herr und Ihr habt die Macht, wenn die Libertas regiert, und habt die Macht nicht, wenn die Libertas gefangen ist, und die Libertas ist gefangen – ich frage also nochmals, wollen wir das dulden?« (KA III, S. 573 f.).

Einige kuriose Zwischenfälle, mit denen die Armut der Riesenfamilie – auffallenderweise<sup>256</sup> ohne soziale Anteilnahme – geschildert wird, später setzt der Demagoge seine Überredungskünste fort, dabei offenbarend, dass er eigentlich nur darauf aus ist, die Libertas, eine »reiche Partie«, zu seinem eigenen Vorteil zu ehelichen; den Riesen braucht er aber wegen dessen roher Kraft zur Vollziehung des Befreiungskampfes, um ihn danach mit einem nur scheinbar besseren, aber in Wahrheit subalternen Pöstchen abzufinden (wie sich am Schluss herausstellt, war aber auch das nur eitler Vorwand):

[...] »kennt Ihr das Schloß des Baron Pinkus?« Der Riese entgegnete, er habe es wohl von fern gesehen, wenn er manchmal zur Unterhaltung bis an den Rand des Waldes gegangen, um die Köhler und andere kleine Leute zu schrecken. – »Nun gut«, fuhr Magog fort, »dort eben sitzt die Libertas gefangen. Seht, mich hat auch die Welt nur auf elende Lorbeeren gebettet, daß ich mir an dem stacheligen Zeug schon den ganzen Ärmel am Ellbogen durchgelegen; darum habe ich ein Herz für das arme Riesenvolk. Die Libertas ist eine reiche Partie, wir müssen sie befreien! Dabei kann es vielleicht einige Püffe setzen, was frag' ich danach! Ihr habt ja ein dickes Fell, alles für meine leidenden Brüder! Mit *einem* Wort: Ihr befreit sie und ich heirate sie dann und Ihr seid auf dem Schlosse Portier und Schloßwart und Haushofmeister, eh' man die Hand umdreht, Topp, schlägt ein – aber nicht zu stark, wenn ich bitten darf.«

[...] Auf einmal wandte [Rüpel] sich zu Magog: »Und damit Punktum, ich geh' mit auf die Befreiung!«

Da nun die Riesin merkte, wo das Alles eigentlich hinauswollte, wurde sie plötzlich ganz empfindlich und nannte ihren Mann einen alten Bummel und den Magog einen verlaufenen Schnappsackspringer, der nur gekommen, das häusliche Familienglück zu stören. Vergebens hielt ihr Magog den Patriotismus und den gebieterischen Gang der neuen Weltgeschichte entgegen. Sie behauptete, sie hätten schon hier im Hause Geschichten genug und nicht nötig, noch neue zu machen, und die ganze Geschichte ging die Welt nichts an! So entspann sich unversehens ein bedenklicher Streit (KA III, S. 576).

<sup>256</sup> Schultz, KA III, S. 879, weist zu Recht auf das auffallende Fehlen einer Anteilnahme hin, die nicht zuletzt insofern verwundert, als gerade der deutsche Katholizismus der Zeit der größte »player« in sozialpolitischen Fragen war.

Magogs Antwort ist insofern aufschlussreich, als er den »Patriotismus« als revolutionäre Waffe zur Verführung des einfachen Volkes gebraucht. Damit ist ein Deutungskomplex berührt, der das Eichendorffsche Spätwerk durchzieht, dessen präzise Provenienz bisher aber nie geklärt werden konnte. In der bisherigen Forschung behalf man sich damit, fallweise eine grundsätzliche Distanz Eichendorffs zum »übersteigerten Nationalismus« zu behaupten,<sup>257</sup> fallweise einen eigenwilligen Widerspruch zu konstatieren.<sup>258</sup> Aber auch hier wendet sich Eichendorff natürlich nur gegen eine bestimmte nationalistische Spielart. Dass er den demokratischen und liberalen Nationalismus als verkappten Fortsetzer des rationalistischen Kosmopolitismus begreift, verbindet ihn mit einem Zentralargument, das in den HPBl dieser Jahre zur Abwehrung der »politischen Anwendung des Nationalitätsprinzips« verwendet wurde, nur dass Eichendorff, der so tief von der nationalen Bewegung (Romantik, 1813 etc.) Ergriffene, darum nicht das Projekt eines nationalstaatlichen Verbandes schlechtweg ablehnte. Nach der verschwörungstheoretische Züge annehmenden Herleitung der HPBl war das »Nationalitätsgeschrei« nur das neueste Schlagwort »der« Revolution, das als »Medusenhaupt« missbraucht wurde, um die konservativen Regierungen zu erschrecken, die Volksmassen aber mit einem emotional aufgeladenen »Nebelbild« zu verführen.<sup>259</sup> Für Eichendorff gewann dieses Argument natürlich insofern Valenz, als damit die Liberalen als »heuchlerische« Vaterlandsfreunde entlarvt werden und von der »wahren« Vaterlandsliebe abgesetzt werden konnten. Hier liegt daher unverkennbar die diskursive historisch-politische Referenz der Verführungskünste des Dr. Magog in Eichendorffs Revolutions-Satire.

Trotz aller komisch-retardierenden Szenen ziehen Magog und Rüpel schließlich natürlich dennoch los. Im selbstverständlich dem Rüpel seine Last aufbürdenden, herrisch schaltenden und waltenden Dr. Magog nimmt Eichendorff dabei die Selbstsucht und Selbstbedienungsmentalität der Intellektuellen aufs Korn:

Magog bemerkte mit vieler Genugtuung den langen Fortschritt seines Reisekumpans, und da er seinen Rücken recht betrachtete, freute er sich dieser breitesten Grundlage und lud ihm auch noch sein eigenes Ränzel mit auf, das freilich nicht sonderlich schwer war. Durch die Wildnis aber wehte ihnen ein kräftiger Waldhauch entgegen, da wurden beide ganz lustig. Rüpel erzählte, wie er eigentlich von dem berühmten deutschen Bärenhäuter abstamme, Magog aber stimmte sein Lieblingslied an:

*Von des Volkes unverjährbaren Rechten  
Und der Tyrannen Attentaten,  
Die die Völker verdummen und knechten,  
Fürsten und Pfaffen und Bürokraten.*<sup>260</sup>

257 Krüger 1969, Politisches Denken, S. 59.

258 Vgl. etwa Schultz zu Eichendorffs positiver Begriffsverwendung des »Weltbürgertums« für den deutschen Nationalcharakter KA VI, S. 1352.

259 An dieser Stelle kann ich auf die systematische (knappe, aber konzise) Auswertung der HPBl hinsichtlich der Frage nach dem historischen Zusammenhang Kosmopolitismus-Nationalismus bei Buschmann 2000, Konfession und Nationalismus, S. 348–351, verweisen.

Die verschiedenen Begebenheiten bei der Wanderung durch den Wald gipfeln in der Schlüsselszene der ganzen Erzählung; Magog beobachtet nämlich, während Rüpel eingeschlafen ist, eine geheime nächtliche Versammlung der Tiere des Waldes, die, wie die spätere Auflösung (KA III, S. 591f.) verrät, selbst den Plan fassen, die Libertas zu befreien; Magog versteht selbstverständlich die Sprache der Tiere nicht (KA III, S. 581f.). Der erwachte Rüpel drängt dann zur sofortigen Fortsetzung des »Befreiungszug[les]« (S. 583), der entsprechend in tiefer Nacht weitergeführt wird:

War aber schon der Anfang dieser Nacht schön gewesen, so war sie jetzt noch viel tausendmal schöner. Die Sterne blinkten durch das dunkle Laub, als ob die Bäume silberne Blüten trügen und der Mond ging wie ein Einsiedler über die stillen Wälder und spielte melancholisch mit der schlummernden Erde, indem er bald einen Felsen beleuchtete, bald einen einsamen Grund in tiefen Schatten versenkte und Berg und Wald und Tal verworren durcheinander stellte, daß alles fremd und wunderbar aussah (KA III, S. 583f.).

Die »veruffene[] Gegend«, durch die sie »fortschritten« (S. 585), kündigt sich – mit deutlichen Anspielungen auf Shakespeares »Sommernachtstraum« – durch eine Reihe märchenhaft-übersinnlicher Erscheinungen wie tanzende Elfen, die bei Näherkommen verschwinden und die beiden Wanderer im Moor halb versinken lassen (S. 584), als Heimat eines verwunschenen Schlosses an, wie der ortskundige Rüpel den verwirrten Intellektuellen dann auch aufklärt:

Ja, in dieser Gegend ist's nicht recht geheuer, hier nahebei muß auch der stille See liegen mit dem versunkenen Schlosse; man kann, wenn's windstill ist, tief im Grunde noch die Türme sehen und manchmal in schönen Sommernächten taucht es herauf, bis die ersten Hähne krähen (KA III, S. 584f.).

Diese märchenhafte Szenerie ist natürlich kein poetischer Selbstzweck, sondern bereitet den ironischen Höhepunkt der Erzählung vor, der sich abschließend dahingehend auflöst, dass die Libertas in der Zwischenzeit von den Tieren des Waldes befreit wurde und zu den Elfen ins Schloss zieht (vgl. die rückblickende Auflösung S. 589-594). Beide Handlungsstränge sind kontrapunktisch miteinander verschränkt: Kurz vor ihrer Ankunft kreuzen sich die Wege der wahren Freiheit und des fortschrittlichen Befreiungskomitees unter dem Kommando des radikalen Intellektuellen, der aber die Libertas in seiner ideologischen Verblendung nicht erkennt:

»Hab' ich's nicht gesagt?!« rief dann Rüpel, indem er plötzlich ganz erschrocken stillstand und mit dem Finger in die Nacht hinauswies. Magog wandte sich rasch herum und erblickte in der Waldeinsamkeit einen großen klaren See, und mitten in dem See ein schneeweißes Schloß mit goldenen Zinnen, das sich wie ein schlummernder

Schwan im Wasser spiegelte, und rings um das Schloß herum schien ein Garten mit Myrten, Palmen und andern wunderbaren Bäumen gleichfalls zu schlummern, so still war es dort. [...] »Das ist ihr Traumschloß«, flüsterte Rüpel dem Magog zu und wandte kein Auge von der prächtigen Illumination. Magog aber warf stolz den Kopf zurück. »Einfältiges Waldesrauschen, alberne Kobolde, Mondenschein und klingende Blumen«, sagte er mit außerordentlicher Verachtung, »nichts als Romantik und eitel Märchen, wie sie müßige Ammen sonst den Kindern erzählten. Aber der Menscheng Geist ist seitdem mündig geworden. Vorwärts! die Weltgeschichte wartet draußen auf uns.« Mit diesen Worten drängte er den kindischen Riesen fort zu verdoppelter Eile und ruhte nicht, bis der Blumengesang und der schimmernde Garten hinter ihnen verklungen und versunken.

Das war aber nun einmal eine wahre Hexennacht, denn sie mochten kaum noch eine Stunde lang gegangen sein, so hörten sie schon wieder ein seltsames Geräusch vor sich, ein Schwanken und Knistern in den Zweigen und Hufklang dazwischen, immer näher und näher, wie wenn jemand rasch und heimlich durch das Dickicht bräche. Und es war auch wirklich ein flüchtiger Zug, der gerade auf sie zukam. Voran eilten viele Irrlichter in luftigen Sprüngen, um unter den Eichenschatten den Weg zu zeigen, dann folgte ein Hirsch und auf dem Hirsche saß eine sehr schöne Dame, von ihren Locken, wie von einem goldnen Mantel, durch den die Sterne schienen, rings umwallt und einen Kranz ums Haupt, der in grüngoldnem Feuer funkelte. Als sie die beiden Wanderer gewahrte, stutzte sie und auf einen Wink von ihr hielten Hirsch und Irrlichter plötzlich an. Rüpel verneigte sich so tief er's vermochte und wagte kaum verstohlen aufzublinzeln, während Irrwische, die keinen Augenblick ruhig bleiben konnte, sich schon wieder mit Magog's verwitwetem Rockschoß zu schaffen machten. »Was sucht Ihr hier?« fragte die Reiterin, die Fremden mit einem strengen und durchdringenden Blick betrachtend. – »Die Libertas«, entgegnete Magog stolz. Da lachte die Dame und winkte wieder, und wieder eilte die Irrlichter voran und flog der Hirsch mit seiner schönen Herrin über den Rasen fort – sie schienen nach dem Traumschlosse hinzuziehen.

Jetzt erst richtete sich Rüpel mühsam aus seiner Devotion wieder auf; »gewiß Ihre Majestät die Elfenkönigin«, rief er, dem Zuge noch lange nachsehend. »Das wäre mir eine schöne Königin«, erwiderte Magog, »ihr Diadem war nicht einmal echt, nichts als leuchtende Johanneswürmchen« (KA III, S. 585f.).

Der ohne Wissen der beiden sinnlos gewordene Befreiungskampf endet schließlich damit, dass Magog und Rüpel, am Waldrand angekommen und die konkrete Einbruchstaktik besprechend, plötzlich eine andere Frauengestalt aus dem Schloss auf sich zurennen sehen, die sich als modern-emanzipierte »Amazonen« entpuppt und die der Intellektuelle daher für die wahre Libertas hält:<sup>261</sup>

261 Wenig verwunderlich ist natürlich, dass Eichendorff hierbei unter Aufgriff zeitgenössischer Deutungsmuster ein für damalige Verhältnisse typisches Frauenbild vertritt, vgl. etwa in den HPBl 21 (1848), S. 408) das Pandämonium der Revolutionssymptome, in dem die Verdrängung der »weibliche[n] Grazie« durch die »Amazonen« recht weit oben rangiert. Im übernächsten Heft

Da sahen sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung auf einmal einen glänzenden Punkt sich wie eine Sternschnuppe übers Feld bewegen. Es kam immer näher und bald konnten sie deutlich unterscheiden, daß es eine Frauengestalt und die Sternschnuppe eine glimmende Zigarre war, die sie im Munde hielt. Sie kam, wie es schien, in großer Angst vom Schlosse gerade auf sie dahergeflogen: eine prächtige Amazone mit Schärpe, Reitgerte und klingenden Sporen, ein zierliches Reisebündel unter dem Arm. Jetzt stand sie atemlos dicht vor Magog, den sie beinah umgerannt hätte. – »Mein Ideal!« rief sie da plötzlich aus, und »Libertas!« schallte es aus Magog's entzücktem Munde herüber. Sie hatten einander im Augenblick erkannt, ein geheimnisvoller Zug gleichgestimmter Seelen riß Herz an Herz, und in einer langen stummen Umarmung ging ihnen die Welt unter und die Ewigkeit auf. [...] Nun wurde auch die Dame [...] ganz vertraulich und erzählte, wie sie es auf dem barbarischen Schlosse nicht länger habe aushalten können; dann geriet sie immer mehr in sichtbare Begeisterung und sprach von Tyrannenblut, von Glaubens-, Rede-, Preß- und allen erdenklichen Freiheiten. Da hielt sich Magog nicht länger, reckte zum Treueschwur den Arm hoch zu den Göttern empor, reichte ihr darauf die Rechte und verlobte sich sogleich mit ihr, und Rüpel schrie in einem fort Vivat dazu! (KA III, S. 587 f.).

Die Shakespearesche Verwechslungsgeschichte wird nun dadurch zementiert, dass just in diesem Moment die Schlosswache die Flucht der Gefangenen, d. h. der »wahren Libertas«, bemerkt, das Befreiungskommando am Rand des Waldes aber irrthümlicherweise für den Drahtzieher ihrer Entführung hält:

Über diesem Freudengeschrei aber entstand nach und nach ein bedenkliches Rumoren im Schlosse. Die Verliebten draußen merkten es gar nicht, wie erst einzelne Wachen verdächtig über das stille Feld fast bis zum Walde streiften und dann eiligst wieder zum Schlosse zurückkehrten. Auf einmal aber tat sich das Schloßtor auf und die ganze bewaffnete Macht schritt mit dem Feldgeschrei: »die Libertas ist entwischt!« todesmutig daraus hervor. Dazwischen konnte man deutlich die Stimme des Baron Pinkus unterscheiden, der entrüstet gegen das Dasein von Riesen und dergleichen abergläubischen Nachtpuk, wovon die Streifenwachen gefabelt, im Namen der Aufklärung protestierte. Jetzt aber erblickten sie den Rüpel [...] (KA III, S. 588).

Nach dem ersten Schock »salvier[t]« sich Pinkus zusammen mit der bewaffneten Macht vor dem Furcht einflößenden Riesen – der ja den Volkspöbel repräsentiert – »in das Schloß«, um »die eisernen Torflügel dicht vor ihm krachend zuzuwerfen« (KA III,

wird die Revolution als »Syrene« und »Hetäre« bezeichnet, vgl. HPBl 23 (1849), S. 206 ff. (»XX. Ueber Völkerglück. Glossen zu biblischen Texten über diesen Gegenstand«): »Von Babylons Wein tranken alle Völker, und darum taumelten sie.« Jerem. 51,7. Es ist eine Syrene, eine Hetäre, welche die Völker verführt und berauscht hat, ihr Bild die vom Propheten und später vom Seher auf Pathmos gezeichnete Babylon: sie ist das moderne Heidenthum, im Bunde mit der Revolution.«

S. 589). Rüpel steht plötzlich allein da, denn auch »die beiden Liebenden waren spurlos verschwunden« (S. 589).

Und so hatte er denn von der ganzen großen Unternehmung nichts als ein paar neuer Löcher in seiner alten Wildschur gewonnen und schritt endlich voller Zorn und so eifertig wieder in den Urwald zurück, daß wir ihm unmöglich nachgehen können (KA III, S. 589).

Das Proletariat geht also nicht nur leer aus, sondern hat den größten Schaden. Zunächst wird nun rückblickend die (Selbst-)Befreiung der Libertas geschildert, die nämlich selbst die Kräfte der Natur mit ihrem Zauberspruch wachgerufen hatte und schließlich durch die vereinten Kräfte der Natur- und Tierwelt aus dem hochgelegenen Fenster ihrer Zelle entkommen, kurioserweise aber auf dem Weg von »ihrem« selbst-ernannten Befreiungskomitee nicht erkannt worden war:

Und das war eben die schöne Frauengestalt auf dem Hirsch, die in derselben Nacht Rüpel und Magog auf ihrer Wanderschaft im Urwald gesehen, ohne die Libertas zu erkennen, auf deren Befreiung sie so schlau und vorsichtig ausgezogen (KA III, S. 594).

Danach wird die eigentliche Identität der Amazone als der »falschen« Libertas aufgedeckt sowie der sang- und klanglose Abgang des Demagogen mit dieser Frauengestalt, die sich angesichts des gefährlichen Konfliktes zwischen dem einfachen Volk und der etablierten Gewalt (Rüpel und Pinkus) aus dem Staub gemacht hatten und wie jene ca. 100.000 deutsche Demokraten und Liberale (man erinnert sich an Carl Schurz) nach Amerika ausgewandert waren:

Die Amazone aber, die sie gerettet hatte, war niemand anders als die Pinkus'sche Silberwäscherin Marzebille, ein herzhaftes Frauenzimmer, die schon früher als Marketerin mit den Aufklärungstruppen [!] durch Dick und Dünn mit fortgeschritten [!] und nirgends fehlte, wo es was neues gab. Die hatte nun seit der Libertas Erscheinung eine inkurable Begeisterung erlitten und sich daher an jenem denkwürdigen Morgen kurz resolviert, aus dem Schloßdienst in die Freiheit zu entlaufen. Der Dr. Magog aber war damals vor dem unverhofften Schlachtgetümmel am Schlosse so heftig erschrocken, daß er mit seiner glücklich emanzipierten Braut, die hier alle Schliche und Wege kannte, unaufhaltsam sogleich quer durch Deutschland und übers Meer bis nach Amerika entfloh, wo er wahrscheinlich die Marzebille noch heut für die Libertas hält (KA III, S. 594).

Rüpel wird schließlich von den Tieren des Walds »in Erwägung seiner vor dem Schlosse bewiesenen Bravour als Hüter des Urwalds angestellt, mit der einzigen Verpflichtung, von Zeit zu Zeit mit den schrecklichsten Tierfellen, Mähnen und Auerochsenhörnern sich am Rande des Waldes zu zeigen« (S. 595).

Der letzte Absatz aber lässt das zynisch-satirische Pointenfeuerwerk in einen rabenschwarzen Ausblick umschlagen: »Die emigrierte Urtante ist gänzlich verschollen. Von der Libertas dagegen sagt man, daß sie einstweilen bei den Elfen im Traumschlosse wohne, das aber seitdem niemand wieder aufgefunden hat« (KA III, S. 595).

In dieser meisterhaften Satire kommt keine der zeitgenössischen Parteien ungeschoren davon. Bourgeoisier Industriekapitalismus als liberaler Absolutismus und die im Vormärz lau aufgewärmte, restaurationspolitisch gewendete Berliner Spätaufklärung Nicolaischer Provenienz, ein radikaler und atheistischer Intellektueller, der das Proletariat zur Durchsetzung der eigenen Interessen missbraucht, ein sinnentleerer und lächerlich dummer Adel, ein Proletariat endlich, das als hilfloses Opfer erscheint, aber durch seine dumpfe Rohheit auch nur bedingt Mitleid erweckt; immerhin versucht Eichendorff, der sich um den Entstehungshintergrund des niedrig-ärmlichen Status des Proletärs auffälligerweise nicht bekümmert, das immer noch Unverdorbene, »Unverbildete« dieses Standes zu profilieren, wenn Rüpel zwar die wahre Libertas nicht als Libertas erkennt, dafür als übersinnliche »Elfenkönigin« respektvoll anerkennt. Honoratiorenliberalismus, Reaktionsregiment, grundbesitzender Adel, Linksintellektuelle, Proletariat – sind wirklich alle zeitgenössischen Parteien in diesem politischen Pandämonium vertreten? Ursula Regener hat in einem höchst prägnanten Resümee die politische Leerstelle unter all diesen durch den Erzähler eindeutig aufgelösten Parteien benannt, eine Leerstelle, deren politischer Gehalt sich durch eine Reihe von Anspielungen durchaus erschließen lässt:

Der riesige Tagelöhner »Rüpel« personifiziert das ländliche Proletariat, die Tiere des Waldes, die Bauern, auf deren agrarische Revolution die konservativ-katholischen Gruppierungen mit ihrem Organ, den Historisch-politischen Blättern zeitweise aufsattelten, um die Kirchenfreiheit wieder zu erlangen. Die Vögel des Waldes sind als Stellvertreter der romantisch-katholischen Partei die Kameraden der »echten Libertas«. Ihnen gelingt es, diese in gemeinsamer Aktion mit den Tieren des Waldes zu befreien und an einen unbekanntem Ort zu bringen.<sup>262</sup>

In der Tat sind ja schon »[d]ie benachbarten Hirten, Jäger und andere gemeinen Leute« diejenigen, die allein sich von der falsch gestellten, »um fünfzig Jahre zu spät« gehenden Uhr des Schlosses nicht beirren lassen (s. o., KA III, S. 561), und Magog wird eingangs einem »fromme[n] Köhler« kontrastiert (S. 570). Wichtiger noch: Das verwunschene Elfenschloss im Wald wird als übersinnliche Erscheinung inszeniert, die Magog teils mit Schmähworten belegt, die im polemischen Diskurs der Zeit mehr oder weniger feste Epitheta der katholischen Kirche waren.<sup>263</sup> Und schon der Wald an sich ist in Eichendorffs Werk mehr oder weniger feste Metapher sowohl der deutschen

<sup>262</sup> Regener 2007, Satiriker, S. 117.

<sup>263</sup> KA III, S. 585: »Einfältiges Waldesrauschen, alberne Kobolde, Mondenschein und klingende Blumen«, sagte er mit außerordentlicher Verachtung, »nichts als Romantik und eitel Märchen, wie sie müßige Ammen sonst den Kindern erzählten. Aber der Menschengestalt ist seitdem mündig geworden. Vorwärts! die Weltgeschichte wartet draußen auf uns.«

Nation, als auch eines metaphysisch, wenn nicht sogar ekklesiologisch fundierten Ordnungsideals.<sup>264</sup> Die Tiere des Waldes, die insgeheim mit der Libertas im Bunde sind, füllen damit eine politische Leerstelle, die Eichendorff im Versepos *Julian* (1853) noch konkreter durch die Gläubigen der frühen Kirche besetzt, um eine Ursprungserzählung des deutschen aus der Christianisierung des römischen Reiches zu figurieren (s. u., Kapitel B. IV. 1. 4). Wie in diesem späteren Nationalepos zielt die religiös-metaphysische Charakterisierung der ›wahren Libertas‹ nicht auf eine vage Spiritualisierung der realen, d. h. der ›eigentlichen‹ Politik und Geschichte, sondern, wie Regeners treffende Interpretation nur andeutet,<sup>265</sup> wiederum auf die Zentralstellung der »libertas ecclesiae« in der (dialektischen) Herstellung der nationalen Einheit (s. o., Kapitel B. II. 2). In der katholischen Publizistik der Zeit war die Gedankenfigur verbreitet, dass sich die Freiheit aus dem allgemeinen politischen Zusammenbruch allein in die Kirche retten müsse, um von dort nach Abklingen des Chaos wieder in die staatliche Wirklichkeit zurückzuwirken (Kapitel B. II. 2. 1). Exakt dieses Prinzip hat Eichendorff poetisch abgebildet: Der reaktionäre Staat mitsamt seinen spätaufklärerischen, liberal-absolutistischen Stichwortgebern hat sich in seinem Schloss gegen den aufrührerischen Pöbel verrammelt, das Volk selbst geht leer aus, trägt einige Blessuren davon und verkommt zuletzt zur Lachfigur, die Intelligentsia ist nach Amerika ausgewandert. Die Freiheit hat sich aus dem taghellen Gebiet des Schlosses in den romantischen Wald geflüchtet, also aus dem politischen in einen weltentrückten Raum, der schon im immanenten Horizont des Eichendorffschen Metaphernsystems eine ekklesiologische Fundierung erhält und historisch-politisch jedenfalls auf die katholische Kirche verweist. Man müsste die Behauptung, die Freiheit sei nach Eichendorffs Erzählung sozusagen für immer verschwunden,<sup>266</sup> als glatte Fehldeutung bezeichnen. Die rhetorische Pointe des letzten Absatzes geht auf das *erstweilige* Verschwinden der Freiheit; Libertas hat »erstweilen bei den Elfen im Traumschlosse« (S. 595) ihre Zuflucht gefunden. Wenn diesen mysteriösen Ort »seitdem niemand wieder aufgefunden hat« (ebd.), dann ist damit natürlich nicht ausgeschlossen, dass Libertas aus ihrem übersinnlichen Reich dereinst wieder heraustritt. Das nächste Mal muss »Deutschland« – der Schauplatz der Erzählung – nur besser vorbereitet sein. Den Blick für die wahre Freiheit schärfen und falsche Freiheitsversprechen als Phantome entlarven – das sollte Eichendorffs Satire leisten.

\*

Eichendorff hat die deutsche Revolution von 1848/49 als heilsgeschichtlich verbürgte Chance gedeutet, über die Durchsetzung vor allem der religiösen bzw. kirchlichen Freiheit eine nationale Einheit herzustellen, welche die deutsche Geschichte seit Ar-

264 Vgl. Lindemann 1985, Deutsch Panier; Schultz in KA I, S. 750 ff.

265 Regeners Darstellung bleibt die Erklärung schuldig, welchen Stellenwert die »Kirchenfreiheit« innerhalb des historischen Phänomens der 1848er Revolution einnehmen soll, und welche programmatische Bedeutung der Referenz daher zukommt, dazu s. den Fließtext im Folgenden.

266 In diese Richtung streift etwa Schiwy 2007, Biographie, S. 603 (»Die Freiheit bleibt Utopie, ein Traum«).

minius einem geradezu messianisch-utopischen Höhepunkt zugeführt hätte. Diese Vision war weder ein Produkt einsamen Nachdenkens, noch war es ein im Vagen verbleibendes Wunschdenken. Sie knüpfte an der im katholischen Raum – der nicht aufgrund ahistorischer, ideologischer und teleologischer Prämissen als randständig marginalisiert werden darf – weitverbreiteten providentiellen Revolutionsdeutung an und schien hier wie dort durch die erfolgreiche verfassungsrechtliche Fixierung der institutionellen Selbstverwaltung der katholischen Kirche auch historisch-politisch beglaubigt (Kapitel B. II. 2. 1). Anders als der konservative Münchner Kreis, der in der Rettung der Kirchenfreiheit in die oktroyierten Verfassungen der Reaktionszeit bzw. in ihrer Garantie durch das neoabsolutistische Regiment in Österreich, wo 1855 das langersehnte Konkordat abgeschlossen werden sollte, die *alleinige* Hauptsache ansah und von den »Reconvalescenz-Erscheinungen« nach der nun doch wieder durchweg »satanischen« Revolution sprach,<sup>267</sup> war Eichendorff aber von der Notwendigkeit allgemeiner politischer Reformen ebenso überzeugt. Die Freiheit der Kirche war ihm dabei Vorbedingung der bürgerlichen Freiheit (Kapitel B. II. 2. 1), beide zusammen aber Vorbedingung der Einheit (Kapitel B. II. 2. 2). Seine bittere Enttäuschung über das Ausbleiben dieser nationalen Einigung, sein einziges publiziertes Revolutionsgedicht »Libertas Klage«, das Epitaph aller großdeutschen Hoffnungen, offenbarte, dass der Sehnsuchtskomplex »Deutschland« für den »letzten Romantiker« einen Stellenwert einnahm, der ihn von vielen anderen konservativ-katholischen Köpfen der Zeit wie Carl Ernst Jarcke unterschied, mit dem politisch noch konservativeren Friedrich Wilhelm IV. aber, dem »Romantiker« auf dem Thron der Hohenzollern, trotz aller schwierigen »innerkonservativen« und »innerromantischen« Differenzen verband. Das äußere Geschehen beurteilte er wiederum gemäßigter als der preußische König, der schließlich seinen Bruder, den »Kartätschenprinz« Wilhelm mit der blutigen Niederschlagung des sächsischen und badischen Aufstandes beauftragte, und auch gemäßigter als das konservativ-katholische Münchner Organ. Schloss der Band der HPBl zum Jahr 1848 auf der letzten Seite mit »Lob und Dankbarkeit [...] an den Fürsten Windisch-Grätz, der dem Leviathan der Revolution als pflichtmäßige[r] Vertheidiger der Ordnung und des Rechts« begegnete,<sup>268</sup> so saß Eichendorff in dieser Frage zwischen den Stühlen: »Das Pöbelregiment ist dumm, das Säbelregiment noch dümmer«, kommentierte er den Fall »Windisch-Grätz«.<sup>269</sup> Mit seinen süddeutschen Freunden einig war er sich aber in der Beurteilung der »confessionellen Spaltung« als des »Wurm[s], welcher an Deutschlands

267 Vgl. die Artikelserie »Reconvalescenz-Erscheinungen« in den HPBl 28 (1851), S. 109 ff., wo aus streng konservativer Warte der Aufschwung als »Rückschlag der [satanisch-antichristlichen, N. v. E.] Revolution« interpretiert wird (S. 109): »Der Rückschlag der Revolution zeigt sich nicht nur in einer größeren Empfänglichkeit der katholischen Bevölkerungen für die Wahrheiten des Christenthums, in den großartigen und wunderbaren Erfolgen der Missionen [der jesuitischen Volksmissionen, N. v. E.]; es fängt auch im Gemüthe der protestantischen Bevölkerungen zu gähren an, und es tritt ein Sehnen nach Wahrheit im Christenthum, nach der wahren Kirche hervor, wie wir es bisher noch nie sahen.«

268 HPBl 22 (1848), S. 832.

269 Aus dem oben bereits zitierten Brief vom 25.1.1849 an Theodor von Schön, HKA XII, S. 232, in dem beide über den »tragischen« oder – so Eichendorffs Replik – »ordinairen« Charakter

Einheit nagt«,<sup>270</sup> in der katholischen Bestimmung der politisch-religiösen Identität der deutschen Nation.

### III. Das Ringen um die Identität der deutschen Kulturnation: Die literarhistorischen Schriften (1846-1857)<sup>1</sup>

Eichendorffs Standpunkt bei allen diesen Arbeiten war ein einseitig religiöser, richtiger christlich-katholischer. Für die geschichtliche Erkenntnis dieser Literatur konnte er demzufolge nichts Bedeutendes leisten; denn er faßte die Erscheinungen derselben nie oder doch fast nie mit geschichtlicher Objektivität auf.

Franz Muncker, 1888<sup>2</sup>

Bald nach Beendigung seiner Revolutions satire »Libertas und ihre Freier« hat Eichendorff in Dresden »Vorstudien« zu einer Monographie über die »Geschichte des deutschen Romans« aufgenommen,<sup>3</sup> und damit das zwischen 1846 und 1848 in einer Reihe von Zeitschriftenartikeln und der selbstständigen Publikation von 1847 begonnene literarhistorische Werk (Kapitel B. I. 1) weitergeführt, das, so die Überzeugung seiner katholischen Freunde in Wien, nur der Anfang sein konnte. Carl Ernst Jarcke übersandte Eichendorff zustimmend die Anmerkungen Julius Ficks, der sich ein »recht ausgiebiges Antidot« »gegen den verhaßten Gervinus« erwartete.<sup>4</sup> Wie bereits im Rahmen der vorherigen Abschnitte mehrfach erwähnt (Kapitel A. III. 4. 3. 5; B. I. 1, B. I. 3), sind alle zwischen 1846 und 1857 entstandenen Werke von einem primär nationalen Interesse getragen, wobei sich der konfessionalistische Charakter synchron als Funktion einer nationalistischen Grundkonzeption, im Hinblick auf die Werkentwicklung als Umbesetzung eines nationalen, in den Befreiungskriegen wurzelnden Initiations- bzw. Erinnerungskomplexes erweist. Trotz der weitgehenden konzeptuellen Einheit des literarhistorischen Werks bildet 1848 eine Zäsur; die »Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland« (1846) bzw. die »Ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland« (1847) greift in die zeitgenössische Debatte um den nationalen Stellenwert der Befreiungskriege (s. o., B. I. 1) ein, die Werke der 1850er

Windisch-Grätzens und dessen Entscheidung zur Erschießung Robert Blums diskutieren (s. o. die Einleitung zu Kapitel B. II.).

270 Rede von Georg Phillips (Mitherausgeber der HPBl) in der Paulskirche, Wigard, Stenographischer Bericht, Bd. 3 (1849), S. 1642.

1 Einige Ergebnisse des folgenden Kapitels wurden bereits vorab in verkürzter Form publiziert, vgl. van Essenberg 2019, Zu ringen um das Reich, hier S. 411-420.

2 Joseph Freiherr von Eichendorff. In: Deutsche Dichtung 3 (1888), S. 336, zitiert nach Hollender 1997, Rezeption, S. 32.

3 Vgl. den Brief an Theodor von Schön vom 24. I. 1850, HKA XII, S. 110 (»Dagegen treibe ich jetzt Vorstudien zu einer ähnlichen Geschichte des deutschen Romans«).

4 HKA XIII, S. 169-173, die Beilage von Fick S. 171-172, Zitat 171.

Jahre sind von 1813 durch das noch epochalere Ereignis von 1848 geschieden und zeugen von einer schrittweisen Ausweitung der Perspektive.

In der bisherigen Forschung ist aber nicht nur die Verwurzelung der ersten Schriften in dem vorrevolutionären Diskurskomplex der nationalen Erinnerungspolitik, sondern die nationale Stoßrichtung des literarhistorischen Werks überhaupt übersehen worden. Keiner der bisherigen Beiträge hat auch nur ansatzweise die schlichte Tatsache zur Kenntnis genommen, dass die im Rahmen der Vorarbeiten und unter dem Eindruck der nationalpolitischen Publizistik gewonnene (Kapitel A. III. 4. 3) nationale Fragestellung – »Was u. wie hat die deutsche Poesie seit Klopstock auf d: Nation, besonders in religiöser u moralischer Beziehung gewirkt«<sup>5</sup> – von den ersten Publikationen in den HPBl 1846-1848, über die weiteren Monographien der 1850er Jahre bis hin zur summenartigen Großmonographie von 1857, der »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands« erkenntnisleitend und strukturbildend blieb.<sup>6</sup> Dieser erstaunliche blinde Fleck der bisherigen Forschung ist durch das zählebig, autonomieästhetisch verbrämte Stereotyp vom rein subjektiven, weitgehend ahistorischen Gedankenkosmos des »absoluten Lyrikers«, durch eine veraltete Sichtweise auf die Gattung der Literaturgeschichte, und, im Hinblick auf den katholischen Charakter der Eichendorffschen Variante, einen von der deutschen Historiographie übernommenen »unbewusste[n] National-liberalismus«,<sup>7</sup> gleichwohl vollumfänglich erklärbar. Dass Konfession und Nation in der Geschichte des deutschen Nationalismus von jeher, v. a. aber im 19. Jahrhundert vielfach miteinander verschlungen waren, ist eine Erkenntnis, die sich erst durch die Überwindung der »Konfessionsblindheit«<sup>8</sup> der Nationalismusforschung seit den 1990er Jahren Bahn gebrochen hat – zu einer Zeit, als die Eichendorff-Forschung ihren Zenit bereits überschritten und die repräsentative Edition im Deutschen Klassiker-Verlag mit ihren den Forschungsstand zusammenfassenden, weitgehend autoritativen Kommentarteilen abgeschlossen war.

All diese Problemkreise verschränken und verdichten sich daher auch besonders anschaulich in dem Einführungskommentar zum literarhistorischen Werk (KA VI [1993]) von Hartwig Schultz, der aufgrund seines repräsentativen Charakters geeignet ist, die

5 KA VI, S. 1104.

6 Zum besseren Überblick (wie ihn auch Hass 1952/54, Eichendorff als Literarhistoriker, S. 103, bietet) seien die einzelnen Schriften hier noch einmal schematisch-chronologisch dargestellt; zum konzeptuellen Zusammenhang aller Einzelschriften s. u.: I. Zeitschriftenbeiträge in den Jahrgängen 1846, 1847 und 1848 der HPBl: // I. »Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland« (1846) // 2. »Brentano und seine Märchen« (1847) // 3. »Die deutsche Salon-Poesie der Frauen« (1847) // 4. »Lanzknecht und Schreiber« (1847) // 5. »Die neue Poesie Österreichs« (1847) // 6. »Die geistliche Poesie in Deutschland« (1847) // 7. »Die deutschen Volksschriftsteller« (1848; erster Halbband, noch vor den Märzereignissen geschrieben). // II. »Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland« (Monographie verlegt bei Liebeskind; Leipzig 1847) // III. »Der Deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum« (Monographie verlegt bei Brockhaus; Leipzig 1851) // IV. »Zur Geschichte des Dramas« (Monographie verlegt bei Brockhaus; Leipzig 1854) // V. »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands« (Monographie verlegt bei Schöningh; Paderborn 1857).

7 Anderson 1988, Windthorst, S. 4f.

8 Langewiesche 1995, Nationalismus, S. 216.

ausführliche Besprechung einzelner Forschungsbeiträge zu ersetzen.<sup>9</sup> Der Ton für Schultzens Lesart wird hier bereits im ersten Untertitel – »Literarhistorische Schriften als *Kunstwerk* [Hervorhebung N. v. E.]« – gesetzt.<sup>10</sup> In der suggestiven Verbindung mit einem Briefzitat aus dem Jahr 1852, in dem Eichendorff sein erstes Versepos (*Julian*, dazu s. u., Kapitel B. III. 1) mit einer rhetorischen Bescheidenheitsfloskel als Versuch präsentiert, ob er »auf dem Pegasus noch einigermaßen sattelfest« sei,<sup>11</sup> erscheint das in der Mitte der 1840er Jahre begonnene literarhistorische, von Schultz unverwandt als »Literaturkritik« rubrizierte Werk nicht nur als Kompensation poetischer Selbstzweifel eines gealterten »Dichters«. <sup>12</sup> Mit der ambivalenten Erhebung dieser »Werke [Hervor-

9 Aus den vorausgegangenen Forschungen sind hervorzuheben: Weniger wegen seines Erkenntniswertes als wegen seiner forschungsgeschichtlichen Signifikanz der quantitativ gewichtige Aufsatz von Hass 1952/54, Eichendorff als Literarhistoriker (mit dem bezeichnenden Untertitel »Historismus und Standpunktforschung«); der konfessionellen Signatur, die er immer wieder zu maßregeln sich bemüßigt fühlt, steht Hass weitgehend verständnislos gegenüber, weil der Versuch eines historisierenden Grundansatzes durch die Fixierung auf »ästhetisch-literarisch-immanent-autonome« Wertmaßstäbe (in diesem Sinne ist auch der Publikationsort »Jahrbuch für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft« bezeichnend) weitgehend neutralisiert und konterkariert wird; der immerhin benannte nationale (»volkhafte«) Aspekt ist ihm in diesem 70-seitigen Beitrag ganze zwei Absätze (S. 131 f.) wert, die mit den sonstigen Ausführungen kaum Verbindungen aufweisen. Im Überblick bei Kurzke 1983, *Romantik und Konservatismus*, S. 19-24, hier v. a. S. 23 f. zu Eichendorff, wird zwar sehr scharf der formale Replikcharakter gegenüber den Hegelianern diagnostiziert; Kurzke behandelt aber trotz seiner konservativismus-geschichtlichen Fragestellung die damit schon eng zusammenhängende konfessionelle Problematik immer nur am Rande, die der Literaturgeschichtsschreibung primär übergeordnete nationale ebenfalls höchstens okkasionell. Dass Letztere eine Zentralstellung besonders zum Verständnis der deutschen Romantikrezeption überhaupt nimmt, wird weiter unten ausführlicher erörtert (Kapitel B. III. 1. 2). Der beste, leider etwas versteckt publizierte und daher bisher kaum rezipierte Beitrag zum Thema stammt von Frühwald 1987, Nachwort, in dem zwar der politisch-konfessionelle Hintergrund ausgewogen und luzide herausgearbeitet, der literarische Charakter gegen den politischen gleichwohl zu sehr herausgehoben, vor allem aber die nationale Fragestellung wiederum nicht benannt wird; zutreffend identifiziert wird diese in der sehr knappen Bezugnahme bei Fohrmann 1989, Projekt, S. 141 f.; auf Fohrmanns für die nationale Literaturgeschichtsschreibung grundlegende und maßgebliche Studie (die ihrerseits in der Eichendorff-Forschung bisher nicht rezipiert wurde) wird im folgenden Kapitel mehrfach zurückzukommen sein. Nicht völlig abwesend ist die nationale Fragestellung auch in dem allerdings zu sehr rhapsodierenden Essay von Herweg 2012, *Anti-antikes Mittelalter*, der keine Auseinandersetzung mit der Forschung bietet; nach der Fertigstellung der vorliegenden Dissertation erschien im Sammelband von Liebrand / Wortmann 2019, *Wiedervorlage*, der Aufsatz von Beck 2019, *Überlegungen*, der zeitgleich mit meinem Aufsatz van Essenberg 2019, *Zu ringen um das Reich*, erstmals konsequent auf den nationalen Kern der literarhistorischen Schriften hinwies; vgl. dazu auch meine Rezension van Essenberg 2020.

10 KA VI, S. 1077-1107 (»Eichendorffs literarhistorische Schriften«), Zitat des Untertitels S. 1077.

11 HKA XII, S. 286 (Brief an Schön vom 15. 8. 1853).

12 KA VI, 1077; die historisch nicht unzutreffende, aber auch hier einseitig-suggestive, primäre Verortung der Eichendorffschen Literaturgeschichte im frühromantischen Grundaxiom, dass »Poesie nur durch Poesie rezensiert« werden könne, übernimmt Schultz von Frühwald 1987, Nachwort, S. XVI. Schultz spitzt gleichwohl die bei Frühwald nur angelegte und leicht ambivalent bleibende Entgegensetzung des »eigentlich« Literarisch-Poetisch-Immanenten und des »äußerlich« Historisch-Politisch-Konfessionell-Externen entscheidend zu. Frühwald hebt nämlich *einerseits* die Opposition der Eichendorffschen Variante gegen die »sich in Richtung philosophisch-wissenschaftlicher Prosa entwickelnde Literaturkritik« (S. XV f.) hervor (so auch schon Wolfram Mauser in der stark

hebung im Original, N. v. E.] eines romantischen Dichters«, dieser »kunstvolle[n] Prosatexte« und »literarische[n] Essays« »zu Meisterwerken der deutschen Literaturkritik« – die »nur scheinbar in die Nähe der aufkommenden Literaturwissenschaft« geraten – gelingt es Schultz vor allem, »[d]ie ausgeprägte [subjektive, N. v. E.] Perspektive des Autors« als »integrale[n] Bestandteil« des »Werkcharakters« zu begreifen,<sup>13</sup> damit aber aus ihrer konkreten und objektiv gegebenen historisch-politischen Konstellation herauszulösen. Einer eingehenderen Kontextualisierung entzieht sich Schultz dann auch ganz offen durch die weitere Behauptung, Eichendorff sei »immun« »gegen die wechselnden Bedürfnisse« der »katholischen Propaganda« (Heine)« des Görres-Kreises, der freilich durch das anscheinend auch in seiner inhaltlichen Wertung übernommene Heine-Zitat ebenso indirekt wie unverhohlen abqualifiziert wird.<sup>14</sup> Vor dem Hintergrund dieser doppelten (autonomieästhetischen und ideologischen) Prämisse wird erst die unverblünte Klage über Eichendorffs »[R]eduzier[ung]« der Literatur auf eine im

zeitgebundenen Einleitung der HKA VIII/1 [1962], S. XLIVff.); wie im Folgenden zu zeigen sein wird, ist trotz nicht zu leugnender Distinktionsmerkmale doch die Fiktion von der »objektiv-voraussetzungslosen Wissenschaftlichkeit« der Gervinus, Droysen etc. mehr als zu hinterfragen; dass Frühwald *andererseits* auch diesen Trend im Weiteren mit historisierender Distanz als »Wissenschaftsgläubigkeit und Bildungsreligion« etc. (ebd., S. XVI) bezeichnet, illustriert eine gewisse Ausgewogenheit des Urteils, die bei Schultz dann (in Wiederanknüpfung an die ältere Literatur) aber um ebendiese Umsichtigkeit reduziert und verengt wird.

13 Zitate KA VI, S. 1077, 1078; Schultz knüpft hier an Hass 1952/54, Eichendorff als Literarhistoriker, S. 151, an: »Andererseits vermag die lebenswürdige Anmut seines sprachlichen Ausdrucks die Ausschließlichkeit des religiösen Maßstabes auch dem Andersdenkenden verzeihlich [!] erscheinen zu lassen. Insgesamt kann man sagen, daß die Lektüre der literarhistorischen Schriften Eichendorffs selbst einen literarischen Genuß darstellt; ja man möchte behaupten, sie sind weniger deshalb wichtig, weil sie Literaturgeschichte geben, als vielmehr deshalb, weil sie selbst Literatur, also ihrerseits ein Gegenstand der Literaturgeschichte sind.« Was Hass noch eher gegeneinander auspielt, zieht Schultz, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, so zusammen, dass die (autonomie-) ästhetische Würdigung zur Invisibilisierung der ideologischen Abwertung verkommt und die Herauslösung aus dem historisch-politischen Horizont legitimiert. Beide Stellungnahmen aber gehen in ihrer grundlegenden Dichotomisierung des »liebenswürdigen« Dichters und des unangenehmen Literaturhistorikers auf das von Friedrich Theodor Vischer geprägte Rezeptionsschema zurück, das, wie gezeigt wurde, die Neutralisierung des politischen Gegners leisten sollte (Kapitel B.1.2). Erst aus der Dispensierung, Historisierung und entsprechenden Überwindung solcher dem historischen Problemgegenstand selbst zugehöriger Deutungsschemata kann daher eine angemessene Situierung des Werks gelingen.

14 KA VI, 1086: »Es scheint deshalb nicht sinnvoll, den Verlauf des politisch-konfessionellen Meinungskampfes, wie er sich in den aufgenommenen Proben aus den Rezensionen allzu deutlich spiegelt, im einzelnen nachzuvollziehen. Wie wenig Eichendorff auf diese Stimmen hörte, wie immun er gegen die wechselnden Bedürfnisse der »katholischen Propaganda« (Heine) und des literarischen Marktes war, erhellt die Tatsache, daß er noch in seinem letzten literarhistorischen Werk [...] die ein Jahrzehnt zuvor formulierte Darstellung der Romantik wörtlich übernahm.« Dass die von Schultz angeführte »Tatsache« nur mit der These von der Unabhängigkeit vom »literarischen Markt[]«, nicht aber mit derjenigen der »Immunität« gegenüber der »katholischen Propaganda« in einem logischen Begründungszusammenhang stehen kann, scheint offensichtlich. Die eigentlich begründende Wurzel dieser Behauptung ist vielmehr – neben dem latenten Unwillen zur Einarbeitung in die polemisch-konfessionelle Publizistik – die ihrerseits unbegründete Prämisse vom »romantisch-poetisch-ästhetisch-essayistischen«, daher »autonom-subjektiv-immanent-absoluten« »Werkcharakter« der »literaturkritischen« Arbeiten des »Dichters« Eichendorff.

»persönlichen [katholischen] Urteil« gründende, »lästige [...] Gretchenfrage« in ihrer inneren Logik verständlich.<sup>15</sup> Es dürfte deutlich sein, dass Schultz damit erstaunlich exakt, wenn auch vermutlich unbewusst die Strategie Friedrich Theodor Vischers fortschreibt, durch die Dichotomisierung des »liebenswürdigen Dichters« und des unbequemen Literarhistorikers den politisch-ideologischen Gegner zu depotenzen (Kapitel B.I. 2). Dass »man keine abwägende, objektivierende Darstellung, keine vollständige Aufbereitung aller Fakten«, sondern »[e]inen dezidierten ›Standpunkt‹, einen persönlichen Zugriff, eine leitende, zugespitzte These, eine stilistisch ausgefeilte metaphorreiche Formulierungskunst« zu erwarten habe, begründet Schultz dann jedenfalls mit der »Gattung« des »Essays« (s. o.), welche irrtümliche Zuweisung ihrerseits freilich schon im Titel vorausgesetzt wurde.

Schultz verbindet nämlich die autonomieästhetisch verbrämte, ideologisch-wertende Absetzung der als »Essay« neutralisierten und depotenzierten »katholischen« Literaturgeschichte des romantischen »Dichters« von dem »gewaltige[n] Werk des protestantischen Gelehrten [Hervorhebungen von mir, N. v. E.] Georg Gottfried Gervinus«<sup>16</sup>

15 KA VI, S. 1083: »Es ist das Charakteristikum und vielleicht auch der Mangel der großen literarhistorischen Arbeiten Eichendorffs, daß sie die Eigenschaften, die etwas mit der Kurzform des Zeitschriftenbeitrages zu tun haben, auf die Monographie, auf das Buch, übertragen und den abgeschrittenen Horizont mehr und mehr erweitern. Eichendorff behält seine Grundthesen bei und wendet sie zum Schluß – ermuntert von seinen Freunden aus der katholischen Publizistik [...] – rigoros auf die gesamte deutsche Literaturgeschichte an. Seine Frage nach dem ›religiösen Grund‹ der Poesie reduziert sich dabei zu einer lästigen und nicht immer angemessenen Gretchenfrage, die Filterung nach den Gesichtspunkten seiner Poetik führt zur Aussonderung großer Bereiche der Literatur. Die gewählte Perspektive ist im Hinblick auf Brentanos oder Zacharias Werners (1768-1823) Werk – ja selbst noch im Hinblick auf die gesamte romantische Bewegung – sinn- und reizvoll, für das 18. Jahrhundert jedoch bereits weniger angemessen und bei der Behandlung von Shakespeares Werk kaum ergiebig.« Dass Schultz die von Eichendorff thematisierte Frage nach Shakespeares Konfession als Ausdruck einer subjektiven ›Marotte‹ wertet, ist exemplarisch für die Fehldeutungen, die nur durch die konsequente Herauslösung des literarhistorischen Werkes aus seinem gattungsspezifischen und historisch-politischen Kontext möglich sind, wie er in der – von Schultz auch im Stellenkommentar nahezu komplett ausgeblendeten – zwischen Vormärz und Kulturkampf, ja bis in den Ersten Weltkrieg hinein breiten, lebhaften und erregten (englischen und deutschen) Debatte um die konfessionelle Identität und nationale Zugehörigkeit Shakespeares zum Tragen kam, dazu s. u., Kapitel B.III. 3. 2. 5. – Schultz knüpft mit dem Begriff der »Gretchenfrage« an Seidlin 1972, Problem der Innerlichkeit, S. 75, an; Seidlin versucht sich dort gegen den Befund, »daß die Polemik gegen den Protestantismus enervierend und monoton sein mag und daß man sich nicht gar zuviel Aufschluß über die deutsche Dichtung versprechen darf, wenn der Autor an jeden seiner Protagonisten so beharrlich die Frage stellt: ›Sag, wie hast du's mit der Religion?‹ mit der (Selbst-)Versicherung zu behelfen, daß ›diese Frage‹ »nicht« »im eng dogmatischen Sinne [...] gestellt« sei, denn »was Eichendorff nachzeichnet, und mit erstaunlicher Klarheit, ist der Weg in die Innerlichkeit, in die Vereinzelung und Vereinsamung, die das Verhängnis und Leiden der ›Moderne‹ werden sollten«.

16 KA VI, S. 1083 f.: »Eichendorff versucht auch, den direkten, persönlichen [!] Zugriff zur Literatur, den Mut zum persönlichen Urteil konsequent durchzuhalten. Dieses Verfahren, das man bei einem Essay nicht nur in Kauf nimmt, sondern geradezu erwartet, weil Überpointierung und eigenwillige [!] Perspektiven gerade einen Reiz dieser Gattung ausmachen, wird als Konstituens einer großen Form problematisch. Hat man die Grundthesen einmal durchschaut, so wirkt die wiederholte ›Anwendung‹ auf mehr und mehr Beispiele aus der Literaturgeschichte langweilig [!]. Sie kann sogar zum Ärgernis [!] werden, wenn der Leser feststellen muß, daß Eichendorff

mit einer grundlegenden Verkennung des durch die Gattung der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung vorgegebenen Diskursrahmens, wie er für Gervinus ebenso wie für Eichendorff gültig ist. Schultz zieht aus der Durchsicht der Exzerpte und Konzeptnotizen (dazu s. o., Kapitel A. III. 4. 3. 5) zwar den zutreffenden Schluss, dass Eichendorff »seinen Text als Gegenthese« zu Gervinus' Werk »formuliert«. <sup>17</sup> Doch schon hinter die nachgeschobene Behauptung, dass hierbei nicht »die *Konfession* [...] maßgeblich« sei, »sondern in erster Linie die stark divergierende Wertung der Romantik, des Mittelalters und der *Reformation* [Hervorhebungen von mir, N. v. E.]«, <sup>18</sup> darf zumindest ein Fragezeichen gesetzt werden. Wenn Schultz schließlich die durch ein prägnantes Zitat aus der Einleitung von Gervinus' Literaturgeschichte – »der Nation ihren *gegenwärtigen* [Hervorhebung von Hartwig Schultz] Werth begrifflich zu machen« – illustrierte Intention des nationalliberalen Autors dahingehend bestimmt, »auf die Gegenwart ein[zu]wirken«, <sup>19</sup> dann zeigt sich an dieser irrtümlichen Hervorhebung, an dem symptomatischen Überlesen des zentralen und primären Stichworts der »Nation« die systematische Blindheit gegenüber der eigentlichen Gattungsproblematik. <sup>20</sup> Dass Schultz nicht nur die nationale Funktion der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung, sondern auch deren charakteristische und bereits zur Vorgeschichte des Kulturkampfes gehörende Verschränkung mit der konfessionspolitischen Debattenlage

die diskutierten Texte nur oberflächlich oder gar nicht gelesen hat und sein Urteil nur aus den Zitaten der benutzten Literaturgeschichten gewann. Hier drängt sich der Verdacht auf, daß der Essayist seiner Materie ein vorgefertigtes Schema aufpreßt, das den behandelten Objekten nicht angemessen ist. Eichendorff wurde im Grunde von seinen Freunden im Kreis der kämpferischen Publizistik schlecht beraten: Er war nicht der Mann, um das gewaltige Werk des protestantischen Gelehrten Georg Gottfried Gervinus (1805-1871) mit einem entsprechenden Werk der katholischen Schule zu konterkarieren.« Dass sämtliche hier aufgezählten – abzüglich der übermäßigen Wertung zutreffende – Negativeigenschaften der Eichendorffschen Variante ebenso auf Gervinus zutreffen, ja Konstituens der Gattung sind (s. die Ausführungen im Folgenden), wird in dieser suggestiven Gegenüberstellung unterschlagen.

17 KA VI, S. 1095; in diesem zentralen Punkt benennt Schultz sehr klar und treffend die Hauptstoßrichtung, die in den vorausgegangenen Forschungsbeiträgen (über den vielen Eichendorffschen Zitaten und Bezugnahmen im Detail aus Heine, Gelzer, Vilmar etc.) aus dem Blick geraten ist, vgl. exemplarisch Riemen 1988, Literaturkritik als Gesellschaftskritik.

18 KA VI, S. 1095.

19 KA VI, S. 1095; das Zitat entnimmt Schultz aus Gervinus, National-Literatur, Bd. I, S. 5.

20 Unter den vielen Gründen dieses Überlesens ist natürlich nicht zuletzt die Tatsache erwähnenswert, dass der Nationalstaatsgedanke des 19. Jahrhunderts auch nach 1945 trotz des europäischen Einigungsprozesses in der Theorie und auch in politischen Fernzielen – dem seit Adenauer unhinverfragten Ideal der 1990 auch erfolgten »Wiedervereinigung« (vgl. schon die Kritik bei Golo Mann 2009 [1959], Deutsche Geschichte, 1036-1048) – präsent blieb; so erschien der Rekurs auf »die Nation« als selbstverständlich und nicht diskussionsbedürftig; damit aber konnte der programmatische Begriffsgebrauch nicht in seiner spezifischen Genese, Prägung und Kontur durch die Nationalstaatsdiskussion des 19. Jahrhundert, d. h. in seiner historischen Kontingenz und mannigfachen Umkämpfung, erkannt werden; von der schlagartigen Hochkonjunktur historischer Reflexionen über Nation, Nationalstaat und Nationalismus *nach* 1990 (vgl. dazu u. a. die Sammelbände von Berding 1994, Nationales Bewußtsein; 1996, Mythos und Nation; Langewiesche 2000, Nationalismus) blieb die Eichendorff-Forschung, die zu diesem Zeitpunkt wie mehrfach erwähnt ihren Zenit bereits überschritten hatte, bisher vollkommen unberührt.

des Jahrhunderts verkennt,<sup>21</sup> wird dann an der Gegenüberstellung von »Eichendorffs [konfessionell-parteilichem, N.v.E.] Verfahren« und der »Absicht« des liberalprotestantischen Gervinus, sich »jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern«, vollends offenbar; mit dieser Profilierung des – für bare Münze genommenen – objektiven, »voraussetzungslosen« Anspruchs der nationalliberalen Literaturgeschichte des »protestantischen Gelehrten« (s.o.) schreibt Schultz die zeitgenössischen, kulturkämpferischen Diskursmechanismen unbewusst fort, anstatt sie konsequent zu historisieren und den Eichendorffschen Gegenentwurf entsprechend angemessen zu situieren.<sup>22</sup> Nur durch die Fiktion einer weitgehend konfessionsneutralen Wissenschaftlichkeit der von Gervinus repräsentierten Literaturgeschichtsschreibung erscheint Eichendorffs katholische »Gegenthese« als essayistisch-externe »Anomalie«, während die charakteristische, wechselseitige Durchdringung von Konfession und Nation in beiden Fällen gänzlich unbemerkt bleibt.

Aufgrund einer ganzen Reihe von problematischen, veralteten und irrtümlichen Prämissen hat Hartwig Schultz so in seiner für die bisherige Forschung repräsentativen und autoritativen Lesart den übergeordneten, primär nationalen Diskursrahmen des literarhistorischen Werks konsequent ausgeblendet. In der vereinseitigenden Über-Fixierung auf die konfessionelle »Standpunktgebundenheit«<sup>23</sup> wurde schlicht übersehen, dass die unter dem Eindruck von Gervinus-Exzerpten und dessen nationalpolitischer Streitschrift von 1845 gewonnene (Kapitel A. III. 4. 3) nationale Fragestellung, wie »die deutsche Poesie [...] auf die d[eutsche] Nation [Hervorhebung von mir, N.v.E.] [...] gewirkt« (KA VI, S. 1104) habe, von der anonymen Publikation der ersten Artikelserie im 17. Jahrgang der »*Historisch-Politischen Blätter*« von 1846 bis hin zur Großmonographie von 1857 erkenntnisleitend blieb.<sup>24</sup> Die entsprechenden, um weitere zeittypische

21 Vgl. u.a. das Diktum von Langewiesche (1988, Liberalismus, S. 181) über den Kulturkampf als politischen Höhepunkt in einem schon lange begonnenen und weit über ihn hinaus andauernden »Ringens um das [nationale] Weltanschauungsmonopol«.

22 Dass Schultz nach dieser Hervorhebung der vermeintlichen Objektivität von Gervinus, den er – anders als Eichendorff – mit der »aufkommenden Literaturwissenschaft« offenkundig in Verbindung bringt (KA VI, S. 1077), dann doch einige der parteilichen Wertungen in der Gervinusschen Literaturgeschichte referiert (S. 1096-1099), scheint – neben den veralteten Kategorien und problematischen Wertungsmaßstäben – auf eine gewisse Unklarheit des Interpretationsansatzes hinzudeuten. Zur Begriffsgeschichte der »Voraussetzungslosigkeit« der Wissenschaft, prominent v.a. von Theodor Mommsen als Kampfbegriff gegen katholische Wissenschaftler gewendet von Kempfski 1952, Voraussetzungslosigkeit.

23 Hierzu forschungsgeschichtlich besonders signifikant Hass 1952/54, Eichendorff als Literarhistoriker (mit dem bereits zitierten Untertitel »Historismus und Standpunktforschung«). Hartwig Schultz überwindet diese »vielgeschmähte »Standpunktgebundenheit« (KA V, S. 1078: »[...] trotz der vielgeschmähten »Standpunktgebundenheit« [...]«) keineswegs, wie die distanzierende Setzung des Stichworts in Anführungszeichen vermuten lassen könnte; mit seiner Kaprizierung auf den »Werkcharakter« dieser Schriften schreibt Schultz vielmehr, wie gezeigt wurde unter Reaktivierung eines sehr alten Eichendorff-Stereotyps, diese »Schmähung« nur unter autonomicästhetischen Vorzeichen fort; durch diese teilweise Invisibilisierung der eigentlichen Wertungsgrundlage, durch die Einkleidung in eine scheinbar positiv-würdigende, ästhetisch-»neutrale« Perspektive, wird die Problematik dabei sogar noch intensiviert und verschärft.

24 Die Artikelserie von 1846 (»*Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland*«, KA

Topoi wie denjenigen des nationalen Klimas<sup>25</sup> angereicherten Vorüberlegungen der einzelnen Schriften illustrieren sehr klar diese konzeptuelle Konstanz:<sup>26</sup>

Alle Poesie ist nur der Ausdruck, gleichsam der seelische Leib der inneren Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion; es kann daher die Literatur eines Volkes nur gewürdigt und verstanden werden im Zusammenhange mit dem jedesmaligen religiösen Standpunkt derselben (*Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland*, 1846, KA VI, S. 13; wörtlich übernommen in: *Die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*, 1847, KA VI, S. 62; sowie als einführender Absatz im Kapitel »V. Die Poesie der Reformation« der *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*, 1857, S. 895).

VI, S. 13-60) wurde in die Monographie von 1847, »Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland« (S. 61-260) größtenteils wörtlich übernommen und nur auf eine erweiterte Quellengrundlage gestellt; die 1847 und 1848 in den HPBl publizierten kleineren Beiträge zu Brentanos Märchen, Novellen von Ernst Ritter, den Volksschriftstellern, der neuen Poesie Österreichs, der Salon-Poesie der Frauen etc. (KA VI, S. 281-392) sind ebenfalls in die weiteren Monographien von 1851 (»Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum«, S. 393-630), 1854 (»Zur Geschichte des Dramas«, S. 633-804), 1857 (»Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands«, S. 805-1075) größtenteils eingeflossen, die ihrerseits untereinander und mit den Schriften von 1846 bzw. 1847 durch größere blockartige Versatzstücke verbunden sind. Aufgrund des einheitlichen Charakters dieser Schriften erübrigt sich eine Einzelbesprechung zumal der kleineren Zeitschriftenbeiträge; gegenüber der bisherigen Forschung ist allerdings die Verwurzelung der ersten Schriften zur Geschichte der Romantik in der nationalen Erinnerungspolitik des Vormärz zu betonen (s. o., B.I.1). Weil Eichendorff aber auch diese beiden Werke schließlich in die Großmonographie von 1857 vollständig und unverändert (in der Edition der KA wird an der entsprechenden Stelle [S. 1062] daher nur das Zitat eingefügt) »[...] [entspricht S. 86,3-S. 274,29]« übernahm, behandle ich das literarhistorische Werk in der folgenden Darstellung als zusammenhängenden Gegenstand, konzentriere mich auf den allen Schriften durchwirkenden nationalen und staatlich-politischen Grundansatz und arbeite die als Gegenentwurf zu Gervinus, Echtermeyer/Ruge etc. konzipierte, und in ihrer Perspektive seit 1851 ausgeweitete Nationalgeschichte systematisch heraus; die für die Schriften von 1846 und 1847 gültige zeitliche Eingrenzung auf die Literaturentwicklung seit der Aufklärung (dazu s. o., Kapitel B.I.1) lässt nicht nur bereits eine größere Anlage erkennen, sondern wird in der ausführlichen »Einleitung« zur »Geschichte des Romans« vollends aufgebrochen; die »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands« bietet schließlich eine klar entfaltete und in eine kontinuierliche Nationalgeschichte mündende nationale »Ursprungserzählung« aus der Christianisierung des Germanentums (Kapitel B.III.2.2); aufgrund des Sonderstatus der »Geschichte des Dramas«, die einen vergleichenden Blick auf die europäischen Nationalcharaktere seit der Antike bietet, wird diese Schrift – unbeschadet der Bezugnahmen in der systematischen Hauptdarstellung – in einem eigenen Kapitel behandelt (Kapitel B.III.3).

25 Zu den historischen Ursprüngen des seit den Nationalgeistdebatten im Banne Montesquieus besonders gängigen Klima-Diskurses (wie ihn prominent etwa Hölderlin durch Hyperions Athen-Rede zitiert, Hölderlin KA II, 88) vgl. u. a. Kiesel 1993, Das nationale Klima.

26 Die kleineren Zeitschriftenbeiträge in den Jahrgängen 1847 und 1848 der Historisch-Politischen Blätter gehen in zupackend-journalistischem Stil direkt *in medias res* und sparen konzeptuell-theoretische Expositionen weitgehend aus, sind aber ebenso thematisch-konzeptuell wie über Zitate und Versatzstücke mit den sie umgebenden Schriften vielfach verbunden; die Fokussierung auf Einzelaspekte wie der »Salon-Poesie der Frauen« etc. ändern an dem einmal gesetzten, übergeordneten Diskursrahmen nichts.

Die Poesie ist die Blüte der Gesamtbildung einer Nation, diese Bildung aber der Ausdruck des sittlichen und religiösen Zustandes derselben, dessen Veränderungen, gleichwie die wechselnden Jahreszeiten die Landschaft, unwillkürlich und nach unabänderlichen Naturgesetzen Klima und Physiognomie der Literatur bestimmen. Es wird daher immerdar die Poesie einer besondern Zeit vorzüglich die Sitte und religiöse Anschauungsweise dieser Zeit, auch wo sie gegen dieselbe opponiert, bildlich abspiegeln (*Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum*, 1851, KA VI, S. 393).

Alle Poesie wurzelt ursprünglich in dem religiösen Gefühle der Völker (*Zur Geschichte des Dramas*, 1854, KA VI, S. 633; Hervorhebung von mir, N. v. E.; zur ausführlichen Besprechung dieser Schrift s. Kapitel B. II. 3. 2).

Die deutsche Nation ist die gründlichste, innerlichste, folglich auch beschaulichste unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken, als der Tat. Wenn aber die Tat nichts ist ohne den zeugenden Gedanken und nur erst durch den Gedanken ihre welthistorische Bedeutung erhält, so dürfen wir wohl sagen, daß diese beschauliche Nation dennoch eigentliche die Weltgeschichte gemacht hat. Dieser Hang, die Dinge in ihrer ganzen Tiefe zu nehmen, scheint von jeher der eigentümliche Beruf der germanischen Stämme zu sein. [...] So hat diese Nation später sich ihre eigentliche ideale Waffe, die Buchdruckerkunst, selbst erdacht, sie hat An ihrem tiefen Freiheitsgefühl ist das römische Weltreich, in welchem die andern mehr oder minder aufgingen, einst zusammengebrochen. Die germanischen Völker waren es, die das Christentum, da es unter den Byzantinern kränkelnd zu Hofe ging, zuerst in seiner vollen Würde erkannten und ihm seine weltgeschichtliche Wirksamkeit gaben. In den Kreuzzügen waren allerdings die Franzosen und die Engländer weit voraus, aber die Deutschen, als sie endlich dem allgemeinen Zuge folgten, bewahrten diesen Kämpfen, die bei jenen immer politischer wurden, am getreuesten ihren ursprünglichen religiösen Charakter. Die Minnehöfe blühten in Deutschland weniger, aber ihre Minne war ernster und keuscher, als an den wälschen Minnehöfen. So hat diese Nation später sich ihre eigentliche ideale Waffe, die Buchdruckerkunst, selbst erdacht, sie hat das Pulver erfunden, womit dann die Franzosen ihre schönsten Burgen sprengten, sie hat endlich die Reformation erzeugt und das neue Weltkind in ihrem eigenen Herzblut ausgebadet. Die Idee ist ihr Schwert, die Literatur ihr Schlachtfeld. [...] Bei dieser Universalität und individuellen Mannigfaltigkeit unserer Literatur ist es denn nicht zu verwundern, wenn dieselbe [...] kaum mehr zu bewältigen ist. Und doch verlangt jeder Gebildete billigerweise wenigstens einige Kenntnis dieses wichtigen Zweiges der Nationalgeschichte. [...] Unsere Poesie [...] hat, mehr als bei Andern, ihre innere Notwendigkeit in dem allgemeinen Organismus der Nationalbildung. [...] In Deutschland [...] ist eben das Ringen selbst [...] und, da jeder einsam für sich kämpft, die totale Verschiedenheit das Charakteristische und Nationale. Betrachten wir aber diesen Kampf genauer, so erkennen wir, daß derselbe [...] unausgesetzt gerade den höchsten Gütern des Lebens, der Erkenntnis Gottes und der überirdischen Dinge gilt. Der durchgreifende Gesichtspunkt zur Beurteilung der deutschen Literatur, der hiernach zugleich auch

den nationalen mit umfaßt, wird also nur der religiöse sein können (erste Absätze der *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*, 1857, KA VI, S. 805 ff.).

Damit reagierte Eichendorff aber lediglich auf einen gattungsspezifischen Trend. Denn gerade im Vormärz war die Literaturgeschichte zum paradigmatischen Medium der Nationsbildung avanciert.

## I. Die gattungsspezifische Funktion der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung: Literaturgeschichte als Nationalgeschichte

### I. 1 Kulturnation, konfessionelle Spaltung und »Klassik-Legende«

Ausgehend von der allgemein anerkannten These, dass sich in der Literatur eines Volkes dessen Charakter offenbare, wurde ihre Geschichte als »innere Biographie der Nation« verstanden.<sup>27</sup> Der Literaturhistoriker verfügte daher, und das erklärt die Hochphase der Gattung im 19. Jahrhundert, über den Schlüssel für die nationale Identität. Im Verbund mit dem Projekt der Kulturnation, eine einheitliche Staatsnation aufgrund gemeinsamer Sprache, Literatur, Kunst und Religion herzustellen,<sup>28</sup> wurde dieser in der Literaturgeschichte erbrachte Nachweis eines immanenten, die Identität der Nation

27 Hierzu und zum Folgenden vgl. v. a. Hohendahl 1985, *Literarische Kultur*; ders. 1988, *Bürgerliche Literaturgeschichte* (hier S. 202 das Zitat); Fohrmann 1989, *Projekt der deutschen Literaturgeschichte*; Ansel 1990, *Gervinus*; Wiedemann 1993, *Deutsche Klassik und nationale Identität*.

28 Die in letzter Zeit zunehmende Kritik (etwa Schmidt 2007, Friedrich Meineckes Kulturnation; Hien 2015, *Altes Reich und Neue Dichtung*, S. 1-36 und passim; aus anderer Perspektive bereits Leggewie/Kallscheuer 1994, *Deutsche Kulturnation*) an der von Friedrich Meinecke stammenden begrifflichen Unterscheidung von Kultur- und Staatsnation, die der kleindeutschen Meistererzählung (Meinecke 1922, *Weltbürgertum und Nationalstaat*), mit welcher die Tradition des Alten Reiches ausgehebelt wurde, notwendig zugrunde liegt, ist in forschungsgeschichtlicher und übergreifend-hermeneutischer Hinsicht berechtigt; in rezeptionsgeschichtlicher Perspektive bleibt sie aber als (freilich konsequent zu historisierende) Grundtatsache einer am Anfang des Jahrhunderts angelegten und bei Meinecke kulminierenden Entwicklung bestehen. Zu überwinden ist hierbei v. a. die veraltete, unkritische bis emphatische Verwendung, wie sie auch noch den Arbeiten Frühwalds zugrunde liegt und so Eichendorffs ambivalenten Anteil an der Entwicklung teilweise verunkelt hat. Frühwald klammert erstaunlicherweise nicht nur die konfessionelle Problematik des Konzepts der Kulturnation aus (Frühwald 1986, *Kulturelle Nationsbildung*; Frühwald 1988, *Regierungsrat*), sondern versucht dieses auch, nach veralteten, für den damaligen Stand der Forschung aber charakteristischen (sozialgeschichtlichen) Kategorien, in der Absetzung von einer »späteren« »reaktionären« Entwicklung erst eigentlich zu adeln ohne nach den (offensichtlichen) immanenten Strukturen und Konsequenzen zu fragen (s. dazu die Einleitung der vorliegenden Arbeit); vgl. in diesem Sinne auch schon die Kritik von Altgeld 1992, *Katholizismus*, S. 130 (»Frühwald müßte freilich das Problem der »Kanonisierung« kulturell-literarischer Wertmaßstäbe (K. Reppen) kritischer angehen«). – Heute scheint eine unkritische Lesart Meineckes, eine emphatische Verwendung des Begriffs der »Kulturnation« etc. nur noch bei (wenigen) nationalkonservativen Historikern zum Tragen zu kommen, was sich auch an der gelegentlichen Instrumentalisierung als Schlagwort (dessen komplexe Herkunft freilich unbewusst bleibt) im politischen Diskurs zeigt.

widerspiegelnden Entwicklungsganges zum Wegweiser für deren politische Verwirklichung erklärt. Das Vorhaben war angesichts der konfessionellen Spaltung allerdings von Anfang an mit der Hypothek belastet, Einheit nur um den Preis ideologischer Selektion herstellen zu können;<sup>29</sup> die seltenen, durch Eichendorffs Mitwirkung am Kölner Dombauprojekt exemplarisch repräsentierten Versuche, die Kulturnation aus dem überkonfessionellen »Geist von 1813«, also aus der Idee einer (auch konfessionell definierten) »Einheit in der Mannigfaltigkeit« heraus zu bestimmen,<sup>30</sup> waren angesichts der stetig vertieften Rekonfessionalisierung, von der auch Eichendorff nicht unberührt blieb (Kapitel A.III.4; B.I), resonanzlos verhallt.<sup>31</sup> So spiegelten auch die jeweiligen Entwürfe zu einem nationalen Literatur-Kanon die divergierenden ideologisch-konfessionellen Standpunkte ihrer Urheber. In der Diskussion um den Stellenwert der Romantik sowie der ihr vorausgehenden Epochen von Aufklärung und Klassik kamen diese unterschiedlichen Bestimmungen der »kulturnationalen« Identität in besonders prägnanter Weise zum Ausdruck – und diesen korrespondierten im Sog der vormärzlichen Politisierung auch sehr konkrete Vorstellungen über die Gestalt des künftigen Nationalstaates. Mit den an zentraler Stelle seiner Streitschrift von 1845 profilierten »literarischen Bewegungen des 18. Jahrhunderts« (s. o., A.III.4.3.4) verwies Gervinus kaum zufällig auf den norddeutschen Raum als dem alleinigen Sitz des »deutschen Geistes«;<sup>32</sup> aus der schon in der Spätaufklärung virulenten konfessions-

29 Dazu v. a. Altgeld 1992, Katholizismus, Protestantismus, Judentum, passim.

30 S. o., Kapitel A.I; der Idee von der kulturellen, protostaatlichen Nationsbildung, wie sie sich an der nationalen Denkmalsbewegung überhaupt exemplarisch ablesen lässt, gab Eichendorff in seiner *Aufforderung zur Teilnahme am Berliner Verein für den Kölner Dombau* selbst paradigmatischen Ausdruck, wenn er die Abwehr der französischen Bedrohung von 1840, die Vollendung eines gotischen Bau-Kunstwerkes, die politisch-kulturelle Zusammenfassung aller Deutschsprechenden, den deutschen Zollverein (von 1834) und das Editionsprojekt der *Monumenta Germaniae Historica* jeweils als Ausdruck eines großen Vorhabens fasst (vgl. dazu oben Kapitel A.I.1 das lange Zitat aus KA V, S. 682 und die zugehörigen Ausführungen).

31 Vgl. im Horizont der Dombaubewegung zu den frühen, prominent von Heine, Venedey etc. repräsentierten Gegenbestimmungen gegen diesen von Eichendorff und Friedrich Wilhelm IV. vorangetriebenen überkonfessionellen Definitionsversuch den Überblick bei Kramp 2002, Heines Kölner Dom; die Außenseiterposition des romantischen Nationsbildes Friedrich Wilhelms IV., das zwischen »liberalen« und »konservativen« Vorstellungen oszillierte, daher schon von den Zeitgenossen, von wenigen Ausnahmen wie Eichendorff, dem »letzten Ritter der Romantik«, abgesehen, nicht verstanden wurde und ohne nennenswerte Resonanz blieb, betont v. a. Kroll 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 108-142 (»Die deutsche Frage«) und passim.

32 Gervinus 1845, Mission, S. 35 (Zitat), 47 (»Als im vorigen Jahrhundert das deutsche Land aus einem langen geistigen Schlaf erwachte, um die Werke der Kunst und Wissenschaft zu pflegen, traf dieses Bestreben das katholische Süd- und Westdeutschland in der auffallendsten Weise zurück, und damals ward zuerst diese Kluft zwischen den verschiedenen Bildungszuständen innerhalb des Einen Volkes in ihrer ganzen Breite aufgedeckt«); ders., National-Literatur, Bd. 3, S. 16 f. (»Es ist nicht der Rede wert, was [...] die Katholiken [seit Luther] für die deutsche Bildung gethan haben, und wer die negative und hemmende Gewalt der schlechten Erziehung und Lehre leugnet, der hat wohl nie bedacht, wie furchtbar sich hier das Zurückbleiben hinter den damaligen fördernden Zeitideen an der Nachkommenschaft von Jahrhunderten rächte. [...] Zuerst bildet [Luther] nämlich den großen Wendepunkt, bei dem sich der Sitz der deutschen Literatur vom Süden in den nun protestantischen Norden dreht, und seit welchem sie beinah Alleinbesitz der Evangelischen wird ... Sollte eine eigentümliche deutsche Kunst-Literatur werden, so mußten

nationalpolitischen Aufladung des »alte[n] Nord-Süd-Gegensatz[es] in Deutschland«<sup>33</sup> resultierte nicht nur bei Gervinus die Stigmatisierung des west- und süddeutsch-katholischen Raumes als Hort der Barbarei und ›Unbildung‹, welcher der norddeutsch-protestantischen ›Bildung‹, die sich besonders in der literarischen Produktion seit dem 18. Jahrhundert manifestierte, unterlegen sei und unterworfen werden müsse.<sup>34</sup> Die »Klassik-Legende«,<sup>35</sup> in deren Zuge Goethe und Schiller – bekanntlich entgegen deren Selbstverständnis –<sup>36</sup> zu Exponenten einer ›nationalen Klassik‹ erhoben wurden, verdankt überhaupt ihre Entstehung dem Versuch der liberal-nationalen Bewegung, die Kulturnation nördlich der geistig-politischen Mainlinie, die durch den von Preußen ausgehandelten Separatfrieden von Basel 1795 als tatsächliche Demarkationslinie den philosophisch-literarischen Aufschwung in Weimar, Jena und Berlin auch erst ermöglicht hatte, zu fixieren.<sup>37</sup> Der Schöpfer dieser bis heute nachwirkenden Konstruktion war – Georg Gottfried Gervinus. Der liberalprotestantische Literaturhistoriker suchte die fehlende historisch-politische Einheit durch die wirkmächtige These zu kompensieren,

die in der Geschichte noch ungebrauchten Kräfte des Nordens erregt werden«); hierzu auch Ansel 1990, Gervinus, S. 232 f.

33 Frühwald 1987, Nachwort, S. X.

34 Den Beginn der Entwicklung markieren prominent die spätaufklärerischen Reiseberichte v. a. Friedrich Nicolais, vgl. dazu Altgeld 1992, S. 118-124; Schmidt 1994, Provinzreise; Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 49-61. – Ein Extrembeispiel für eine alternative Lösung des Problems bietet der liberale Theologe Karl Gottlieb Bretschneider, welcher schon kurz vor Auflösung des Alten Reiches (Bretschneider 1806, Teutschland und Preußen) den deutschen Nationalstaat ausschließlich rechts des ehemaligen Limes verortet wissen wollte; weil diese Gebiete schon in germanischer Zeit unter römischem, also ›undeutschem‹ Einfluss standen, wie sich an der ungebrochenen oder im Rahmen der Gegenreformation wiederhergestellten katholischen Prägung bestätigte, erübrige sich eine hegemoniale Unterwerfung; alle westlich bzw. südlich des Limes gelegenen Gebiete seien von der Wurzel her unfrei, undeutsch und daher hoffnungslos für die Nation verloren; das Interessante ist hierbei die Differenz zu den ›völkischen‹ Prämissen der Arndt, Jahn etc., welche sich zur geistigen ›Befreiung‹ (durch Unterwerfung) des katholischen Deutschlands wegen dessen in ethnischer Hinsicht fraglos ›deutschen‹ Kerns verpflichtet fühlten, während Bretschneider durch die (u. a. klimatologisch unterfütterte) These von der Emanation des Volksgeistes *aus* der Religion (statt umgekehrt) das katholische Deutschland auch in ethnischer Hinsicht dem romanischen Raum zuordnete; zu diesen komplizierten Zusammenhängen vgl. Altgeld 1992, Katholizismus, S. 128-137.

35 Vgl. den Sammelband von Grimm/Hermand 1971, Klassik-Legende, zum Folgenden darin v. a. den Beitrag von Berghahn 1971, Von Weimar nach Versailles.

36 Vgl. v. a. Goethes Literarischen Sanscülottismus, Goethe FA 18 (1998), 319-324.

37 Hohendahl 1985, Literarische Kultur, hier v. a. S. 162 (»In Wirklichkeit handelte es sich um die Herstellung einer nationalen literarischen Ordnung, um die Bestimmung einer eigenständigen nationalen Tradition, die sich von anderen nationalen Überlieferungen deutlich abhebt. Erst in diesem Zusammenhang erhält die Frage, ob Goethe und Schiller die klassischen Autoren gewesen seien, in denen die deutsche Literatur ihren Gipfelpunkt erreicht habe, ihre volle Bedeutung. Die ›Klassiklegende‹ wird erst verständlich vor dem Hintergrund einer spezifischen historischen Konstellation. Der wachsende deutsche Nationalismus suchte nach einer kulturellen Identität. Der Frühliberalismus fand sie in der deutschen Dichtung und fixierte sie historisch durch die Kategorie eines klassischen Literaturzeitalters«); zur ›geopolitischen‹ Relevanz dieser Konstruktion Altgeld 1992, Katholizismus, S. 125-137, hier S. 128 ff. zur Besprechung des bereits erwähnten denkwürdigen Debattenbeitrages des sächsisch-gothaischen Superintendenten Karl Gottlieb Bretschneiders, hier S. 132 konkret zur diskursiv-politischen Zentralfunktion der Mainlinie.

dass der Nation in der Literatur Goethes und Schillers ein einheitliches und verbindliches Erbe hinterlassen sei.<sup>38</sup> Dieses gelte es nun, nach dem Ende der Kunstperiode, im kleindeutsch-unitarischen und säkularen Nationalstaat unter preußischer Führung zu verwirklichen.<sup>39</sup> Die Partikularität dieser nationalstaatlichen Forderung sollte mit der Etablierung eines objektiven, eben ›klassischen‹ kulturellen Referenzpunktes verschleiert werden. Die säkular-protestantische Kontur seines Nationsentwurfes meinte Gervinus aus der in der Literatur abgespiegelten Emanzipation des ›deutschen Geistes‹ aus dem Joch der Kirche (durch die Reformation) und später (durch Aufklärung und Klassik) aus den Fesseln einer theologischen, d. h. supranaturalen Weltanschauung überhaupt ableiten zu können.<sup>40</sup> Die »literarischen Bewegungen des 18. Jahrhunderts«, d. h. die Epoche von Lessing, Goethe und Schiller, war die zentrale Schaltstelle eines Dreiphasenmodells der Freiheit, das mit Luther begann und schließlich in der politisch-staatlichen Freiheit der Nation ihre Erfüllung finden sollte.<sup>41</sup> Weil Gervinus Freiheit als Selbstbestimmung, den katholischen ›Papismus‹ aber als Unterjochung der national-staatlichen Souveränität definierte,<sup>42</sup> weil er in der von Lessing, Herder,

38 Vgl. Gervinus, National-Literatur, Bd. 5 (1844), S. 363-569, sowie die Ausführungen und Zitate im Folgenden.

39 Gervinus, National-Literatur, Bd. 5 (1844), S. 109; S. 735 (»wir wollen nicht glauben, daß diese Nation in Kunst, Religion und Wissenschaft das Größte vermocht habe, und im Staate gar nichts vermöge. [...] Was an uns liegt, ist, ob wir die Winke der Zeit verstehen, die Zersplitterung unserer Thätigkeit aufheben und unser Wirken nach dem Punkt richten wollen, nach dem die ungestümsten Wünsche am lautesten geworden sind. Der Wettkampf der Kunst ist vollendet; jetzt sollten wir uns das andere Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollon den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht versagte«); zum deutschen Beruf Preußens vgl. u. a. ebd., Bd. 3, S. 16 f.; ders. 1847, Patent, 16 f., 75 f.; Ansel, Gervinus, S. 102, 232 f.; sowie die Ausführungen im Folgenden.

40 Gervinus, National-Literatur, Bd. 2 (1844), S. 291, 345, 459; Bd. 5, S. 734 f.; ders. 1838, Historische Schriften, S. 218; ders. 1845, Mission, S. 47 ff.; Ansel 1990, Gervinus, S. 224-244; vgl. außerdem die Ausführungen und Zitate im Folgenden.

41 Ebd., Bd. 5, 113-115, 238; ders., Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bd. 1, Leipzig 1855, S. 319 ff.; Gervinus 1847, Patent, S. 115; dazu Ansel, Gervinus, S. 188, 208 f., 238-244; Becker 1984, Aspekte des Kulturkampfes, S. 52.

42 Gervinus 1845, Mission, S. 49 f.: »Denn wie sollte auch da die vaterländische Bildung in irgend einer Weise gedeihen können, wo in dem geistigen Gebiete gegen den ersten Grundsatz jedes vernünftigen Haushalts, die häusliche Unabhängigkeit unangetastet zu erhalten, so widersinnig verstoßen wird! Alle Welt ist jetzt voll von der Lehre, daß dem Staate aller und jeder Einfluß auf die geistlichen und geistigen Angelegenheiten des Menschen, auf Kirche und Schule, entzogen werden müsse; und gewiß sollte der Einfluß des Staates hier am mäßigsten und mildesten, auf alle Fälle im vaterländischsten, volksthümlichsten Sinne sein, wo es sich um das Reich handelt, in dem jeder einzelne Mensch sein eigener Herr und König ist: was soll man aber dann sagen zu einem Zustande, wo man gerade in diesen heiligsten Angelegenheiten der Volksbildung ein fremdartiges Element walten läßt, das aller volksmäßigen, der heimischen Natur anpassenden Erziehung feindlich sein muß, wo man in dem Reich des Geistes den Einfluß einer äußeren Gewalt duldet [...]! So lange diese Gewalt nicht bis auf die letzte Spur von dem vaterländischen Boden getilgt ist, so lange hoffe man nicht auf ein größeres Ebenmaas deutscher Bildung und so lange diese nicht erreicht ist, wird ein schleichendes Uebel auch an aller unserer politischen Einigung nagen; es wird neben der kirchlichen die vaterländische Spaltung bleiben, um welche die Katholiken, grade von patriotischer Seite her, immer so gerne die Protestanten und die Reformation angeklagt haben.

Goethe etc. propagierten Emanzipation der menschlichen Natur von übernatürlichen Bindungen das geistige Vorbild für die Freiheit der Nation sah, konnte diese auch nur im Rahmen eines von römischem Einfluss »getilgten«,<sup>43</sup> konsequent verweltlichten Staates verwirklicht werden:

Dieß ist, wofür das vorige Jahrhundert einen großen historischen Kampf in Deutschland gekämpft hat, und diese große Errungenschaft des Geistes, der mündig geworden ist um an die Stelle der Mythen Begriffe zu setzen, ist etwas wahrhaft Höheres und Neugegebenes in der vaterländischen Geschichte. Wir haben keine Perioden in unserer neuern deutschen Geschichte, als die religiöse der Reformationszeit, und die wissenschaftlich literarische des vorigen Jahrhunderts. [...] Diese zweite Periode hat, wie es in Natur jeder reichen Entwicklung liegt, außer ihrem eigenen Werke der Schöpfung von Kunst und Wissenschaft aller Art, auch das religiöse Werk der Reformation neu aufgenommen und in einem purgatorischen Kampfe geläutert. Es wandte sich der protestantische Geist in Luthers Sinne gegen Luthers eignes Wort, und es haben uns die Lessing und Herder auf einen hellern, freien Standort des religiösen Lebens geführt, auf dem zu weilen für uns gut ist. Dieß sind in der That die Reformatoren dieser heutigen Reformation; dieß sind die großen Männer, die man vermißt, und die in den Tiefen ihres Geistes jenes Leben vorgelebt haben, das die Nation nachzuleben seitdem nicht unterlassen hat. [...] Lessing schrieb seinen Nathan und starb; ihm war es nicht vergönnt, im unmittelbaren Kampfe weiter zu wirken; Herder aber vollendete sein theologisches System in den 90er Jahren, als die großen weltlichen Ereignisse in Europa den Religionsinteressen keinen Raum ließen.

[...] Es haben sich die Göthe und Schiller, die Voß und Jean Paul, die Winkelmann und Wieland, die Forster und Lichtenberg Alle der Schranken des dogmatischen Christenthums entledigt; ihrem Beispiele ist in dem gebildeten Theile der Nation jeder nach seinem Vermögen nachgefolgt [...]. Auf dem Standpuncte dieser Männer stehen wir durchschnittlich betrachtet noch immer, und es kommen die kleinen Fluctuationen der Restaurationszeit und der theologischen Doctrinen gegen den ganzen Strich der Sitte und der Geistesbildung der Nation nicht in Betracht. Und wie sollte es anders sein! Was durch diese Männer, die größten nach Luther und Leibnitz in Deutschland gewesen sind, ausgesäet ward, wie hat es sich in tausend lockenden Gestalten der Poesie, in tausend Büchern der Wissenschaft gewuchert, wie hat es die Religion auf gradem Wege durchdrungen, die Sitten gemildert, die Schule verändert, wie hat es den heiteren, menschlichen Sinn des Alterthums ausgebreitet [...]; wie hat es die Nation zum erstenmal sich in ihrer Literatur als Eine zu fühlen gelehrt [...]. Gewiß, nur wer auf diesem Grunde weiter baut, baut auf des Volkes Natur und Geist, seiner Cultur und Geschichte; und nur Er wird einen soliden Bau auf die Dauer errichten. [...] Wer es vermögen sollte, das, was uns die

Aber diesen Vorwurf hat die Geschichte lange zurückzugeben. Es ist nicht an den Zurückgebliebenen, klagend aufzutreten, sondern an den Fortgeschrittenen.«

43 Vgl. das bereits angeführte Zitat S. 49 ff., hier S. 50 (»So lange diese Gewalt nicht bis auf die letzte Spur von dem vaterländischen Boden getilgt ist [...]«).

religiösen Bewegungen des 16. Jahrhunderts für unsere Gemüthsbildung, und die literarischen des 18. Jahrhunderts für unsere Geistescultur eingetragen haben, in ein höheres einheitliches Werk zu verschmelzen, wo das protestantische Christenthum durchdrungen erschiene von der ganzen Bildungshöhe dieses 18. Jahrhunderts, und wer es vermögen sollte, dieses so geeinigte Werk dann in eine noch höhere Gemeinschaft zu bringen mit dem, was die nächste und höchste Aufgabe unserer Geschichte ist, mit den politischen Bestrebungen dieser Zeit, ein solcher Mann müßte von Gott wunderbar begabt auf einen deutschen Thron geschickt werden, oder es muß dies Werk der überwältigenden Macht überlassen bleiben, die in der Ueberzeugung der Vielen liegt.<sup>44</sup>

## 1. 2 Die nationale Rolle der Romantik<sup>45</sup>

Die Romantik, die seit Heines »Romantischer Schule« pauschal als Vorläuferin und Bündnispartnerin nicht nur der Reaktion, sondern vor allem der im Vormärz immer mächtiger werdenden Katholischen Bewegung galt,<sup>46</sup> schloss er daher geradezu kate-

44 Gervinus 1845, Mission, S. 31-35; die nur in dieser Schrift gelegentlich auftauchenden Bekenntnisse zu einer Versöhnung von Katholiken und Protestanten erweisen sich nicht nur angesichts der ständigen und strukturbildenden antikatholischen Ausfälle bzw. protestantischen Suprematievorstellungen, sondern besonders vor dem Hintergrund, dass ja immer noch die »deutschkatholische« Bewegung den unmittelbaren Anlass für die hier propagierte Mission zur Ausbildung eines »gleichgebildeten Volks« gab, als taktische Lippenbekenntnisse.

45 Die durchgängige Geschichte der Romantik-Rezeption als eines nationalen Mythos (im Sinne eines paradigmatischen, vielschichtigen Projektionsbegriffes, s. Beßlich 2007, Napoleon-Mythos), der von der nationalliberal-antikatholischen Polemik der vor- und nachmärzlichen Literaturgeschichtsschreibung seinen Ausgang nahm, durch Meineckes schulbildende Monographie (1922 [1907], Weltbürgertum und Nationalstaat) zum hermeneutischen Begriff der Ideengeschichte avancierte und m. E. in mannigfachen, teils paradoxen Brüchen, Abwandlungen und Umbesetzungen, über die nationalkonservative Anverwandlung in der Zwischenkriegszeit bis in das nach 1945 negative Urteil über die Romantik als des Horts des »deutschen Nationalismus« fortlebt, ist noch nicht geschrieben; Germanistik und Historiographie haben in dieser Frage – nach der problematischen Symbiose im Bannkreis nicht nur der konservativen Revolution (dazu bei Kurzke 1983, Romantik und Konservatismus, S. 36-49 das Kapitel »Die politische Romantik im Urteil der »konservativen Revolution« des 20. Jahrhunderts«; Kurzke spart gleichwohl in seiner ganzen Arbeit sowohl die der Romantikrezeption zentral eingeschriebene nationale, ferner die literaturgeschichtliche Gattungs-, sowie überhaupt die konfessionelle Problematik aus; da der deutsche Konservatismus vor 1945 durch kaum ein Problem so sehr belastet war wie durch die konfessionelle Spaltung, lässt vor allem Letzteres die Leitlinien der Argumentation schon aus ihrer inneren Anlage her als nicht zielführend erscheinen) schon vor Längerem das Gespräch verloren; eine entsprechende Arbeit ist für die Zeit nach Abschluss der vorliegenden Dissertation in Planung; im Folgenden werden nur die für Eichendorff relevanten Grundzüge profiliert.

46 Heine 1833, Geschichte der neueren schönen Literatur [später: Romantische Schule], hier S. 6 das oft abgewandelte Grundaxiom: Die Romantik sei »nichts anders als die Wiedererweckung der [katholischen] Poesie des Mittelalters« gewesen; Konversion und politische Tätigkeit von Joseph Görres und Friedrich Schlegel u. a. wurden seit den 1820ern (dazu Kurzke 1983, Romantik und Konservatismus, S. 11-35) durchweg pars pro toto interpretiert; in der Interpretation des Novalis als eines prophetischen Herolds der katholischen Restauration wurde die teleologische Deutung

gorisch aus dem notwendigen Gang der modernen Nationalbildung aus.<sup>47</sup> Gervinus kritisierte nicht nur die »törichte Vorliebe des Fremden«, wie sie in der »unnationalen« Übersetzertätigkeit der Romantiker offenbar wurde,<sup>48</sup> nicht nur deren Bündnis mit der Restauration,<sup>49</sup> sondern besonders den von den Konvertiten Friedrich Schlegel und Zacharias Werner repräsentierten »papistischen Katholizismus«,<sup>50</sup> den »ordinaire[n] papistischen Bigotismus«, mit dem die Nation »wieder hinauf oder hinab [stieg] bis zum Jesuitismus und der Propaganda, die in Baiern ihren alten Stammsitz wieder eroberten.«<sup>51</sup> Die wenigen fruchtbaren Anregungen, durch die »im Stillen ein deutscher Geist, ein deutsches Recht, ein deutscher Volks- und Staatssinn herangewachsen« ist,<sup>52</sup> wurden so aufgewogen und konterkariert durch die »poetischen und religiösen Albernheiten [...], welche die Romantiker mit ihren mittelalterigen Sympathien in die Nation getragen, und womit sie jeden gesunden Sinn zerstört hatten.«<sup>53</sup> Durch den der ganzen Bewegung gemeinsamen »Sektengeist« waren die Romantiker nicht frei von »exorbitanteste[n] Einseitigkeiten, Täuschungen, Verzerrungen und Sünden der Uebertreibung«, entfernten sich »von dem Wirklichen und Lebendigen« und gerieten damit zwangsläufig »in Isolation und in Folge dieser in Opposition« zu den »nationalen

und Appropriation durch Vertreter der katholischen Restauration selbst übernommen, vgl. ebd., S. 22 ff.

- 47 Gervinus, National-Literatur, Bd. 5 (1844), S. 569-735, hier v. a. 607-609, vgl. besonders das Zwischenresümee zur romantischen Lyrik S. 650: »Aber diesen hohlen Flitter streifte die Nation trotz allen Anpreisungen und gegenseitigen Händewaschungen nachher ab, und Niemand wird leicht dorthin zurückgehen [...]«
- 48 Gervinus, National-Literatur, Bd. 5 (1844), S. 628 f., beklagt die »thörichte Vorliebe« der Romantiker »für das Fremde«, und dass dadurch »unsere kaum so siegreiche Literatur wieder in Nachahmung und sklavische Abhängigkeit zurückfiel; wenn in ihr, dem ersten großen Symptome einer neu erwachenden Deutschtum und gemeinsamen Volkslebens, gleich wieder alles Feste und Selbständige zersetzt ward: so war dies wohl natürlich, aber allerdings weder erfreulich noch wohlthätig;« »desto leichter wäre es jetzt, unter dem langsam wachsenden Nationalsinn, den Rückweg einzuschlagen, womit« Gervinus »freilich nicht die vielbetretene Straße zum« christlich kontaminierten (s. u.) »Teutonismus mein[t], die uns nirgends zu einem Ziele geführt hat«.
- 49 Gervinus, National-Literatur, Bd. 5 (1844) benennt den Zusammenhang der Romantiker mit Gentz, Müller, Burke etc. und hebt mehrfach die Verquickung von politischer und religiöser Restauration hervor (v. a. 607-609, 615, 629, 650; s. die Zitate im Folgenden).
- 50 Gervinus, National-Literatur, Bd. 5 (1844), S. 615.
- 51 Gervinus, National-Literatur, Bd. 5 (1844), S. 598 f.; Gervinus beklagt, dass mit Friedrich Schlegel, der schon in der »Sprache und Weisheit der Inder« »sein, wie Goethe sagte«, »krudes christkatholisches Glaubensbekenntnis formulierte« (S. 604) nicht nur »ein Mann, der den hellen in Deutschland aufgegangenen Tag mitleben wollte«, an den Katholizismus und damit dem Vaterland verloren ging (S. 599), sondern auch umgekehrt den negativen Einfluss auf die Nation (S. 602: »Seit 1803 war nämlich Schlegel in die katholische Kirche übergetreten, und nun fingen die neuen religiösen Tendenzen an allmählig zu Tage zu kommen, und sie glichen sich mit der schon früher eingeschlagenen Richtung zur Romantik vortrefflich aus«).
- 52 Gervinus, National-Literatur, Bd. 5 (1844), S. 632.
- 53 Gervinus, National-Literatur, Bd. 5 (1844), S. 680; ferner 653: »Sind wir Deutsche es gar nicht werth, daß man auf unsere moralische Kraft und politischen Charakter bestimmt hinarbeite? Sind Gespenster von Schicksal, Aberglauben und Orakeln u. dergl. der Zeit gemäß und einziger Stoff der Dichtung?«

Entwicklungen«.<sup>54</sup> Die »große geschichtliche Zeit« von »1813« versuchte Gervinus entsprechend von der »unrealen, vergeistigten, nebulösen« romantischen Bewegung abzusetzen;<sup>55</sup> den von den Romantikern erweckten Patriotismus, dessen Einfluss im Vorfeld der Befreiungskriege kaum geleugnet werden konnte, desavouierte er wegen dessen rückwärtsgewandt-christlicher Kontaminierung – »die Zeiten sollten wiederkommen, wo der Glaube Berge versetzt habe, Christenthum und Vaterland schmolz in Eins zusammen« – als »forcirte[n] Teutonismus«, der »um nichts lächerlicher [war], als die ganze romantische Zeit und Richtung überhaupt, von der er nur eine einzelne Seite ist«.<sup>56</sup>

54 Gervinus, *National-Literatur*, Bd. 5 (1844), S. 587 f. In der bisherigen, auch über Gervinus, Eichendorff etc. hinausgehenden literarhistorischen Forschung scheint manchmal unterschätzt worden, dass schon das Stichwort des »Sektengeistes«, ja im Grunde eben bereits das Schlagwort »romantisch« in eine lange Reihe neuralgischer und weitgehend austauschbarer Kampfbegriffe (wie obskurantistisch, katholisch, nebulös, willkürlich, dünnlich, hierarchisch, eifernd, naiv, servilistisch, mittelalterlich, fanatisch, abergläubisch, frivol, jesuitisch, unnatürlich, barbarisch, feudalistisch, töricht, unfrei, dogmatisch, weiblich, phantastisch, wundergläubig, reaktionär, heuchlerisch, vegetierend, terroristisch, quietistisch, mönchisch, krankhaft, unmännlich, papistisch, borniert, pomphaft, rückschrittlich, wollüstig, unreal, pietistisch, verworren, lügnerisch, schwelgerisch, pfäffisch, pervers, ultramontan, erschlaffend, frömmelnd, irrational) in der nationalen und konfessionellen Polemik der Zeit gehört und so die primär nationalliberal-antikatholische Fundierung des Werturteils von Gervinus belegt; einige weitere Proben sind den Zitaten aus Gervinus und Echtermeyer/Ruge im Folgenden zu entnehmen; die Austauschbarkeit einiger der hier aufgeführten »Epitheta« wird bereits bei Oellers 1995, *Jahrbücher*, S. 149, hervorgehoben, freilich ohne Hinweis auf den nationalen Diskursrahmen; zur erstmaligen Systematisierung des liberalen Antikatholizismus im 19. Jahrhundert als eines einheitlichen Diskurses vgl. grundlegend die mehrfach preisgekrönte, umfassende Studie von Borutta 2011, *Antikatholizismus*, passim.

55 Gervinus, *National-Literatur*, Bd. 5 (1844), S. 588 (»man führte die romantischen Dichtungen des Mittelalters und der Fremden ein, aber man vergaß, daß das, womit man neues Leben schaffen wollte, größtentheils für uns todt war [...]. So kam es, daß selbst eine große geschichtliche Zeit wie 1813 nur momentan den unrealen, vergeistigten, nebulösen Charakter der Poesie unterbrechen, nicht ihn beseitigen konnte. Dies gelang erst, nachdem man sich an ihm übersättigt hatte, seit den Bewegungen von 1830«). In einem späteren Werk sollte er in diesem Zusammenhang auch Eichendorff erwähnen, vgl. den Auszug aus der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen, Bd. 2. Leipzig 1856 in HKA XVIII/«, S. 1087 f.: »Denn dieß ist die bezeichnendste Thatsache für die Geschichte der deutschen Restauration, und gewiß eine der seltsamsten die je erlebt worden sind, daß die drei Jahre der ungewöhnlichsten kriegerischen Anstrengungen von 1813-15 in dem Fortgang der deutschen Geistesarbeit kaum eine bemerkbare Unterbrechung veranlaßt haben; daß die politischen Freiheitskämpfer, wie die Fouqué und Eichendorff, von dem Romane ausgezogen ins Feld, kaum heimgekehrt mit der waffenmüden Hand zum Romane als zu dem wichtigsten der Geschäfte zurückgriffen, selbst wissend, daß es noch so viel ›Großes und Freudiges« in Deutschland zu vollbringen gab.«

56 Das folgende Zitat Gervinus, *National-Literatur*, Bd. 5 (1844), S. 680 f.; ferner S. 630 f. (»die Politik fing an fromm zu werden und hierarchische Anwandlungen zu bekommen [...]. Diesem großen Zuge also von der lebendigen, thätigen Gegenwart hinweg zu einer ruhigen Ferne und Vergangenheit folgten alle jene romantischen Männer auch, indem sie uns den Orient und Occident, den äußersten Norden und Süden und unser eigenes Uralterthum aufhellten; ja die jungen Freiheitsmänner, die Deutschland 1813 aus seiner Schmach reißen halfen, und die es neu umgestalten wollten, strebten zum Kaiserthum und zum Hermannsgeiste zurück, und änderten Tracht und Mode nach alten Sitten anderer Zeiten und Zustände. Vor und nach der momentanen Unterbrechung, welche die ausländische Literatur in jenen Jahren des politischen Aufschwungs

[D]ie Zeiten sollten wiederkommen, wo der Glaube Berge versetzt habe, Christenthum und Vaterland schmolz [sic!] in Eins zusammen. Daher sangen jene Befreier-sänger so manche fromme Lieder und übersetzte Follen die alten lateinischen Kirchenlieder; in den Heeren kanzelten Generale mit dem Feldprediger um die Wette die Soldaten vom Pferde herunter [...] und auf dem Wartburgfeste sang man Kirchengesänge, sagte zum Schlusse den Kirchensegen und sprach gottinnige Worte und apokalyptische Anatheme über den Weltbürgersinn aus. Religion und Blut, Klinge und Kreuzgriff am Schwert war die gleiche Losung [...]. Dieses gespreizte, hochtrabende, pomphafte Wesen, dieser forcirte Teutonismus [...] ist [...] um nichts lächerlicher, als die ganze romantische Zeit und Richtung überhaupt, von der er nur eine einzelne Seite ist. Beides, das Ganze und der Theil, war leicht und bald abzulenken, wenn es in dem Charakter unserer Nation und in dem Willen unserer Regierungen gelegen hätte, den politischen und öffentlichen Zuständen Geschichte, Leben, Fortgang und Entwicklung zu geben; denn vor den Gestaltungen des wirklichen Lebens verschwinden die Träume der Phantasten von selbst. So aber trat der neue Quietismus von Wien aus mit frischer Kraft auf, und vielleicht ist in der Geschichte kein Beispiel, daß eine solche kriegerische Erhebung so schnell in völlige Erschlaffung zurückgegangen ist.<sup>57</sup>

erlitt, überließ man sich also ganz dem Eifer, die Weltliteratur zu unserem Eigenthum zu machen, als ob uns Deutschen allein ihre Schätze vererbt seien, als ob wir für ihre Erhaltung und Nutzung allein verantwortlich gemacht wären [...]. Die einzelnen Literaten, die nach dieser und jener Seite hin mit einer Natur wirkten, die eher da und dorthin einen Eingewanderten, als einen Deutschen vermuthen ließ, beweist nicht allein jener Enthusiasmus, oder auch Realismus, mit dem die Romantiker die südliche Dichtung nicht genug zu ehren meinten«; S. 651f. (Die Romantiker »suchten ihre Stoffe und ihre Formen in einer fernen Vergangenheit, von einer entmuthigten Zeit und einer trostleeren Gegenwart abgeschreckt, sie stellten sich mit dieser Zeit in Gegensatz, wandten ihren großen Entwicklungen den Rücken und verbündeten sich erst in der Restaurationszeit wieder mit ihr, wo die Verbündung das Schlimmere war«; S. 629 (»desto leichter wäre es jetzt, unter dem langsam wachsenden Nationalsinn, den Rückweg einzuschlagen, womit wir nun freilich nicht die vielbetretene Straße zum Teutonismus meinen, die uns nirgends zu einem Ziele geführt hat«).

- 57 Dass das »Wartburgfest« ein denkwürdiges Beispiel für die protestantisch-antikatholische Prägung des frühen burschenschaftlichen Nationalismus darstellt (s. o., Kapitel A. I. 1 u. ö.), wird nach 1830, seit der rationalistischen Orientierung der Nationalbewegung am französischen Vorbild wegen der Priorität einer prinzipiellen Abgrenzung ausgeblendet; wegen seiner allgemein christlich-mittelalterlich-»rückwärtsgewandten« und antifranzösischen Orientierung werden der allgemeinchristliche »Geist von 1813«, die hier teilweise schon wirksamen antikatholischen Tendenzen, wie sie dann 1817 besonders eindrücklich zum Ausdruck kamen, mit der politisch-religiösen »Reaktion« der spezifisch katholischen Spätromantiker in »Wien« gleichsam »in einen Topf geworfen«; vgl. bereits Heines Verdikt am Anfang des vierten Kapitels seiner Börne-Denkschrift von 1840 (Heine, HKA VII [o. J.], S. 94f.): »Der Geist, der sich auf Hambach aussprach, ist grundverschieden von dem Geiste oder vielmehr von dem Gespenste, das auf der Wartburg seinen Spuk trieb. Dort, auf Hambach, jubelte die moderne Zeit ihre Sonnenaufganglieder, und mit der ganzen Menschheit ward Brüderschaft getrunken; hier aber, auf der Wartburg, krächzte die Vergangenheit ihren obskuren Rabengesang, und bei Fackellicht wurden Dummheiten gesagt und getan, die des blödsinnigsten Mittelalters würdig waren! Auf Hambach hielt der französische Liberalismus seine trunkensten Bergpredigten, und sprach man auch viel Unvernünftiges, so ward doch die Vernunft selber anerkannt als jene höchste Autorität, die da bindet und löset und den Gesetzen ihre Gesetze

Durch den das ganze Romantik-Urteil durchwirkenden, für Gervinus' Literaturgeschichte insgesamt strukturbildenden Gegensatz Preußen-Österreich, der nicht in einem vordergründigen Sinn missverstanden werden darf,<sup>58</sup> scheint schließlich auch hier die konkrete staatspolitische Idealvorstellung durch. Den in Schlegels Spätwerk diagnostizierten »Rückgang« leitete Gervinus aus »der drückenden Atmosphäre eines unbewegten Staates [Österreichs, N.v.E.] und einer mechanischen Religionsübung« ab, »wo das Glück, das die Vegetation begleitet, seit lange zu Hause ist.«<sup>59</sup> Dieser »neue«, »von Wien aus mit frischer Kraft auf[tretende]« politische und religiöse, unnationale »Quietismus« (s.o.) infizierte zwar »auch [...] Preußen«;<sup>60</sup> »in Berlin«, »in dieser protestantischen Hauptstadt Deutschlands«, wo die »Bildung aller Art« ihren Sitz hatte, wurde »der romantische Geist«, mit dem »auf den *Protestantismus des Staates* [Hervorhebung von mir, N.v.E.] im 18ten Jahrh. eine Rückkehr zu katholischen Grundsätzen in dem neunzehnten«<sup>61</sup> folgen sollte, aber schließlich wieder erfolgreich »[ge]bann[t]«. <sup>62</sup> Friedrich Wilhelm IV. freilich, der regierende König Preußens, der die katholische Kirche begünstigte, hochkirchliche Pläne verfolgte und sonstige hierarchische Anwendungen *in policitis* hatte, war ein in diesem System nicht vorgesehener his-

vorschreibt; auf der Wartburg hingegen herrschte jener beschränkte Teutomanismus [...].« Vgl. hierzu auch allgemein die Beobachtung bei Altgeld 1992, *Katholizismus*, S. 176: »Indessen schien es vielen national denkenden Liberalen, als sei der christlich-germanische Nationalgedanke seit jeher bloß ein Ideologem des politischen Konservatismus gewesen.«

- 58 Vgl. die bereits zitierten (A.I. 3.2) Präzisierungen von Smith 1995, *German Nationalism*, S. 62 f., inwiefern die territoriale der eigentlichen staats-theoretischen Frage untergeordnet war.
- 59 Gervinus, *National-Literatur*, Bd. 5 (1844), S. 607: Diesen »Rückgang« könne »sich Jeder erklären [...], der den Einfluß der drückenden Atmosphäre eines unbewegten Staates und einer mechanischen Religionsübung irgendwo beobachtet hat. Diese Einflüsse beobachtet man auch in seinen politischen Grundsätzen, die mit den religiösen seit der Restauration in engster Verbindung standen.«
- 60 Gervinus, *National-Literatur*, Bd. 5 (1844), S. 638: »Und nicht, daß diese Adelsprincipien und Vegetationstheorien bloß in Wien uns Oesterreich gepredigt worden seien, wo das Glück, das die Vegetation begleitet, seit lange zu Hause ist, auch in Preußen zeigten sich dieselben Sympathien [...].«
- 61 Vgl. Gervinus' Referat der politischen Romantik, *National-Literatur*, Bd. 5 (1844), S. 608 f.: »Nicht allein sollte der Einzelne sein Recht haben, die Idee des Rechts sollte lebendig werden, und dessen höchste, verklärteste, lebendigste Gestalt, die Religion, sollte wirklich und leibhaftig auf die Erde herabkommen. So ungefähr lehrte Adam Müller vor der Restauration; es ist bekannt, wie viel weiter die Restauration der Staatswissenschaft von Haller ging, und wie ein blindes Werkzeug Fr. Schlegel für die politische Reaktion in Deutschland geworden ist. [...] Seine Ansicht der Geschichte selbst nennt er die legitime; die absolute Monarchie ist der religiöse Staat, der auf Glaube und Liebe beruht, und in dem allein das Heil zu suchen ist; Monarchie und Christentum ist daher die Loosung; eine christliche Revolution müsse auf die weltliche folgen, auf den Protestantismus des Staates im 18ten Jahrh. eine Rückkehr zu katholischen Grundsätzen in dem neunzehnten.«
- 62 Gervinus, *National-Literatur*, Bd. 5 (1844), S. 689: »Hier in Wien also treffen wir im Lustspiele nichts, was, ganz abgesehen vom ästhetischen Werthe, auch nur historisch von einiger Bedeutung wäre. Anders ist es in Berlin; die Regsamkeit der Bildung aller Art in dieser protestantischen Hauptstadt Deutschlands entfremdete das Lustspiel nicht so sehr der Satire, die dessen Würze und Werth ist. Hier, wo der romantische Geist zuerst umging, zeigten sich auch die ersten Neigungen, ihn wieder zu bannen.«

torischer Unfall.<sup>63</sup> Unter seinem Regiment »feierte« daher zwar »die romantische Zeit« »verspätete Siege« (Kapitel B. II. 2). Aber Gervinus war sich mit späteren Historikern doch einig, dass Friedrich Wilhelm IV. ein durch und durch »unpreußischer« Monarch war und daher als Fremdkörper auf lange Sicht dem vorwärtsdrängenden Zug des Staates der Protestantismus und Bildung weichen musste.<sup>64</sup>

Diese in den 1840er Jahren zur *communis opinio* der liberalen wie der radikalen Literaturhistoriker avancierte, weitgehend konfessionell bestimmte staats- und nationalpolitische Unzuverlässigkeitserklärung der Romantik kam am schärfsten in demjenigen Beitrag zum Ausdruck, dessen Bedeutung für die Eichendorffsche Denk- und Werkentwicklung um 1840 bereits nachgewiesen wurde (s. o., Kapitel A. III. 2). Dem Pamphlet *Der Protestantismus und die Romantik* von Echtermeyer und Ruge zufolge verriet schon Novalis »den Protestantismus und die Staatsfreiheit an das unfreie Princip des altdeutschen Glaubens und Lebens« – und in seinen Nachfolgern im Vormärz sahen sie jene »pietistisch-aristokratisch-jesuitische Coalition« am Werke, die nun »in die Praxis des Staatslebens die alte Romantik [...] zu ergänzen« suchte.<sup>65</sup> Nur durch die Läuterung vom Geist der Romantik, wie er sich in der schillernden Gestalt des pietistischen und katolikenfreundlichen Friedrich Wilhelm IV. inkarnierte, könne Preußen, der »Hort und Kern der deutschen Nation«,<sup>66</sup> seine von den Junghegelianern offen propagierte kulturkämpferisch-nationale Mission erfüllen.

## 2. Eichendorffs katholische Nationalgeschichte

Für seine »innere Geschichte der Nation« (KA VI, S. 13; 62) übernahm Eichendorff also nur die methodischen Prämissen seiner Vorgänger. Das eigentlich Provozierende war freilich weniger die katholische Romantikdefinition als solche, die ja längst zu einem festen Stereotyp der literaturgeschichtlichen Kontroverse geronnen war, sondern dass der »letzte Ritter der Romantik« (unter Beibehaltung des nationalen Rahmens) konsequent die Bewertungen umkehrte – und so die Erwartung seines Wiener Freundeskreises erfüllte, eben ein »Antidot gegen Gervinus« zu verfassen.<sup>67</sup>

63 Zur katholisierenden Reformpolitik der evangelischen Staatskirche vgl. Schoeps 1981, Preußen, S. 192-195.

64 Vgl. »das Urteil des Bonner Historikers Wilhelm Maurenbrecher, der Ende der siebziger Jahre [...] den jungen Prinzen Wilhelm (später Wilhelm II.) lehrte, daß Friedrich Wilhelm durch und durch »unpreußisch« gewesen sei« bei Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 40, mit Hinweisen auf die weite Fortwirkung in der Forschungsgeschichte.

65 Echtermeyer/Ruge 1839/40, *Der Protestantismus und die Romantik*, Sp. 1953-2480, hier Sp. 2136-2152 zu Novalis; die Verschwörungstheorie bzgl. der »pietistisch-aristokratisch-jesuitische[n] Coalition« erscheint im 1840 publizierten Teil, Sp. 417-446, 497-512, hier Sp. 511f. im selben Absatz, in dem die politisch-religiösen und ästhetischen »Epigonen« der Romantik, zu denen auch Eichendorff gezählt wird, eingeführt werden; vgl. auch den entsprechenden Auszug HKA XVIII/1, S. 505.

66 Ruge 1838, *Preußen und die Reaktion*, S. 7, Zusammenhang s. o., Kapitel A. II. 4 und A. III. 2.

67 Brief Jarckes vom 10. 12. 1847 anlässlich der Publikation der ersten Monographie, HKA XIII, S. 171f., Zitat 171. Die Zitate aus und Bezugnahmen auf Schlegel, Vilmar, Menzel, Gelzer etc.

Die Reformation ist wie bei den liberalen und radikalen Literarhistorikern der strukturbildende Angelpunkt der Darstellung, der bereits im unmittelbaren Anschluss an die jeweiligen konzeptuellen Vorüberlegungen profiliert wird:

Alle Poesie ist nur der Ausdruck, gleichsam der seelische Leib der inneren Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion [...]. So erscheint auch die deutsche Poesie der neuern Zeit von der sogenannten Reformation und deren verschiedene Entwicklungen und Verwicklungen wesentlich bedingt. Die Reformation aber hat einen, durch alle ihre Verwandlungen hindurchgehenden Faden: sie hat die revolutionäre Emanzipation der Subjektivität zu ihrem Prinzip erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt; und seitdem sind alle literarische Bewegungen [es handelt sich womöglich um ein unmittelbares Zitat aus Gervinus' »Die Mission der Deutsch-Katholiken«, N. v. E., s. o.] des nördlichen Deutschlands mehr oder minder kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen (*Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie*, 1846, KA VI, S. 13; wörtlich übernommen in: *Die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*, 1847, KA VI, S. 62; *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*, 1857, S. 895).

werden in der hier vorgenommenen Fokussierung auf Gervinus und die Junghegelianer nicht geleugnet, sondern als bekannt vorausgesetzt; entscheidend ist, dass die Hauptstoßrichtung der literarhistorischen Schriften aus der Auseinandersetzung *vor allem* mit Gervinus resultierte, wie schon an dem quellenmäßigen Hervorgang der erkenntnisleitenden Fragestellung aus Gervinus-Exzerpten (Kapitel A.III.4.4) klar zu belegen ist. – Dass in der bisherigen Forschung der Konstruktionscharakter von Eichendorffs katholischer Romantikdefinition einseitig hervorgehoben wurde, scheint mir aus einer prinzipiellen Verkennung von Gervinus, Echtermeyer/Ruge etc. selbst hervorzugehen; wie Schultz bezeugt, der die »objektive« »Absicht« des liberalprotestantischen Gervinus, sich »jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern« für bare Münze nimmt (s. o., Kapitel B.III), hierbei freilich schon die ideologische Stoßkraft des Begriffs der »Beschränktheit in Religion« übersehend, wurden antikatholische Stereotype, wie sie schon in bestimmten Schlagworten zum Tragen kommen (s. o., B.III.1.2), oft nicht als solche erkannt. Auch Eichendorffs Entgegensetzung einer »wahren« und »falschen« Romantik knüpfte ja an den Versuchen von Gervinus etc. an, vereinzelte positive Impulse aus ihren religiösen Umklammerungen zu isolieren bzw. gegen (spätere) katholische Abirrungen auszuspielen (s. o., B.III.1.2). – Dieser Befund bestätigt sich nirgends so eindeutig wie in den Rezensionen zu Eichendorffs erster literarhistorischer (selbstständiger) Publikation, so schreibt bereits Friedrich Theodor Vischer, es gehöre zur »Natur dieser Erscheinung«, d. i. der Romantik, »daß sie sich vom Boden des Staats und der Kirche weniger ablösen läßt, um rein ästhetisch betrachtet zu werden, als irgend eine andere historische Gestalt der Kunst und Poesie« (HKA XVIII/2, S. 730f.). Ferdinand Gregorovius aber, der große (protestantische) Rom-Historiograph, spricht die allgemeine Wahrnehmung bereits im zweiten Absatz seiner Rezension (die den bezeichnend-allgemeinen Titel »Die Romantik und Eichendorff's jüngstes Buch« trägt) so aus (ebd., S. 746f.): »Man hat sich daran gewöhnt [...], in der Romantik nur die katholische Propaganda zu finden, welche um so gefährlicher sei, weil sie Kunst und Poesie zu ihren Organen habe. Aber diese katholische Consequenz ist nicht ihr Wesen allein, sondern nur aus ihrem Wesen erklärlich.« Man sieht: Nicht eigentlich die Diagnose, sondern die aus ihr gezogenen Schlussfolgerungen und Wertungen wurden stigmatisiert. Die spätere Forschung aber ist den rhetorischen Strategien der zeitgenössischen Rezeption »auf den Leim gegangen«.

Diese These von der unauflöslichen Verschlungenheit der literarischen, nationalen und religiösen Geschichte, welche von der bisherigen Forschung als vermeintlich eigenwillige Aufpfropfung der religiösen auf die (nach einer säkularistisch-autonomie-ästhetischen Doppelpremisse als immer schon religionsneutral inszenierte) literarische gehörig missverstanden und disqualifiziert wurde, übernahm Eichendorff ebenfalls (u. a.!) von Gervinus:

Man sieht wohl, wie nöthig es war, daß wir den religiösen Verhältnissen in Deutschland vorzügliche Achtsamkeit schenkten, weil noch das religiöse Element ein Haupttriebwerk in dem Gange der Civilisation ausmachte, sowie denn von dem ganz im Geiste lebenden Volke auch keine politische Geschichte geschrieben werden könnte, die nicht überall auf die Einwirkungen des Geistes, in den letzten Jahrzehenden der Poesie und Wissenschaften, stoßen werden. So zeigt sich auch darin die ganz literarische Anlehnung unserer Geschichtsschreibung, daß jeder bedeutende Mann in diesem Fache sich damals an einen Dichter anhält, die Tendenzen eines poetischen oder doch sonst literarischen Vorgängers in der Geschichte fortsetzt.<sup>68</sup>

Wie Gervinus betrachtete Eichendorff Goethe und Schiller als vollendete »Koryphäen« (KA VI, S. 567) einer spezifisch protestantischen, in Luthers »revolutionäre[r] Emanzipation der Subjektivität« bereits angelegten, von Herder und Jacobi systematisch entworfenen »Humanitätsreligion, die das Göttliche allein im Menschen suchte«<sup>69</sup> und in der Literatur der Jungdeutschen, die »aus derselben eigenen Machtvollkommenheit auch das Joch der Moral abschüttel[n]« (S. 365), fröhliche Urständ feierte. Der Vorwurf der »Subjektsvergötterung« (S. 332 u. ö.), der bereits in der Streitschrift gegen den Deutschkatholizismus von 1845 zum Tragen kommt,<sup>70</sup> ist der bisherigen Forschung als Zentralelement des literarhistorischen Werks selbstverständlich längst bekannt.<sup>71</sup> Es soll daher zunächst auch gar nicht bestritten werden, dass hierbei in erster Linie eine weltanschauliche Differenz wirksam wird und Eichendorff das von den Liberalen und Radikalen emphatisch vorgetragene Protestantismus-Emanzipations-Schema<sup>72</sup> vornehmlich aus philosophisch-theologischer Perspektive als fatale Illusion beurteilte.

68 Gervinus, *National-Literatur*, Bd. 5 (1844), S. 366. Es ließen sich hier freilich zahlreiche weitere Stellen auch bei Heine, Echtermeyer/Ruge, Hettner etc. anführen.

69 *Die Geschichte des deutschen Romans*, KA VI, S. 492; vgl. hier das große Kapitel »Die Humanitätsreligion« S. 528-578.

70 KA V, S. 823; hierzu s. o., Kapitel A. III. 4. 3. 2.

71 Schon Frühwald 1976, *Philister*, S. 12, konnte auf eine vorausgesetzte Selbstverständlichkeit rechnen, wenn er bemerkte, dass die »Kritik an der ›Selbstvergottung‹ des Individuums [...] häufig als Zentralgedanke im Werke Eichendorffs deklariert« wurde, wobei eben auch hier der bereits mehrfach kritisierte Ansatz zum Tragen kommt, Stellungnahmen aus dem letzten Lebensjahrzehnt bedenkenlos als hermeneutischen Universalschlüssel des Gesamtwerkes zu verwenden.

72 Zwar unterscheidet sich dieses Schema (Fohrmann 1989, *Projekt*, S. 142) bei den Radikalen und Liberalen nach deren entweder evolutiver oder revolutionärer Anverwandlung; beidem liegt aber jeweils die gleiche ideologische Prämisse zugrunde.

2.1 Natur, Konfession, Staat: »Revolutionäre Emanzipation«,  
 »Omnipotenz«, »Allmacht« und »Absolutismus des sich selbst  
 vergötternden, souveränen Subjekts«

Denn im Gegensatz der Konfessionen sah Eichendorff bekanntlich einen anthropologisch grundierten, welthistorischen »Prinzipienstreit«<sup>73</sup> figuriert, den er bis an den Anfang der Schöpfungsgeschichte zurückverfolgte. Protestantismus und Katholizismus figurieren ihm zwei im biblischen Bericht vom Sündenfall vorgebildete, die menschliche Natur prägende Grundprinzipien. »Bei weitem älter als die Reformation« (KA VI, 895f.) war »ein uralter Protestantismus der menschlichen Natur«, der bereits der Rebellion des ersten Menschen gegen seinen Schöpfer zugrunde lag (ebd., S. 876). Dieses »negative«, gegen die Kreatürlichkeit des Menschen protestierende Prinzip sah Eichendorff in einem beständigen Widerstreit mit einem positiven Prinzip, das den Menschen an seinen ursprünglichen Schöpfungsgrund, das heißt an seine Gottebenbildlichkeit ebenso wie an seine übernatürliche Bestimmung rückzubinden suchte (ebd.). Katholizismus und Protestantismus nannte Eichendorff diese beiden Pole menschlicher Existenz, bindende und lösende, göttliche und satanische Kräfte, deren ständige »Opposition« den »furchtbare[n] Zwiespalt der Natur des Menschen« ausmachte (S. 423, 876). Je nach Vorherrschen eines dieser beiden Prinzipien gliederte sich die Weltgeschichte, und auch die »literaturgeschichtlichen« Gegensätze um 1800 fand er hier figuriert: Im »klassischen« (S. 395) Menschenbild der heidnischen Antike sah Eichendorff die widergöttliche, um 1800 u. a. von Goethe wiederbelebte »antike[] Selbstgenüge« (S. 33) der menschlichen Natur und die »sinnliche Weltvergötterung« (S. 33) exemplarisch verwirklicht (S. 396, 830). Auf dem Grund der antiken Kultur war – im Sinne der *interpretatio christiana*<sup>74</sup> – zugleich eine aus dem »Gefühl von der Ungenüge des irdischen Daseins« geborene »Sehnsucht nach Erlösung« (S. 820) und Transzendenz wirksam, die bereits auf das christliche Mittelalter vorauswies (S. 820, 876).<sup>75</sup> Die »uralte Verheißung in der Menschenbrust, die unvergängliche Sehnsucht der Völker nach höherer Vermittelung des Irdischen und Göttlichen und die endliche Erfüllung und Versöhnung« aber war für ihn Essenz der »Romantik« – »freilich nicht [der] um das Jahr 1796 künstlich gemachte[n], sondern [der] aus dem religiösen Bedürfnis der Völker erwachsene[n] Romantik« (S. 657f.). »Diese Romantik« nämlich war »uralt und datiert eigentlich schon von Homer; aber erst das Christentum gab ihr den vollen reinen Ausdruck« (S. 658). So besiegelte die erfolgreiche Christianisierung in der Umbruchphase der Spätantike den Triumph der Romantik. Im Mittelalter war

73 Dieser prägnant herausgearbeitet bei Frühwald 1987, Nachwort, S. XIVf.; vgl. ebd. zum Folgenden. Dieser knappe, zweiseitige Überblick bei Frühwald ersetzt zahlreiche, den theologischen Kern des Problems meist nur wortreich umkreisende Arbeiten seiner Vorgänger; zur Ergänzung lesenswert ist Seidlin 1972, Problem der Innerlichkeit, S. 74-82.

74 Vgl. etwa das Kapitel »Interpretatio christiana: Umkehr und Fernblick« bei Rehm 1938, Griechentum und Goethezeit, S. 285-334.

75 Vgl. auch KA VI, S. 839: »Das eigentliche Wesen aller romantischen Kunst dagegen ist das tiefe Gefühl der Wehmut über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit, und daher eine stets unbefriedigte ahnungsreiche Sehnsucht und unendliche Perfektibilität.«

die »romantische« (S. 821) »[W]end[ung] nach dem Unendlichen«, zur »Vermittlung« des Übernatürlichen »mit dem Irdischen« in Reinform verwirklicht (S. 398f.). In Luthers Revolte hingegen, deren Koinzidenz mit der »heidnisch-antiquarischen Begeisterung« für die klassische Welt der Antike er nicht müde wurde zu betonen, machte sich das historische Wiederaufbäumen eines immanentistischen Weltbildes gegen die gewachsene christlich-romantische Kultur bemerkbar (ebd., 426f.). Als Luther bezeichnenderweise die »Frucht vom Baume der Erkenntnis schüttelte« (ebd., 426), verhalf er nur jenem »uralten«, in Adams Fall vorgebildeten »Protestantismus der menschlichen Natur« zum historischen Durchbruch. Denn die »Erbsünde der Reformation« war, dass sie die »revolutionäre Emanzipation der Subjektivität«, kurz die »endlose Revolution« (S. 274), ja »die Revolution« (S. 426; Hervorhebung von mir, N. v. E.) zum Prinzip erhoben und überall »den goldenen Faden der Tradition, die im Verlauf der Jahrhunderte die wechselnden Geschlechter verbunden«, »zerriß[en]« (S. 896) hatte. Die konsequente Subjektivierung und Transformation des Protestantismus zu einer »allgemeine[n]« Vernunft- und »Menschheitsreligion« (ebd., S. 533) sah Eichendorff so, in Übereinstimmung mit dem Selbstverständnis liberaler Protestanten, bereits im revolutionären Prinzip des Lutherschen Traditionsbruchs angelegt. Im Horizont dieses theozentrischen Menschen- und Geschichtsbildes musste Eichendorff den modernen »Humanitätscultus«, der über Jacobi und Herder in Schiller und Goethe kulminierte und auf den sich in der Mitte des Jahrhunderts der nationalliberale »Gervinus« und die protorevolutionären »Deutschkatholiken« beriefen,<sup>76</sup> freilich als Höhepunkt prometheischer Hybris betrachten. In der rationalistischen Lehre, die im Menschen eine »souveräne Macht« (ebd., S. 426) sah und keine »höhere Autorität« über ihm anerkennen wollte (S. 1042), also seine Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit leugnete, konnte er nur die große Illusion, die moderne Adaption der Urlüge des »eritis sicut deus« erkennen. Das von allen übernatürlichen Bindungen emanzipierte, pelagianische Humanitätsideal führte »ohne Vermittlung eines Höheren« nicht in die wahre Freiheit, sondern vielmehr in die Auflösung der »Seelenharmonie«, die Entfesselung der nun auf sich selbst zurückgeworfenen, allein von »dämonischen Grundkräften« beherrschten Natur (S. 362ff.).<sup>77</sup> Diese manifestierte sich in der »Heiligensprechung der Eigenmacht«,

76 Vgl. das große Kapitel »Die Humanitätsreligion« in der »Geschichte des deutschen Romans«, S. 528-578, hier 533: »Hiernach wird es Niemandem auffallen, wie derselbe Herder, der mit Hamann, Stilling und Lavater gegen Nicolai gestanden, von Gervinus der Koryphäe des Rationalismus genannt, und von den Deutschkatholiken, nebst Lessing, als der eigentlicher [sic!] Begründer gepriesen werden konnte. [...] *Friedrich Heinrich Jacobi* (1743-1819) unternahm es, denselben Humanitätscultus philosophisch zu begründen. Wir wenigstens vermögen zwischen jener Herder'schen Theologie und der Philosophie Jacobi's, die beide im Grunde doch den Menschen selber als seinen eigenen Gott erkennen, keinen andern als formalen Unterschied zu entdecken.«

77 Vgl. v. a. KA VI, S. 425f. (»Zuvörderst nämlich trat die Reformation als Protestantismus, d. i. als Negation und sonach wesentlich als eine Demonstration des Verstandes auf, welchem daher hiermit eine unverhältnismäßige Bedeutung und Macht über Phantasie, Gefühl und die andern für eine harmonische Bildung gleich unentbehrlichen Seelenkräfte zuerkannt wurde. Der menschliche Verstand aber, in seiner Ungebundenheit, ist jederzeit ein durchaus hochfahrender Gesell [...]. Kein Wunder, daß der Mensch, weil er von dem lebendigen Verkehr mit der geheimnisvollen Stufenleiter der Wesen nicht mehr über sich, sondern immer nur unter sich blickte, sich auf ein-

der »Revolution und Glorifizierung der Allmacht« (S. 105f), in der »erträumte[n] Omnipotenz« (S. 261) und im titanischen »Absolutismus des sich selbst vergötternden Subjekts« (S. 331; 594), kurz in einer »Naturreligion des Egoismus« (S. 560), die in ihrem letzten Entwicklungsstadium, wie die Jungdeutschen bezeugten, »auch das Joch der Moral abschüttelt« und »in Anarchie und Barbarei« (S. 364f.) mündet. Die »neuere Romantik« (neu in Abgrenzung zu »Romantik« als »uraltem« Prinzip) hingegen, deren Inhalt »wesentlich katholisch« war (ebd., S. 269), lag gegen eben diese »weltlichen Mächte«, die »Folgen der Reformation zu Felde«, sie setzte dem »Aberglauben an die Allmacht des Subjekts ein Absolutes, die positive Religion« entgegen (S. 51, 262). Focht sie damit den gleichen Kampf wie das Christentum gegen das Heidentum in Antike und Spätantike, so begann sie doch mit ebenjenen »weltlichen Mächten, gegen die sie ja eben zu Felde lag, [...] mattherzig zu kapitulieren, ja zu kokettieren«, um sich so »selbst« zu »säkularisier[en]« (S. 51). Die geschichtstheologische Fundierung des literarhistorischen Werks kommt an kaum einer anderen Stelle eindrücklicher als in diesem scharfen Verdikt der »Felonie« der Romantiker zum Tragen: »Der Hochmut des Subjekts, der schon die Engel stürzte, hat auch die Romantiker gestürzt.«<sup>78</sup>

Nun hat die bisherige Forschung, vermutlich wegen des Eigengewichts dieses an Augustin gemahnenden universalgeschichtlichen Tableaus, allerdings verkannt, dass sich diese Reflexionen immer noch im Horizont der Frage nach nationaler Identität und deren politisch-staatlicher Verwirklichung bewegten.<sup>79</sup> Dass es Eichendorff um die Darstellung der »inneren Geschichte, des normalen oder verkehrten Bildungsprozesses eines Volks« zu tun war, wurde bereits referiert, und die »äußeren Staatsformen« betrachtete er als logische »Resultate« eben jenes »Bildungsprozesses« (S. 213f.).

mal überaus groß und vornehm vorkam. Und in diesem Gefühl hatte daher der Mensch jetzt sich selbst zum Rezensenten der göttlichen Offenbarung und des Dogmas bestellt; die Bibel sollte zwar das einzige und höchste Gesetz und doch wieder ihre Auslegung der subjektiven Ansicht jedes Einzelnen überlassen sein; ein Jeder konnte und sollte bloß innerlich in sittlicher Freiheit sich und seine individuelle Religion aus sich selber herauszubilden. Es war mithin fortan aller Akzent auf das *Subjekt* gelegt, und dieses eine souveräne Macht geworden«; S. 264 (»Es ist überhaupt wider die Weltordnung und hat jederzeit die meiste Verwirrung hervorgebracht, irgend eine nicht zu beseitigende Elementarkraft der Seele, weil sie dem Mißbrauch ausgesetzt, eigensinnig ignorieren zu wollen, anstatt sie vielmehr nach besten Kräften zu veredeln«), S. 362 (»Es mußte [durch die Romantik, N. v. E.] vor allem Andern nur erst der innerlich verstümmelte Mensch wiederhergestellt, der einseitigen Aufklärung des überfütterten Verstandes, der sich damals exklusiv der gesunde nannte, mußte die verborgene, tiefere Nachtseite der menschlichen Seele: Gefühl und Phantasie, erfrischend wieder beigegeben, und das sonach erweiterte und ergänzte Dasein mit der großen Vergangenheit, von der es die Reformation geschieden, von neuem in welthistorischen Zusammenhang gebracht werden. Jene dämonischen Grundkräfte der Seele aber können ohne Vermittelung eines Höheren über ihnen kein harmonisches Ganze bilden«). – Zur historischen Provenienz, späten Umbesetzung und aktuellen staatlich-politischen Relevanz dieser Idee verschiedener Seelenkräfte s. u. das Kapitel B. III. 4.

78 Alle Zitate KA VI, S. 272.

79 Zumindest die politische Relevanz in Grundzügen bzw. ansatzweise schon bei Frühwald 1987, Nachwort, S. XV. Mit der Rückverlegung der Perspektive bis zum Engelsturz, also bis in die »Zeit« vor der sichtbaren Schöpfung, bewegt sich Eichendorff tatsächlich ganz in den Bahnen von Augustins geschichtstheologischem Ansatz.

In diesem Sinne sprach er von der »Doktrin der Humanität« als einem »förmlichen Nationalcultus« (S. 1050) und dessen staatspolitische Stoßrichtung wird bereits an der verwendeten Begrifflichkeit sinnfällig. Mit der scheinbar rein religiösen Kritik an der »revolutionären Emanzipation«, an der »Allmacht«, der »Omnipotenz« und dem »Absolutismus des sich selbst vergötternden, souveränen Subjekts«, an der komplementären »Selbstsäkularisierung«, der gegenüber diesen »weltlichen Mächten« kapitulierenden romantischen Bewegung (s. o.) griff Eichendorff jene zentralen Stichwörter auf, mit denen konservative<sup>80</sup> Denker besonders katholischer Prägung gegenüber der modernen Entwicklung hin zum verweltlichten Staat Stellung bezogen hatten.

Der neuzeitliche »Wahn von der Souveränität« des Staates – »der Fürsten und der Völker« – war, wie Adam Müller, Konvertit und Chefideologe der Politischen Romantik formulierte, die »absolute Zuspitzung« ebenjener Doktrin von der »Souveränität des Menschen«.<sup>81</sup> Im autonomen, von der Antike her inspirierten Menschenbild des Renaissance-Humanismus manifestierte sich Eichendorffs Freund Jarcke<sup>82</sup> zufolge eine geistige Revolution gegen den christlichen Gottesbegriff, der politisch das Wiederaufleben eines antik-heidnischen Staatsbegriffes korrespondierte.<sup>83</sup> Die vom frühneuzeitlichen Absolutismus entwickelte Lehre von der Autonomie und Omnipotenz der staatlichen Gewalt, die ein vorstaatliches göttliches Recht (und damit die Freiheit der Kirche) leugnete, wurde als entscheidende Etappe der einen Revolution gegen den »christlichen Staat des Mittelalters« im Sinne der alteuropäischen *societas civilis* beurteilt.<sup>84</sup> 1789 trat diese Revolution nur in anderer Gestalt auf, denn ihr gleichbleibender Grundzug lag eben in der blasphemischen Unabhängigkeitserklärung von Gott und manifestierte sich in der Souveränität, im Absolutismus, in der Allmacht und Selbstvergötterung des (seit 1789 nationalen) Staates. Diese Janusgesichtigkeit des (katholischen) Konservatismus, der gegen den »Absolutismus in jeder Gestalt«<sup>85</sup> fron-

80 Zum Folgenden v. a. Kondylis 1986, Konservatismus, passim, hier S. 63-123; 149-161; 217-296; 322-354; Kondylis ersetzt durch seinen weit zurückgreifenden historischen Ansatz fast alle vorherigen Arbeiten (Greiffenhagen; Kaltenbrunner etc.) zum Komplex, die seit Mannheim 1984 [1925/27], Konservatismus, der Deutung des Konservatismus als eines wesentlich gegenrevolutionären Phänomens und damit der Abgrenzung zu einem vermeintlich naiven Traditionalismus vor 1789 verhaftet waren; ergänzend lesenswert sind nach wie vor die einsichtsvollen Beiträge von v. Martin 1929, Preußischer Altkonservatismus und ders. 1972, Weltanschauliche Motive; vgl. zu Kondylis jetzt auch den informativen Sammelband von Falk 2019, Kondylis, darin die Beiträge von Breuer, Von Mannheim zu Kondylis; Kraus, Klassiker Ideengeschichtsschreibung.

81 Ebd., S. 223 f. mit Zitat.

82 Einen brauchbaren ersten Zugang zur bzw. Überblick über die staatspolitische Gedankenwelt Jarckes bietet Kraus 1990, Jarcke.

83 Ebd., S. 210 ff.; die Rede von der nicht nur von Hegel repräsentierten »heidnischen Staatsallmacht« kann geradezu als Topos der staats-theoretischen Diskussionen der Zeit bezeichnet werden, vgl. etwa auch von Martin 1929, Preußischer Altkonservatismus, S. 514.

84 Joseph II. war daher ebenso revolutionär wie Robespierre, Ludwig XIV. wie Danton, vgl. ebd.

85 Begriffsprägung von Jarcke im bis zum Kölner Ereignis von 1837 überkonfessionellen Organ des deutschen Konservatismus, dem *Berliner politischen Wochenblatt* 13 (1834), S. 76; die nach dem konfessionellen Bruch zusammen mit George Phillips und Guido Görres initiierten HPBl hatten gemäß ihrem Eröffnungsaufsatz (1, [1838], 1 ff.) »den Zweck, [...] die revolutionäre wie die despotische Doktrin der Staatsweisheit durch die Verkündigung der Grundsätze wahrer Freiheit und des

dierte, gründete in der Überzeugung, dass der Staat nicht autonom bzw. souverän im prägnanten Sinne des Wortes sein kann. Er war ebenso wie die menschliche Natur Teil der gefallenen Schöpfung und daher ›erlösungsbedürftig‹. Mit seinem bekannten Diktum, dass »Christus auch für die Staaten gestorben« ist, formulierte Adam Müller<sup>86</sup> dieses theologisch fundierte Grundprinzip der ›Politischen Romantik‹, das Eichendorff, der einst bei Müller in die Schule ging,<sup>87</sup> von ihm übernommen hat. Freilich: Beeinflusst durch die prägenden Konstellationen seiner Beamtenlaufbahn und durch einen positiven Entwicklungsgedanken in gesellschafts- und verfassungspolitischer Hinsicht war Eichendorff schließlich zu Konsequenzen gelangt, die dem altständischen Denksystem Müllers, das Friedrich Wilhelm IV. drei Jahrzehnte später ohne Abstriche und zeitgemäße Anpassung in die politische Wirklichkeit umsetzen wollte, geradewegs entgegengestanden (Kapitel A. II. 3. 2; A. III. 2). Bei der theologischen Fundierung des konservativen Staatsgedankens und der Verwahrung gegenüber dem Souveränitätsprinzip handelte es sich hingegen um dasjenige Gemeingut des zeitgenössischen Konservatismus, das ebenso zwischen orthodoxen Protestanten und Katholiken, wie zwischen Altkonservativen und Reformkonservativen *integrierend* wirken konnte – mithin um dasjenige Gemeingut, das Eichendorff eben zunächst größte Hoffnungen auf den ›romantischen‹ Friedrich Wilhelm IV. setzen und den König als ›Katechon‹ gegen den apokalyptischen Welt-Staat erscheinen ließ (Kapitel A. I.; A. III. 1-2). Der unter dem Druck der Konfessionalisierung und der dramatischen Ereignisse während der Revolution gewonnenen Überzeugung, dass nun aber die katholische Kirche als alleiniges Bollwerk gegen den antichristlichen Staat der Neuzeit erschien (Kapitel B. II. 2. 1), gab Carl Ernst Jarcke mit den Worten, »ein wahrer Konservativismus« sei jetzt »nur noch auf Basis der katholischen Dogmatik zu machen«, schärfsten Ausdruck.<sup>88</sup> Wie bereits gezeigt wurde, rückten in dieser Entwicklung ehemals auseinanderliegende politische Positionen unter konfessionell-theologischen Vorzeichen verstärkt zusammen (Kapitel B. I. 2). Was Eichendorff dennoch von Jarcke wiederum unterschied, war seine emphatische Verpflichtung gegenüber dem modernen »Nationalitätsprinzip«, in dessen politischer Anwendung Jarcke aus altkonservativer Warte vielmehr schon »blutige Folgen« ahnte.<sup>89</sup> So integrierte Eichendorff das mit Jarcke geteilte katholisch-konservative Ideengut in ein Geschichtsbild, das seine ideologischen Konturen aus den nationalistischen Diskursen der Zeit gewann, kurz durch seine Verknüpfung von Konservatismus, Katholizismus und Nationalismus.

Rechts zu bekämpfen«. Eichendorff formulierte das Grundprinzip u. a. in seiner Besprechung von Schillers »Räubern«, KA VI, S. 744 f.: »Wie aber aller Absolutismus, er mag nun auf der Seite der Revolution oder der Reaktion, auf Seiten der geselligen Ordnung oder gesellschaftlichen Unordnung liegen, vom Übel ist und durch einen gewissen widerwärtigen Familienzug der Unnatur sich wechselseitig ähnlich sieht [...].«

86 Müller 1922 [1809], Elemente der Staatskunst, Bd. 2, S. 178.

87 Frühwald 1976, Chronik, S. 48-50 u. ö. (Reg.).

88 Vgl. Jarcke, Vermischte Schriften I, S. 77; vgl. zum Zusammenhang immer noch den grundgelegten Aufsatz von Martin 1929, Altkonservativismus.

89 Vgl. den schon öfter zitierten Artikel HPBl 22 (1848), S. 671.

Dass nämlich Eichendorff bei seiner nationalgeschichtlichen Situierung der Romantik diesen staatlichen Komplex im Sinne hat, wird nicht nur an der prägnanten Begrifflichkeit deutlich, sondern auch offen ausgesprochen. In dezidiertem Kontrast zu Gervinus wies er zunächst den in Goethe und Schiller kulminierenden Rationalismus der vorromantischen Zeit als Höhe- und Referenzpunkt der politisch-nationalen Entwicklung kategorisch ab:

In der vorstehenden Betrachtung sind die hervorragendsten Vorgänger der Romantiker an unsern Blicken vorübergegangen; bis zu ihren höchsten Blüten, bis zur rhetorischen Idealität Schiller's und zur symbolischen Naturpoesie Goethe's erschloß sich uns diese vom Rationalismus beherrschte Zeit. *Aber der deutsche Geist fand hierin kein Genüge und keine Ruhe*; die Saatkörner, welche Lessing, Hamann und Herder ausgestreut, gingen in dem unbefriedigt sich fühlenden protestantischen Norden auf (KA VI, S. 1058; Hervorhebung von mir, N. v. E.).

Das charakteristische Merkmal der Romantik, in welcher »der deutsche Geist« erst zu seiner »wahren« Entfaltung kommen sollte, war entsprechend die »Allgemeinheit« des von ihr geleisteten »geistigen Umschwungs, der nicht etwa, wie in früheren Perioden, die Poesie allein [...], sondern den ganzen Ideenkreis erfasste« (S. 260f.; leicht abgewandelt S. 1059). Diese »spezifisch deutsche Bewegung« (S. 778) »wollte das ganze Leben religiös heiligen« (S. 39), »durchdrang alle Richtungen der neueren Bildung, Politik, Philologie und Medizin« (S. 1059). Sie hatte »den Rationalismus aus allen seinen verjährrten Positionen in Religion, Politik, Haus, Erziehung und Sitte unbarmherzig herausgejagt« (S. 48). Konsequenterweise nehmen auch politische Denker wie Adam Müller einen in konzeptueller Hinsicht gewichtigen Raum in Eichendorffs Darstellung ein. In dessen Werk manifestierte sich die »Anwendung der Romantik auf die geselligen und politischen Verhältnisse des Lebens« (S. 121). An Novalis beobachtete er die epochemachende Tendenz, dass »die Religion [...] alle irdischen Verhältnisse, vor allem deren Gesamtausdruck: den Staat, beseelend durchdringen« solle, und so zeichneten sich bereits in der Frühromantik die »Hauptzüge eines christlichen Staates« ab (S. 34, 88). Die Romantik rückte daher zum Vorläufer der Katholischen Bewegung auf, und was jene »nicht vollenden« konnte,<sup>90</sup> schrieb diese sich als dasjenige Programm auf die Fahnen, das sie in die ersten nationalen Parlamente hineintrug (dazu Kapitel B. II. 2. 1): die Ausbreitung einer Nation und Staat durchdringenden »katholischen Gesinnung« (S. 274f.). Hatte die Reformation den »Fortgang[...]« der »Gesamtbildung der Nation [...] auf das emanzipierte Subjekt gestellt« (S. 261), so stellte nun die Romantik die Weichen für den christlichen Nationalstaat.

<sup>90</sup> Frühwald 1987, Nachwort, S. XV.

## 2. 2 Förderative Nation und Germanen-Diskurs im Spannungsfeld konfessioneller Kontroversen um die deutsche Geschichte

Um diese Abkehr von einem jahrhundertelangen nationalen Bildungsgang zu rechtfertigen und die katholische Romantik sinnvoll als »deutsche Bewegung« (S. 778) profilieren zu können, bemühte Eichendorff eine Konstruktion, die, wie bereits gezeigt wurde (Kapitel B. I. 1), in die Mitte der zeitgenössischen, um die Befreiungskriege kreisenden nationalen Erinnerungspolitik traf: Dass nämlich gerade die »kriegerisch[e]« (S. 777) Vorläuferin der Katholischen Bewegung es war, welche den Gedanken einer »deutschen Nationalpoesie« gefasst, damit »das deutsche Freiheitsgefühl geweckt und gestärkt« (S. 7797 und sich 1809 und 1813 »lebendig[ ] [e]ntfalt[et]« hatte, sollte den inneren Zusammenhang des unter Napoleon neu »erwacht[en]« nationalen und religiösen Bewusstseins belegen – nur dass letzteres im Horizont der leitmotivischen Verknüpfungstechnik nun im konfessionell eindeutigen Sinne definiert wurde:

Welche lebendige Romantik entfalteten z. B. der abenteuernde Herzog von Braunschweig, Schill und der Tiroler Aufstand im Jahre 1809! Dennoch hatte der Sturm damals Alles wieder verweht. Denn das Maß des Unglücks war noch nicht erfüllt und hatte die Eiskecke des Nationalgefühls noch nicht gebrochen. Aber jene leuchtenden Heldengestalten blieben mahnend im Angedenken der Menschen und waren Vorzeichen und Erwecker des Befreiungskrieges.

Eben so verhallten die Klänge der romantischen Poesie in der harten Zeit, nur von Wenigen innerlichst vernommen; denn sie appellierten an ein katholisches Bewußtsein, das noch kaum erwacht und nirgend reif war. Sie mußte abfallen wie die vorzeitigen Blüten eines *künftigen* Frühlings (KA VI, S. 272).

Eichendorff hatte damit bereits in seinen ersten Schriften die skeptische Marginalie aus den Vorarbeiten von 1845 zu den umgekehrten Versuchen des nationalliberalen Gervinus, den historischen Zusammenhang der romantischen und der nationalen Bewegung von »1813« gänzlich aufzulösen,<sup>91</sup> in ein zwar historisch anfechtbares, aber in sich schlüssiges Konzept überführt (s. o., Kapitel A. III. 4. 4; B. I. 1; B. III. 1. 2). In solcher Reaktion auf das u. a. von Gervinus repräsentierte antikatholisch-nationalprotestantische Romantikurteil mit dem Zentralvorwurf des »Quietismus« (S. 777) versuchte Eichendorff nicht etwa nur »die Literatur- und damit die Bildungsfähigkeit des Katholizismus« zu »beleg[en]«,<sup>92</sup> sondern wie Döllinger den Katholizismus als den eigentlichen »Träger

91 »Der polit: Stoß von 1813 konnte doch nicht d: die Wolken fallen; er mußte inner!: vorbereitet, die Jugend u. die Dichter also damals in ächtem Sinne politisch seyn! Hier also den Einfluß darstellen, den die Romantik auf das Leben übte, d: Fr: Schlegel p. /: Jugendbund p. ./: Ahnung u. Gegenwart :/.« (KA VI, S. 1093).

92 So Frühwald 1987, Nachwort, VII, der sich in seiner wie immer geistreichen, gründlich-reichhaltigen und brillanten, hier aber allzu ästhetisch-literarisch und zu apologetisch-katholisch orientierten Lesart sogar zu der sachlich nur eingeschränkt überzeugenden Pointe versteigt (S. XVI): »Obwohl sich seit der berühmten »Prosawende« in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Literaturbegriff unaufhaltsam auf kritische und wissenschaftliche Texte ausgedehnt hatte,

deutscher Nationalität« zu erweisen – so wie dies eben in der national erregten Zeit um 1848 keineswegs untypisch war.<sup>93</sup> Mit der von ihm profilierten Koinzidenz von katholischer und nationaler Gesinnung im ›Schicksalsjahr‹ 1813 wollte er den exemplarischen Nachweis erbringen, dass die katholische Romantik den »nationalen Bildungsgang« (S. 814; Hervorhebung im Original) von seiner neuzeitlich-protestantischen Abirrung wieder dorthin zurückführte, wo mit der »selbständig gegliederte[n] Einheit von Kirche, Staat und Volk eine gesunde Nationalität« (*Zur ethischen und religiösen Bedeutung der neueren romantischen Poesie*, 1847, S. 262) schon längst einmal verwirklicht gewesen war.<sup>94</sup> Dieses in den noch ganz auf die erregte Debattenlage im Vorfeld der Revolution verweisenden literarhistorischen Schriften von 1847/48 bereits angelegte Geschichtsbild hat Eichendorff in den Monographien der 1850er Jahre sukzessive vertieft und ausgeweitet.<sup>95</sup> Seine Reformationsdeutung nämlich ist weniger von seinen geschichtsphilosophischen (und sozusagen fern jeder realen Geschichte entwickelten) Prämissen abhängig, wie vor allem Hartwig Schultz immer wieder glauben machen wollte,<sup>96</sup> sondern von den im geistigen Bannkreis und unter dem unmittelbaren Eindruck der blutigen Erscheinungen der Revolution besonders erregten konfessionellen Deutungskämpfen um die nationale Geschichte:

Endlich war der Protestantismus, wie schon der Parteinahme andeutet, eigentlich keine Reformation, sondern eine Revolution, die anstatt vermittelnd und auf den

suchte Eichendorff allein am Beispiel der poetischen Literatur jenes Aufsehen zu erregen, das Friedrich Schleiermacher 1799 mit seinen fiktiven Reden *Über die Religion* hatte erregen können. Eichendorffs literaturkritische und literarhistorische Schriften können als fiktive Reden ›Über den Katholizismus. An die Gebildeten unter seinen Verächtern‹ charakterisiert werden [...].«

93 Vgl. das ausführliche Zitat aus Döllingers Rede auf der ersten gesamtdeutschen Bischofskonferenz, Kapitel B. III. 3. 1.

94 KA VI, S. 814f. (»Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands«, 1857): »Diese servile Nachahmung der Alten – welche, wie die damaligen Römer, Alles für barbarisch erklärt, was nicht römisch oder griechisch ist – hat aber die moderne Barbarei herbeigeführt: die stupide Verachtung unseres Mittelalters und seiner großen Dichterwerke. Eine solche totale Rückwendung zum totalen Altertum wird überall schulmäßig als notwendig und überaus heilsam gepriesen. Wir können Beides, auf Gefahr hin verketzert zu werden, keineswegs so unbedingt zugeben. Notwendig allerdings war es nur für die Protestanten, weil sie mit dem Mittelalter gebrochen hatten und also gleichsam von vorn wieder anfangen und einen neuen Anknüpfungspunkt erst suchen mußte. Aber natürlicher und heilsamer wäre es gewesen, an den *nationalen* Bildungsgang anzuknüpfen, der durch den dreißigjährigen Krieg zwar gestört, aber durchaus nicht vernichtet war.«

95 Wie bereits in Kapitel B. I. 3 und der Einleitung zu Kapitel B. III. erwähnt, wurde auch diese Differenz in der perspektivischen Anlage der einzelnen Schriften bisher kaum erkannt.

96 Exemplarisch der Stellenkommentar zum im Folgenden zitierten Passus (KA VI, S. 1279), wozu Schultz nur den verbrauchten Antagonismus ›Christentum vs. Heidentum‹ aufruft: »Reformation und (Französische) Revolution führen nach Eichendorff gleichermaßen zur Herrschaft des Subjektiven, Heil- und Wurzellosen, zur Anarchie (S. 426, 29). Beide Ereignisse sind nur Ausdruck eines die Geschichte beherrschenden Kampfes von christlicher Religion und Heidnischem, wie ihn Eichendorff in seinen Versepen und in dem Essay *Der Adel und die Revolution* beschreibt [...].« Zur konkreten national-politischen Kontur der Versepeik und der späten Essays s. u., Kapitel B. IV. und B. V. 1.

historischen Grundlagen fortbauend reformatorisch zu regenerieren, vielmehr gegen die Überlieferung schlechthin protestierte; gleich jeder Revolution über das Bestehende und seine innere Berechtigung hinweg auf einen angeblich echtchristlichen Urzustand ging, die neue Unfehlbarkeit häufig sehr despotisch von oben in das verblüffte Volk hineinexperimentierte und demnach zunächst auch die gewöhnlichen Erscheinungen der Revolution: Anarchie der Meinungen, Überstürzung und einen verzweifelten Kampf von Absolutismus gegen Absolutismus zur Folge hatte, wie er im Bauernkriege, in dem Skandal der Münster'schen Wiedertäufer und in der wüsten Raserei des Dreißigjährigen Krieges sich auch äußerlich kundgetan und ausgetobt hat.

Man mag daher die geschichtliche Bedeutung der Reformation noch so hoch anschlagen, von der einen Seite als Befreiung des menschlichen Geistes von der Knechtschaft veralteter und verknöchelter Formen, oder andererseits als notwendige, von Gott verhängte Mahnung und Erweckung für die Kirche: darüber wenigstens wir kein Unbefangener sich täuschen, daß sie auf die naturgemäße Entwicklung einer wahrhaft nationalen Poesie im Anfang nur verderblich wirken konnte; denn indem sie Deutschland gleichsam in zwei innerlich verschiedene Völker zerspaltete, von denen gar bald das eine die Sprache des andern kaum mehr verstand, war, wie im Leben so für die Poesie, auf Jahrhunderte der rechte gemeinsame Mittelpunkt verloren (KA VI, S. 426f.).

Mit der These, dass die Reformation die Nation gespalten habe, formulierte Eichen-dorff die um 1850 tausendfach wiederholte katholische Antwort auf die nationale Reformationslegende, welche die Auflösung der Glaubenseinheit und damit auch der ideellen Grundlage des mittelalterlichen Reiches durch das Modell einer emanzipatorischen Höherentwicklung, im Horizont des historistischen Geschichtsdenkens aber auch durch die Idee der Läuterung des germanischen Volksgeistes von seiner je nach Standpunkt römisch-romanischen oder sogar jüdischen Überfremdung seit der (katholischen) Christianisierung zu legitimieren versuchte.<sup>97</sup> Jacob Grimm spitzte diesen Zusammenhang mit dem schon am Anfang des Jahrhunderts virulenten Germanen-Diskurs in seiner programmatischen Rede auf dem ersten Frankfurter Germanistentag von 1846 – von dem Katholiken ausgeschlossen waren – gemäß *seines* konfessionellen Standpunktes besonders eindrücklich, und zwar mit der am Vorabend der Revolution gängigen Kategorie religiös-nationaler ›Einheit‹ zu:<sup>98</sup>

97 Zum konfessionellen Streit über die nationale Geschichte vgl. v. a. Klug 1995, *Geschichtsbilder*, S. 153-386; aus der späteren Sicht des Kaiserreiches Dowe 2006, *Bildungsbürger*, S. 159-230; zu den folgenden Ausführungen über den Germanen-Diskurs vgl. v. a. Altgeld 1992, *Katholizismus*, S. 107 ff.

98 Zu Organisation und Mitgliederzusammensetzung der Germanistentage von 1846 und 1847 vgl. die leider mit veralteten historischen Kategorien operierende, im Urteil oft unzulängliche, bzgl. der äußeren Daten aber zuverlässige Arbeit von Netzer 2006, *Wissenschaft als nationale Sehnsucht*, S. 21-78; das folgende Zitat aus Grimms Rede in Verhandlungen Germanistentag I (1846), S. 17.

Unsere Vorfahren sind Deutsche gewesen, ehe sie zum Christentum bekehrt wurden; es ist ein älterer Zustand, von dem wir ausgehen müssen, der uns untereinander in ein Band vereint hat.

Friedrich Schleiermacher schon erklärte ja »die Reformation« zu der »den germanischen Völkern [...] eigentlich angemessene[n] Form des Christentums«, und auch die notorischen »deuschtlümelnden« Propagandisten, die Arndt, Jahn etc. schalteten sich nur in den schon länger virulenten Diskurs um Reformation und germanischen Volksgeist ein.<sup>99</sup> Ausgehend von der Prämisse, dass die Reformation nur in Deutschland, der vollendetsten Verkörperung aller germanischen Nationen, aufkommen und eine besonders »reine« Form des Christentums begründen konnte, mussten hierbei nicht zuletzt die Schlussfolgerungen zur Debatte stehen, die sich aus der These von der »Befreiung« der Nation von sie überwuchernden römisch-»fremden« Elementen ergaben.<sup>100</sup> Bei Klopstock und Herder war dem Germanentum der dann für Jahn, Arndt etc. bereits kanonische Status einer »Vorhalle«<sup>101</sup> zum Christentum zuerkannt worden – analog zum Alten Testament und zur sich auf Justins These von den »logoi spermatikoi« berufenden typologischen Deutung der griechischen Antike. Im Horizont des von Herder eingeführten historisch-genetischen Ansatzes war damit aber zugleich die Frage aufgeworfen, ob die germanische Religion nur (im Sinne der patristischen Antike-Deutung) eine spezifische Disposition *für* das Christentum als »Religion der Freiheit« (Hegel) aufwies oder *selbst* schon, darin dem Judentum vergleichbar, Manifestation einer eigenständigen göttlichen Offenbarung gewesen sei. Dieses aus dem nationalreligiösen Volksgeist-Ansatz resultierende Problem, in dem immerhin eine wesentliche Wurzel der spezifisch deutschen Ausprägung des modernen Antisemitismus lag,<sup>102</sup> löste Johann Gottfried Herder in seinem Diskussionsbeitrag »Über Nationalreligionen« von 1802 noch mit einem »Kompromiß«. <sup>103</sup> Auf Grundlage eines dialektischen Modells wurde nach Herder zwar der ursprünglich reine und freie germanische Volksgeist durch die Christianisierung »sich selbst entfremde[t]«, um dann aber durch Luther auf einer höheren Ebene wieder »zu sich« zu kommen.<sup>104</sup> Stellvertretend für viele andere zog der

99 Zitat von Schleiermacher aus dem Jahr 1806, vgl. Altgeld 1992, Katholizismus, S. 135; von Arndt sei im gegebenen Zusammenhang nur die Äußerung von 1816 zitiert: »Der Protestantismus scheint ein reiner Germane zu sein, weil alles Germanische, wo es sich immer in Europa findet, wann es nicht zu sehr gezwungen war, ihm von selbst zufiel«, vgl. ebd.; hierzu und zum Folgenden v. a. Altgeld 1992, Katholizismus, S. 107-181, trotz der teils veralteten Kategorien immer noch sehr lesenswert Kaiser 1961, Pietismus und Patriotismus, passim, hier v. a. S. 180-204.

100 Altgeld 1992, Katholizismus, S. 165 ff.

101 Altgeld 1992, Katholizismus, S. 174.

102 Vgl. das Zitat Marheinekkes von 1843 bei Altgeld 1992, Katholizismus, S. 175: »Wie du einst wiederholt zu Israel sprachst: ich will dein Gott sein und ihr sollt mein Volk sein, so hast du von jeher unser Volk und jedes, das seiner Abstammung war, durch den Sinn für tiefe Geistigkeit und Frömmigkeit ausgezeichnet und uns dadurch zu dir in ein näheres, innigeres Verhältnis gesetzt als alle anderen.« Zu den antisemitischen Konsequenzen solcher Analogisierungen unter entsprechenden Zusatzbedingungen ebd., S. 181-194 sowie die systematische Einführung S. 35-44.

103 Altgeld 1992, Katholizismus, S. 178 f. (mit Zitat).

104 Altgeld 1992, Katholizismus, S. 179 (mit Zitat).

Philologe Ernst Christoph Trautvetter aus diesem Ansatz die ebenso radikalere wie logischere Konsequenz, dass das germanische Heidentum bereits der volle, artgemäße Ausdruck des Volksgeistes und somit eine »eigentümliche ursprüngliche Offenbarung« gewesen war.<sup>105</sup> Dass Trautvetter, mit ihm Johann Heinrich Voß und ja schon Klopstock-Herder die bis heute lebendige Legende von den nativ-reinen Sachsen und von (dem bislang als Kulturschöpfer hoch angesehenen) Karl dem Großen als dem westlich-römischen Sachsenschlichter und Zwangsbekehrer wirkmächtig zuspitzten und in unterschiedlicher Rigorosität die Christianisierung insgesamt als römische Entartung des germanischen Volkscharakters stilisierten,<sup>106</sup> belegt, dass aus der jeweiligen Beantwortung der Frage jeweils unterschiedliche Bestimmungen der nationalen Identität und Geschichte resultierten.<sup>107</sup> Die Kontroverse etwa um Bonifatius, dessen vonseiten der Katholiken forciertes Titel des »Apostels der Deutschen« von Protestanten vehement bestritten wurde, setzte bereits am Anfang des Jahrhunderts ein, gewann im Bannkreis der nach 1848 auf der politischen Tagesordnung stehenden deutschen Frage aber eine unmittelbare nationalpolitische Relevanz.<sup>108</sup> Die 1849 gegründeten Bonifatius-Vereine waren der institutionelle Ausdruck der verstärkten Ausbildung eines »katholischen Deutschlands«, das mit dem von Rom entsandten Mönch eine als Anti-Luther firmierende nationale Gründungsfigur schuf und ihn damit sogar als »Reichsgründer« apostrophierte;<sup>109</sup> das Ideal des von Bonifatius geistig-moralisch geeinten (und durch die Reformation unterwaschenen) Reichs wurde natürlich bewusst gegen die Tendenz einer kleindeutschen Einigung auf säkular-protestantischer Grundlage gewendet; die mit der dreihundertjährigen Feier des Augsburger Religionsfriedens koinzidierende 1100-Jahr-Feier des Todestages im Jahr 1855 trieb diesen länger schon gärenden Konflikt nur auf die Spitze.<sup>110</sup>

Jacob Grimm, der Ahnvater der Germanistik, formulierte seine Antwort auf das am Anfang des Jahrhunderts aufgeworfene Problem der durch die Christianisierung zerstörten, für die Gegenwart aber wieder vorbildlichen Glaubenseinheit der Germanen also in einer Zeit, als der Kampf um die konfessionelle Deutungshoheit der nationalen Identität und Geschichte in besonders scharfer Weise von der deutschen Frage überwölbt war. Eichendorff, der von der Germanistik über viele Generationen hinweg ob seines konfessionellen Standpunktes Geschmähte, antwortete im Sinne der besonderen Disposition der Germanen aufgrund ihres Freiheitssinnes, während ihr »nationale[s] Heidentum« endlich doch »überwunden werden mußte« (S. 833).

105 Altgeld 1992, Katholizismus, S. 179 (mit Zitat).

106 Kaiser 1961, Pietismus und Patriotismus, S. 201 f.; Wiedemann 1991, Nationalheld, S. 91; Altgeld 1992, Katholizismus, S. 179 Fn. 161.

107 Altgeld 1992, Katholizismus, S. 180 f.

108 Zum Komplex Weichlein 2002, Konstruktion des Bonifatius, hier S. 168 ff. zur Hochkonjunktur seit 1848/49.

109 Weichlein 2002, Konstruktion des Bonifatius, S. 168 (mit entsprechenden Belegzitenen); Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 106 f., hier 106: »Bonifatius habe die geistig-moralische Basis erst geschaffen, auf welcher dann Karl der Große das Reich errichten konnte.«

110 Weichlein 2002, Konstruktion des Bonifatius, S. 171 ff.

Das eigentliche Gründungsdatum der deutschen Geschichte erblickt er schon in seiner »Geschichte des Romans« von 1851 in dem »Bündnis des altnordischen Geistes mit dem christlichen«, als nämlich »die germanischen Völker wie eine Naturgewalt von ihren Waldbergen herab« kamen, um »die morschgewordene lügenhafte Pracht« der klassisch-antiken Welt zu »zertrümmer[n]« (S. 595). Er verknüpft hier also die These von der besonderen *Prädisposition* der »jugendlich-frischen« germanischen Völker, deren entsagungsfreudiger Jenseitsglaube sie von dem irdisch-schweren Heidentum der Griechen und Römer wesentlich unterschied, *für* das Christentum mit der durch Tacitus vorgeprägten Entgegensetzung römisch-dekadenter Zivilisationskrankheit und naturhafter Urtümllichkeit. Eichendorff konzidiert, dass die »Religion der alten Germanen [...] allerdings, wie die aller Urvölker, ein Naturglaube« war, hebt aber die »Einfachheit ihres Gottesdienstes« hervor, »der weder Götzenbilder, noch irgend weitläufige Zeremonien kannte«, und gelangt so zum gängigen Resümee einer besonderen Veranlagung der Germanen für den christlichen Monotheismus, also einer »Ahnung der göttlichen Wahrheit«:

Die Religion der alten Germanen war allerdings, wie die aller Urvölker, ein Naturglaube; sie verehrten die Sonne, das Feuer und Wasser. Was uns aber dabei zunächst auffällt, ist die Einfachheit ihres Gottesdienstes, der weder Götzenbilder, noch irgend weitläufige Zeremonien kannte; ihr Tempel war der Wald mit seinen grünen Bogen und schlanken Säulenhallen.

Vor Allem aber ist es das *Übersinnliche* dieser Götterlehre, die sie von den andern Religionen des Altertums unterscheidet. Die Römer, und noch mehr die Griechen, zogen ihre Götter zur Erde in den Kreis der menschlichen Leidenschaften herab. Ihr Olymp [...] erscheint doch nur als ein fast kindischer Religionsversuch; ein lustiges Herrenhaus genialer Dynasten, die, weil sie sich selbst durchaus nicht zu regieren wissen, ein gar wunderliches Weltregiment führen. Wie unendlich größer, tiefer und wahrer, als dieser Zeus oder Jupiter, der mit sultanischer Laune heut die Europa entführt, und morgen wegen derselben Galanterie den Paris andonnert, ist die altgermanische Idee der ewigen Gerechtigkeit, des ›Allvaters‹ Wodan, des höchsten Richters und Rächers des Unrechts. Weder König noch Volk hatten das Recht des Blutbanns, die seltenen Todesurteile wurden nur in Wodans Namen gesprochen und verkündigt. Und mit dieser Vorstellung hing wesentlich auch ihr fester Unsterblichkeitsglaube zusammen. Das Jenseits der Griechen war nur ein ungewisses nebelhaftes Schattenspiel des irdischen Daseins, die Walhalla der Germanen dagegen eine freudige Zuversicht, die in Schlacht oder Gefangenschaft heldenmütige Todesverachtung erzeugte.

Am unmittelbarsten aber blickt der Geist dieser Götterlehre uns aus der *Edda* an, seltsam fremd und doch befreundet. In diesem mythologischen Götter- und Heldenepos, das von Deutschland ausgegangen und in der spätern skandinavischen Auffassung bis auf uns gekommen ist, waltet ein tragischer Tiefsinn, in welchem wir, da ein Einfluß des Christentums darauf historisch sich nicht nachweisen läßt,<sup>111</sup>

111 Dass diese Einschätzung historisch-philologisch gerade nicht zutrifft, weil ›die‹ Edda im 13. Jahr-

bereits eine Ahnung der göttlichen Wahrheit kaum verkennen können (KA VI, S. 830f.).

»[E]rst die jugendfrische und tiefere Auffassung der germanischen Völker« hat »das Christentum in Europa« daher »wirklich einheimisch gemacht«; die als »klassische[] Philister« (S. 395) karikierten antik-»südliche[n] Völker« hatten sich zwar »allerdings« »schon lange vor den Deutschen [...] zum Christentum bekannt« (S. 832), waren durch Dekadenz, Überbildung und Verfeinerung aber dem Untergang geweiht. In dieser nationalistisch anverwandelten heilsgeschichtlichen Perspektive musste die Völkerwanderung als notwendiger, weil verjüngender Influx erscheinen, war doch die Lösung der spätzivilisatorischen geistig-politischen Erstarrung nur noch durch eine alle Verhältnisse aufmischende Massenmigration zu leisten:

Die alte Welt war allmählich eine Lüge geworden; Götter, an die niemand mehr glaubte, Staatseinrichtungen für Tugenden, die man nicht mehr verstand oder verlachte, und dabei noch immer die fortgeerbte römische Prätension einer Welt-herrschaft, die doch nur von den so genannten Barbaren noch gehalten wurde. Der Schutt der Jahrhunderte, auf dem nur üppige Giftblumen wucherten, mußte hinweggeräumt, das ganze trügerisch morsche Prachtgerüst erst gebrochen werden, damit es das neue Leben nicht weiter hindere. Und dies eben war die welthistorische Bedeutung der Völkerwanderung, jener rätselhaften Völkerströme, die erfrischend von Norden und Osten über den totmüden Süden hereinbrachen; und eben deshalb ist das einzige Wandervolk, welches diese Mission nicht begriffen und dem Lichte des neuen Lebens sich störrig verschlossen hatte, das wilde Heer der Hunnen, nachdem es die untergeordnete Aufgabe des bloßen Niederwerfens erfüllt, auch spurlos von dem großen Schauplatze wieder verschwunden (KA VI, S. 831f.).

So war es also allein das »deutsche Volk«, das, nachdem »das Christentum« in »Byzanz« zu einer »den weltlichen Staatsinteressen dienstbare[n] Hofsache« verkommen war, wie »der Riese Christophorus« »das Christkind durch die Fluten einer wildempörten Zeit« – deren Charakter ja durch die germanischen Völker selbst wesentlich geprägt war – »getragen« hatte (KA VI, S. 832).

Es handelt sich hierbei um eine nationale Ursprungserzählung, die in wesentlichen Zügen einem Artikel in den Historisch-Politischen Blättern folgt;<sup>112</sup> auch Eichendorff konstruiert einen freilich stärker (als im konsequent konservativen Geschichtsbild der Jarcke etc.) nationalistisch eingefärbten Gründungsmythos, dessen Konsequenzen in politisch-staatlicher Hinsicht überall klar gezogen sind.

hundert im längst christianisierten Island aufgezeichnet wurde (Simek 2007, Edda, S. 7ff.), hat 80 Jahre später auch die gelehrten Mediävisten J. R. R. Tolkien und C. S. Lewis nicht daran gehindert, in dem auch von Eichendorff begeistert hervorgehobenen »Tod Balder's« (KA VI, S. 831) einen Typus Christi zu sehen – mit ein Grund für die Bekehrung Lewis'.

112 Vgl. den Artikel »Das Reich, seine Entstehung und seine Bedeutung« HPBl 24 (1849), S. 473 ff.

Wenn Eichendorff betont, dass die Religion »im byzantinischen Kaisertum« »in eine zweideutige, den weltlichen Staatsinteressen dienstbare Hofsache umgeschlagen« war, dann reformuliert er die im katholischen Denken der Zeit gängige und ja noch von Eric Voegelin vertretene These, dass der heidnisch-antike Staatsdespotismus erst durch die Absorption der Religion in die staatliche Allmacht möglich wurde.<sup>113</sup> Weil die Christianisierung diese aufgrund der Traditionsverhaftung der antiken Welt zählbeige Staatsomnipotenz zwar unterlaufen, aber nicht aufbrechen konnte, war die konstantinische Zeit von einem dauerhaften Kampf zwischen staatlichem Totalitätsanspruch und kirchlichem Freiheitsstreben geprägt. Erst durch den Freiheitssinn der traditionslosen und »unverbrauchten« germanischen Völker konnte dieser Antagonismus in den seither das christliche Abendland prägenden geistlich-weltlichen Dualismus, den man freilich nicht im Sinne einer Trennung, sondern im Sinne einer wechselseitigen Durchdringung würdigte, überführt werden. Die Entwicklung hin zur geistlich-weltlichen Mannigfaltigkeit wurzelt für Eichendorff aber bereits im germanischen Nationalcharakter selbst. Mit der Verknüpfung der leicht abgemilderten volksreligiösen These einer besonderen übernatürlichen Begabung der Germanen und der These eines in die politisch-staatliche Wirklichkeit gerade wieder hineinwirkenden Freiheitssinnes konnte Eichendorff einen nationalgeschichtlichen Ansatz zu Ende führen, den er in seiner 1844/45 wieder aus der Schublade gezogenen Examensarbeit bereits *in nuce* formuliert hatte:

Arm, verlassen und vom Staate verfolgt, bildete das Christentum anfänglich eine unsichtbare Kirche in der heiligen Gesinnung einzelner zerstreuter Gemeinden. [...] Erst die abendländischen Völker germanischen Stammes waren es, welche das unschätzbare Gut mit aller tiefen Gewalt ihres jugendlichen Gemüts ergriffen und

113 Voegelin 2007 [1938], Politische Religionen, passim, hier S. 19-28 das Kapitel zu Echnaton; vgl. im Artikel der HPBl 24 (1849), S. 479 f.: »Darum gibt es, obwohl für das Individuum die Hoffnung so weit reicht, wie das Leben, politische und sociale Zustände, die unheilbar und ohne Rettung verloren sind. Zu diesen gehörte das antik römische Weltreich. Aus zwei Gründen war dieß zum Untergange reif, selbst nachdem das Christenthum öffentlich im ganzen Reiche verkündigt und Staatsreligion geworden war. Der eine Grund lag in der hyperspeculativen und skeptischen, über den römischen Erdkreis verbreiteten griechischen Bildung, die, unfähig das Christenthum mit gläubigem Herzen und im Gemüthe zu erfassen, die eigentliche Mutter und Werkstätte der Häresien wurde, während der damalige Germane, trotz Rohheit und Laster, noch der Ehrfurcht vor dem Heiligen und Unbegreiflichen, des hingebenden Glaubens an die himmlischen Mächte und des Gehorsams fähig war. Die andere Todesursache lag in dem römischen Staatsabsolutismus, der das ganze Leben durchsäuert und jede freiere Gestaltung der Kirche unmöglich gemacht hatte. Die Geschichte seit Constantin zeigt, daß die Kaiser, die früher den Christenglauben verfolgt, ihn sofort beherrschen wollten, nachdem sie ihn zur Staatsreligion erklärt hatten. Die arianische Verfolgung war nur das Seitenstück zur heidnischen. [...] Dieser Lage der Dinge gegenüber konnte auch die Kirche nichts ausrichten, welche nur das Evangelium predigt, aber niemals die sitliche Freiheit der Menschen: anzunehmen oder auszuschlagen aufhebt. Für das Weitere sorgte die Vorsehung, welche der Wahrheit in neuen Völkern und in rohen Geschlechtern, die aber der liebenden und gläubigen Unterwerfung und deßhalb der politischen Freiheit fähig waren, einen neuen Boden bereitet hatten. Das Mittel dazu war die Völkerwanderung, die wie eine Sündfluth über die damaligen politischen und socialen Zustände hereinbrach.«

heimatlich machten. Bei den Deutschen insbesondere war es von Anbeginn an nicht eine vom Staat getrennte Richtung nach dem Überirdischen, das ganze häusliche und öffentliche Leben vielmehr wollte in der Idee des Christentums sich verklären. Diese echt Gläubigen dachten nicht daran, künstliche Verhältnisse aufzustellen und sich durch staatskluge Kautelen, trennend oder sondernd, gegen einen Einfluß zu verwahren, der ihnen ja eben als das Versöhnende aller Verhältnisse, alles Getrennten, des Geistigen und Irdischen erschien.

Die Kirche wurde die Seele des Staats. Daher jene wechselseitige Beziehung zwischen Staat und Kirche wie zwischen Leib und Seele, daher jene wunderbare Vermischung von Geistlichem und Weltlichem oder vielmehr die innige Durchdringung beider Elemente.

[...] Und so sehen wir denn die Kirche, im Schoß des Staates heimatlich wurzelnd, sich wie einen mächtigen Baum erheben, Äste, Blätter und Zweige in scheinbarer Verwirrung durcheinander schlingend, in der Tat aber alles irdische Mark und Trieb und die dunkle Sehnsucht der Nation innerlich nach oben leitend und in grünen Kronen versöhnt dem Himmlischen zuwendend (KA V, S. 456, 459).

Ist Eichendorff in seinen volkpsychologischen Prämissen auffallend stark dem vorgeprägten »völkisch-religiösen Diskurs verhaftet, so hatte er diesen doch u. a. am Beispiel Klopstocks als »völlig unhistorische urweltliche Deutschtümelei« (KA VI, S. 730) deklassiert; »Deutschtümelei« war aber, wie in der bisherigen Forschung offenbar übersehen wurde, ein geradezu stehender Begriff in der katholischen oder sonstigen christlich-konservativen Kritik an diesem essenzialistischen Volksgeist-Diskurs.<sup>114</sup> Insbesondere über die Neubestimmung des Verhältnisses von Nation und Religion gelangte Eichendorff jedenfalls trotz seiner nicht abweisbaren Verpflichtung gegenüber den seit Klopstock-Herder bereitliegenden methodischen Prämissen zu einem wesentlich anderen Ergebnis. Anders als bei Arndt, Jahn etc. erscheint »Nation« hier gerade nicht als »die Religion unserer Zeit« (Arndt), nicht als »Letztwert« (Langewiesche); vielmehr ist es die Religion selbst, welche eben »die dunkle Sehnsucht der Nation innerlich *nach oben*« zu »*leiten* [...] und in grünen Kronen versöhnt dem Himmlischen zu[zu]wenden [...]« berufen ist. Mit diesem integrativen Modell, nach welchem das national Individuelle erst durch den Bezug »auf ein Höheres« seine eigentliche Identität erhält, formuliert Eichendorff einen typisch romantischen »dritten Weg« zwischen einem naturalistischen Organismus einerseits, einem rationalistisch-abstrakten Spiritualismus andererseits:

Patriotismus, Tapferkeit, Freiheitsliebe werden, wie die Geschlechtsliebe, zur bloßen Leidenschaft oder Intrigue, mit *einem* Worte: gemein, wenn sie nicht auf ein Höheres über ihnen bezogen werden, wenn nicht ein beständiges Durchdringen von Diesseits und Jenseits hindurchgeht, welches erst die Dinge harmonisch, also schön macht (KA VI, S. 390).

114 Vgl. Altgeld 1992, Katholizismus, S. 176 ff.

Diesen bereits im Vergleich zwischen der »heidnischen« Vaterlandsliebe Kleists und dem »gläubigen, männlichen« vaterländischen Leiden Achim von Arnims beobachteten Widerstreit zwischen einem christlich »veredelten« und einem »unerlösten« Nationalismus, der ohne religiöse Grundlage nur in dämonischen Fanatismus ausarten kann (Kapitel B. I. 1), sollte Eichendorff im zeitgleich entstandenen versepischen Werk literarisch gestalten (*Julian*, 1853, Kapitel B. IV. 1; *Lucius*, 1857, Kapitel B. IV. 3).

Die nationalgeschichtliche Konsequenz aus dieser Position war jedenfalls offensichtlich: Eine »gesunde Nationalität« hatte sich im mittelalterlichen Deutschland deswegen entfaltet, weil die »dem Christentum eigentümliche Liebe« »nichts Großes und Edles diesseits vernichtend abbricht«, sondern überall nur »verklärend[ ]«, im Sinne einer »höheren Vermittlung des Realen und Idealen« wirkt (S. 262). Und so war es das von der frühen Germanistik so perhorreszierte (vorreformatorische) Christentum und die mit ihm bei den Germanen eingeführte »erhabene Gesinnung, die, wie ein weltliches Gewissen über alle materiellen Rücksichten hinausgehend, die rohe Kraft bändigt, und im Bunde mit der Religion« erst »die Nationen groß macht« (S. 826). Das in der heidnischen Vorzeit der Germanen naturhaft Gewachsene, das für Eichendorff immer noch den unverbrüchlichen Grund des Nationalen bildet, wurde durch das Christentum in seiner verklärenden Transzendierung eben gerade nicht »abgeschwäch[t]«, sondern durch seine »höhere Vermittlung« und Veredelung sich erst eigentlich seiner »tiefer[e] Bedeutung« bewusst, d. h. »zu sich selbst« geführt:

Das Alles aber verwandelte nun das Christentum, *ohne es abzuschwächen*, indem es das [althednische] Heldenleben nur anders motivierte, vorzüglich durch die tiefere Bedeutung, die es der Liebe und der Ehre gab. Die irdische Liebe verklärte sich in dem Bilde der heiligen Jungfrau, deren Himmelsglanz auf die irdischen Frauen zurückstrahlte und den ritterlichen Frauendienst durchaus mystisch gemacht hat. Eben so wurde die Ehre eine moralische Macht, und Roland, obgleich bei Roncesvalles besiegt und getötet, ward dennoch als Sieger gefeiert, weil er für den Glauben gefallen. Es war eine allgemeine Idealisierung des gesamten Lebens, das sich kühn ein höheres Ziel gesteckt hatte (KA VI, S. 840; Hervorhebung von mir, N. v. E.).

Die geistlich-weltliche Doppelgestalt des mittelalterlichen Reiches mit seiner »wechselseitigen Beziehung« und »wunderbaren Vermischung« (s. o.) repräsentierte damit aber in mehr als einer Hinsicht die Blütezeit der nationalen Geschichte. Schon in vorchristlicher Zeit nämlich leuchteten die Germanen durch ihr »unverwüstliche[s]« politisches »Freiheitsgefühl[ ]« (S. 824) allen anderen Völkern voran. »Zwar bestand eine Gliederung jedes Stammes in Adel, Freie und Dienstmanne«, doch »wie der wahrhaft Freie überall die Freiheit ehrt, so waren auch die Dienstmannen weder Leibeigene noch Sklaven im römischen Sinne«. Eichendorff folgt hierbei nicht einfach dem seit der humanistischen Tacitus-Rezeption breitgetretenen Pfad, sondern schneidet seine Darstellung sehr erkennbar auf die konkreten politischen Problemlagen der Gegenwart zu. Nicht zufällig betont er die »mehr sittliche als materielle Art« des »Vorrangs« des altgermanischen »Adels« (S. 826), der »größtenteils nur Ehrenrechte« hatte (S. 825). Dass

der »Herzog, wie Tacitus sagt, nicht nach Geburt, sondern nach Verdienst gewählt« wurde, und die »Gewalt des Fürsten« überhaupt »sehr beschränkt« war, ist eine deutliche Anspielung auf die »jetzige[] Fürstenwirtschaft«, über die sich Eichendorff auf dem Höhepunkt der Reaktionspolitik in einem Brief an Theodor von Schön beklagt.<sup>115</sup> Mit der von ihm profilierten wechselseitigen Durchdringung staatlich-politischer Einheit und Vielfalt, indem »mehrere Stämme zu einem nationalen Völkerbunde« sich zusammenschlossen, ohne aber ihre Stammeseigentümlichkeit aufzugeben (S. 825), wird vollends die aktuelle nationalpolitische Stoßrichtung offenbar. Während Liberale wie Gervinus, Dahlmann etc. ihren unitarischen Nationsbegriff in die germanische Vorzeit rückprojizierten, betont Eichendorff vielmehr die im deutschen Nationalcharakter angelegte »Sonderbündelei«, die sich politisch nur im Rahmen einer Einheit in der »Mannigfaltigkeit« realisieren lasse:<sup>116</sup>

Jener Grundzug des deutschen Charakters, die Beschaulichkeit und der Ernst, der uns Alles zu durchforschen und zu prüfen nötiget, bedingt indes gleichzeitig auch den Trieb, aus der allgemeinen Rundschau immer wieder in *uns* selbst heimzukehren, das Errungene innerlich zu verarbeiten, und die eigene besondere Natur möglichst eigentümlich auszuprägen. Und diese einsiedlerisch individualisierende Eigentümlichkeit führt, wie bei den einzelnen Stämmen, so auch in den geistig bevorzugten Persönlichkeiten, notwendig zu der größten *Mannigfaltigkeit*. In Frankreich hat die dynastische Politik den freien Adel zu Hofe gezähmt und die Physiognomie der Provinzen verwischt, in England die Reformation fast Alles uniformiert. In Deutschland dagegen geht jene Sonderbündlerei durch die ganze Geschichte. Vom Uranfang an sitzen die alten Sassen ein jeder für sich auf seinem Hofe ohne Städte, im Mittelalter gruppieren sich zahllose Kleinstaaten, wie Planeten mit eigenem Licht und Kreislauf, um die Zentralsonne des Kaisers. Welcher Reichtum der verschiedensten Bildungen vom kaiserlichen Hoflager durch die vielen kleinen Residenzen bis zur einfachen Ritterburg hinab; dann das bunte Leben der Reichsstädte, und endlich die noch fortdauernde Mischung von Katholisch und Protestantisch! Es ist natürlich, diese Mannigfaltigkeit mußte auch in unserer Literatur, namentlich in der Poesie, sich abspiegeln, und nicht nur in dem sehr verschiedenen Klange des Volksliedes in Pommern, Tyrol, Westphalen oder Österreich, sondern auch bei den Heroen unserer Literatur. Oder wo wäre bei uns jene stereotype Familienähnlichkeit der einzelnen Dichter, wie wir sie bei den französischen Klassikern finden? [...] Aber im großen und Ganzen ist es doch immerhin ein frischer Wellenschlag [...]; ein

115 Vgl. den Brief vom 19. 12. 1854 (HKA XII, S. 343); zum historischen Kontext ausführlich Kapitel B. III. 4. 2.

116 Folgendes Zitat KA VI, S. 806 f. Vgl. dazu die stellenweise zu sehr seiner Hauptthese gemäß geglättete, insgesamt aber brillante Lesart und prägnante Zusammenfassung des Forschungsstandes von Hien 2015, *Altes Reich und Neue Dichtung*, hier S. 512-535 (unter Einbeziehung früherer Werke, *Über die Folgen der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und Klöster in Deutschland*, KA V, S. 455-510; *Ahnung und Gegenwart*; *Taugenichts*). Zu föderativen Nationskonzepten vgl. die maßgeblichen Arbeiten von Langewiesche/Schmidt 2000, *Föderative Nation*, darin der Beitrag von dems., *Föderativer Nationalismus*; Langewiesche 2008, *Das Alte Reich nach seinem Ende*.

unausgesetzter herzhafter Kampf, der uns einerseits vor Stagnation, und andererseits vor dem Geistesdespotismus einer Pariser Hauptstadt bewahrt, denn welcher Tyrann wäre mächtig genug, so viele absonderlich formierte Köpfe und Querköpfe unter Einen Hut zu bringen?

Eichendorff formuliert in geradezu klassischer Weise die von Georg Schmidt und Dieter Langewiesche typologisierte Idee der ›föderativen Nation‹; aus deren Perspektive, sowie aus der (wohl unbewussten) Verpflichtung gegenüber der frühneuzeitlichen Reichspublizistik vermag Eichendorff sogar die nachmittelalterliche Verfassungswirklichkeit, ja selbst noch die konfessionelle Verschiedenheit zwar nicht als positiven Wert an sich, aber immerhin als Ausdruck eines positiv verstandenen nationalen »Grundzug[es]« zu würdigen. Die Reaktivierung der bereits von Herder, Wieland, Schiller etc. klassisch vorgebrachten Verwahrung gegenüber der undeutschen »Tyrannei« einer »Hauptstadt« aber,<sup>117</sup> das negative Szenario eines »Tyrannen«, der es nimmermehr vermöchte, alle deutschen Staaten »unter Einen Hut zu bringen«, könnte kaum deutlicher gegen den nach 1848 immer lauterem Ruf nach einer hegemonialen Machtpolitik des preußischen Staates gewendet sein. Nicht nur im Horizont des geschichtstheologischen Überbaus der literarhistorischen Perspektive erscheint daher auch die Zeit der Hohenstaufen als der eigentliche Scheitelpunkt der Nationalgeschichte:

Aber es ist seit dem Sündenfalle in der menschlichen Natur ein furchtbarer Zwiespalt, dessen Wiederversöhnung eben die große Aufgabe des Christentums ist. Es geht durch die ganze Geschichte, neben der unabweisbaren Sehnsucht nach Erlösung, eine Opposition des menschlichen Trotzes und Hochmuts, ein uralter, mehr oder minder verhüllter Protestantismus, der selbst und aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit das Erlösungswerk zu übernehmen sich vermißt. Er versucht sich in den verzweifelten Anstrengungen der Waldenser und floriert in dem welt-historischen Kampfe der Hohenstaufen mit der Kirche (KA VI, S. 876).

Im Hintergrund steht das prominent von Johannes von Müller formulierte und im katholischen Bereich gängige Urteil über die Stauferzeit als eines epochalen Umschlagspunktes hin zur modernen Staatsomnipotenz, als des Kampfes zwischen einem zentralistisch-tyrannischen Staatsdespotismus und dem im Programm der ›libertas ecclesiae‹ gebündelten Behaupten korporativer Freiheit – wobei die Einzelfürsten als ›dritte Partei‹ die Chance ergriffen, um sich selbst absolut zu setzen und den Reichsverband aufzulösen.<sup>118</sup> Selbst der Liberale Beseler, der 1848 einen Antrag auf staatliche Schaffung

117 Vgl. dazu Hien 2015, *Altes Reich und Neue Dichtung*, passim, S. 359 f. zu Schillers »Deutsche Größe« (Zitat 360).

118 Vgl. hierzu u. a. Klug 1995, *Geschichtsbilder*, 84 f. (mit dem Zitat von Johannes von Müller, »die Kirche sei eine Garantie der ›Freiheit aller Staaten gewesen‹, der Altar eine ›Freistätte wider den Zorn der Potentaten«), 94 (»Als Heinrich Leo eine der schärfsten Kritiken der Machtpolitik der deutschen Kaiser des Mittelalters formulierte, handelte er sich den Vorwurf des ›Kryptokatholizismus‹ ein«); Dietrich 1996, *Christentum und Revolution*, S. 97 f. Auf dieser Linie lag auch

einer deutschen Nationalkirche stellte, weil sich der Zwiespalt zwischen Staat und Kirche »in Humanität« auflöse, wenn Letztere gezwungen werde, sich »der Nation an[zuschließe[n]«, erkannte in einer programmatischen Rede in der Paulskirche an: »Dieses Verhältniß dauerte noch einige Zeit fort, bis unter den deutschen Kaisern der Kampf der weltlichen Macht mit der geistlichen begann. Auch da war die Herrschaft der Kirche über das Weltliche eine Nothwendigkeit, sie war der schützende Damm gegen die Despotie, die von den Kaisern drohte.«<sup>119</sup> Und in den HPBl dieser Jahre wurden die »Hohenstaufen« unter all diejenigen subsumiert, »welche den christlichen Staat des Mittelalters zu untergraben und zu stürzen trachten«, und dazu die »leitenden Ideen« und »Formen, welche sie in die Stelle der bestehenden zu setzen trachteten, lediglich aus dem Alterthum entlehnten«; entsprechend wurde »die gesammte Politik« der Stauferkaiser als »Versuch« bezeichnet, »den heidnischen Absolutismus der Cäsaren in's Leben zurückzurufen«.<sup>120</sup>

So erscheint auch bei Eichendorff die »Zeit der Hohenstaufen« mit ihrem »Kampf des Rationalismus gegen die alte religiöse Gesinnung«, als ja auch »der geniale und hochgebildete Kaiser Friedrich II.« »diesen Kampf durch Einführung des verstümmelten und mißverstandenen Aristoteles, sowie durch seine eigene Teilnahme an den dichterischen Bestrebungen der Zeit, unmittelbar an Kunst und Wissenschaft geknüpft« hatte, als »Übergangsperiode[ ]« hin zu einer »weltlichen Richtung« (S. 409 f.). Literatur- und Staatsentwicklung gingen hierbei wie immer in Eichendorffs Darstellung Hand in Hand, sodass der Zerfall des geistlichen Rittertums und der Niedergang der entsprechenden Ritterromane unmittelbar dem Zerfall des Reiches »in tausend *souveräne*[ ] Ländchen, Städte[ ] und Burgen«, kurz in »revolutionäre Leidenschaften«, die sich gegenseitig in ihrem Zug zum »Extreme[n]« und »Absolutistische[n]« hochschaukelten (S. 408 f.), korrespondiert.

Eichendorff formulierte mit diesem nationalen Geschichtsbild, in dem die Stauer als Scheitelpunkt firmieren, nicht nur den denkbar größten Gegensatz zum antikirchlichen und unitarischen Nationsmodell der Liberalen, das, wie bei Gervinus, staatliche Freiheit als Souveränität definierte, sondern besonders gegen die sich in den 1850er Jahren formierende kleindeutsch-borussische Schule. Johann Gustav Droysen sollte, in Ausziehung der natürlich im Vormärz längst bereitgelegten Traditionslinien, in seiner seit 1855 sukzessive publizierten, mustergültigen »Geschichte der preußischen Politik«,

Friedrich Hurter (Kapitel B. I. 2 zum konstellationsgeschichtlichen Zusammenhang mit Eichendorff) mit seinem in mehrere Sprachen übersetzten Standardwerk »Innozenz III.«, vgl. Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 255 f.

119 Vgl. Wigard 1848, Stenographischer Bericht, Bd. 3, S. 1163; zum historisch-politischen Zusammenhang der Rede s. o., Kapitel B. II. 2. 1.

120 HPBl 20 (1847), S. 580 f.: »Man kann es als eine, auf einer gewissen Nothwendigkeit beruhende, stehende Erscheinung ansehen, daß alle Jene, welche den christlichen Staat des Mittelalters zu untergraben und zu stürzen trachten, nicht nur ihre leitenden Ideen, sondern selbst die Formen, welche sie in die Stelle der bestehenden zu setzen trachteten, lediglich aus dem Alterthum entlehnten. So die Hohenstaufen, deren gesammte Politik nichts ist, als ein mehr oder minder bewußter Versuch: den heidnischen Absolutismus der Cäsaren in's Leben zurückzurufen, für den das römische Recht eine zuerst von ihnen benutzte, reiche Fundgrube bot.«

die innig ersehnte hegemoniale Politik des preußischen Staates in der staatlichen Konzentration bzw. Zentralisierung (und antikirchlichen Politik) der Stauferkaiser figuriert sehen; die Hohenzollern inszenierte er dabei als unmittelbare – das ›schwache‹ Alte Reich mit seiner kleinstaatlichen ›Zersplitterung‹ überspringende – Nachfolger der Hohenstaufen, das projektierte »preußische Reich deutscher Nation« als Erben der ghibellinischen Reichsidee.<sup>121</sup> Diese nationalprotestantisch-borussische Geschichtskonstruktion wurde nicht nur von der engagierten Historiographie der 1850er Jahre, sondern auch von der immer stärker in die Bahnen Bismarcks einschwenkenden kleindeutschen Literaturgeschichtsschreibung wirkmächtig propagiert und sollte nicht zuletzt durch die Denkmalsbewegung der zweiten Jahrhunderthälfte, wie etwa durch das ›nationalromantische‹ Kyffhäuser-Denkmal mit seiner typologischen Überblendung Barbarossas und Wilhelms I. das kollektive Bewusstsein auf lange Zeit prägen.<sup>122</sup> Wo dieses Geschichtsbild den Beginn der Nationalgeschichte ansetzte, sah Eichendorff aber bereits den Anfang vom Ende: Der hochmittelalterliche »Ghibellinische[] Kampf[] mit der Kirche« war es (S. 423, 876),<sup>123</sup> an den eben Luthers »Deutschland gleichsam in zwei innerlich verschiedene Völker zerspalte[nde] Revolution« (S. 426 f.) anknüpfte, die einen »verzweifelten Kampf von Absolutismus gegen Absolutismus zur Folge hatte« (S. 426), kurz: einen »politischen Protestantismus, der statt der christlichen Moral die sogenannte Staaträson entwickelte« (S. 439). Dass Preußen in der nationalpolitischen Publizistik von 1866 zum Vorkämpfer des »Protestantismus und der Staaträson«,<sup>124</sup> d. h. eines in der Frühen Neuzeit ausgebildeten autonomen Machtstaatsgedankens aufrückte, setzte den Schlussstein unter eine Entwicklung, gegen die Eichendorff ja bereits im Zuge der Denkmalsbewegung der ersten Jahrhunderthälfte, im Versuch, den Hohenzollernstaat auf einen überkonfessionell-christlichen und föderalen Geist zu verpflichten, (erfolglos) angekämpft hatte (Kapitel A. I).

Die Tendenz zum säkularen National- und Machtstaat aber berief sich bei Gervinus, Droysen, Mommsen, Sybel, Treitschke und nicht zuletzt bei Friedrich Meinecke, hier rückblickend aus der Wilhelminischen Ära, ausdrücklich auf das ›humanistische‹ Erbe der ›deutschen‹ Klassik. Wenn Eichendorff zwischen der Reformation und der im nationalen »Humanitätscultus« seit 1800 kulminierenden Tendenz des Renaissance-

121 Vgl. hierzu die konzise Darstellung bei Hardtwig 1980, Preußens Aufgabe, S. 275 f.

122 Fohrmann 1989, Projekt, S. 1, benennt diese fast allen Varianten gemeine Hauptstoßrichtung bereits in der Einleitung mit der launigen Feststellung: »An ihrem [der Literaturgeschichte] Endpunkt wartet fast immer der preußische Staat.« Einen konzisen Überblick speziell zur nachmärzlichen Kanonbildung bietet Hohendahl 1985, Literarische Kultur, S. 207 ff. (Kapitel »Preußen und die literarische Tradition«). Zur nationalen Denkmalsbewegung v. a. der zweiten Jahrhunderthälfte immer noch sehr lesenswert Mosse 1993 [1975/76], Nationalisierung der Massen, hier S. 62–90.

123 KA VI, S. 423: »Man sieht leicht aus den oben angedeuteten Symptomen der Zeit: Die Reformation war nicht aus den Wolken gefallen, oder ein durch raschen Griff dem Himmel entwendeter Prometheusfunken, sondern die Frucht mehrerer Jahrhunderte, die, als sie reif geworden, Luther nur herzhafte vom Baum der Erkenntnis schüttelte. Die Reformation wurzelt in dem uralten Zwiespalt der menschlichen Natur; und beginnt historisch schon mit dem Ghibellinischen Kampfe gegen die Kirche [...].«

124 Zitat aus der nationalpolitischen Publizistik von 1866 bei Fehrenbach 1969, Wandlungen, S. 32.

Humanismus, nicht nur »Kunst und Wissenschaft«, sondern wie etwa bei »Machiavelli« besonders auch »Staat [und] Kirche [...] nach der Denkart des Altertums und auf Grundlagen, die nicht die christlichen waren«, zu »restaurieren«, einen inneren Zusammenhang erblickt (ebd., S. 423 f.), so stand er mit dieser Einschätzung keineswegs allein da. Mit seiner Analogisierung subjektiver und staatlicher Emanzipation von den »christlichen« »Grundlagen« trifft er vielmehr einen neuralgischen Punkt in der nationalen Identitätsbildung und Debattenlage, wie sie weit ins 20. Jahrhundert hineinreicht. Ihre vormärzliche Vorgeschichte wurde bereits ausführlich referiert, und für ihr Fortleben mag exemplarisch das berühmte Diktum Friedrich Meineckes stehen. Dass »[d]ie Nation erst das Blut der freien Persönlichkeiten« trinken musste, »um sich selbst zur Persönlichkeit zu erheben«, bildete das Grundaxiom seiner brillanten und folgenreichen Meistererzählung, »wie die Menschheitsnation Schillers den Nationalstaat Bismarcks hat schaffen können.«<sup>125</sup> Der von Meinecke im Zeitalter des Wilhelminismus panegyrisch bejubelte »autonome Machtstaat« mit seinem »nationalpolitische[n] Egoismus« war jene »Staatsnation«, die sich in der »Kulturnation«, wie sie sich an der Wende zum 19. Jahrhundert mit ihrem Ideal der »sittlichen Autonomie des Individuums« etablierte, schrittweise abgezeichnet hatte.<sup>126</sup> Dass die Gewichte von Klassik und Romantik gegenüber dem Vormärz leicht verschoben sind, hat manchmal davon abgelenkt, dass Meinecke dennoch genau der Entwicklung die Krone aufsetzte, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, und zwar innerhalb der Literaturgeschichtsschreibung begonnen hatte. Zwar ist die Romantik hier dem nationalen Kanon einverleibt, allerdings ebenso wie die Klassik in einer charakteristisch purifizierten Form. Beide Epochen werden in einem hegelianischen Schema als notwendige, aber zu überwindende Stufen bezeichnet:<sup>127</sup> Sie weckten das nationale Denken, »rankten« sich aber noch am »überlieferten«, im Falle der Klassik rationalistischen, im Falle der Romantik »religiös-ethischen weltbürgerlichen Spalier empork.«<sup>128</sup> Dieses universalistische »Gift« musste der »nationale Körper wieder ausscheiden«. Die Deutung, dass Bismarck der »Arzt« war, »der es herausbrachte«,<sup>129</sup> war – allen Deteleologisierungen zum Trotz – bereits in der Entwicklung des Vormärz angelegt. Schon die antiromantischen Junghegelianer hatten ja das »Princip Preußen« zum eigentlichen »Hort und Kern« einer »Nation« erklärt; deren »welthistorische Mission«<sup>130</sup> konnte erst erfüllt werden, als der realpolitisch ge-

125 Meinecke 1922 [1907], *Weltbürgertum und Nationalstaat*, S. 9, 308.

126 Zitate S. 94, 194, 203; ferner aufschlussreich S. 92: »daß das Sittliche überhaupt neben seiner universalen auch eine individuell bestimmte Seite hat und daß von dieser Seite her auch die scheinbare Unmoral des staatlichen Machtegoismus sittlich gerechtfertigt werden kann. Denn unsittlich kann nicht sein, was aus der tiefsten individuellen Natur eines Wesens stammt«; S. 325: »Der autonome Staat hatte [...] einen ähnlichen Kampf zu führen, wie die sittliche Autonomie des Individuums mit jedweder heteronomen Moral.«

127 S. 309: »Sie leben weiter in dem, was sie »überwindet«, und [...] das neue Deutschland, wir alle leben geistig noch mit von ihnen. Das ideell Wahre wie das real Lebendige, was sie enthielten, bleibt uns unverloren.«

128 Ebd., S. 327.

129 Alle Zitate bei Meinecke 1922 [1907], *Weltbürgertum und Nationalstaat*, S. 320, 326.

130 Zitate Ruge 1838, *Preußen und die Reaction*, S. 40f.; zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. II. 4; A. III. 2; B. III. 1. 2.

läuterte Liberalismus mit Otto von Bismarck »de[n] staatliche[n] Egoismus, und nicht die Romantik« als die »einzige gesunde Grundlage eines großen Staates« erkannte.<sup>131</sup>

\*

Eichendorffs Literaturgeschichte war die streitbare Reaktion auf das seit dem Vormärz virulente Ringen um die geistigen Grundlagen für die Staatswerdung der deutschen Nation. Mit seinem katholisch-konservativen »Antidot gegen Gervinus« schrieb Eichendorff daher keinen externen Beitrag aus konfessionell »gebundener« Perspektive, sondern trat auf dem von jeher ideologisch umkämpften Feld der vormärzlichen Literaturgeschichtsschreibung engagiert gegen die liberalprotestantische Deutungshoheit über die Identität der deutschen Kulturnation an – mit all ihren politischen Implikationen.

### 3. Europäische Kontexte und Perspektiven

Dass Eichendorff einen »externen« Wertungsmaßstab an »die« Literatur angelegt, und daher, wie in diesem Zusammenhang gelegentlich gleichsam zur Beruhigung versichert wurde, eigentlich auch gar keine »echte« Literaturgeschichte geschrieben habe,<sup>132</sup> darf nach der konsequenten Situierung des literarhistorischen Werks in seinem gattungsspezifischen und historisch-politischen Kontext als eine jeder Begründung entbehrende, fachgeschichtlich gleichwohl in mehrerlei Hinsicht durchaus aufschlussreiche Forschungsliegende historisiert werden.

Verkannt wurde aber nicht nur die charakteristische Verschränkung der konfessionalistischen Polemik mit einem übergeordneten nationalen Diskurs. Eichendorffs katholischer Triumphalismus selbst, die Hoffnung auf die Ausbreitung einer Nation und Staat durchdringenden »katholischen Gesinnung« wurde, in Fortschreibung des zählebigen, autonomieästhetisch fundierten Stereotyps vom rein immanenten Gedankenkosmos des »absoluten Lyrikers«, als »[w]irklichkeitsferne[s] [...] Postulat« gebrandmarkt, das

131 Zum historischen Hintergrund der Olmütz-Rede vom 3.12.1850 vgl. Kapitel B.II.2.2. Einer der wesentlichen Gründe, warum die umfassende Aufarbeitung der »Romantik« als eines nationalen (germanistischen und historiographischen) Mythos (der Begriff im Sinne von Beßlich 2007, Napoleon-Mythos) ein Forschungsdesiderat ersten Ranges darstellt, ist die merkwürdige Tatsache, dass in keiner der zahlreichen und tiefeschürfenden Bismarck-Forschungen diese meistzitierte Stelle aller Bismarckschen Reden begriffsgeschichtlich kontextualisiert worden ist, und die folgenreiche Frage danach, welche Rolle diese Stelle für Friedrich Meineckes Integration der »Romantik« in die Ideengeschichte spielt, offenbar bisher nie gestellt wurde (zitiert bei Meinecke 1922 [1907], Weltbürgertum und Nationalstaat, S. 320).

132 So geschehen bei Riemen 1988, Literaturkritik (der Titel weist schon die Blickrichtung), S. 334 (wobei ders. sich auf den Einführungskommentar von Mauser in HKA VIII/2, S. Xf. bezieht): »Mit Recht warnt [!] Mauser vor zwei Erwartungen, zu denen die Titel verführen könnten, als habe der Verfasser historische Darstellungen im engeren Sinne oder gattungspoetologische Auseinandersetzungen geschrieben.«

»gegen jede Evidenz behauptet« worden sei.<sup>133</sup> Eichendorffs an Görres und Brentano anknüpfende Vision einer in der Literatur widergespiegelten Rekatholisierung des öffentlichen Lebens beruhe lediglich – wie immerhin zugestanden wird – auf dem »Glauben« des *Autors* »an Gott als den Herrn der Geschichte«,<sup>134</sup> darüber hinaus aber auf einer schieren »Realitätsverkennung«.<sup>135</sup> Diese These, mehr noch die damit eng zusammenhängende Alfred Riemens, die »katholische Bewegung« habe bei Eichendorffs »Pensionierung«, d. h. im Jahr 1844, ihre »Höhepunkte« bereits »überschritten«,<sup>136</sup> ist freilich nur durch die konsequente Ausblendung des epochalen und die deutsche Geschichte bis weit ins 20. Jahrhundert hinein prägenden »katholischen Aufschwungs« haltbar. Diese beispiellose Entwicklung aber ist, trotz ihrer (im doppelten Sinne) säkulareren Bedeutung gerade im Revolutionsjahr (s. o., Kapitel B. II. 2. 1), aufgrund eines unreflektierten und die »Konfessionalisierung der Geschichtsschreibung« invisibilisierenden Säkularisierungsparadigmas bis heute, zumal in der Germanistik, nicht ausreichend bekannt.<sup>137</sup> Eichendorff verkehrte in den 1850er Jahren mit den führenden

133 Osinski 1993, *Katholizismus*, S. 194.

134 Osinski 1993, *Katholizismus*, S. 197 (hier mit Blick auf Eichendorff, Görres, Brentano gleichermaßen): »So blieb die katholische Hochliteratur der Zukunft ein unkorrigierbares Postulat, dessen Begründung in der ebenso unkorrigierbaren Überzeugung lag, daß die Gesellschaft sich rekatholisieren müsse und werde. Diese Überzeugung entsprang einerseits dem Glauben an Gott als den Herrn der Geschichte wie der katholischen Kirche. Andererseits entsprach sie aber auch der frühromantischen poetischen Utopie des ganzen, restituierten Menschen in der einen, freien Christenheit. Es war das Festhalten an der Utopie, die vom Papier [!] ins Leben [!] treten, die verwirklicht werden sollte, das den Katholizismus der katholischen Romantiker prägt.«

135 Osinski 1993, *Katholizismus*, S. 191.

136 So Riemen 1983, Eichendorffs Verhältnis zum Katholizismus, S. 58.

137 Vgl. Anderson 1997, *Aufschwung*, S. 195 f.: »Nicht die Säkularisierung der Gesellschaft, sondern die Konfessionalisierung der Geschichtsschreibung ist die Ursache des langjährigen Fehlens des katholischen Wiederaufschwungs – und religiöser Themen überhaupt – unter unseren Forschungsbemühungen.« Bestätigend speziell bzgl. der nationalen Relevanz dieser Konfessionsblindheit Langewiesche 2000, *Nationalismus*, S. 100 f. – Innerhalb der einseitig immanent verfahrenen Eichendorff-Forschung wurden solche historischen Neu-Impulse naturgemäß ignoriert; das Hineinziehen historisch überholter Forschungsmeinungen in scheinbar wertneutrale autonomieästhetische Postulate und Konzepte, d. h. die Invisibilisierung nur noch schwer in ihrer Provenienz auszumachender Wertgrundlagen, verschärft das aus den Geschichtswissenschaften übernommene Problem noch, wie an Hartwig Schultzens Lesart bereits exemplarisch gezeigt wurde (vgl. die einleitenden Ausführungen zu Kapitel B. III.). Osinski unterscheidet von Schultz nur die viel offenere Wertungshaltung, wenn sie mithilfe ideologiekritischen Begriffsarsenals insgesamt an der Konstruktion einer absteigenden Entwicklung von der Weite und Höhe der klassisch-romantischen Epoche in die Niederungen eines »Klerikalismus« arbeitet (ohne hierbei die epigonale Fortschreibung der »Klassik-Legende«, die ja selbst Teil des historischen Problemzusammenhangs, explanandum, nicht explanans, ist, auch nur zu erkennen) und in der (nur katholischen) Konfessionalisierung »Wege ins Abseits« (S. 191) auszumachen sucht. Es ist allgemein bezeichnend, dass Eichendorff-Forscher bisher fast immer nur den innerhalb der eigenen Fach- und Forschungsgeschichte vorgezeichneten, breitgetretenen Bahnen stets auf Neue gefolgt, kaum aber einmal selbstständig über den Tellerrand hinausgeschaut haben; nicht anders als durch den aufgrund des Hervorgangs aus der Romantik immer schon vorhandenen Bekanntheitsgrad der publizistischen Wirksamkeit von Joseph Görres in der Germanistik ist es zu erklären, dass Riemen zwar das Kölner Ereignis und die Trierer Wallfahrt (1844) kennt, seinen hier jäh abbrechenden Kenntnisstand aber mit der realhistorischen *Weiterentwicklung* der

Exponenten der späteren Zentrumspartei, die aus der 1852 im Berliner Abgeordnetenhaus u. a. durch die Gebrüder Reichensperger initiierten »Katholischen Fraktion«, hervorging. Das literarhistorische Werk entstand damit in engem, über August Reichensperger auch konstellationsgeschichtlich fixierbarem (B.III. 4. 2) Zusammenhang mit demjenigen modernen Parteibildungsprozess, in dessen Zuge der katholische Aufbruch der ersten Jahrhunderthälfte zu einer Grundtatsache der parlamentarischen Geschichte Deutschlands bis 1933 aufrückte.

### 3.1 Katholischer Aufschwung und Kulturkampfneigung (deutsche Staaten, Belgien, Frankreich, Italien, England)

Im Bannkreis der Revolution artikulierte sich diese Aufbruchsstimmung nicht nur bei Eichendorff als dezidiert nationale. So verkündete der auch innerhalb der kirchlichen Hierarchie noch hoch angesehene Ignaz von Döllinger auf der ersten gesamtdeutschen Konferenz der deutschen Bischöfe in Würzburg 1848 den aus dem heiligen Reich erwachsenen, heilsgeschichtlich verbürgten Zusammenhang zwischen deutscher Nation und katholischer Religion; in einem programmatisch-historischen Referat erklärte der Münchner Kirchenhistoriker den Katholizismus gegenüber den kirchlichen Würdenträgern zum »eigentlichen Träger und Repräsentant[en] der deutschen Nationalität«:

Gott hat es so gefügt, daß die größere Hälfte der Nation jetzt wieder katholisch ist; dieser Teil der Nation ist der eigentliche Träger und Repräsentant der deutschen Nationalität, denn er steht in der ununterbrochenen Kontinuität mit der ganz großen Vergangenheit des deutschen Volkes; wie unsere Väter geglaubt, gefühlt, gedacht, so glauben, fühlen und denken wir, und von dem Volke, von welchem die große Apostasie der neueren Zeit mit ihrem ganzen Gefolge einer unchristlichen Geistesentwicklung und Literatur ausgegangen, von eben diesem Volke wird auch, so Gott will, die Rückkehr zur einen Wahrheit und die Wiederbelebung derselben ausgehen.<sup>138</sup>

Döllinger bezeugt nicht nur die aus dem Reichsmythos erwachsene und in gleicher Weise wie bei Eichendorff strukturbildende Identifizierung von Katholizismus und Nation, sondern auch den Zusammenhang des aktuellen national- und konfessionspolitischen Problemkomplexes mit der deutschen »Geistesentwicklung und *Literatur*«. Eine »Realitätsferne« solcher Reflexionen lässt sich nur durch die direkte oder indirekte Herauslösung aus ihrem historisch-politischen Rezeptionshorizont behaupten. Die erste Konferenz der auf Initiative des Kölner Erzbischof Geissels, des Nachfolgers

katholischen Bewegung verwechselt; hier liegt auch mit ein Grund für die vielen unhistorischen Urteile bei Kurzke 1983, Romantik und Konservatismus.

<sup>138</sup> Zitiert nach Lill 1985, Katholizismus und Nation, S. 60f. (der Aufsatz, der zwar aufgrund der damaligen Forschungslage nur erste Schneisen schlägt und verständlicherweise manchen heute veralteten Kategorien verpflichtet bleibt, ist allgemein im gegebenen Zusammenhang sehr wichtig).

Droste-Vischerings, zusammengekommenen deutschen Bischöfe war nur ein Beispiel für die rasante und flächendeckende Ausbreitung katholischer Zeitschriften, Tagungen, Konferenzen, Wahlkomitees, Interessen- und Petitionsvereine; der sich im Bannkreis der Revolution formierende (und bis heute bestehende) deutsche Verbandskatholizismus erwies sich als entscheidender Faktor des politischen Erfolgs.<sup>139</sup> Der katholischen Kirche, bereits durch das Kölner Ereignis von 1837 gestärkt (das ist nicht etwa Eichendorffs Privat-Urteil), gelang es, durch ihre Fähigkeit zur Massenmobilisierung sowie durch ihre ›realpolitische‹ Flexibilität zum eigentlichen Gewinner der Revolution zu avancieren; in der Frankfurter Reichsverfassung wie in den oktroyierten Verfassungen der Reaktionszeit konnte sie wesentliche kirchliche Freiheitsrechte sichern sowie in Österreich 1855 das langersehnte Konkordat abschließen; diese im Kapitel zu den Revolutionsdichtungen (Kapitel II.) bereits gegebenen Hinweise auf den katholischen Aufschwung und die »Reconvaleszenz-Erscheinungen«<sup>140</sup> um 1850 wären aber immer noch unvollständig ohne einen transnationalen Blick auf die gesamteuropäische Situation.

Schon im Jahr 1840 bemerkte der englische Historiker Thomas Babington Macaulay in einer Rezension zu Rankes »Geschichte der Päpste«, »daß es die große Aufgabe zukünftiger Historiker sein werde, den »katholischen Aufschwung« im 19. Jahrhundert nachzuzeichnen.«<sup>141</sup> Denn nachdem um die Jahrhundertwende ja bereits überall die Grabreden auf Kirche und Papsttum gehalten worden waren, als lange vor der Entführung Pius VII. durch Napoleon schon der Vorgänger Pius VI. durch seinen demütigenden Gang nach Wien, wo er von Joseph II. keine politische Absolution erhielt, sein Amt in ganz Europa kompromittiert hatte, da hatte es diese mittelalterliche Institution nun verstanden, sich überall wieder als gesellschaftliche, teils auch politische Macht ersten Ranges zu etablieren:<sup>142</sup>

Noch bevor [1799] die Bestattungsfeierlichkeiten für Pius den Sechsten vorüber waren, setzte eine starke Bewegung ein, die selbst jetzt, nach vierzig Jahren, noch weiterwirkt. ... Kein Mensch, der ruhig darüber nachdenkt, was in den letzten paar

139 Lönne 2000, Katholizismus-Forschung, S. 144 f.; Kapitel B. II. 2. 1.

140 Vgl. u. a. (!) die Artikelserie »Reconvaleszenz-Erscheinungen« in den HPBL 28 (1851), S. 109 ff., wobei hier aus konservativer Warte der Aufschwung als »Rückschlag der [satanisch-antichristlichen, N. v. E.] Revolution« interpretiert wird (S. 109): »Der Rückschlag der Revolution zeigt sich nicht nur in einer größeren Empfänglichkeit der katholischen Bevölkerungen für die Wahrheiten des Christenthums, in den großartigen und wunderbaren Erfolgen der Missionen [der jesuitischen Volksmissionen, N. v. E.]; es fängt auch im Gemüthe der protestantischen Bevölkerungen zu gähren an, und es tritt ein Sehnen nach Wahrheit im Christenthum, nach der wahren Kirche hervor, wie wir es bisher noch nie sahen.« Allgemein zum religiösen Aufschwung der Zeit vgl. auch das Kapitel »A Religious Revival: 1850-1870« bei Sperber 1984, *Popular Catholicism*, S. 39 ff.

141 Anderson 1997, Aufschwung, S. 194. Zu Eichendorffs Kenntnis von »Macaulay« vgl. den Brief vom 25. 2. 1856 an Theodor von Schön, HKA XII, S. 393 f., hier 394.

142 Zitate bei Anderson 1997, Aufschwung, S. 194. Auch die frühromantischen Katholizismus-Utopien (Novalis etc.) gewannen ja ihre Kontur erst aus dieser zu Projektionen, Idealisierungen und Zukunftsspekulationen einladenden Todesgeweihtheit der real existierenden Kirche samt ihres »äußeren« Strukturapparates.

Jahren in Spanien, Italien, Südamerika, Irland, den Niederlanden, Preußen, ja, sogar in Frankreich geschehen ist, kann daran zweifeln, daß die Macht dieser Kirche über Herz und Geist der Menschen jetzt viel stärker ist als sie zur Zeit der Enzyklopädie [Diderots etc., N. v. E.] erschien.<sup>143</sup>

Diese von Macaulay mit Schrecken registrierte Entwicklung, weil es sich bei der »Verfassung der Römischen Kirche« zwar, wie die Zeit wieder deutlich vor Augen führte, um »das höchste Meisterwerk menschlicher Weisheit« handeln musste, das aber freilich damit »den ersten Rang« gerade »[u]nter den Einrichtungen, die zur Täuschung und Unterdrückung der Menschheit erfunden worden sind«, einnahm,<sup>144</sup> entfaltete in der Mitte des Jahrhunderts ihren ersten Höhepunkt.

Partielles Vorbild für die 1848 in der Frankfurter Reichsverfassung erfolgreich durchgesetzte Zentralforderung des deutschen Katholizismus nach Unabhängigkeit der Kirche vom Staat (Kapitel B. II. 2. 1) war hierbei das liberale Belgien. Unter dem dortigen Einfluss des Ahnherren des französischen »Catholicisme libéral«, Félicité de Lamennais« wiederum war im belgischen Teil der Niederlande erstmals die Allianz zwischen liberaler und katholischer Emanzipationsbewegung gegen die restaurative und staatskirchliche Linie des oranisch-reformierten Wilhelm I. erprobt und erfolgreich durchgeführt worden.<sup>145</sup> Nach einem Jahrzehnt heftiger politischer Konflikte zwischen dem (oranischen, calvinistischen) Norden und dem (ehemals spanisch-habsburgischen, katholischen) Süden der 1815 wiedervereinigten Niederlande hatten sich Liberale und Katholiken 1825 offiziell in der »Union« zusammengeschlossen. Der Forderungskatalog, in dem sich die katholische Bewegung auf den Boden der modernen Presse-, Gewissens- und Religionsfreiheit stellte, wurde nach der Separierung Belgiens von den Niederlanden im Gefolge der Julirevolution in der neuen Belgischen Verfassung erfüllt. Auf Grundlage einer liberalen Trennung war der katholischen Kirche ihre volle Freiheit, die sie in den kommenden Jahren zum stetigen Ausbau ihres gesellschaftlichen Einflusses, etwa durch die Gründung katholischer Schulen, zu nutzen verstand, verfassungsrechtlich zugesichert.<sup>146</sup> Zwar erstrebte man in Deutschland nicht die Trennung, sondern nur die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, deren ideales Verhältnis mit dem Bild der »harmonischen Ehe« umschrieben wurde;<sup>147</sup> dennoch ermöglichte die erfolgreiche Erprobung im Nachbarland eine grundsätzliche Aufgeschlossenheit gegenüber den bürgerlichen Freiheiten und ein je nach den spezifischen Konstellationen in den Einzelstaaten mindestens taktisches Zusammengehen mit dem politischen Liberalismus. Umgekehrt hatte auch schon der Kölner Kirchenstreit aus Sicht sowohl

143 Anderson 1997, Aufschwung, S. 194.

144 Zitiert nach Anderson 1997, Aufschwung, S. 194. Anderson integriert im Folgenden (S. 194f.) auch Dostojewskis berühmt-berüchtigte Groß-Inquisitor-Figur in diese historische Entwicklung, durch welche die antikatholische Polemik des russisch-orthodoxen Autors erst ihre Schärfe gewinnt.

145 Hierzu und zum Folgenden Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 184.

146 Franz 1954, Kulturkampf, S. 32 f.

147 Vgl. Kapitel B. II. 2. 1 sowie den im Großen und Ganzen zuverlässigen Überblick bei Lönne 1986, Politischer Katholizismus, S. 106-116.

der staatlichen Behörden wie der Publizistik seine Brisanz aus der Nachbarschaft der Rheinprovinz und des liberalen Belgiens erhalten;<sup>148</sup> der gegen Erzbischof Vischering gerichtete Vorwurf ›revolutionärer Umtriebe‹ (s. o., Kapitel A. I. 2; A. II. 4) gründete in der Furcht, dass der katholische Klerus im bürgerlich-dynamischen Rheinland eine Allianz mit dem politischen Liberalismus nach belgischem Vorbild schmiedete, womöglich sogar durch belgische Spione aufgeführt sein könnte.<sup>149</sup> Im Verlaufe des Vormärz kam es jedenfalls zunehmend zur Auflösung des liberal-katholischen belgischen Unionismus und zu sich stetig verschärfenden Spannungen zwischen Kirche und Staat; dafür hatten andere europäische Nationen ›ihren‹ katholischen Aufschwung noch vor sich, der je nach den historisch-politischen Gegebenheiten unterschiedlichste Gestalten annahm.

In Frankreich,<sup>150</sup> das seit der Revolution mehrheitlich in einen strikt atheistischen bzw. antiklerikalen, liberalen bzw. radikalen einerseits, andererseits in einen traditionalistisch-katholischen, politisch meist dem *ancien régime* nachträumenden Block gespalten war,<sup>151</sup> wurde mit dem Staatsstreich Napoleons III., durch dessen Analyse Karl Marx die Bonapartismus-These begründete,<sup>152</sup> das Gegenteil einer ›belgischen Lösung‹ verwirklicht; aus taktischer Rücksicht auf die wiedererstarkte gesellschaftliche Macht des Katholizismus erklärte sich der napoleonische Kaiser zum Schutzherrn der Kirche; der Katholizismus gewann hier, anders als in Belgien, gerade durch die obrigkeitstaatliche Protektion wieder an Einfluss und besiegelte damit das Scheitern des »*catholicisme libéral*«, deren Vertreter teils, wie Lamennais, in das Gegenextrem verfielen und in das antiklerikale Lager überliefen.<sup>153</sup> Nur durch die militärische Unterstützung des *empéreur*, des Napoleon Redivivus, konnten Papst Pius IX. 1849 nach Rom zurückkehren und der jahrzehntelange »Kampf um Rom«, der Endsieg der »*guerra santa*« des italienischen Nationalismus gegen den Kirchenstaat für zwei Jahrzehnte aufgeschoben werden.<sup>154</sup> Erst mit Ausbruch des deutsch-französischen Krieges im Jahr 1870 und dem Abzug der französischen Truppen wurde Rom von den Truppen Garibaldi und Mazzinis erobert, zur Hauptstadt des italienischen Nationalstaats erklärt und der Papst bis zu den Lateranverträgen der 1920er Jahre zum römischen »Gefangenen«. In

148 Vgl. bereits den Hinweis bei Frühwald 1977, Anfänge der Katholischen Bewegung, S. 238.

149 Vgl. die Hinweise in der zwar extrem gefärbten, aber durch die ›insiderhaften‹ Detailinformationen über die Zeit des Vormärz stellenweise immer noch wertvollen Darstellung bei Treitschke, Deutsche Geschichte IV, S. 691 f.

150 Vgl. wiederum zum Überblick Lönne 1986, Politischer Katholizismus, S. 139-142.

151 Vgl. hierzu den vergleichenden Blick der HPBl 24 (1849), S. 684: »Wo liegt heute der Hauptunterschied zwischen der geistigen Physiognomie der Franzosen und der Deutschen? In Frankreich gibt es Gläubige und Ungläubige (*Catholiques et Incrédules*, wie Napoleon zu sagen pflegte), und zwischen beiden hat es zur reinen, scharfen Scheidung kommen können.« Dass die ultra-konservativen HPBl die Allianz der französischen Katholiken mit Napoleon III. nahezu uneingeschränkt begrüßten (ebd., S. 678 ff.), ist dabei nicht für Eichendorff und die dem (politischen) Liberalismus aufgeschlossenen Katholiken veranschlagbar.

152 Vgl. Marx 1869 [1852], Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte.

153 Franz 1954, Kulturkampf, S. 46-48; Lönne 1986, Politischer Katholizismus, S. 139-143.

154 Vgl. Lönne 1986, Politischer Katholizismus, S. 143-150; Seibt 2001, Rom oder Tod, S. 128 ff.; Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 128 f.

der päpstlichen Armee dienten Katholiken aus allen Nationen – ein Zeichen auch der wachsenden Solidarität mit dem 1848 nur knapp dem risorgimentalen Mordanschlag entgangenen Kirchenoberhaupt.<sup>155</sup> So war die Lage des Katholizismus in Frankreich und Italien um 1850 zwar äußerlich wiederhergestellt, doch aus Sicht des deutschen Katholizismus, der gerade im Zeichen seiner ›Ultramontanisierung‹ liberale und demokratische, tendenziell »anti-autoritäre[ ]« Züge annahm,<sup>156</sup> am unersprißlichsten;<sup>157</sup> das ist eine wesentliche Erklärung für die noch ausführlich zu beschreibende, ungebrochene Distanz des späten Eichendorff zu Frankreich wie für die gewachsene Distanz zu Italien, als auch für die besondere Nähe zu England.<sup>158</sup>

Das Vereinigte Königreich war für die rigoroseste und brutalste Unterdrückung der katholischen Kirche bekannt, verzeichnete aber gegen Mitte des 19. Jahrhunderts einen beispiellosen katholischen Aufschwung, der die schrittweise Rücknahme der diskriminierenden antikatholischen Gesetzgebung teils bedingte, teils aber auch selbst Symptom des politischen Tauwetters des bürgerlichen Zeitalters war. Die Parallele zu den Verhältnissen in Preußen und manchen anderen deutschen Staaten, in denen die Katholische Bewegung sich aus der Konfrontation mit einer protestantischen Obrigkeit und Mehrheitsgesellschaft heraus taktisch und ideell dem Liberalismus annäherte, wurde auch hier in der sich am ›Kölner Ereignis‹ entzündenden kulturkämpferischen Publizistik gezogen. Arnold Ruge stellte sehr bewusst den Zusammenhang zwischen der katholischen Emanzipationsbewegung in Deutschland und derjenigen in Großbritannien, zwischen der Konfrontation des katholischen Rheinlandes und des protestantischen Preußen auf der einen sowie des protestantischen England und des katholischen Irland

155 Vgl. Seibt 2001, Rom oder Tod. S. 56, 66 f. 69 f. (»Die Armee des Papstes zählte am 12. September [1870] 1206 Pferde und 13157 Männer. Die eine Hälfte der Mannschaften war italienisch, die andere setzte sich aus den verschiedensten Nationen zusammen, darunter waren etwa 3000 Franzosen [...], 700 Belgier, 900 Holländer, 1200 Deutsche und Österreicher, 1000 Schweizer, 300 Kanadier. Aber auch Russen, Engländer, Spanier, Portugiesen, Nordamerikaner fehlten nicht. Es hat bis zu den modernen Corps der Vereinten Nationen eine so multinationale Armee nicht mehr gegeben. Die Universalität der katholischen Kirche, die alle Völker und Rassen als gemeinsame Gotteskinder auffasst, zeigte sich auch darin, dass 1870 auf ihrer Seite drei Türken, vier Tunesier, drei Syrer, ein Marokkaner, zwei Brasilianer, ein Peruaner, ein Mexikaner, zwei Schweden vom Nordkap und ein Ureinwohner aus Neuseeland fochten. [...] Die national gesinnten Italiener haben dieses bunt zusammengesetzte Heer vielfach geschmäht [...].«

156 Vgl. Anderson 1997, Aufschwung, S. 217 f. (Zitat 218); Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 420.

157 Zum italienischen, antikatholischen Risorgimento-Nationalismus bzw. -Liberalismus vgl. v. a. Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 120-154, 326-351.

158 Die historisch tief liegende Differenz besonders zur traditionalistisch-royalistischen Prägung des französischen Katholizismus wird bis weit ins 20. Jahrhundert hinein unter deutschen Katholiken bewusst bleiben, vgl. auch noch die im Interesse eines kritischen Vergleichs geschriebene Darstellung von Waldemar Gurian 1929, Französischer Katholizismus. Gurian, Katholik jüdischer Abstammung, abtrünniger Schüler Carl Schmitts (dazu Vollhardt 2008, Hochland-Konstellationen, S. 90 ff.) und Schöpfer des geflügelten Wortes von Schmitt als dem »Kronjuristen des Dritten Reiches« (ebd., S. 93), wurde durch seine Fokussierung des Verhältnisses von Politik und Religion und in seiner frühen Auseinandersetzung mit der NS-Ideologie (u. a. Gurian 1932, Reiches Zukunft) zum Vordenker bzw. »Wegbereiter der Totalitarismustheorie«, vgl. Maier, Totalitarismus, Bd. 3 (2003), S. 351 f. (Zitat 351).

auf der anderen Seite her, wenn er Görres nicht nur als »katholischen Tetzels unserer Tage«, sondern auch als »deutschen O'Connell« geißelte.<sup>159</sup> Der rührigen Agitation und den Wahlerfolgen des irischen Freiheitskämpfers Daniel O'Connell kam in der Tat die Schlüsselrolle bei der erfolgreichen Verabschiedung des Emancipation Act von 1829 zu, mit welchem den Katholiken nach einer 1778 eröffneten Reihe schrittweiser Catholic Relief Acts erstmals seit den Test Acts von 1661/1673 die vollen staatsbürgerlichen Rechte (formell) zugestanden wurden.<sup>160</sup> Die 1850 in der offiziellen Wiederaufrichtung der kirchlichen Hierarchie durch die Bulle *Universalis Ecclesiae* Papst Pius' IX. kulminierende Entwicklung provozierte zwar teils heftige antikatholische Unruhen und Ausschreitungen (»no popery!«) sowie gesetzliche Gegenmaßnahmen, welche den Antikatholizismus als Hauptelement nationaler Identitätsbildung festigten,<sup>161</sup> sorgte auf der anderen Seite aber für ein erneuertes, auch und gerade kulturell höchst fruchtbares Selbstbewusstsein englischer (nicht nur irischer) Katholiken. Der neubegründeten englischen Kirchenprovinz, die sich aus dem Erzbistum Westminster und zwölf Suffraganbistümern zusammensetzte, stand mit Kardinal Nicholas Wiseman ein Kirchenmann vor, der sich mit seinem in der römischen Kaiserzeit spielenden Märtyrerroman »Fabiola« nicht nur in ganz Europa literarische Lorbeeren erwarb,<sup>162</sup> sondern auch eine populäre Stoffgattung begründete, an die schließlich selbst Eichendorff mit seinem letzten Versepos anknüpfen sollte (*Lucius*, 1857; Kapitel B. IV. 3).

159 Ruge 1838, Preußen und die Reaction, S. 143; zum historisch-politischen Kontext der Schrift s. o., Kapitel A. II. 4; A. III. 2.

160 Mit den Test Acts werden gemeinhin der Corporation Act von 1661, der Test Act von 1673 und derjenige von 1678 zusammengefasst; nach Ersterem war die Bekleidung öffentlicher Ämter an den offiziell nachzuweisenden, jährlichen Empfang der anglikanischen Kommunion, nach den beiden Letzteren an die förmlich-eidliche Verwerfung der katholischen Transsubstantiationslehre, Heiligenverehrung und Messopferlehre gebunden; mit dem ersten Catholic Relief Act von 1778 wurde dieser Eideskatalog auf das Gelöbnis des Supremacy Act und des Ausschlusses von Thronansprüchen der Stuarts beschränkt und Katholiken die freie Religionsausübung sowie die Möglichkeit zum Erwerb von Grundeigentum zugestanden; die letzte Hürde wurde mit dem Universities Test Act von 1871 genommen, als Katholiken die Immatrikulation in Cambridge und Oxford erlaubt wurde; die Maßnahme hatte v. a. wegen der aus dem Oxford-Movement (dazu s. u.) hervorgegangenen, die gebildete Welt stark polarisierenden Konversionsbewegung eine auch symbolische Wirkung, die durch die Ernennung des mittlerweile in allen Lagern anerkannten Newman zum Honorary Fellow am Oxforder Trinity College im Jahr 1877 noch unterstrichen wurde. – Vgl. zum Überblick über die politisch-rechtliche Entwicklung Davis 1997, Issue of Catholic Emancipation (mit weiterführenden Literaturangaben).

161 1851 wurde der (1871 widerrufen) symbolpolitische Ecclesiastical Titles Act in Reaktion auf die (punktuell gewalttätigen) Massendemonstrationen gegen die »papal aggression« (der Wiederaufrichtung der kirchlichen Hierarchie von 1850) verabschiedet; obwohl Pius IX., um keine politische Konkurrenz zum anglikanischen Episkopat zu provozieren, bewusst neue Bistümer gründete und nicht die von der Church of England übernommenen reaktivierte, wurde das Führen historischer bischöflicher Titel zur Straftat erklärt, die den Entzug des Eigentums nach sich zog. Zum zugrunde liegenden Komplex der nationalen Identitätsbildung vgl. das ob seines exzentrischen Anti-Whiggismus nach Erstpublikation hoch umstrittene, aber in seiner wissenschaftlichen Brillanz mittlerweile weithin anerkannte Buch von Clark 2000 [1985], English Society 1688-1832, mit Fokus auf die Restaurationszeit Wiesenthal 1994, Entwürfe englischer nationaler Identität.

162 Wiseman 1854, *Fabiola*.

Eichendorff hat diese Entwicklung nicht nur sehr aufmerksam verfolgt, sondern wäre durch Vermittlung Lord Actons, der bald auch über Konfessionsgrenzen hinweg zum profiliertesten Advokaten einer spezifisch englischen Auffassung von »liberty« avancierte sowie als erster Katholik seit der Reformation zum »Regius professor« der Geschichte an der Universität Cambridge ernannt wurde, beinahe selbst Teil dieser englischen Bewegung geworden. Im Jahr 1855 nämlich wurde der frischgebackene Absolvent der Universität München, wo Acton unter den Auspizien Döllingers studiert hatte,<sup>163</sup> auf seiner abschließenden Deutschlandreise auch bei Eichendorff in Berlin vorstellig. Acton präsentierte dem »letzten Ritter der Romantik« ein Zeitschriftenprojekt, durch das die katholischen Engländer mit der deutschen Literatur, »u. namentlich mit [Eichendorffs] letzten [literarhistorischen, N. v. E.] Schriften bekannt« gemacht werden sollten; er berichtete ihm ferner von seiner Unterstützung der Pläne »Nieuwmans« für die neu zu gründende »reinkatholische Universität in Dublin«.<sup>164</sup>

John Henry Newman war, dicht gefolgt von seinem späteren innerkirchlichen Gegenspieler Henry Edward Menning, nur der prominenteste Fall einer ganzen Reihe aufsehenerregender Konversionen von Exponenten des Oxford-Movements, das bekanntlich von der Wiederentdeckung katholischer Traditionen ursprünglich innerhalb der anglikanischen Kirche seinen Ausgang nahm. Später zum Kardinal erhoben und mittlerweile (2019) heiliggesprochen, auch über Konfessionsgrenzen hinweg als größter Prosa-Künstler der englischen Sprache anerkannt,<sup>165</sup> markierte seine 1845 nach Jahren des zurückgezogenen Studiums erfolgte Konversion den Beginn eines »neuen Frühlings« des englischen Katholizismus. Die kulturellen Manifestationen dieses katholischen Aufschwungs in England waren auch in anderer Hinsicht für Eichendorff relevant, der in Köln und Marienburg an der Propagierung der Gotik als eines germanisch-deutschen Baustils kräftig mitgewirkt hatte (Kapitel A. I; A. III. 3).

Augustus Welby Pugin, der bahnbrechende Vorkämpfer des Gothic Revival, hatte sich nach seiner 1834 vollzogenen Konversion ganz dem Vorhaben verschrieben, dem katholischen England durch seine rastlose Bautätigkeit wieder sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Neben unzähligen kleineren Kirchen verantwortete der bereits 1852 im Alter von nur 40 Jahren Verstorbene (nicht zuletzt aus Erschöpfung, wie bis heute vermutet wird) u. a. den Bau der ersten katholischen Kathedrale seit der Reformation, die Aufbruchstimmung und neues Selbstbewusstsein förmlich ausstrahlte.<sup>166</sup> St. Chad in Birmingham, 1841 fertiggestellt, war nach der Erhebung zur Bischofskirche des neu gegründeten Bistums Birmingham durch die Bulle Pius' IX. im Jahr 1850 Schauplatz der epochalen Amtseinführung des ersten Bischofs – mit einer Festpredigt John Henry

163 Zu den im Münchener Görres-Kreis zusammenlaufenden Fäden des europäischen Katholizismus (Lamennais, Montalembert, Acton etc.) vgl. schon Schnabel, *Deutsche Geschichte IV*, S. 189 ff.

164 Eichendorff berichtete in einem Brief vom 15. 3. 1855 an seinen Sohn Hermann von dem Treffen, HKA XII, S. 354-356, hier 355.

165 Im gegebenen Rahmen sei nur der Newman-Artikel des anglikanischen Priesters H. C. Beeching in der einflussreichen Reihe von Craik 1916, *English Prose*, genannt.

166 Zuvor hatte Pugin zwei Kathedralen in Irland entworfen, vgl. O'Donnell 1994, *Church Architect*, S. 71; es sollten noch mehrere Kathedralen folgen, ebd., S. 68 f.

Newmans, der in Birmingham das erste englische Oratorium gegründet hatte.<sup>167</sup> Im Zuge des in England von Pugin auf eine einsame Höhe getriebenen Gothic Revival war die Idee eines ursprünglicheren, vorreformatorischen Europas aufgekommen, das von den Entwicklungen seit der ›heidnischen‹ Renaissance abgegrenzt wurde und Katholiken unterschiedlichster Nationalität miteinander verband.<sup>168</sup> August Reichenspergers architekturgeschichtliche Ursachendiagnose der Reformation – die bei Persistenz des gotischen Baustils verhindert worden wäre – ist hier nur das populärste Beispiel, dem zahlreiche weitere zur Seite zu stellen wären.<sup>169</sup> Die scheinbar einander widerstrebende nationalistische Vereinnahmung der Gotik deutete zumal in Deutschland und England auf einen tieferen Konvergenzpunkt, der in der Konstruktion ursprünglich katholischer Nationalcharaktere seine Begründung fand.<sup>170</sup> Während Reichensperger, der enge Freund Eichendorffs in den 1850er Jahren, sich in seiner emphatisch vorgebrachten These von der Gotik als germanischem Baustil auch durch die Entdeckung des eigentlich nordfranzösischen Ursprungs nicht beirren ließ, weil das normannische Nordfrankreich damals ja noch »unter der Botmäßigkeit der germanischen Race« gestanden habe,<sup>171</sup> so war auch Augustus Pugin, der als Sohn eines nordfranzösischen Emigranten seine architektonisch-stilistische Initiation auf einer Bildungsreise durch die Normandie erlebt hatte, engagierter Verfechter der Gotik als eines genuin engli-

167 In dem entsprechenden Beitrag der HPBl 28 (1851), S. 41 ff. (folgendes Zitat S. 41) wurden die gesetzliche Anerkennung der Wiederaufrichtung der kirchlichen Hierarchie durch Pius IX. sowie die ihr vorausgehenden und mit ihr koinzidierenden Übertritte aus dem anglikanischen Klerus als »Zeugniß« der allgemeinen »Reconvaleszenz-Erscheinungen« um 1850 gewertet, die auch durch die Verbrennung von Papst-Stroh puppen bei den »no popery«-Massendemonstrationen und die darauf folgende Verabschiedung des »Titel-Bill« nicht mehr unterlaufen werden konnten: »Wenn unsere Zeit voll von Erscheinungen ist, die von einem mächtigen Eingreifen des bösen Principis in unsere Tagesereignisse zeugen, so zeigen sich dagegen in vielen Ländern andere Erscheinungen, welche noch klarer für die sichtbare Einwirkung göttlichen Gnade Zeugniß ablegen und es gleichsam zu einer Sünde in den heiligen Geist machen, wenn man unsere nächste Zukunft als eine solche ansieht, wo Gott nur noch seine strafende Hand und nicht auch die seiner Liebe das Menschengeschlecht wird fühlen lassen. England ist der Boden, der besonders für diese letztere ein herrliches Zeugniß gibt.«

168 Pugin 1843, Apology, S. 7 (»The change which took place in the sixteenth century was not a matter of mere taste, but a change of soul; it was a great contention between Christian and pagan ideas, in which the latter triumphed, and for the first time *inconsistency* in architectural design was developed«); O'Donnell 2002, Pugins, S. 1 (»It became almost a heresy to build in the classical or as he called it as the ›Pagan‹ style«).

169 Nipperdey 1981, Kölner Dom als Nationaldenkmal, S. 605; über der meist nur schlagwortartigen Zitation dieser ohne Frage exzentrisch-polemisch anmutenden Äußerung wird freilich nicht selten vergessen, dass es immerhin der Neubau des Petersdoms im verschwenderischen, von Reichensperger als ›heidnisch‹ interpretierten Renaissance-Stil war, der ja tatsächlich das Ausufern des Ablasshandels auslöste und Luthers sich hieran entzündenden Protest mit allen weiteren Folgen provozierte.

170 Vgl. auch für Frankreich das Beispiel der Mittelalter- und Gotikbegeisterung Chateaubriands, hierzu Voss 1972, Mittelalter im historischen Denken Frankreichs, S. 317 ff. Die neugotische Pariser Kirche St. Clothilde war von den Bauplänen des Kölner Doms inspiriert, vgl. Kramp 2002, Heines Kölner Dom, S. 79.

171 Nipperdey 1981, Kölner Dom als Nationaldenkmal, S. 604 f. (mit Zitat aus Reichenspergers Beitrag in der ›Katholischen Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst‹ von 1844/45).

sehen Stils.<sup>172</sup> Der damalige und heute wiederentdeckte Ruhm Pugins, der trotz seines missionarisch-eifernden Konvertiten-Katholizismus zum geachtetsten Architekten des viktorianischen Englands avancierte,<sup>173</sup> ja selbst die Architektur des nach dem Brand von 1834 neu errichteten Westminster Palace, hier vor allem das Design des ikonischen Big Ben sowie die Innengestaltung des House of Lords verantworten durfte,<sup>174</sup> ist wohl auch allein durch seine entschiedene Partizipation an einem nationalenglischen Trend zu erklären – nur dass Pugin diesen neogotischen Trend als Spätblüte der in England nie ganz verschütteten katholischen Tradition verstand. Die »Catholic antiquity« sei dem englischen Nationalcharakter so unverlierbar eingeschrieben und in ihren äußeren Formen, etwa auch noch in der anglikanischen Liturgie, so omnipräsent, dass daran lediglich wieder konsequent angeknüpft, das halb Verschüttete wieder freigelegt und im Wortsinne »restauriert« werden musste.<sup>175</sup> Einen Schlüssel zu den national-katholischen<sup>176</sup> Vorstellungen Pugins bietet etwa die äußerlich unscheinbare St. Augustine's Church, die der patriotische Engländer zusammen mit seinem privaten Wohnsitz »The Grange«, dem Urbild des bis heute gängigen britischen Eigenheimstils, an demjenigen Ort errichtete, von dem aus die päpstlich initiierte Christianisierung der Britischen Inseln, die nach ersten Impulsen zwischenzeitlich dem Einfluss Roms entzogen waren, ihren Anfang genommen hatte.<sup>177</sup> Im Auftrag Gregors des Großen entsandt, war Augustinus von Canterbury im Jahr 597 mit einer kleinen Schar von Mönchen auf der damals von England noch durch einen schmalen Meerstreifen getrennten Isle of Tha-

- 172 Der Vater nahm den 12-Jährigen auf eine Tour durch Nordfrankreich mit, die einen immensen Vorrat architektonischer Skizzen, Kopien etc. hervorbrachte, Hill 2007, Pugin, S. 63-65. – Die Ablehnung des klassizistischen Baustils begründete Pugin mit den bezeichnenden Worten (Pugin 1841, Principles, S. 56): »We are not Italians, we are Englishmen. God in his wisdom has implanted a love of nation and country in every man, and we should always cultivate this feeling [...]«. Zum Zusammenhang Reichensperger-Pugin s. O'Donnell 1994, Church Architect, S. 74.
- 173 Zur konfessionellen Charakteristik der Zeit vgl. Norman 1968, Anti-Catholicism in Victorian England. Die Zeit etwa seit der Jahrtausendwende verzeichnet eine teils auch populärkulturelle Pugin-Renaissance, die u. a. in einem aufwendigen und weithin beachteten Dokumentarfilm der BBC im Jahr 2012 kulminierte; der knapp zweistündige Film ist online verfügbar: <https://www.bbc.co.uk/programmes/p00n58pm> (28. 9. 2019).
- 174 Hill 2007, Pugin, S. 316-318.
- 175 Vgl. hierzu die im Zusammenhang mit Eichendorffs England- und Shakespeare-Bild weiter unten ausführlich zitierten Reflexionen Pugins (Kapitel B. III. 3. 2. 5).
- 176 Vgl. O'Donnell 2002, Pugins, S. 9 f.: »Pugin conceived of an ›English‹ Catholic Church and spoke of ›our ancestors ... not Roman Catholics [but] English Catholics. This was quite distinct from the conservatism of the ›old Catholics‹ and the later Roman enthusiasts.« Entsprechend kam es ab Mitte der 1840er Jahre zu wachsenden Spannungen mit dem stärker romorientierten, auch in Stilfragen römisch-romanischen »Ultramontanismus«, für welchen »Puginism« und »Puseyism« als Ausdruck mangelnder Romanitas zusammenrückten, vgl. ebd., S. 27 f.; O'Donnell 1994, Church Architect, S. 63 f.; s. 85 ff. zur erregten »Rood Screen [d. i. Lettner-] Controversy« und ähnlicher ideologisch aufgeladener Kämpfe um das ›wahre‹ Kirchendesign zwischen Pugin und Newman / Wiseman.
- 177 Hierzu O'Donnell 1994, Pugin as a Church Architect, S. 75 ff.; Hill 2007, Pugin, S. 318 f.; der sehr schematische Beitrag von Burton/Pedersen (2013, St. Augustine's Church) gibt leider keinerlei Aufschluss auf die im Folgenden herauszuarbeitende Symbolfunktion dieser oft als Pugins ›Vermächtis‹ bezeichneten Kirche.

net bei Ramsgate gelandet; mit der Bekehrung des Königs Æthelberth von Kent und der Niederlassung der ersten Mönche in Canterbury begann die christlich-katholische, und damit für Pugin die eigentliche Geschichte Englands. Augustinus kam hierbei eine vergleichbare diskursive Funktion zu wie (dem wenig später von den Britischen Inseln nach dem Festland entsandten) Bonifatius, der erst im Zuge der konfessionell umstrittenen deutschen Geschichte als ›Apostel der Deutschen‹ zum nationalen Anti-Luther und Anti-Gustav-Adolf avancierte;<sup>178</sup> der von Rom beauftragte Augustinus von Canterbury wurde nun in ähnlicher Weise zur nationalen Gründungsfigur des ursprünglich katholischen England erhoben. Im Zuge der Reformation war St. Augustine's Abbey in Canterbury aufgelöst, der dortige Heiligenschrein zerstört worden. Nun gestaltete Pugin am Ort des Beginns in Ramsgate nicht nur eine vermächtnishafte Kirche nach seinen persönlichen Idealvorstellungen, sondern ein symbolisches Kraftzentrum des englischen Katholizismus.<sup>179</sup>

### 3. 2 Komparatistischer Nationenvergleich: *Zur Geschichte des Dramas* (1854)

#### 3. 2. 1 Das Postulat katholischer Nationalcharaktere

Vor diesem Hintergrund kann es kaum mehr verwundern, dass Eichendorff in der »Geschichte des Dramas« von 1854 seine literarhistorische Perspektive gesamteuropäisch ausweitete, ohne seine nationale und katholische Fragestellung aufgeben zu müssen. Auch für Eichendorffs Blick auf die Literaturen der europäischen Nationen fungiert zunächst die Reformation als strukturbildender Angelpunkt. Dass die Reformation »auf die naturgemäße Entwicklung einer wahrhaft nationalen Poesie im Anfang nur verderblich wirken« konnte, weil sie »Deutschland gleichsam in zwei innerlich verschiedene Völker zerspaltete« und so den »gemeinsame[n] Mittelpunkt« (KA VI, S. 426 f.) auflöste, war bereits in den auf die deutsche Literatur beschränkten Schriften mit deren abstrakt-rationalistischem, ›revolutionärem Verfahren‹ systematisch begründet worden. Als das »Prinzip« der »endlosen Revolution« (274), welche die »neue Welt aus sich selbst« abstrakt »konstruieren« (S. 432) will und »den historischen Boden lebendiger Traditionen« notwendigerweise »verlassen« musste (S. 755), hat der Protestantismus aber auch die ›naturwüchsige‹ Entfaltung aller anderen Nationalkulturen Europas direkt oder indirekt »gestört«:

Die Reformation hatte eben damals in das Völkerleben einen tiefen Einschnitt gemacht und durch ihren revolutionären Umschwung der religiösen Weltansicht die organisch nationale Entwicklung momentan fast überall gestört (KA VI, S. 705).

178 Vgl. hierzu die obigen Ausführungen im Rahmen der Eichendorffschen nationalen Ursprungserzählungen, B. III. 2. 2 und Weichlein 2002, Konstruktion des Bonifatius; der Bonifatius-Verein war auch eine späte Reaktion auf den 1832 gegründeten Gustav-Adolf-Verein.

179 Im Jahr 2012 wurde der Schrein des hl. Augustinus in Ramsgate wiedererrichtet.

Reformationsdeutung, Mittelalterbild und Romantikdefinition fließen auch hier konzeptuell zusammen, indem Eichendorff die von der Reformation unterbrochene »organisch nationale Entwicklung« gleich im übernächsten Satz »mit dem Mittelalter und seiner Romantik« (S. 705) identifiziert; wenn »Romantik« hierbei als ein Phänomen definiert wird, das einerseits aus dem überall gleichen »religiösen Bedürfnis der Völker« erwächst, das sich andererseits aber »nach den verschiedenen Nationalitäten mannigfach gestalte[t]«, dann konnte Eichendorff hiermit einen weiteren Kerngedanken produktiv umsetzen und in ein in sich schlüssiges Konzept überführen, den er in den nationalpolitischen Aufsatzversuchen während der Umbruchphase von 1844/45 erstmals *in nuce* formuliert hatte. Auf den Doppelanspruch der rationalistischen Deutschkatholiken, eine zugleich nationale und allgemeinemenschliche Form der Religion zur lebendigen Entfaltung zu bringen, hatte Eichendorff in der »Abhandlung über die kirchlichen Wirren« (Kapitel A. III. 4. 3. 1) mit folgendem Passus reagiert:

Ja das Christentum – und folglich auch seine äußere Erscheinung: die Kirche – ist seiner Natur nach antinational, weil es einerseits, als das Ewigwahre, Höchste, sich den wechselnden, lokalen Bedürfnissen, Moden p. nicht akkomodieren kann, und andererseits auch wieder, als das allgemein Menschliche, alle Nationalitäten gleichmäßig durchdringt p. (KA V, S. 815).

Auch Eichendorffs universal-nationale, katholische Romantikdefinition wird nur durch die immer noch bestimmende Oppositionshaltung gegen die von den Deutschkatholiken exemplarisch vorgenommene nationalreligiöse Identifizierung von »Deutschtum« und »universaler Vernunft« in ihrem historischen Replikcharakter verständlich. Eichendorff übernimmt zwar das in dieser Zeit virulente hypostasierte Nationsverständnis, das sich bei Gervinus, Jacob Grimm etc. als Epiphänomen der Säkularisierung erwies (s. o., Kapitel B. III. 2. 2). Gegen die aus dem Säkularisierungsprozess resultierende Sakralisierung und Absolutsetzung des Nationalen konzipiert Eichendorff jedoch ein an Novalis anknüpfendes integratives Modell, nach welchem das universale Humanum und das national Individuelle, das wahrhaft Allgemeine und das Organisch-Besondere nur durch den Bezug auf ein »Höheres über ihnen« miteinander vermittelt werden, das nationale wie das menschliche Subjekt also vor abstrakt-rationalistischer Nivellierung und vor egoistischer Selbstvergötterung zugleich bewahrt werden können:

»Nur die Religion«, sagt [Novalis], »kann Europa wieder aufwecken und die Völker sichern. [...] Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst in das Gleichgewicht setzen; ein drittes Element, das weltlich und überirdisch zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen« (KA VI, S. 32).

Auch die Romantik nämlich betätigte, wie wir oben sahen, ihre tiefgehende Opposition gegen die Folgen der Reformation vorzüglich dadurch, daß sie dem allmächtigen Subjekt ein Absolutes, die positive Religion, entgegenstellte. Auch sie begriff das Leben und seine großen historischen Momente nur als Offenbarungen Gottes, und Kirche, Staat und Volk hiernach als eine, wenngleich selbständig

gegliederte Einheit, wie sie allerdings im Mittelalter sich in Europa, und namentlich in Deutschland, zu einer gesunden Nationalität entfaltet hatte. In der Dichtkunst insbesondere aber bekundete sie diese ihre höhere und durchaus religiöse Weltanschauung durch die, dem Christentum eigentümliche, versöhnende Liebe, die kein blindzermalendes Schicksal anerkennt, nichts Großes und Edles diesseits vernichtend abbricht, sondern auch das Tragische nur als ein verklärendes Märtyrertum auffaßt. Ja selbst in der Behandlung der Liebe im gewöhnlichen, engeren Sinne zeigt sich jenes Streben nach einer höheren Vermittelung des Realen und Idealen (S. 262).

Patriotismus, Tapferkeit, Freiheitsliebe werden, wie die Geschlechtsliebe, zur bloßen Leidenschaft oder Intrigue, mit *einem* Worte: gemein, wenn sie nicht auf ein Höheres über ihnen bezogen werden, wenn nicht ein beständiges Durchdringen von Diesseits und Jenseits hindurchgeht, welches erst die Dinge Harmonisch, also schön macht (S. 390).

Diese ideologisch begründete These des gemeinchristlich Europäischen (bzw. überhaupt Menschlichen), das sich in den einzelnen Nationen ihrer individuellen »Physiognomie« (S. 682) gemäß manifestiert, fand Eichendorff in der mittelalterlichen Entfaltung der europäischen Nationalcharaktere und dem hierzu entgegengesetzten Rückgriff auf die ebenso vorchristliche wie »unnationale« Antike seit Reformation und Renaissance-Humanismus historisch beglaubigt:

In solchen Übergangsperioden entsteht aber jederzeit ein noch ungewisses geistiges Schwanken, das die Menge für jederlei Neuerung doppelt empfänglich macht. In den protestantischen Ländern hatte man mit dem Mittelalter und seiner Romantik offen gebrochen und dafür, zum Teil aus philologischem Bedürfnis der souveränen Bibelerklärung, immer dringender auf die Kenntnis des Altertums hingewiesen, mithin dem Einflusse der französischen Gelehrtenpoesie in ihren zwei Hauptmotiven bedeutend vorgearbeitet (KA VI, S. 705).

Es gibt im geistigen Leben, wie im leiblichen, gewisse krankhafte Dispositionen, die überall dieselben Übel erzeugen. Wir möchten die Verstimmung, welche der Reformation auf dem Fuße folgte und bis weit in das 18. Jahrhundert hineinreicht, einen allgemeinen Katzenjammer nach dem poetischen Rausche des Mittelalters nennen, dessen starkem Weine die müde gewordenen Epigonen sich nicht mehr gewachsen fühlten. Die alten Traditionen waren ihnen durch eine zugleich nüchterne und hoffärtige Philosophie verleidet, die begeisternde Kraft des religiösen Glaubens gebrochen; auf beiden aber ruhte die Poesie der frühern Jahrhunderte Europas. Die Poesie suchte daher, da ihr auf solche Weise die Gegenwart verschlossen war, in möglichster Ferne einen neuen Boden und andere Götter, und glaubte Beides im klassischen Altertume gefunden zu haben [...] (S. 708).

Wirkte die Reformation also wesentlich »antinationale« – auch dies eine gegen Gervinus, der im Horizont seines säkularprotestantischen Ansatzes den »Begriff von deutscher

Volksthümlichkeit« aus Germanentum und Reformation herleitete,<sup>180</sup> gerichtete These –, so gestalteten sich Intensität und Eigenart ihrer Folgen immer noch »je nach der verschiedenen Eigentümlichkeit und Lage der Völker« (S. 705f.).

Das Drama definierte Eichendorff als zeitgebundenste Gattung, die »mehr als jedes andere poetische Erzeugnis ein Spiegel der Gegenwart« (S. 642) war; nachdem sich in der aus dem Dionysos-Kult hervorgegangenen griechischen Tragödie das antike Weltbild inkarniert hatte, musste das Drama »nach dem endlichen Siege des Christentums notwendig der neuen christlichen Weltanschauung anheimfallen« (S. 642). Ausgehend von der Profilierung des genuin tragischen Charakters der christlichen Religion hob Eichendorff die Entstehung der Mysterienspiele hervor, in denen »die unvergängliche Sehnsucht der [v. a. vorchristlichen, N. v. E.] Völker [d. i. im Sinne der typologisch deutenden *interpretatio christiana*] nach höherer Vermittelung des Irdischen und Göttlichen [...], mit Einem Wort: das Erlösungswerk des Gottmenschen« zum neuen Inhalt des Dramas wurde:

Was die Alten dunkel ahnten, träumten und vergebens erstrebten und doch nimmer davon lassen konnten, die uralte Verheißung in der Menschenbrust, die unvergängliche Sehnsucht der Völker nach höherer Vermittelung des Irdischen und Göttlichen und die endliche Erfüllung und Versöhnung, mit Einem Wort: das Erlösungswerk des Gottmenschen ist der welthistorische Inhalt des ersten christlichen Dramas, der *Mysterien*; der tragische Held ist Christus selbst, seine Geburt, sein Wandel, sein Leiden und sein Sieg. Später erst wurden allmählich auch einzelne Momente und Gestalten des großen Welt dramas, wie die Jungfrau Maria, die Heiligen und Märtyrer, in deren Leben sich das Mysterium besonders leuchtend abspiegelt, zum Gegenstande eigener Darstellungen gemacht (KA VI, S. 644f.).

Einem Einwand der säkularistisch-nationalen Literaturgeschichtsschreibung vorgreifend, verweist Eichendorff auf die Volksnähe der aus der kirchlichen Liturgie hervorgegangenen geistlichen Schauspiele; angesichts dieses volksreligiösen ›Sitzes im Leben‹ könne man »erstaun[en]«, »daß diese Darstellungen in dem poetischen Mittelalter überall *national* werden konnten [...]« (S. 647; Hervorhebung von mir, N. v. E.). Gegen das liberale Postulat der Absorption des Religiösen im Volksgeist (s. o., Kapitel B. III. 2. 2), setzte Eichendorff die These, dass gerade die in ihrer Integrität unbeschadete kirchliche Religiosität selbst »überall auf dem Volksleben ruhte« (S. 647); diesen

180 Vgl. Gervinus 1845, Mission, S: 84f. (zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. III. 4): »Unsere neuere Bildung, im Gegensatz zu dem abgeschlossenen aristokratischen Staatsbau des Mittelalters, beginnt erst mit der Reformation, mit der Zeit, wo man zum erstenmal einen Begriff von deutscher Volksthümlichkeit faßte, und wo die ganze Masse der Nation an dem öffentlichen Leben beteiligt war, ohne die keine heutige Staatenbildung mehr gedeihen kann. In den drei Jahrhunderten der deutschen Geschichte seit dieser Zeit hat die Nation die zwei großen Bildungsstufen zurückgelegt, die religiöse jener Tage und die literarische des vorigen und dieses Jahrhunderts; an dem Eingange einer dritten Stufe politischer Bildung steht sie jetzt, auf demselben Wege vorschreitend, den ihr Engländer und Franzosen vorausgegangen sind, und den die menschliche Natur selbst den Völkern wie den Individuen vorschreibt.«

organischen Zusammenhang zwischen universaler Religion und individueller Nationalphysiognomie »ersieht man aus dem verschiedenen Schicksal jener Schauspiele bei den verschiedenen Völkern« (S. 647), und von hier nimmt Eichendorffs komparatistischer Nationenvergleich seinen Ausgang:

Das frommernste, halbdeutsche England bewahrte sie [die geistlichen Schauspiele, N. v. E.] am längsten, über 400 Jahre in ihrer ursprünglichen Würde und Gestalt, in Frankreich entwickelte sie gleichzeitig den glänzendsten, fast schon an die moderne Oper mahnenden Theaterluxus; während Spanien, im jahrhundertelangem Kampfe um das Kreuz großgewachsen, das einzige Land ist, wo sie, mitten unter den glühenden Blüten weltlicher Dichtung, die höchste Ausbildung und künstlerische Weihe empfangen. Als aber nachher überall der Fanatismus der Aufklärung alle Poesie vom Erdboden fegte, flüchtete sich das proskribierte geistliche Drama vor den gebildeten Vandalen in die abgelegensten Gebirgstäler Deutschlands und der Schweiz, wo die Wälder noch ungestört zu Gottes Lobe rauschen, und wo wie in Wallis jährlich an einem bestimmten Heiligtage, sowie zu Oberammergau in Oberbaiern alle zehn Jahre noch bis jetzt von den frommen Landleuten Passionsspiele mit alter Liebe und Treue im Freien aufgeführt werden (KA VI, S. 647).

### 3. 2. 2 »Absolutismus«, »seltsames Mißverständnis des Altertums«, »künstliche Nationalität«: Frankreich

Als Negativbeispiel fungiert zunächst – erwartbar – Frankreich, das Land des Atheismus und der Revolution. Die »totale[] Reaktion gegen das Mittelalter« war hier »nur gründlicher als anderswo« (S. 694), weil Reformation, weltliche Literatur und politische Staatsentwicklung in einem dialektischen, zwischen Extrem und Gegenextrem hin- und heroszillierenden Wechselspiel die Ausbildung einer »künstlichen Nationalität« (S. 704, s. u.) bedingten.

In den Sog des Antagonismus zwischen der »monarchischen Zentralisation« und der erfolglosen Fronde der »alten Feudalherren« geraten, radikalisierte sich das französisch-reformierte Christentum schon früh zu einem aggressiven Säkularismus hin und mündete literarisch in offene »Anarchie« – was wiederum eine willkommene Steilvorlage bot für die rastlos fortschreitende Ausformung eines spezifisch französisch-zentralistischen »Absolutismus«, der »jede[n] provinziellen Naturlaut, jede *nationale* Erinnerung, woran das poetische [katholische, N. v. E.] Frankreich einst so reich gewesen«, unterdrückte und erstickte (S. 694 f.):

Den Franzosen aber war es vorbehalten, dieser neuen Richtung, deren sie sich sehr bald fast ausschließlich bemächtigten, ein seltsames Mißverständnis des Altertums hinzuzufügen, und dadurch Alles zu verwirren.

Nach *Frankreich* war der Protestantismus in seiner knappen und herbsten Gestalt [Calvin, N. v. E.] von den Schweizeralpen herabgestiegen, und hatte in dem

Souveränitäts-Gelüsten der alten Feudalherren einen eifrigen Bundesgenossen gefunden. Allein eben wegen dieser gleich anfänglich politischen Beimischung war er dort weniger intensiv als in Deutschland, und die monarchische Zentralisation war in Frankreich schon zu mächtig vorgeschritten, um eine religiöse Oligarchie aufkommen zu lassen. Der Französische Protestantismus, im wirklichen Leben überall aus dem Felde geschlagen, gewaltsam unterdrückt aber keineswegs vernichtet, ergriff daher, anstatt des ihm entwundenen Schwertes, die Feder und warf sich ganz und gar auf die weltliche Literatur, um endlich bei dem offenen Antichristentum anzulangen. Auch hier wie überall ist es eine totale Reaktion gegen das Mittelalter, nur gründlicher als anderswo. Die französische Literatur des 16. Jahrhunderts befand sich allerdings in einem Zustande vollkommener Anarchie, die jederzeit den Absolutismus gebiert. Sie rang, zumal im Drama, noch unbeholfen und ratlos mit den ersten barbarischen Rudimenten der Bildung, während die italienische und spanische schon ihre schönsten Blüten entfaltet hatte. Daher war die Einwirkung der von Richelieu gegründeten Akademie ohne Zweifel eine zeitgemäße, wohlthätige, ja gewissermaßen notwendige. Allein sie griff, wie alle Reaktion, zu weit, sie wollte nicht nur die Anarchie, sondern zugleich auch jede freie Regung binden. Demzufolge ernannte sie den Verstand zum Diktator über die Phantasie und machte willkürlich einen ganz unhistorischen Abschnitt, hinter welchem auf einmal nichts als mittelalterliche dicke Finsternis liegen sollte. Alles selbständige Erkünnen, jeder provinzielle Naturlaut, jede nationale Erinnerung, woran das poetische Frankreich einst so reich, wurde streng verpönt, und der auf solche Weise ausgenücherten Sprache eine grammatikalische Zwangsjacke oktroyiert, die sie, wie es scheint, noch bis heute eines naturwüchsigen poetischen Ausdrucks unfähig macht (KA VI, S. 694).

In der Abkehr von einer historisch-naturwüchsigen Entwicklung sieht Eichendorff die notwendige Bedingung für den umso künstlicheren Rückgriff auf die vornationale Antike. Die politischen Anspielungen der Stelle belegen dabei, dass Eichendorff es wie Gervinus verstand, sein literarhistorisches Werk zum zeitkritischen Panoptikum zu gestalten. Die »zu weit« greifende »Reaktion«, die in ihrer legitimen Abwehr der »Anarchie« nunmehr »jede freie Regung binden« wollte, spielt sehr deutlich auf die (preußische) Reaktionspolitik der 1850er Jahre an (dazu ausführlich Kapitel B. III. 4. 2-3); in der Perhorreszierung des französischen Absolutismus blitzen durch die symbolische Verknüpfung dieser »Reaktion« mit den »Gelehrten« als den »literarischen Bürokraten« zugleich die eigenen Erfahrungen mit dem mechanistisch-abstrakten Verfahren der zentralistischen Berliner Ministerialbürokratie, die sich einer organisch-evolutiven Weiterentwicklung der preußischen Staatsverfassung verschloss (Kapitel A. II-III) und damit die Revolution mitverschuldete (Kapitel B. II. 2. 1), durch:

Durch dieses Schulmanoeuvre mußte aber das gesamte Schrifttum natürlich gleich von vornherein ausschließlich in die Hände der literarischen Bürokraten, der Gelehrten, kommen, welche, gleich den Reformatoren, weil sie Vergangenheit wegwerfen und die Gegenwart nicht begriffen hatten, auf einen *imaginären* Boden

zurückdrängten, den sie, wie Jene im angeblichen Urchristentum, hier im klassischen Altertume zu finden meinten. Daher wurde nun namentlich das Drama bei Aristoteles in die Schule gegeben, der aber unglücklicherweise gerade in Sachen der Poesie am wenigsten kompetent ist, und noch überdies in seinem korrumpierten Fragment der Poetik offenbar mißverstanden wurde. Und so entstand denn auf der französischen Bühne der berühmte Absolutismus der drei Einheiten, nämlich der Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes (KA VI, S. 695).

Corneille, Racine, Voltaire – sie alle gaben nicht nur auf ihre je eigene Weise der »Ungunst« einer »frivolen Zeit« Ausdruck (S. 698f.), sondern begründeten auch den schroffen Widerspruch zwischen einem Frankreich der atheistischen Revolution und der traditionalistisch-katholischen Gegenrevolution. Wenn Voltaire folgerichtig in seiner »Pucelle d'Orléans« die schönste Nationalerinnerung Frankreichs schadenfroh in den Kot tr[at]« (S. 699), dann offenbarte er mit dieser klassizistisch-rationalistischen Unterminierung der »ursprünglichen« und »wahren« nationalen Identität in mehr als einer Hinsicht die Abgründigkeit des französischen Nationalcharakters. »[D]ie Franzosen« litten nämlich »von jeher an zwei Grundübeln«, »an einem Zuwenig und einem Zuviel«, und so provozierte die ideologisch bedingte, unnatürliche Unterdrückung historisch-gewachsener »Nationalerinnerung[en]« (s. o.) die komplementäre Ausbildung einer »künstliche[n] Nationalität« (S. 704), einer umso »krankhafteren«, sinnentleerten »Nationaleitelkeit«:

Noch bedenklicher aber leiden sie an einer überflüssigen Nationaleitelkeit, d. i. an einem, unserm deutschen Weltbürgertum<sup>181</sup> gerade entgegengesetzten Spießbürgertum, das seinen geistig-beschränkten Kreis für die Welt, seine Hofgeschichten für

181 Schultz zeigt sich im Kommentar (KA VI, S. 1352) zur Stelle »überrascht«, da doch »Kosmopolitismus« bei [Eichendorff] in der Regel eine negative Haltung bezeichnet [...], Patriotismus dagegen als positiver Wert dem Deutschen zugeschrieben wird«; unbedacht bleibt hierbei freilich, dass »Weltbürgertum« in unterschiedlicher Weise definierbar ist, und Eichendorff hiermit nur einen bis Thomas Mann und darüber hinaus (bis heute) dermaßen bekannten und auch historisch wirksamen Topos anziert, dass man von einem schon damals geradezu verbrauchten Klischee sprechen muss. Immerhin gibt es im literarhistorischen Werk mindestens eine Stelle, deren Heranziehung hinreichend Aufschluss gegeben hätte, vgl. den ersten Absatz der *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*, KA VI, S. 806 f. (Hervorhebung N. v. E.): »Die deutsche Nation ist die gründlichste, innerlichste, folglich auch beschaulichste unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken, als der Tat. Wenn aber die Tat nichts ist ohne den zeugenden Gedanken und nur erst durch den Gedanken ihre welthistorische Bedeutung erhält, so dürfen wir wohl sagen, daß diese beschauliche Nation dennoch eigentlich die Weltgeschichte gemacht hat. [...] Ideen lassen sich aber nicht in Provinzen einfangen und begrenzen, sie sind ein Gemeingut der Menschheit und greifen über die einzelnen Nationen hinaus. Daher hat das deutsche Volk auch, auf Unkosten seines Patriotismus und Nationalgefühls, einen *beständigen Zug nach dem Weltbürgertum* verspürt. Sehr begreiflich; wir wollen die *ganze* Wahrheit, und finden sie natürlicherweise weder bei uns, noch bei unseren Stammesverwandten genügend ausgeprägt, wir greifen daher, wo irgend ein Lichtblick aufleuchtet, in die Vergangenheit, in die Fremde, und lassen diese eben so bald wieder fallen, wenn wir uns getäuscht, oder noch immer nicht vollkommen befriedigt sehen.«

die Weltgeschichte hält, das an die Stelle der innerlichen Ehre seine ganz äußerliche gloire setzt und von kleinen Gefühlen gern große Worte macht. Diese Eitelkeit, weil sie sonach auf bloßen Schein geht, wird notwendig konventionell, nimmt für die Natur den eben gültigen gesellschaftlichen Begriff derselben, statt der erschütternden Herzenslaute der Leidenschaft die prahlende Rhetorik, anstatt der Tugend den Anstand, anstatt der Welt den Salon. [...] Also wurde das französische Lustspiel, was ein gesundes Lustspiel am wenigsten sein sollte, reinhöfisch (S. 702).

Als Nation der Gegenextreme ist Frankreich daher das negative Leitbild eines genuin zeitgeschichtlichen Interesses, weil »[g]egen alle diese« von Voltaire etc. repräsentierte, höfisch-klassizistische »Unnatur« »nun die Natürlichkeit erfunden« wurde (S. 702). Kurzum: Durch »Rousseau« wurde ein immanentistischer Naturrechtsbegriff entworfen, der, unter Leugnung des »sehr ungelegene[n] Sündenfall[es]« »Staat und Religion auf einen angeblichen Naturzustand zurückzuführen« (S. 702f.) sich erkühnte und so in die Revolution mit ihren »atheistischen« Menschenrechten samt ihrem unhistorischen, rationalistisch-demokratischen Nationsbegriff mündete, der Europa seither heimsuchte und 1848/49 auch in Deutschland beinahe staatlich verwirklicht worden wäre. Die aktuelle politische Stoßrichtung gewinnt nicht nur im Horizont einer ideologischen Geschichtsbetrachtung, welche die »jetzige Zeit« nicht als »fertige, in sich abgeschlossene Periode« ansieht, »sondern nur« als »das weitere Stadium einer Revolution [...], deren Ausgang keine Menschenweisheit noch voraussehen vermag« (S. 787), ihre Kontur; sie erhält auch durch die objektiv gegebene Tatsache, dass sich die liberale Nationalbewegung in Deutschland seit der Julirevolution bewusst an den aufklärerischen Traditionen Frankreichs orientierte, ihre innere Schlüssigkeit.

### 3. 2. 3 »Cultus des Klassischen«, »nationale Erinnerungen antiker Größe« und »politische Phantasten«: Italien

Was in Frankreich nur durch das unhistorische und antichristliche Ausstreichen der gewachsenen »Nationalerinnerung[en]« aufkommen konnte, war in Italien, wo die »nationalen Erinnerungen antiker Größe« das ganze Mittelalter hindurch fortschlummerten, nur das Wiederaufbäumen eines nie vollständig erstorbenen Heidentums, das sich, etwa bei den »Ghibellinen«, schon »lange vor der Reformation«, mit einem »verhüllten Protestantismus« »verbrüdete«:

Am wenigsten konnte jedenfalls der Cultus des Klassischen bei einem Volke gänzlich unterbrochen werden, das mitten unter nationalen Erinnerungen antiker Größe auf den Trümmern einer untergegangenen Welt wohnte, von der seine eigene Sprache noch ein lebendiger Nachklang war. Daher sehen wir auch wirklich in *Italien* schon lange vor der Reformation einen verhüllten Protestantismus sich regen und, in heimlicher Verbrüderung mit dem Heidnischen, die nationale Literatur auf eine, dem Volk entfremdete, künstliche Nachahmung der Alten wenden. So stand *Dante*,

mit altrömischen Hintergedanken, entschieden zur Fahne der kirchenfeindlichen Ghibellinen, während später *Macchiavelli*, als gäbe es überhaupt kein Christentum, mit dämonischer Konsequenz einen, auf den Egoismus der menschlichen Geisteskraft gegründeten Polizeistaat herstellen will. *Petrarca*, den wir nur als zärtlichen Verehrer seiner Laura zu betrachten gewöhnt sind, begeisterte sich gleichwohl für die, von dem politischen Phantasten Rienzi improvisierte Wiederbelebung der antiken Republik, und *Boccaccio* versuchte alles Ernstes die heidnische Mythologie dem Christentum zu assimilieren (KA VI, S. 693).

Der Hinweis auf Cola di Rienzos von Petrarca unterstützten Versuch der Wiederbelebung der römischen Republik macht den aktuellen nationalpolitischen Diskursrahmen sichtbar, in dem erst die Desavouierung des italienisch-romanischen Nationalcharakters seine Kontur gewinnt. Von Wagners bekannter Oper abgesehen wurde der ›Fall Rienzi‹ in den Historisch-Politischen Blättern ebenfalls aus einem (hier freilich anders gelagerten) zeitgeschichtlichen Interesse aufgerollt, nämlich in der Artikelserie »Cola di Rienzo und die modernen Nationalitäten«, deren erster Artikel im 20. Jahrgang von 1847 unmittelbar auf Eichendorffs Aufsatz »Die geistliche Poesie in Deutschland« folgte.<sup>182</sup> Nicht nur die These, dass der unhistorisch-antikisierende, ›heidnische‹ Charakter des modernen Nationalismus seine geistigen Wurzeln im Italien Petrarcas hatte (dazu ausführlich Kapitel B.IV.3), sondern auch die Deklassierung Rienzis als eines »politischen *Phantasten*« (s. o.) hat Eichendorff unverkennbar von hier übernommen:

Eine der lehrreichsten Episoden des italienischen Mittelalters ist die Geschichte des römischen Tribunen Nicolaus, Sohn des Lorenzo, dem es gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelang, sich aus der Hefe des Volkes, dem er durch seine Geburt angehörte, zur höchsten Herrschaft über die alte Hauptstadt der Welt emporzuschwingen. Nachdem er kurze Zeit diese Gewalt ausgeübt und die wunderbarsten Erlebnisse und Abenteuer bestanden hatte, erlag er am 8. October 1354 der Wuth desselben in Haß und Liebe gleich unverständigen Volkshaufens, welcher ihn kurz zuvor erhoben und vergöttert hatte. Sein Leben ist, zumal in unsern Tagen, reich an Stoff zu den lehrreichsten, historischen Betrachtungen.<sup>183</sup>

Der Nationalismus ist ursprünglich eine wiederauflebende Erinnerung aus der antiken Welt; aber nichts ist gefährlicher, als eben das Hineintragen poetisch ansprechender, aber unwirklicher und ungeschichtlicher Ideale (die mit Ideen nicht zu verwechseln sind!) in die Politik. Und gerade diese Vermischung phantastischer Ideale mit unerreichbaren praktischen Ansprüchen unruhiger Eitelkeit an das wirkliche Leben, – eine Zusammensetzung, die in allen modernen Nationalitätsbestrebungen

182 Vgl. HPBl 20 (1847), S. 447-469 (Eichendorffs Artikel »Die geistliche Poesie in Deutschland«), S. 469-482 (»Cola di Rienzo und die modernen Nationalitäten«). Es bedarf kaum einer Erwähnung, dass dieser historisch-publizistische Hintergrund wie so viele andere der bisherigen Forschung komplett entgangen ist.

183 HPBl 20 (1847), S. 469.

wiederkehrt – gerade diese Fälschung der Vorstellungen und der Gefühle ist es, die sich in Italien an Petrarca und seinen Dichterruhm lehnt.<sup>184</sup>

Mit dieser Katastrophe [des Scheiterns Rienzis, N. v. E.] ist [...] die Rolle eines Wiederherstellers der italienischen Nationalität und der römisch-republikanischen Weltherrschaft ausgespielt, um derentwillen Cola di Rienzo hauptsächlich in unsern Tagen Werth und Bedeutung hat. [...] Nach Petrarca lag also eigentlich die Schuld der doppelten Katastrophe bloß an Zufälligkeiten und äußern Umständen; an dem Wahngelbde selbst, welchem Cola in sein Verderben nachgezogen war, hielt er mit unerschütterlichem Ernst bis an das Ende seines Lebens fest, und so gebührt ihm der Ruhm, eine Geistesrichtung fortgepflanzt zu haben, welche in unsern Tagen einen ihrer periodisch wiederkehrenden, kurzen Momente der Blüthe und des Triumphes feiert.<sup>185</sup>

Wie also der rationalistisch-phantastische Nationalismus Cola di Rienzos mit seinem cäsaristischen Volkstribunen-Ideal und der ausdrücklich in dieser Tradition stehende antikatholische Risorgimento-Nationalismus des 19. Jahrhunderts bezeugte, der seit Pius' IX. Absage an einen kirchlichen Segen für den Krieg gegen Österreich zur »guerra santa« gegen den römischen »Vampyr« rüstete,<sup>186</sup> war in Italien »die Nachahmung der Alten schon weit früher einheimisch und gewissermaßen national geworden« (S. 706). Tatsächlich hatte Carl Ernst Jarcke, der mutmaßliche Autor der eben zitierten Artikelserie, Eichendorff gegenüber bereits im August 1847 in einem Brief seinem »[Ä]rger[ ]« über den »in Italien erstehende[n] grunddumme[n] Nationalismus« Luft gegeben, welcher der »deutschen Volkstümlichkeit und Einheitssucht«, d. h. der liberal-unitarischen Bewegung in Deutschland, »an [historischer und ideologischer, N. v. E.] Unwahrheit und [abstrakter, N. v. E.] Allgemeinheit« in nichts nachstünde.<sup>187</sup> Diesen tieferen ideologischen, antikatholischen und antiösterreichischen Konvergenzpunkt der italienischen und deutschen Nationsbildungsprozesse sollte Eichendorff schließlich auch in seinem letzten Versepos, zwei Jahre vor Ausbruch des italienisch-österreichischen Krieges, in dezidiertem Kontrast zur mittelalterlichen Reichsidee literarisch gestalten (*Lucius*, 1857; Kapitel B. IV. 3).

Ähnlich wie im ebenfalls romanischen Frankreich »erscheint das italienische Lustspiel« in der nachreformatorischen Periode »in rastloser Hast von einem Extrem zum andern umspringend, ohne die rechte Mitte finden zu können«; und so machte

184 HPBL 20 (1847), S. 543 (Fortsetzung des Artikels).

185 HPBL 20 (1847), S. 677 f. (Fortsetzung des Artikels).

186 Seibt 2001, Rom oder Tod, S. 126 f.; zu Mazzinis Konzept der »Terza Roma« vgl. Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 130-132.

187 Brief vom 3. 8. 1847, HKA XIII, S. 165 f., hier 165. In den HPBL 21 (1848), S. 819, hieß es über die »Absicht« der neoguelfischen Tendenzen des vorrevolutionären Risorgimento: »Die Absicht war: das Oberhaupt der allgemeinen Kirche und somit die Kirche selbst entweder mit der Wurzel vom Erdboden zu vertilgen, oder, vorläufig wenigstens und als einstweiligen Durchgangspunkt, den Papst in einen national-italienischen Kalifen zu verwandeln. Dieß ist der nackte Kern der Sache, alles Uebrige kömmt nur als Drapperie und umhüllende Verzierung in Anschlag.«

das italienische Schauspiel, das wiederholt mit dem antiitalienischen Stereotyp des »[P]hantastischen« (S. 707, 708) charakterisiert wird, das Prinzip bewusst, dass »das Drama überall »schmachvoll« »verkümmern« »muß«, »wo es seinem natürlichen Volksboden entrissen wird« (S. 708).

Vor der Negativfolie der unhistorisch-antikatholischen Nationalcharaktere bzw. Nationalbewegungen des italienischen und französischen »Wälschland[es]«, in dem »die alten heidnischen Götterbilder wieder erwacht und von ihren Spielgesellen, den Gelehrten, neben Christus auf die Bühne gestellt worden« waren (KA VI, S. 649), und das deutschen Katholiken noch lange als höchst unersprißliches »Menetekel« galt,<sup>188</sup> hoben sich das vorbourbonische Spanien Calderóns und das »frommernste, halbdeutsche« (s. o.) »Alt-England« (S. 795) Shakespeares umso heller ab.

### 3. 2. 4 Der »religiös-nationale Boden« des vorbourbonischen Altspaniens der Reconquista: Calderón de la Barca

Kann der vorbildliche Charakter des katholischen Spanien, dem Cervantes, Lope de Vega und schließlich Calderón de la Barca literarisch unvergänglichen Ausdruck verliehen haben, zwar auf den ersten Blick kaum verwundern, so ist allerdings auch hier das primär nationale Interesse der Eichendorffschen Perspektive bisher vollkommen verkannt worden.<sup>189</sup>

Als »Hauptgrund der bewunderungswürdigen Blüte des spanischen Dramas« nennt Eichendorff zunächst – erwartbar – die »Treue, womit die Spanier stets zur Kirche gestanden«; die tatsächlich nirgends so rigorose Zurückweisung »jenes abstrakte[n] und unkünstlerische[n] Prinzip[s] des Protestantismus« erhält gleichwohl erst im nationalen Vergleich seine eigentliche Mustergültigkeit:

Diesem in der Geschichte aller Kunst tiefbegründeten Urteile stimmen wir vollkommen bei und müssen sonach als Hauptgrund der bewunderungswürdigen Blüte des spanischen Dramas zunächst die Treue erkennen, womit die Spanier stets zur Kirche gestanden und jenes abstrakte und unkünstlerische Prinzip des Protestantismus zurückgewiesen haben, welches, wie wir oben gesehen, insbesondere auch in Deutschland der naturgemäßen Entwicklung des Volksschauspiels sich entgegenstemmt (KA VI, S. 660).

188 Vgl. Anderson 1997, Aufschwung, S. 214 (wobei England erst im weiteren Zusammenhang, S. 215, erwähnt wird): »Der deutsche Klerus – und ebenso gebildete Laien – schaute nicht nur nach Rom, sondern auch nach Belgien, Irland und Amerika für Inspiration und Solidarität – und nach Frankreich und Italien als Menetekel.«

189 Nur Briesemeister (2004, Spanien aus deutscher Sicht), der ja als Experte für die nationalen Identitätskonstruktionen der Spanier (sowie des deutschen Blicks darauf; vgl. neben den vielen Fallstudien das einführende Kapitel in seiner Aufsatzsammlung, S. 1-58) gilt, hat diesen Zusammenhang wenigstens vorsichtig angedeutet, vgl. den Beitrag zu »Joseph von Eichendorffs Übersetzung der autos sacramentales« ebd., S. 380-386, hier S. 386.

An der militant nach innen wie außen bewahrten Glaubenseinheit bewundert Eichendorff, dass der Katholizismus im Zuge der Reconquista unverlierbarer Teil der nationalen Identität und erst in dieser Verschmelzung zum Paradigma der »Romantik« geworden war:

Seinen Katholizismus aber bewahrte dieses hochbegabte Volk darum so streng und rein, weil es sich ihn selbst erobert, weil es das Schwert, da wo die Kreuzfahrer der andern Länder es kampfes müde niedergelegt, von neuem aufgenommen und Jahrhunderte lang gegen die Mauren für das Kreuz gestritten hatte, welches hier *zugleich das Banner der Kirche und der nationalen Freiheit* war; ja selbst nach dem endlichen Sturze Granadas [1492, N. v. E.] war die Eroberung von Amerika, ihrer eigentlichen Bedeutung nach, auch nur eine Fortsetzung jenes großartigen Kreuzzuges. Daher sehen wir, nachdem das übrige Europa schon längst in fahle Dämmerung verschwommen, die Hochebene Spaniens in Leben und Sitte noch immer vom Abendrot der scheidenden Romantik scharf und wunderbar beleuchtet; denn ein Krieg um die höchsten Interessen der Menschheit verwildert nicht, sondern hebt und kräftigt die Gemüter (KA VI, S. 660; Hervorhebung von mir, N. v. E.).

Eichendorff sieht auf dem Grunde des Siglo de Oro allerdings von vornherein eine Dialektik wirksam, deren Beurteilung in der Desavouierung des in Frankreich zentrierenden modernen Staatsgedankens wurzelt; von der absolutistischen Regierung Philipps II., welcher dem neuen staatlichen Omnipotenzanspruch im Escorial steinernen und wichtigen Ausdruck gab, bereits unterlaufen und polizeistaatlich erstarrt, wurde die aus der Reconquista blutig erkaufte »gesunde« Nationalität nur »im Drama« poetisch bewahrt:

Als aber der Erdgeist des Goldes den Kampf um Amerika säkularisiert, als nachher der ganz unpopuläre und daher stets argwöhnische Philipp II. die Kirche durch die Inquisition in eine Polizeianstalt zu verwandeln versucht und mit dem Machiavellismus seiner Politik den Heldengeist der hochherzigen Nation nach außen gebunden hatte, flüchtete sich dieser Geist zur Poesie, um im Drama seine alte Größe nachzuträumen (KA VI, S. 660).

Aus der »mütterlich umfassenden Natur der [universalen, N. v. E.] Kirche« hervorgegangen, bezeugte die Blüte des spanischen Dramas also nicht nur die (allseits gelegene) kulturschaffende Macht der katholischen Religion, sondern, in der Verkörperung einer spezifisch nationalen Identität auch das eingangs postulierte Dualitätsprinzip, nach dem das Nationale erst durch die christliche Durchdringung zur lebendigen Entfaltung seiner individuellen »Physiognomie« (s. o., S. 682), d. h. »zu sich« kommt.

Machte bereits »das durchgreifende Volkselement begeisterter Vaterlandsiebe« Cervantes« »Numancia« »vollkommen national« (S. 663 f.), hatte bereits Lope de Vega »die edlern Gefühle der Nation« geweckt und gehoben, indem er sie »beständig an ihre große Heldenzeit erinnert[e]« (S. 664), so hat schließlich »Calderon« das, was de Vega »eigent-

lich gemeint, aber in erobernder Hast nur geistreich zu skizzieren vermochte«, »in großen, unvergänglichen Zügen ausgeführt (S. 667), nämlich die doppelte, kirchlich-religiöse und nationale »Leidenschaft« »Altspanie[ns]« in ihrer Rein- und Vollform verewigt:

Der Spanier, von Natur poetisch gestimmt, ernst, tapfer, stolz, verständig, war durch eine harte Schule gegangen; fast unausgesetzt im Feldlager oder auf kühnen Entdeckungsfahrten in eine unbekante Welt, hat er ein tiefes Gefühl für das Große, Edle und Wunderbare; aber die heimische Lust am häuslichen Stilleben, was wir Gemütlichkeit nennen, ist ich, fremd. Um seine Religion hat er Jahrhunderte lang blutig geworben, *sie* ist sein Vaterland, seine Braut, und er liebt sie mit aller Leidenschaft des Südländers und schmückt sie mit den Farbengluten, die er von seinen gebildeten Todfeinden, den Mauren, sich erobert. Der Sprecher dieser Altspanier war Calderon (KA VI, S. 682; Hervorhebung von mir, N. v. E.).

Entsprechend ist das mit einem prägnanten Selbstzitat geschmückte Calderón-Referat nicht nur für Eichendorffs poetologisches, sondern auch für sein in der Literaturgeschichte verhandeltes religiös-nationales Idealkonzept aufschlussreich:

Die Calderon'schen Autos sind die poetische Verklärung der alten Mysterien und Moralitäten, und vorzugsweise eine Poesie des Unsichtbaren. Wir sagen: *vorzugsweise*, denn im Grunde geht alle Poesie auf nichts Geringeres, als auf das Ewige, das Unvergängliche und absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken. Dieses aber ist, wie wir schon oben bemerken, an sich undarstellbar, und kann nur sinnbildlich, das ist in irdischer Verhüllung und durch diese gleichsam hindurchschimmernd, zur Erscheinung gebracht werden. Alle echte Poesie ist daher schon ihrer Natur nach eigentlich symbolisch, oder mit andern Worten eine Allegorie im weitesten Sinne. Es kommt dabei nur auf die künstlerische *Vermittelung*, d. h. darauf an, daß das Ewige, nicht als metaphysisches Abstractum, das verhüllende Irdische nicht als bloße tote Formel dafür erscheine, sondern daß beide einander innig durchdringen und also die Allegorie lebendig wird, die poetischen Gestalten nicht bloß *bedeuten*, sondern wirkliche, individuelle, leibhaftige Personen sind. Und eben dieses Außerordentliche ist hier dem bewunderungswürdigen Genie dieses Dichters fast überall vollkommen gelungen. Indem das Göttliche menschlich, das Irdische aber, die ganze Natur, gottestrunknen in Stern und Baum und Blumen mitredend, zum Symbol des Übersinnlichen wird, spielt das Ganze in einer Höhe, wo das Diesseits und Jenseits wunderbar ineinanderklingen und Zeit und Raum und alle Gegensätze in dem Geheimnis der ewigen Liebe verschwinden. Wir fühlen, es schlummert unter dem irdischen Schleier ein unergründlich Lied in allen Dingen, die da sehnsüchtig träumen, Calderon aber hat das Zauberwort getroffen, und die Welt hebt an zu singen (KA VI, S. 677f.).

In dieser wechselseitigen Bezogenheit des Irdischen und Überirdischen, in der nicht zu einem »metaphysisches Abstractum« zu verflüchtigen »Verlebendigung« des Ewi-

gen in »wirkliche[n], individuelle[n], leibhaftige[n]« Personen scheint nämlich auch Eichendorffs christlich-integrativer Nationsbegriff durch, demzufolge das Individuell-Nationale nur durch seinen Bezug auf das Universale seine Berechtigung erhält, umgekehrt aber das Universale auch nur durch das Organisch-Besondere vermittelt und Gestalt werden kann. Nicht zufällig betont Eichendorff, dass »Calderon an dem vorgefundenen Drama nichts änderte, sondern ihm nur den höchsten volkstümlichen Ausdruck gab«; die breite Rezeption durch alle Schichten des Volks (S. 680) bezeugt Calderóns kongeniale Verkörperung der nationalen Identität und gibt auch umgekehrt den »Maßstab für die staunenswerte poetische Ausbildung der Nation« (S. 681). Denn

das spanische Schauspiel jener Zeit war eben kein willkürliches Kunststück, sondern das gleichsam mitdichtende Volk selbst, sein innerstes Erinnern, Lieben und Leben. Und dieses Leben war durch die ganze Geschichte, durch die Jahrhunderte langen Kämpfe und die glänzende Weltherrschaft der Nation so hochgestimmt, daß es so bald nicht erschüttert werden konnte (KA VI, S. 681).

Konnte das Drama durch diese ideale volksreligiöse Basis zwar »weder von der finsternen Engherzigkeit Philipp's II. [der die Inquisition verschärfte, N. v. E.] verschüchtert, noch durch die Gunst des prachtliebenden [also kryptofranzösischen, N. v. E.] Philipp's IV. verführt« werden, sodass »seine schönste Blüte vielmehr gerade mit dem längst heringebrochenen äußern Verfall zusammentrifft« (S. 681), so wurde die harmonische Einheit der (Kultur-)Nation durch das Eindringen der französischen Herrscherdynastie seit dem Regierungsantritt Philipps V. (einem Enkel Ludwigs XIV.) im Jahr 1791 endgültig beendet:

Als die dem Volk fremden Bourbonen endlich dieses Volk sich selbst entfremdet hatte, mußte notwendig auch das Drama, eben weil es lediglich auf dem Volk beruhte, dem herabsinkenden Zuge folgen (KA VI, S. 681).

Dieses unmittelbar an die innerspanischen Debatten über den nationalen Verfall seit Beginn der bourbonischen, teilweise auch schon der habsburgischen (»nordisch-volksfremden«) Herrschaft anknüpfende bzw. diesen vorgreifende Deutungsmuster<sup>190</sup> wird bei Eichendorff dramengeschichtlich fundiert: Dieser »gänzliche[n] Umwandlung der Nationalität« nämlich, »mit der die Bühne [...] auf Tod und Leben verbunden war« korrespondierte eine »ästhetische Revolution«:

Und so sehen wir, wie immer in solchen Fällen, dem großen Zwecke die kleinlichen Mittel sich vordrängen, anstatt des Reinmenschlichen den einzelnen Menschen mit seinen zufälligen Besonderheiten, statt der Idee die Charakterzeichnung immer

190 Vgl. Briesemeister 2004, Spanien aus deutscher Sicht, S. 8f. zum ambivalenten Habsburger-Bild und dem eindeutigen Verdikt der Bourbonen-Herrschaft in den innerspanischen Identitätsdebatten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

deutlicher hervortreten [...]. Ebenso verklingen nun die alten Romanzen, die in und zwischen den Schauspielen gesungen wurden [...]; bis zuletzt die Geister-Seuche, die durch ganz Europa ging und von der wir weiter unten ausführlicher reden werden, das schon sieche Drama vollends dahinraffte, und die Poesie, das Volk verachtend, bei Hofe zu Lehen ging. (KA VI, S. 681).

Die in der Spaltung des »hochgestimmten Volke[s]« »in zwei feindliche Feldlager, in Volk und vorgebliche Völker« offenbar gewordene »allmähliche Zersetzung« des Schauspiels stilisierte Eichendorff so als unmittelbare Folge der die geistig-politische Einheit der Nation unterlaufenden, französisierenden Kulturpolitik:

Eine solche allmähliche Zersetzung sehen wir denn in der Tat nach dem Erlöschen der österreichischen Dynastie mit dem Regierungsantritt der Bourbonen ihren Anfang nehmen. Der neue König brachte nicht nur französische Kammerherren, sondern die ganze Camarilla fremder Sitten und Ideen aus Paris mit, zu deren Katechismus ganz vorzüglich die Boileau'sche Zwangsjacke gehörte (KA VI, S. 709).

Aus dieser französisch-rationalistischen »Überfremdung«, die unter Rekurrenz auf den französisch-klassizistischen Regelkanon zum zentralistisch-obrigkeitsstaatlichen Verbot der Calderón'schen Autos Sacramentales führte, leitete Eichendorff nicht nur die vielgeschmähte »Inquisition« her, die nämlich »längst in eine bloße Polizeianstalt«, d. h. in ein Instrument »des« (antichristlich-säkularen; zum Zusammenhang s. o., Kapitel B. III. 2. 1) Staates, »verwandelt« war, »bei welcher nicht die Religion, sondern die Hofpolitik und andere weltliche[] Interessen, zu gleichgroßem Schaden von Kirche und Staat, maßgebend waren« (S. 711 f.).

Die aktuelle apologetisch-diskursive Funktion dieser Verknüpfung, mit welcher ein in zeitgenössischen Debatten hochvirulentes antikatholisches Stereotyp umgebogen und dem von der Gegenseite verklärten französischen Rationalismus attribuiert wird, zeigt sich besonders deutlich an den Linien, die Eichendorff von der Kulturpolitik des 16. Jahrhunderts in die revolutionäre Gegenwart zieht. Die Bourbonen waren ja eine zentrale Zielscheibe der historisch-politischen Polemik dieser Jahre; Nationalliberale sahen das Verhängnis Spaniens gerade in der vermeintlichen Romhörigkeit der Bourbonen,<sup>191</sup> deutschen Konservativen unterschiedlicher konfessioneller Provenienz galten sie ob ihrer absolutistischen Politik als eigentliche Urheber der 1789er Revolu-

191 Vgl. Smith 1995, Nationalism, S. 29: »Hermann Baumgarten, the Strasbourg historian best known for his contributions to the political theory of German liberalism, also penned a three-volume work on modern Spanish history in which he painstakingly revealed the debilitating effects of Catholic influence on the fate of the Iberian nation. Ardent in his support of Germanization measures in Alsace-Lorraine, zealous in his advocacy of the Kulturkampf, Baumgarten seriously considered whether after 1870 Protestant Germany was not the sole bearer of human culture, though he thought this burden would be too much for the young nation. If Germany was the source of light, Rome represented the provenance of darkness. It was Baumgarten's considered historical judgment that »almost all of the great catastrophes of our century have been brought about by reliance on Rome: the fall of the Second [French] Empire, the fall of the last

tion (s. o., Kapitel B.II.2.1). Auch Eichendorff sieht hier den ›Schrecken ohne Ende‹ beginnen: Es »entspann sich« im bourbonischen Spanien nämlich jener »ideale[] Bürgerkrieg, der unausgesetzt bis in das 19. Jahrhundert«, also bis in die Gegenwart tatsächlicher Bürgerkriege zwischen dem karlistisch-konservativen und dem liberal-antiklerikalen Spanien »mit unerhörter Hartnäckigkeit fortgeführt wurde« (S. 710).<sup>192</sup>

Nur während des »verhältnismäßig kurzen, kaum ein Jahrhundert umfassenden«, vorbourbonischen »Zeitraums«, »wo es« nämlich noch »unverbrüchlich auf *religiös-nationalem* Boden stand«, erwies sich »das spanische Theater« als »das reichste aller gebildeten Nationen der neuern Zeit« (S. 682; Hervorhebung N. v. E.).

### 3.2.5 Das »frommernste, halbdeutsche« »Altengland«: Shakespeare

Weniger eingängig und daher Anlass gebend für die größten Missverständnisse der bisherigen Forschung war Eichendorffs Analogisierung dieses katholischen Altspanien Calderóns mit dem »frommernsten, halbdeutschen« (S. 647) »Altengland« (S. 795), als dessen katholische Spätblüte kein anderer als »Shakespeare« firmierte. Doch gerade hier erweist sich Eichendorffs konfessionalistische Wertungsperspektive als notwendige Konsequenz eines nicht nur in der Mitte des Jahrhunderts höchst virulenten nationalistischen Diskurses.

Tatsächlich schließt das Kapitel zum englischen Drama nahtlos an die Besprechung Calderóns an. Spanisches und englisches Schauspiel erwachsen nämlich beide auf dem für das katholische Mittelalter charakteristischen »religiös-nationalen Boden«, der christliche Gemeinsamkeit und nationale Verschiedenheit zugleich bedingte:

Auch in England ist das Drama aus der religiösen Volksanschauung entstanden, deren poetischer Ausdruck: die Mysterien und Moralitäten, dort, wie wir schon oben bemerkt haben, am längsten bewahrt und gepflegt wurde. Beide, das englische und spanische Schauspiel, entwickelten sich zu gleicher Zeit, aber durchaus unabhängig voneinander, sowie von dem Einflusse aller andern Nationen, organisch aus der Geschichte und dem geistigen Bedürfnis des Volks. Daher sind sie in ihrem Grundwesen einander oft so überraschend ähnlich, denn das Reinmenschliche ist überall dasselbe, aber auch wieder so eigentümlich verschieden, wie diese Völker selbst, deren geistige Physiognomie sie darstellen (KA VI, S. 682).

Bourbons in Spain and in Naples, the destruction of the conservatives in Switzerland, the defeat of Austria.«

192 Zur tiefgreifenden Spaltung Spaniens in einen monarchistisch-katholischen und einen antikleikal-liberalen Block vgl. wiederum Briesemeister 2004, S. 3-21 (hier v. a. das Unterkapitel »Die Entstehung der ›zwei Spanien‹ im 19. Jahrhundert«, S. 5f.). Zu den politischen Folgen dieser Spaltung, die das ganze Jahrhundert über in mehreren blutigen Bürgerkriegen und schließlich auch in den 1930er Jahren zum noch extremeren (wie sich im falangistisch-faschistischen und sozialistisch-kommunistischen Terror zeigte) Ausbruch kam, vgl. zum Überblick Bevoor 2006, *Battle for Spain*.

War die Ausgangslage in England durch die Reformation zwar eine prinzipiell andere, so blieben durch die Eigenart der anglikanischen Kirche doch auch katholische Traditionen in ihrer äußeren Gestalt lebendig – Traditionen, die gleichzeitig im germanischen Nationalcharakter Englands wurzelten; »das eigentümliche, tiefe Naturgefühl der [englischen, N. v. E.] Nation, das sie mit allen germanischen Stämmen gemein hat« und das dem anglikanischen Protestantismus einen »mittelalterlichen« Stempel aufdrückte, gab Eichendorff entsprechend Anlass, eben vom »frommernsten, halbdeutschen England« (S. 647) zu sprechen:

Die Kirche war zerfallen, aber ihre Ruinen standen noch ehrfurchtgebietend und weckten die alten Erinnerungen, und auf den Trümmern stand ein starkes, lebenskräftiges Geschlecht an der Wetterscheide zwischen der alten und neuen Zeit. Der junge Protestantismus drängte, wie überall so auch hier, von der Phantasie zum Verstande, vom Glauben zur praktischen Moral, aber das eigentümliche, tiefe Naturgefühl der Nation, das sie mit allen germanischen Stämmen gemein hat, sträubte sich gegen diesen zersetzenden Prozeß, und suchte den Protestantismus, wo er ihn nicht überwinden konnte, wenigstens erfrischend zu durchdringen (KA VI, S. 682 f.).

»Das englische Drama« definierte Eichendorff als »beständige[n], unversöhnte[n] Kampf« »dieser beiden Elemente«, zu »de[m] große[n] Vorkämpfer« dieses Ringens zwischen einer ursprünglichen germanisch-katholischen Identität Englands mit dem eindringenden Protestantismus aber erhob er – »*Shakspeare*« (S. 683). »[D]urch den germanischen Geist Altenglands, der durch seine Schauspiele weht«, wäre »Shakspeare«, wie Eichendorff schon in seiner Geschichte des Romans schreibt, »fast unser Landsmann geworden (S. 394). Denn »seine namhaften Vorgänger[]«, die »mit richtigem Instinkt weder nach dem klassischen Altertum noch nach den gelehrten Präntensionen ihrer französischen Nachbarn« fragten, hatten nur »den nationalen Grund und Boden« der vorreformatorischen Zeit »bewahrt[, auf welchem denn Shakspeare seinen Wunderbau aufgerichtet, der noch heute das Staunen der Welt ist, und den, seit der Meister schied, kein Sterblicher weiter fortzuführen vermochte« (S. 683).

Dass Eichendorff ausgerechnet Shakespeare als Paradigma für diesen katholischen Nationalcharakter Englands bemüht, damit aber, wie seine Begriffsbildung vom »frommernsten, halbdeutschen England« erkennen lässt, auf eine konfessionelle *und* nationale Konkordanz zwischen dem »germanischen Alt-England« und Deutschland hinarbeitet, ist wiederum nur durch die konsequente Freilegung des übergeordneten Diskursrahmens verständlich, der von Eichendorff ja auch selbst benannt wird:

Manche Literarhistoriker der neuern Zeit gefallen sich darin, Shakspeare den Dichter des Protestantismus zu nennen und ihn als ein Produkt der Reformation darzustellen. Wir gestehen, daß wir diese Behauptung kaum begreifen könnten, wenn wir von dieser Seite nicht längst schon an jene Art von Selbstüberschätzung gewöhnt wären, welche alles Große und Schöne, das sich seit drei Jahrhunderten irgendwo hervorgetan, ihrem Parteibegriffe zueignet. Wir dagegen meinen vielmehr:

nicht infolge der Reformation, sondern trotz derselben ist diese Dichterschei-  
nung einzig nur durch ihre gesunde, jedes Hindernis überwältigende Kraft möglich  
geworden. Der Charakter des protestantischen Dramas bestand damals überall wo  
die Reformation herrschend wurde, darin, daß dasselbe, mehr oder minder vom  
Volke abgewendet, sich entweder in theologischer Polemik verlor, oder humanistisch  
auf das Altertum und auf Gelehrsamkeit, auf die sogenannten Realien ging. Von  
dem Allem aber ist bei Shakspeare keine Spur. Er dichtete seine Schauspiele in der  
vorgefundenen volkstümlichen Form lediglich für das englische Volk, mit dem er  
durch seine Vaterlandsliebe innig zusammenhing. Auch das Altertum war ihm, wie  
bei Calderon, nur eine poetische Symbolik mit entschieden nationaler Färbung [...]  
(KA VI, S. 683).

Allein durch die beharrliche Ausblendung nicht nur der nationalen Signatur dieser  
von Eichendorff anzitierten konfessionellen Diskurslage, sondern durch die Aus-  
blendung einer objektiv gegebenen konfessionellen Diskurslage überhaupt konnte  
Hartwig Schultz, stellvertretend für viele seiner Vorgänger, die konfessionalistische  
Perspektive Eichendorffs als abwegigen Ausdruck einer »kaum ergiebig[en]«, subjektiv-  
»persönlichen«, »eigenwillige[n]«, ja gleichsam zwanghaften »Marotte« desavouieren.<sup>193</sup>  
Was Hartwig Schultz im Stellenkommentar lediglich eine indirekt-knappe und grund-  
los vage Anmerkung wert ist,<sup>194</sup> wohl weil es Eichendorff hier quasi nebenher erwähnt,  
ist die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nicht abreißende, breite und erregte Debatte  
über das konfessionelle und geistig-politische Profil desjenigen Dichters, der »neben  
Schiller und Goethe den Ehrenplatz unter den Hausgöttern des deutschen Volkes«  
zugesprochen bekam und damit zu einem Kristallisationskern nationaler Identitätsbil-  
dung, zum Paradigma »deutschen Geistes« avancieren sollte.<sup>195</sup> Tatsächlich war der Vor-  
gang der konfessionell grundierten nationalen »appropriation«, der »Nostrifizierung«  
Shakespeares in den 1850er Jahren bereits so weit gediehen,<sup>196</sup> dass der nur scheinbar  
beiläufige Hinweis Eichendorffs vielmehr auf eine vorausgesetzte Selbstverständlichkeit  
deutet; im Folgenden ist dieser von der bisherigen Forschung symptomatisch ausge-  
blendete Rezeptionshorizont daher umfassend zu rekonstruieren.

193 Vgl. die entsprechenden Ausführungen im Einführungskommentar zum literarhistorischen Werk  
KA VI, S. 1083f., wobei das Shakespeare-Porträt als paradigmatisches Beispiel für die Unan-  
gemessenheit der Eichendorffschen Perspektive fungiert; zum inneren Zusammenhang der  
verschiedenen Schultzschen Prämissen vgl. die einleitende systematische Besprechung, Kapitel  
B. III.

194 Vgl. KA VI, S. 1347: »Vermutlich auf Gervinus gemünzt (vgl. Gervinus, Shakespeare, Bd. IV,  
S. 420-423). Shakespeare stammte von katholischen Eltern; ob er später zum Protestanten oder  
Puritaner wurde, ist bis heute nicht sicher geklärt (vgl. S. 684, 18f.).« Über die ebenfalls unge-  
klärte, von Eichendorff angeschnittene Frage nach Shakespeares womöglicher Katholizität (dazu  
s. im Folgenden) schweigt Schultz sich aus.

195 Hierzu und zum Folgenden v. a. Paulin 1996, Institutionalisierung Shakespeares (hier S. 15 das  
Zitat von Friedrich Kreyssig aus dem Jahr 1858); Richter 2000, Shakespeare's Katholicität, Weiss  
2009, Debate; Habicht 2011, Vischer und die deutsche Shakespeare-Rezeption.

196 Paulin 1996, Institutionalisierung Shakespeares, S. 10.

Dass »Shakespeare und seine bessern Zeitgenossen« aufgrund eines unterstellten germanischen Fundaments »deutsch« waren, schien schon Ludwig Tieck 1817 kaum erklärungsbedürftig.<sup>197</sup> Unter verschiedensten Vorzeichen variiert, war vor allem der tatsächlich in anderen Nationen in dieser Form kaum anzutreffende deutsche Hamlet-Kult nicht unwesentlich in der nationalen Symbolfunktion des namensgebenden Protagonisten dieses von Engländern teilweise als ›Unfall‹ desavouierten Schauspiels über den Königsmord im Hause Dänemark begründet.<sup>198</sup> Der grübelnd-zaudernde Hamlet, der bei Friedrich Theodor Vischer zum präfigurativen Muster des hegelianisch-modernen »Selbstbewußtseins als der absoluten kritischen Macht« aufrückte,<sup>199</sup> wurde von den Jungdeutschen zum ebenso kongenialen wie betrüblichen Sinnbild des »tatenarmen, aber gedankenvollen« (Hölderlin) deutschen Nationalcharakters erklärt – »Wir kennen diesen Hamlet, wie wir unser eignes Gesicht kennen«, klagte Heine,<sup>200</sup> »Deutschland ist Hamlet«, betitelte Ferdinand Freiligggrath ein in Zeiten der noch ausstehenden nationalen Einigung verfasstes Gedicht (1844), und Heinrich Theodor Rötischer betonte wiederum das positive Potenzial dieses Deutungsmusters, wenn er im »Charakter Hamlets« eben »Stärke *und* Schwäche des deutschen Volkes« vorgeprägt sah.<sup>201</sup> Konsequenterweise widmete der englische Philologe Horace Howard Furness seine zweibändige Hamlet-Neuausgabe von 1877, sechs Jahre nach der kleindeutschen Reichsgründung, der in Weimar gegründeten »Deutschen Shakespeare-Gesellschaft« mit den anerkennend-bezeichnenden Worten:

To the ›German Shakespeare Society‹ of Weimar Representative of a People Whose Recent History Has Proved Once For All That ›Germany is *not* Hamlet‹. These Volumes Are Dedicated With Great Respect By The Editor.<sup>202</sup>

Diese auch im Ausland nicht unbemerkt gebliebene, selbstbespiegelnde Rezeption war aber nur der besonders kuriose Ausfluss eines kontinuierlichen Traditionsstroms. Der angesehene Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer, aus dessen Feder der militanteste Verriss der ersten literarhistorischen Monographie Eichendorffs stammte (s. o., Kapitel

197 Zitiert nach Paulin 1996, Institutionalisierung Shakespeares, S. 13.

198 Vgl. dazu jetzt das ebenso materialreiche wie hervorragend lesbare Buch von Marx 2018, Hamlets Reise nach Deutschland (mit Angaben zur älteren Literatur).

199 Vischer 1844, Shakespeare, S. 90f., zum Zusammenhang der weltanschaulichen und nationalen Wertung s. u.

200 Vgl. den Schluss des Kapitels »Ophelia« in Heine 2014 [1838], Shakespeare's Mädchen und Frauen, S. 127-129, hier 129: »Doch was erzähl ich Euch diese kummervolle Geschichte. Ihr kennt sie alle von frühester Jugend, und ihr habt oft genug geweint über die alte Tragödie von Hamlet dem Dänen [...], welcher verrückt wurde [...], weil er im deutschen Wittenberg vor lauter Denken das Handeln verlernt hatte [...]. Wir kennen diesen Hamlet wie wir unser eignes Gesicht kennen [...].«

201 Rötischer, Kunst der dramatischen Darstellung, Bd. 2 (1844), S. 106f. (Hervorhebung von mir, N.v.E.); zitiert bei Paulin 1996, Institutionalisierung Shakespeares, S. 16 (Paulin gibt Rötischer auf S. 15 versehentlich den Vornamen Friedrich).

202 Die Widmung steht auf dem (unpaginierten) Vorsatzblatt des ersten Bandes, vgl. Furness 1877, Hamlet, Bd. 1.

B. I. 1 und B. I. 2), verkündete in seinen ebenfalls in der Mitte des Jahrhunderts gehaltenen (postum veröffentlichten) Shakespeare-Vorlesungen:<sup>203</sup>

Wir Deutsche sind nun also gewohnt, Shakespeare als einen der Unsern zu betrachten. Ohne undankbar zu sein gegen England, das uns diesen größten aller Dichter geschenkt hat, dürfen wir es mit Stolz sagen: dass der deutsche Geist zuerst Shakespeares Wesen tiefer erkannte. In der deutschen Litteratur ist der Anfang damit gemacht worden, Shakespeare ästhetisch, kunstphilosophisch zu nehmen, und von ihr aus ist diese Auffassung in England erst geweckt worden, als wäre er nicht ein Brite, sondern ein Deutscher. Wir haben also das Geschenk mit Zinsen heimgegeben.

Kein anderer als Georg Gottfried Gervinus aber hatte 1849 und 1850, also in der Nachlese der gescheiterten Revolution, mehrere seiner ob ihrer Gelehrsamkeit bei Katholiken gefürchteten und berüchtigten »massiven Großoktavbände« zum Thema veröffentlicht.<sup>204</sup> Seine mehrbändigen Shakespeare-Erkundungen hatte Gervinus hierbei ausdrücklich aus der Suche nach einem geistigen »Sporn unserer handelnden Thätigkeit und Wirksamkeit« heraus begründet, womit den »Forderungen des Vaterlandes, den Pflichten des Tages, dem thätigen Berufe des Lebens« ebenso »Genüge geleistet« wie dem Geist »Genuß« und »Würze« zuteilwerden könne:

Nach der Vollendung meiner Geschichte der deutschen Dichtung drängte es mich, auf das lange verlassene Gebiet politischer Geschichte, meiner anfänglichen Richtung, zurückzukehren. Meine Absicht war, und sie ist es noch, an den Schlußsatz jener historischen Darstellung unserer Literatur anzuknüpfen und den Versuch zu wagen, die Geschichte unserer Zeit zu schreiben, in ihr dem deutschen Volke wie im Spiegel das Bild seiner Gegenwart zu zeigen, ihm seine Schmach, seinen Beruf, seine Hoffnungen vorzuhalten, ihm die Züge und die Natur des ganzen Körpers und Geistes dieser Zeit zu deuten, die mehr und mehr eine große und bedeutungsvolle zu werden und die Mühe des geschichtlichen Beobachters zu lohnen versprach. Seitdem haben die Ereignisse dieser Erwartung rasch zu entsprechen begonnen [...] Sie haben auch mich aus einer beobachtenden Stellung eine Weile in den Strudel der werdenden Verhältnisse gerissen, ein Labyrinth, in dem für uns, was auch der Anschein dagegen sagen möchte, vorerst keine Aussicht ist zu einem befriedigenden und abschließenden Ziele.

In diesen Regungen des äußeren Lebens war mir ein Ort der Sammlung und Gemüthsfassung [...] ein Bedürfniß geblieben, das sich nicht abweisen ließ.

Die nächste Vergangenheit unserer Bildung und Geschichte erklärt es zur Genüge, warum wir noch Alle in Deutschland gewöhnt sind, der schönen Kunst und ihrer Gaben nicht wohl entbehren zu können. Die Gegenwart aber ruft uns gleich-

203 Zitiert nach Weiss 2009, Debate, S. 88.

204 Vgl. den Brief Joseph Ficks an Jarcke vom 10.12.1847 (HKA XVIII/2, S. 785f., Zitat 785), aus dem die »zermalmende« Wirkung aller seit 1835 publizierten Gervinusschen Monographien hervorgeht.

sam aus diesen theuer und lieb gewordenen Gewöhnungen hinweg auf das Gebiet des handelnden Lebens herüber, das sich mit halber Anstrengung nicht gewinnen läßt, das unsere gesammten Kräfte in Anspruch nimmt. Getheilt zwischen diese streitenden Bedürfnisse und Anforderungen, wie läßt sich beiden genügen, ohne beiden zu schaden?

Den Forderungen des Vaterlandes, den Pflichten des Tages, dem thätigen Berufe des Lebens läßt sich nichts abdingen; ihm will zuerst Genüge geleistet sein; der Genuß, die geistige Würze muß sich ihm fügen. Aber die Genüsse des Geistes selbst können der Art sein, daß sie ein Sporn unserer handelnden Thätigkeit und Wirksamkeit werden, wenn sie so gewählt sind, daß sie unsere Empfindungen unverkünstelt, unsere Vorstellungen gesund halten, daß sie neben Gemüth und Einbildungskraft auch den praktischen Verstand beschäftigen und die Willenskraft zu Entschlüssen bestimmen.<sup>205</sup>

Shakespeare, in dem sich ein ursprünglich »germanische[r]«, politisch-»praktischer« »Volksgeist«<sup>206</sup> inkarnierte, wird schließlich als vorbildliche Projektionsfigur eingeführt, wobei die politisch-nationale Projektion sich insofern als Selbstbespiegelung erweist, als sich die deutsche Nation den »Engländer« ebenso »erobert« und einverleibt habe wie England umgekehrt Händel:

In der Bildungsgeschichte Englands und Deutschlands gibt es zwei Männer, der Eine in diesem, der Andere in jenem Lande geboren, die die alte germanische Verwandtschaft und Gemeinshaft noch in diesen späteren Jahrhunderten aufrecht halten, in deren Besitz sich die beiden Nationen theilen, um deren höhere Würdigung sie sich streiten. [...]

Unseren Händel haben sie in England eingebürgert und zu den Ihren gezählt [...] Zu ihm, einem Luther an überströmender Kraftfülle, an starker und heftiger Gemüthsart, an protestantisch-religiöser Tiefe [...], zu ihm muß man sich retten [...]; denn bei ihm allein unter den Neueren lernt man verstehen, was die Alten von der männlichen Dorischen Tonweise als einem sittlichen Bildungsmittel und von ihren veredelnden und kräftigenden Wirkungen auf Charakter und Willen des Menschen gesagt haben. Ihm haben die Engländer die richtigere Schätzung zu Theil werden lassen; er ist dort der Nationalliebling unter den Tonkünstlern geblieben, obwohl an menschlichem und musikalischem Charakter kein deutscherer Mann gefunden wird [...].

Dem Engländer Shakespeare rühmen wir uns gern, sein größeres Recht gethan zu haben; gewiß ist, daß wir ihn durch Fleiß und Liebe, so gut wie England unseren Händel, uns erobert haben, wenn auch England nicht in dem Maaße, wie wir jenen, ihn sich rauben ließ.<sup>207</sup>

205 Gervinus, Shakespeare, Bd. 1 (1849), S. v-vii. – Dieser ganze (sowie der im Folgenden referierte) Hintergrund glänzt in der entsprechenden Anmerkung von Schultz (s. o.) durch Abwesenheit.

206 Gervinus, Shakespeare, Bd. 1 (1849), S. xi.

207 Gervinus, Shakespeare, Bd. 1. (1849), S. vii-ix.

August Koberstein resümiert in seinem wenige Jahre später publizierten Aufsatz »Shakespeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland« (1858), dass die Dichtungen des englischen Autors »seit der Zeit, da Herder jene Worte schrieb, auch ein Eigenthum unsers Volks geworden.«<sup>208</sup>

Die wunderlichsten Blüten dieser nationalen Einverleibung sollten bekanntlich die antienglischen Ressentiments im Bannkreis des Ersten Weltkriegs hervortreiben. Drei Jahre vor dem Krieg veröffentlichte Friedrich Gundolf sein berühmtes, der George-Schule verpflichtetes Buch »Shakespeare und der Deutsche Geist«, und Gerhard Hauptmann behauptete schließlich 1916, auf dem Höhepunkt der antienglischen Kriegspublizistik, es gebe

kein Volk, auch das englische nicht, das sich ein Anrecht wie das deutsche auf Shakespeare erworben hätte. Shakespeares Gestalten sind ein Teil unserer Welt, seine Seele ist eins mit der unsern geworden: und wenn er in England geboren und begraben ist, so ist Deutschland das Land, wo er wahrhaft lebt.<sup>209</sup>

Ludwig Fulda, der zu den populärsten Bühnendichtern seiner Zeit zählte, wollte die »formell[e]« Abtretung Shakespeares an das Deutsche Reich sogar zum offiziellen Kriegsziel erhoben wissen:

Und falls es uns glückt, England niederzuringen, dann, meine ich, wir sollten in den Friedensvertrag eine Klausel setzen, wonach William Shakespeare auch formell an Deutschland abzutreten ist. Ich glaube sogar, für diese Abtretung werden die Engländer noch am ehesten zu haben sein, weil sie ohnehin nichts Rechtes mit ihm anzufangen wissen.<sup>210</sup>

Weniger bekannt ist die konfessionelle Signatur dieses Traditionsstromes, der seine Kraft aus der dezidiert-offenen Absetzung gegenüber dem früh von Richard Davies gestreuten und (bis heute) unsterblichen Gerücht von der mehr oder weniger heimlichen Katholizität des elisabethanischen Dramatikers bezog.<sup>211</sup> Vor dem Hintergrund der in den vorherigen Kapiteln (Kapitel B. I. 1; B. III. 1) bereits ausführlich referierten konfessionellen Grundierung deutscher Identitätsbildung kann es freilich kaum verwundern, dass nicht nur die politischen, sondern auch und gerade die religiösen Überzeugungen des Autors von vitaler Bedeutung für die nationalliberalen Konstrukteure eines deutschen Literatur-Kanons waren.

208 Zitiert nach Paulin 1996, *Institutionalisierung Shakespeares*, S. 9.

209 Zitiert nach Weiss 2009, *Debate*, S. 89.

210 Zur Popularität Fuldas vgl. v. a. Dauer 1998, *Fulda Erfolgsschriftsteller*; Zitat Weiss 2009, *Debate*, S. 89.

211 Zum Folgenden v. a. Richter 2000, *Shakespeares Katholizität* (mit Fokus auf die Zeit des Kulturkampfes) und Weiss 2009, *Debate* (mit Fokus auf die Jahrzehnte vor dem Kulturkampf). – Unter jüngeren Arbeiten, in denen der »katholische Shakespeare« ernsthaft bewiesen werden sollte oder zumindest entsprechende Argumente wiederaufbereitet und erweitert wurden, ist die Monographie des Jesuiten Milward 2005, *Shakespeare the Papist*, hervorzuheben.

Nicht zufällig in einer Rezension von Calderóns »La hija del aire« (1653) stellte bereits Goethe den protestantischen Humanismus Shakespeares als vollendete Tatsache hin, und zwar in bewusster Abgrenzung gegen den katholisch-romantischen Charakter des spanischen Dramatikers:

Denn leider sieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- und freisinnigen Mann genötigt, düsterem Wahn [seit der Aufklärung, auch etwa bei Kant, Hölderlin etc. ein mehr oder weniger festes Synonym für die katholische Glaubens- und Sakramentenpraxis, N. v. E.] zu frönen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weshalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt geraten, da der Stoff beleidigt, indes die Behandlung entzückt; wie dies der Fall mit der »Andacht zum Kreuze«, der »Aurora von Copacabana« gar wohl sein möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvorteil, welchen Shakespeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Überall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nötigt er, seinem Unternehmen zu dienen, tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch geraten kann.<sup>212</sup>

Hermann Ulrici, dessen monumentales Werk »Shakespeare's dramatische Kunst« (1839) den Reigen der biographisch orientierten Rezeption in Deutschland eröffnete, suchte mit einer Übermacht von Zitaten aus diversen Schauspielen die als Angriff wahrgenommene – und ernst genommene – These vom katholischen Shakespeare zu widerlegen und versicherte, der den deutschen Geist verkörpernde Dramatiker sei aufrichtiger Protestant – und damit wiederum vollendetes Gegenstück Calderóns – gewesen.<sup>213</sup>

Natürlich schien es auch für Friedrich Theodor Vischer ausgemacht – Shakespeare war »durch und durch Pantheist«:

Shakespeare ist der erste dramatische Dichter, bei welchem das Schicksal als rein immanentes Weltgesetz waltet und der Gegensatz gegen die antike Weltanschauung, wo das Schicksal vor und hinter dem menschlichen Willen feststeht und so, indem es von außen hereinwirkt, die Schuld in einem zweideutigen Lichte erscheinen läßt, zu vollkommener Bestimmtheit durchgebildet ist. Hier ist jeder selbst der Schmied seines Geschicks, hier ist das Schicksal reines Resultat der eigenen inneren Dialektik der Handlung; Shakespeare ist darin so ganz fest, er weiß so gar nichts von einer

212 Vgl. Goethes Rezension »Calderons ›Tochter der Luft« von 1822, Goethe HA XII, S. 303-305; Calderóns ›Tochter der Luft« wird von Goethe zur positiven Ausnahme stilisiert, weil »der Gegenstand vorzüglicher ist als ein anderer seiner Stücke, indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweist«, ebd., S. 303.

213 Weiss 2009, Debate, S. 90f.; Paulin 1996, Institutionalisierung Shakespeares, S. 16f.

Transzendenz, daß er sich an die Spitze der wahren, modernen Weltansicht stellt. Shakespeare ist, wie es der Dichter sein soll, niemals und immer religiös, er ist durch und durch Pantheist.<sup>214</sup>

Wenn Vischer in seinem 1844 publizierten Beitrag das ›Deutschtum‹ der Shakespearischen Figuren hervorhob, in denen die seit der höfischen Klassik »aus der deutschen Poesie [...] verschwunden[en]« »Nibelungenhelden« wiedererstanden sind, dann auch, um diese urdeutschen Charaktere als (notwendigerweise) »unverbesserliche Heiden« hin- und der griechischen Humanität mit »Stolz« an die Seite zu stellen:

Dieses Ganze ist wild und barbarisch, aber noch nicht prosaisch wie der moderne Polizeistaat. Die Persönlichkeit in ihrer trotzigen Selbsthilfe kann noch das Ungeheure wagen [...]. Behaupten kann sich, wer auf eigenen Füßen steht; jeder ist, was er kann. Nicht die Erscheinung schöner Menschlichkeit, wie bei den Griechen, nicht die feierliche Würde der Römer: rohe, ungeschlachte Menschen, aber groß und tief. [...] Wohin sind denn die Nibelungenhelden entschwunden? [...] Aus der deutschen Poesie sind sie verschwunden: in dem empfindsamen, phantastischen Ritter der höfischen Dichter finden wir sie nicht wieder, in der neueren, in der Poesie der Bildung, sind sie mit ihren langen Bärten und breiten Schultern nicht salonfähig, und doch gibt es in aller deutschen Kunst nichts Deutscheres, nichts, was wir den Griechen so sehr als unsern Stolz entgegenhalten dürfen, als diese rauhen, gedrungenen, wortarmen, im Ernste einfach sittlicher Substanz fest beharrenden Gestalten; – Wo sind sie? Hier bei Shakespeare sind sie vom Schläfe aufgestanden, hier ist der grimme Hagen und auch die schreckliche Brunhilde und alle die großen Männer und Frauen. Sie haben reden gelernt, sie sind Christen geworden, aber sie gleichen noch, wie einst, furchtbaren Naturkräften und sind im Grunde des Herzens unverbesserliche Heiden.<sup>215</sup>

Konnte Vischer den ›rückwärtsgewandten‹ Monarchismus des elisabethanischen Dramatikers zwar nicht leugnen, so bedingte doch die epochale »historische Stellung« Shakespeares auf der »Grenzscheide« zwischen dem romantischen Mittelalter und der Neuzeit, wo zwar »[d]er Mond der Romantik [...] noch am Himmel« stand, aber auch »die Sonne der Aufklärung schon aufgegangen ist«, eine Janusgesichtigkeit, die in der einen, von Hamlet vertretenen Richtung bereits die »Bedeutung des Selbstbewußtseins als der absoluten kritischen Macht« erblickt:

Nirgends [wie im »Hamlet«, N. v. E.] fühlt man so deutlich wie modern Shakespeare ist, der doch noch so mittelalterlich ist. Der Mond der Romantik steht noch am Himmel, während die Sonne der Aufklärung schon aufgegangen ist: dies ist die unendliche Gunst seiner historischen Stellung. Kein Dichter der noch ungeteilten

214 Vischer 1844, Shakespeare, S. 86.

215 Vischer 1844, Shakespeare, S. 78 f.

Naivität konnte sagen, was Shakespeare den Hamlet sagen läßt: [...] ›Denn an sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu‹ [...]. So kann nur ein Geist sprechen, dem schon die Bedeutung des Selbstbewußtseins als der absoluten kritischen Macht aufgegangen ist. [...]

Welche große Welt liegt nun vor uns! Von jenem Naturleben des Geistes, wo der sittliche Zweck noch mit Blut und Nerven verwachsen ist, durch den erhabenen Schauplatz, wo die bewußte Tat weit ausgreifend um das Wohl von Völkern streitet, sind wir aufgestiegen bis in diese Berghöhe, wo die Luft so fein wird, daß die derben Lungen der Handlung nicht mehr in ihr atmen können, wo der Geist einsam in seine Unendlichkeit blickt und den Weg rückwärts in das lärmende Tal nicht mehr finden kann: und diese Welt umfaßt ein Dichtergenius [...].<sup>216</sup>

Auch Gervinus konnte in dieser nationalen Projektionsfigur seinen immer mehr zu einem naturalistischen Säkularismus hinneigenden liberalprotestantischen Standpunkt profilieren, indem er Shakespeare als Propheten eines deistisch-säkularen Humanismus anpries, der »ganz wie Bacon die Religion aus der Wissenschaft«, »so« die Religion nun auch »aus der Kunst« »wies«.<sup>217</sup>

Das sittliche System Shakespeare's hat Pope treffend als ein ganz weltliches bezeichnet, das der Dichter in Gegensatz stelle zu den Begriffen, die aus der Offenbarung gewonnen würden, und das er für hinlänglich halte, deren Platz einzunehmen. Er befreie die Menschen nicht von der Furcht vor den Folgen der Unsittlichkeit, sondern er bestehe stark darauf; und indem er religiöse Betrachtungen bei Seite lasse, habe er mehr als irgend ein anderer Schriftsteller die Liebe der Menschlichkeit erhoben. Die unbekümmerte Sicherheit, mit der Shakespeare diesen rein menschlichen Weg nahm, ist in dem Zeitalter, in dem er lebte, bewundernswerth. [...] Warum Shakespeare die Beziehung auf die Religion in seinen Werken nicht allein nicht suchte, sondern ihr selbst bei sehr nahen Gelegenheiten systematisch aus dem Wege ging, wird mehrfache Gründe haben. [...] England hatte kurz vor Shakespeare's Zeit die furchtbaren Verfolgungen von Katholiken und Protestanten, die Hinrichtungen um des Glaubens willen, das Ausbrennen und Ausschmelzen der Meinungen durchlebt; um ihn her herrschte die Anfeindung des Sektengeistes [...]. Diese Zustände wandten alle Menschlichen von den ascetischen Uebertreibungen der Religion ab und drängten Andere zum Skepticismus hin; dieselben Erfahrungen, die nach der englischen Revolution die Cherbury zu Freidenkern machte, trieb auch schon damals die Bacon und Raleigh zu deistischen, wie die Eiferer sagen zu atheistischen Ansichten. Und so tauchte Shakespeare, von derselben Erfahrung bestürzt, wenn er sich sittlichen Rath holen sollte, am liebsten in die Offenbarung ein, die Gott in das menschliche Herz geschrieben hat. [...] Shakespeare's Sittenlehre ist wesentlich menschlich, und er kann in dieser Hinsicht ganz den Alten gleichgestellt werden,

<sup>216</sup> Vischer 1844, Shakespeare S. 90f.

<sup>217</sup> Gervinus, Shakespeare, Bd. 4 (1850), S. 522; folgendes Zitat S. 398-401.

die wir in humanistischen Zwecken lesen. Wenn Bacon wahr fand, daß der Mensch ›aus dem Lichte der Natur‹ einige Begriffe von Gut und Böses schöpfen könne, aus dem Gesetz des Gewissens, das ein sicherer Funke und Rest der ursprünglichen Reinheit des Menschen sei, so würde Shakespeare, wie Pope richtig sagte, diese Begriffe für ausreichend gehalten haben, uns in diesem Leben würdig einzurichten [...]. Shakespeares sittliche Anschauung geht von dem einfachen Gesichtspunkte aus, dass der Mensch mit Kräften der Thätigkeit geboren wird, die er brauchen soll, und mit Kräften der Selbstbestimmung und Selbstlenkung, die diesen Gebrauch der handelnden Kräfte richtig steuern sollen.

Das emphatische Lob wirkte auf orthodoxe Protestanten provozierend, die Shakespeare von dem als Vorwurf interpretierten deistischen »Humanismus« wiederum freisprechen wollten.<sup>218</sup> Die Mehrheit der protestantischen Literaturhistoriker aber folgte im Großen und Ganzen der von Goethe, Vischer und Gervinus vorgezeichneten Linie. Von der während des Kulturkampfes kulminierenden Debatte ist für den Rezeptionshorizont der 1850er Jahre beispielhaft nur noch Eduard Vehse anzuführen, der 1851, also drei Jahre vor Eichendorffs Publikation, als die »Seele der Seele Shakespeares« einen undogmatischen Protestantismus zu erkennen meinte, der freilich demjenigen um 1850 in Mode stehenden ebenfalls erschreckend ähnlich sah:

Dieser souveräne männliche Standpunkt des Protestantismus Shakespeares, der direct dem katholisch sowohl als protestantisch hierarchischen Kirchenstandpunkt entgegensteht, ist die Seele der Seele Shakespeares: dieser Standpunkt ist, wenn mich nicht alles täuscht, der, der bei ihm Alles erklärt. Die Selbstführung, das Selfgovernment in der religiösen Sphäre ist seine innerste Grundüberzeugung.<sup>219</sup>

Diese auch hier, wie der prägnante Begriff des »Selfgovernment« belegt, in einem staatspolitischen Horizont stehenden national-konfessionellen Reflexionen richteten sich gegen die anwachsende Zahl derer, die im Zuge des allgemeinen katholischen Aufschwungs in und außerhalb Deutschlands unbeirrt an ›ihrem‹ katholischen Shakespeare festhielten. Der französische Romantiker François-René de Chateaubriand, der mit seiner Zeitschrift »Le conservateur« (1818 ff.) den Begriff des Konservatismus prägte, hatte bereits 1836 apodiktisch behauptet: »Shakespeare, s'il était quelque chose, était catholique.«<sup>220</sup> Zwischen 1854 und 1858 erschien die großangelegte Artikelserie Richard Simpsons in der von Lord Acton redigierten katholischen Zeitschrift »The Rambler« – also in derjenigen Zeitschrift, in der wohl Acton plante, durch Eichendorffs literarhistorische Schriften den Engländern die deutsche Literatur zu vermitteln (s. o., Kapitel B. III. 3. 1); durch seine systematische Zusammenschau aller bisher vorgebrachten Argumente, von der kenntnisreichen und einfühlsam-positiven Darstellung

218 Weiss 2009, Debate, S. 96 (illustriert am Beispiel Heinrich von Friesens).

219 Zitiert nach Weiss 2009, Debate, S. 94. – Zur Hochkonjunktur während und im Gefolge des Kulturkampfes Richter 2000, Shakespeare's Katholicität, passim.

220 Zitiert nach Weiss 2009, Debate, S. 97.

katholischer Liturgien, Priester und Mönche, der negativen Symbolfunktion von Wittenberg in »Hamlet«, bis hin zu den zahlreichen biographischen Indizien, war Simpson überzeugt, Shakespeare als ebenso heldenhaft-unbeugsamen wie raffiniert-klugen »recusant« wissenschaftlich-objektiv bewiesen zu haben.<sup>221</sup> Die in Deutschland während des Kulturkampfes besonders erregt geführte Debatte milderte sich erst ab den 1880er Jahren schrittweise in Tonfall, methodischem Zugriff und geschlussfolgerten Thesen; der katholische Theologe J.M. Raich publizierte im Jahr 1884 eine um Ausgewogenheit bemühte Monographie über »Shakespeares Stellung zur katholischen Religion«, welche an Umfang und Gelehrsamkeit alle vorherigen Beiträge katholischer und protestantischer Provenienz übertraf. Unter Bezugnahme auf Raich betonte der aus dem Deutschen Reich zwangsexilierte Jesuit und katholische (ob seiner Kritik am nationalen Goethe-Kult »notorische«) Literarhistoriker Alexander Baumgartner schließlich kurz vor der Jahrhundertwende, dass »aus der Lebenszeit des Dichters selbst jedes ausdrückliche äußere Zeugnis, das ihn unmittelbar als Katholiken bezeichnete«, fehlt. Baumgartner gab resümierend »zu, dass die vorhandenen Zeugnisse nicht ausreichen, um die Frage nach Shakespeares Religion einfach und mit völliger Sicherheit zu entscheiden«.<sup>222</sup>

Vor diesem von der bisherigen Forschung symptomatisch ausgeblendetem Hintergrund, der aus eben diesem Grund hier so ausführlich referiert wird, erscheint Eichendorffs ob ihrer »eigenwilligen« (Hartwig Schultz) Parteigebundenheit vielgeschmähte Stellungnahme aus dem Jahr 1854, also während der höchst leidenschaftlich und erregt geführten Debatte, sogar noch als vergleichsweise ausgewogen; Eichendorff distanziert sich nämlich ausdrücklich von dem (auf beiden Seiten virulenten) Trend, werkimmanente Merkmale, die ihm allerdings von einer »wesentlich [...] katholische[n] Weltanschauung« (KA VI, S. 685) durchwirkt scheinen, mit der zudem nur spärlich überlieferten Biographie des Autors ohne Weiteres kurzzuschließen und erinnert mit beiläufiger Selbstverständlichkeit an das (von beiden Seiten mehr oder weniger gelegnete) Faktum der mangelnden Quellengrundlage:

Ebenso wenig ist auch seine religiöse Weltansicht etwa spezifisch protestantisch. Er konnte natürlicherweise nicht dichten wie Calderon, weil er eben kein Spanier und soviel wir wissen, auch kein Katholik war (KA VI, S. 684).

Alle sonstigen Übertreibungen aber gewinnen ihre Kontur und Spitze erst aus der trotzig-streitbaren Gegenposition gegen den Versuch, Shakespeare zur Projektionsfigur einer liberalprotestantisch bis humanistisch definierten Identität der deutschen Nation zu proklamieren. Auch hier übernimmt Eichendorff lediglich vorgeprägte Deutungsmuster in formaler Hinsicht, um sie inhaltlich umzubestimmen bzw. in einen neuen Rahmen zu stellen – wobei er nicht selten mit anderen Wortführern des zeitgenössischen Katholizismus konvergierte. Den allgemein anerkannten germanisch-deutschen

221 Weiss 2009, Debate, S. 98; Richter 2000, Shakespeare's Catholicität, S. 115 f.

222 Vgl. zum Zusammenhang Richter 2000, Shakespeare's Catholicität, S. 127 ff., Zitate S. 128, 129.

und ›naturhaften‹ Charakter des Shakespeareschen Werks, dessen Einführung durch Lessing immerhin als erfolgreiches Antidot gegen den französisch-höfischen Regelkanon gewirkt hatte,<sup>223</sup> verknüpft Eichendorff ganz in diesem Sinne mit seinem Postulat einer inneren, deutsch-romantisch-katholischen Wahlverwandschaft:

Aber durch das eigentümlich starke [›germanische‹ (s. o., S. 683), N. v. E.] Naturgefühl, das bei ihm überall wunderbar hervorbricht, repräsentiert er recht eigentlich jene Naturseite des Christentums, die in der alten Kirche von jeher in ihren Traditionen, Bildern und Legenden vertreten war und dem damaligen starrorthodoxen Dogmatismus der Protestanten geradezu entgegenstand (KA VI, S. 684).

Wir nannten oben das alte englische Schauspiel einen Kampf des nationalen Naturgefühls gegen das eindringende protestantische Wesen. In den protestantischen Ländern wurden mit dem alten Glauben auch die damit zusammenhängenden Vorstellungsarten, poetischen Überlieferungen, Sagen und Legenden verworfen und vergessen. Dies konnte allerdings in England nicht in gleichem Maße stattfinden, da hier die Kirche wenigstens in ihren äußern Umrissen stehengeblieben war und fort-dauernd noch traditionelle Anknüpfungspunkte darbot. Daher konnte und mußte hier das nationale Schauspiel überhaupt sich reger und ungehinderter entwickeln als da, wo die Reformation gänzlich mit der Vergangenheit gebrochen und also den historischen Fortgang des Volkslebens gestört hatte (KA VI, S. 690).

Diese Idee einer dem germanisch-englischen Nationalcharakter unverlierbar eingeschriebenen Katholizität, wie sie u. a. in den mittelalterlich-gotischen Kathedralen und in den dort vollzogenen traditionellen anglikanischen Liturgien gleichsam sinnlich fassbar wurde, hatten nicht nur die im 19. Jahrhundert stetig an Einfluss gewinnende anglo-katholischen Bewegung innerhalb der anglikanischen Kirche (hier freilich unter leicht veränderten Vorzeichen und mit teils anderen Schlussfolgerungen), sondern eben gerade auch Exponenten des englischen ›katholischen Frühlings‹ wie Augustus Welby Pugin (s. o., Kapitel B. III. 3. 1) wirkmächtig propagiert. Der unbestrittene Meister des Gothic Revival, der in der Renaissance des gotischen Baustils auch die Lösung der sozialen Frage gefunden zu haben meinte, bezeichnete die in der englischen Konvertitenbewegung (zumal aus dem anglikanischen Klerus) erahnbare Rekatholisierung Englands als lebendige Entfaltung eines seit der Reformation zwar verdunkelten, in seinen äußeren Umrissen aber durchgängig präsenten Nationalcharakters:

Regarding, therefore, the state of religion for the last three centuries as a punishment for the unfaithfulness of the English Church, we cannot but feel grateful that, notwithstanding all the repeated efforts and successes of the bitterest puritans, so many traces of the ancient paths have yet been preserved, to guide those who are now striving to regain the holy place. [...] For there is no other instance of a country

223 Vgl. den 17. der »Briefe, die neueste Litteratur betreffend« (1759), dazu Vollhardt 2018, Lessing, S. 130.

having fallen into the miserable state of Protestantism, having retained so much that is calculated to awaken in the breasts of her children and love and reverence for the past, and to lead them back to union with the see of blessed Peter, from whence the day-star of truth first beamed upon us [...].

An Englishman needs not controversial writings to lead him to the faith of his fathers. It is written on the wall, on the window, on the pavement, by the highway [...].

In short, Catholicism is so interwoven with every thing sacred, honourable, or glorious in England, that three centuries of Puritanism, indifference, and infidelity, have not been able effectually to separate it. It clings to this land, and develops itself from time to time, as the better feelings of a naturally honourable man who had been betrayed into sin. What! an Englishman and a Protestant! Oh, worse than parricide, to sever those holy ties that bind him to the past, to deprive himself of that sweet communion of soul with those holy men, now blessed spirits with God, who brought this island from pagan obscurity to the brightness of Christian light, who covered its once dreary face with the noblest monuments of piety and skill, who gave those lands which yet educate our youth, support the learned, and from whom we received all we have yet left that is glorious, even to our political government and privileges.<sup>224</sup>

Dieses »lustige[] Altengland[]«, an dessen »Patriotismus« und unbefangenen-katholischen »Humor« Shakespeare »appellierte« (KA VI, S. 795), ging erst durch die antinationale Reformation unter, wie die (auch von Heine<sup>225</sup> entsprechend hervorgehobene) puritanische Unterdrückung des nationalen Theaterlebens bezeugt:

Als aber nun in England das protestantische Element in den Puritanern ebenfalls zum unbedingten und extremen Siege gelangte, war es auch um das englische Schauspiel geschehen. Es hatte nämlich der immer intensiver um sich greifende Protestantismus nun auch gegen die Poesie protestiert. [...] Alles dicke Blut dieser Krankheit konzentrierte sich in den Rundköpfen [der Cromwellschen »Roundheads«, N. v. E.] der Puritaner, und aller Groll der Puritaner wandte sich gegen die Bühne, als die Repräsentantin der verhaßten, angeblich gottlosen Welt (KA VI, S. 690).

In Anknüpfung an die von Friedrich Theodor Vischer behauptete »historische Stellung« Shakespeares auf der »Grenzscheide« zwischen dem romantischen Mittelalter und der modernen Aufklärung sowie in Absetzung gegen die liberalprotestantische Dichotomisierung des protestantisch-säkularen Shakespeare und des romantisch-katholischen Calderón (Goethe, Ulrici, Vischer, s. o.)<sup>226</sup> profilierte Eichendorff beide als Vollender des katholisch-romantisch-*nationalen* Mittelalters – vor dem hereinbrechen-

224 Pugin 1843, Apology, S. 47-50.

225 Vgl. in der Vorrede von Heine 2014 [1838], Shakespeares Mädchen und Frauen, S. 9-II.

226 Paulin 1996, Institutionalisierung Shakespeares, S. 16 f.

den Gewitter der den »historischen Fortgang des Volkslebens« (s. o.) unterbrechenden, *antinationalen* Reformation:

So waren denn also das spanische und das englische Schauspiel gleichzeitig und ohne voneinander zu lernen oder nur zu wissen, weil aus derselben Wurzel stammend, ein Jahrhundert lang dieselbe Bahn nebeneinander fortgegangen, bis Calderon und Shakespeare das nationale Entwicklungswerk vollendeten und somit das Mittelalter abschlossen, indem sie alle Strahlen desselben noch einmal, zum ewigen Angedenken der künftigen Geschlechter, in dem Zauberspiegel ihrer Dichtungen auffingen (KA VI, S. 691).

### 3. 2. 6 Nationalpolitisches Erkenntnisinteresse

Die Unterbrechung der nationalen Entwicklungsgänge durch die Reformation wurde nach Eichendorff am eindrucklichsten durch die Entstehung einer auf die vornationale und vorchristliche Antike zurückgreifenden Gelehrtenpoesie untermauert; die nationale Problematik zeigte sich dabei in der durch die Erfindung der Buchdruckerkunst noch potenzierte Spaltung in eine auf Schriftlichkeit beruhende Literatur der Gebildeten und eine mündliche Volkstradition.<sup>227</sup> An der Gegenüberstellung der unterschiedlichen Ausprägung dieses Trennungsvorgangs in den Literaturen Spaniens, Englands, Frankreichs und Deutschlands, gleichsam im völkerpsychologischen Kontrast, wird das nationale Erkenntnisinteresse des komparatistischen Vergleichs exemplarisch offengelegt:

Es war überhaupt der verhängnisvolle Fluch jener Zeit und ihrer Literatur, daß sich die Gebildeten so vornehm von dem Volke getrennt hatten, am schwersten aber lastete dieser Fluch gerade auf dem *deutschen* Drama. In Spanien und in England war, als jene Scheidung eintrat, das Volksschauspiel bereits vollendet und für alle

227 Die konfessionelle Grundierung dieses Gegensatzes kann natürlich ebenfalls kaum zu Eichendorffs persönlich-subjektivem Eigentum erklärt werden; Jacob Grimm nannte schon »1819 in der Vorrede zu seiner Deutschen Grammatik« das »Lutherisch Deutsch« »den protestantischen Dialekt« im Gegensatz zu denjenigen des oberdeutsch-österreichischen Kulturraums (zitiert bei Langewiesche 2000, Nationalismus, S. 76), und auf seiner programmatischen Rede auf dem Germanistentag von 1846 (zu deren national- und konfessionspolitischer Signatur s. o., Kapitel B. III. 2. 2) erklärte derselbe Gelehrte (Verhandlungen Germanistentag I [1846], S. 13): »Seit Luther ist die Herrschaft des hochdeutschen Dialects unabänderlich festgestellt und willig entsagen alle Theile Deutschlands einzelnen Vortheilen, die jede vertrauliche Mundart mitführt, wenn dadurch Kraft und Stärke der aus ihnen allen aufsteigenden gemeinschaftlichen und edelsten Schriftsprache gehoben wird. Jeder Verlust ist für ein Glück zu achten, der höhere Gewinne zu Wege bringt.« In diesem Zusammenhang ist natürlich auch an die polemische Stelle in den Reisebeschreibungen Friedrich Nicolais zu erinnern, wo der Berliner Spätaufklärer in unmissverständlich-suggestiver Absicht hervorhebt, dass man in Wien bis vor Kurzem die »gemeinschaftliche deutsche Literatur[-Sprache]« als »spottweise lutherisch deutsch« denunziert habe, vgl. Altgeld 1992, Katholizismus, Protestantismus, Judentum, S. 120 (mit Zitat; Hervorhebungen von mir, N. v. E.).

Zeiten festbegründet, weil es dort auf der Religion, hier auf den, mehr oder minder gleichfalls dahin zurückweisenden Nationalerinnerungen des Mittelalters stand. Ja selbst in Frankreich hatten, wie wir gesehen, durch die Gunst ganz besonderer Verhältnisse die exklusiven Dichter sich doch wenigstens einen neuen Boden angeblicher Klassizität zu erobern gewußt, dessen gloire sich die geschmeichelte Nation gern unterschieben ließ. In Deutschland dagegen war das noch ganz unreife Schauspiel gleich in seinen ersten Keimen durch die Reformation überrascht, dann vom Dreißigjährigen Kriege fast vernichtet, und sein etwaiges Wiederaufleben nun endlich durch die Gelehrteninvasion niedergehalten worden (KA VI, S. 719f.; Hervorhebung im Original, N. v. E.).

Fast mehr noch als Calderón wird Shakespeare, der die *germanisch*-katholischen Nationalerinnerungen Englands verkörpert, eine nicht nur symbolische Vorbildfunktion zugesprochen; durch die historische Verknüpfung mit den berühmten Wanderfahrten der englischen Komödianten im 16. und frühen 17. Jahrhundert wird er vielmehr sogar als unmittelbarer Impulsgeber für einen nationaldeutschen Frühling gehandelt, der dann erst durch das »Ungewitter« (S. 657) des Dreißigjährigen Krieges ein jähes Ende fand. Bezugnehmend auf »neuere Forschungen«, nach denen »sogar Shakspeare selbst, noch vor Beginn seiner dichterischen Laufbahn, sich unter« diesen »Schauspielerbande[n]« »befunden« (S. 655), billigte Eichendorff dem englischen Dramatiker zu, mitten in die protestantisch-verflachende »Überfremdung« und Mattherzigkeit der Nation einen frischen Wind gebracht zu haben, welcher der mit der englischen eben innerlich verwandten deutschen Nation ein gemeingermanisches, katholisches Erbe wieder bewusst werden ließ, das Shakespeare und die englischen Komödianten bewahrt hatten:

Denn in diesen elementarischen Schauspielanfängen, in dieser wilden Schlacht der Leidenschaften rumort, wengleich noch völlig unbeholfen, doch überall schon die tragische Jugendkraft einer durch große Geschicke ernstgestimmten Nation, in allen Richtungen ungestüm und täppisch nach ungeheuern Stoffen umhergreifend. Diese altenglischen Komödien sind gleichsam die Flegeljahre des Volksdramas, das rohe Material, aus denen bald darauf Shakspeare wie mit einem Zauberschlage seine unvergänglichen Dichtungen schuf. Die Jugendarbeiten des großen Dichters weisen noch deutlich auf diesen Ursprung und Zusammenhang hin; er änderte nichts, er erlöste nur den gefesselten ringenden Geist, den sein wunderbarer Kunstverstand in dem wirren Chaos erkannt hatte. Wie verwandt aber dieser Geist dem Deutschen war, bezeugt die allgemeine Aufregung, die den englischen Komödianten vom Rheine bis zur Weichsel folgte, der Jubel, womit sie in den Städten von Volk und Magistraten feierlich empfangen wurden. Auch hallte der Anklang, den sie geweckt, weithin noch lange nach (KA VI, S. 656).

Der von dem altenglisch-germanischen Geist Shakespeares durchdrungene nationale Aufbruch, in dem ein sich aus »Schülern und Studenten« stets neu rekrutierendes »Künstler-Freikorps« es unternahm, »die Sache des jungen Volksdramas gegen Gelehrte,

Superintendenten und Schulmeister durchzufechten« – so wie die nationalromantische und katholische Bewegung im Vorfeld von 1813 die überlebte Philistergeneration befehdete und mittels wirklicher Freikorps wie demjenigen des Freiherrn von Lützow schließlich auch den äußeren Feind überwand (Kapitel B.I.1) –, wurde dann aber durch die politischen Folgen der konfessionellen Spaltung wieder unterlaufen:

So war denn auch bei uns Alles im herzhaftesten Zuge nach einer künftigen naturwüchsigen Entwicklung, als das Ungewitter über Deutschland losbrach, dessen Blitze schon lange die drückende Schwüle von ferne unheimlich durchzuckt hatten. Der Dreißigjährige Krieg machte plötzlich furchtbar Ernst aus dem tragischen Spiel, da ging es leibhaftig an das Gurgelabschneiden, Hängen und Würgen, das sie so lustig agiert, die Bühnen brachen unter der Wucht des Getümmels zusammen, die Studenten gingen unter die Landsknechte, und die Kriegsfurie rührte und brodelte Katholisch und Protestantisch, Einheimisches und Fremdes wild durcheinander, bis zuletzt auf dem blutigen Boden des Hexenkessels von all dem fröhlichen Schauspielwesen nur die gemeine Lust am Gräßlichen, das sogenannte ›Mordspektakel‹, übrigblieb (KA VI, S. 657).

Der konfessionelle Hader hinderte die protestantischen Gelehrten, »naturgemäß an das alte Volkstümliche anzuknüpfen«, weil hierbei »freilich viele katholische Traditionen und Erinnerungen nicht zu umgehen« gewesen wären – »lieber« noch griff man eben »in das graueste Altertum« zurück (S. 714f.). Die Stoßrichtung zielt schließlich erkennbar auf die Diskussion über die geistig-politischen Vorbedingungen eines »wahren Nationaltheaters« (S. 716), in der ja nicht nur bei Gervinus die Frage nach dem deutschen Nationalstaat und allen damit zusammenhängenden Problemerkisen durchschien:

Das Theater ist das eigentliche konstitutionelle Gebäude in dem Reiche der Poesie, wenn es – wie Lessing strebte – Nationaltheater wird [...]. Lessing brauchte keine Höfe mehr für die deutsche Literatur, wenn er für diese Form Sinn in dem Volke fand, wenn ihm gelang, die Bühne als Vereinigungspunkt der Nation zu gründen, wo die ausübenden, gesetzgebenden und richterlichen Gewalten geschieden sind, wo alle Stände in richtiger Gleichstellung sitzen, für jeden gesorgt wird und jeder freies Stimmrecht hat.<sup>228</sup>

Nach Gervinus scheiterte das Projekt zur Ausbildung eines Nationaltheaters in Wien an dem mangelnden »Bildungstrieb« der Katholiken: »Nur leider das Beste fehlte: Bildung und Bildungstrieb. Keine Verordnungen und keine Summen konnten diesen Erbfeind der rein katholischen Theile von Deutschland tilgen.«<sup>229</sup> Übernahm Eichen-

228 Zitat und Funktionszusammenhang der nirgends so plakativen politischen Allegorik bei Ansel 1990, Gervinus, S. 202.

229 Gervinus, National-Literatur, Bd. 4 (1842), S. 385.

dorff zwar die Diagnose, dass es allerdings der Volkskomödiendichtung in »Wien« misslang,

sich zu einem allgemeinen nationalen Lustspiele auszubilden, so ist keineswegs, wie Gervinus meint, der Mangel an Bildung und Bildungstrieb der reinkatholischen Bevölkerung daran Schuld, sondern gerade umgekehrt die Hofmeisterei der protestantischen Aufklärung Norddeutschlands, welche damals, da durch die Preßfreiheit plötzlich alle Schleußen aufgetan waren, mit zahllosen Flugschriften ganz Östreich unter Wasser setzte und ihren zähen Niederschlag vorzüglich in den höhern Schichten der Wiener Gesellschaft abgelagert hatte (KA VI, S. 728).

Die zunehmende Distanz zu Preußen, das sich im Zeichen der Realpolitik immer deutlicher für eine hegemoniale Lösung der deutschen Frage zu rüsten schien, wird auch durch die Betonung der »gesunden« Volkskräfte in »den Gebirgen in Östreich, Baiern und Tirol« erahnbar; hier »pulsierte« noch »eine unverwüstliche Lustigkeit und der kecke Witz. Aus jenem tiefsinnigen Ernst und aus diesem ungezogen kräftigen Volkstumult konnte, bei ungestörter Fortentwicklung, das Höhere sich gestalten« (S. 727) – womit (neben dem engeren literarischen Kontext) ebenso der mustergültige Tiroler Volksaufstand gegen Napoleon im Jahre 1809 wie die katholischen »Reconvaleszenz-Erscheinungen« im Vorfeld des 1855 abgeschlossenen Österreichischen Konkordats assoziiert werden können.<sup>230</sup>

An Klopstock, dem protestantisch-germanischen Barden, beobachtete Eichendorff eine »völlig unhistorische urweltliche Deutschtümelei«, gegen welche »gemachte Nationalität« Lessing seine »wahrhaft nationale Minna von Barnhelm« setzte, »weil sie von der nebelhaften Vaterländerei zu dem wirklichen Vaterlande und dessen edlern Sympathien und Antipathien ablenkte« (S. 730). Wenn Lessing, auf dieser Linie fortfahrend, »[g]legen die Franzosen und Deutschfranzosen« »den Shakspeare« »setzte« (S. 730), dann erscheint Lessing auch hier wieder als nationaler Prophet in hellstem Licht. Anders als in der zeitgenössischen<sup>231</sup> Deutung erfolgte damit aber dennoch nicht mit Lessing selbst schon die »nationale Wiedergeburt«; ihm, dessen »resolute[r] Natur alles Halbe und Unklare unerträglich«, dessen »Drängen zur Natur in der Poesie eben nur ein ganz analoges Vorspiel [war], das jenen [religiösen] Umschwung vorbereiten und vertiefen mußte« (S. 732), wird vielmehr auch hier wiederum nur eine paradigmatische *Vorläuferfunktion* innerhalb einer Entwicklung zugebilligt, die in der »spezifisch deutsche[n]« Romantik, welche erst »für immer« »Shakspeare« »zu unserm Landsmann gemacht« (S. 778), ihre »wahre« Erfüllung fand:

Die Romantik war es, die zuerst im Großen und Ganzen von dieser schülerhaften Richtung abzuweichen wagte, ja dem Auslande in offener Opposition entgegengrat,

230 Vgl. hierzu die bereits zitierte Artikelserie »Reconvaleszenz-Erscheinungen« in den HPBl 28 (1851), S. 109 ff.

231 Vgl. Paulin 1996, *Institutionalisierung Shakespeares*, S. 19 f. zur nationalen Lessing-Shakespeare-Deutung Kobersteins, Ulricis, Julian Schmidts und Hermann Hettners.

und den Gedanken einer deutschen Nationalpoesie faßte. Nicht etwa als ob sie die ausländischen Formen verschmäht hätte, die sie vielmehr eifrig adoptierte, wo sie irgend als Mittel zu ihrem Zwecke förderlich schienen; dieser Zweck aber war Leben, Kunst und Wissenschaft auf das vergessene Christentum und dessen poetische Erscheinung, auf das vornehm ignorierte Mittelalter, wieder zurückzuführen. Eigentlich war schon Lessing der unwillkürliche Vorfechter der Romantik, teils durch den Ernst und die schneidende Schärfe, womit er die antiquierte Frage von Christentum oder Heidentum zur unvermeidlichen Entscheidung stellte und sonach die Religion gewissermaßen wieder literaturfähig machte; teils durch seine Kritik, die in ihrer rücksichtslosen Kühnheit überall an die Romantik erinnernd, das novantike Theatergerüst der Franzosen untergrub, und auf den damals noch unbekanntem oder ganz verrufenen Shakspeare hinwies. Auf denselben Fundamenten war die Romantik erbaut. Sie hat in dem von Lessing angeregten Kampfe um die Religion entschieden das Kreuz ergriffen, sie hat den französischen Regelzwang völlig gebrochen und Shakspeare für immer zu unserm Landsmann gemacht (KA VI, S. 778).

Erst der katholischen Romantik, »diese[r] spezifisch deutsche[n] Bewegung« (S. 778) kam also das Verdienst zu, u. a. vermittelt der Shakespeare-Appropriation »den Gedanken einer deutschen Nationalpoesie« entfaltet, »die Philister geschlagen, und dann den Befreiungskrieg gerüstet« (S. 777; zum erinnerungspolitischen Komplex der Befreiungskriege s. o., B. I. 1) zu haben. Wo die Epoche Lessings sonst nämlich fast durchweg auf die Reformation zurückgriff, da brach sich »das ganze geistige Faustrecht« und »jene selbständige subjektive Freiheit« Bahn, an der, wie Preußens egoistisch-reichsfeindlicher ›Dolchstoß‹ von 1795 (s. o., Kapitel B. I. 1) und die schließliche Gründung des Rheinbundes bezeugten, schließlich »*das deutsche Reich* zu Grunde ging« (S. 741; Hervorhebung von mir, N. v. E.).

Wenn Eichendorff gegen die »Versicherung der neuesten Literarhistoriker« einwendet, Schiller, dessen nationalliberale Verehrung fünf Jahre später in den Festen zum 100-jährigen Geburtstag teils wunderliche Blüten trieb,<sup>232</sup> sei »in Wahrheit nicht ein Liebling des Volks, sondern nur der sogenannten Gebildeten« (S. 750), dann zieht er hiermit nicht nur einfach eine notwendige Konsequenz aus seinem volksreligiösen Ansatz. Im Jahr 1854, also in der Nachlese der ›gescheiterten‹ Revolution, ist diese Differenzierung vielmehr als dezidiert Beitrag zu der nachrevolutionären Debatte über die Rolle des Honoratiorenliberalismus zu werten, der zwar auf der Woge der Revolution ritt, vor deren Auswüchsen aber zugleich erschrak und im decouvrierenden Pakt mit den etablierten Gewalten gegen den Volkspöbel seine mattherzige Inkonsequenz und egoistische Selbstsucht offenbarte, wie Eichendorff dies andernorts offen kritisierte (Kapitel B. II. 2. 1; B. II. 2. 3). Nicht ohne Grund hebt Eichendorff als wesentliches Merkmal des Schillerschen Werkes die poetische »Idealisierung« nicht nur des

232 Vgl. die Proklamierung Schillers zum »Führer und Heiland« und zur in politischer Hinsicht »nur provisorisch besetzten Leerstelle« (Zitate von Noltenius 1988, Führer und Heiland, Schillerfest 1859, S. 253), in die dann »[s]pätere Festredner [...] Bismarck« »setzten« (Siemann 1990, Gesellschaft im Aufbruch, S. 198-200, Zitat 200).

»religiösen Rationalismus« hervor, sondern auch des »*politischen Liberalismus*« (S. 750; Hervorh. von mir, N.v.E.). Im Horizont dieser im Kreuzfeuer der zeitgenössischen Kritik stehenden Eskamotage des Bildungsliberalismus, der sich als legitimes Sprachrohr des Volks inszenierte, um gegen dessen sozialen Emanzipationswillen die »bewaffnete Macht zu Hilfe zu rufen«,<sup>233</sup> gewinnt auch erst die Profilierung der »künstliche[n] Nationalität« (S. 704) und der höfisch-rationalistisch-»vornehmen« Volksfremde des neuzeitlich-modernen Frankreich (s. o., B. III. 3. 2. 2) ihre aktuelle Stoßrichtung, nämlich gegen die programmatische Frankophilie der liberalen deutschen Nationalbewegung seit der Julirevolution.

In seinem Schlussresümee aber bezeichnet Eichendorff, fünf Jahre nach dem endgültigen Scheitern der Revolution und inmitten des geistigen Vakuums der Reaktion, den Mangel eines nationalen Schauspiels als unmittelbare Folge der verpassten Chance (Kapitel B. II. 2. 1) einer politisch-religiösen Einheit der deutschen Nation, wie sie nur auf dem historisch-organisch gewachsenen Boden der von Shakespeare noch verkörperten christlichen Tradition möglich ist:

Unser Drama wird daher, um aus der gegenwärtigen babylonischen Sprachverwirrung herauszukommen, auf ein allgemeinverständliches und nationales Gefühl zurückgehen müssen, das mit allen jenen Evolutionen verkappten Stolzes nichts zu schaffen hat; und das kann kein anderes sein, als das religiöse, und zwar spezifisch christliche Gefühl, wie es z. B. in Shakspeare'schen Schauspielen unsichtbar und doch unverkennbar waltet (KA VI, S. 800).

Schlechte Intendanten und Schauspieler sind nicht die Ursache, sondern die Folge des Verfalls [...]. Nicht auf den Bretern [!] [...], sondern unter den Theaterdichtern fehlt der rechte Held, ein durchgreifender Genius, der, unbeirrt von den kleinlichen Sympathien und Antipathien, in den Staubwirbeln, welche sie aufwühlen, die sich leise formierende nationale Gestalt der Zukunft divinatorisch zu erkennen und herauszubilden vermöchte. Es würde aber schwerlich fehlen, wenn wirklich das rechte lebendige Bedürfnis, d. h. ein Publikum zu solchem Verständnis schon vorhanden wäre. Denn das Publikum wird nicht durch die Bühne, sondern durch ein tüchtiges Leben für eine tüchtige Bühne gebildet. Die dramatische Poesie spricht nicht mit den Gelehrten und Gebildeten allein, sondern unmittelbar zum Volke, sie kann mithin eine höhere Bildung der Zukunft nur bis zu einem gewissen Grade antizipieren und ist, mehr als jede andere Dichtungsart, ein Kind ihrer Zeit, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Wahrheiten und Irrtümer. Solange daher unsere Zeit nicht von großen Gedanken, die jetzt nur erst blitzartig hin und her fahren, wieder dauernd durchleuchtet, und die grobe Abgötterei mit dem Materialismus gebrochen wird, solange wir in Religion und Politik nur noch experimentieren, so lange wird auch unser Drama ein bloßes Experiment bleiben (KA VI, S. 802 f.).

233 Vgl. die Karikatur in »Libertas und ihre Freier«, KA III, S. 568; zum Zusammenhang s. o., Kapitel B. II. 3.

### 3. 3 Coda I: Übersetzungen aus dem Spanischen (Juan Manuel, 1839; Calderón, 1846, 1853)

Was hat Eichendorff bewogen, zwischen den 1830er und 1850er Jahren eine Reihe von teils komplizierten Werken aus dem spanischen Spätmittelalter (Juan Manuel) und von dem größten Dichter des Siglo de Oro, Calderón de la Barca zu übersetzen? Den Anfang machte 1839 die Übertragung von 19 kurzen spanischen Romanzen aus dem Romanzenbuch von Jacob Grimm (1815) und aus dem »Spanischen Lesebuch« von V.A. Huber (1832);<sup>234</sup> es folgte die bis heute einzige deutsche Übersetzung von Juan Manuels »Conde Lucanor« (1839/40), das zu den bedeutendsten Zeugnissen der spanischen Literaturgeschichte gehört; besonders aber mit seiner Übertragung von einigen der Calderón'schen »Autos sacramentales« (erster Band 1846; zweiter Band 1853)<sup>235</sup> hat Eichendorff eine lange nicht übertriffene Pionierleistung erbracht; die Schlegels waren vor der sprachlichen und theologischen Kompliziertheit dieser geistlichen Texte, die sie gleichwohl bewunderten, noch zurückgeschreckt.<sup>236</sup> Eichendorffs Übersetzungswerk war dabei nicht so resonanzlos, wie eine biedermeierlich stilisierende Forschung manchmal behauptet hat – Hugo von Hofmannsthal's Calderón-Adaptionen sind ohne Eichendorffs Vorarbeit, auf die er ausdrücklich rekurrierte, undenkbar.<sup>237</sup> Aber schon in den 1850er Jahren war Eichendorff die unumstrittene Autorität für Franz Lorinser, der sich vornahm, nicht nur (wie Eichendorff) eine Auswahl, sondern *alle* Calderón'schen »Autos« zu übersetzen; bzgl. derjenigen Werke, die von Eichendorff bereits übersetzt vorlagen, bekundete er sowohl im persönlichen Brief an Eichendorff wie auch im Vorwort der ersten Ausgabe (1856) die Minderwertigkeit seiner eigenen Versuche gegenüber den »meisterhaften Übertragungen« des Romantikers, und wollte seine eigene Leistung höchstens in peniblerer Texttreue sehen.<sup>238</sup>

234 KA I, S. 581-602; dazu den (Einführungs- und Stellen-)Kommentar II64-II77.

235 Enthalten sind jeweils in Bd. 1 (1846): Gift und Gegengift; Das Große Welttheater; König Ferdinand der Heilige; Das Schiff des Kaufmanns; Balthasars Nachtmahl; in Bd. 2 (1853): Der göttliche Orpheus; Der Maler seiner Schande; Die eherne Schlange; Amor und Psyche; Der Waldesdemuth Krone; Der Sünde Zauberei.

236 Zu den Schwierigkeiten der Texte und der ambivalenten Haltung der Schlegels dazu vgl. (mit Zitation aus den einschlägigen Quellenzeugnissen) KA IV, S. 1062 f.

237 Vgl. dazu den ausführlichen Einführungskommentar KA IV, S. 1061 ff. mit Angaben zur Forschungsliteratur; hier S. 1071 ff. zu Hofmannsthal (S. 1072 zu den wörtlichen Rückgriffen Hofmannsthal's auf Eichendorff) und S. 1073 die treffende Einschätzung von Hartwig Schultz, dass »von einem Zuspätkommen« Eichendorffs in dieser Hinsicht »keine Rede« sein könne.

238 Vgl. dazu mit einschlägigen Quellenzitaten den Überblick KA IV, S. 1074-1076 sowie im Vorwort von Lorinser I (1856), S. V (»Dem ›großen Theater der Welt‹ in unserer Übersetzung die erste Stelle einzuräumen, konnte insofern vielleicht bedenklich erscheinen, als dasselbe bereits in Deutschland durch die schöne Übersetzung Eichendorffs bekannt ist, und es gegenwärtig vorzugsweise darauf anzukommen scheint, die noch nie übersetzten vor allen anderen zugänglich zu machen. [...] Die vorliegende Übersetzung macht keine Ansprüche darauf, die Eichendorff'sche an Schönheit des Ausdrucks zu übertreffen; ohne sich slavisch an den Wortlaut zu binden, glaubte jedoch der Verfasser, an vielen Stellen wenigstens, das spanische Original mit noch größerer Treue wiedergeben zu sollen«).

Die Frage nach Eichendorffs Beweggründen wurde schon oft gestellt, dabei fast immer vor dem Hintergrund der literarhistorischen Äußerungen zur spanischen Dramen-Literatur beantwortet:<sup>239</sup> Calderón war immerhin katholischer Priester, seine Fronleichnamsschauspiele tiefsinnig und hintergründig von der Messopfertheologie durchdrungen, und Spanien und Juan Manuel waren schließlich auch »irgendwie katholisch« – so die launige Formulierung von Manfred Hinz.<sup>240</sup> Dass in den vorausliegenden Kapiteln das primär nationale Interesse herauspräpariert wurde, mit dem Eichendorff sich dem Katholischen in den einzelnen europäischen Kulturtraditionen und insbesondere der spanischen Literatur zugewandt hat, könnte natürlich auch die Motivation hinter dem umfangreichen Übersetzungswerk in teils neuem Licht erscheinen lassen.

Auffällig ist jedenfalls, dass die Beschäftigung nicht einfach aus der allgemeinen romantischen Spanien-Begeisterung erklärt werden kann. Dass August Wilhelm Schlegel Calderón zu den größten Dichtern der Weltliteratur überhaupt zählte; dass etwa in einem Eichendorffschen Tagebucheintrag Friedrich Schlegels Trinkspruch »Viva l'Espagna!« kolportiert wird;<sup>241</sup> all das gehört natürlich zu den allgemeinen Vorbedingungen, scheint aber kaum hinreichend, um Eichendorffs viel später, nämlich in den 1830er bis 1850er Jahren entstandene Übersetzungen adäquat zu verstehen. Für eine auch nur cursorische Beschäftigung mit Calderón in Eichendorffs Frühwerk gibt es keine Belege; weder macht er aktiv die »Romanzen-Mode« mit, noch sind einschneidende Lektüre-Erlebnisse bezeugt.<sup>242</sup> Die Hinwendung zur spanischen Literatur verweist vielmehr auf das Spätwerk und dessen historischen Problemhorizont; die ersten Ansätze Ende der 1830er Jahre waren motiviert durch die Kulturkampfstimmung in Preußen und Deutschland infolge des Kölner Ereignisses, wie einige Briefzeugnisse nahelegen:

[...] ich flüchte mich daher noch immer häufig ins Spanische, wo mir dann Cervantes und Calderon über manche Sandscholle hinweghelfen [an Schön, 2. 10. 1839, HKA XII, S. 163].

Mein Calderon [...] schreitet unter der Last der Akten nur langsam vor. Wohl thut es manchmal Noth in dieser Zeit, sich in eine schönere Vergangenheit zu versenken u. für den Flügelschlag einer größeren Zukunft einzupuppen [an Schön, 24. 6. 1842, HKA XII, 184].

239 Vgl. u. a. Schulhoff 1920, Eichendorff und die spanische Lyrik; Schramm 1955, Übersetzer; Janés 1987, Eichendorff in Spanien; Janés 1988, Übersetzungen; Varela 1990, Eichendorff und Spanien, S. 141; Briesemeister 2004, Spanien, S. 386.

240 Vgl. das Nachwort des Herausgebers in Manuel 2007, Lucanor, S. 255: »Selbstverständlich kann man von einem mittelalterlichen Autor immer sagen, er sei (irgendwie) katholisch, aber was sagt man damit aus?«

241 Vgl. den kulturhistorisch wertvollen Eintrag in Eichendorffs Jugend-Tagebuch HKA XI, S. 309: »Körner spielt den himmlischen Cadixer Fandango, wobei Schlegel aufsteht u. viva l'Espagna trinkt, wozu alle anstießen. Lustig.«

242 Vgl. dazu die Bemerkungen von Hartwig Schultz in KA IV, S. 1065f., hier S. 1065 (Zitat).

Es ging um eine produktive Zeitflucht, also außerhalb der Politik bzw. im metapolitischen Raum wieder geistige Kräfte zu tanken »für den Flügelschlag einer größeren Zukunft«. Dabei ist gegenüber der bisherigen Forschung zu betonen, dass die politisch-religiöse Problematik, auf die Eichendorff anspielt, eben in einem deutschlandpolitischen Horizont stand, die Probleme in Preußen lösten einen *gesamtdeutschen* konfessionellen Bürgerkrieg aus (Kapitel A).<sup>243</sup> Spanien war also insofern Gegenbild, als hier Nation und Religion miteinander verschmolzen waren. Das konnte sowohl im Sinne eines überkonfessionell-nationalreligiösen Denkens, wie Eichendorff es unter dem Eindruck von 1813 vertreten hat, als auch im Sinne einer späteren katholischen Vereindeutigung dieses Denkens, attraktiv erscheinen. Spanien und Deutschland trafen sich für den späten Eichendorff in ihrem ursprünglich katholischen *Nationalcharakter*, der im einen Fall in seiner Reinheit bewahrt, im anderen Fall zwar verschüttet worden war, dabei aber nur wieder freigelegt werden musste; ein poetisches Vorbild dafür war besonders Calderón. Im Einzelnen muss Eichendorff sich besonders von der poetischen, wechselseitigen *Durchdringung* von Geistlichem und Weltlichem im Werke Calderóns angezogen gefühlt haben. Eichendorffs »allegorisch-emblematischer«<sup>244</sup> Stil wurde durch die Beschäftigung mit Calderóns »Autos sacramentales« vertieft; das Besondere und Vorbildliche an der allegorischen Darstellungskunst des spanischen Meisters war dabei die Tendenz, »profane« Gegenstände in Beziehung zum Heilsgeschehen im Allgemeinen und zur Sakramententheologie im Besonderen zu setzen.<sup>245</sup> Das hat Eichendorffs spätes Konzept einer »katholischen Literatur«, die nicht notwendig auf kirchliche Stoffe und Themen angewiesen sein sollte, beeinflusst (Kapitel B.III.3.5). Bei Calderón zeigte sich, wie das Katholische nicht auf einen kirchlich-partikularen Wirkungsraum beschränkt blieb, sondern das Gesamtleben durchdrang, bis die Religion »vollkommen national«, die Nation religiös geworden, kurz beides miteinander verschmolzen war (KA VI, S. 663 f.; Kapitel B. III. 3. 2. 4).

243 Die im Ganzen plausiblen Bemerkungen von Schultz, KA I, S. 1167, sind hier entsprechend zu differenzieren: »Eichendorffs Interesse für die spanische Literatur [...] entsteht demnach aus der aktuellen politisch-religiösen Situation, doch sind seine Dichtungen nicht als unmittelbar wirksame Beiträge zu diesem »Kulturkampf« gedacht, sondern wollen Material für eine »größere Zukunft« bereitstellen. Das »Einpuppen« des Dichters ist zwar einerseits eine Art Flucht vor der Tagespolitik, die Eichendorff beim »Verschlingen der Aktenstöße« verfolgte, weil er als Vertreter der katholischen Minderheit beim Aufbrechen der Konfessions-Problematik im preußischen Ministerium einen besonders schwierigen Stand hatte. Die Hinwendung zu der zeitlich weit entfernten und zugleich christlich geprägten Tradition Spaniens ist jedoch andererseits auch [...] Programm einer neuen Zeit, die jene politischen Querelen der preußischen Gegenwart überwinden soll.«

244 Die Formulierung ist hier bewusst nicht eindeutig festgelegt; zur Forschungsdiskussion um Eichendorffs Emblematik, Allegorik, Symbolik etc. vgl. Kapitel B. III. 3. 5.

245 Vgl. dazu v. a. Hillach 1977, Eichendorff und Calderón.

## 3. 4 Coda II: Europäisch-christliche oder nationale Kunst?

Dem Gedankenkomplex ›Europa‹ hat Eichendorff sich aus nationalistischer Perspektive zugewandt. War er damit Verfechter eines ›Europas der Nationen‹? Sein integratives Modell, nach dem das Nationale erst durch das Gemeineuropäisch-Christliche seine Berechtigung und individuelle Gestalt erhielt (Kapitel B. III. 3. 2. 1), verwies eher auf einen christlichen Europagedanken, wie er schon von Adam Müller am Anfang des Jahrhunderts formuliert wurde, und der eine Wurzel des europäischen ›Einigungsprojekts‹ darstellt.<sup>246</sup> Freilich vertrat Eichendorff diesen Gedanken nicht in der Form, wie er nach 1945 für prominente Vordenker des ›europäischen Projekts‹ Pate stand. Eichendorff war viel stärker als Adam Müller am Jahrhundertanfang, und noch viel stärker als der konservative Katholizismus des Vormärz der nationalen Begeisterung verpflichtet, wie sie die Befreiungskriege in ihm geweckt hatten; die alteuropäisch-dynastische Ordnung, die Müller in seinen Vorlesungen pathetisch beschwor und die

246 Vgl. dazu Müller 1922 [1808], *Elemente der Staatskunst*, hier zu Europa v. a. S. 81 (»Im Mittelalter war ein solches allen Europäischen Mächten gemeinschaftliches Gut die christliche Religion [...]«), S. 82 (»Aus diesem gegenseitigen Regen und Dehnen der Europäischen Staaten, aus diesem Agiren und Reagiren, aus diesem Sich-gegenseitig-Beschränken und Treiben, entsteht das höchste, schönste und regelmäßigeste Wachstum aller Einzelnen [...]«), S. 165-167 (»Der Geist der Menschheit, und also der Staaten, war gefunden, nicht durch Abstraction, durch einen Begriff, oder ein Wort, sondern durch ein reines Menschenleben, welches auf unbedingt verständliche Weise alle Zeitalter, Völker, Himmelstriche, Stände, Gewerbe in That und Wort ansprach. Keine Sprache ist so arm, daß sie das Leben Christi nicht nacherzählen; keine Sprache so reich, daß sie es nun nicht mehr besser darstellen; kein Herz ist so arm, daß es die gesammte Schönheit dieser Gesch nicht begreifen; keins so reich, daß es dieses unvergleichlichen Musters entbehren könnte. [...] Eben so, und noch mit viel größerem Rechte, mögen die Europäischen Staaten, die sich im Mittelalter am meisten der hier aufgestellten Idee des Staates genähert haben, der weitere Ausbau des Individuums, welches Christus heißt, zu nennen seyn. In seinem Nahmen, d. h. mit der Absicht, das göttliche Muster seines Lebens und das darin enthaltene, zu aller politischen und persönlichen Existenz unentbehrliche, Gesetz der Gegenseitigkeit aufrecht zu erhalten, wurde aller irdische Verkehr unter den Europäischen Völkern geführt, jeder Tractat und jede große Verbindung zu gemeinschaftlichen Zwecken geschlossen. Die europäischen Staaten, wie sie im Mittelalter bis auf unsere Zeiten hinab, bestanden, (denn erst ganz kürzlich ist die große Grundlage des Christenthums verläugnet, und ein unbestimmtes, namenloses, philanthropisches, für den rechtlich Gesinnten und für den Verbrecher appetirtes Unwesen, das sich bald Aufklärung, bald Menschenrecht, bald Freiheit der Meere, bald Gleichgewicht nennt, an seine Stelle getreten), – möchte ich mit jener größeren Kirche vergleichen, die über der Kapelle des heiligen Grabes in Jerusalem errichtet [...] worden ist [...]. Möchte doch niemand von Geschichte sprechen, der diese Beziehung der gesammten, alten Europäischen Institutionen auf das Christenthum [...] nicht wahrnimmt. Weil man aber diesen heiligen Schlüssel versäumt, so sieht man im Mittelalter nichts als Barbarei und Unsinn. [...] Es muß also der Bund für eine gemeinschaftliche Sache seyn [...]«), S. 197f. (»Vollständigkeit noch vollständiger auszubilden! ... die Uranlage dieser Völker ungestört, dem Klima, dem Boden und der ganzen Localität gemäß, sich entwickeln: es bilden sich die Italischen, Gallischen, Iberischen, Brittanischen und Germanischen Urvölker. [...] Deutschland endlich trägt die Spuren der verschiedenartigsten Einflüsse vor allen übrigen zu sichtbar an sich, als daß sie erst hergezählt zu werden brauchten«), S. 286 (»Klerus als Vermittler zwischen den besonderen Nationen und der europäischen Christenheit«). – Eine systematische, auf der Höhe der modernen Forschung stehende Würdigung des Europa-Gedankens der politischen Romantik stellt ein historiographisches Desiderat dar.

von den HPBl als Antidot gegen das moderne »Nationalitätsprinzip« mit seinen revolutionären Wurzeln, unheilvollen sentimental Beimischungen und prognostizierten »blutigen Folgen« propagiert wurde (Kapitel B.III.3.1), war für ihn eine weitgehend überlebte Sache. Er stand sogar viel stärker als in der bisherigen Forschung bewusst den »völkischen« Prämissen der »Deutschtümler« nahe, von denen er sich aber an konkreten Stellen dann auch wieder deutlich distanzierte (Kapitel B.III.2.2; B.III.3.2). Der Initiationskomplex der Befreiungskriege ließ ihn intensiv am nationalen Rausch Anteil nehmen, er hat in seiner Literaturgeschichte Deutschtum bzw. Germanentum und Katholizismus als wahlverwandt inszeniert; trotz seiner antifranzösischen Polemik (Kapitel B.3.2.2), wie sie von 1813 her inspiriert war, trotz seiner antiitalienischen Polemik, wie sie von den aktuellen Verwerfungen zwischen Risorgimento und Kirchenstaat inspiriert waren (Kapitel 3.2.3), hat er deswegen Nationales und Religiöses nicht *restlos* miteinander identifiziert. Zwar hat er das Germanische als eigentlichen Kristallisationskern des Christlichen profiliert, aber doch dem Altspanien Calderóns eine ebenso paradigmatische Verkörperung zugebilligt. Trotz seiner nicht abweisbaren Verhaftung im nationalreligiösen Denken hat er sich vor allem in seinem Spätwerk immer wieder um die Überordnung der Religion über die Nation bemüht; hierin aber lag die entscheidende Grenze, die er sich selbst gesetzt hatte und die ihn Nation nicht als absolut uneingeschränkten »Letztwert« (Langewiesche) begreifen ließ;<sup>247</sup> diese Grenze wurde insbesondere in den späten 1850er Jahren stärker bewusst (s. u., Kapitel B.IV.3; B.V). Dennoch darf seine intensive Partizipation an dem Phänomen des deutschen Nationalismus nicht wegerelativiert werden; zu erkennen, dass zwischen seiner Konfessionszugehörigkeit und seinem Nationalismus kein apriorischer Gegensatz liegt, heißt die spezifische Prägung im Umfeld der Romantik und der Befreiungskriege als primär zu erkennen sowie veraltete Prämissen bzgl. des prinzipiellen Verhältnisses von Konfession und Nation zu dispensieren. In seinem Blick auf Europa hat er durch die Konstruktion »naturwüchsiger« Nationalcharaktere die Grenzen zwischen den einzelnen Völkern, ihren Mentalitäten, Kulturen und Literaturen scharf gezogen. Eichendorff kann davon ebensowenig »freigesprochen« wie dafür »verurteilt« werden; moralische Kategorien dieser Art fördern nicht zwangsläufig die historische Erkenntnis. Es tut jedenfalls seinem literarhistorischen Rang keinen Abbruch, wenn auch er – trotz bzw. in seiner Konfessionszugehörigkeit – der Problemgeschichte des deutschen Nationalismus in doppelter Hinsicht vorbehaltlos zugeordnet werden muss.

Der christliche Europagedanke, insofern er das revolutionäre Prinzip der Nationalität einschloss, kann dabei als eine Variante des Versuchs gewertet werden, den modernen Nationalismus in ein übernationales Wertesystem einzubinden und diesen so vor seiner Übersteigerung zu bewahren. In der Mitte des 19. Jahrhunderts war das nationale Denken, abgesehen nur von entschieden konservativen Kreisen, auf einem ersten Höhepunkt angelangt, auch selbsterklärte Kosmopoliten haben die Nation als notwendige Stufe auf dem Weg zur Weltrepublik angesehen. Im radikaldemokratischen und

247 Langewiesche 2000, Nationalismus, S. 16 f. zu dieser *differentia specifica* des Nationalismus seit 1789 gegenüber seinen Vorläufern in Mittelalter und Früher Neuzeit.

linksliberalen Lager hoffte man auf einen »Völkerfrühling«; das meinte Vereinigung der Völker, indem sie sich jeweils ihrer selbst in nationalen Demokratien politisch bewusst würden. Dieser demokratische lässt sich dabei keinesfalls hell von Eichendorffs konservativem Nationsgedanken absetzen. Nur im Rahmen einer »whig interpretation of history« kann man einen friedfertig-pazifistisch-emanzipativ-inklusiv-linken und einen chauvinistisch-kriegerisch-reaktionär-exklusiv-rechten Nationalismus, also Gut und Böse säuberlich voneinander trennen. Beides war historisch vielfach miteinander verbunden, es gab nicht hier die (demokratische) Nation, und dort den (chauvinistischen) Nationalismus im Sinne einer Pervertierung des »ursprünglich Guten«. »Nationalismus zwischen Partizipation und Aggression« – dieser Titel eines Aufsatzes von Dieter Langewiesche umschreibt die beiden Pole, zwischen denen auch der vermeintlich gute Nationsbegriff immer changierte.<sup>248</sup> 1848/49 war es zumal in Deutschland die radikale Linke, die eine äußerst aggressive Außenpolitik verfocht; Deutschland war historisch wie keine andere Nation des Kontinents mit anderen Sprachgruppen und Ethnien verbandelt,<sup>249</sup> und der Konflikt, der sich aus der Tatsache ergab, dass Dänen, Tschechen und Polen keine ethnische Minderheit in einem deutschen Nationalstaat werden wollten und das Prinzip der Sprachnation nunmehr sich selbst zu eigen machten, provozierte schärfste Reaktionen im linken und liberalen politischen Spektrum. Der Völkerfrühling wäre so im Ernstfall beinahe in einen Völkerkrieg ausgeartet, und eine nationale Demokratie hätte keine friedfertig-pazifistische Tradition begründet;<sup>250</sup> Friedrich Wilhelm IV. beendete aus christlichen und dynastischen Rücksichten den 1848 begonnenen Krieg gegen Dänemark, und dass er den Frieden ohne Rücksicht auf das nationale Parlament schloss, rief dort »Wogen der Erregung« hervor;<sup>251</sup> es war also das »reaktionäre« Preußen, das den großen europäischen Krieg verhinderte, den

248 Vgl. in der Aufsatzsammlung von Langewiesche 2000, Nationalismus, S. 35-54 das Kapitel »Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert: zwischen Partizipation und Aggression«; zur forschungsgeschichtlichen Evaluation der vor 1990 üblichen Dichotomisierungen ebd., und das Vorwort S. 9 ff.; leider schreiben sich solche geschichtswissenschaftlich überholten Dichotomien in den Literatur- und Kulturwissenschaften meist fort, vgl. zuletzt das ansonsten tiefgelehrte, in vielerlei Hinsicht brillante und daher nicht in seinem hohen Rang zu bezweifelnde, zudem politisch sehr engagierte Buch von Borchmeyer 2017, Was ist deutsch?

249 Dazu hat jüngst (mit politischer Ausrichtung) Rödder 2018, Wer hat Angst vor Deutschland? (Untertitel: Geschichte eines europäischen Problems), ein sehr lesenswertes Buch geschrieben.

250 Vgl. v. a. Langewiesche 2017, Glorreiche Deutsche Revolution, zu der kontrafaktischen Frage, was eigentlich passiert wäre, wenn die Revolution *nicht* »gescheitert« wäre. Es sind natürlich geschichts- bzw. identitätspolitische Gründe, die 1848 wider bessere Einsicht immer wieder in hellstem Licht erscheinen lassen. Auf der Suche nach einem Fundament der modernen deutschen Demokratie ist man versucht, 1848 als Geburtsstunde zu bezeichnen. Solche historische Traditionsbildung ist aber nicht nur für die Geschichtswissenschaften problematisch, weil sie die historische Komplexität notwendig glätten bzw. reduzieren muss. Sie ist auch gefährlich, weil die Morgengabe der modernen Demokratie dann notwendigerweise (aggressiver) Nationalismus heißt. Inwiefern jenseits der historischen Perspektive ein immanent notwendiger Zusammenhang zwischen demokratischer Staatsform und dem Prinzip der Nation – Volkssouveränität – besteht, kann hier nicht erörtert werden.

251 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 624 ff.

der »emanzipative« Nationalismus forderte.<sup>252</sup> Weil das Parlament dann doch nachträglich sein Placet gab, versuchten republikanische Demonstranten am 18. 9. 1848 die Versammlung, die durch die Ratifizierung des Waffenstillstandes »Verrat« an der deutschen »Volksmajestät« (Robert Blum) geübt habe, zu stürmen – es kam zu 80 Toten »auf beiden Seiten«.<sup>253</sup>

Der deutsche Nationalismus des 19. Jahrhunderts war nicht nur ein revolutionäres Phänomen, er war auch ein wesentlich kulturelles Produkt. Dass man die nationalistische Signatur des Eichendorffschen Werkes bisher nicht in ihrer Eigenart begreifen konnte, meist lieber ganz umgangen hat, lag u. a. an der Verkennung dieses schlichten Befundes. Durch die Fiktion einer apriorischen Beziehungslosigkeit von Literatur und Geschichte/Politik/Religion hat man überall da, wo Eichendorff in seinem literarhistorischen Werk beides zusammenbrachte, den »mangelnde[n] ästhetische[n] Gesichtspunkt« getadelt.<sup>254</sup> Dieser zwanghafte Reflex zu manchmal geradezu oberlehrerhaften Aburteilungen resultierte dabei aus einer beispiellosen Ignoranz gegenüber dem, was Literatur zu Eichendorffs Zeit bedeutete. Eichendorffs literarhistorische Position erklärt sich dabei nicht nur aus dem gattungsspezifischen Replikcharakter gegen Gervinus. Er knüpfte in positiver Hinsicht natürlich an dem christlichen Kunstverständnis an, wie es von einigen der Romantiker, vor allem von dem konvertierten Friedrich Schlegel, propagiert wurde. Künstler, also nicht nur Literaten, sondern auch Maler, Bildhauer und Architekten, die sich im Sinne der Romantik als dezidiert christlich bezeichneten, waren aber fast immer zugleich auch national gesinnt. Daher wurde die romantische Bewegung ja in dem in Goethes Zeitschrift »Über Kunst und Altertum« lancierten Generalangriff von 1817 als »Neudeutsche, religio-patriotische Kunst« gebrandmarkt.<sup>255</sup> Europäisch-Christliches und Nationales zu vereinen war dabei das Programm verschiedener kultureller Bewegungen nicht nur in der Literatur und nicht nur in Deutschland.

Philipp Veit ist zusammen mit Friedrich Overbeck der bekannteste Vertreter der romantischen Malergruppe der »Nazarener«, die 1808 in Wien den »Lukas-Bund« begründeten.<sup>256</sup> Benannt waren sie nach ihren langen Haaren, die sie »alla nazarena«, d. h. nach dem Vorbild Jesu trugen. In dem aufgelassenen Kloster St. Isidoro in Rom führten sie eine monastisch-ganzheitliche Lebens-, Gebets- und Künstlergemeinschaft.

252 Ein besonders krasses Beispiel für eine veraltete (germanistische; eigentlich auch damals schon reichlich gewagte) Sicht auf diesen Zusammenhang bietet Sengle, *Biedermeierzeit II*, S. 694f.: »Aus unserer Sicht erscheint der begabte preußische Epiker [Scherenberg] als ein bezeichnender Endpunkt des offiziellen höfisch-militärischen Biedermeierepos hohen Stils. Seine Erscheinung ist für die Zukunft Deutschlands von symbolischer Bedeutung, insofern als Scherenberg mythisches Schlachtenepos *Waterloo* in dem Augenblick erscheint, da der preußische König die Kaiserkrone aus der Hand des Frankfurter Parlaments, des deutschen Volkes, verschmäh und Preußen seinen Weg als Militärmacht entschlossen fortsetzt.«

253 Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 634.

254 Vgl. die Einleitung in HKA VIII/1, S. XXV.

255 Vgl. dazu Büttner 1983, Streit.

256 Gründungsfiguren des nach dem Patron der Maler, dem heiligen Lukas benannten Bundes waren Overbeck und Ludwig Pforr, die beide 1810 nach Rom reisten und dort der deutschen »Künstlerkolonie« ihr Kolorit gaben, vgl. Gossmann 2007, *Romantic Icon*, S. 12. Zum Folgenden vgl. v. a. die reichhaltige Arbeit von Scholl 2007, *Romantische Malerei*.

Veit war der Sohn Dorothea Schlegels aus erster Ehe, und Eichendorff hat ihn als Schwiegersohn Friedrich Schlegels in dessen Hause kennengelernt. Die in Wien 1811-13 begründete Freundschaft ist nach dem Krieg wegen der räumlichen Entfernung auseinandergegangen, aber von Wien aus haben beide zusammen sich 1813 mit patriotischer Begeisterung in den Krieg gestürzt;<sup>257</sup> obwohl Veit die Ausrüstung für die Kavallerie hätte bestreiten können, ist er dem finanziell bedrängten Eichendorff aber aus freundschaftlicher Treue als Infanterist in das Lützower Korps gefolgt.<sup>258</sup>

Dass Eichendorff in seiner Geschichte des Dramas von 1854 Italien so rundweg verdammt, lässt sich allein durch den spezifischen historischen Hintergrund der nachrevolutionären Situation erklären, als eben der italienische Risorgimento-Nationalismus eine entschieden antikatholische Angelegenheit geworden war und zum »heiligen Krieg« gegen den »römischen Vampyr« rüstete (B. III. 3. 2. 3). Eichendorffs frühere Werke sind nämlich durchaus von jener deutsch-italienischen Symbiose geprägt, wie sie Friedrich Overbeck in seinem bekannten Bild »Italia und Germania« (Abb. 1) programmatisch verewigt hat. »Italien, wo die Pomeranzen wachsen« ist im Taugenichts ein poetischer Sehnsuchtskomplex,<sup>259</sup> Rom der symbolische Kristallisations- und Angelpunkt der Erzählung, und auch noch im Roman »Dichter und Gesellen« (1834) führt der Weg des Künstlers nach Rom, wo die nazarenische »Künstlerrepublik« ihren Sitz hatte.<sup>260</sup> Bei seinem Wien-Aufenthalt 1846/47 verkehrte Eichendorff zwar nicht wie 1811/13 im Hause Schlegel mit



Abb. 1: F. Overbeck: *Italia und Germania* (1828)

Philipp Veit, dafür aber im Hause Jarcke mit Joseph von Führich, einem Schüler Friedrich Overbecks (Kapitel B. I. 2). Die Freundschaft mit einem Archegeten der Nazarener während der jugendlichen Initiation und die enge Bekanntschaft mit einem Vertreter der nazarenischen Schüler-Generation während der Re-Initiation in Wien bildet somit zusammen eine (hier nur exemplarische) konstellationsgeschichtliche Klammer, die

257 Im Jahr 1837 bat Eichendorff Johann David Passavant, Philipp Veit auszurichten, er habe »das Andenken seiner soldatischen und geistigen Kameradschaft zeit lebens mit alter Treue bewahr[t]«, zitiert nach Frühwald 1976, Chronik, S. 157; Passavants Anregung, ihm einen poetischen Gruß zu übersenden, lehnte er als »künstlich« ab »nach jahrelangem Stillschweigen«, ebd.

258 Frühwald 1976, Chronik, S. 64.

259 Zitat aus dem dritten Kapitel KA II, S. 489.

260 Die Bezeichnung stammt von Overbeck, vgl. Gossmann 2007, *Romantic Icon*, S. 20; die Nazarener mischten gleichzeitig die bis dahin überwiegend protestantische deutsche Künstlerkolonie in Rom auf, zu den weltanschaulichen Friktionen der Deutschen (zu denen u. a. die Protestanten B. G. Niebuhr und Ferdinand Gregorovius zählten) in Rom vgl. Gossmann 2007, *Romantic Icon*, S. 63 ff.; zum kunstreligiös-protestantischen Rombild im Taugenichts vgl. auch Lauer 2011, *Phantasma Rom*.

auf die enge Verbindung zwischen dem Kunst-Ideal der Nazarener und Eichendorffs Poesie-Begriff deutet.<sup>261</sup>

Ein programmatisches Vermächtnis der Nazarener-Schule hat Friedrich Overbeck nicht nur mit »Italia und Germania«, sondern mit einem weiteren Bild, das man wohl als sein zweitbekanntestes bezeichnen kann, hinterlassen. Das »Magnificat der Künste« oder der »Triumph der Religion in den Künsten« (Abb. 2), wurde 1840 im Städel'schen Museum Frankfurt ausgestellt, dem Philipp Veit seit 1830 als Direktor vorstand.<sup>262</sup> Das eine Fläche von knapp 4×4 Meter umfassende monumentale Ölgemälde ist das vollendete Pendant und Gegenstück zu Raffaels »Schule von Athen«, indem es ein Panoptikum all jener bietet, die zur Ausbildung einer spezifisch christlichen Kunst beigetragen haben; im oberen Bildteil sind, gruppiert um die Muttergottes, deren Sohn als inkarniertes Gotteswort die Schriftkunst begründet, Personen der biblischen Heilsgeschichte (links des AT, rechts des NT) vertreten, der Apostel Lukas wegen seiner legendarischen Abbildung Mariens als Patron der Maler (nach dem sich ja der nazarenische »Lukas-Bund« benannte) ebenso wie etwa der Psalmist, König David mit Leier, aber selbst Adam und Eva, die im Rahmen eines »Magnificats der Künste« das ursprünglich Gute und damit der künstlerischen Darstellung Würdige der sichtbar-sinnlichen Schöpfung illustrieren sollen; im unteren Bildteil sind in persona neben Veit, Cornelius und Overbeck selbst Albrecht Dürer sowie die großen italienischen Meister der Renaissance versammelt, aber auch Dichter wie Dante, Bildhauer wie Niccolò Pisano und Architekten wie Meister Pilgram und Erwin von Steinbach. Gerahmt wird der untere Bildteil links von Karl dem Großen und rechts von Papst Gregor dem Großen, von dem Förderer der Künste und Wissenschaften bzw. Begründer der karolingischen Renaissance und dem legendarischen Erfinder der Gregorianik. Beide repräsentieren das weltliche und geistliche Doppel-Haupt der mittelalterlichen Europa-Ekklesia, die ihren Kristallisationskern im deutschen Sprachgebiet hatte.



Abb. 2: F. Overbeck:  
Das Magnificat der Künste (1840)

261 Konstellationsgeschichtliche Zusammenhänge ließen sich noch deutlich erweitern, Brentano hat Eichendorff in München 1838 (zu dem geheimen Aufenthalt Kapitel A. II. 5) »die Overbeckischen Zeichnungen« vorgeführt, vgl. Frühwald 1976, Chronik, S. 164; nach dem Winter in Wien 1846/47 gelang es Eichendorff, Philipp Veit und Peter Cornelius (ein weiterer Nazarener, der in München als Hofmaler Ludwigs I. etwa das monumentale Altarbild in St. Ludwig anfertigte, später in Berlin in den Dienst des kunstsinnigen Friedrich Wilhelms IV. trat und die Altarbilder des Berliner Doms verantwortete), für die Freskobilder der Marienburg zu gewinnen, Frühwald 1976, Chronik, S. 204.

262 Frühwald 1976, Chronik, S. 130.

Universales und Nationales fließen entsprechend zusammen, das römisch-deutsche Reich ist europäisch-christlich und national gleicherweise, und in seiner ausführlichen Bilderklärung, die nach Ausstellung des damals kontrovers<sup>263</sup> diskutierten Gemäldes vielfach erwünscht wurde, hat Overbeck diesen Aspekt sowohl im Hinblick auf die Grundkonzeption als auch im Hinblick auf die einzelnen abgebildeten Personen verdeutlicht: Als Ideal erscheint das im Mittelalter gegebene und in der Gegenwart wiederherzustellende Einheitsband aller europäischen Nationen, die aber »jeder in seiner Eigenthümlichkeit« und »nationale[n] Verschiedenheit« ihr Recht behaupten. Die »verschiedensten Nationen« »begrüßen« sich, wie eingangs geschildert wird, »in schöner Eintracht«, die ihren Konvergenzpunkt »in dem Einen Streben« findet, »die [katholische] Religion zu verherrlichen«. Der »unvollendete[] Bau« im rechtsseitigen »Mittelgrunde des Bildes« ist zwar nicht der Kölner Dom selbst, aber übernimmt exakt dessen Symbolfunktion als Mahnmal des unvollendeten Charakters der deutschen Nation (Kapitel A. I.), deren und damit die »Entwicklung deutscher Kunst« durch »jene traurigen Spaltungen«, d. i. die Reformation, unterbrochen wurde.<sup>264</sup>

263 Das Gemälde geriet wie Eichendorffs literarhistorisches Werk in den Sog der konfessionellen Kontroversen; der bekannteste Kritiker des Bildes war (u. a. neben Jacob Burckhardt) auch hier Friedrich Theodor Vischer, dem die öffentliche Präsenz längst überholt geglaubter christlicher Kunstvorstellungen keine Ruhe ließ, vgl. Gossmann 2007, *Romantic Icon*, S. 3, 42, 63 und Assel/Jäger 2005, *Triumph der Religion*.

264 Die Selbstdeutung bei Overbeck 1886, *Leben und Schaffen*, S. 61-72; auch zitiert bei Assel/Jäger 2005, *Triumph der Religion*: »Was nun auf dieser Seite Dante in begeisterter Dichtung ausspricht, das ist nicht minder auf der andern Seite, vom Brunnen rechts, Gegenstand der Einigung der verschiedensten Nationen, durch Gruppen von Meistern des Südens und des Nordens dargestellt, die sich in schöner Eintracht begrüßen und in dem Einen Streben einverstanden finden, die Religion zu verherrlichen. In derjenigen, welche sich den Venezianern zunächst anschließt, sind Italiäner, Deutsche und Niederländer vereinigt, und zwar solche hier, die sich durch gleiche Uebung der Kupferkunst neben der Malerei näher mit einander verwandt fühlen. Lucas von Leyden ist es, der dem Mantegna die Hand reicht, und zwischen beiden ragt Albrecht Dürer hervor, die freundliche Begrüßung beider gleichsam vermittelnd; während der erste von Martin Schön begleitet erscheint, und der letztere von Marc-Anton. Dieser Gruppe reiht sich eine zweite an, in welcher der gottselige Angelico da Fiesole und die beiden Brüder van Eyck durch herzliche gegenseitige Bewillkommung die gegenseitige Anerkennung des christlichen Wirkens im Weltleben und im klösterlichen aussprechen. Fiesole zur Seite steht sein Schüler Benozzo Gozzoli, sowie Hemlink neben seinen Meistern den Brüdern van Eyck, von denen der jüngere Johann sich an den ältern Hubert anlehnt, der an ihm Vaters Stelle vertreten; inmitten dieser fünf erscheint noch ein sechster, der etwa den anonymen Meister des Kölner Dombildes (3) darstellen kann. Ein Pilger, der eben im Begriff ist sich auch zu ihnen zu gesellen, ist Schoreel, der bekanntlich eine Wallfahrt in's gelobte Land gemacht hat. Mit ihm naht auch ein Anderer aus der Fremde, etwa ein Meister aus dem fernen Spanien. In weiterer Ferne sieht man noch zwei weibliche Gestalten, von denen die Nonne eine Schülerin Fiesole's, die andere etwa Margarethe van Eyck darstellen mag, wenn gleich keine von beiden Bildnißähnlichkeit enthält, die an die nicht seltenen Fälle erinnern sollen, dass auch Frauen mit Erfolg der religiösen Kunst sich gewidmet haben. Es sind Jünglinge von verschiedenen Nationen, die diesem Unterricht horchen, jeder in seiner Eigenthümlichkeit dargestellt, um die nationale Verschiedenheit in der Entwicklung der in der Basilika gegebenen Keime zu bezeichnen. In zierlicher Anmuth und Leichtigkeit ist auf dem Säulenschaufel sitzend der Franzose kenntlich gemacht; ihm gegenüber der feste, unbewegliche Engländer; hinter diesem der tiefsinnige und glühende Spanier, hinter jenem ein Franciscaner-Noviz, der auf die häufig von Klöstern ausgegangenen Bauunternehmungen in

Die Gotik war natürlich integraler Bestandteil dieser christlichen Kunstauffassung, und ihre nationalistische Vereinnahmung war nicht immer nur das, eine exklusive Vereinnahmung, sondern manchmal auch schlicht eine individuelle Anverwandlung. Augustus Welby Pugin, der Meister des Gothic Revival in England, sah in der Gotik einen ebenso nationalenglischen wie vorreformatorisch-europäischen Stil (Kapitel III. 3. 1), Anregungen bezog er aus Bildungsreisen durch Frankreich und Deutschland; wichtige Stationen waren Straßburg und Nürnberg; das vorwiegend spätmittelalterliche Stadtbild der fränkischen Bürgerstadt mit seinem unendlichen Türmchen-, Giebel- und Erkerreichtum sowie der Besuch der gotischen St. Lorenz-Kirche war für ihn eine »revelation«. <sup>265</sup> Eichendorff wie August Reichensperger, sein enger Freund des letzten Lebensjahrzehnts, sahen im Kölner Dom ebenfalls beides: einen national-deutschen und einen übernational-christlichen Stil. Freilich hat dann vor allem Reichensperger seine Position bekanntermaßen verschärft, seine vielzitierte Äußerung, dass Nordfrankreich, der historische Ursprungsraum der Gotik, unter der »Botmäßigkeit der germanischen Race«, d. h. der Normannen gestanden hatte, <sup>266</sup> könnte sogar von Eichendorff (oder umgekehrt) inspiriert sein, der in seiner »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands« bemüht war, das abenteuerlustig-übernatürlich-frische normannische Germanen- von dem weltlich-matten Franzosentum zu trennen. <sup>267</sup> Beide streiften daher in ihrem christlich-germanischen Denken sogar den zeitgenössischen Rassismus,

Italien deutet; ein Morgenländer endlich dient dem Meister zur Stütze, weil zu mehr als Einer Zeit der abendländische Baustyl sich auf Einflüsse vom Morgenlande her gegründet findet, in früheren Jahrhunderten durch den weit verbreiteten byzantinischen Styl, zur Zeit der Kreuzzüge durch den maurischen. – An diese Gruppe schließt sich dann unmittelbar, als Vertreter des Spitzbogenstyles, *Erwin von Steinbach* an, der dem Papst einen Aufriß eines Münsters in diesem Styl vorzeigt und mit Begeisterung hinweist auf das majestätische Himmelansteigen seiner Thürme; welche Begeisterung der Papst sammt dem Bischofe zu theilen scheinen, während *Brunelleschi*, als derjenige der zuerst den neueren Styl veranlasst hat, mit mehr kritischem Auge den Aufriß betrachtet. Weiter hinten ist *Bramante* im Gespräch mit zwei deutschen Baumeistern begriffen, von denen der ihm zunächst stehende in schwarzer Mütze den Ulmer Münster gebaut, der andere aber einen der vielen unbekannteren Meister darstellen kann, die unser Vaterland mit seinen Domen so herrlich geziert. Und so habe ich dir denn, lieber Kunstjünger, der du mit heißem Verlangen der holden Kunst nachstrebst, ein Bild vor Augen gestellt, in dem du wie in einem Garten dich ergehen magst. Du siehst sie Alle in schöner Eintracht hier beisammen, die hohen Meister, bei deren Namen dir so oft das Herz höher schlug, und magst zu jedem aus ihnen vertraulich hinzutreten, um dich näher und näher mit ihnen zu befreunden. Ausgebreitet liegt vor dir die Zukunft, wie die heitere Ferne dieses Bildes, an der du dich stärken magst zu dem schönen Beruf, den Bau fortzuführen, den jene Meister so herrlich begonnen; der aber unverkennbar, jenem unvollendeten Bau gleich, den du im Mittelgrunde des Bildes gewahrst, in unserm Vaterlande unterbrochen worden und unvollendet geblieben, als im sechzehnten Jahrhundert jene traurigen Spaltungen ausbrachen, die lange und verheerende Kriege veranlasst, wodurch Deutschland so mancher seiner Zierden beraubt worden, die völlige Entwicklung deutscher Kunst aber gänzlich gehindert.«

265 Hill 2007, Pugin, S. 126 f. (Zitat 126). Bereits als Kind erlebte Pugin seine architektonische »Erweckung«, als er seinen Vater durch Nordfrankreich begleiten durfte und zahlreiche gotische Kathedralen abzeichnete, ebd., S. 63-65.

266 Nipperdey 1981, Kölner Dom als Nationaldenkmal, S. 604 f. (mit Zitat aus Reichenspergers Beitrag in der »Katholischen Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst« von 1844/45).

267 KA VI, 839 f., hier 840: »So ging das Rittertum, dessen eigentliches Symbol das Kreuzschwert

und doch waren auch beide der Ansicht, dass zwischen Religion und Nation ein hierarchisches Verhältnis bestand, und anders als die protestantischen ›Deuschtümler‹ haben sie das ›Deutsche‹ zwar bedenklich stark glorifiziert, aber nicht im organisistischen Sinne absolut gesetzt (Kapitel B. III. 2. 2).

Den inneren Zusammenhang des Christlichen und Germanischen hat etwa auch Philipp Veit in seiner »Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum«



Abb. 3: Philipp Veit: *Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum* (1836)

bildlich verewigt (Abb. 3). Das programmatische Gemälde entspricht sehr exakt Eichendorffs Ursprungserzählung von der *Überwindung* und Veredelung des »alten nationalen Heidentums« der Germanen durch den christlichen Glauben (Kapitel B. III. 2. 2), also von einer christlich-germanischen Wahlverwandtschaft, die das hierarchische Verhältnis ihrer beiden konstitutiven Elemente nicht verleugnet; rechts im Vordergrund sitzt ein heidnisch-germanischer Barde,

der, gleichsam arbeitslos geworden, die Saiten seiner Leier zerrissen hat; den Hauptteil des Bildes füllt die symbolische Darstellung der Begründung einer christlichen Architektur, Literatur, Bildhauerkunst und Musik aus; natürlich gehört ein christlicher Ritter (als Zentralrequisit des Minnesanges) mit ins Bild, und in dessen rechter Hälfte hört das germanische Volk teils ab-, teils zugewendet der Missionspredigt eines Bischofs zu.

### 3.5 Coda III: Was heißt katholische Literatur?

Augustus Welby Pugin hat vornehmlich Kirchen gebaut, die Nazarener vorwiegend kirchliche Stoffe, biblische Personen, Heilige und Päpste dargestellt und auch Altarbilder gemalt, Eichendorff aber hat, von seinen späten Versen (Kapitel B. IV. 3) und vereinzelt Gedichten abgesehen, keine Heiligenlegenden verarbeitet, und in seinem Werk konvertieren zwar eine Reihe von Protagonisten zu Mönchen, Priestern oder Nonnen. Das geschieht jedoch bezeichnenderweise ausschließlich am Ende der Erzählungen »Ahnung und Gegenwart« (Graf Friedrich), »Dichter und Gesellen« (Victor), »Die Entführung« (Gräfin Diana). Kirchliche Figuren sind ebenso wenig Akteure der eigentlichen Handlung wie überhaupt kirchliche Stoffe Teil des Erzählgegenstandes, von vereinzelt Gedichten über bzw. an Heilige abgesehen. Was hieß daher eigentlich katholische Literatur?

Ein Großteil des Rätselratens der bisherigen Forschung ist dem Mangel eines Periodisierungsmodells zu verdanken. Die literarhistorischen Schriften entstammen einer

ist, vorzüglich von Frankreich über ganz Europa aus, aber nicht von den Franzosen, sondern von den in Frankreich angesiedelten Normannen.«

programmatischen Spätphase, und das unter spezifischen historisch-politischen Bedingungen ausgebildete ›Katholische‹ des Spätwerkes ist als hermeneutischer Universal-schlüssel des Gesamtwerkes unbrauchbar.

Dass Eichendorff für den ersten preußischen Kultusminister Karl zu Altenstein 1820 als »aufgeklärter Katholik« galt (Kapitel A. II. 2), muss als Fremdeinschätzung durchaus ernst genommen werden; eine gewisse kluge Zurückhaltung des angehenden Beamten wäre an sich zwar nicht völlig ausgeschlossen, allerdings ging Altensteins Wert-schätzung ja auf Eichendorffs Examensarbeit über die deutsche Säkularisierung von 1803 zurück – eine Arbeit, die dieser nach eigenem Bekenntnis »mit Freimüthigkeit« ausgeführt hat (Kapitel A. II. 2). Eichendorff war katholisch getauft, und er hat (nach einer konventionellen, jedenfalls wenig spektakulären katholischen Erziehung) seinen christlichen Glauben erst im Rahmen der Erweckungsbewegung als Jugendlicher wirk-lich entdeckt, er hat ihn auch als katholischen affirmiert, aber er hat ihn im Zuge des ›großen Aufbruchs‹ von 1813 in eine überkonfessionelle Nationsidee eingebunden (Ka-pitel A. I-III). Die konfessionelle Polemik des Spätwerkes, hier der Eichendorffschen Li-teraturgeschichte, erweist sich dabei synchron als Funktion eines nationalen Diskurses und diachron als Umbesetzung eines entsprechenden Initiationskomplexes (s. o., Kapi-tel B. I. 1; B. III. 2). Die Deutung der Romantik als einer durch und durch katholischen Bewegung war eine rückblickende Deutung, die sicherlich viele Anknüpfungspunkte in der eigenen Erinnerung bot, und mit Friedrich Schlegel, Görres und Brentano waren ja auch tatsächlich führende Romantiker zum Katholizismus kon- bzw. revertiert, und haben in der Propagierung ihres neuen Glaubens eine Lebensaufgabe gesehen; es war somit aber ein entsprechend selektiver Rückblick, und auch die rückblickende Selbst-deutung war eine gezwungene; die historisch anfechtbare Konstruktion von der ihrem »wesentlichen Inhalt« nach rein katholischen Romantik war in ihrer zugespitzten Form Resultat eines Rechtfertigungsdrucks im Zuge der allgemeinen Rekonfessionalisierung und der mit ihr verschränkten nationalen Erinnerungspolitik der 1840er Jahre; Eichen-dorff hat versucht, sein spätes, dezisionistisches Selbstverständnis in die Bewegung des Jahrhundertanfangs rückzuprojizieren.

Insofern relativiert sich der Erklärungsbedarf, der sich durch das widersprüchliche Bild einer ›katholischen Poetik‹ einerseits und eines nicht ›explizit katholischen‹ Werkes andererseits aufzudrängen scheint, um ein Gutteil. Denn nicht explizit katholisch ist nur das Frühwerk; in seinen späten Versen, die von der bisherigen Forschung natür-lich vollkommen übergangen wurden, hat Eichendorff durchaus kirchengeschichtliche oder legendarische Stoffe literarisch verarbeitet, nicht ohne sie wiederum als integralen Bestandteil einer historisch-politischen *Nationalepik* mit entsprechend argumentativer Funktion zu begreifen (Kapitel B. IV. 1 und B. IV. 3). Sein letztes Werk, das von dem Breslauer Fürstbischof Heinrich Förster in Auftrag gegeben wurde und über dessen Ausführung er 1857 verstorben ist, sollte den Stoff der hl. Hedwig (der Patronin Schle-siens) zu einem theologisch fundierten Panorama der deutschen und schlesischen Ge-schichte entfalten (Kapitel B. V. 2).

Dennoch gibt es immer noch eine sehr tiefliegende konzeptuelle Differenz zwischen dem von Eichendorff in seinen literarhistorischen Schriften propagierten Kunstver-

ständnis und dem der Nazarener oder auch der erbaulichen (protestantischen wie katholischen) Literaturtradition. Jutta Osinski hat in ihrer ausgewogenen und einsichtsvollen Besprechung der Eichendorffschen Poetik klar herausgearbeitet, dass sich der späte Poesiebegriff, den Osinski freilich zu Unrecht für das Gesamtwerk veranschlagt hat, nicht in das antagonistische Schema ›kirchlich gebunden‹ vs. ›säkular-naturalistisch‹ einspannen lässt.<sup>268</sup> Eichendorff konnte immerhin schon in seinen ersten Arbeiten von 1846/47 Adalbert Stifter, dessen österreichischer Katholizismus nirgends offen(siv) zum Tragen kommt, als Hoffnungszeichen einer neuen katholischen Literatur in hellstes Licht stellen. Nach seiner martialischen Gegenüberstellung der »beiden Heereslager« der antichristlichen Literatur der Jungdeutschen und der seit dem Kölner Ereignis und der Trierer Wallfahrt erstarkten »katholische[n] *Gesinnung*«, nach seiner pathetisch vorgetragenen Vision, dass der »Sieg« einer »der Romantik in ihren ursprünglichen Hauptrichtungen mehr oder minder verwandten Reaktion« gegen die antichristliche Revolution gehören wird (KA VI, S. 275 f.), folgt ein Referat der Stifterschen Novellen, die sich

eben durch das auszeichnen, was sie von der jetzigen Modeliteratur unterscheidet. Sie können und wollen sämtlich ihre romantische Abkunft nicht verleugnen, aber es ist eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte, mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich glücklich herübergerettet hat (KA VI, S. 276).

Nach einigen exemplarischen Streifzügen, mit denen Eichendorff die »schlanke, jugendlichfrische Erscheinung der Stifter'schen Dichtungen« zu charakterisieren versucht (KA VI, S. 276-278, Zitat 278), zieht Eichendorff sein programmatisches Fazit aus der Deutung, dass Stifters Werk

ohne alle Polemik, einen hoffnungsreichen und, will's Gott, siegreichen Feldzug gegen die gegenwärtige Modeliteratur eröffne[t]: Gesundheit und Freudigkeit gegen blasierte Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Vom Katholizismus ist, unseres Erinnerns, in dem Buche [der »Studien« von 1844, N. v. E.] nirgends ausdrücklich die Rede; aber eine, allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, was allein des Lebens wert ist, und die wir heutzutage getrost eine katholische

268 Osinski 1993, Katholizismus, S. 183-190. Zu der Durchsetzung mit polemischen Begrifflichkeiten, die aber die grundlegende Einsicht in die Funktionsweise des Poesie-Begriffs nicht trüben, vgl. die Kritik im Folgenden. Osinskis differenzierte Ergebnisse wurden im letzten Versuch einer entsprechenden Einordnung ignoriert, Schwingenschlögl 2019, Subjektivität, S. 772, will hier ein »säkulare[s]« Poesiekonzept erkennen; dass Osinskis Monographie nicht einmal im Literaturverzeichnis erscheint, zeigt, dass hier Primär- und (überschaubare) Sekundärliteratur unzureichend durchdrungen wurden.

nennen dürfen, umgibt das Ganze, wie die unsichtbare Luft, die Jeder atmet, ohne es zu merken. Und das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und klingend nach Oben zu wenden (KA VI, S. 278f.).

Osinski hat überzeugend darauf hingewiesen, dass Eichendorff hiermit nicht nur keine ›kirchlich gebundene‹ Literatur fordert, sondern auch nur jene definitiv ausschließt, die offen antikirchlich ist; seinen eigenen ›naturhaften‹ Stil aber hat er damit indirekt als Idealform katholischer Literatur inszeniert.<sup>269</sup> Diese Vorstellung eines ›natürlichen‹ Katholizismus hat freilich nichts mit einem vermeintlichen Dissidententum gegenüber der »real existierenden« »Amtskirche« zu tun;<sup>270</sup> polemische Begrifflichkeiten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in die Mitte des 19. zu implementieren, trägt zur historischen Erkenntnis nichts bei und ist methodisch indiskutabel. Friedrich Heer hat in seinem ansonsten sehr überspannten, panegyrisch-hagiographischen Essay über Eichendorff als »Lebenden«, d. h. als 1966 ›Aktuellen‹, etwas sehr Richtiges getroffen, wenn er Eichendorff einer »vorreformatorische[n] Katholizität« zuordnete.<sup>271</sup> Auch bei Friedrich Schlegels und Joseph Görres' Katholizismus-Begriff schwang immer ein überkonfessionelles Element mit,<sup>272</sup> das jedoch, so legitim entsprechende Wunsch-Projektionen außerhalb des historischen Diskurses sein mögen, mit moderner Ökumene nichts zu tun hatte;<sup>273</sup> der romantische Katholizismus, auch wenn er von Konvertiten getragen wurde, war vielmehr einem vor-, wenn nicht gegentridentinischen Glaubensverständnis verpflichtet, das sein Ideal aus der mittelalterlichen Selbstverständlichkeit des Katholischen bezog:

Wir verlangen nichts als eine christliche Atmosphäre, die wir unbewußt atmen, und die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutsamkeit der irdischen Dinge von selbst hindurchscheinen läßt [...] (KA VI, S. 801).<sup>274</sup>

269 Osinski 1993, Katholizismus, S. 186f.

270 Osinski 1993, Katholizismus, S. 190f.; den Begriff der »Amtskirche« gebraucht Osinski durchgängig, um das avanciert ›Offene‹ der Romantiker gegen das ›Verengte‹ des »real existierenden« Institutionellen auszuspielen, S. 180 u. ö.

271 Heer 1966, Botschaft eines Lebenden, S. 104.

272 Frühwald 1993, Erinnerung, S. 874, zieht aus der »lange Zeit standhafte[n] Abweisung von Konfessionalismus und Fideismus« das Resümee, »daß noch Eichendorffs (und sogar Görres') Begriff der Katholizität ein überkonfessionelles Element enthält, weil ›Protestantismus‹ weniger ein Religionsbegriff denn als ein politischer Revolutionsbegriff verwendet wurde«.

273 Vgl. v. a. Schiwy 2007, Biographie, der (auch aus werbestrategischen Gründen?) immer wieder versucht, in Eichendorff den »ökumenisch orientierten« Katholiken, der damit – wie wäre es anders zu erwarten – »seiner Zeit weit voraus« war (S. 13 u. ö.), zu entdecken bzw. zu konstruieren.

274 Vgl. auch die ähnliche Äußerung im Brief an Franz von Poggi vom 28. 2. 1855, HKA XII, S. 350: »Das ist es gerade, was ich in meinem Büchlein über das Drama so sehnlich wünschte: keine flauere, aufgeblasene Rhetorik, keine Tendenzen und Sentenzen, sondern eine gläubige Atmosphäre, die wir unbewußt atmen, und die in ihrer Reinheit die übersinnliche Welt des Jenseits überall in den irdischen Dingen wunderbar hindurchschimmern läßt.«

Der Begriff des ›Ultramontanismus‹, mit dem zu Lebzeiten Brentano, Görres und Eichendorff bedacht wurden, ist dabei nicht nur wegen seiner ideologischen Provenienz problematisch, sondern auch weil er die objektiv gegebene Pluralität des sog. ›ultramontanen‹ deutschen Katholizismus negiert.<sup>275</sup> Er blendet aus, dass die Romantik eine spezifische Färbung in den deutschen Katholizismus eingebracht hat und der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts dominanten innertheologischen und kulturellen Romfixierung teilweise sogar entgegensteht. Das gilt nicht nur für Franz von Baader, der unter dem Einfluss von Schellings Philosophie einen Sonderweg beschritten hat. Das gilt nicht nur für Johann Michael Sailer, sofern man diese Gestalt überhaupt der Romantik zuordnen will. Auch Ignaz von Döllingers Entscheidung, sich 1871 von Rom zu trennen, hatte weiter zurückreichende Wurzeln, obwohl er in der Mitte des Jahrhunderts unter die ›Ultramontanen‹ subsumiert wurde. Das Unfehlbarkeitsdogma wurde im Vorfeld von einer Mehrheit dieser Katholiken als mindestens inopportun abgelehnt, aber da es von einem gültigen Konzil promulgiert wurde, danach wie selbstverständlich anerkannt.<sup>276</sup> Pius IX. selbst, bürgerlich als Graf Mastai-Ferretti durchaus italienisch-›patriotisch erregbar‹,<sup>277</sup> beklagte mehrfach den mit ihrer beispiellosen Gelehrsamkeit einhergehenden Welterklärungsanspruch der ›deutschen Professoren‹.<sup>278</sup> In der deutschen Universitätstheologie glaubte man durch die schwierige und langwierige Auseinandersetzung mit der vorwiegend protestantischen Gelehrtentradition manche Ansätze gefunden zu haben, welche die katholische Kirche zu ihrer Neukonsolidierung innerhalb der modernen Welt benötigte. Es gab eben einen nicht nur mentalitätsspezifischen Gegensatz zwischen der historischen Schule Adam Möhlers, der etwa die Patristik als theologischen Fundus stark machte, zwischen der historischen Gelehrsamkeit Döllingers sowie seines Schülers Lord Dalberg-Actons und der auf-

275 Osinski 1993, Katholizismus, ist diesem veralteten Begriffsgebrauch, der als Teil des historischen Problemzusammenhangs nicht für den hermeneutischen Blick darauf taugt, sehr stark verhaftet, vgl. etwa. S. 189 über Eichendorffs »idealisierten ultramontanen Katholizismus«. In der zeitgenössischen Polemik, das gilt auch grundsätzlich für alle möglichen historischen Phänomene, hat man politische oder ideologische Konstellationen natürlich um ihre Komplexität reduziert, und diese in ihren präzisen Provenienzen, Konturen und Verästelungen zu reevaluieren setzt die Abtragung der vielen diskursiven Schichten, die sich planierend darüber gelegt haben, kurz Historisierung, voraus.

276 Zum konstellationsgeschichtlichen Zusammenhang Eichendorffs v. a. mit dem Breslauer Fürstbischof Heinrich Förster, der die Unfehlbarkeitslehre im Vorfeld ablehnte, sich dann aber dem Entschluss beugte und ›Dissidenten‹ in seiner Diözese ebenso konsequent verfolgte wie er vorher mit ihnen ›konspiriert‹ hatte, vgl. Kapitel B. V. 2.

277 Vgl. zu seinen neoguelphischen Inklinationen Seibt 2001, Rom oder Tod, S. 111-130, hier v. a. 125 (mit Zitat). Entsprechende Sympathien und Tendenzen waren durch die Polarisierungen von 1848 jäh beendet, nachdem er sich öffentlich gegen die Unterstützung eines Krieges gegen Österreich bzw. »die Deutschen« ausgesprochen hatte, vgl. ebd. (126 f.) seine Erklärung vom 29. 4. 1848, mit der er betonte, dass es seinem »hohen apostolischen Amte« entspricht, »allen Stämmen, Völkern und Nationen in gleicher väterlicher Liebe zugetan« zu sein und diese gleichermaßen »zu umfassen«.

278 Vgl. zu dieser deutsch-italienischen Grundierung des innerkirchlichen Konflikts zwischen Papst/Kurie und deutscher Universitätstheologie den reichhaltigen Aufsatz von Lill 1965, Die deutschen Theologieprofessoren.

kommenden Neuscholastik. Auch wenn durchaus auf beiden Seiten auch Tendenzen wirksam waren, aus ›methodischen‹ Gräben ›ideologische‹ zu machen, bedeutete der Anschluss an säkularhumanistische Denkweisen der spezifisch deutschen Bildungstradition nicht immer und nicht zwangsläufig den Import ›unchristlicher‹ Prämissen.<sup>279</sup>

Kulturell gesehen schloss romantische ›Germanitas‹ eine lateinische ›Romanitas‹ eher aus, wie noch nach 1900 in der Entgegensetzung des »Romantischen« und »Klassischen« auch aus umgekehrter Wertung bewusst war.<sup>280</sup> Die Nazarener bilden hier einen Sonderfall, der mit der Ausnahmestellung der italienischen Meister zu tun hatte. Denn auch im Zuge des englischen Gothic Revival gab es tiefe Friktionen zwischen den »romantic catholics« um Augustus Pugin, John Talbot Earl of Shrewsbury etc. auf der einen und Kardinal Newman auf der anderen Seite, wobei Letzterer freilich selbst von Kardinal Manning als nicht romtreu genug denunziert wurde.<sup>281</sup> Man würde nur manche kuriale Überspitzungen der Zeit übernehmen, würde man diesen ›romantischen‹ Katholiken in Deutschland oder England eine zweifelhafte Katholizität bescheinigen oder ihnen die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche gar rundweg absprechen – ob unter positiven oder negativen Vorzeichen.

Eichendorff selbst hat zwar den Begriff »ultramontan« für sich appropriiert, allerdings im Sinne einer polemisch-trotzigen Replik.<sup>282</sup> Im Briefwechsel zwischen Eichen-

279 Ein ausgewogener Blick auf diese Friktionen und ihren präzisen historischen Ort im Gesamtorganismus der katholischen Theologie(-Geschichte) ist durch jene Entwicklungen verstellt, die v. a. am Ende des 19. Jahrhunderts originieren und in die heterodoxe Bewegung des sogenannten ›Modernismus‹ mündeten, die wiederum eine entsprechend scharfe Verurteilung vonseiten des kirchlichen Lehramts unter Pius X. auf sich zog. Der Gegensatz zwischen der historischen Denkrichtung, wie sie in Deutschland durch die Romantik beeinflusst war, und der Renaissance bzw. Forcierung der von den Päpsten geförderten scholastischen Methode im 19. Jahrhundert wird seit den 1960er Jahren in der nachkonziliären Kirchengeschichtsschreibung sowohl orthodoxer wie ›liberaler‹ Provenienz teleologisch vereinnahmt – einmal verdammt als Vorspiel der Häresie, einmal verklärend als Abwendung von einer ›ultramontanen Verhärtung‹ und Aufbruch in eine vermeintlich ›weltoffene‹ Heterodoxie. In dieses antagonistische Schema lassen sich die legitimen innerkatholischen Differenzen der ersten Jahrhunderthälfte indes nicht einspannen. Wie bereits Lauer 2002, *Romantik kirchengeschichtlich*, S. 609, zu Recht bemängelte, fehlt generell eine auf der Höhe der heutigen Romantikforschung stehende kirchengeschichtliche Einordnung der Romantik, ohne die ein ausgewogenes Urteil hier kaum möglich ist.

280 Vgl. dazu von Martin 1925, *Romantischer ›Katholizismus‹ und katholische ›Romantik‹* (unter Rekurrenz auf Carl Schmitt und Romano Guardini als Antipoden des ›Romantischen‹). Zur germanischen *Latinitas* in Eichendorffs spätem *Versepos »Lucius«* vgl. Kapitel B. IV. 3.

281 Zum Verhältnis der konvertierten ›romantischen‹ und der ›autochthonen‹ Katholiken, aber auch der stärker romorientierten Konvertiten im England der ersten Jahrhunderthälfte vgl. Hill 2007, Pugin, S. 169-176 (Kapitel »Romantic Catholics«). Hill geht auch (knapp) auf die Verflechtungen mit den deutschen, französischen und italienischen Bewegungen, mit Friedrich Schlegel, René Chateaubriand und den Nazarener, ein, S. 174f.

282 Vgl. KA VI, S. 347 (»Oder wollt Ihr, wie es allerdings den Anschein hat, weitergreifend eure Zeit von dem finsternen Mittelalter emanzipieren, die arme Menschheit vom Priesterjoch des religiösen Aberglaubens, das ihr freilich seit Jahrhunderten sehr empfindlich auf das wilde Fleisch drückt, großmütig befreien? Macht euch nicht überflüssige Mühe! Der ungebildete Pöbel, die immer vernehmbarer heranmurmurierende Masse der Proletarier, kennt euch nicht und fragt nicht im mindesten nach euch, sie haben ihren absonderlichen Fortschritt für sich. Und der gebildete Pöbel braucht euch nicht; der weiß euren Katechismus längst auswendig, und geht viel lieber

dorff und Jarcke wurde zugleich das gotische, also nationale und ›romantische‹ Architekturideal gegen den ›jesuitischen‹ Barockstil ausgespielt, und man sollte nicht übersehen, dass es unter ›konservativen‹ (deutschen) Katholiken der Zeit überhaupt viele Jesuiten-Gegner gab.<sup>283</sup> Wurden Jesuiten im öffentlichen Diskurs mit unlauteren Vorwürfen bedacht oder wurden ihnen gar die bürgerlichen Rechte abgesprochen, hat man sie natürlich verteidigt, aber eine innere Nähe in Methode und Stil bedeutete das nicht immer.

Eichendorffs Katholizismus-Begriff war deswegen nicht ›idealisiert‹, ›offen‹ und ›weiter‹ als der ›enge‹ der ›Amtskirche‹,<sup>284</sup> sondern war innerhalb der katholischen Kirche, die in historischen Darstellungen nicht mit polemischen Begriffen auf ein hierarchisch-uniformes Zerrbild reduziert werden sollte, innerhalb einer Kirche also, die immer schon viele verschiedene Strömungen und Tendenzen in sich vereinte, *einer* dieser Strömungen zugeordnet. Seine universalistischen Ambitionen transzendierten nicht die ›realexistierende katholische Kirche‹. Eichendorff hat seine ›weiten‹ Vorstellungen vielmehr auf die katholische Kirche projiziert und ging wie selbstverständlich von einer Kompatibilität aus, die historisch bestreiten zu wollen mehr voraussetzen würde als die Mobilisierung eines polemisch-suggestiven, ideologischen, dabei vermeintlich ›ideologiekritischen‹ Begriffsarsenals. Das Ideal von einer Absorption des Katholischen in das literarische Werk, aus dem es sich nicht in Form einzelner allegorisch-didaktischer Verweiselemente extrahieren lässt, wurde jedenfalls von so unterschiedlichen katholischen Schriftstellern oder Literaturkritikern wie Gilbert Keith Chesterton, J. R. R. Tolkien und Martin Mosebach vertreten, ohne dass diese sich damit jenseits der realexistierenden katholischen Kirche verortet hätten. Mutatis mutandis gilt dies auch für den Anglikatholiken T. S. Eliot.<sup>285</sup>

bei seinen norddeutschen Vortänzern in die Schule. Aber hinter den Bergen wohnen auch noch Leute, die Ultramontanen, wie Ihr die Katholiken, d.h. die es in der Tat noch sind, zu nennen beliebt, und auf diese ist es ohne Zweifel vorzüglich abgesehen). Es handelt sich unverkennbar um eine bestimmte Art von trotziger Reaktion, mit der endlos repetierte, stereotype Anschuldigungen irgendwann in einer mehr zynisch-sarkastischen Weise affirmiert werden.

283 Vgl. Jarcke im Brief vom 10.12.1847, HKA XIII, S. 171: »Was das ›Geschmacksgebiet‹ betrifft, so muß man hier die Gesellschaft Jesu, namentlich die seit 1814 wieder restaurierte, ohne weiteres Federlesen fallen lassen«; im Weiteren zitiert er zustimmend aus Menzels Rezension von Eichendorffs literarhistorischer Monographie, S. 173: »[...] so wäre man fast versucht, zu befürchten, den seit der Jesuitenzeit nach Beseitigung des gotischen Stils aufgekommenen katholischen Formen sei der eigentlich poetische Zauber ganz ebenso entfremdet worden wie den protestantischen.« Zur politischen Bedeutung des Antijesuitismus und seinem diskursiven Zusammenhang mit dem preußischen Pietismus s. u., Kapitel B. III. 4. 2.

284 Osinski 1993, Katholizismus, S. 190f.

285 Zu Chesterton vgl. Ker 2003, Catholic Revival, S. 75-108. Zu Tolkien vgl. ders. 2006, Letters, S. 172 (»*The Lord of the Rings* is of course a fundamentally religious and Catholic work; unconsciously so at first, but consciously in the revision. That is why I have not put in, or have cut out, practically all references to anything like ›religion‹, to cults or practices, in the imaginary world. For the religious element is absorbed into the story and the symbolism«), S. 121 (»Of course, Allegory and Story converge, meeting somewhere in Truth. [...] the better and more consistent an allegory is the more easily can it be read ›just as a story‹«), S. 262 (»There is no ›symbolism‹ or conscious allegory in my story [...] That [...] does not, of course, say there is no applicability.

Wie diese Beispiele zeigen, hat Eichendorffs anspruchsvolles Konzept einer katholischen Literatur Parallelen in späteren Epochen und anderen europäischen Literaturtraditionen, wie es dem nationen- und epochenübergreifenden Katholizismus angemessen ist. Im Zuge des gemeineuropäischen ›katholischen Aufschwungs‹ (Kapitel B. III. 3.1) kam es eben zu je individuellen Antworten auf das in Grundzügen überall gleiche Problem, eine katholische Kunsttradition innerhalb einer weitgehend säkularen Welt (wieder) zu begründen. Diese individuellen Antworten wiesen gesamteuropäisch konstante Grundmuster auf, reagierten aber v. a. im 19. Jahrhundert auf die spezifischen nationalen Traditionen.

Bleibt also immer noch die Frage nach der konkreten Provenienz des Eichendorffschen Literatur-Ideals. Osinskis Beobachtung ist durch diejenige Hartwig Schultzens zu ergänzen, nach welcher Eichendorffs ›originelle‹ Leistung in der ›Synthese‹ zweier romantischer »Traditionsstränge« liegt, die anfangs durchaus nicht miteinander verbunden waren.<sup>286</sup> Friedrich Schlegels katholische Literaturdeutungen führten nämlich das Erbe der theoretisch und philosophisch ambitionierten Jenaer Frühromantik unter neuen Vorzeichen fort; sein Katholizismus-Begriff behält eine gewisse utopisch-spekulative Färbung und bleibt bis zuletzt in geschichtsphilosophisch anspruchsvolle Konstruktionen eingebunden.<sup>287</sup> Schlegel war dabei durchaus kein Freund des in Heidelberg aufgekommenen Volkslied-Trends. Schon die Reduktion des im Fundus der europäischen Literaturtradition vorrätigen (lyrischen) Formenreichtums auf die Volkslied-Strophe stand nicht nur Friedrich, sondern auch August Wilhelm Schlegels Kunstideal geradezu entgegen. Beide Schlegels hatten ja ausgiebig mit Sonetten, Terzinen etc. experimentiert. Der bewusst schlichte, vor allem aber theoretisch-philosophisch unambitionierte Charakter der Volkslied-Dichtung hatte dabei vor allem nichts mit Friedrich Schlegels komplizierten Gedankenfortschritten zu tun, die keineswegs, wie die antikatholische Polemik der Zeit natürlich behauptete, mit der Konversion abgebrochen und durch einen ›naiven Autoritätsglauben‹ ersetzt worden wären.<sup>288</sup> Dass

[...] I dislike allegory – the conscious and intentional allegory – yet any attempt to explain the purport of myth or fairytale must use allegorical language. And, of course, the more ›life‹ a story has the more readily will it be susceptible of allegorical interpretations: while the better a deliberate allegory is made the more nearly will it be acceptable just as a story«. Zu Mosebach vgl. den Essay von dems. 2009, Was ist katholische Literatur. Zu Eliot vgl. dessen Essays »Religion und Literatur«, »Katholizismus und die Ordnung unter den Völkern« sowie »Vergil und die christliche Welt« in Eliot, *Essays I* (1967), S. 141-155, 156-172, 173-188.

286 Vgl. dazu das brillante Kapitel »Eichendorffs Lyrik« im Kommentarteil der KA I, S. 715-800, hier v. a. S. 728 f. (Zitat 729). Schultz, der in der vorliegenden Arbeit aus rein sachlichen Gründen wiederholt für seine problematischen Lesarten der politischen Aspekte oder Schriften Eichendorffs kritisiert werden musste, war in Fragen der Poetik ein unübertroffener Experte, das Kapitel, in dem die vielen Fäden jahrzehntelanger Forschung zu Eichendorffs »Formelstil« etc. prägnant zusammengeführt werden, zählt eindeutig zu den besten der einschlägigen Darstellungen.

287 Abzüglich der durchgängig wirksamen Wertungsmaßstäbe hat das Osinski 1993, *Katholizismus*, S. 83-183 (»Spekulativer Universalkatholizismus. Friedrich Schlegels Spätwerk«) sehr anschaulich und mit Angabe der älteren Literatur zusammengefasst.

288 Vgl. etwa das Urteil Goethes (Goethe Briefe 1786-1814, S. 543): »Durchaus ist aber diese Schlegelsche Konversion sehr der Mühe wert, daß man ihr Schritt für Schritt folge, sowohl weil sie

er die ›moderne Bildung‹ ›zu Ende denken‹, sich den Katholizismus also erst mühsam erkämpfen musste, blieb auch für sein theoretisch anspruchsvolles Spätwerk prägend. Schlegel war ein Gegner vor allem Achim von Arnims, und auch das Verhältnis zu dem systematisch-philosophisch weniger interessierten Eichendorff blieb wohl aus diesem Grund durchaus ambivalent.<sup>289</sup> Auch wenn dann später Brentano und Görres selber revertierten und damit im weitesten Sinne dem sehr schematischen und daher nur bedingt brauchbaren Begriff der »katholischen Spätromantik« zu subsumieren sind, so ist die Heidelberger Romantik selbst weder mit der Jenaer noch mit der Wiener Romantik ohne Weiteres kurzzuschließen. Genau das hat aber Eichendorff nicht nur im Rückblick versucht. Er hat auch schon in seiner Lyrik den scheinbar unbedarften, schlichten Volkslied-Ton, seine in wenige archetypische Formeln kondensierten Landschafts- und Stimmungsbilder in einer Weise religiös aufgeladen, dass man mit Schultz zu Recht von einer innerromantischen »Synthese« sprechen kann.

Man kann diese treffende Einschätzung von Schultz dahingehend ergänzen und zuspitzen, dass Eichendorff im Medium der Literatur eine synthetische Mittelposition zwischen dem ›katholisch-süddeutschen‹ Kunstideal der Nazarener und dem norddeutsch-protestantischen Caspar David Friedrichs bezogen hat.<sup>290</sup> Friedrich hat in seinen Landschaftsgemälden eine subjektiv verinnerlichte Natur zur Darstellung gebracht, die nur in wenigen Fällen christliche Symbole enthält; Kirchen aber (zumal katholi-

ein Zeichen der Zeit ist, als auch weil vielleicht in keiner Zeit ein so merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchstausgebildetes Talent verleitet wird sich zu verhüllen, den Popanz zu spielen, oder wenn Sie anderes Gleichnis wollen, so viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehause auszuschließen, einen recht dunklen Raum hervorzubringen, um nachher das foramen minimum so viel Licht, als zum hocus pocus nötig ist, hereinzulassen.« Heine hat immerhin die formale Qualität der katholischen Schriften stets anerkannt. Mit der ihm eigenen Lust für Polemisches und Provokierendes schien ihm die Lektüre weltanschaulich konträrer Werke geradezu Genuss zu bereiten, vgl. seine nicht nur untergründig euphorische Charakterisierung der Schlegelschen Literaturgeschichte (Heine 1833, Geschichte, S. III f.): »Friedrich Schlegel übersieht die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieser hohe Standpunkt ist doch immer der Glockenturm einer katholischen Kirche. Und bei allem, was Schlegel sagt, hört man diese Glocken läuten; manchmal hört man sogar die Turmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir ist als dufte der Weihrauch des Hochamts aus diesem Buche, und als sähe ich aus den schönsten Stellen desselben lauter tonsurierte Gedanken hervorlauschen. Indessen, trotz dieser Gebrechen, wüßte ich kein besseres Buch dieses Fachs.«

289 Vgl. hierzu Riley 1972, Verhältnis Eichendorffs zu Schlegel.

290 Dass nicht alle Nazarener süddeutscher Herkunft waren (wie Scholl 2015, Ausdifferenzierung, betont), ändert nichts an ihrer entsprechenden kulturellen Ausrichtung; »süddeutsch« ist daher nicht als geographischer, sondern als kultureller Begriff gemeint; noch mehr gilt das für ihre Konfessionszugehörigkeit; dass wenige Nazarener protestantischer Herkunft waren (wie Kirchberger 2015, Konfession und Transzendenz, 29 f., betont), tut ja dem programmatisch-katholischen Selbstverständnis der Mehrheit keinen Abbruch. Dass etwa der protestantische Maler Julius Schnorr das übermäßig Katholische seiner ›Kollegen‹ kritisierte (Kirchberger 2015, Konfession und Transzendenz, S. 3 f.), *belegt* eben gerade das entsprechend Dominante dieses konfessionellen Aspekts. Sachlich notwendige Differenzierungen, mit denen der für die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts zentralen, weil stark verbreiteten und sehr einflussreichen Bewegung wohl auch das Stigma des ›Partikularen‹ genommen wird, dürfen nicht charakteristische Gewichtungen übersehen lassen.

sche) firmieren, wie Manuel Borutta scharf herausgestellt hat, nicht ohne Grund als einsame Ruinen, jedenfalls nicht als lebendige Gotteshäuser mit aktiver Liturgie und Gemeinde.<sup>291</sup> Stattdessen hat Friedrich mit seinen Landschaftsdarstellungen mystische Seelengemälde geschaffen, die den vermutlich von Jacob Böhme inspirierten Gedanken von der Natur als »Hieroglyphenschrift« in einer bestimmten Weise produktiv umsetzten; Eichendorff hat diesen Gedanken bekanntlich in Heidelberg von (dem noch nicht katholischen!) Görres in dessen Vorlesungen zum Tagzeiten-Zyklus Philipp Otto Runge kennengelernt.<sup>292</sup> In seinem literarischen Werk hat er die Natur zum Gegenstand religiöser Projektionen gemacht, die zwar katholische Färbungen aufweisen, sich aber nirgendwo als explizit katholisch aufdrängen wie etwa in der religiösen Malerei der Nazarener oder in der katholischen Erbauungsliteratur. Das schien ihm auch in rückblickender Selbstdeutung noch gültig: »Es kommt überhaupt hier gar nicht auf christliche Stoffe an, sondern auf die religiöse Auffassung und Durchdringung des Lebens, die sich grade an dem sprödesten Material der Wirklichkeit am wunderbarsten bewähren kann.« Das Übernatürliche sollte sich in sichtbaren Gestalten verkörpern, die nicht notwendig und auch nicht vorzugsweise der kirchlichen Kunsttradition entnommen zu sein brauchten; der Gedanke der sichtbaren und sinnlichen Verkörperung des Überirdischen bzw. Heiligen hatte natürlich mit katholischen Vorstellungen sehr viel zu tun; Eichendorff verband die sakramententheologisch fundierte Poetologie Calderóns mit seinem romantischen Naturbegriff:

Die Calderón'schen Autos [sacramentales, d. i. die Fronleichenamsschauspiele, N. v. E.] sind die poetische Verklärung der alten Mysterien und Moralitäten, und vorzugsweise eine Poesie des Unsichtbaren. Wir sagen: *vorzugsweise*, denn im Grunde geht alle Poesie auf nichts Geringeres, als auf das Ewige, das Unvergängliche und absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken. Dieses aber ist, wie wir schon oben bemerken, an sich undarstellbar, und kann nur sinnbildlich, das ist in irdischer Verhüllung und durch diese gleichsam hindurchschimmernd, zur Erscheinung gebracht werden. Alle echte Poesie ist daher schon ihrer Natur nach eigentlich symbolisch, oder mit andern Worten eine Allegorie im weitesten Sinne. Es kommt dabei nur auf die künstlerische *Vermittlung*, d. h. darauf an, daß das Ewige, nicht als metaphysisches Abstractum, das verhüllende Irdische nicht als bloße tote Formel dafür erscheine, sondern daß beide einander innig durchdringen und also die Allegorie lebendig wird, die poetischen Gestalten nicht bloß *bedeuten*, sondern wirkliche, individuelle, leibhaftige Personen sind. Und eben dieses Außer-

291 Vgl. Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 65 f. und 99, der Friedrichs entsprechende Darstellungen in den allgemeinen Diskurs der Orientalisierung, Morbidisierung und Nekrologisierung des Katholizismus um bzw. nach 1800 situiert.

292 Möbus 1954, Eichendorff in Heidelberg, S. 18 ff.; vgl. auch die Kapitel »Die Interpretation der Rungeschen ›Tagzeiten‹ durch Joseph Görres« bzw. »Eichendorffs Dichtung im Zeichen Auroras« bei Schwarz 1970, Aurora, S. 44-51 bzw. 203-230 sowie in der Aufsatzsammlung von Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, das einleitende Kapitel S. 11-37, hier 30-35 das Unterkapitel »Die ›Hieroglyphenschrift‹«.

ordentliche ist hier dem bewunderungswürdigen Genie dieses Dichters fast überall vollkommen gelungen. Indem das Göttliche menschlich, das Irdische aber, die ganze Natur, gottestrunken in Stern und Baum und Blumen mitredend, zum Symbol des Übersinnlichen wird, spielt das Ganze in einer Höhe, wo das Diesseits und Jenseits wunderbar ineinanderklingen und Zeit und Raum und alle Gegensätze in dem Geheimnis der ewigen Liebe verschwinden. Wir fühlen, es schlummert unter dem irdischen Schleier ein unergründlich Lied in allen Dingen, die da sehnsüchtig träumen, Calderon aber hat das Zauberwort getroffen, und die Welt hebt an zu singen (KA VI, S. 677 f.).

Das war eine späte, durch die Übersetzung der Calderón'schen »Autos« (Kapitel B. III. 3. 3) vertiefte Deutung, aber sie explizierte in diesem Fall nur das, was Eichendorff gerade in seiner Lyrik früh umgesetzt hatte, wie durch die Allusion auf den bekannten Vierzeiler »Wünschelrute« deutlich wird. Der christliche Topos vom »Buch der Natur«, auf den wiederum schon Eichendorffs frühes Gedicht »Abschied« anspielt,<sup>293</sup> bot den entscheidenden Anknüpfungspunkt, eine symbolische Darstellung des »Ewigen« durch die Erscheinungen der Natur zu leisten, die geheime Sprache der Natur zu entziffern, und ihre »verhüllte Schönheit« auf ihren transzendentalen Grund hin zu »enthüllen«. Der Dichter sollte mit seinem Spruch die »gebundene« Natur erlösend »entbinden«, also das Zauberwort treffen, mit dem das schlafende Lied in den Dingen von selbst zu singen anhebt: »die arme, gebundene Natur träumt von Erlösung, und spricht im Traume in abgebrochenen, wundersamen Lauten rührend, kindisch, erschütternd, es ist das uralte wunderbare Lied, das in allen Dingen schläft. Aber nur ein reiner, Gott ergebener, keuscher Sinn kennt die Zauberformel, die es weckt« (KA VI, S. 289).<sup>294</sup> Das bewegte sich aber, trotz mancher immanentistischer Neigungen, durchgängig in einem christlich-orthodoxen Rahmen. Oskar Seidlin hat das unverändert gültige

293 Vgl. die dritte Strophe (KA I, S. 346 f.): *Im Wald da steht geschrieben / Ein stilles, ernstes Wort / Von rechtem Tun und Lieben, / Und was des Menschen Hort. / Ich habe treu gelesen / Die Worte schlicht und wahr / Und durch mein ganzes Wesen / Ward's unaussprechlich klar.* Zum Hintergrund sei im gegebenen Zusammenhang nur auf Ohly 1958, Vom geistigen Sinn, verwiesen.

294 Vgl. auch KA VI, S. 821 f.: »Aber eben so wenig darf die Poesie auch andererseits eine unmittelbare Darstellung der übersinnlichen Welt unternehmen wollen; denn diese entzieht sich, wie der Abgrund des gestirnten Himmels in unbestimmte Lichtnebel zerfließend, in ihrer unermeßlichen Ferne und Höhe beständig der Kunst und ihren irdischen Organen; wie denn an dieser Aufgabe auch wirklich die größten Dichter, Milton, Klopstock u. a. gescheitert sind. Die Poesie ist demnach vielmehr nur die indirekte, d. h. sinnliche Darstellung des Ewigen und immer und überall Bedeutenden, welches auch jederzeit das Schöne ist, das verhüllt das Irdische durchschimmert. Dieses Ewige, Bedeutende ist aber eben die Religion, und das künstlerische Organ dafür das in der Menschenbrust unverwüstliche religiöse Gefühl.« Die in der Forschung teils ausufernden Diskussionen über die Frage, ob Eichendorffs Konzept der barocken Emblematik nahestehe (Bormann 1968, *Natura loquitur*; Hillach 1970, Rezension Bormann; Hillach 1977, Calderón und Eichendorff; zuletzt evaluierend Regener 2001, Studien Frühwerk, S. 7 ff.), kann hier nicht verfolgt werden, auch weil deren konkrete hermeneutische Relevanz nicht immer unmittelbar einsichtig ist. Diese Diskussion setzt die Reduktion von Eichendorffs Gesamtwerk auf einen autonomieästhetischen Grundbestand, bestehend aus der – als wandlungslos inszenierten – Lyrik und Teile des erzählerischen Werks, voraus.

Wort von der »sichtbaren Theologie« der Eichendorffschen Landschaftsdarstellungen geprägt, und auch die Figurenzeichnung ist stets von einer christlichen Anthropologie geprägt, die weder die Fähigkeit zu Größe und Heldenhaftigkeit noch die Vorläufigkeit auch des höchsten menschlichen Tuns leugnet.<sup>295</sup> Die Verstrickung in Schuld und Sünde vermag jeden Höhepunkt irdisch-menschlichen Erfolgs in einen Scheitelpunkt zu verwandeln und in sein Gegenteil umschlagen zu lassen. Auch wo die sündhafte Verstrickung im Irdisch-Sinnlichen »lehrhaft«-abschreckend vor Augen geführt wird, besteht immer ein transzendenter Fluchtpunkt, der Handlung oder Szenerie nach oben hin öffnet. Eichendorffs Humor lebt aus der Einsicht in die »Nichtigkeit alles Irdischen«, die bei einer »Betrachtung der Welt, weil diese [dann] aus [...] einsame[r] Höhe nur in der Vogelperspektive erscheint, gar leicht in ein keckes Lachen [...] umschlägt«; dass ein »religiöse[s] Gefühl des Kontrastes [...] zwischen dem Diesseits und Jenseits [...] die Wurzel alles gesunden Humors« ist, und erst aus »einer höheren Weltanschauung« die Verachtung der »Wichtigtuerei des kleinen Menschentreibens« legitim wird, trennte ihn von den modernen »Zerrissenen« vom Schlage Byrons etc.<sup>296</sup> Das sind alles Äußerungen aus den späten literarhistorischen Schriften, die hier aber eindeutig in Kontinuität mit dem früheren Werk stehen; das Gleiche gilt auch für die christliche Definition der spezifisch romantischen Kunst, die in diesem Fall weitgehend bruchlos an den frühromantischen Bestimmungen Friedrich Schlegels anschließen kann (KA VI, S. 839): »Das eigentliche Wesen aller romantischen Kunst dagegen ist das tiefe Gefühl der Wehmut über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit, und daher eine stets unbefriedigte ahnungsreiche Sehnsucht und unendliche Perfektibilität.«

Insofern kann die späte katholische Selbstdeutung durchaus an einen religiösen Grundzug seiner Dichtung anknüpfen, der in dieser Ausprägung, sieht man eben von den explizit katholischen Werken etwa Brentanos ab, in der deutschen Romantik singular ist. Es war genau diese Gleichzeitigkeit des Natur- bzw. Volkhaften und des Religiösen, das er selbst in formaler Hinsicht nicht ganz zu Unrecht als »Essenz«<sup>297</sup> der Romantik verstehen konnte. Er hat die christlich-katholische Tendenz der Wiener Spätromantik nur in ihrem Ergebnis, nicht in ihrem vorgängigen theoretischen Wust übernommen, und so ist auch seine gewundene Novalis-Deutung, die den von Fichtes Philosophie ergriffenen und pantheistisch-schwärmerischen Philosophen-Poeten von dem »prophetischen« Herold einer christlichen (katholischen) Literatur wertend zu trennen versucht, in subjektiver Hinsicht konsequent. Dass er die in die Frühromantik zurückreichende, religiös ambitionierte Tradition aber in den schlichten, eingängigen und leicht singbaren Volkslied-Ton, wie er von der Heidelberger Romantik »entdeckt« wurde, hineinnahm, ist auch ein wesentlicher Grund dafür, dass seine Lyrik früh zum mit Abstand bevorzugtesten Gegenstand des von Franz Schubert begründeten deutschen »Liedes«, darüber zum festen Bestandteil der protonationalen Gesangsvereine

295 Vgl. hierzu die wegweisenden Arbeiten von Seidlin 1965, Versuche, v. a. »Die symbolische Landschaft« (S. 32-53) und die unter »Menschenbild« rubrizierten Kapitel (S. 161-280).

296 Alle Zitate KA VI, S. 219.

297 So die treffende Bemerkung von Hartwig Schultz in KA I, S. 732.

avancierte und darüber wiederum wie kein anderes Werk der Romantik bis heute ersten Rang innerhalb des deutschen (nationalen) Literatur-Kanons behaupten konnte (Kapitel B. I. 2). Hier liegt freilich auch der Grund, warum sein kanonisiertes ›Hauptwerk‹ nie Teil der katholischen oder überhaupt christlichen Erbauungstradition werden konnte, weil man dort auf explizit religiöse Stoffe mit mehr oder weniger didaktischer Wirkungsabsicht setzte;<sup>298</sup> der religiöse Grundzug der Eichendorffschen Dichtung lag dafür zu tief, zu wenig an der Oberfläche – »jenes religiöse Grundgefühl, das, nirgends sich wortreich aufdringend, wie der unsichtbare Hauch eines Sonntagsmorgens das Ganze durchweht, und von einem Unterschiede zwischen dem Diesseits und Jenseits nichts mehr weiß« (KA VI, S. 283).

Wenn die im literarhistorischen Werk als programmatisch formulierte Symbiose von ›positivem Christentum‹ und Naturdichtung den frühromantischen und von Jacob Böhme inspirierten Gedanken von der Natur als »Hieroglyphenschrift« in einer Weise religiös festlegt, wie es dem ›ursprünglichen‹ Gedanken keineswegs entspricht, so hat Eichendorff damit einerseits seine eigene produktive Rezeption, die eben durchaus als Synthese zu werten ist, theoretisch artikuliert. Die *konfessionelle* Zuspitzung bzw. Ver eindeutigung verweist aber andererseits allein auf das Spätwerk; seine früheren Werke waren von einem christlich-religiösen Geist durchweht, der sich wohl auch vereinzelt als katholischer zu erkennen gab, aber dezidiert ›kirchlich‹ und im entschiedenen Sinne antiprotestantisch war hier kaum etwas. Wenn Eichendorff auch jetzt noch beteuerte, »keine Propaganda des Katholizismus« zu fordern, dann zeigte sich hier mehr das untergründige Fortwirken des früheren Selbstverständnisses, das allerdings mit der rigorosen konfessionalistischen Grundkonzeption des literarhistorischen Werks durchaus in Widerspruch stand.

Diese konfessionalistische Wertungsgrundlage resultierte vielmehr aus der spezifisch historisch-*politischen* Problemlage, aus der heraus Eichendorff sein literarhistorisches Werk verfasste. Wenn Eichendorff seinen romantischen Poesiebegriff mühelos in eine vornehmlich politisch-national orientierte Literaturgeschichte zu integrieren verstand, dann stellt sich freilich auch die Frage, wie sich Frühwerk und späte Selbstdeutung *in dieser Hinsicht* zueinander verhalten. Eichendorffs Poesie-Begriff war, und das haben nicht nur Osinski und Schultz unterschätzt oder vielmehr ganz übersehen, primär durch das politisch-nationale Ereignis der Befreiungskriege sowie (damit sekundär zusammenhängend) der Preußischen Reformidee geprägt. Wie schon durchgängig in den Einzelanalysen gezeigt (Kapitel A. III. 4; B. I. 1-2; B. II. 1; B. III. 1-2), bildete ja »Romantik« nicht nur bei Eichendorff ein politisches Schlagwort, und die konfessionelle Scheidung in eine wahre und eine falsche Romantik hat Eichendorff gerade unter dem Identitätsdruck, den Friedrich Wilhelms IV. ›romantische‹ Politik für ihn auslöste, vorgenommen (Kapitel A. III. 2; B. I. 1). Daher ist der Blick nun noch einmal auf die historisch-politischen Bedingungen dieser Neudefinition zurückzulenken. Auch der Poesie-Begriff nämlich erweist sich als werkimmanente Umbesetzung, die auf

298 Vgl. zu dieser etwa von der konvertierten Gräfin Ida Hahn-Hahn repräsentierten Tradition Osinski 1993, Katholizismus, S. 286-293.

spezifische Entwicklungen zumal der preußischen Politik der 1840er Jahre reagierte. Entsprechend birgt Eichendorffs späte ›Poetologie‹ in umgekehrter Hinsicht ein zeitkritisches Potenzial, von dem aus sich prägnante Seitenblicke auf die Entwicklung des preußischen Staates sowohl der 1840er als auch besonders der 1850er Jahre unter der Regentschaft des pietistischen Romantikerkönigs Friedrich Wilhelm IV. ergeben.

#### 4. Coda IV: Romantik, Religion, Politik – Zeitgeschichtliche Seitenblicke

##### 4.1 Seelenharmonie und Staatshaushalt:

##### Poesie zwischen Staatsbildung und Persönlichkeitsbildung

Restlosen Aufschluss über das, was in der bisherigen Forschung als Eichendorffs ›Poetologie‹ oder gar ›Literaturtheorie‹ klassifiziert wurde, bietet weder ein poetologischer Theorie-Diskurs noch die Synopse mit dem früheren Werk (Kapitel B.III.3.5) oder überhaupt eine rein literaturimmanente Perspektive. Der schon den frühen Eichendorff prägende Ideenkomplex des »poetischen Lebens« (Kapitel A.I.1) zielte ja auf eine Verwirklichung ›der‹ Poesie im Leben, anstatt dieses in eine papierene Welt zurückzubannen. Das Stichwort der »Poesie« erschöpfte sich für Eichendorff überhaupt nicht in (schöner) Literatur und umfasste auch nicht nur das Gesamt der Künste. »Poesie« war mehr als ein (wenn auch weitgespannter) Gattungsbegriff, sondern bezeichnete jene höhere Kraft, die Vermittlung, Einheit, Versöhnung schaffte – mit diesen romantischen Schlüsselbegriffen dann aber auch selbst wieder weitgehend synonym war. Dieser auf den ersten Blick unbestimmte, wenn nicht vage und nebulöse Zug erweist sich bei näherem Hinsehen als eigentliches Charakteristikum und kennzeichnet »Poesie« als figurativen Begriff mit entgrenzend-transzendierender, synthetischer und integrativer Funktion.

Dieser poetische Vermittlungsgedanke durchzieht das Eichendorffsche Gesamtwerk, auch und gerade das *corpus politicum*. Vermittlung, Ausgleich, Veredelung: Das ist der Auftrag, den Eichendorff der preußischen Verwaltung während der hoch erhitzten Verfassungsdiskussion nach der Julirevolution zuschrieb. Wenn »Liebe und Treue« in den verfassungspolitischen Schriften von 1831/32 gegen das »auf Kodifikation [...] pochende«<sup>299</sup> Rechtsdenken der Liberalen ausgespielt wurde, dann hat Eichendorff damit, wie gezeigt wurde, gerade nicht der altständischen politischen Romantik das Wort geredet, sondern einen romantischen Kerngedanken mit der in der Verwaltung subsistierenden preußischen Reformidee verschmolzen. Die ideale Verwaltung war jenes Mittelglied, das zwischen Volk und Monarch lebendig vermittelte; als spezifisch preußische Verwaltung sollte sie zugleich, in Anknüpfung an die Führungsrolle innerhalb einer föderalen Bewegung im Jahr 1813, »die politischen Gegensätze in Deutschland [...] vermitteln und aus[]gleichen.«<sup>300</sup> Als diese Hoffnung, die Eichendorff mit dem

299 Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 266.

300 Zitate KA V, 546; zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. II. 3. 2.

Hegelianer Theodor von Schön verband, die also nicht als außerhalb der ›realen Geschichte‹ stehende, weltfremde Caprice marginalisiert werden darf, an der realpolitisch-gouvernementalen Linie der Berliner Ministerialbürokratie scheiterte, ging der Blick erwartungsvoll in Richtung des bevorstehenden preußischen Thronwechsels. Friedrich Wilhelm IV. war von der Romantik geprägt, vielseitig begabt und interessiert, kunstsinzig und selber künstlerisch aktiv; nicht ohne realen Anhaltspunkt hat Eichendorff daher in seinem Widmungsgedicht an diesen ›poetischen‹ König, das dem ersten Band der gesammelten Werke voranstand, die Erwartung der höheren Vermittlung der politischen Gegensätze in den Schlüsselbegriff der »Poesie« gefasst (»Ein Eiland, das die Zeiten nicht versanden«, Kapitel A. III. 1); die mit Sehnsuchts- und Stimmungsbildern überladene Metaphorik dieses Gedichts mag heute als nebulös befremden, doch der gedankliche Kern, der in ihr zum Ausdruck kam, war deshalb keineswegs über sich selbst »unklar« (Hartwig Schultz). Wie bereits gezeigt wurde, hat Eichendorff die hier in romantische Metaphern vom »heil'gen Heimatsstrand«, woher »auch« »der Poesie Gebilde« »stammt«, gekleidete Erwartungshaltung zur gleichen Zeit in der Prosasprache vormärzlicher Politik artikuliert – und zwar *in publico*; in der von Eichendorff verfassten Rede, mit der Theodor von Schön, Oberpräsident der vereinigten Provinz (West- und Ost-)Preußen den Königsberger Huldigungslandtag, das erste öffentlich-politische Forum des neuen Königs, eröffnete, lautete die Losung »höhere Vermittlung zwischen Volk und Monarch[]«, aber auch Schlichtung des »Kampf[es] zwischen Altem und Neuem«, um »den unvergänglichen Geist aller Zeiten, das ewig Alte und Neue zugleich, in den Formen, welche die Gegenwart heischt, zu verjüngen«; politisch konkretisiert hat sich diese angemahte Doppelsynthese durch deutliche Hinweise auf die Reformzeit und das seit 1815 nicht eingelöste Verfassungsversprechen.<sup>301</sup> Eine geschriebene Verfassung lehnten Eichendorff-Schön ab, doch preußische Generalstände sollten die Integration der emanzipatorischen Ansprüche des Bürgertums in den bestehenden Staat leisten und dessen inneren Ausbau so einer zeitgemäßen Entwicklung öffnen. Es ist der reformkonservative Grundgedanke, dass es in jeder historischen Situation ein »Zauberwort« gibt, das zu treffen die politischen Gegensätze, die zurückstauenden und die vorwärtsdrängenden Kräfte miteinander versöhnen und in eine lebendige Entwicklung überführen bedeutet. Diese (diachrone und synchrone) »höhere Vermittlung« aber war für Eichendorff »Poesie«. Daher konnte sich die gleiche politische Mahnung zur Orientierung am »Ewig Alten und Neuen« in der Marienburg, einem gotischen Kunstwerk, ›poetisch‹ verkörpern, wie das Gedicht belegt, das im Jahr 1822 bei der vom Kronprinzen organisierten und präsierten Festveranstaltung im Großen Remter vorgetragen wurde;<sup>302</sup> noch 1852 kommentierte Eichendorff den »Bericht über die neuerdings in Marienburg vollführten u. beabsichtigten Bauten« mit den Worten, »daß« damit in der dürftigen Zeit der Reaktionspolitik »doch noch

301 Zitate KA V, S. 678 f.; zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. I. 3. 2 und A. III. 1.

302 »Das ewig Alt' und Neue, / Das mit den Zeiten ringt, / Das, Fürst, ist's, was das treue / Herz Deines Volks durchdringt«, KA I, S. 241; der apostrophierte »Fürst« ist der der Feier präsiierende Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.), zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. I. 3. 1.

irgendwo im Vaterlande, *der Poesie* ihr Recht wird.«<sup>303</sup> Kunst – also »Poesie« im engeren (!) Sinn – war für Eichendorff, und das verband ihn mit Theodor von Schön, bevorzugtes Medium von höheren Ideen, die der Staat zu seiner Belebung, Erfrischung und zeitgemäßen Verjüngung benötigte. Gelang diese Durchdringung, wie in den Jahren »1807-1809 und 1813«, dann wurde die »Politik selbst Poesie« – so Eichendorff im Brief vom 13. I. 1834 an Theodor von Schön.<sup>304</sup> Es waren Jahre, in denen die Politik von höheren Idealen durchdrungen war, die zugleich mit den bewegenden Kräften der Zeit identisch waren. Die Politik der Reformzeit und der Befreiungskriege war auf der Höhe der Zeit, Veraltetes war abgefallen, Neues aufgenommen, das »ewig Alt und Neue« einer »höheren Vermittlung« zugeführt. Das vollkommenste »Symbol« für dieses »neue« Bewusstsein historischer Entwicklung, also für die dem geschichtslosen Fortschrittspathos der Aufklärung entgegengehaltene Erkenntnis, »dass es kein Vorwärts gebe, das nicht in der Vergangenheit wurzele«, war daher die Marienburg.<sup>305</sup> Als bis in die Zeit der friderizianischen »Prosa« verwahrloste gotische Ruine, die erst durch die nachaufklärerische Generation, die anders als die ihr vorangegangene erkannte, dass »Poesie dem Volke so nützlich [war] wie Mehl oder Speck«, wiederentdeckt und restauriert wurde, verkörperte sie den traditionsverwurzelten und »poetisch-ganzheitlichen« Neuaufbruch des preußischen Staates nach 1800.<sup>306</sup> Als ehemaliger Hochsitz eines geistlichen Ritterordens versinnbildlichte sie dabei nicht nur einfach christliche Werte, sondern Idealpolitik schlechthin, und insofern das Eiserne Kreuz, der erste nicht ständisch gebundene Verdienstorden der preußischen Geschichte und das Zentralsymbol von 1813, dem Deutschordenskreuz nachgebildet war, auch die Landwehr, d. h. die Heeresreform, dazu noch den föderal, nicht hegemonial gedachten »deutschen Beruf« des preußischen Staates (Kapitel A. I. 3. 1).

Dass Eichendorffs romantischer Poesie-Begriff also trotz aller individuellen Färbungen und Beimischungen einen idealistischen Grundgedanken enthielt, der in verschiedenen Kontexten konstruktiv entfaltbar war, zeigt sich nirgends so deutlich wie in der Anschlussfähigkeit an das reformerische Denken Theodor von Schöns. Dieser ehemalige Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein, freimaurerischer Kant-Schüler und Hegelianer, Kulturprotestant wie er im Buche steht, konnte Eichendorff 1840 mit der Abfassung einer politischen Rede von eminenter historischer Relevanz beauftragen, ohne dass der »katholische Romantiker« deswegen seine Diktion oder Denkhaltung eigens hätte anpassen müssen (Kapitel A. I. 3. 2). Gleiches gilt für die »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg«, die Theodor von Schön, nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst mit der immer noch offiziellen Rolle des »Burggrafen«, der für alle mit der Restaurierung der Marienburg verbundenen Arbeiten zuständig war, »ab-

303 Brief vom 18. 5. 1832 an Schön, HKA XII, S. 281-283, hier 282.

304 Brief an Theodor von Schön vom 13. I. 1834 (HKA XII, S. 132-134, hier 132). Im Brief an Görres (30. 8. 1828, ebd., S. 106-109) formulierte er den gleichen Gedanken, freilich nur hinsichtlich der Befreiungskriege, in denen »der Herr die Sprache der Poesie zu den Völkern redete«.

305 Zitate aus der »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg«, KA V, S. 759; zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. III. 3.

306 Zitat aus der »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg«, KA V, S. 755.

gefunden (Kapitel A. III. 3), in Auftrag gab. Schon dieser konstellationsgeschichtliche Zusammenhang widerlegt also die Legende vom ›eigenwilligen‹ Subjektivismus eines wirklichkeitsfremden Lyrikers, der sich nur in gewissen Abständen auf das ihm a priori unangemessene Feld der Geschichte und Politik kurioserweise verirrt und dort seinen realitätsfernen »konfessionellen Standpunkt« gepredigt habe; die Profilierung eines spezifisch katholischen Poesiebegriffes, der eine Vereindeutigung und Umbesetzung des früheren darstellt, gehört erst in die Zeit nach 1846, doch damit haben wir schon vorgegriffen. Eine reale Basis erhielt Eichendorffs zunächst auf die preußische Politik projizierter Poesie-Begriff jedenfalls nicht erst durch die ideell gegründete Freundschaft und Förderung des berühmten west- und ostpreußischen Oberpräsidenten und »poetischen Staatsmannes« (Karl Rosenkranz). Vielmehr hatte sich im Stichwort der »Poesie« ja schon am Anfang des Jahrhunderts ein Grundzug der Reformidee verdichtet – um unmittelbar in den ›nationalen Aufbruch‹ von 1813 zu münden; die programmatische und bekenntnishafte Äußerung des Heeresreformers August Neidhardt von Gneisenau über »Poesie« als Überbegriff für die Totalität der geistig-sittlichen »Kräfte« des Menschen bildet das entscheidende historische Korrelat für Eichendorffs auf den ersten Blick unbestimmt-nebulösen Poesie-Begriff (Kapitel A. II. 1). Übereinstimmungen mit Gneisenau bis in die Diktion hinein – ob es nun die »[i]n der Sage« wirksamen, »produktiven Seelenkräfte eines Volkes, Verstand, Phantasie und Gefühl« (KA VI, S. 840) sind oder die romantische »Jugend«, welche die für den ›national-religiösen Aufbruch‹ von 1813 nötigen »schlummernden Kräfte zum Bewußtsein gebracht« haben (KA VI, S. 149) – ließen sich massenhaft belegen. Es war jedenfalls diese Anschlussfähigkeit des romantischen Poesie-Begriffes an einen Grundzug der Preußischen Reformidee, wie sie ihm durch Gneisenau begegnete und wie er sie als Landwehr-Offizier, der auch zwischenzeitlich für die Ausbildung neuer Rekruten tätig war,<sup>307</sup> selbst aktiv lebte, die Eichendorff die schließliche Identifikation mit dem an der Spitze des ›nationalen Aufbruchs‹ stehenden Hohenzollernstaat ermöglichte; die Rollen als Landwehrsoldat, als patriotischer Dichter und als Reformbeamter erschienen ihm dabei als funktional äquivalent und fanden ihren gemeinsamen Konvergenzpunkt in der nur unterschiedlich ausgeprägten Verpflichtung gegenüber dem »Geist von 1813« (Kapitel A. II). Aufgrund dieser konstellationsgeschichtlich fixierbaren Initiationserfahrung hat Eichendorff daher besonders in seinen ersten literarhistorischen Publikationen der »neuroman-tischen Poesie« das Verdienst zugesprochen, die innere Besinnung der Nation geleistet und die für den ›nationalen Aufbruch‹ von 1813 nötigen Tugenden geweckt zu haben (Kapitel B. I. 1). Wenn Eichendorffs Romantik-Definition aus dieser erinnerungspolitischen Fragerichtung heraus ihre Kontur gewinnt, dann gilt das natürlich ebenso für sein Poesie-Konzept, beides gehörte ja zusammen. Eichendorffs späte ›Poetologie‹ ist daher ebenso wenig wie sein schon früher wirksames poetisches Ideal bzw. seine frühere Begriffsverwendung von ihren historischen Voraussetzungen zu trennen.

Die ursprüngliche Prägung des Poesie-Begriffes durch den Initiationskomplex der Befreiungskriege bedingt auch noch in den literarhistorischen Schriften der 1840er und

1850er Jahre seine Militanz, die man bisher, weil sie eben inhaltlich mit dem Programm der Katholischen Bewegung verschmolzen war, einseitig aus einem konfessionellen ›Standpunkt‹ heraus zu erklären versucht hat – um damit zugleich das vermeintlich unangemessene Hineintragen ›literaturferner‹ Prämissen in einen ›autonomen‹ Literatur-Diskurs zu geißeln. Das spezifisch Katholische ist dabei nur eine Umbesetzung, nachdem die von der idealen preußischen Verwaltung ausgefüllte Stelle vakant geworden war – Eichendorff spricht jetzt von der »romantischen Dreieinigkeit von Staat, Kirche und Volk« und dem »versöhnende[n] Mittelglied religiöser Liebe (KA VI, S. 273 f.; Hervorhebungen N. v. E.); es ist mithin die späte Umbesetzung jenes sittlich-politisch-ganzheitlichen Poesie-Begriffes, der gleichwohl seine Abkunft aus dem Umfeld der Befreiungskriege nirgendwo verleugnet: »Die rechte Poesie liegt [...] in der Gesinnung« (KA VI, S. 53) – »Gesinnung« ist ebenso wie zu weckende »Kräfte« ein Schlüsselbegriff der Reformzeit –,<sup>308</sup> »rechte Poesie und rechte Tat« wurzeln »stets in einer geheimnisvollen Tiefe und sind nur der verschiedene Ausdruck ein und derselben Kraft«, und das vormärzliche Verschwinden poetischen Geistes erklärt Eichendorff aus der Entfernung von dem »Geist von 1813«:

Wir meinen [...], jener prüde Ekel am Poetischen rührt daher, daß die Männer, die dichtenden wie die lesenden, vom Patriotismus, der ihnen durch ein abstraktes Weltbürgertum, von der Freiheit, die ihnen durch juvenile Abgötterei mit ihrer Karikatur, von Liebe, die ihnen durch weichliche Liebeleie und einen frömmelnden Zuckerguß, von der Religion, die ihnen einerseits von den faselnden Romantikern, andererseits von den süßlichen Pietisten verleidet ist, mit *einem* Worte: von allem Höhern und Großen, das allein des Dichtens wert ist, sich in einer Art verzweifelter Resignation zu einem schlechtverhüllten Materialismus und Egoismus gewendet haben, der nun einmal durchaus keinen schönen Klang gibt. Nicht die Poesie also ist an dem sittlichen Verfall schuld, sondern umgekehrt: der religiöse und sittliche Abfall im Leben hat den Verfall der Poesie verschuldet, die immer nur der potenzierte Ausdruck des innern Lebens einer Nation sein kann. Gebt diesem Leben einen großen und ewigen Inhalt, und die Poesie wird ihn sehr bald verklärend erfassen, und um die Verjüngte werden auch die ernstesten Männer sich wieder scharen, wie sie sich noch in den Befreiungskriegen unter dem Banner der Romantik geschart haben (KA VI, S. 790).

Es handelt sich zunächst einfach um einen kulturkritischen Kommentar, der in der prinzipiellen Diagnose mit derjenigen von Beobachtern unterschiedlichster Couleur zusammentraf; so schrieb auch der unermüdlichste Dauerkommentator seiner Zeit, der liberale Varnhagen von Ense, mit dem Eichendorff in den 1850er Jahren kurz zusammenarbeiten sollte, schon 1848 über den »roh[en]« Materialismus der jungen, bald tonangebenden preußischen Gesellschaft.<sup>309</sup> Und das ›Poetologische‹? Der unauflösli-

308 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 57; Kapitel A. II.

309 Vgl. das Zitat bei Mann 2009, Deutsche Geschichte, S. 250: »In der Hauptstadt merkt man das

che Zusammenhang von »Poesie« und »Nation« deutet nicht nur ausdrücklich auf die »Befreiungskriege[ ]« zurück, sondern auf einen allgemeinen Öffentlichkeitsanspruch der Kunst. Das »inner[e] Leben[ ] einer Nation« – oder auch nur »das« »Leben« (»im Leben«) bezeichnet hier nämlich in erster Linie die Gesamtheit der menschlich-öffentlichen Verhältnisse. Vorbildlich war für Eichendorff daher die Novalissche »Poesie«, die als »eine geistige Macht« »alle menschlichen Verhältnisse, das ganze diesseitige Leben adeln«, »das gesamte Leben mit allen seinen weltlichen Beziehungen (Ehe, Staat, Gewerbe usw) in seiner ursprünglichen höheren Bedeutung und verhüllten Schönheit [...] erfassen«, »alle Zeitalter, Stände, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend, die Welt erobern« wollte (KA VI, S. 96). Dieser Öffentlichkeits- und Ganzheitsanspruch verbindet Eichendorffs Poesie-Begriff mit dem Kunstideal der vorwiegend katholischen Nazarener, die ja nicht aus rein ästhetischen Gründen die Fresko-Malerei wiederbelebt haben, ebenso mit Augustus Welby Pugin, der durch die Renaissance des gotischen Baustils die architektonische, spirituelle, soziale und politische Physiognomie Großbritanniens von Grund auf umwandeln wollte – und damit in architektonischer Hinsicht (Westminster Palace, Big Ben) auch reüssierte.<sup>310</sup> In jedem Fall widerlegen diese nahezu beliebig erweiterbaren Parallelbeispiele eine vermeintliche Literaturimmanenz der Eichendorffschen »Poetologie«, über die ein entsprechend ahistorischer Theorie-Diskurs keinen Aufschluss verspricht.

Wie im obigen Zitat die Rede vom »schönen Klang«, den »Materialismus und Egoismus« vereiteln, andeutet, sind Ethik und Ästhetik keine voneinander getrennten, je »autonomen« Gesichtspunkte. Vollkommene Kunst setzt einen »gesunden« Ausgleich der sittlichen Kräfte des Menschen voraus, und »abstrakte[ ]«, also einseitig verstandesorientierte Inklinationen führen ebenso zum ästhetischen Missklang wie »weichliche« oder »süßliche«, also einseitig gefühlsbetonte Tendenzen. Das bezieht sich aber nicht nur auf den einzelnen Kunstschaffenden, sondern auf das gesamte »inner[e] Leben einer Nation«. Im Hintergrund steht jene auch in der Preußischen Reform wirksame Idee, dass Staaten bzw. Nationen einen inneren Seelenhaushalt besitzen, der ebenso wie die menschliche Natur des Einzelnen um die »harmonische Ausbildung aller Kräfte« besorgt sein muss.<sup>311</sup> Diese auf Goethe, Humboldt etc. zurückgehende neuhumanis-

noch nicht so, aber in den Handels- und Provinzstädten wächst ein Geschlecht heran, das, alle idealen Bestrebungen vergessend oder gar ihnen feindlich, dreist und roh auf das rohe Wirkliche hinstürmt und bald nichts wird gelten lassen, als was die äußeren Bedürfnisse und Genüsse betrifft.« Zu Eichendorffs Versuch, Varnhagen als seinen Mitarbeiter für das Biographie-Projekt Theodor Schöns (zu diesem Kapitel D) zu gewinnen, s. Frühwald 1976, Chronik, S. 230f.

310 Zum Zusammenhang zwischen dem künstlerischen Öffentlichkeitsanspruch der Nazarener und der Renaissance der Freskomalerei, wie sie etwa in den Arkaden des Münchner Hofgartens eine bayerische Nationaltradition »volkspädagogisch« inszenieren sollte, vgl. Scholl 2015, Dem Leben zugewandt, S. 16f., u. a. mit ausführlichem Zitat des »berühmte[n] Brief[es] von [Peter] Cornelius an Joseph Görres vom 3. November 1814«, nach dem eine »wahrhaft hohe Kunst mit wirksamer Kraft in's Herz der Nation, in's volle Menschenleben« greifen sollte. – Zu Pugin s. o., Kapitel B. III. 3. 1.

311 Diese geradezu sprichwörtliche Wendung geht v. a. auf Pestalozzi und Goethe zurück, dazu und zum historisch-politischen Zusammenhang vgl. Schnabel, Deutsche Geschichte I, S. 211 (»Der Einzelne soll sich selbst und sein Leben zum Kunstwerk gestalten durch harmonische Ausbildung

tische Bildungsidee, die, von der Persönlichkeit des Einzelnen auf den Staat übertragen, Persönlichkeitsbildung ebenso wie Staatsbildung betreffen konnte, war schon bei Gneisenau christlich überformt und schloss »Religion« wie »Gebet« selbstverständlich mit ein – um sich im Begriff der »Poesie« zu konzentrieren (s. o.). Christliche (als spezifisch katholisch profilierte) Anthropologie, »Poetologie« und – wie später zu zeigen sein wird – Staatsideal fließen daher auch bei Eichendorff konzeptuell zusammen.<sup>312</sup>

Auch das hat die Poesie mit der Religion gemein, daß sie wie diese den *ganzen* Menschen, Gefühl, Phantasie und Verstand gleichmäßig in Anspruch nimmt. Denn das Gefühl ist hier nur die Wünschelrute, die wunderbar verschärfte Empfindung für die lebendigen Quellen, welche die geheimnisvolle Tiefe durchranken; die Phantasie ist die Zauberformel, um die erkannten Elementargeister herauf zu beschwören, während der vermittelnde und ordnende Verstand sie erst in die Formen der wirklichen Erscheinung festzubannen vermag. Ein so harmonisches Zusammenwirken finden wir bei allen großen Dichtern, bei Dante, Calderon, Shakespeare und Goethe, wie sehr auch sonst ihre Wege auseinandergehen. Der Unterschied besteht nur in dem Mehr oder Minder jener drei Grundkräfte. Wo aber dieser Dreiklang gestört und eine dieser Kräfte allein herrschend wird, entsteht die Dissonanz, die phantastische und die Verstandespoesie, die eben bloße Symptome der Krankheit sind (KA VI, S. 822).

Hier handelt es sich wirklich um die Schlüsselstelle der Eichendorffschen »Poetologie«. Die »großen Dichter« der Weltliteratur haben das miteinander gemeinsam, dass sie in

aller in ihm liegenden Fähigkeiten, er soll sich zur »Individualität« emporbilden. Die »Individualität« aber findet ihre Erfüllung in der Universalität und in der »Totalität«: indem der Mensch alle Seelenkräfte, auch Gefühl und Willen entwickelt, um die Dinge nicht nur zu erkennen, sondern sie auch wertend und wollend zu umfassen, vermag er die eigene innere Welt zum Universum zu erweitern, und indem er jeden Teil, der ihm begegnet, als ein Ganzes und im Zusammenhang eines Ganzen zu ergreifen sich gewöhnt, gewinnt er die Totalansicht der Dinge und vermag das Äußere sich anzueignen, es in seinen inneren Besitz zu verwandeln. Es kommt dabei nicht eigentlich auf die Fülle des Stoffes an, sondern darauf, daß alle geistigen und seelischen Organe in Bewegung gesetzt sind, um ihre formende Kraft zu üben [...]«, und S. 410 (die »preußischen Reformer« wollten ebendiesen »neuen Bildungsgedanken« mit dem »neuen Staatsgedanken« »verknüpf[en]«, indem sie »das Bild eines erneuerten, nationalen Staates gewonnen« und »zugleich den Gedanken der Menschenbildung, den die Aufklärung noch vornehmlich als Verstandesbildung gefaßt hatte, [...] mit ihrem Ideale der »harmonischen Persönlichkeit« in das Konzept mit hineinnehmen«); Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 56 ff. hier v. a. 57 zum reformpolitischen Schlüsselbegriff zu weckender »Kräfte«, S. 58 prägnant zur neuhumanistischen Bildungsidee; Lauer 2007, Bildung des Menschen, S. 65 f. (Persönlichkeits- und Nationalbildung), S. 72 (zu »Goethes eigene[m] klassizistische[n] Ideal des harmonischen Lebens«); sowie den Eintrag »Bildung« von Rudolf Vierhaus in Geschichtliche Grundbegriffe I (1984), S. 523 ff.

<sup>312</sup> Vgl. KA V, S. 754 f.: »Wir aber wollen über den in ihrer Art sehr ehrenwerten Männern, welche Hand ans Schloß gelegt, nicht unbillig den Stab brechen. Jede Generation hat ihren eigentümlichen Aberglauben, und in ihrer Zeit befangen, die nicht begreifen konnte, daß Poesie dem Volke so nützlich sei, als Mehl oder Speck, glaubten jene ohne Zweifel ehrlich, das Rechte zu tun. Diese Zeit der hausbackenen Nützlichkeit jedoch müssen wir allerdings als eine durchaus prosaische und trostlose bezeichnen [...]«

ihrer Kunst bewusst oder unbewusst ein »harmonisches Zusammenwirken« der »drei Grundkräfte« »Gefühl, Phantasie und Verstand« verwirklicht hatten. Dass Eichendorff da, wo »eine dieser Kräfte allein herrschend wird«, in der »phantastische[n]« oder »Verstandespoesie«, sowohl von »Dissonanz« als auch von »Krankheit« spricht, also ästhetische und ethische Dimension miteinander überblendet, ist keine originär romantische oder gar katholische Idee. Im Hintergrund steht vielmehr das neuhumanistische Bildungsideal, nach dem sich Humanität eben in der »harmonischen Ausbildung aller menschlichen Kräfte« verwirklichte. Dass »Poesie« wie »Religion« »den ganzen Menschen in Anspruch nimmt«, verweist wiederum auf Gneisenaus in einer neuen Grundansicht der menschlichen Natur wurzelnden Totalitätsbegriff. An dieser Stelle ist »Religion« nicht konfessionell definiert, und von politischen Fragen gar nicht die Rede, aber es ist ein Maßstab gegeben, der eben »harmonisches Zusammenwirken« von »Grundkräften« bedeutet und den Eichendorff an anderer Stelle im Sinne Gneisenaus mit der These der Existenz von den »produktiven Seelenkräfte[n] eines Volkes« verbindet, in denen nämlich »Verstand, Phantasie und Gefühl« harmonisch vereinigt sind, und die entsprechend durch den Staat zu »wecken« sind (KA VI, S. 840). Diesen Maßstab hat Eichendorff denn auch überhaupt allen weltanschaulich-religiösen oder politischen Urteilen zugrunde gelegt.

»[P]hantastische« ebenso wie reine »Verstandespoesie« war jeweils ein Signum des Abfalls vom »positive[n] [katholischen] Glauben«, ohne dessen vermittelnde Kraft »das immer bewegliche Zünglein des menschlichen Geistes ratlos zwischen den entgegengesetztesten Extremen« »schwankt« (KA VI, S. 267). Das eine Extrem bildete die »Reformation« in ihrer Ausprägung als »Protestantismus, d. i. als Negation und sonach wesentlich als eine Demonstration des Verstandes, welchem daher hiermit eine unverhältnismäßige Bedeutung und Macht über Phantasie, Gefühl und die andern für eine harmonische Bildung gleich unentbehrlichen Seelenkräfte zuerkannt wurde«, in Erscheinung trat (KA VI, S. 425f.). Mit dem poesielosen Schriftprinzip, der Abschaffung der Heiligen, dem Bildersturm der Kirchen, der Verwandlung der dramatischen Mess-Liturgie in eine gottesdienstliche Versammlung mit Predigt, der Reduzierung eines in der Liturgie sinnlich fassbaren metaphysischen Horizonts auf praktische Moral war »der Glaube [...] spoliert und arm geworden, das Wunderbare hinweggenommen, und dem Verstande einseitig eine unverhältnismäßige Befugnis eingeräumt; die Poesie hatte also in diesen Regionen ihr eigentliches Terrain verloren« (KA VI, S. 314). Das musste notwendigerweise das

andere Extrem hervorrufen. Der *Pietismus* setzte der Prosa die Überschwenglichkeit entgegen, um die erstarrte Mumie gewaltsam wieder zu beleben. Allein der Versuch mißlang gänzlich; denn die Wiedergeburt sollte, mit gleicher Einseitigkeit wie bei den Orthodoxen, durch eine bloße Steigerung des Gefühls erfolgen. Das Gefühl an sich aber ist nichts, sondern erhält überall seine Bedeutung und Wundermacht nur durch seinen Gegenstand, und an diesem wollten und konnten sie nichts mehr ändern. Daher das widerlich Schlawe und Weichliche in dieser pietistischen Poesie, das beständige Umschlagen des gesund Kindlichen in das krankhaft Kindische, das

gemütliche Dahinfaseln über das Innerste der göttlichen Wahrheiten bei dem fast wollüstigen Behagen an den bloßen Äußerlichkeiten; anstatt der gottbegeisterten Freudigkeit einer totalen Weltentsagung, das nichtsnutzige, halbe, ängstlich pedantische Mäkeln an der Moral, das den Tanz, den Scherz, das Lachen und Spazierengehen als Sünde denunziert; jene sich selbst nicht trauende, forcierte Frömmigkeit [...]. Dem Halbwesen der Pietisten endlich, das zaghaft möchte und doch nicht mag, stellte *Jacob Balde* die ganze, wahrhafte und entschlossene Asketik und Abtötung des Irdischen um Gotteswillen, streng und erschütternd gegenüber (KA VI, S. 356, 357; Hervorhebungen im Original).

Damit sind die beiden Pole umschrieben, zwischen denen die Literatur- und Geistesentwicklung im protestantischen Deutschland über Jahrhunderte hinweg oszillierte. Es war der epochale Beruf der in Norddeutschland bzw. durch Norddeutsche aufgekommene Romantik, »durch das Medium der Poesie« wieder zu jener Harmonie aller Kräfte zurückzuführen (KA VI, S. 362), ohne die keine rechte Literatur, Religion und, wie noch zu zeigen sein wird, auch kein Staat möglich ist. Dass man zunächst gegen die »einseitige[] Aufklärung des überfütterten Verstandes [...] die verborgene, tiefere Nachtseite der menschlichen Seele: Gefühl und Phantasie, erfrischend wieder« zum Bewusstsein bringen musste, wurde von einigen Romantikern aber wiederum durch eine einseitige Überspannung dieser beiden bisher vernachlässigten Kräfte »Gefühl und Phantasie« missverstanden. Es handelte sich um jene Romantiker, die nicht erkannten oder nicht erkennen wollten, dass »[j]ene dämonischen Grundkräfte der Seele [...] ohne Vermittlung eines Höheren über ihnen kein harmonisches Ganze bilden« konnten, und dass jenes Höhere »das Positive«, »die unwandelbare göttliche Wahrheit, mit *einem* Wort: die Kirche« war (KA VI, S. 362). Wenn etwa bei dem gefühlsseligen protestantischen Bestsellerautor »Fouqué« »die reiche, auf Einen Punkt gespannte Phantasie [...] alle anderen Geisteskräfte« »überwältigte«, dann war hier einerseits wieder an den Pietismus angeknüpft; andererseits war bei Tieck, August Wilhelm Schlegel etc. der kunstreligiöse Synkretismus begründet, der »prächtige Formen« und »Luxus« an die Stelle »gläubigen Inhalts« setzte und auch den »Katholizismus« rein »ästhetisch gemacht« hat (KA VI, S. 363 f.). Es war die »romantische Manier«, mit welcher »der scharfe Akzent« »einseitig auf die bloße Form« gelegt war, und »weil hier das Talent willkürlich zu schaffen schien«, führte alles zu einer Neuauflage der »*aristokratischen* Selbstvergötterung des Geniecultus« (KA VI, S. 47 f.; Hervorhebung von mir, N. v. E.).<sup>313</sup>

Eichendorff war nicht nur allgemein überzeugt, dass dieser anthropologisch fundierte Gedanke von der Seelenharmonie das Rezept abgab für »die Staatskunst«, die,

313 Eichendorff knüpft hier formal sehr deutlich an die hegelianische Kritik an, vgl. im Manifest HJb 1839, Sp. 2473 (»Die Romantik ist eine geistige Aristokratie und somit der nivellirenden Aufklärung und dem allgemeinen Menschenverstande feindlich zugewendet. Statt jener wird die Herrlichkeit des Gemüths und die Wunderwelt der Phantasie – Phantasie und Gemüth beruhen aber auf dem Naturell, der besonderen Naturbegabung des einzelnen, empirischen Subjects – zum Princip erhoben«).

»wie die Astronomie [...] den Wandel der Gestirne«, »das ewige Gesetz der Bewegungen und Wechselbeziehungen der ethischen Kräfte der Menschheit zu entdecken« und also diese »Kräfte« auszugleichen hatte; weil das ohne Religion nicht möglich war, konnte der Staat nicht als säkularer und im prägnanten Sinn souveräner bestehen (Kapitel B.III. 2. 1); weil das endlich auch ohne die katholische Kirche nicht möglich war, musste er ihr Unabhängigkeit gewähren, dabei aber selbst für ihren dauernden Einfluss offenbleiben (Kapitel B.II. 2. 1). Eichendorff hatte damit einerseits das wiederaufgenommen, was er eben schon 1831/32 gegenüber der preußischen Regierung angemaht hatte, nämlich »die erwachten *Kräfte*, wo sie auch jugendlich wild und ungefügt sich gebärden, nicht« zu »unterdrück[en]«, »sondern zu veredeln«;<sup>314</sup> exakt diesen konzeptuellen Schlüsselsatz des ganzen *corpus politicum* zitiert Eichendorff daher nicht zufällig im Zusammenhang seiner Pietismus-Kritik: Der Pietismus schwankt mattherzig-inkonsequent zwischen den Polen eines pedantischen »Rigorismus« und »Prüderie« einerseits, und »Zügellosigkeit« andererseits, indem er »sich in Poesie und Leben ein stillfrommes juste milieu zurechtmach[t]; er will den Sinnengenuß und die Liebe sich allenfalls gefallen und wohlbekommen lassen, aber zugleich aus Furcht vor der Sünde die Lust neutralisieren« (KA VI, S. 263 ff.); als positive Lösung zwischen den »süßlichen Pietisten« und den »herben Asketikern«, die Sinnlichkeit und Gefühl am liebsten rundweg verdammen, formuliert er die Integration des Gefühls in ein höheres Totalitätskonzept:

Es ist überhaupt wider die Weltordnung und hat jederzeit die meiste Verwirrung hervorgebracht, irgend eine nicht zu beseitigende *Elementarkraft der Seele*, weil sie dem Mißbrauch ausgesetzt, eigensinnig *ignorieren* zu wollen, anstatt sie vielmehr nach besten Kräften zu *veredeln* (KA VI, S. 264; Hervorhebungen von mir).

Verbinden sich diese scheinbar literaturimmanenten Reflexionen also rückwärts blickend mit den politischen Schriften schon der frühen 1830er, so ist im spezifischen Kontext der 1840er und 1850er Jahre betrachtet vor allem das innerromantische Schisma entscheidend, das Eichendorff konstruierte. Pietismus, Ästhetizismus, Aristokratismus auf der einen, Katholizismus auf der anderen Seite – damit nahm Eichendorff nämlich auseinander, was im zeitgenössischen *politischen* Diskurs unter dem Signum der »Romantik« zu einem einheitlichen Kritikgegenstand zusammengeschmolzen wurde. Echtermeyer/Ruge ergingen sich ja in regelrechten Verschwörungsphantasien über eine »pietistisch-aristokratisch-jesuitische Coalition«, die nun »in die Praxis des Staatslebens die alte Romantik und ihre interesselose [ästhetizistische, N. v. E.] Schwelgerei [einseitige Gefühlseligkeit, N. v. E.] zu ergänzen«; das richtete sich wesentlich gegen den im Jahr 1840 den preußischen Thron besteigenden Romantikerkönig Friedrich Wilhelm IV., der den kleindeutschen Traum vorerst suspendierte.<sup>315</sup> Es wurde ja bereits mehrfach gezeigt, dass die Scheidung einer wahren und einer falschen Romantik

314 »Preussen und die Konstitutionen«, KA V, S. 617.

315 Kapitel A.III. 2; B.III. 1. 2.

entlang scharf gezogener konfessioneller Trennlinien u. a. aus dem Identitätsdruck resultierte, den Friedrich Wilhelm IV. für Eichendorff auslöste, weil sich an diesem preußische Romantikerkönig, mit dem das Werk des »letzten Ritters der Romantik« rezeptionsgeschichtlich zusammenrückte, sämtliche Vorwürfe aus dem antiromantischen Sündenkatolog zu bewahrheiten schienen. Durch seinen spiritualistisch-pietistisch verbrämten, politisch »reaktionären« Quietismus, der Eichendorffs Reformdenken entgegenstand, reagierte dieser, indem er alles Verfehlt einer nichtkatholischen Romantik zuschusterte, um sich selber – den katholischen Romantiker – umso reiner davon abzusetzen, wobei eben dieses »Katholische« sich dadurch auch überhaupt erst als zentrales Element der eigenen Identitätsbildung herauskristallisierte.

Damit sollen andere Einflussfaktoren wie die allgemeine Konfessionalisierung der Literaturgeschichtsschreibung weder geaugnet noch behauptet werden, dass es sich etwa bei der Pietismus-Kritik um eine einseitig unmittelbare, nur (mehr oder minder) verschleierte Kritik an der individuellen Person des preußischen Königs handelte; entscheidend ist vielmehr, dass sich in dieser Konstellation der allgemeine historisch-politische Problemhorizont des literarhistorischen bzw. des Spätwerks überhaupt paradigmatisch verdichtet. Das lässt sich nirgendwo so eindrücklich belegen wie an den fließenden Übergängen zwischen scheinbar literaturimmanenter Reflexion und politischem Kommentar, wenn nämlich Eichendorff seine im literarhistorischen Werk formulierten, »poetologischen« Grundaxiome bruch- und mühelos in einen unmittelbaren Kommentar der konfusen Deutschlandpolitik wie der reaktionären preußischen Innenpolitik des Romantikerkönigs Friedrich Wilhelm IV. übersetzen konnte.

#### 4. 2 »Pietistisches Gefühlswesen«, »Pietisten-Spuk« und »christlicher Staat« im Preußen Friedrich Wilhelms IV. – Inthronisation der »Romantik« (D. F. Strauß 1847)?

Am Anfang des Jahres 1851, also kurz nach der Punktation von Olmütz (3. 12. 1850), mit der die ebenso gefährliche wie unausgegrenzte preußische Unionspolitik der Jahre 1849/50 beendet und der deutsch-deutsche Bruderkrieg (der u. a. wegen der russischen Quasi-Diktatur über Mittel- und Osteuropa einen gesamteuropäischen Krieg ausgelöst hätte) in letzter Minute abgewendet worden war (Kapitel B. II. 2. 2), tauschten Eichendorff und Theodor von Schön sich über die merkwürdige Rolle des Königs in dieser Gemengelage aus; in Eichendorffs Antwort vom 7. 2. 1851 auf einen verlorenen, aber inhaltlich gut rekonstruierbaren Brief Schöns sind alle im vorangegangenen Kapitel referierten, »poetologischen« Elemente in einer Gesamtbetrachtung der aktuellen politischen Lage gebündelt:

Die mir gnädigst mitgetheilten Papiere, die ich hier gehorsamst wieder zurücksende, habe ich mit dem lebhaftesten Interesse und mit Bewunderung gelesen. Das lebendige Bild des Königs ist vortrefflich u. trifft den »Romantiker auf dem Thron« auf ein Haar. Besonders treu und wahr scheint mir der natürliche Uebergang aus dem

pietistischen Gefühlswesen zur willenslosen Ergebung und Lähmung aller äußeren Thatkraft aufgefaßt u. dargestellt. Dennoch bin ich der Meinung, daß zu einem kräftigen u. gesunden Staatsleben beide Elemente: Intelligenz oder Idee u. n. d. Gefühl gleich unentbehrlich sind, wie auch Ew. Excellenz durch das schlagende Gleichniß von Kugel und Pulver andeuten. So würde ohne Zweifel Z. B. im Jahre 1813 ohne das allgemeine Volksgefühl die Kugel doch wohl im Laufe stecken geblieben sein. Ueber das eigentliche Verhältniß Preußens zu Deutschland bin ich mit mir selbst noch nicht recht im Klaren, und erlaube mir daher kein Urtheil darüber. Aber völlig einleuchtend ist mir der Schluß des Aufsatzes vom 8ten Januar c. Ebenso bin ich mit der scharfen und geistvollen Schilderung unserer Gegenwart /: v. 25ten December v. J.:/ gänzlich einverstanden und überzeugt, daß dieser rohe Trotz gegen die neue Zeit und die Weltgeschichte schleunigst zur Barbarei führen müßte, wenn er nicht moralisch unmöglich und daher für die Dauer unausführbar wäre.<sup>316</sup>

Friedrich Wilhelm IV. hatte 1849/50 eine höchst unrühmliche Figur abgegeben, indem er sich von der deutschen Außenpolitik seiner Ministerriege und seines Beraters Radowitz öffentlich distanziert, aber doch nichts dagegen unternommen hatte (Kapitel B. II. 2. 2). Der pietistische Hang zum Fatalismus und Quietismus war besonders seit 1848 immer wieder durchgekommen, überkreuzte sich hier aber, wie gezeigt wurde, in komplizierter Weise mit der emotional tiefverwurzelten Sehnsucht nach deutscher Einheit. Es war seine christliche Gewissensnot, die Friedrich Wilhelm IV. zuletzt doch zur aktiven Verständigung mit Österreich führte, aber erst, als es keine andere Möglichkeit mehr gab, außer eben einen großen Krieg zu führen, der mit unberechenbaren Folgen auch im Westen der Monarchie (das Rheinland grenzte an Frankreich) schnell zu einem gesamteuropäischen ausgeartet wäre. Eichendorff hat daher eine objektiv gegebene Tatsache getroffen, wenn er mit Theodor Schön den Schlüssel zu dem merkwürdigen Schwanken der Politik Friedrich Wilhelms IV. in dem »natürliche[n] Uebergang aus dem pietistischen Gefühlswesen zur willenslosen Ergebung und Lähmung aller äußeren Thatkraft« sah, oder, wie er es in seinen literarhistorischen Schriften auf den Punkt gebracht hatte, in dem »Halbwesen der Pietisten, das möchte und doch nicht mag« (s. o., KA VI, S. 356). Der König glaubte in der nationalen Einheit einen romantischen Jugendtraum zum Greifen nah und hätte gerne die erste Rolle bei dessen Verwirklichung gespielt, sah sich dann aber aufgrund der politischen Konstellationen, die die konsequente Anwendung von Machtmitteln erfordert hätten, durch religiöse Gewissenskrupel behindert – auf die er andererseits wiederum auch nicht von Anfang an konsequent hörte, vielmehr – als König! – die konfliktreiche Unionspolitik größtenteils geschehen ließ und erst im letzten Moment auf äußeren Druck wieder einen Rückzieher machte. Eichendorff hat natürlich nicht gehofft, dass der König den preußischen Staat, um ihm eine deutsche Hegemonie zu sichern, in einen Krieg

316 HKA XII, S. 260-263, hier 262 f. Ob Eichendorff auf einen Doppelbrief vom 25. 12. 1850 und 8. 1. 1851, oder auf zwei separat nacheinander versendete Briefe antwortet, geht nicht eindeutig aus der Antwort hervor, spielt aber auch keine Rolle.

gegen Österreich führen würde, sondern dass es überhaupt so weit kommen konnte. Er kritisierte daher nicht, wie indirekt Bismarck (Kapitel B. II. 2. 2) die mangelnde Skrupellosigkeit, sondern die mattherzige Inkonsequenz, die eben »möchte und doch nicht mag«; dieses schließlich in Fatalismus mündende Hin und Her wertete er als wesentliches Symptom des Pietismus, nach dem der Mensch sich rein passiv einer für sicher geglaubten göttlichen Leitung in den großen und kleinen Fragen des Lebens anzuvertrauen habe. Friedrich Wilhelms nahezu blindes Vertrauen auf eine höhere Fügung, sein Glaube, dass einem frommen, christlichen König von Gottes Gnaden in allem eine besondere göttliche Inspiration zuteilwürde, führte auch nach dem übereinstimmenden Urteil der historischen Forschung zu politischem »Quietismus«, und Eichendorff hat dieses Urteil nur polemisch-prägnant zugespitzt: »willenlose[] Ergebung und Lähmung aller äußeren Thatkraft«. <sup>317</sup>

Das Stichwort des »pietistischen Gefühlswesens« nimmt Eichendorff zugleich zum Anlass, seine im literarhistorischen Werk grundgelegten Überzeugungen hier am konkreten Beispiel anzuwenden. Er macht gegenüber Theodor von Schön das Prinzip von der Seelenharmonie des Einzelnen (Friedrich Wilhelm IV.) und des hierzu komplementären inneren Staatshaushaltes (Kapitel B. III. 4. 1) geltend. Im Handeln des Königs überwog das Gefühl, doch damit war nicht das Gefühl als solches desavouiert. Der Staat benötigte ebenso wie der einzelne Staatsmann einen gesunden Ausgleich zwischen »Gefühl« und »Idee«. Dabei wird aber kein so fundamentaler Gegensatz zwischen Eichendorff und Schön erkennbar, wie man im Sinne der bisherigen Forschung vermuten könnte. Zwar teilte Eichendorff Theodor von Schöns stellenweise übertriebene Obsession mit Begriff und Konzept der »Idee« nicht, und doch war es derjenige Schlüsselbegriff, der beide politisch und eben »ideell« miteinander verband (Kapitel A. II. 2; B. III. 4. 1). Auch seine Betonung der Notwendigkeit des Gefühls im geistigen Haushalt des Staates ist nicht so sehr extreme Gegenposition zu Schöns als eine Umgewichtung. Theodor von Schöns, der »poetische Staatsmann« (Karl Rosenkranz) würdigte ja Kunst und Poesie (die wohl mit »Gefühl« zu tun hatten) als Medium von Ideen, von denen jedes wahre Staatswesen durchdrungen sein musste, aber er war *auch* Kantianer und *neigte* entsprechend dazu, Gefühle in den Bereich des Subjektiven und Zufälligen zu bannen; deswegen standen sich nicht »der Romantiker« und »der Rationalist« gegenüber. Die Erinnerung an 1813 konnte beide nicht nur allgemein verbinden, sondern ist auch hier unbestrittene Appellationsinstanz im gemeinsamen Denkhorizont; der argumentative Hinweis auf die Rolle des »allgemeine[n] Volksgefühls«, ohne die damals »die Kugel doch wohl im Laufe stecken geblieben sein« würde – eine Anspielung auf

317 Vgl. etwa Schoeps 1983, Preussen, S. 192 (»Dieser Glaube an göttliche Begnadigung war gewiß die Kraftquelle, aus der der König lebte; sie hatte aber auch ihre weniger erfreuliche Kehrseite: nämlich Quietismus in entscheidenden Situationen, weil Gottes Wille ja doch alles zum rechten Ende bringen werde. Von hier aus erklärt sich auch seine völlige Passivität im Jahre 1848. Er nahm die Revolution als eine göttliche Bestrafung seiner eigenen Person hin, für die er Buße zu leisten habe«); Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 275 (hier zur romantisch-pietistischen Königsmystik, der Friedrich Wilhelm sich verpflichtet wusste: »Nach dieser Auffassung brauchte der König letztlich gar nicht zu handeln, da er sich dem göttlichen Willen unterworfen fühlte und geführt wurde«) u. ö.

die allgemeine Wehrpflicht bzw. die Landwehr – ist bestens geeignet, den eng vertrauten Gesprächspartner zu überzeugen. In einer Schlüsselstelle seiner »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg«, in der intimen Hommage an Theodor von Schön, hatte er diesem außerdem zugebilligt, »den ersten Gedanken leuchtend und zündend in jenes ungewisse *Volksgefühl*« geworfen zu haben – nämlich »den Gedanken, im Stein für alle Zeiten zu bekunden, wie der treuen Eintracht zwischen Herrscher und Volk die wunderbare Macht gegeben, das ewig Alte und Neue aus dem Schutt der Jahrhunderte verjüngend wieder emporzurichten.«<sup>318</sup>

Es ist aufschlussreich, wenn nicht faszinierend zu sehen, wie differenziert Eichendorffs Verwendung des Begriffs »Romantik« durch die historisch-politisch bedingte Standortbestimmung, die er im Rahmen seiner literarhistorischen Schriften vorgenommen hatte, geworden ist. Denn der Titel des »Romantiker[s] auf dem Thron« kann nun, kurz vor Publikation bereits der zweiten Monographie zum Thema (»Geschichte des Romans«, 1851), mühelos das Negative des Königs bezeichnen, ohne dass Eichendorff – immerhin ja der »letzte Ritter der Romantik« – damit seine eigene Identität berühren würde. Auf die Scheidung einer wahren und einer falschen Romantik – entlang *konfessioneller* Trennlinien – kann er wie selbstverständlich rekurrieren. Was ging es ihn an, wenn der romantische König kein Katholik, sondern pietistischer Protestant war?

Der anspielungsreiche Brief stand in einem primär deutschlandpolitischen Horizont, die erst kürzlich beendete preußische Unionspolitik und alle damit verbundenen Fragen waren noch sehr frisch. Zudem war »Romantik« schon für sich genommen im politischen Diskurs und in Eichendorffs Denken ein nationalpolitischer Zentralbegriff, wie in der vorliegenden Arbeit immer wieder betont wurde. Kaum zufällig beginnt Eichendorff daher in diesem unmittelbaren Zusammenhang sein eigenes Verhältnis zu demjenigen zwischen »Preußen [ ]« und »Deutschland« zu überdenken; jedenfalls handelt es sich um dasjenige Dokument, in dem er sich erstmals offen über sein Ringen mit dieser Frage ausspricht, damit zugleich belegt, wie lange er offenkundig noch von der Führungsrolle des preußischen Staates im nationalen Einigungswerk bzw. allgemein unter den deutschen Staaten – an der Theodor von Schön nach wie vor festhielt – überzeugt war. Die konfessionelle Kontroverse um Preußen war, wie noch ausführlicher zu zeigen sein wird, seit der Unionspolitik von 1849/50 stark angeschwollen; es war allgemein eine »Zeit [...], wo Alles [...] zu endlicher Entscheidung in den Dingen, im Guten wie im Bösen, drängt«, und in solchen »Zeiten gärenden Kampfes [kam es] darauf an, sich vor Allem [der] eigenen Stellung klar bewußt zu werden« – das schrieb immerhin Eichendorff selbst, der immer um Vermittlung, Ausgleich, Versöhnung bemüht war.<sup>319</sup> Für den hegelianischen, in Ostpreußen geborenen und sein ganzes Leben lang dort äußerlich wie innerlich verwurzelten Kulturprotestanten Theodor von Schön gab es keinen Grund, seinen Glauben an einen Staat, der Denker wie Kant hervorgebracht hat, durch eine aktuell schlechte Regierung völlig zu verlieren. Für Eichendorff

<sup>318</sup> KA V, S. 759 f. (Hervorhebung N. v. E.); zum Zusammenhang Kapitel A. III. 3.

<sup>319</sup> Zitat aus der exakt in diesen Monaten publizierten »Geschichte des Romans«, KA VI, S. 628; dass der Passus aus einem Artikel von 1847, KA VI, S. 148, übernommen wurde, ändert nichts daran, dass Eichendorff offenkundig von der immer noch gültigen Aktualität überzeugt war.

hingegen war Preußen keine Selbstverständlichkeit, keine Notwendigkeit, sondern ein Mittel. Seine jahrzehntelange Verpflichtung gegenüber einem ›besseren Preußen‹, seine Prägung durch jahrzehntelanges (und aktuelles) Leben und Wirken im real existierenden Preußen hat er nicht verleugnet, und sich insofern wohl auch immer noch mit Preußen in gewisser Weise identifiziert – aber es war eine nüchtern-problembewusste, keine affirmative Identifikation. Es war jene Identifikationsform, die zunächst nur anerkennt, dass eine Sache ›angeht‹, an die Stelle von Totalaffirmation auf der einen und Verdammung auf der anderen Seite aber (stete) Reflexion und (idealerweise) objektive Erkenntnis setzt.

Der Passus belegt schließlich auch, dass dieser Preußen-Deutschland-Komplex, der für Eichendorff eben noch im Jahr 1851 geistiges Ringen bedeutete, zuvörderst mit der Erinnerung an »1813« zusammenhing; der Initiations- und Erinnerungskomplex der Befreiungskriege ist immer noch bevorzugte Legitimationsinstanz eines politischen Denkens, in dem preußische Innen- und allgemeine Deutschlandpolitik aufeinander bezogen sind. Auch hier geht nämlich die politische Gesamtbetrachtung unmittelbar von der Frage nach dem »Verhältnis Preußens zu Deutschland[ ]« in einen Kommentar des »rohe[n] Trotz[es] gegen die neue Zeit und die Weltgeschichte«, d. h. der seit 1849 auf Hochtouren verlaufenden preußischen Reaktionspolitik über. Der Quietismus des preußischen Königs in verfassungspolitischen Fragen trieb ja schon sehr bald nach Regierungsantritt einen Problemkeil in Eichendorffs Verhältnis zum Hohenzollernstaat, was hier nicht im Einzelnen wiederholt zu werden braucht (dazu Kapitel A. I. 3. 2; A. III. 1-3; B. II. 1 u. ö.). Entscheidend ist aber, dass Eichendorff auch diesen innenpolitischen Quietismus unter »Pietismus« subsumiert – und hier handelt es sich offenkundig nicht einfach um die immanente Konsequenz aus einem subjektiven, konfessionellen »Standpunkt«, sondern um ein von Theodor von Schön aufgebrachtes Deutungsschema – und vor allem um einen auch objektiv gegebenen Grundzug der preußischen Politik der 1840er, noch mehr der 1850er Jahre. Es waren die Jahre des »christlichen Staates«, als den Friedrich Wilhelm IV. sich Preußen wünschte; die Inthronisation eines vorwiegend pietistischen Christentums, die Erhebung eines pietistischen Konventikelwesens zur halboffiziellen Staatsreligion bietet sich als höchst merkwürdige Erscheinung dar, die auch in der historiographischen Literatur – die zwischen 1848/49 und 1859, dem Beginn der »Neuen Ära« (als Prinz Wilhelm die Regierung des dementen Königs stellvertretend übernahm) allgemein einen toten Winkel hatte – auf ihre angemessene Situierung lange warten musste.<sup>320</sup> Insofern ist es der bisherigen Eichendorff-Forschung an dieser Stelle noch am wenigsten zu verdenken, wenn sie um diesen Zaubenberg mit natürlichem Instinkt herumgelenkt und nämlich auch hier nicht einmal ansatzweise Vorarbeit geleistet hat.<sup>321</sup> Und doch war der ›christliche Staat‹ insbesondere

320 Zur preußischen Politik im Folgenden vgl. v. a. Schoeps 1983, Preussen, 207-237; Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 679 ff., Clark 2007, Iron Kingdom, S. 500 ff.; die Überwindung der ›Winkelexistenz‹ der Jahre zwischen 1849 und 1858/59 wurde v. a. durch das wegweisende Buch von Siemann 1990, Deutschland 1849-1871, geleistet, hier S. 78-82 zum Preußen der Reaktionszeit.

321 Nicht nur bildet ja das Spätwerk allgemein eine Terra incognita der Forschung, auch in biogra-

des Reaktionsjahrzehnts für den 1850-55 in Berlin, die letzten beiden Lebensjahre in Neisse (Preußisch-Schlesien) wohnhaften »letzten Romantiker« eine Grundtatsache, die in einer historisch-philologischen Erschließung des Spätwerkes Berücksichtigung finden muss. Auch hier zeigt sich, inwiefern sich zahlreiche Fehlurteile der bisherigen Forschung von selbst auflösen, sobald man sie mit den objektiv gegebenen historischen Konstellationen konfrontiert.

Der Weg zum Verständnis des komplexen bis verworrenen Phänomens des ›christlichen Staates‹ und für den Eichendorffschen Blick hierauf, führt über eine leicht übersehbare und faktisch bisher auch übersehene Marginalie in dem so anspielungsreichen Brief vom 7. 2. 1851 an Theodor von Schön. Die eigentliche Brisanz und der historisch-politisch prismatische Charakter des zitierten Passus liegt nämlich in den beiden Anführungszeichen, in denen die Junktur vom »Romantiker auf dem Thron« steht. Das ›Romantische‹ an Friedrich Wilhelms Politik war ja früh ein Zentralelement der politischen Kritik; ›Romantik‹ war spätestens seit den 1830er Jahren ein Kampfbegriff, in dem sich die Frage nach der Identität der deutschen Nation, aber – besonders seit 1840 – auch die des preußischen Staates sehr prägnant verdichtete (Kapitel A. III. 2; B. I. 1; B. II. 1; B. III. 1. 2). Doch die sprichwörtliche Wendung vom »Romantiker auf dem Thron«, ohne die bis heute keine historische Darstellung zu diesem König auskommt, geht auf eine konkrete Schrift zurück, die im Jahr 1847 erschien und eine publizistische Sensation auslöste.

David Friedrich Strauß, ›bête noire‹ der protestantischen Theologie im damaligen deutschsprachigen Raum (und darüber hinaus) hatte im Verlag des Badener Liberalen Friedrich Daniel Bassermann eine ebenso tiefgelehrte, altertumswissenschaftlich gründlich gearbeitete wie zeitgeschichtlich treffsicher-polemische, daher in doppelter Hinsicht brillante Schrift mit dem Titel »Julian der Abtrünnige oder der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren« lanciert. Es handelt sich um ein besonders eindrückliches Zeugnis von der Art und Weise der ideologischen Kriegführung des vormärzlichen Honoratiorenliberalismus.<sup>322</sup> Die gebildeten Zeitgenossen haben schnell erkannt, dass sich

phischen Darstellungen erfährt man nichts über die historischen Konstellationen und Denkhorizonte dieser Jahre. Alexander von Bormann 1988, Kritik der Restauration, hat nur aus Perspektive seiner »Julian«-Lektüre heraus die These einer allgemeinen »Kritik an der Restauration« formuliert, die wegen des Mangels an historisch-philologischen Belegen oder nur Argumenten von der bisherigen Forschung kaum ernst genommen wurde, rein effektiv betrachtet aber etwas Richtiges trifft, wie im Folgenden zu zeigen sein wird. Wenige Darstellungen gibt es nur zu den *kirchlichen* Konstellationen, so bei Schiwy 2007, Biographie, 632 ff. zum Breslauer Fürstbischof, vgl. dazu mit weiteren Verbindungen und zugehörigen Forschungsangaben Kapitel B. V. 2.

322 Zum soziokulturellen bzw. sozialpolitischen Selbstverständnis von David Friedrich Strauß sind seine mit Horazzitaten gespickten Auslassungen über den ungebildeten ›Pöbel‹ aufschlussreich, die sich wie eine positive Affirmation dessen, was Marx mit seiner Bonapartismus-These angriff, lesen; vgl. die nachrevolutionären Briefzitate bei Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, S. 16: »Einer Natur wie der meinigen [...] war es unter dem alten Polizeistaat viel wohler als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte und einem keine aufgeregten Menschen, keine neumodischen Schlapphüte und Barte begegneten. [...] Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen, kann ich mich nur schneidend ironisch, schnöde verachtend verhalten. ›Odi profanum vulgus et arceo‹ ist und

die Schrift gegen den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. wendete, wobei Strauß es verstand, den spätantiken Kaiser Julian Apostata nicht einfach als (bloße) Chiffre für den Romantikerkönig des 19. Jahrhunderts zu verwenden, sondern die prägnante zeitgeschichtliche Kritik gleichzeitig mit stupender Gelehrsamkeit über den seit der Aufklärungszeit vielerforschten Julian sowie mit einer eigenen, dialektisch-differenzierten Positionsbestimmung gegenüber dem vorchristlichen Heidentum zu verbinden.<sup>323</sup> Nicht nur wegen des literarischen Rangs, sondern auch weil Strauß mit diesem wissenschaftlich grundierten, ideologischen Pamphlet nach einigen eher unproduktiven Jahren überhaupt eine neue (biographisch orientierte) Schaffensphase eröffnete, nimmt die Schrift seit jeher einen prominenten Platz in der Strauß-Forschung ein und ist bis heute unter Theologen, zumal evangelischen, wohlbekannt. Damit ist aber auch ein Problem berührt, weil in der Forschung eine Tendenz besteht, die Schrift primär der Kirchen- bzw. Theologiegeschichte einzuordnen und aus ihrem weiteren Zusammenhang herauszulösen. In einer der besten, jedenfalls sehr informativen, kenntnisreichen und gründlich gearbeiteten, neueren Darstellungen wird nichts weniger unternommen, als die »eigentliche« Intention gegenüber der falschen »Rezeption« der Zeitgenossen, die hier übereinstimmend eine Fundamentalkritik an der preußischen Politik gesehen haben, zu erweisen.<sup>324</sup> Die These Wolfram Kinzigs, es handle sich um eine kirchenpolitische und *deswegen* um keine »allgemein-politische«<sup>325</sup> Kritik, blendet freilich all das aus, was Religion und Politik in der Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutet, nämlich den unauflöselichen Zusammenhang von theologischen und politischen Debatten, der

bleibt mein Wahlspruch [...].« – »Unter russischem Despotismus könnte ich, zwar mit beschnittenen Flügeln, doch noch existieren, aber Massenherrschaft würde mich vernichten. Daher hasse ich, was dahin führt, so sehr wie ich nie etwas gehaßt habe, weil mir nie etwas mich so absolut Negierendes entgegengetreten war.«

323 Zur allgemeinen Renaissance der spätantiken »gebildeten Heiden« und Christenverächter, insbesondere Julians, durch die innerchristlichen Dissenters und die allgemeine Aufklärung vgl. v. a. Kinzig 2009 *Polemics reheated*; Schröder 2011, *Athen und Jerusalem*; zur allgemeinen Rezeptionsgeschichte Julians vgl. den brillant verdichteten Überblick bei Rosen 2006, *Julian*, S. 394-462 (mit weiterführenden Literaturhinweisen); kurz vor Fertigstellung der vorliegenden Arbeit erschien die germanistische Dissertation von Feger 2019, *Julian Apostata im 19. Jahrhundert*; zu den Stärken und Schwächen der Arbeit, die v. a. objektiv betrachtet eine wichtige Forschungslücke schließt, indem sie die (vornehmlich literarische) Julian-Rezeption im deutschen langen 19. Jahrhundert abdeckt, vgl. meine Rezension in *Arbitrium*, van Essenberg 2020, sowie bzgl. Strauß die Forschungskritik im Folgenden; ausführlicher zur Julian-Stofftradition und Eichendorffs Partizipation daran s. u., Kapitel B. IV.1.

324 Kinzig 1997, *Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift*; dort Angaben zur vorausgehenden Literatur. Das Strauß-Kapitel bei Feger 2019, *Julian Apostata im 19. Jahrhundert*, S. 174-198, enttäuscht hier wie in dem Großkapitel zu »Julian und die Romantik« allgemein (S. 111-236); Feger ist in ihrem meist thesenbefreiten Urteil gegenüber der bisherigen Forschung allgemein eher unselbstständig und folgt bzgl. Strauß nur der Lesart Kinzigs (S. 186: »Entgegen der Gattungszuschreibung der politischen Satire präferiere ich mit Wolfram Kinzig die präzisere Bezeichnung »kirchenpolitische Schrift und theologisches Pamphlet«) die im Folgenden zu differenzieren sein wird. Feger erkennt auch an anderen Stellen oft nicht die allgemeine politische Relevanz theologischer Debatten, die sie wie Kinzig neigt, einseitig als Teil eines vornehmlich kirchengeschichtlichen Diskurses zu lesen, vgl. dazu ausführlicher meine Rezension van Essenberg 2021.

325 Kinzig 1997, *Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift*, S. 20.

so sehr Gemeingut der historischen Forschung ist, dass er hier nicht eigens belegt zu werden braucht; Kinzigs Argumentation erschöpft sich tatsächlich darin, die theologie- und kirchengeschichtlichen Profile (sehr scharf und prägnant) herauszuarbeiten; Kinzig verkennt aber, dass seine These von der *nicht* »allgemein«-politischen Intention nur durch einen entsprechenden Ausschlussbeleg – der nirgends geliefert wird – Plausibilität gewinnen könnte.<sup>326</sup> Gleichzeitig liefert er aber durch die gründliche Recherche und das ausführliche Referat der (seiner Meinung nach falschen) Rezeption sowie v. a. der Hintergrund-Konstellationen die entscheidenden Gegenargumente gegen seine vermeintliche Neulektüre und damit auch die entscheidenden Argumente zu einer Relektüre dieser Schrift.

Der Verlag Bassermann hatte sich, wie Lothar Gall prägnant zusammenfasste und auch Kinzig zitiert, zur Aufgabe gesetzt, »publizistisch für die liberale und *vor allem* auch für die *nationale* Sache zu werben«.<sup>327</sup> »Das Flaggschiff des Unternehmens bildete daher die seit Mitte 1847 herausgegebene bürgerlich-liberale ›*Deutsche Zeitung*‹, für die« kein anderer als Georg Gottfried Gervinus, dessen nationalpolitische Rolle und Signifikanz für Eichendorff wie für die Geschichte der Romantikkritik überhaupt in der vorliegenden Arbeit schon genugsam besprochen wurde (Kapitel A. III. 4. 3. 4; B. II. 1; B. III. 1-2), zusammen mit Karl Mathy »editorisch verantwortlich zeichnete«.<sup>328</sup> Weitere Gesinnungsgenossen, Weggefährten oder Gesprächspartner waren Arnold Ruge (zu ihm Kapitel A. II. 4; A. III. 2; B. I. 1; B. III. 1. 2) und Friedrich Theodor Vischer (zu ihm Kapitel B. I. 1-2).<sup>329</sup> Was sollte in diesem konstellationsgeschichtlich klar umrissenen Denkraum die politische Kritik an »Romantik«?

Dass Wolfram Kinzig auf den nationalpolitischen Zentralnerv des Romantik-Begriffes, in dem eben alle die preußisch-deutsche Frage betreffenden Fäden zusammenliefen, gar nicht dringen *konnte*, liegt an der in der vorliegenden Arbeit ja bereits mehrfach beklagten mangelnden Forschungslage zu diesem Komplex.<sup>330</sup> Schon das

326 Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 186, umschleiert diesen Sachverhalt, wenn sie meint, dass »Kinzig« hier nur »verkürzt argumentiert« und stützt sich dann im Folgenden jedenfalls auf die gleiche, auch bei ihr nicht entsprechend belegte These.

327 Gall 1991, Bürgertum in Deutschland, S. 265; Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, S. 7.

328 Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, S. 7 (Hervorhebungen von mir, N. v. E.).

329 Vgl. hierzu die wunderbaren Belege bei Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, zu Vischer und u. a. seiner intensiven Anteilnahme an der Genese der Schrift, über die sich Strauß brieflich mit ihm austauschte: S. 3, 4, 6, 8, 13 16 (hier inkl. Problematisierung des in der Sozialismusfrage 1848/49 gespannten Verhältnisses Strauß-Vischer), 20f., 26f., 29, zu Ruge: S. 4, 15, 27, 29.

330 Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, S. 9, wertet eine teils irreführende Forschungsquelle (Behler 1992, Romantik) aus, wie sie exemplarisch ist für die wissenschaftsgeschichtlich bedingte Dissoziierung von literarisch-ästhetischer und historischer Betrachtungsweise in Fragen der Romantik. Hier zeigen sich die vielfachen Folgeprobleme des in der Einleitung der vorliegenden Arbeit nachdrücklich hervorgehobenen Forschungsproblems bzgl. der Geschichte des deutschen Romantikmythos. Kinzigs meisterhaft gearbeitete Studie ist hier abhängig vom Mangel an entsprechenden germanistisch-historischen Vorarbeiten. Es zeigt sich damit dann freilich auch umgekehrt die umfassende Anschlussfähigkeit einer historisch erneu-

Publikationsdatum ist nicht ohne Symbolkraft. 1847 war ein Höhepunkt in der politischen Romantikkontroverse und zugleich in der Kritik an Friedrich Wilhelm IV., der mit der scheinbar vielversprechenden Einberufung und ergebnislosen Auflösung des Vereinigten Landtages erneut alle Hoffnungen auf eine Liberalisierung des preußischen Staates, der sich so seinem naturgemäßen ›deutschen Beruf‹ geöffnet oder zumindest angenähert hätte, zerschlug (Kapitel B. II. 1). Georg Gottfried Gervinus sagte das schon nach der Analyse der Rabulistik des Königlichen »Patents vom 3. Februar«, des offiziellen Einberufungsdokuments, voraus; der bereits ausführlich besprochene monographische Debattenbeitrag sah im politischen Quietismus Friedrich Wilhelm IV., mit dem kein nationaler Staat zu machen sei, »verspätete Siege« »der romantischen Zeit«. <sup>331</sup> Sein literarhistorisch begründetes Vorurteil von der national unzuverlässigen, weil katholischen oder doch kryptokatholisch-pietistischen Romantik schien in der Verweigerung des preußischen Königs gegenüber liberalen Impulsen bestätigt zu werden. Die Erregung über diese ja scheinbar rein innenpolitische Angelegenheit hatte weniger mit einer an und für sich verständlichen Solidarität mit liberalen Bestrebungen prinzipiell und überall zu tun als mit der ideologischen, nach Gervinus freilich »wohlbegründeten Ueberzeugung, daß die Zukunft unserer gemeinsamen [nationaldeutschen, N. v. E.] politischen Entwicklung wesentlich von den preußischen Entwicklungen abhängt«. <sup>332</sup> 1847 veröffentlichte jedenfalls auch Eichendorff seinen national- und erinnerungspolitischen Beitrag über die Romantik, aus der allein die Befreiungskriege und auch darüber hinaus eine ›wahre‹ Nationalbildung (im katholischen Sinne) erblühte bzw. erblühen sollte. Friedrich Theodor Vischer antwortete am Anfang des Jahres 1848, indem er an dem Buch ein Exempel statuierte und die kriegerische Überwindung der Romantik als einer reaktionären und katholischen, also undeutschen Bewegung prophezeite (Kapitel B. I. 1; B. I. 2).

1847 zwingt nun auch David Friedrich Strauß, wie erwähnt Gesinnungsgenosse von Gervinus ebenso wie von Vischer, aber Schreckbild <sup>333</sup> von Eichendorff, seine Kritik an der preußischen Reaktionspolitik in das Schlagwort der »Romantik«. Er konzentriert sich dabei freilich primär auf die religiöse Dimension dieser Reaktionspolitik, die eben in Preußen den »christlichen Staat« realisiert sehen wollte – einen Staat, dessen zwei komplementäre Säulen die »apostolische Legitimität« der evangelisch-staatskirchlichen »Union« und die »monarchische Legitimität« sein sollten. <sup>334</sup> Trotz der ingenüös miteinander verwobenen Perspektiven und rhetorischen Strategien ist die Funktionsweise bzw. der Argumentationsgang des Pamphlets in seinen wesentlichen Grundzügen, die

erten Romantikforschung für zahlreiche weiterführende Fragestellungen in den entsprechenden Nachbardisziplinen wie Politik-, Theologiegeschichte etc.

<sup>331</sup> Gervinus 1847, Patent, S. 72; zum Zusammenhang Kapitel B. II. 1.

<sup>332</sup> Gervinus 1847, Patent, S. 33.

<sup>333</sup> Zur argumentativen Funktion der Erwähnung der »Berufung des famosen [David Friedrich, N. v. E.] Strauss als Professor der Theologie nach Zürich, gegen den offenbaren Willen des sogenannten-repräsentierten Volkes p)« im Rahmen der »Abhandlung über die kirchlichen Wirren«, KA V, S. 820, s. o., Kapitel A. III. 4. 3. 1.

<sup>334</sup> Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 131.

mit den für den Eichendorffschen Rezeptionshorizont relevanten Grundzügen identisch sind, sehr einfach.

»Romantik« definiert Strauß als typisch reaktionäres Übergangsphänomen in Zeiten, wo »einer altgewordenen Bildung eine neue gegenübersteht, welche, noch unfertig und unausgebildet, in Vergleichung mit den entwickelten Positionen von jener, [für einen Romantiker] als negativ erscheint«. <sup>335</sup> Die hegelianische Begrifflichkeit ist hier bereits sehr deutlich; der Romantiker zählt dann auch folgerichtig zu denjenigen »Menschen«, die sich dem notwendigen Gang der Weltgeschichte verschließen, weil in ihnen »Gefühl und Einbildungskraft das klare Denken überwiegt«, und weil solche »Seelen von mehr Wärme und Helle sich immer rückwärts, zum Alten kehren; aus dem Unglauben und der Prosa, die sie um sich her überhandnehmen sehen, werden sie nach der gestaltenreichen und gemüthlichen Welt des alten Glaubens [...] sich sehnen«. <sup>336</sup> Hier ist der Diskurskomplex um »Gefühl«, »Einbildungskraft« (bei Eichendorff »Phantasie«, s. o.) und Verstand ebenso virulent wie der romantische Gegensatz Poesie vs. »Prosa« (zu beidem s. o., Kapitel B. III. 4. 1). In dieser Logik erscheint Julian Apostata, der in der unmittelbar nachkonstantinischen Zeit noch einmal die heidnische Staatsreligion restaurieren, also das weltgeschichtlich neue »Princip« des Christentums staatlich-gewaltsam unterdrücken will, als »heidnischer Romantiker auf dem Throne«. <sup>337</sup> Strauß, der sich mit dem vormärzlichen Honoratiorenliberalismus – abgekürzt als »wir« – zu den »Söhnen der Gegenwart, die wir vorwärts streben, und den neuen Tag, dessen Morgengrauen wir spüren, heraufführen helfen möchten«, zählt, muss zwar »Julian als Romantiker, dessen Ideale rückwärts liegen, der das Rad der Geschichte zurückzudrehen unternimmt, zuwider« sein, sodass er sich »formell gleichsam [...] zu seinen christlichen Gegnern hingezogen fühlt, welche damals das neue Princip des Fortschritts und der Zukunft vertraten«. <sup>338</sup> Das war natürlich nicht das letzte Wort, die Pointe liegt vielmehr in der komplementären Perspektive auf die »materiell[e]« Substanz des nur »formell« betrachteten rückwärtsgewandten *antichristlichen* Programms des spätantiken Kaisers:

Aber materiell ist dasjenige, was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten suchte, mit demjenigen verwandt, was uns die Zukunft bringen soll: die freie harmonische Menschlichkeit des Griechenthums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums ist es, zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit, und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert, uns wieder herauszuarbeiten im Begriffe sind. In dieser Hinsicht, auf den Inhalt seiner Ideale und Bestrebungen, fühlen wir uns, trotz aller Verzerrung, in der sie bei ihm erscheinen, zu Julian hingezogen, von seinen Gegnern aber abgestoßen, aus welchen das Princip des unfreien Glaubens, des gebrochenen Lebens, zu uns spricht, das in seinen letzten Nachwirkungen zu überwinden, unsere Aufgabe und unser Pathos ist. <sup>339</sup>

335 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 20.

336 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 20

337 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 20

338 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 51.

339 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 51.

Mangelnde Deutlichkeit kann man Strauß ebenso wenig wie mangelndes Sendungsbewusstsein vorwerfen. Im sicheren Bunde mit dem »Genius der Zukunft« kann der Linkshegelianer das baldige Ende jeder christlichen Restaurationspolitik prophezeien, und, weil diese Zukunft für den geschichtsphilosophisch Informierten eben »unfehlbar« feststeht, sich auf der richtigen Seite der Geschichte fühlen:

Bekanntlich haben die Christen, die ihrem Erzfeinde den Ruhm seines schönen Endes nicht gönnten, seine Sterbeszene entstellt, indem sie ihn in verzweifelter Wüthen das Blut seiner Wunde gen Himmel spritzen lassen mit dem Ausruf: Du hast gewonnen, Galiläer. Die Lüge ist nicht ohne Sinn, ja sie enthält eine allgemeine, auch für uns tröstliche Wahrheit: die nämlich, daß unfehlbar jeder Julian, d. h. jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer, oder den Genius der Zukunft, unterliegen muß.<sup>340</sup>

So weit der allgemeine Argumentationsgang. Dass sich die prinzipielle Kritik an dem Programm einer staatlich-politischen Restauration überlebter Wahrheiten – im 19. Jahrhundert das Christentum – speziell gegen Friedrich Wilhelms IV. Vorhaben, in Preußen einen »christlichen Staat« zu begründen, richtete, war den Zeitgenossen durch eine solche Fülle von Anspielungen bewusst, dass Strauß selber später meinte, gar nicht mehr alle im Einzelnen identifizieren zu können.<sup>341</sup> Zu den bekanntesten und auch heute noch eingängigsten gehört die Parallele zwischen Julians Veranlassung und Förderung der (mit geschichtlicher Notwendigkeit gescheiterten) Wiederaufrichtung des altehrwürdigen Tempels von Jerusalem und dem Kölner Dombauprojekt, mit dem Friedrich Wilhelm IV. sein innen-, konfessions- und nationalpolitisches Regierungsprogramm der Öffentlichkeit symbolträchtig präsentiert hatte (Kapitel A. I.), wobei auch die 1841 verwirklichten Pläne zur Schaffung eines englisch-anglikanisch-preußischen Bistums Jerusalem assoziiert werden konnten; Strauß spricht von Julians »romantische[m] Dombau«.<sup>342</sup> Überhaupt hebt Strauß die vielseitige künstlerische Begabung und Bildung, insbesondere die Vorliebe für Architektur an Julian hervor, die persönlich-charakterlichen Beschreibungen von den weichen und träumerischen Zügen entsprechen ebenso der quellenmäßig überlieferten Wahrheit wie sie sich als unmittelbare Porträts des preußischen Königs erweisen; zwischenein sprach Strauß dann auch etwa mit treffsicherer Pointe von dem jungen Julian als dem »romantischen Kronprinzen«.<sup>343</sup> Von dem Projektions- und Konstruktionscharakter der Parallele abgesehen war es also durchaus eine »trouville«, und die bis heute ungebrochene Popularität des Titels datiert auf das Empfinden der Zeitgenossen zurück, dass Strauß mit dem Vergleich einen Nerv getroffen hatte.

340 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 52.

341 Vgl. Dichtung in Strauß 1992 [1847], Julian, S. 86; darauf Bezug nehmend Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, S. 8.

342 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 37.

343 Vgl. die entsprechenden Passagen bei Strauß 1992 [1847], Julian, S. 30 (Zitat), S. 45 ff.

Wie der Zentralbegriff des »christlichen *Staates*« schon andeutet, ist es vollkommen unmöglich, theologische und politische Kritik voneinander zu trennen. Daran ändert sich auch nichts, wenn, wie Wolfram Kinzig hervorhebt, Strauß, von Beruf eben Theologe, die kirchengeschichtliche Julian-Forschung seit Gibbon bis in die kleinsten Verästelungen erkundet und dabei so signifikante Entdeckungen macht wie die heimliche Hinneigung zu Julian ausgerechnet vonseiten pietistisch-orthodoxer Autoren vom Schläge August Neanders und Friedrich August Tholucks – die zu den prägenden Theologen im Preußen des Vormärz gezählt werden müssen und dem König sehr nahestanden.<sup>344</sup> Daran ändert sich auch dann nichts, wenn Strauß sich mit besonders starkem Zynismus auf die »Erlasse und Maßregeln gewisser Cultusministerien und Consistorien unserer Zeit« (an die ihn Julians Schulpolitik »erinnerte«) einschoss und man hier seine persönliche Betroffenheit – er hatte ja wegen seiner Positionen die Lehrbefugnis als Theologe verloren – deutlich herauspürt.<sup>345</sup> All diese kritisierten kirchenpolitischen Punkte hingen eben mit dem Projekt zusammen, aus Preußen einen »christlichen Staat« zu machen. Das ideale Staatswesen sollte durch die Fiktion einer »evangelischen Katholizität«, die Friedrich Wilhelm IV. am liebsten mit reich gewandeten Fürsterzbischöfen, denen der anglikanische Bischof von Canterbury zur Herstellung einer apostolischen Sukzession der preußischen Hochkirche die Hand aufgelegt hätte, verwirklicht werden; solche vom König selbst als »Sommernachtsträume« klassifizierten Kirchenideale sollten dabei die Legitimation des monarchischen Prinzips, der ungeteilten Souveränität des Königs von Gottes Gnaden gegenüber allen Mitgestaltungsansprüchen des Volkes bzw. des Bürgertums, verbürgen.<sup>346</sup> In jedem Fall gab es nicht hier die Kirchen- und dort die Staatspolitik, beides war Teil des einen monarchischen Projekts. Was die jüngere Forschung ignoriert, ist, dass Strauß in seinem Pandämonium der Romantik ausdrücklich etwa »die Wiedererweckung des mittelalterlichen Feudal- und Ständewesens« erwähnt, die sich »romantische *Politiker*« auf die Fahnen geschrieben haben – umgekehrt aber zu den positiven – »materiellen« – Eigenschaften Julians dessen »*politisch liberal[e]*« Hochschätzung »der alten *republicanischen Staatseinsichtungen*« zählt.<sup>347</sup>

Wenn man sich noch einmal das Ziel der Bassermannschen Verlagsbuchhandlung, in der Straußens Schrift erschien, vergegenwärtigt – »publizistisch für die liberale und vor allem auch für die nationale Sache zu werben«<sup>348</sup> –, so wird bereits erahnbar, dass die Kritik sich aber auch nicht nur auf die allgemeine preußische Innenpolitik bezog. Preußen und Deutschland – das war gerade in der linkshegelianischen Romantikrezeption das Zentralthema. Die in der vorliegenden Arbeit bereits mehrfach zitierten, geradezu kanonischen Formulierungen Arnold Ruges, aber auch die entsprechenden Auslassungen von Gervinus, beide Brüder Straußens im Geiste, belegen das eindeutig. Preußen war »Hort und Kern der deutschen Nation«, der »Staat, auf den alles

344 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 119 f.

345 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 35.

346 Vgl. hierzu Schoeps 1982, Preussen, S. 191 ff.; Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 121 f.

347 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 18, 50 (Hervorhebungen von mir, N. v. E.).

348 Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, S. 7.

ankommt« (Ruge), »die Zukunft unserer gemeinsamen [nationaldeutschen, N.v.E.] politischen Entwicklung« hing wesentlich »von den preußischen Entwicklungen« ab (Gervinus).<sup>349</sup> Preußen war der Staat des Protestantismus und damit des Fortschritts; das war für hegelianische Denker beschlossene Sache und daran änderte auch ein temporär christlich-konservativer König mit katholischen Anwandlungen nichts. Weil aber eben dieser König nun einmal faktisch (wenn auch teils eher schlecht als recht) in Preußen regierte, war er ein besonders unangenehmer Dorn in kleindeutsch gesinnten Augen, der sich einfach nicht herausziehen lassen wollte.

Auf dieser Deutungslinie liegt nun auch David Friedrich Strauß, wenn er in seinem rein altertumswissenschaftlich durchaus lesenswerten Manifest nicht nur die »freie harmonische Menschlichkeit des Griechenthums«, sondern auch »die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums« als Gegenbild gegen »das Princip des unfreien Glaubens, des gebrochenen Lebens« profiliert, wie es der zumal in deutschlandpolitischen Belangen mit christlichen Skrupeln behaftete Friedrich Wilhelm IV. verkörperte. Freie Humanität, näher definiert oder ergänzt um eine »auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit« umschreibt das Programm der nationalen Souveränität, die Emanzipation des Staates aus übernatürlichen Bindungen. Das wurde als Zentralelement des literarhistorischen Romantikurteils ausführlich belegt, auf das Eichendorff ebenso in seiner Weise antwortete wie Otto von Bismarck dieses Deutungsschema mindestens berührte, wenn er »den staatlichen Egoismus, und nicht die Romantik« als »die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates« – Preußens – gelten lassen wollte (Kapitel B. II. 2. 2; III. 2. 2); wie bereits erwähnt, standen sich Bismarck und die Liberalen um 1850 effektiv betrachtet noch feindlich gegenüber, aber Strauß war (wie Gervinus etc.) schon vor dem Ausscheiden der großdeutschen Lösung Parteigänger der Kleindeutschen. Die Erwartungshaltung veranschaulicht wiederum Vischer recht gut, der gleich nach Lektüre der Schrift meinte: »Das Ding muß in Preußen seine Wirkung tun.«<sup>350</sup>

Das Schwierige an der Bedeutung dieser Konstellationen für Eichendorff ist indes, dass eben reales und ideales Preußen weder für ihn noch für die Linkshegelianer und Nationalliberalen *avant la lettre* deckungsgleich waren, und damit auch das, was unter »Romantik« subsumiert wurde, verschiedene Dimensionen aufwies, die sich teils überlagerten und durchkreuzten. Dass Eichendorff jedenfalls die Schrift von Strauß genau kannte, und daher in sehr differenzierter Weise im Brief an Theodor von Schön darauf Bezug nimmt, ist nicht nur deswegen wahrscheinlich, weil das Pamphlet von Strauß eine Sensation bildete – »in Berlin«, wo Eichendorff ja seit Ende 1847 (mit Unterbrechung wegen der Revolution 1848/49) wieder seinen Lebensmittelpunkt hatte, »war man saumäßig darüber[ge]fahren«, wie Gesinnungsgenossen an Strauß berichteten.<sup>351</sup> Vor allem durch die Markierung der Thematik – »Romantik« in *politicis* – ist es unmöglich vorstellbar, dass Eichendorff sich für diese vielbesprochene Skandalschrift nicht näher interessiert hätte. Wie im nächsten Hauptkapitel (Kapitel B. IV. 1) zu zeigen

349 Zitate s. o., zum Zusammenhang Kapitel A. II. 4; A. III. 2 u. ö.

350 Vgl. das ausführliche Briefzitat bei Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, S. 20 f., hier 21.

351 Vgl. das Zitat im Nachwort von Düchting in Strauß 1992 [1847], Julian, S. 89.

sein wird, hat er zudem mit seinem ersten Versepos – einem Nationalepos! – die Julian- mit der Romantik-Thematik verbunden – eine Parallele, die ohne die Straußsche Steilvorlage weit hergeholt erschiene. Doch von alledem abgesehen belegen die Anführungszeichen, in die Eichendorff im obigen Brief an Theodor Schön vom 7.2.1851 das Schlagwort vom »Romantiker auf dem Thron« setzt, dass es sich um ein Titelzitat handelt. Wie ist es also verstehen, dass Eichendorff diesen Titel *zustimmend im Sinne von Strauß*, nämlich als ein politisches Schlagwort zitiert, in dem sich seine Kritik an dem »pietistischen« König und seinem Projekt des »christlichen Staates« verdichtet? Wie kann es sein, dass Eichendorff das Zitat dabei ausdrücklich mit einer Kritik an der reaktionären preußischen Innenpolitik verbindet, die er mit dem Verdikt »Trotz gegen die neue Zeit und die Weltgeschichte« belegt, also sogar in hegelianischer Diktion und exakt im Sinne der Straußschen Romantikdefinition?

Dieser Briefpassus wurde in der bisherigen Forschung überhaupt noch nie beachtet, die Frage nach einer Kenntnis der Straußschen Schrift allein im Zusammenhang des *Julian*-Epos gestellt und dort von den wenigen einschlägigen Arbeiten aufgrund mangelnder Suche nach ebensolchen Referenzstellen im Briefkorpus entweder offengelassen oder verneint.<sup>352</sup> Alexander von Bormann – der die Frage nach einer Kenntnis offenließ – hat jedenfalls die in der Forschung kaum ernst genommene These formuliert, Eichendorff sei ideologisch mit Strauß »Hand in Hand« gegen den christlichen König angetreten.<sup>353</sup> Bormann entwickelt das zwar von seiner Interpretation des »Julian« aus; weil er seiner Lesart aber einen allgemeinen Geltungsanspruch für das politisch-religiöse Denken Eichendorffs verlieh, ist die Diskussion der These im aktuellen Rahmen am Platze. Die Bormannsche Lesart ist von Wilhelm Kühlmann als »verwegen, wenn nicht abwegig« bezeichnet worden, und schon seine Monographie »Natura loquitur«<sup>354</sup> zeichnete sich nach der (im Ton sehr diplomatischen) Rezension Ansgar Hillachs durch den in allen späteren Eichendorff-Arbeiten gleichgebliebenen Ansatz aus, »daß der Verf. eine Fülle von [...] Bezügen herstellt, ohne freilich deren tatsächliche Relevanz für Eichendorffs Denken bloßzulegen«.<sup>355</sup> Diese zutreffende Einschätzung Hillachs gilt ebenso für v. Bormanns (um Belege oder auch nur Plausibilität merkwürdig unbekümmerten) Versuch, Eichendorff geheime Neigungen zum Heidentum (!) zu unterstellen und ihn »Hand in Hand« mit Strauß gehen zu lassen, der nun wirklich in jeder nur erdenklichen Hinsicht für das stand, was Eichendorff perhorreszierte. Dennoch hat von Bormann rein effektiv betrachtet mit seinem Aufsatztitel »Kritik der Restauration« einen wichtigen Punkt berührt, wie ihn zwar nicht das »Julian«-Epos, wohl aber der (von Bormann ignorierte) obige Brief hergibt. Das Problem der zustimmenden Zitation des Straußschen Titels löst sich nicht dadurch, dass man Eichendorff mit Bormann eine mangelnde Verwurzelung im christlichen Glauben unterstellt, sondern dadurch, dass man Eichendorffs Konstruktion eines innerromantischen Schismas ernst nimmt:

352 Eine umfassende Forschungsdiskussion erfolgt daher auch in Kapitel B.IV.1, im Folgenden wird nur v. Bormann 1988, Kritik der Restauration, besprochen.

353 von Bormann 1988, Kritik der Restauration, S. 80.

354 von Bormann 1968, *Natura loquitur*.

355 Hillach 1970, Rezension Bormann, S. 333.

Friedrich Wilhelm IV. gehörte einer pietistisch-ästhetizistischen Abirrung, der falschen, nicht der wahren, katholischen Romantik an. Der »letzte Romantiker« wurde im selben Jahr, als seine eigene Romantik-Programmschrift und David Straußens Romantik-Satire erschien, in Wien als »Mann der That« gefeiert (Kapitel B.I. 2), durfte sich also darin bestätigt sehen, als Katholik das natürliche Gegenbild zu der vom »Romantiker auf dem Thron« vorgeführten »pietistischen Erlahmung jeder Thatkraft« abzugeben. Dass er aber diese näherhin als »pietistisch« definierte falsche Romantik – rein formal im Sinne von David Friedrich Strauß – für eine *Reaktionspolitik* verantwortlich macht, die, als »Trotz gegen die neue Zeit und Weltgeschichte schleunigst zur Barbarei führen müßte, wenn er nicht moralisch unmöglich und daher für die Dauer unausführbar wäre«, eröffnet einen sehr tiefen Blick in den Wahrnehmungsraum, aus dem heraus Eichendorff das preußische Projekt vom »christlichen Staat« hier und noch in weiteren Briefen kommentiert hat.

»Pietismus« ist nämlich nicht nur ein Schlüsselbegriff für das persönliche Verhalten des in Entscheidungssituationen wie Hamlet zaudernden Königs. Es bezeichnet, wie in vorherigen Kapiteln (B.II.1; B.II.2.1) bereits mehrfach angedeutet wurde, einen Grundzug der preußischen Politik der 1840er und 1850er Jahre. Wenn Echtermeyer und Ruge schon am Anfang des erstgenannten Jahrzehnts ihre düsteren Verschwörungphantasien von einer »pietistisch-aristokratisch-jesuitischen Coalition, die in die Praxis des Staatslebens die alte Romantik und ihre interesselose Schwelgerei ergänzen« wollte, verkündeten, so traf das, abzüglich der polemisch-paranoiden Einkleidung, auch einen realen Kern.

Schon unter Kultusminister Altenstein gab es einen »Kulturkampf« um theologische Lehrstühle, für die sich rationalistische bzw. hegelianische oder pietistisch-orthodoxe Denker bewarben.<sup>356</sup> Es wäre verfehlt, Eichendorff hier als Parteigänger von Letzteren sehen zu wollen; vielmehr ging es bei diesen Lehrstuhl-Besetzungen wesentlich um politische Weichenstellungen, pietistische Theologen waren nicht selten Ideologen des Status quo, Eichendorff war aber über Theodor von Schön auch mit dem reformerischen Karl Rosenkranz, in Königsberg Nachfahre Kants als Philosophie-Professor, verbandelt; 1835 verfasste er einen nur in stilistischer Hinsicht polemischen Artikel gegen dessen kulturprotestantisches Überlegenheitspathos; die publizistische Auseinandersetzung über konfessionelle Fragen war noch von einer ganz anderen Atmosphäre als nach 1837 geprägt.<sup>357</sup> In einem Gedicht »Frische Fahrt«, 1827 verfasst für das Liederbüchlein der Berliner Mittwochsgesellschaft, hatte Eichendorff die »Hegler« und die »Schlegler«, also liberalprotestantische bis säkularhumanistische und katholische Dichter als zwei gleichberechtigte Fraktionen im Ringen um die wahre Poesie adressiert.<sup>358</sup> Dieses offene und tolerante Klima war seit 1837 belastet, wenn nicht vollkommen vergiftet.

356 Vgl. dazu Hömig 2015, Altenstein.

357 Vgl. den Beitrag »Zur Kunstliteratur« in KA VI, S. 9-12, dazu die treffende Darstellung bei Schiwy 2007, Biographie, S. 431f.

358 Vgl. die letzte Strophe des auf ein Motto Paul Flemings aufbauenden Gedichts (KA I, S. 269f.):  
 »Ein Land, das *Ihr* schweigend meint, / Und *wir* freudig singen, / Und *ein* Meer, das uns vereint,  
 / Soll hinüber bringen! / Frische Fahrt dann, nah und fern, / Allen mu'gen Seglern, / Die getreu

Kurz darauf aber kam es mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. wiederum zu einem Klimawechsel, indem der König alle »positiven« christlichen Konfessionen in sein Projekt des christlichen Staates einbinden wollte (Kapitel A. I. 3. 1).<sup>359</sup> Das bedeutete für den Katholizismus größtmögliche Unabhängigkeit vom Staat. Selbst bzgl. der evangelischen Staatskirche sah der König sein Fernziel in der »Befreiung« vom Summepiskopat, also von der in der Reformationszeit ursprünglich als Notbehelf eingeführten Oberhoheit des Landesherrn nicht nur in der allgemeinen Verwaltung der Kirchenangelegenheiten (»circa sacra«), sondern auch in Fragen der Lehre und der Liturgie (»in sacra«). Dieser Vision einer möglichst großen Selbstständigkeit der evangelischen Kirche waren aber, sofern sie sich nicht in einzelne, »demokratische« Gemeinden auflösen und also »auseinanderfallen« sollte, angesichts der allgemeinen Säkularisierungsprozesse schon in der Pfarrerschaft gewisse Grenzen gesetzt; andererseits war ihre Umsetzung auch hier sehr widersprüchlich. Der König, sowohl Glied der Kirche, als auch ihr gekröntes Haupt, sah in dieser seiner Doppelstellung die Lösung. Als »praecipuum membrum ecclesiae«, also als ein bevorrechtigtes Glied war er selbst das Band zwischen Staat und Kirche, behielt daher die wichtigste Kompetenz in kirchlichen Fragen.<sup>360</sup> Friedrich Wilhelm IV. plante dann sogar die künstliche Schaffung einer preußischen Hochkirche, die nach dem Vorbild der katholischen hierarchisch und episkopal organisiert sein sollte; dem lag seine Überzeugung von der apostolischen Tradition aller christlichen Konfessionen zugrunde, wobei eine apostolische *Sukzession* dann über den Erzbischof von Canterbury herzustellen sei. Von diesen von ihm selbst als »Sommer-nachtsträume[.]« bezeichneten Ideen blieb dann nur das preußisch-englische Bistum Jerusalem; bis zur Aufhebung des Bistums im Jahr 1887 gab es einen abwechselnd vom preußischen und vom englischen König ernannten protestantischen Bischof im ältesten Patriarchat des Christentums.<sup>361</sup> Von all diesen Schwierigkeiten oder Widersprüchen zwischen konkreten, »von oben« zu verwirklichenden Kirchenidealen einerseits und allgemeinen Bekundungen zur Selbstständigkeit der Kirche andererseits blieb die Kirchenpolitik der 1840er Jahre bestimmt, die hier in ihren einzelnen Verästelungen nicht interessiert. Entscheidend ist aber, dass damit einerseits schon vonseiten des Königs eine Tendenz bestimmend blieb, dem Staat eine wesentliche Rolle in der Religions- und Kirchenpolitik zuzuerkennen; andererseits wurde ebendiese Tendenz von anderen kirchlichen und staatlichen Verantwortlichen sowie in der tonangebenden Publizistik viel stärker propagiert.

Nicht zuletzt die Berufung von Männern wie Ludwig Gustav von Thile, genannt »Bibel-Thile«, auf Spitzenpositionen in der Regierung, erweckten den Eindruck, dass der Pietismus, der sich bis dahin ja wesentlich in Konventikeln realisiert hatte, zur halb-

dem rechten Stern, / Schleglern oder Heglern!« Zum Hintergrund vgl. den Kommentar ebd., S. 100f. und v. a. Schiwy 2007, Biographie, S. 462 ff.

359 Zum Folgenden v. a. Schnabel, Deutsche Geschichte IV, S. 529-559; Schoeps 1983, Preussen, S. 192-195; Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 119-190.

360 Zu dem offenkundigen Widerspruch zwischen Anspruch bzw. Ideal und faktischer Politik vgl. u. a. Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, S. 16 f.

361 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 154-159.

offiziellen Staatsreligion erhoben wurde; man sprach von »theologischen Miasmen« am Hofe.<sup>362</sup> Es gab bei vielen dieser pietistisch geprägten Staatsmänner oder politischen Berater eine starke Tendenz, die absolute »Monarchie direkt aus dem Wort Gottes abzuleiten« und zur allein möglichen Staatsform zu spiritualisieren,<sup>363</sup> dabei auch jeden modernen Partizipationswillen als *Sünde* wider die »Vorsehung« zu desavouieren; aus diesen Ideologemen bezog, wie das Zitat aus der königlichen Thronrede zur Eröffnung des Vereinigten Landtages verdeutlicht, Friedrich Wilhelm IV. seine Haltung in verfassungspolitischen Fragen; durch die Berufung auf Gott – in seiner Landtagsrede durch direktes Zitat aus dem alttestamentlichen Propheten Josua (»Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen«; Jos 17,1) – legitimierte er seine kategoriale Verweigerung gegenüber jeder qualitativen Weiterentwicklung der Staatsverfassung (Kapitel B. II. 1). Gegen diese theokratischen Tendenzen, die sich auf den in der Heiligen Allianz virulenten politischen Augustinismus, die Idee von christlichen Monarchen als unmittelbaren Stellvertretern Gottes, beriefen, hatte Eichendorff sich bereits in seinen Revolutionsgedichten gewendet (B. II. 2. 1).

Nach den Rückschlägen der Revolution mündete diese Ideologie in die preußische Reaktionspolitik, in der anfangs die sogenannte »Kamarilla«, ein größtenteils unverantwortlicher Beraterkreis bestehend aus »frommen« Männern wie den Gerlachs, den Höhepunkt ihres Einflusses verzeichnete.<sup>364</sup> Gleichzeitig kam aber auch derjenige bürokratisch-absolutistische Typus an das offizielle Steuer der Regierung, mit dem Eichendorff schon in den 1830er Jahren zu seinem eigenen Nachteil konfrontiert gewesen war (Kapitel A. II. 3. 2). Bei dem langjährigen Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel ging es zwar weniger um eine »fromme« Politik, aber König, Minister, Stichwortgeber und Berater forcierten alle zusammen Preußen als christlichen und – ab 1850 nun zunehmend – als »evangelischen Staat«.<sup>365</sup>

Nicht nur in dieser Tendenz zur konfessionellen Vereindeutigung dessen, was »christlicher Staat« heißen sollte, lag natürlich ein Problem für Eichendorff, der seinerseits schon seit spätestens 1846 sein früheres überkonfessionelles Staats- und Nationsdenken katholisch vereindeutigt hatte. Besonders brisant war diese Entwicklung durch die Konjunktion mit einer quasi neo-absolutistischen Innenpolitik, die trotz der seit Ende 1848 bestehenden (oktroierten und 1850 noch einmal konservativ revidierten) Verfassung durch rigorose Kontrolle vor allem der Verwaltung, Spitzel- und Polizeiwesen, ja selbst Wiederherstellung gutsrechtlicher Privilegien (partielle Polizeigerichtsbarkeit) des (ostelbischen) Adels geprägt war.<sup>366</sup> Über die Anfänge dieser beklagenswerten Entwicklung »schüttete« der altersbedingt vereinsamte Theodor von Schön in einem langen

362 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 206 (mit Zitaten); Thile wurde nach der Thronbesteigung erster Kabinettsminister, vgl. das ausführliche Porträt bei Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 96-99.

363 Dietrich 1996, Christentum und Revolution, S. 142 ff., 408 (Zitat); zum Zusammenhang s. o., Kapitel B. II. 2. 1.

364 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 227-266.

365 Clark 2007, Iron Kingdom, S. 503; Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 361 ff.

366 Speziell die »erneuerten polizeilichen Befugnisse der Gutsbesitzer [...] blieben bis zum Ersten Weltkrieg weitestgehend in Kraft«, Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 314.

Brief vom 30. 4. 1850 Eichendorff gegenüber sein »Herz aus«; das reaktionäre »Ministerium Brandenburg-Manteuffel«, das sich selbst als »das Ministerium der rettenden Tat« bezeichnete, könne man »richtig [...] nur, als das ideenlose Ministerium der rohen Gewalt bezeichnen«. <sup>367</sup> An den Höhepunkten seiner verbitterten Kritik schoss er sich dreimal ein auf die Mesalliance von »Ultraaristokraten, Pietisten, und besonders Absolutisten«, »Absolutisten und Ultraaristokraten, vereint mit Pietisten«, »Absolutisten, Pietisten und Ultraaristokraten«. <sup>368</sup> Das entspricht sehr genau dem, was Echtermeyer und Ruge als die »pietistisch-aristokratisch-jesuitische Coalition« taufen, die »in die Praxis des Staatslebens die alte Romantik [...] zu ergänzen« suchte. Eichendorff griff das nicht nur im oben zitierten Brief mit Bezug auf die Person des Königs auf; am 18. 5. 1852 sieht auch er in den zu staatsoffiziellen Hochformen auflaufenden, einflussreichen und tonangebenden Pietisten einen wahrhaften »Spuk«, und deren »Ketzerriechei« ist hier natürlich politisch gemeint:

Der Pietisten-Spuk, der übrigens auch hier in voller Giftblüte steht, ist in der That empörend und eine wahre Karikatur der alten Ketzerriechei. Mir fällt dabei immer die Stelle im Shakspeare ein, wo Junker Tobias von Malvoglio sagt: »Wenn ich wüßte, daß der Kerl ein Pietist ist, so wollte ich ihn hundemäßig durchprügeln!« Dieser heutige Pietismus, dem der Mund beständig von christlicher Liebe überfließt, ist eigentlich nichts als die Religion des Haßes. <sup>369</sup>

Das Skandalon liegt darin, »von christlicher Liebe« zu predigen, um eine teils unbarmherzige staatliche Unterdrückungspolitik – umschrieben als »Religion des Haßes« – zu rechtfertigen; in diesem Sinne, also politische und religiöse Kritik überblendend, sprechen Eichendorff-Schön in einem späteren Brief auch im gleichen Zuge von »Pharisäern« und »von dem politischen Mißbrauch des Christenthums«. <sup>370</sup>

Formal und von der Diagnose her betrachtet konnte Eichendorff, der ja über all das sich mit Theodor von Schön, einem Hegelianer, austauschte, sich durchaus mit Männern wie David Friedrich Strauß, selbst mit Theodor Echtermeyer und Arnold Ruge eins wissen, die eben von einer »pietistisch-aristokratisch-jesuitischen Coalition« sprachen. Auch die dritte Komponente dieser Kritik-Trias forderte nicht nur Eichendorffs Spott heraus, der in seinen literarhistorischen Schriften immer wieder eine antijesuitische Paranoia seit der Aufklärungszeit aufs Korn nimmt. <sup>371</sup> Das offenkundig auch weitgehend von seiner ursprünglich antikatholischen Bedeutung ablösbare Schlagwort »jesuitisch« (statt »Jesuiten«) hat er selbst in seinen Schriften zur Verfassungsfrage am Anfang der 1830er Jahre zur Deklassierung eines mechanistisch-absolutistischen Verwaltungsdenkens verwenden können – ein Weihrauchkorn auf dem Opferaltar karri-

367 HKA XIII, S. 182, 183 f.

368 HKA XIII, S. 183 f., 187, 189.

369 HKA XII, S. 281-283, 282.

370 Vgl. Eichendorffs Brief vom 3. 11. 1853, HKA XII, S. 309-311, hier 311.

371 Vgl. u. a. KA VI, S. 18 über den »[p]olitische[n] Aberglaube[n], der hinter allen Büschen lauernde Jesuiten wittert« (Eichendorff schießt sich dabei auf Johann Heinrich Voß ein).

eristisch-politischen Kalküls?<sup>372</sup> Wohl kaum, denn die Wendung taucht im unmittelbaren Kontext ohne Anlass und überhaupt in einer demonstrativ gesinnungsethischen und prinzipienpolitischen Schrift auf; der offensichtliche Unwille zu realpolitischem Taktieren war es auch, der zum Zerplatzen einer entsprechenden Anstellung bei der Historisch-Politischen Zeitschrift führte (Kapitel A. II. 3. 2). Die Lösung liegt auf einer anderen Ebene: ›Jesuitismus‹ als *politisches* Prinzip war ihm ebenso suspekt wie etwa der jesuitische Barockstil.<sup>373</sup> Jedenfalls hat Eichendorff in seinen literarhistorischen Werken eben das, was in der linken Kritik zusammengeworfen wurde, auseinandergenommen und konnte sich so als überzeugter bis militanter Katholik gegen einen ›politischen Mißbrauch des Christenthums‹ wenden, ohne deswegen einem säkularistischen Politikbegriff das Wort zu reden. Er konnte die spiritualistische *Verbrämung* einer reaktionären Politik sogar als ›romantisch‹ geißeln – 1854 griff er dann etwa die ›politischen Romantiker‹ als ›Vorfechter‹ der ›jetzigen Fürstenwirthschaft‹ an.<sup>374</sup> Das entspricht weniger dem teils bis heute üblichen Sprachgebrauch, eine nebulös-unklare, abenteuerlich-gefährliche oder allgemein unverantwortliche Politik zu kritisieren, sondern dem zeitgenössischen Deutungsschema, das Romantik und Reaktion ineinsetzte.

Im unmittelbaren Anschluss an Eichendorffs briefliche Klagen über den ›Pietisten-Spuk‹, also die Unterwanderung der staatlichen Stellen durch frömmelnde Reaktionen, folgt jedenfalls auch der Abgesang auf den romantischen König, der an der Spitze dieser neuen Bewegung steht bzw. vor ihr eingeknickt ist:

Was Ew. Excellenz über den König sagen, ist recht wie aus meiner Seele geschrieben, so gantz theile auch ich diese Wemuth um das schöne zerstörte Bild.<sup>375</sup>

Noch einmal bestätigt dieses Epitaph rückblickend betrachtet die Hoffnungen, die Eichendorff – aber auch Theodor von Schön – in diese schillernde Persönlichkeit einst

372 KA V, S. 646 f.: »Es mag sein, daß jene [mechanistisch-absolutistische, N. v. E.] Verwaltungsweise durch die hastige Beweglichkeit konstitutioneller Staaten geboten oder doch rätlich gemacht werde, eben so gewiß aber ist, daß, wer den wechselnden, persönlichen Ansichten, einer gleichsam jesuitischen Ordensregel, mit einem Worte: der Willkür von oben Preis gegeben ist, nach menschlicher Weise die Willkür auch wieder nach unten üben wird, und daß wohl schwerlich eine Nation frei zu nennen sei, wo eine Kette hierarchisch-übereinander gestellter kleiner Tyrannen das Land umschlingt und unabwendbar von unten herauf alle wahre Freiheit wieder vernichtet, die ja eben nur durch die Verwaltung der Nation vermittelt und ins Leben gebracht werden kann. Jenes deutsche Prinzip aber [...]«.

373 Zur Überzeugung v. a. der ›Gotiker‹ von der kulturellen Impotenz der Jesuiten vgl. den Briefwechsel mit Jarcke, hier HKA XIII, S. 171 (10. 12. 1847) und die zugehörigen Ausführungen im obigen Kapitel B. III. 3. 5.

374 HKA XII, S. 343 (Brief vom 19. 12. 1854): »Mit dieser jetzigen Fürstenwirthschaft fängt in der That die Geschichte ordentlich an ironisch zu werden, und es hat wirklich eine fast komische Seite, wie diese kleinen Potentaten ihre spaßhaften Vorfechter, die politischen Romantiker, so unversehens und in vollem Ernste beim Worte nehmen. Gebe Gott, daß diese bittere Enträuschung, die allerdings schon etwas nach Ideen schmeckt, auch endlich wieder einmal einen rechtschaffenen Kampf von Ideen herbeiführe. Denn es gehört in der That die Geduld eines Kameels dazu, um soviel Unsinn zu ertragen, als uns jetzt aufgeladen wird.«

375 Brief vom 18. 5. 1852, HKA XII, S. 281-283, 282

gesetzt hatten, die nun nach dem übereinstimmenden (polemischen) Urteil der Zeitgenossen und auch nach dem übereinstimmenden (deskriptiven) Urteil der Historiker ›am Ende‹ war; Reizbarkeit, extreme Wutausbrüche, teils öffentliche Weinattacken, Selbstmitleid, Depression und Paranoia gehören zu diesem »zerstörte[n] Bild«, das Eichendorff wehmütig beklagt.<sup>376</sup> Doch selbst jetzt noch erinnert man sich an die »ursprüngliche edle Natur« des ›Romantikers auf dem Thron‹, die »mit Gottes Hülfe immer wieder durchbrechen« könnte:

Sehr erfreut hat mich Ew. Excellenz Aeußerung über unseren König. Auch ich glaube u. vertraue auf seine ursprüngliche edle Natur, die mit Gottes Hülfe doch immer wieder durchbrechen wird.<sup>377</sup>

Der über Jahre konstante Briefwechsel zwischen Eichendorff und Theodor von Schön zeugt von einer ungebrochenen innenpolitischen Gesinnungsgemeinschaft. Wenn beide ihre Kritik am »pietistischen Gefühlswesen« und »Pietisten-Spuk« konzentrieren, dann ist das einerseits reformkonservatives Erbe, das beide schon früher miteinander verband, weil eben preußische Pietisten schon im Vormärz Parteigänger eines einseitig übersteigerten Monarchismus und damit politische Gegner im Kampf um eine zeitgemäße Weiterentwicklung des Staates waren; andererseits konnten sich die perspektivischen Standpunkte, von denen aus man diesen gemeinsamen Konvergenzpunkt betrachtete, unterscheiden.

Für den »letzten Ritter der Romantik« bestätigte sich sein seit den 1840er Jahren profiliertes katholisches Selbstverständnis, wenn politische Abirrung und politisches Scheitern des seit David Friedrich Strauß sprichwörtlichen »Romantikers auf dem Thron« mit dessen Pietismus begründet wird. So wie im literarhistorischen Urteil vernichtendes Urteil und unverlierbare Hoffnung auf das bleibende Potenzial der romantischen Bewegung ineinander übergehen, so gibt auch der »Romantiker auf dem Thron« ein »zerstörte[s] Bild« ab, dessen »ursprüngliche edle Natur« aber »wieder durchbrechen« könnte. Die Hoffnung erfüllte sich indes nicht. Der Pietismus blieb vorherrschend, Preußen Reaktionsstaat.

Eichendorffs aus der Erinnerung an 1813 geborene Hoffnungen auf ein ›besseres Preußen‹ zerschellten schon im Vormärz an der ungebrochenen Macht der absolutistischen Bürokratie und der zunehmenden ideologischen Vereinnahmung Preußens für eine im engeren Sinne kleindeutsche Nationsidee vonseiten der Linkshegelianer und Teilen der allgemeinen liberal-nationalen Öffentlichkeit. 1837 (im Kölner Bischofsstreit) und 1844/45 (bei der Gründung der Deutschkatholischen Bewegung) war dabei bereits die Möglichkeit einer politisch widersprüchlichen Allianz aufgeschienen, deren wesentliches Integrationsmoment ideologischer, nämlich antikatholischer Natur war. In der Publizistik zum Kölner Ereignis gingen Linkshegelianer und andere in Preußen als Demagogen verurteilte Fortschrittsfreunde mit dem absolutistischen Machtstaat

376 Vgl. dazu die anschaulichen Ausführungen v. a. bei Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 327 f.

377 Brief vom 16. 11. 1852, HKA XII, S. 288-290, hier 290.

Hand in Hand (Kapitel A. I. 2; A. II. 4). Ronge, der antiklerikale bzw. bald offen antikatholische, radikaldemokratische Revoluzzer und Luther redivivus wurde 1845 von dem christlich-konservativen Kultusminister Eichhorn wie von Kronprinz Wilhelm, dem späteren Deutschen Kaiser Wilhelm I., empfangen, es wurden auch Gebäude der evangelischen Staatskirche für die revolutionäre Bewegung freigegeben (Kapitel A. III. 4). Diesem Vorgang der diskursiven Festsetzung des politischen Hoffnungs-komplexes »Preußen« auf eine dezidiert protestantische, d. h. zugleich antikatholische Rolle, korrespondierte die Kfessionalisierung der Erinnerungspolitik der Befreiungskriege. Der »Geist von 1813« war nicht oder nicht mehr überkonfessionell, sondern »protestantischer Geist«; ab der Mitte des Jahrhunderts war die Berufung auf die Befreiungskriege oftmals gleichbedeutend mit der Aktivierung des antirömischen Affektes, Arminius, die Hohenstaufen, Luther, Theodor Körner – sie alle kämpften gegen Rom oder die (katholische) Romania.<sup>378</sup> Daher erfüllte sich für Ferdinand Gregorovius mit dem Sieg bei Sedan, der Errichtung des kleindeutschen Reiches im Spiegelsaal von Versailles der »Geist Luthers, Friedrichs des Großen und aller Helden von 1813«.<sup>379</sup> »Romantik« war ein Schlüsselbegriff für diesen Problemkomplex, und David Friedrich Strauß steht eindeutig in dieser Tradition; seine Schmähschrift gegen den »Romantiker auf den Thron« ist auch ein allgemeiner Debattenbeitrag zum preußisch-deutschen Problem; Preußen muss von der Romantik wegkommen, um seinen »wahren Beruf« zu erfüllen.

Paradigmatisch verdichten sollte sich dieser Prozess aber auch in der Gründung der »Neuen preußischen Zeitung«, die durch ihr Titelsymbol – das Eiserne Kreuz von 1813 – die »Kreuzzeitung« genannt wurde.<sup>380</sup> Die preußische Reaktionspolitik der 1850er Jahre war u. a. dadurch bestimmt, dass Männer aus dem Redaktions-, Beiträger- oder weiteren Einflussbereich dieser Zeitschrift tonangebend und ab etwa 1849/50 »Schlüsselpositionen« im Staat besetzen konnte.<sup>381</sup> Die »Kreuzzeitungspartei«, zu der anfangs auch Bismarck gehörte, der in dieser Zeit zum Preußischen Gesandten am Frankfurter Bundestag berufen wurde, lieferte sich zwar ihrerseits heftige Fehden mit dem bürokratischen Regiment Manteuffels – David E. Barclay sprach von einem konservativen »Schisma« –,<sup>382</sup> gehörte aber mit dieser zum allgemeinen Bild preußischer Eliten, das von den selbst betroffenen Zeitgenossen – wie von Eichendorff – natürlich nicht immer so feingliedrig wie von der späteren Forschung differenziert wurde.<sup>383</sup> Der Herausgeber, der Justizrat Hermann von Wagener gehörte ebenso zu den »Pietisten« wie Bismarck, der in frommen pietistischen Konventikeln, in die ihn seine tiefgläubige Frau eingeführt hat, seine »Erweckung« nach einer Zeit des wilden Draufgängertums gefunden hatte.<sup>384</sup>

378 Zur identitätsbildenden Zentralfunktion des »antirömischen Affektes« vgl. das großartige Kapitel bei Münkler 2010, Mythen, S. 141–210.

379 Vgl. das Zitat aus den Römischen Tagebüchern bei Lill 1983, Kleindeutsch und großdeutsch, S. 33.

380 Schoeps 1983, Preussen, S. 221 ff.; Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 249 ff.

381 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 321.

382 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 323.

383 Vgl. die entsprechende Darstellung von Schön im Brief an Eichendorff vom 30. 4. 1850, S. 183 f., wo »Manteuffel«, »Ultraaristokraten, Pietisten, und besonders Absolutisten« »in einen Topf geworfen« werden.

384 Gall 2001, Bismarck, S. 50 ff.; Gall geht hier (v. a. S. 56 f.) auch sehr hell-sichtig auf die Ambiva-

Als es noch um die Bekämpfung der Revolution ging, gab es vonseiten des ultrakonservativen Münchner bzw. Wiener Kreises durchaus Sympathien für das neue preußisch-konservative Sammelorgan; die HPBl bezeichneten sich mehrfach als vollkommen einig mit den Leitartikeln der Kreuzzeitung.<sup>385</sup> Nach der ausführlichen Herausarbeitung der politischen Friktionen zu Jarcke etc. (Kapitel B. I. 2; B. II. 1; B. II. 2. 1) wird man sich freilich nicht mehr versucht fühlen, von hier aus auf Eichendorff zu schließen. Entscheidend ist aber, dass sich solche politischen Konstellationen im Zuge konfessioneller Kontroversen teils auch wieder ins Gegenteil verkehren konnten. Nachdem die Kreuzzeitung ursprünglich die preußische Unionspolitik von 1849/50 kritisiert hatte, weil Preußen sich damit in den Dienst einer revolutionären Idee stellte und das konservative Österreich ausbootete, waren einige Beiträge erschienen, welche das Vorhaben als Möglichkeit zur Machtausweitung des preußischen Staates, ein kleindeutsches Kaisertum als vorteilhaft für die preußische Krone unterstützten; in den HPBl sah man in dieser machtpolitischen Ausnutzung nichts anderes als das Wiederaufbäumen eines hypostasierten, nur zeitweise gebändigten »Preußenthums«. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, das offiziell die Fäden der Unionspolitik in der Hand hielt (Graf Brandenburg bekleidete das Amt des Außenministers) war schon seinem Namen nach Beleg dafür, dass rücksichtslose Machtpolitik erster Charakterzug des preußischen Staates seit seiner Gründung war:

Wenn man von der Politik irgendeines Staates sagen kann, sie sei eine traditionelle, so gilt dieß von der preußischen, die seit den Tagen Albrechts von Brandenburg bis zu denen des gleichnamigen Ministeriums herab, das eine Ziel der Machtvergrößerung mit zäher Beharrlichkeit verfolgt.<sup>386</sup>

Diese rhetorische Pointe war nicht die letzte in der ganzen Reihe von preußenkritischen Beiträgen, in denen all das jahrelange Ringen um Preußen, das die im Gefolge des Kölner Ereignisses gegründete Zeitschrift durchgängig prägte, in ein mit historischen Beispielen, Anspielungen und persönlichen Erfahrungsrückblicken prall

lenzen dieser pietistischen Prägung ein und bietet eine sehr differenzierte Erklärung, inwiefern gerade das brutal Durchgreifende des Bismarckschen Machtwillens weniger Gegensatz, als immanente Konsequenz aus dem Vertrauen auf eine garantierte göttliche Leitung bzw. aus einem deterministischen Menschenbild war.

385 Vgl. u. a. Jarckes in den »Glossen zur Tagesgeschichte« vom 19. 10. 1849 publizierte Stellungnahme, HPBl 24 (1849), S. 610 f.: »Gesunder Verstand, Offenheit, Sinn für Ordnung und natürlich Dialectik fanden sich nur in den Reden jener Minderheit, deren Organ die Kreuzzeitung ist. Zieht diese Partei die absolute Macht eines erblichen Monarchen, der sich auf sein Heer stützt und die Steuern nöthigen falls auch ohne Bewilligung der Kammern erheben kann, dem Despotismus einer Anzahl wechselnder Demagogen vor [...], so bekennen wir frei, daß wir, insofern uns bloß die Wahl zwischen jenen beiden Formen der Herrschaft offen steht, vollkommen den Geschmack der Neuen Preußischen Zeitung theilen.« Rückblickend nach den im Folgenden zu referierenden Verwerfungen formulierte Jarcke am 25. 11. 1850, HPBl 26 (1850), S. 724: »Wir haben unser Publikum auf dieses Blatt aufmerksam gemacht, und ihm im katholischen Deutschland einen gewissen Leserkreis verschafft. Wahrlich es verdiente ihn.«

386 HPBl 26 (1850), S. 651.

gefülltes Pandämonium der preußischen Politik und Geschichte mündete.<sup>387</sup> Auch der recht rezente »berühmte Königsritt durch die Straßen Berlins« erschien jetzt als ein Teil des über Jahrhunderte gehegten Planes zur »Errichtung des preußisch-deutschen Kaiserthums«, dessen Ziel wesentlich die »Vernichtung der katholischen Kirche« war.<sup>388</sup> Wie »die Erfahrung lehrt«, war Preußen ein Staat, »wo der Cultus der Gewalt das ihm widerstrebende, angeborne Rechtsgefühl am Nachhaltigsten erstickt« und sich »an den Vorgang Friedrichs des Großen«, d. h. an dessen Annexion Schlesiens, »[an]lehnt«.<sup>389</sup> Das war jetzt aber nicht mehr eine Tendenz unter mehreren, sondern »spezifisch preußische[] Form« schlechthin, und dass der »Fehler« »in der Wurzel liegen« muss, zeigte sich daran, dass auch dasjenige christlich-konservative Organ, das man kurz zuvor noch als vorbildlich gelobt hatte für sein konservativ-rechtliches Engagement, auf reine Machtpolitik setzte:

Jenes Etwas liegt in der schnöden, höhnischen, patzigen, sich im kindischen Selbstlob überhebenden, den Gegner bis in den Mittelpunkt der Erde hinein verachtenden, ihn nicht mehr als Gottes Geschöpf anerkennenden, mit einem Worte: in der spezifisch preußischen Form. Wer sich etwa bisher noch mit der Täuschung hingehalten hätte, daß dieser character indelebilis bloß dem revolutionären, nicht auch dem royalistischen Preußenthume ausgeprägt sei, der studiere die Kreuzzeitung, an Erkenntniß des Bösen und Guten wie an Geist unstreitig die ausgezeichnetste politische Erscheinung, die je auf märkischem Boden gewachsen ist. – Der Fehler muß also doch wohl in der Wurzel liegen.<sup>390</sup>

Kurz, »[d]er Versucher hat die geheime Schwäche der frommen und loyalen Kreuzzeitung wohl gekannt«, »sie beim Preußenthume gefasst und diesem alle Reiche der Welt geboten«, worauf sie »niedergefallen« ist und »ihn angebetet« hat; das »Kreuz« demnach, das dieses satanisch-machtvergötternde Organ

387 Der zitierte Passus leitet den ersten Artikel der Serie »Preußens Politik. I. Die preußische Politik und die Revolution im Zeitalter des Fürstenbundes« ein, in der die häufigen preußenkritischen Kommentare in den »Glossen zur Tagesgeschichte« vertieft und ausgeweitet wurden; im Folgenden wird aus diesen wie jenen zitiert.

388 HPBl 26 (1850), S. 730: »Nach den glorreichen Märztagen erfolgte, unter dem Panier der Burschenschaft, der berühmte Königsritt durch die Straßen Berlins. Jetzt war die »deutsche Einheit« eine Weile lang das Feldgeschrei, natürlich unter der sich von selbst verstehenden Voraussetzung, daß jede Einheit einen Mittelpunkt haben müsse, und daß Preußen durch den allgemeinen Schrei der deutschen Nation werde gezwungen werden, sich gutwillig dieser Bürde und Würde zu unterziehen. Unglücklicherweise wollte Oesterreich dieser sehr loyalen Politik den Gefallen nicht thun sich in seine Elemente aufzulösen; das Reich schrumpfte grollend und keifend zu einer Union zusammen, und als auch diese Seifenblase zerplatze, als man die Union aufgab [...] wurde plötzlich die »preußische Ehre« das Schiboleth. Im Namen dieser Gottheit soll jetzt Krieg geführt werden.«

389 HPBl 26 (1850), S. 734 f.

390 HPBl 26 (1850), S. 729.

an der Stirne trägt, ist nicht das in dem Felsenboden der Kirche wurzelnde; es ist von jenem weißen Mantel abgetrennt, den der fromme und getreue Hochmeister mit seinem Wort und Eidschwur von sich warf, als er die Kirche verließ, und das ihm anvertraute Ordensgut mit sich nahm. Der Widersacher [...] hat sie beim Preußenthume gefaßt, und diesem alle Reiche der Welt geboten. Da ist sie auch niedergefallen und hat ihn angebetet, dann aber ist sie, als ob sie Oberon's Horn gehört, im rasenden Taumel aufgesprungen, und hat ihren bisherigen Charakter, das Banner des Rechts, den Kampf für die Ordnung, ihre Jahrelang fortgesetzten Missionspredigten gegen die Revolution, ihre Leitartikel, die sich noch vor wenigen Wochen gegen die schlechte, eigensüchtige, preußische Unionspolitik hielt, sie hat mit einem Worte ihre Feinde und ihre Freunde, Gott und die Welt und sich selbst, in einem Augenblicke rein vergessen gehabt.<sup>391</sup>

Die persönliche ›Apostasie‹ und Selbst-Laisierung des letzten Deutschordenshochmeisters und der Hervorgang des preußischen Staatsterritoriums aus der Säkularisierung des Ordens werden in dieser wilden Anklage in einer kongenialen Weise miteinander symbolisch überblendet. Das Deutschordenskreuz, das der letzte Hochmeister, der sich 1525 zu Herzog Albrecht von Brandenburg erklärte, mit seinem Ordensgewand buchstäblich und mit seinem opportunistischen Konfessionswechsel auch übertragen ablegte, war gerade in seiner Wiederbelebung als Eisernes Kreuz 1813 und in dieser Form als Titelemblem der Kreuzzeitung das Schibboleth für die Sakralisierung säkularer Machtpolitik; womöglich knüpfte diese Idee eines antichristlich-diabolischen Gründungsaktes des preußischen Staates an der (allerdings privaten) epigrammatisch-wahnhaften Äußerung von Donoso Cortés an, der nach seiner Zeit in Berlin meinte, Preußen sei einem mysteriösen Schicksalszug nach seit seiner Geburt »dem Satan geweiht«.<sup>392</sup> Der »Preußenwahnsinn« war jedenfalls für die HPBl der ausdrücklich satanische Zug zur (über die deutsche Hegemonie führenden) Weltherrschaft, der sich dabei aber noch auf das Kreuz berief.

Für Eichendorff war das Eisernes Kreuz ursprünglich ein Schlüsselsymbol für den inneren und äußeren Aufbruch des an der Spitze der Befreiungskriege stehenden, großdeutschen, föderalen, überkonfessionellen, freiheitlichen Preußens (Kapitel A. I. 3. 1). Die Herkunft aus dem Deutschordenskreuz interpretierte er in seinen vielfältigen Beiträgen zur Marienburg als Rückverpflichtung des preußischen auf die christlichen Ideale des Ordensstaates; es ging nicht um die Sakralisierung und Absolutsetzung des Säkularen, sondern um die Integration säkularer Politik in einen höheren Werte-horizont. Preußen sollte der Staat uneigennütziger Vermittlung, des Ausgleichs und

391 HPBl 26 (1850), S. 725f.

392 »Ich glaube«, schrieb Donoso Cortés am 24. 5. 1852 an den offiziellen preußischen Gesandten (!) in Madrid, Graf Raszyński über Preußen, »daß es von seiner Geburt an dem Satan [...] geweiht ist und hege die Überzeugung, dass es ihm durch ein Geheimnis seiner Geschichte (por una fatalidad de su historia) immer geweiht bleibt« (Zitat bzw. Übersetzung nach Fischer 1933, Staat Gottes, S. 32; ebenfalls zitiert bei Schmitt 1927, Cortés in Berlin, S. 363f., hier auch zum Hintergrund).

der Freiheit sein – die Überlebtheit dieser Hoffnung bestätigte sich jetzt aber sogar symbolgeschichtlich, wenn das Eiserne Kreuz, ursprünglich mit der Landwehr, diesem Hauptresultat der Heeresreform, verbunden, seit 1848 von einer reaktionären und teils militant antikatholischen (dazu s. u.) Partei reklamiert wurde, die im Preußen dieser Jahre einen halbamtlichen Status innehatte. Wenn selbst für die ihrerseits ultrakonservativen HPBl die Kreuzzeitungspartei aus konfessionellen Gründen – die sich hier natürlich mit grundsätzlicheren Fragen zum Verhältnis von Politik und Recht bzw. Moral verschränkten – vom respektierten Partner zum erregt bekämpften Feind wechselt, dann ist Eichendorffs wachsende Distanz zu Preußen, das als »christlicher«, dabei aber zunehmend als »evangelischer Staat« apostrophiert wurde, kaum überraschend. Dass der »Geist von 1813« nun selbst aus demjenigen Symbol ausgetrieben wurde, in dem er sich einstmals paradigmatisch verdichtet hatte, bestätigte sich aber auch in einer anderen Koinzidenz. In seinem Brief vom 19. 4. 1850 an Theodor von Schön gehen Eichendorffs Kritik an der preußischen Unionspolitik, d. h. der hegemonialen Deutschlandpolitik, wie an der reaktionären Innenpolitik fließend ineinander über, um sich ausgerechnet in der Marienburg, dem ehemaligen Hochsitz des Deutschen Ordens, symbolisch zu konzentrieren:

Welcher Abstand zwischen jener Zeit, wo man klar wußte, was man wollte, und der heutigen, wo das Keiner recht zu wissen scheint, und wo man die deutsche Einheit frischweg mit der deutschen Entzweiheit anfängt! Ladenbergs Regimentirung der Künste und Wissenschaften, sowie Marienburgs Stellung unter polizeiliche Aufsicht sind allerdings überaus schätzbare Symptome jenes allgemeinen Konfusionsfiebers. Es wird wohl, nachdem sich Deutschland mit großer Anstrengung vor ganz Europa wieder einmal hinreichend lächerlich gemacht, Alles getrost beim Alten bleiben, wenn nicht etwa der liebe Gott mit irgend einer unverhofften Weltbegebenheit regimentirend dazwischenfährt. Bis dahin aber kann es noch viel moralischen Ekel und Langeweile geben.<sup>393</sup>

Die Marienburg geriet ebenso in den Sog der Reaktionspolitik wie ihr Zentralsymbol, das nun von der reaktionären Kreuzzeitung zu ihrem Emblem erhoben wurde und dadurch nach Ansicht der HPBl zur bitteren Karikatur verkam. Die Erregung über die preußische Unionspolitik, welche »die deutsche Einheit frischweg« über die »deutsche[] Entzweiheit« realisieren wollte, teilt auch er mit den HPBl. Dass Eichendorff in diesem unmittelbaren Zusammenhang die »Stellung« der Marienburg »unter polizeiliche Aufsicht« beklagt, verweist noch einmal auf die doppelte (reformpolitische und deutschlandpolitische) Bedeutung, die Eichendorff in diesem identitätsstiftenden Denkmal im Osten der preußischen Monarchie verkörpert sah (Kapitel A. I. 3. 1; A. III. 3). Die düsteren metaphysischen Spekulationen über einen von Anfang an antikatholischen Charakter des aus der Säkularisierung des Ordensterritoriums hervorgegangenen preußischen Staates konnte Eichendorff der Grundstruktur nach – Preußen

393 HKA XII (19. 4. 1850), S. 254 f., hier 255.

als wieder dezidiert ›protestantischer Staat‹ – teilen und mit der Perhorreszierung der Reaktionspolitik verbinden.<sup>394</sup>

Wie nämlich schon mehrfach angedeutet, nahm die Rede vom spezifisch ›protestantischen Staat‹ – als Gegensatz zum allgemein ›christlichen Staat‹ – um 1850 stark zu. Dieser hier halboffizielle Formen annehmende Rekonfessionalisierungsprozess bildete durch die Koinzidenz mit einer polizeistaatlichen Reaktionspolitik eine der wesentlichen Wurzeln für die Gründung einer »Katholischen Fraktion« im preußischen Abgeordnetenhaus 1852, aus der dann später die »Zentrumspartei« hervorging. Katholiken sahen sich nicht nur einfach deswegen in die Oppositionsrolle gedrängt, weil der ›christliche Staat‹ als protestantischer definiert wurde, sondern weil besonders seit 1848 unterschiedliche Auffassungen über das Verhältnis von Staat und Religion bestanden. Die große, heilsgeschichtlich ausgedeutete Errungenschaft des Revolutionsjahres war ja die Beendigung des polizeistaatlichen Kirchenregiments, die Scheidung der Sphären, die im Idealfall Unabhängigkeit der Kirche vom Staat hieß, wobei im Zweifelsfall selbst die radikale Trennung einer erneuten Bevormundung und Bewegungshemmung vorzuziehen wäre – auch für Katholiken am rechten Rand des politischen Spektrums (Kapitel B. II. 2. 1). Friedrich Julius Stahl, konservativer lutherischer Theologe jüdischer Herkunft, der Hegel in seiner Rolle als (halb-)offizieller preußischer Staatsphilosoph beerbte, sah für das Projekt des »christlichen Staates« – der bald sprichwörtliche Terminus wurde ursprünglich von ihm geprägt – das Staatskirchenregiment als integratives Element vor.<sup>395</sup> Das verband sich mit seiner Idee vom »Protestantismus als politisches Princip«. <sup>396</sup> Stahl bestätigte sogar selbst das in katholischen Revolutionskommentaren als Argument durchgängig vorgebrachte Deutungsschema (Kapitel B. II. 2. 1), dass eine kirchliche Organisationsform, die ohne staatliche Unterstützung nicht überleben könne, reines Menschenwerk sei, wenn er den Protestantismus,

des Rückhalts einer machtvollen kirchlichen Organisation und einer geistlichen Autorität ermangelnd, sich für die Gewährleistung einer äußeren christlichen Ordnung ganz und gar auf den christlichen Staat hingewiesen sehen mußte. Die organisatorische Schwäche der evangelischen Kirche hat Stahl zwar bedauert; aber er erkannte, daß sie mit dem ganzen Wesen des Protestantismus notwendig verbunden und daher unabänderlich sei [...].<sup>397</sup>

Stahl, der aus diesem Grund u. a. das landesherrliche Plazet als Vorrecht des christlichen Königs beibehalten wollte,<sup>398</sup> gehörte zu den zentralen Figuren der Kreuzzeitungs-

394 Solche Artikel hat Eichendorff aufgrund seiner stets gründlichen Lektüre der HPBl (an denen er ja bis vor Kurzem selbst mehrfach mitgearbeitet hatte) mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gekannt.

395 Zu Stahl und zum Folgenden Schnabel, *Deutsche Geschichte IV*, S. 539-546; Martin 1972, *Weltanschauliche Motive*, S. 157-174; Schoeps 1983, *Preussen*, S. 222 f., Bußmann 1990, *Friedrich Wilhelm IV.*, S. 123-139.

396 Martin 1979, *Weltanschauliche Motive*, S. 171.

397 Martin 1979, *Weltanschauliche Motive*, S. 174.

398 Martin 1979, *Weltanschauliche Motive*, S. 173: »Der ›christliche Staat‹ im Sinne Stahls, ›ist

partei.<sup>399</sup> Sein Einfluss als intellektuell brillanter, dialektisch geschulter und rhetorisch begabter Ideologe war so enorm, dass Otto von Bismarck »von unserm geliebten Stahl« sprechen konnte; Stahl war um Kompromisse innerhalb der buntscheckigen »konservativen Partei« im Preußen der 1840er und 1850er Jahre bemüht, und der Erfolg dieser Sammlungspolitik zumal nach 1848 verlieh ihm den Nimbus einer Galionsfigur.<sup>400</sup>

Wie bereits erwähnt, gab es dennoch mannigfache Friktionen innerhalb des rechten Spektrums im Preußen dieser Jahre, die ideologisch ambitionierte Kreuzzeitung lieferte sich öfters Gefechte mit dem bürokratisch-etatistischen Absolutismus der Manteuffelschen Regierung, und der König stand meist irgendwo zwischen oder über diesen Parteien, die natürlich ihrerseits um seine Gunst buhlten; für Katholiken existierte diese Differenzierung aber nicht immer.<sup>401</sup> Einerseits war der katholischen Kirche durch die revidierte Verfassung von 1850 maximale Bewegungsfreiheit garantiert, andererseits gab es immer wieder Vorfälle, die den Eindruck erweckten oder erhärteten, Regierung, halbamtliche Presse und selbst der König, der immer wieder aufflackernde Gerüchte über eine heimliche Konversion zum katholischen Glauben einmal als »Verleumdung« abtat,<sup>402</sup> hätten sich gegen die Kirche verschworen. Die vielen Versuche der reaktionären Regierung, die Konstitution durch innere Gesetzgebung oder Verordnungen in verschiedenen Bereichen auszuhebeln, taten ein Übriges, auch die verfassungsrechtlichen Freiheiten der katholischen Kirche als gefährdet anzusehen. Katholische Politiker sahen sich daher sowohl grundsätzlich (durch die schon länger vorbereitete Hochschätzung verfassungsrechtlich fixierter Freiheiten) als auch durch konkrete Inzidentien in die Rolle der Opposition gedrängt und koalitierten vielfach mit dem politischen Liberalismus, besonders im Rheinland.<sup>403</sup> Im Jahr 1852 resultierte dieser schwelende Konflikt in einem kleinen Kulturkampf, der außerhalb der Spezialforschung recht (in der Eichenborff-Forschung sowieso) unbekannt ist, aber das Gründungsdatum der späteren, die deutsche Geschichte folgenreich (bis 1933) prägenden Zentrumspartei bildet.

Seit 1850 wurde die ältere Praxis der sogenannten Volksmissionen auf breiter Ebene wiederbelebt;<sup>404</sup> Ordensgeistliche boten in den Pfarreien über mehrere Tage hinweg sozusagen eine Intensivkur mit Predigten, Vorträgen, Messen, Andachten und Beichten an; der Erfolg war so überwältigend, dass Massen von »Sonntagschristen« ihren

Richter über alle kirchlichen Erlasse der katholischen Kirche mittels des landesherrlichen Placet, er fällt die kirchliche Entscheidung, »ob der Erlaß ein göttliches Recht (divina institutio) oder nur kirchliche Einrichtung enthalte«. Dieser »christliche« Staat ist eben, bei aller Parität, doch [...] ein »protestantischer Staat« [...].«

399 Schoeps 1983, Preussen, S. 223; Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 321.

400 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 135 f. (Bismarcks Zitat 136).

401 Hyde 1991, Catholicism and the Prussian State, S. 109: »Two factors above all else made a Catholic alliance with the government impossible in the 1850s. The first was the inevitable, if often inaccurate, identification of the Manteuffel ministry with the militant Protestantism of the Kreuzzeitung party, and the second, the increased vigilance the Catholic press devoted to confessional issues after the revolution.«

402 Hyde 1991, Catholicism and the Prussian State, S. 110.

403 Hyde 1991, Catholicism and the Prussian State, S. 110 ff.

404 Lönne 1986, Politischer Katholizismus, S. 123 ff.; Hyde 1991, Catholicism and the Prussian State, S. 111.

Glauben vertieften und es auch zu zahlreichen Bekehrungen von bisher indifferenten Kirchenfernen oder gar »Kirchenfeinden« gab, die, ursprünglich wohl primär aus Neugierde oder Sensationslust angezogen, aber von den feurigen Predigten bewegt, teils stundenlange Generalbeichten ablegten.<sup>405</sup> Für das polizeistaatliche Ordnungsdenken waren solche volksfestartigen Massenereignisse eine schwer zu kontrollierende, potenziell revolutionäre Gefahr; man erinnerte sich hier an die Trierer Wallfahrt mit ihren Hunderttausenden von Pilgern. Das Pfarreisystem war ja mit der staatlichen Gemeindeordnung noch verbunden, und von Pfarrei zu Pfarrei wandernde Ordensgeistliche waren daher ein verdächtiger Störfaktor. Nun war natürlich die Tatsache von besonderer Brisanz, dass die entsprechenden Ordensleute meist Jesuiten oder Redemptoristen waren,<sup>406</sup> also Angehörige einer (in beiden Fällen) straffen Organisation, die ihr Machtzentrum in Rom hatte oder doch dem römischen Machtzentrum verpflichtet war, die also womöglich den Auftrag hatten, die Staaten zu »unterwandern«. Kultusminister Karl Otto Raumer, Nachfolger des oben in Eichendorffs Brief an Schön zitierten Ladenberg und seinerseits Repräsentant der »Kreuzzeitungspartei«, verbot daher die Volksmissionen auf dem Verordnungswege. Die sogenannten »Raumerschen Erlasse« beinhalteten auch die prinzipielle Überwachung ausländischer Geistlicher und das Verbot für preußische Untertanen, am Collegium Germanicum, dem von Jesuiten geführten Elite-Seminar in Rom, Theologie zu studieren.<sup>407</sup> Eine breite Agitation von katholischen Vereinen, Presse und bischöflichen Hirten Schreiben sorgte bei den just in diesem Jahr abgehaltenen Wahlen zum Preußischen Abgeordnetenhaus für einen überwältigenden Wahlerfolg katholischer Politiker, die sich, 63 an der Zahl, zur »Katholischen Fraktion« zusammenschlossen.<sup>408</sup> Weil sich die polizeistaatlichen Erlasse gegen die Verfassung richteten, und das den Hauptpunkt der Argumentation bildete, wurde die große Fraktion in diesem bestimmten Fall von einigen Liberalen in dem schließlich erfolgreichen Bemühen unterstützt, die Erlasse zurückzuziehen.<sup>409</sup>

Dieser Vorgang ist nicht nur allgemein, sondern aus vier konkreten Gründen für Eichendorffs politischen Standort im Preußen dieser Jahre relevant.

Erstens war er mit den führenden Köpfen der neuen »Katholischen Fraktion« eng befreundet. Besonders August Reichensperger, der auch noch in den nächsten Jahrzehnten zu den prominentesten Figuren der gesamtdeutschen Zentrumspartei gehörte, zählte zu den treuesten Weggefährten Eichendorffs in den 1850er Jahren.<sup>410</sup> Als bürgerlicher Rheinländer und ausgebildeter Jurist war er wie Eichendorff von Anfang an im Staatsdienst tätig und ab 1840 als begeisterter Anhänger der Gotik im Kölner Dombauverein federführend aktiv; er war politisch liberal-konservativ und zugleich ein viel-

405 Hyde 1991, *Catholicism and the Prussian State*, S. 111 ff.

406 Lönne 1986, *Politischer Katholizismus*, S. 124.

407 Lönne 1986, *Politischer Katholizismus*, S. 124; Siemann 1990, *Deutschland 1849-1871*, S. 258 f.; Hyde 1991, *Catholicism and the Prussian State*, S. 111.

408 Lönne 1986, *Politischer Katholizismus*, S. 124-127.

409 Lönne 1986, *Politischer Katholizismus*, S. 126.

410 Zum Überblick vgl. die Dokumentation bei Frühwald 1976, *Chronik*, S. 214, 222, 232, 236 f., 241 f.

seitig gebildeter, kunstbegeisterter, im kulturellen Bereich bestens vernetzter Tausend-sassa, der Eichendorff nicht nur bei der Suche nach Verlegern für seine späten Werke unterstützte, sondern auch etwa die späten autobiographischen Schriften (zu ihnen Kapitel B. V. 1) anregte.<sup>411</sup> Mit Reichensperger schien Eichendorff daher fast mehr als mit dem 1852 verstorbenen, altkonservativen Carl Ernst Jarcke zu verbinden. Mit Jarcke verkehrte Eichendorff zudem zu einer Zeit, als er sich noch in einem Schwebestadium zwischen dem Status eines eben pensionierten, desillusionierten preußischen Beamten und der neuen Rolle als streitbarer Autor der katholischen Bewegung befand; die triumphalen Monate (1846/47) in Wien führten von Preußen (wohin er doch danach zurückkehrte) eher weg; die dramatische Zuspitzung der dortigen politischen Lage im Zuge des Vereinigten Landtages (1847) verfolgte er aufmerksam, aber aus einem heilsamen Abstand heraus (Kapitel B. I. 2). Nun schrieb Eichendorff in Briefen aber von »uns norddeutsche[n] Katholiken«, und das hatte nicht nur atmosphärische, sondern auch politische Bedeutung.<sup>412</sup> In Preußen stand der »politische Katholizismus« dem Liberalismus näher als in Österreich. Damit ist schon der zweite Grund benannt, warum der Vorgang, der den Katholizismus in die Oppositionsrolle gegen den Staat drängte und der Bewegung einen antietatistischen bis antiautoritären Grundzug einprägte, für Eichendorffs politischen Standpunkt relevant ist.

Zum Verständnis des dritten, mit den beiden ersten natürlich wiederum eng zusammenhängenden Grundes ist erwähnenswert, dass der bürokratische Absolutismus, der in den »Raumerschen Erlassen« wirksam war, in besonders intensiver Weise von der Kreuzzeitung, und auch von denjenigen konservativen Denkern, die dem Katholizismus sonst eher aufgeschlossen oder wohlgesinnt waren, unterstützt wurde; Raumer selbst war ein Mann der »Kreuzzeitungspartei«,<sup>413</sup> der sich in seinen Erlassen bürokratisch-absolutistischer Methoden bediente. Reaktionspolitik gab es nicht nur im Preußen der 1850er Jahre, und kleine Kulturkämpfe wuchsen etwa auch im liberalen Baden zu größeren heran,<sup>414</sup> aber nirgendwo rückten die Idee des »christlichen« bzw. »evangelischen Staates«, Reaktion, antikatholische Gesetzgebung und antikatholische Sentiments in Presse und Öffentlichkeit so eng zusammen wie (seit ca. 1850) im Preußen unter Friedrich Wilhelm IV., der ja eigentlich selbst immer auf Versöhnung der Konfessionen gesetzt hatte. Friedrich Julius Stahl etwa rechtfertigte den Vorgang, denn in einem »evangelischen Staat« stellten katholische Volksmissionen eine Gefahr dar – es gab nicht wenige Berichte von Protestanten, die, von den Erweckungspredigern bewegt, zur katholischen Kirche übertraten; zwar war zum Beispiel der weitgehend überkonfessionell denkende Ernst Ludwig von Gerlach, enger Vertrauter des Königs, 1852 an der Kompromissbildung beteiligt; als »Raumers Cousin« und eigentlich sein »politischer Verbündeter« setzte er durch, dass »die Erlasse in den Büchern blieben,

411 Frühwald 1976, Chronik, S. 222, 236 f. (jeweils zu Verlegern), 241 (Vorschlag Reichenspergers an Eichendorff, er möge seine Memoiren schreiben, worauf dieser begeistert eingeht).

412 Vgl. im Brief an Lebrecht Dreves vom 8. 2. 1851, HKA XII, S. 263-265, hier 264.

413 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 321.

414 Lönne 1986, Politischer Katholizismus, S. 130-136.

ohne durchgesetzt zu werden«, also nicht förmlich widerrufen wurden.<sup>415</sup> Das war ein klassisches Beispiel eines politischen Kompromisses, bei dem beide Seiten möglichst ihr Gesicht wahrten, doch blieb natürlich ein grundsätzlicher Vertrauensbruch bestehen, wenn die Entscheidung nicht prinzipiell und explizit als unvereinbar mit der Verfassung und dem staatlichen Selbstverständnis erklärt wurde. Preußen blieb im gängigen Diskurs »protestantischer Staat«, und der König schien dem ganzen Vorgang »gleichgültig gegenüberzustehen«.<sup>416</sup> Damit wiederholte sich nicht nur das Schema, dass der »gutwillige« König vor der Macht der Bürokratie und anderer staatlicher Eliten einknickte; es konnte auch der Eindruck entstehen, dass er selber sich verstärkt in die Rolle des speziell evangelischen Königs hineindachte und die Erlasse sowohl aus ideologischen wie aus reaktionspolitischen Erwägungen heimlich guthieß. War auf diesen einstigen Hoffnungsträger wenigstens noch in subjektiver Hinsicht Verlass? Das schien nicht mehr so selbstverständlich. Das innerromantische Schisma war verfestigt, der »Romantiker auf dem Thron«, der Gerüchte über eine Konversion zum katholischen Glauben eben als »Verleumdung« abtat (s. o.), stand auf der protestantischen Seite.

Viertens ist es auch nicht ohne Bedeutung, dass dieser Kulturkampf vom Kultusministerium ausging. Raumer war der vierte Minister im Amt, nach Altenstein, Eichhorn und dem von Eichendorff im obigen Brief an Schön kritisierten Ladenberg. Dieses aus dem Reformgeist hervorgegangene Ministerium stand bereits in der Zeit des Vormärz im Schnittpunkt der Debatten um die preußische Identität (Kapitel A. II. 4), und Eichendorff war nicht nur über viele Jahre dort angestellt; Altenstein, welcher als erster preußischer Kultusminister der Institution während seiner fast dreißigjährigen Amtszeit (der »Ära Altenstein«) seinen dauerhaften Stempel aufdrückte, gehörte ja zu den prägenden Konstellationen in Eichendorffs Beamtenlaufbahn (Kapitel A. II. 2). 1837 waren es dann Altenstein und »sein« Ministerium, die in Eichendorffs Verhältnis zu Preußen einen Keil trieben; der für Eichendorff doppelte Verrat am Reformideal durch die Abkehr von einer überkonfessionellen Verständigungspolitik und durch die Anwendung von polizeistaatlichen Maßnahmen wurde umgekehrt in der »linken« Publizistik als Rückkehr Preußens auf den ihm vorgezeichneten Weg gedeutet (Kapitel A. II. 4). Preußen galt als Staat der Bildung sowie – zunehmend – des Protestantismus, und im Vorgehen des Kultusministeriums gegen die katholische Kirche sah der Linkshegelianismus diese Hinwendung des Staates zu seiner eigentlichen Bestimmung bestätigt. Eichhorn bedeutete für Eichendorff nur teilweise eine Verbesserung, weil er zwar die neue Versöhnungspolitik Friedrich Wilhelms IV. mittrug und wesentlich mitumsetzte, aber auch bürokratisch-absolutistisch gesinnt war.<sup>417</sup> Eichhorn hatte zudem 1844/45 den Deutschkatholiken Johannes Ronge offiziell empfangen (Kapitel A. III. 4), und Eichhorn präsierte als Minister der Generalsynode der evangelischen Staatskirche in Berlin 1846, auf der er mit einer doktrinen Autorität auftrat und von Staats wegen

415 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 320 (mit Zitat); Lönne 1986, Politischer Katholizismus, S. 126.

416 Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 320.

417 Vgl. hierzu die in der grundlegenden Diagnose sicher nicht völlig unzutreffende Darstellung von Hermann von Eichendorff 1925 [1866], Biographie, S. 164 f.

neue Lehrformeln durchsetzen wollte.<sup>418</sup> Ladenberg, der das Amt von 1848 bis Ende 1851 bekleidete, markierte eine erneute Verschlechterung; Ladenberg war schon nach dem Tode Altensteins im Jahr 1840 dessen kommissarischer Vertreter als Kultusminister gewesen und derjenige, der Eichendorff die Hiobsbotschaft des königlichen Entschlusses überbrachte, er könne nur bei Gehaltskürzung und ohne klare institutionelle Zuordnung in Berlin verbleiben (Kapitel A. III. 1); im Brief an Schön zehn Jahre später (s. o.) beklagt sich Eichendorff dann bitter über die von Ladenberg verantwortete, obrigkeitsstaatliche »Regimentierung der Künste und Wissenschaften« und dass selbst die Marienburg, eines der letzten symbolischen Refugien der Reformidee, »unter polizeiliche Aufsicht« gestellt, damit dem Kompetenzbereich der absolutistisch-zentralistischen Berliner Ministerialbürokratie einverleibt wurde. Raumer endlich knüpft nun ausdrücklich wieder an das Doppel-Fanal von 1837 an, seine Erlasse richteten sich gegen die Freiheit der katholischen Kirche, und das mit polizeistaatlichen Methoden, obwohl Preußen mittlerweile Verfassungsstaat war.

Es dürfte damit genügend deutlich sein, dass zwischen Eichendorffs reformkonservativer Prägung und seinem seit 1846 zunehmend als identitätsbildend profilierten katholischen Selbstverständnis fließende Übergänge bestanden. Wenn Friedrich Wilhelm IV. Preußen als »christlichen Staat« realisiert sehen wollte, der sowohl durch eine reaktionäre Innenpolitik wie durch eine latente Kulturkampfstimmung geprägt war, wird natürlich völlig verständlich, warum Eichendorff seine Kritik in der Formel vom »Romantiker auf dem Thron«, und zwar formal bzw. von der Diagnose her betrachtet *zustimmend im Sinne von David Friedrich Strauß* verdichten konnte. In der Schlussfolgerung taten sich dann freilich Welten zwischen beiden auf. Das Übel lag nicht im Romantischen und Christlichen an sich, sondern in einer protestantischen, spezifisch pietistischen Abirrung von der »eigentlichen« Romantik. Die innenpolitisch in Quietismus und Reaktion resultierende »Erlahmung jeder Thatkraft« war immanente Konsequenz aus dieser pietistischen Prägung, Eichendorffs, des »letzten Romantikers« öffentliche Apostrophierung als »Mann der That« (Kapitel B. I. 2) beste Bestätigung, dass Katholizismus wahren Fortschritt bedeutete.

Fragt man sich, wann »Preußen« endgültig aufgehört hat, ein zumindest potenziell (wieder) identifikationsfähiger Komplex zu sein, dann wird man dafür die frühen 1850er Jahre ansetzen müssen. Am 7. 2. 1851 war Eichendorff noch mitten im schweren Ringen mit diesem Problem befangen (s. o.). Die weiteren Entwicklungen, der Versuch zur reaktionspolitischen Aushebelung selbst der in der Verfassung verbrieften kirchlichen Rechte und die allgemeine ideologische Legitimierung des innenpolitischen »Trotzes gegen die neue Zeit und Weltgeschichte« durch Berufung auf den konfessionellen Charakter des Staates haben ihm die Lösung sicher nicht erleichtert. Als Bismarcks Stern am politischen Himmel langsam aufging, war der »Geist von 1813« längst »in Nacht verloren«.

418 Bußmann 1990, Friedrich Wilhelm IV., S. 122.

4.3 »Das ewig Alte und Neue« – Abschließender Blick auf das literarhistorische Werk und die preußische Verfassungsfrage – Konservatismus und Fortschritt im Spannungsfeld der Konfessionen

Romantik, Poesie und Religion waren Elemente, die weder einem rein historisch-politischen, noch einem literaturimmanenten Raum zugeordnet waren. Das literarhistorische Werk entfaltet vielmehr über seine gattungsspezifischen Systemreferenzen wie über einzelne historische Referenzen ein umfängliches kultur- und politikgeschichtliches Panorama. Dieses Panorama schließt einen durchgängigen Längsschnitt deutscher Geschichte seit dem »nationalen Heidentum« der Germanen ein und ist dabei noch gesamteuropäisch ausgeweitet mit einem Blick auf die innere (kulturelle) wie äußere (politische) Entwicklung der spanischen, englischen, französischen und italienischen Nationen seit der Antike. Die Perspektive ist hier wie dort von den kulturellen und politischen Problemstellungen des 19. Jahrhunderts bestimmt, spanische Bürgerkriege, das Oszillieren zwischen einem atheistisch-liberalen und katholisch-traditionalistisch-royalistischen Block in Frankreich, die deutsch-romantische Malerbewegung der Nazarener mit Sitz in Rom, Gothic Revival und Catholic Emancipation in England, antikatholischer Risorgimento-Nationalismus in Italien, gehören zu den explizit genannten oder im Hintergrund wirksamen Kontexten, die das literarhistorische Urteil prägen. Hervorgegangen ist das Werk ursprünglich aus dem erinnerungspolitischen Streit um die Romantik, der Eichendorff das Verdienst des nationalen Aufbruchs von 1813 zusprach, und wodurch, weil die Romantik seiner Definition nach katholisch war, sowohl der Vorwurf der nationalen Unzuverlässigkeit deutscher Katholiken wirkungsvoll zurückgewiesen wie der eigene Standort gegenüber dem die romantische Bewegung kompromittierenden, pietistisch geprägten »Romantiker auf dem Thron« der Hohenzollern Friedrich Wilhelm IV. bestimmt werden konnte. Dass sich über diese Standortbestimmung auch prägnante Sichtachsen in das verworrene Feld der preußischen Innenpolitik der späten 1840er und 1850er Jahre ergeben, wird nicht nur durch die ergänzende Einbeziehung weniger pointierter Briefzitate, sondern schon durch eine Reihe von zeitgeschichtlichen Exkursen erleichtert, in denen Eichendorff sein aktuelles Erkenntnisinteresse unmittelbar offenlegt.

In seinen ersten Schriften von 1846/47 hatte Eichendorff seiner Hoffnung auf die Ausbreitung einer katholischen Gesinnung mit ebenso prägnanten wie in der Zeit nach 1848 potenziell missverständlichen Begriffen Ausdruck verliehen – es sollte »eine, der Romantik in ihren ursprünglichen Hauptrichtungen mehr oder minder verwandte *Reaktion* sich geltend machen, nachdem jene *Revolution*, immer breiter die Massen durchdringend, einstweilen die Romantiker übergerannt« (KA VI, S. 55, 275; dazu Kapitel B. I. 1). Es kann kaum überraschen, dass das in den teils schon in den unmittelbaren Sog der 1848er Revolution geratenen Rezensionen der Ende 1847 erschienenen Monographie besonders bitter aufstoßen musste (Kapitel B. I. 2). Durchaus handelte es sich ja um ein politisches Bekenntnis, aber da Eichendorff die 1848er Revolution als heilsgeschichtliches Ereignis begrüßte (Kapitel B. II. 2. 1), befand er die Passage wohl als missverständlich, seitdem die Reaktion das Sagen hatte und eine neue, »prosaische« Ära politischer Unterdrückung inaugurierte. Aus exakt diesem Grund gibt es in den

nach 1848 entstandenen Schriften, in der »Geschichte des deutschen Romans« von 1851 und in der »Geschichte des Dramas« von 1854, mehrere Passagen, die offenkundig zur Ausräumung solcher Missverständnisse konzipiert sind:

Der Französische Protestantismus, im wirklichen Leben überall aus dem Felde geschlagen, gewaltsam unterdrückt aber keineswegs vernichtet, ergriff daher, anstatt des ihm entwundenen Schwertes, die Feder und warf sich ganz und gar auf die weltliche Literatur, um endlich bei dem offenen Antichristentum anzulangen. Auch hier wie überall ist es eine totale Reaktion gegen das Mittelalter, nur gründlicher als anderswo. Die französische Literatur des 16. Jahrhunderts befand sich allerdings in einem Zustande vollkommener Anarchie, die jederzeit den Absolutismus gebiert. Sie rang, zumal im Drama, noch unbeholfen und ratlos mit den ersten barbarischen Rudimenten der Bildung, während die italienische und spanische schon ihre schönsten Blüten entfaltet hatte. Daher war die Einwirkung der von Richelieu gegründeten Akademie ohne Zweifel eine zeitgemäße, wohlthätige, ja gewissermaßen notwendige. Allein sie griff, wie alle Reaktion, zu weit, sie wollte nicht nur die Anarchie, sondern zugleich auch jede freie Regung binden. Demzufolge ernannte sie den Verstand zum Diktator über die Phantasie und machte willkürlich einen ganz unhistorischen Abschnitt, hinter welchem auf einmal nichts als mittelalterliche dicke Finsternis liegen sollte. Alles selbständige Erkühnen, jeder provinzielle Naturlaut, jede nationale Erinnerung, woran das poetische Frankreich einst so reich, wurde streng verpönt, und der auf solche Weise ausgenücherteten Sprache eine grammatikalische Zwangsjacke oktroyiert, die sie, wie es scheint, noch bis heute eines naturwüchsigen poetischen Ausdrucks unfähig macht (KA VI, S. 694).

Die Passage bezieht sich, obwohl ins historische Gewand der französischen Dramenentwicklung des 16. und 17. Jahrhunderts gekleidet, sehr deutlich auf die zeitgeschichtliche Situation. Das »Pöbelregiment« war für Eichendorff ja genauso »dumm« wie das »Säbelregiment« (Kapitel B.II.); »Anarchie« musste durch positive Ordnung bekämpft werden, aber weil es in der Hitze des Gefechts immer zu Übertreibungen kommt, so muss überhaupt jeder »Zustand[] vollkommener Anarchie« immer sein Gegenextrem, »den Absolutismus geb[ären]«. Eine solche, rein negative »Reaktion« griff, »wie alle Reaktion, zu weit, sie wollte nicht nur die Anarchie, sondern zugleich auch jede freie Regung binden«. Das verbindet sich sogar auch hier mit der Theorie von dem komplementären Verhältnis der Seelenharmonie des Einzelnen und des inneren Staatshaushaltes (Kapitel B.III.4.1), wenn in solcher absolutistischer Reaktionspolitik der »Verstand zum Diktator über die Phantasie« gesetzt wird; selbst im Stichwort »oktroyiert« konnten für den zeitgenössischen Leser die konservativen Verfassungsoktroys nach 1848 assoziiert werden. Eichendorff betonte dann auch an anderen Stellen seiner »Geschichte des Dramas«, dass »aller Absolutismus, er mag nun auf der Seite der Revolution oder der Reaktion, auf Seiten der geselligen Ordnung oder gesellschaftlichen Unordnung liegen, vom Übel ist und durch einen gewissen widerwärtigen Familienzug der Unnatur sich wechselseitig ähnlich sieht« (KA VI, S. 744 f.).

Ja, die »Romantik« war nun selbst eine »Revolution«, und als diese »an sich selbst irre und kampfesmäde geworden, ging, wie wir wissen, die Reaktion, die nichts gelernt und nichts vergessen hatte, unverweilt an ihre Arbeit« (KA VI, S. 789). Die nähere Definition dieser »Reaktion« – »[a]ls hätte sie ungefähr 60 Jahre verschlafen, hören wir sie wie aus Träumen überall wieder von der guten alten Zeit der Aufklärung reden [...]. Diesen Rückmarsch nennen sie wunderlicherweise den Fortschritt« (ebd.) – zeigt, dass er hier seine in der Satire »Libertas und ihre Freier« formulierte These von der inneren Wahlverwandtschaft der (angeblich »fortschrittlichen«) Spätaufklärung und jeder Form von politischem Absolutismus appliziert (Kapitel B. II. 3).

Um aber wirklich allen Missverständnissen vorzubeugen, hat Eichendorff auch offen zeitgeschichtliche Exkurse eingeflochten; an dieser Stelle ist zunächst noch einmal an die längere Passage über »[d]as Jahr 1848« zu erinnern, die er in seine »Geschichte des Romans« von 1851 integriert hat:

Das Jahr 1848 hat auch in diesem Betracht merkwürdige Aufschlüsse gegeben, und es ist daher von einer gewissen Seite her jetzt Mode geworden, diesem Jahre alles nur ersinnliche Schlechte zuzuschreiben und ihm dagegen jede historische Bedeutsamkeit abzuspochen. Aber was da Verkehrtes geschehen, war nicht die Schuld von 1848, sondern der frühern Dezennien. Das sollte man wohl bedenken, und nicht das Neue nun wieder mit dem Alten anfangen wollen, das doch, nach diesen seinen Früchten, unmöglich so überaus vortrefflich und unfehlbar sein konnte. Es ist töricht und von uns gehörigen Orts auch überall gerügt worden, daß die seichten Aufklärer und ihre terroristischen Nachfolger die ganze große Vergangenheit austreichen, um ihre kleine impertinente Gegenwart an die Stelle zu setzen; aber es ist ebenso töricht, die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Existenzen zu ignorieren und das Vergangene als Zukunft fixieren zu wollen, als ob nicht alle drei Zeitwandelungen Ein unzertrennlicher Strom wären. Das Wahre ist freilich immer wahr und insofern stabil, aber es wiederholt und verjüngt sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in neuen zeitgemäßen Formen. Es nützt daher gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit Dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bajonetten fechten, ist allezeit eine Donquixoterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bajonette aller Sanitätskordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann ihnen die Atmosphäre eben zusagt (KA VI, S. 624 f.).

Das miteinander ringende »Alte« und »Neue« ist ein Zentralthema in Eichendorffs Denken und Werk, das in der zweiten Hälfte der Sattelzeit zwischen 1750 und 1850 entstanden und von deren rasantem Erfahrungswandel geprägt ist. Eichendorff war, wie er ebenfalls aus der Perspektive der 1850er Jahre schrieb, »mit der Revolution geboren«; für den Landadligen, dessen Familie durch das moderne Spekulationswesen Gut und Geld verloren hat, waren kaum mehr einholbare Beschleunigung, Traditionsbruch und allgemeiner Umbruch autobiographische Grundtatsachen.<sup>419</sup> Die Vermittlung des

419 Zitat aus einem späten autobiographischen Entwurf, KA V, S. 1063; zum Zusammenhang s. u., Kapitel B. V. 1.

Alten und Neuen zum »Ewig Alten und Neuen« hat er an vielen Stellen mit »Poesie« in eins gesetzt, und diese Zentralformel durchzieht daher nicht ohne Grund leitmotivisch sowohl das corpus politicum, Briefwechsel, Lyrik, und natürlich, wie der Exkurs demonstriert, das literarhistorische Werk. Dieser innere Zusammenhang poetischer Bild- und politischer Sprache ist von der bisherigen Forschung kaum erfasst worden.<sup>420</sup> In der Tat sind es meist die gleichen, durch mangelnde historische Differenzierung entstandenen Fehlurteile, die sowohl der Abqualifizierung des literarhistorischen wie des politischen Urteils zugrunde liegen. Daher sei im gegebenen Zusammenhang noch einmal ein abschließendes Wort über die historische Relevanz der hier zwar als Exkurs, aber deswegen nicht als Fremdkörper in die literarhistorischen Schriften eingeflossenen politisch-ideologischen Grundüberzeugungen erlaubt.

Das ausgewogen-umsichtige (»Es ist töricht [...]; aber es ist ebenso töricht«) und einer Fortschrittsidee keineswegs abholde Programm (»Das Wahre [...] *verjüngt* sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in *neuen zeitgemäßen* Formen«), das Eichendorff hier formuliert, wurde nämlich meist eher als Gegensatz zu den politischen Schriften der 1830er Jahre, bzw. der innere Zusammenhang eigentlich überhaupt nicht verstanden. Seit Jahrzehnten ist die zugehörige Forschung ja in geradezu zwanghafter Weise auf den vermeintlich eigenwilligen, jedenfalls überlebten und realitätsfernen *antikonsstitutionellen* ›Standpunkt‹ des ›konservativen‹ Romantikers fixiert, wobei auch seine katholische Konfessionszugehörigkeit ausgesprochen oder unausgesprochen immer in dieses Bild miteingeflossen ist.<sup>421</sup> Wie bereits im ersten Hauptteil ausführlich gezeigt (v. a. Kapitel A. II. 3. 2; A. III. 2), war dieses Urteil Resultat einer inkonsistenten Herangehensweise, weil der Maßstab der Aburteilung mehr polemischer als historischer Natur war. Schon in der Begriffsverwendung zeigte sich ein undifferenzierter Ansatz, wenn ›liberal‹ und ›konservativ‹ mehr als Schlagwörter gebraucht und kaum gefragt wurde, was für unterschiedliche Positionen unter ihnen subsumiert werden konnten. Bereits in der Zeit des Vormärz gab es durchaus eine Pluralität von Lösungsansätzen allein im ›konservativen‹ Spektrum, wenn es darum ging, produktive Antworten auf die Ungleichzeitigkeit überlieferter Formen und neuer Tendenzen, auf die Konfrontation monarchischer Souveränität und bürgerlichen Partizipationswillens zu formulieren. Das Problem reduzierte sich nicht auf den Gegensatz (geschriebene) Verfassung und (Neo-)Absolutismus; die politischen Standpunkte lagen nicht nur in einem weiteren Spektrum zwischen, sondern teils jenseits dieser Pole. Auch der Terminus ›reformkonservativ‹ reicht als typologischer Begriff nicht zur vollständigen Erklärung von Eichendorffs ›Mittel‹-Position hin, sondern muss (und kann) durch die präzise Re-

420 Vgl. hierzu auch meine Rezension von Essenberg 2021 zu Eberhardt 2018, Lexikon zu Eichendorffs Dichtersprache.

421 Ausgesprochen fließt das Katholische beinahe immer ein, wenn es etwas abzuurteilen gilt; ohne deutlich zu machen, welche Rolle im gegebenen Zusammenhang die Konfessionszugehörigkeit genau spielen soll, resümiert Hartwig Schultz etwa Eichendorffs »Inkognito« vom Beginn der 1840er Jahre (Kapitel A. III. 3. 2) folgendermaßen (KA IV, S. 1020): »Das Werk ist insofern aufschlußreich, als es zeigt, daß Eichendorff mit seinem von romantischer Geschichtsphilosophie und streng katholischem Weltbild geprägten Denken die politischen und sozialen Probleme seiner Zeit nicht angemessen beurteilen und dichterisch bewältigen konnte.«

konstruktion prägender Einflüsse (Reformideal Steinscher Provenienz, Theodor von Schöns provinzialständische Opposition, Repräsentations- und Vermittlungsdenken, komplementär dazu Antizentralismus, Antiabsolutismus, Antibürokratismus, Antimechanismus etc.), in seiner Applikationsmöglichkeit und faktischen Applikationsweise in spezifischen historischen Konstellationen – die sich über die Zeit auch verändern –, also in seiner prinzipiellen Provenienz und je aktuellen Stoßrichtung näher bestimmt werden. Eichendorffs Gegnerschaft gegen eine »Konstitution« hatte nichts mit Absolutismus zu tun, sondern war Ausdruck der Überzeugung, dass ein »auf Kodifikation und Rechtssicherheit pochende[s]« Denken eine Atmosphäre schaffen muss, in der »Recht und Gegenrecht«, »Trotz gegen Trotz« stehen, und ein »Vertrag« insofern eine »Arznei erkrankter Treue« wäre.<sup>422</sup> Aus Sicht späterer Errungenschaften wie einer funktionierenden, liberalen Demokratie mag das unverständlich erscheinen und wohl auch an gewisse antiparlamentarische und völkische Tendenzen früherer (bzw. aus Sicht Eichendorffs späterer) Jahrzehnte erinnern, die sich ja ebenfalls auf ideologische Formeln wie »Treue« (zum Kaiser oder zu anderen Führerpersönlichkeiten) beriefen; hier dürfte auch der eigentlich neuralgische, nur unausgesprochene Problempunkt für frühere Forschergenerationen liegen, denen dieser Missbrauch noch in den Ohren lag, sodass fast mit immanenter Notwendigkeit entsprechend unangenehme Assoziationen wachgerufen wurden, wenn Eichendorff die (allerdings »wechselseitige«) »Treue« zwischen Volk und Monarch beschwor und obendrein noch als spezifisch »deutsch« profilierte.<sup>423</sup> Doch Eichendorff schrieb in einem ganz anderen historischen Kontext, in dem der konkrete Kritikgegenstand genauer (und nüchterner) in den Blick zu nehmen ist. Nach der frühliberalen Dualismus-Theorie etwa sollte mit einer Verfassung und parlamentarischen Vertretung ein dauerhaftes »Gegenüber« von Krone bzw. Regierung und »Volk« festgeschrieben werden –<sup>424</sup> und diese Festlegung auf eine vorwiegend oppositionelle Kontrollfunktion konnte nicht völlig zu Unrecht als ein dauernder Kriegszustand verstanden (und je nach Perspektive entsprechend desavouiert) werden.

Jedenfalls durfte Eichendorff sich in seinen politischen Überzeugungen durch die noch viel konkretere Tatsache bestätigt fühlen, dass Preußen seit 1848/49 Verfassungs-

422 Das erste Zitat von Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 266; das Primärzitat »Trotz gegen Trotz« in der »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« von 1843 KA V, S. 724, die an dieser wie an vielen anderen Stellen auf die aktuelle Verfassungsdiskussion in Preußen durchsichtig ist, dazu Kapitel A. III. 3; »Arznei erkrankter Treue« am Schluss von »Über Garantien«, KA V, S. 677, dazu Kapitel A. II. 3. 2.; ferner aus der Perspektive des Spätwerks KA VI, S. 273 f.: »Die Abwendung vom Positiven konnte aber natürlicherweise nicht auf das religiöse Gebiet allein beschränkt bleiben, sondern trübte gleich einer Krankheit, die gesamte Weltanschauung. Nachdem man jetzt aus der oben erwähnten, wieder herausgenommen, stehen Staat und Volk unvermittelt, schroff und feindlich, als bloßes Recht und Gegenrecht, einander gegenüber, und anstatt der wechselseitigen freien Unterordnung unter ein Höheres über Beiden, wie die Kirche sie lehrt, bleibt das Mißtrauen, der Haß, der Trotz, mit einem Wort: die endlose Revolution.«

423 KA V, S. 677; zu dem gegenüber den ersten Fassungen neuen Grundansatz von »Über Garantien«, die preußische Verfassungsfrage in den allgemeineren Horizont der Frage nach den dem »deutschen Nationalcharakter« gemäßen Organisationsformen zu stellen, vgl. Kapitel A. II. 3. 2.

424 Nipperdey, Deutsche Geschichte I, S. 295 f. (Zitat 295); Fehrenbach 2007, Verfassungsstaat und Nationsbildung, S. 12 ff.

staat, aber eben zugleich auch absolutistischer Polizeistaat war. Das Eigentümliche des Reaktionsjahrzehnts ab 1848/49 bestand darin, dass sich die traditionellen Gewalten, Krone, Heer und Beamtentum zwar vielfachen Gegengewichten gegenübersehen, die sich auf konstitutionell verbrieft Rechte stützten, diesen Machtverlust aber innenpolitisch bzw. auf dem Weg der Gesetzgebung durch zunehmende Repression, Kontrolle, Bespitzelung, Vetternwirtschaft und selektive Verteilung von Privilegien kompensierten.<sup>425</sup> Dass damit Konflikte, Konfrontationen, Verwerfungen und Skandale an der politischen Tagesordnung waren – ein erster Höhepunkt war ein gescheitertes Attentat auf den König im Mai 1850, auf das eine Intensivierung der Pressezensur folgte –,<sup>426</sup> konnte Eichendorff wie Schön in der Überzeugung bestätigen, dass eine nicht ausreichend ›positiv vermittelnde‹ und ›veredelnde‹ Staatskunst notwendig Extreme produzieren muss, die sich gegenseitig neutralisieren und so zur Auflösung des Staatsverbandes führen können. In seiner »Geschichte des Dramas« von 1854 hat Eichendorff diesen Gedanken nun aus eindeutig katholischer Perspektive formuliert:

Die der Menschennatur beiwohnende Negation, durch die Reformation formuliert, legalisiert und verschärft, hat das Individuum aus dem großen christlichen Verbands gelöst und nüchtern auf sich selbst gestellt. Die Gesamtheit der Individualitäten aber findet jederzeit ihren physiognomischen Ausdruck in den Hauptfaktoren alles intellektuellen Lebens: in Kirche, Staat, Schule und materiellem Interesse; und es ist daher natürlich, daß nun auch diese Faktoren, gleichfalls emanzipiert und selbständig geworden, sich nach und nach untereinander entzweien, und, so isoliert, jedes für sich um die Alleinherrschaft sich unterwerfen, die Schule will doktrinär den Staat regieren, das materielle Geldinteresse mit seinem industriellen Mechanismus überwuchert Alle, und Alle sind in ihrer zentrifugalen Hast gegen die ihrer Natur nach zentralisierende Kirche gerichtet, welche ihrerseits in dem allgemeinen Kriegsstande sich ebenfalls geharnischter verhalten muß als bei normalen Zuständen. Diese unnatürliche Sonderstellung Aller ist aber wesentlich die Anarchie, die jedoch überall nicht dauern und nur als Übergang Sinn und Bedeutung haben kann. Denn keiner jener Faktoren kann ohne den andern bestehen; die Alleinherrschaft des Staates, der Schule oder des Geldsacks wäre Barbarei, und ebenso würde der alleinstehenden Kirche alles Material und Organ der Wirksamkeit fehlen; da ihr Reich allerdings

425 Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 680ff.; Siemann 1990, *Deutschland 1849-1870*, S. 78-83. Speziell bzgl. der Verwaltung, deren Entwicklung Eichendorff mit Schön natürlich besonders ins Auge fassten, war sowieso seit dem Vormärz in ihren Grundstrukturen nichts verändert (dafür war sie in Personal und Praxis reaktionär überformt), vgl. Manca 2017, *Verwaltungsgliederung*, S. 197; prägnant auch Barclay 1995, *Friedrich Wilhelm IV.*, S. 312: »Einerseits war Preußen aus der Revolution von 1848 als konstitutioneller Staat mit einem gewählten Parlament hervorgegangen, eine Tatsache, an die sich der König von Preußen, wenn auch widerwillig, gewöhnen mußte. Andererseits aber war dieses Jahrzehnt auch durch eine bedeutende Ausdehnung des repressiven Apparats des Staates gekennzeichnet, durch Beschränkungen der Vereins- und Versammlungsfreiheit, schärfere Pressezensur, verstärkte polizeiliche Überwachung angeblicher Radikaler und den regelmäßigen Einsatz von Spionen, Agenten und Presselenkung.«

426 Barclay 1995 *Friedrich Wilhelm IV.*, S. 310f.

gleichfalls von dieser Welt, wenngleich *für* eine andere, höhere ist (»Geschichte des Dramas«, 1854, S. 787f.).

Perspektivischer Standpunkt und Schlussfolgerung sind das eine, prägnante Zeitdiagnose – die hier noch den interessegebundenen Klassenegoismus des zwar nicht politisch, aber dafür wirtschaftlich prosperierenden ›Besitzbürgertums‹ einschließt – das andere.<sup>427</sup>

Insofern Preußen sich als Polizeistaat im *konstitutionellen* Gewand reetablierte, also Reaktionsstaat trotz der seit Ende 1848 auf dem ›Papier‹ bestehenden Verfassung war, ist in diesem Rahmen auch noch einmal Eichendorffs Verhältnis zur »Konstitutions«-Frage zu reevaluieren und etwa über sein vielgeschmähtes, scheinbar weltfremd-romantisches Diktum »Das Papier tut es nicht« nachzudenken.<sup>428</sup> Er hat als Gegensatz zu einer geschriebenen Verfassung ja nicht einen Rückweg zu einer altständischen Ordnung empfohlen, wie in der Forschung immer wieder behauptet wurde, und war gerade nicht der Stichwortgeber für den in patrimonialen Vorstellungen verhafteten pietistischen König, der in seiner umstrittenen Thronrede zur Eröffnung des Vereinigten Landtages 1847 eine Verfassung als ein »beschriebenes Blatt«, das als »eine zweite Vorsehung [...] uns mit seinen Paragraphen [...] regieren« würde, desavouierte (Kapitel B. II. 1). Eichendorff hat eben nicht – wie Friedrich Wilhelm IV. – den Partizipationswillen *per se* als »Sünde« gewertet, sondern nur die Fixierung auf eine geschriebene Verfassung als *realitätsfern* und *kontraproduktiv* eingeschätzt, sofern sie *übereilt* und ohne Rücksicht auf die *realen* Verhältnisse eingeführt wird (Kapitel A. II. 3. 2). Sofern man sämtlichen rezeptionsgeschichtlichen Ballast, wie er in der bisherigen Forschung zum Komplex immer mindestens mitschwang (romantisch, konservativ, weltfremd, subjektiv, katholisch, träumerisch etc.), einmal konsequent abwirft, so wird man dieses Urteil kaum als völlig verfehlt bezeichnen können. Dass »geschriebene Verfassungen [...] nur dann von Wert und Dauer [sind], wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen, in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse« sind, hat nicht nur in den 1860er Jahren Ferdinand Lasalle, als sozialistischer Gegenspieler Otto von Bismarcks in einer entsprechenden historischen Situation für Machtfragen sehr sensibel, betont.<sup>429</sup> Dass

427 Zum »take-off« der 1850er Jahre und der Interessenpolitik des Bürgertums vgl. grundlegend Siemann 1990, Deutschland 1849-1870, passim, hier S. 89-170 zum sozialen Profil, hier wiederum 89-98 (»Wachstum, Industrialisierung und ›Take-off‹«); sehr prägnant zur spezifisch preußischen Situation auch Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 313 ff.

428 Zitat KA V, S. 670.

429 Vgl. hierzu den am Anfang des Kapitels »Reaktion in Preußen« bei Mann 2009 [1959], Deutsche Geschichte, S. 260 zustimmend zitierten Lassalleschen Ausspruch, den der Autor aus anderer Perspektive, und zwar gerade wegen der Erfahrungen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts teilt: »Man soll nicht sagen, eine papierene Verfassung sei gar nichts. Sie kann etwas werden, wenn die Kräfte genügen, die wollen, daß sie etwas wird, und es mag dann sehr wohl auf ihren Wortlaut, auf ihre einzelnen Vorkehrungen etwas ankommen. Wenn aber das Wasser ausbleibt, das den Kanal durchströmen soll, so ist er unnütz und verfällt. Wie Ferdinand Lasalle es einmal ausdrückt: ›Verfassungsfragen sind ursprünglich nichts Rechts-, sondern Machtfragen; die wirkliche Verfassung eines Landes existiert nur in den realen tatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen; geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer,

eine Verfassung ausgehöhlt werden kann, wenn sie mit den realen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen nicht in (wenigstens minimalem) Einklang steht, dürfte auch unabhängig von konkreten historischen Konstellationen geradezu als Binsenweisheit gelten. Erfahrungen des frühen 20. Jahrhunderts müssen hier wohl kaum erinnert werden. In den 1850er Jahren jedenfalls trat das in einer geschriebenen Verfassung kodifizierte Rechtsdenken der Liberalen und eine machtpolitisch-berechnende Reaktionspolitik quasi Hand in Hand auf. Die Verfassung war eine erzwungene Tatsache, die König und Regierung im maximal konservativen Sinne überformten und die sie verstanden, nicht nur in wichtigen Bereichen – repressive Gesetzgebung im Bereich der Presse, Gesinnungskontrolle in der Verwaltung etc. – zu umgehen, sondern in einigen Punkten auch gezielt für die Machtbasis der Krone und des Adels gegen das Bürgertum auszubeuten.<sup>430</sup> Kurz, es standen, wie Eichendorff für eine solche Situation immer befürchtet hatte, »Trotz gegen Trotz«, die Verfassung bildete nicht selten ein Machtmittel. Manchmal umständliche Kompromiss- und Konsensbildung, das langwierige Austarieren von Gegensätzen, checks and balances sind wesentlich für eine funktionierende Demokratie. Einsicht in die komplizierte Funktionsweise und Notwendigkeit eines dialektischen Wechselspiels von Staat und Gesellschaft und den unterschiedlichen Organen untereinander erfordert politische Bildung und eine möglichst gefestigte demokratische Tradition; dass Eichendorff, der zwar einem Reformideal, aber auch einem romantischen Harmoniegedanken anhing, es nicht mehr möglich war, diese im (mittel-)europäischen Gebiet noch wenig, im preußischen noch gar nicht erprobte Form des politischen Prozesses anzuerkennen, kann man kaum als moralischen Vorwurf gegen ihn verwenden. Die Polemik gegen eine mechanische Gleichgewichtsidee, wie sie sich schon bei Adam Müller gegen das Prinzip der Gewaltenteilung richtete, wurde später von der »Konservativen Revolution«, die nicht zufällig die »politische Romantik« als ein Prestigeobjekt entdeckt hatte, entsprechend vereinnahmt.<sup>431</sup> Davon ist Eichendorffs historischer Standort zu trennen. Er konnte sich – von seinen eigenen historischen Voraussetzungen her betrachtet – nicht zu Unrecht bestätigt fühlen, dass mit der Einführung einer geschriebenen Verfassung keine Probleme gelöst und viele neue entstanden waren.

1822 hatte er die Vision des miteinander versöhnten »Ewig Alt' und Neuen« in der Marienburg figuriert gesehen und dem preußischen Kronprinzen gegenüber als po-

wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen, in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind.« Zum Verhältnis mit Bismarck im Banne des Verfassungskonfliktes der 1860er Jahre vgl. die prägnante Erzählung ebd., S. 331-339 (»Bismarck, die Fortschrittspartei, Lasalle«).

430 Vgl. v. a. Stahls Strategie zur Affirmation des Konstitutionalismus, um ihn als Waffe für die konservative Partei zu verwenden, Barclay 1995, Friedrich Wilhelm IV., S. 355 f.

431 Die Schriften Adam Müllers sind etwa über die Editionen und Arbeiten Othmar Spanns, einem Vordenker des sogenannten »Austrofaschismus«, auf uns gekommen, vgl. dazu u. a. die kommentierte Edition Müller 1922, Elemente der Staatskunst; einen allgemeinen Überblick über die ideologischen Profile der konservativen Romantikrezeption der Zwischenkriegszeit bietet Kurzke 1983, Romantik und Konservatismus, S. 36-49 (»Die politische Romantik im Urteil der »konservativen Revolution« des 20. Jahrhunderts«), hier v. a. 44-46 (»Othmar Spann und Adam Müller«).

sitive Vision für die zukünftige Staatsentwicklung angemahnt (Kapitel A. I. 3. 1). Das war gleichbedeutend mit Romantik, Poesie, Vermittlung, Ausgleich, Versöhnung – synchron wie diachron. Das Programm enthielt den kanonisch von Edmund Burke formulierten Gedanken der säkularisierten *communio sanctorum*, der Gemeinschaft aller »vergangene[n]«, gegenwärtigen und »[zu]künftige[n] Geschlechter«,<sup>432</sup> also einen Kontinuitätsgedanken, der nichts mit Traditionalismus zu tun hatte, sondern mit der wiederum in der Wiederherstellung der Marienburg gestaltgewordenen Erkenntnis, »dass es kein Vorwärts geben könne, das nicht in der Vergangenheit wurzele.«<sup>433</sup> Dieses reformkonservative Programm hieß synchron, in Zeiten der Polarisierung eine Vermittlung zu leisten, die Eichendorff-Schön bewusst eine »höhere« nannten und von einem »juste milieu«, also von einem »flachen« Denken, das die Lösung immer nach einem gleichbleibenden Schema geometrisch genau in der Mitte von zwei Gegensätzen finden zu können meint, abgrenzten. Vermittlung bedeutete für Eichendorff auch Kampf und Entschiedenheit, es hieß Ringen um Wahrheit, nicht Neutralisierung und Indifferenz. Kaum etwas wurde nämlich mit zynischeren Verdikten belegt als »juste milieu«, »müde Halbheit«, »Scheinfrieden«, also ein auf vordergründige Harmonisierung zielendes, relativistisches Vermittlungsdenken.<sup>434</sup> Da, wo die Abgrenzung am schärfsten ist, zeigt sich natürlich auch die untergründige Betroffenheit: »Harmonie« war immer das Schlüsselwort im Denken Eichendorffs, dessen Persönlichkeit durch eine hohe Verträglichkeit gekennzeichnet war; aber spätestens nachdem sich die literaturgeschichtliche Kritik auf das Vage, Nebulöse, Unentschiedene, politisch Unzuverlässige der Romantik eingeschossen und Friedrich Wilhelm IV. exakt das auch durch seinen politischen Quietismus öffentlich bestätigt hatte, gelangte Eichendorff zu einem demonstrativen Dezisionismus, der gleichwohl nicht als Selbstzweck zutage trat, sondern wahre und falsche Harmonie, eben »höhere Vermittlung« und relativistischen »Scheinfrieden« voneinander differenzieren sollte. Eichendorffs Romantik war also weder das Zerrbild, das Carl Schmitt erfunden und in den Begriff des »subjektiven Occasionalismus« kondensiert hat, noch was dieser streitbare Dezisionist *ex negativo* – und andernorts noch viel ausdrücklicher – als sein Ideal formuliert hat.<sup>435</sup>

Vor allem aber hat Eichendorff dieses Denken, das weder in der romantischen Bewegung noch im eigenen Denken ursprünglich konfessionell definiert war, seit Mitte

432 Zitat aus der Rede Eichendorff-Schöns zur Landtagseröffnung 1840, s. o. Kapitel A. I. 3. 2.

433 Zitat aus der »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« von 1843, KA V, S. 759; zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. III. 3.

434 Zitate in den ersten literarhistorischen Publikationen, KA VI, S. 16 f., 22 f., vgl. ergänzend die langen Zitatreihen und den Zusammenhang der Schriften v. a. von 1846/47 mit dem (»subjektiven«) Identitätsdruck sowie dem (»objektiven«) Tugenddiskurs in Kapitel B. I. 1.

435 Dass es sich bei Schmitt 1919, *Politische Romantik*, um eine (Eichendorff im Übrigen ignorierende) ideologische Bekenntnisschrift, nicht um eine wissenschaftliche Untersuchung handelt, ist zwar eine bekannte Tatsache (vgl. etwa die nüchterne, d. h. weder beschönigende noch verdammende, ideologiegeschichtliche Situierung bei Kurzke 1983, *Romantik und Konservatismus*, S. 40–44), an die hier aber deswegen eigens erinnert werden soll, weil durch die merkwürdige Schmitt-Renaissance der letzten beiden Jahrzehnte die Gefahr besteht, dass auch die steilen Thesen seines Romantik-Buchs wieder kritiklos in die germanistische bzw. historische Forschung »hinüberschwappen«.

der 1840er Jahre im exklusiv katholischen Sinne vereindeutigt, und, um es mit Schmitts Worten, aber nicht in Schmitts Sinne zu sagen, »katholisch verschärft«. <sup>436</sup> Zwar konnte Eichendorff effektiv betrachtet immer noch mit einem Kulturprotestanten wie Theodor von Schön in *politicis* konvergieren. Doch die perspektivischen Standpunkte unterschieden sich. Alles war für Eichendorff nun katholisch: »Höhere Vermittlung zwischen Volk und Monarch« war katholisch, Nationalbildung war katholisch, und insofern Protestanten wie Max von Schenckendorf oder Achim von Arnim daran Anteil hatten, so lag das daran, dass sie effektiv betrachtet schon halb auf katholischem Boden standen und ihren Protestantismus praktisch-performativ verleugneten (Kapitel B. I. 1). Protestantismus nämlich war das Prinzip der Revolution, mit dem eine naturwüchsige, historisch definierte National- bzw. überhaupt jede wahre Staatsbildung unmöglich war. Für eine gesunde Entwicklung der Nation brauchte es Tradition – die sich »in neuen, zeitgemäßen Formen« »verjüng[en]« (s. o.) konnte und musste; einseitiger Traditionalismus hingegen war die Sache des Pietismus, wie Friedrich Wilhelm IV. ja bestens demonstrierte. Tradition im Sinne von Kontinuität war Signum des Katholizismus. Immerhin hatte ja schon Carl Ernst Jarcke, Katholik am äußersten rechten Rand des konservativen Spektrums, es 1847 in einem Beitrag zur preußischen Verfassungsdiskussion als Aufgabe katholischer Christen formuliert, in politischen Fragen elastisch zu sein und sich

in jede politische Lage zu finden und zu schicken, in welche die Fügung Gottes uns versetzt, in allen aber unterschütterlich treu an dem Einen festzuhalten, was Noth thut. Eingedenk dessen, daß unsere Heimath nicht auf Erden ist, sind wir im Stande, die politischen Institutionen für etwas Zeitliches und Vergängliches zu halten, und dieser Glaube wird uns vor Ungeduld schützen, von der kindischen und verderblichen Neuerungssucht der Gegenwart frei erhalten, vor vielen Täuschungen dieser Zeit bewahren, wenn gleich auch wir das jedem Menschen eingepflanzte

436 Zu Carl Schmitts Selbstcharakterisierung von einer »katholischen Verschärfung« (die rigorose Ordnung für andere und in *politicis* einforderte, die persönliche Lebensführung des viele Jahre in »wilder Ehe« lebenden und kirchlich exkommunizierten Schmitt aber nicht zwingend berührte) vgl. das Zitat in Schmitt 1991, Glossarium, S. 165: »Das ist das geheime Schlüsselwort meiner gesamten geistigen und publizistischen Existenz: das Ringen um die eigentlich katholische Verschärfung (gegen die Neutralisierer, die ästhetischen Schlaraffen, gegen Fruchtabtreiber, Leichenverbrenner und Pazifisten). Hier, auf diesem Wege der katholischen Verschärfung, kam Theodor H. mit mir nicht mehr mit; hier blieben sie alle von mir weg, selbst Hugo Ball. Es blieben mir nur Konrad Weiss und treue Freunde wie Paul Adam.« Die Stelle ist zitiert und in den Zusammenhang eingeordnet bei Quaritsch 2018, Positionen und Begriffe Carl Schmitts, S. 29 f., zur Bedeutung der Begriffsprägung im Denken Schmitts ferner S. 102 u. ö.; »Theodor H.« meint Theodor Haecker, vgl. den Hinweis S. 30. Es handelt sich um einen bei der Formierung des Widerstandes gegen Hitler (die Scholls gehörten in München zu seinem und Carl Muths katholischem Kreis) sehr engagierten katholischen Autor der inneren Emigration (der seit 1935 mit Rede- seit 1939 mit Druckverbot belegt war). Für den ehrgeizig-schneidigen Opportunisten Schmitt, der sich 1933 begeistert der neuen Bewegung anschloss, war dieser mit der politischen Situation schwer ringende und in Widerstandskreisen einflussreiche, d. h. sich selbst wiederholt in Gefahr bringende Haecker aber offenbar nicht »verschärft« genug – der Leser möge dem Autor an dieser einen Stelle den indirekten Kommentar verzeihen.

Streben nach Verbesserung seiner irdischen Lage nicht ausrotten, sondern nur auf das wahre und richtige Maß des Möglichen und Erlaubten zurückführen sollen. Von diesem Standpunkte aus dürfen wir uns denn freilich erlauben, den Werth vieler Reformen und Fortschritte zu bezweifeln, auf welche die Meinung des Tages stolz ist. Aber allen gegenwärtigen und künftigen Zuständen, Verfassungen und Institutionen gegenüber werden und müssen wir immer und unter allen Umständen eine Freiheit festhalten und fordern: die unsers Glaubens, unsers Gewissens und unsers kirchlichen, katholischen Lebens. Denn der festen und unerschütterlichen Ueberzeugung leben wir allerdings: daß ohne diese Freiheit jede andere ein wesenloser Schein und ohne die große, sittliche Garantie, welche allein das, durch die Kirche getragene christliche Gewissen menschlichen Institutionen gewährt, jede andere, bloß papierene, eine mitleidenswürdige Täuschung, jede vermeintliche Reform ein Schritt mehr gegen den Abgrund des Umsturzes und politischen Verderbens sei.<sup>437</sup>

Was Jarcke hier mehr hinsichtlich der Priorität kirchlicher Freiheit vor allen äußeren – ›zeitlichen‹ – Verfassungsfragen anmahnte, hat Eichendorff in seinen literarhistorischen Schriften grundsätzlicher formuliert. Er war nun überzeugt, dass das Verabsolutieren von menschlichen Zuständen jeder Art ein Signum der entkatholisierten Neuzeit war (KA VI, S. 267): »Wo [...] der positive [katholische, N.v.E.] Glaube abhanden gekommen schwankt das immer bewegliche Zünglein des menschlichen Geistes ratlos zwischen den entgegengesetztesten Extremen.« Also ein ›Rückweg‹ in vorreformatorische Zeit? Ein *Ausweg* aus den Jahrhunderten sich gegenseitig abwechselnder und wechselseitig neutralisierender Extreme bedeutete für den ehemaligen Reformbeamten nicht ein Zurück zu mittelalterlichen Zuständen, sondern nur dort wieder produktiv anzuknüpfen, wo man vom Weg abgekommen war. Man musste nicht Katholik sein, um auf diesem Weg zu gehen, aber mit dem Kompass und Instinkt eines gesunden ›religiösen Gefühls‹ konnte man sich auch bei verwirrenden Abzweigungen, Gabelungen und noch nicht ausgebauten Wegabschnitten zurechtfinden. Friedrich Schlegel erkannte nach Eichendorffs Darstellung, dass »die Erinnerungen, Kräfte und Tugenden«, »aus denen heraus der gesunde Staat sich aufbaut oder verjüngt«, in dem »religiöse[n] Volksgefühl« »wurzeln« (KA VI, S. 215). Und Joseph Görres war wie Lessing »Hochwächter seiner Zeit« (KA VI, S. 21), der nämlich ebenso »wie Friedrich Schlegel« mit seinem Lebenslauf demonstrierte, nicht auf dem überlebten Standpunkt des anarchisch-revolutionären, frankreichbegeisterten Jünglings stehen geblieben zu sein, sondern sich, u. a. durch die geistige Besinnung in Heidelberg auf »die alten frommen Sagen«, »in rastlos wachsendem Fortschritt« in Richtung des Katholizismus und damit eines zeitgemäßen politischen Standpunktes jenseits von Traditionalismus und Liberalismus bewegt zu haben (KA VI, S. 123). Wahrer Fortschritt, in dem das »Ewig Alte und Neue« in lebendiger Vermittlung miteinander versöhnt war – das war für Eichendorff Romantik.

437 Vgl. den Kommentar zur Einberufung des Vereinigten Landtags von 1847, HPBl 20 (1847), hier S. 279f.

## IV. Versepen (1853-1857)

Am 15. 8. 1852 schrieb Eichendorff an Theodor von Schön:<sup>1</sup>

Ja, wenn die Zeit nur einen großen Gedanken gäbe, an den man sich halten könnte, und wie ihn der sterbende Herder sich wünschte! Aber da ist nichts, als gemeine Konfusion, die nicht einmal zu redlichem Kampfe Lust und Kraft hat, sondern wo eine Meinung der andern bloß listig und hinterrücks ein Bein unterzustellen sucht. Doch Ew. Excellenz haben gantz Recht, der alte Gott scheint jetzt mit Gegensätzen zu operiren, um durch den endlichen Zusammenstoß das junge Morgenroth zu entzünden. Ob wir es aber noch erleben, und ob das Morgenroth nicht blutroth wird, ist sehr die Frage. Die Weltgeschichte datirt bekanntlich nur nach Jahrhunderten. Da bleibt denn freilich nichts übrig, als sich an den einzeln hervorragenden Geistern möglichst zu erheben [...].

Auf diese Zeitbetrachtung, die sehr scharf die epochale Schwellensituation der Jahrhundertmitte in den Blick nimmt, folgt eine Schilderung der insularen Lebensweise in Berlin, in der bereits der Plan zu einem neuen poetischen Werkabschnitt reift:

ich soll Ew. Excellenz mein Bild geben. Daßelbe ist im Grunde noch immer das alte, nur freilich von dem fatalen Flügelschlag der Jahre etwas verwischt und abgenutzt. Im Gantzen jedoch hat sich, wie ich dankbar anerkennen muß, an mir das Sprüchwort bewährt: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter vollauf. Ich habe Muße genug zu meinen Lieblings- und, wie ich mir einbilde, eigentlichen Berufsbeschäftigungen, bin eigentlich gesünder, als in meinen mittleren Jahren, und lebe in willkommener Zurückgezogenheit im Kreise meiner Familie, und zwar gegenwärtig und bis etwa Mitte Septembers, im Grünen im Thiergarten. Vielleicht mache ich mich nun auch wieder einmal an eine selbständige kleinere poetische Arbeit, um zu versuchen, ob ich auf dem Pegasus noch einigermaßen sattelfest bin. Und so vergeht denn die Zeit, bis sie, will's Gott, besser wird.

Eichendorffs zurückhaltender und durch Formelhaftigkeit geprägter Briefstil vermag auch hier leicht den Zusammenhang des »bescheidenen« Plans zu einer »kleinere[n] poetische[n] Arbeit« mit dem im vorigen Absatz entfalteten welthistorischen Reflexionshorizont übersehen lassen. Auch bei der Suche nach einem geeigneten Stoff schien nämlich die Orientierung an »einzeln hervorragenden Geistern«, in denen sich die »nach Jahrhunderten« datierende »Weltgeschichte« besonders prägnant verdichtete, leitend zu sein; jedenfalls stand im Zentrum des in den letzten Monaten des Jahres 1852 entstandenen Epos ein Protagonist, der durch seine welthistorische Schwellensituation

1 HKA XII, S. 285-287, die beiden folgenden Zitate S. 286.

eine große Berühmtheit erlangte – »der bekannte Kaiser Julianus Apostata«.<sup>2</sup> Die Verarbeitung eines welthistorisch signifikanten Stoffes blieb dann für das versepische Werk insgesamt programmatisch. Bei den folgenden Epen (»Robert und Guiscard«, 1855; »Lucius«, 1857) erschließt sich diese Bedeutung nicht immer so unmittelbar wie bei dem ersten Epos, das mit der in der Neuzeit so hochumstrittenen Figur Julian Apostatas bereits im Titel eine entsprechende Relevanz ankündigt; doch auch dort geht es um die Selbstverständigung Eichendorffs innerhalb der als welthistorische Umbruchszeit verstandenen Gegenwart der Jahrhundertmitte; auch dort werden Schwellensituationen und Umbruchmomente geschildert, die – und das ist die Hauptthese des vorliegenden Großkapitels – nicht nur eine ›geschichtsphilosophisch‹ *exemplarische* Funktion, sondern eine konstitutive Bedeutung speziell für die deutsche Geschichte aufweisen.

Die Gegensätze zwischen der heidnischen Staatsreligion des römischen Reiches und der Christianisierung im »Julian«, zwischen dem ancien régime und den Ideen von 1789 in dem Revolutionsepos »Robert und Guiscard«, zwischen Heidentum und Christentum während der römischen Kaiserzeit im »Lucius« besitzen eine jeweils doppelte Bedeutungsdimension. Es geht einerseits um den globalen Gegensatz Alt-Neu und dessen Überwindung durch das »Ewig Alte und Neue«, andererseits um Gründungs Momente der nationalen Geschichte; so formulieren »Julian« und »Lucius« klassische ›Ursprungserzählungen‹ von der Geburt des deutschen aus der Christianisierung des römischen Reiches, während in »Robert und Guiscard« der Schauplatz von Frankreich/Paris im Jahr 1789 zuletzt nach Deutschland/Heidelberg zur Zeit der Romantik verlegt wird und damit ein vergleichbarer Gründungsmythos der *modernen* deutschen Geschichte geboten wird. Integrierendes Moment, einheitsstiftender Fluchtpunkt ist dabei stets Eichendorffs doppelte Definition der Romantik als einer sowohl universalhistorischen als auch modernen deutschen Erscheinung; im ersteren Sinne ist sie mehr oder minder mit dem Christentum identisch und hat sich dabei auch bereits mit dem ›Germanischen‹ verbunden (Kapitel B. III. 2. 2), im letzteren Sinne hat sie das nationale *und* religiöse Bewusstsein der Deutschen im Gefolge von Französischer Revolution und Napoleon geweckt (Kapitel B. I. 1; B. III. 2. 1), in diesem letzteren Sinne also stand sie am (positiven) Anfang der modernen deutschen Geschichte; in beiden Fällen aber firmiert sie als das »ewig Alte und Neue«, das in entsprechenden Schwellensituationen zwischen Alt und Neu vermittelt (Kapitel B. III. 4. 3).

Freilich ist bereits die zeitgenössische Aufnahme der Epen symptomatisch für die rezeptionsgeschichtlichen Probleme, mit denen diese anspruchsvolle Konzeption konfrontiert war. Entgegen den literarhistorischen Schriften findet dieses *dichterische* Spätwerk kaum Resonanz. Das erklärt sich einerseits durch die seit 1848 – seit den Besprechungen der ersten literarhistorischen Monographie – beobachtbare Festlegung des

2 Am 20. I. 1853 (HKA XII, S. 291f., hier 290) berichtet er an Schön bereits von der baldigen Drucklegung: »Von mir erscheint nächstens der zweite Band von Calderon, und ein Cyclus von Romanzen: ›Julian‹ betitelt, die zusammen ein witziges Miniatur-Bändchen ausmachen werden. Leider ist bis jetzt von Beiden der Druck noch nicht vollendet. In dem Gedicht ist der bekannte Kaiser Julianus Apostata gemeint.«

Urteils, Eichendorff sei als ›ultramontaner Autor‹ nicht mehr ernst zu nehmen (Kapitel B. I. 2); da die weiteren literarhistorischen Publikationen der 1850er Jahre dennoch eine verhältnismäßig breite (freilich nach wie vor kritisch-abwertende) Resonanz finden,<sup>3</sup> ist hier noch zusätzlich die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen auch in *ästhetischer* Sicht, nämlich des romantischen Stils in der Zeit des aufkommenden Realismus, in Anschlag zu bringen. Die in den letzten Lebensjahren publizierten Epen verfielen in doppelter Hinsicht dem Verdikt des Unzeitgemäßen; ihr geistiger Gehalt musste gar nicht mehr eigens als unzeitgemäß erwiesen werden, sondern konnte unter Rückgriff auf die mittlerweile schon zu festen Urteilskategorien geronnenen Vorurteile schlicht übergangen werden; aber auch der blumige Stil scheint die Einsicht in die Existenz von konkreten geistigen Gehalten überhaupt vernebelt zu haben. So erklärt sich, dass die Rezensionen zwar prinzipiell von einer weltanschaulichen Aburteilung geprägt sind, weil Eichendorff nun eben allgemein als ›katholischer Dichter‹ galt, dass aber vage Verweise eines christlichen »Fanatismus« etc. nicht nur vom *Unwillen* zur intensiven Auseinandersetzung zeugen, sondern auch von der *Unfähigkeit*, den romantischen Stil anders denn als lyrisches Ornament zu begreifen, von der Unfähigkeit also, die konkreten Bedeutungsgehalte einer stimmungsvoll-poetisch ausgeschmückten Darstellungskunst zu erkennen. Beispielhaft für dieses Problem ist die Rezension des »Julian« aus der Feder von Robert Prutz, der im Konkreten ausschließlich den scheinbar inhaltslosen ›Romantizismus‹ kritisiert, um das Werk abschließend völlig unverwandt als Zeugnis eben »des Fanatismus« zu verdammen; dieser Schluss ergibt sich offenkundig nur aus der Globalkennntnis über den katholischen Standpunkt des Autors, wie er eben in den literarhistorischen Schriften zum dauernden Schock der gebildeten Welt propagiert worden war, ansonsten höchstens über die religiöse Signifikanz des Julian-Themas; ein sinnvoller *Zusammenhang* zwischen weltanschaulicher Option und ästhetischer Darstellungsform scheint für Prutz aber gerade nicht erkennbar.<sup>4</sup>

3 Vgl. die jeweiligen Rezensionen HKA XVIII/2, S. 829-910 (»Geschichte des Romans«, 1851; 13 Besprechungen), S. 989-1020 (»Geschichte des Dramas«, 1854; 8 Besprechungen), S. 1093-1140 (»Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands«, 1857; immerhin noch 7 Besprechungen). Hier ist bereits ein Rückgang in der Häufigkeit zu konstatieren, dennoch ist das Grundniveau höher als bei der Resonanz der Epen (7 zum »Julian«, 1853; 2 zu »Robert und Guiscard«, 1855; 2 zum »Lucius«, 1857, vgl. jeweils HKA XVIII/2, S. 944-963; 1063-1065; 1143-1147).

4 Vgl. die Rezension von Prutz HKA XVIII/2 S. 950 ff., hier 951 f., 953 (Hervorhebungen N. v. E.): »Eichendorff ist unübertrefflich, wo er den eigenthümlichen Dämmer der Romantik schildert, jene verschwiegenen Mondscheinnächte, wo die Brunnen rauschen und die Wipfel geheimnißvoll zusammenwehen, jene alten verfallenen Schlösser mit den hohen leeren Fenster [...] – wer hat das Alles so meisterhaft, mit dieser unnachahmlichen Wahrheit geschildert wie Eichendorff? [...] sein Julian ist gerade eine so verschwommene, nebelhafte Gestalt, wie die Romantik sie ehemals hervorzubringen pflegte; von dem geschichtlichen Julian ist kein Zug darin und keine Ader, Alles ist romantische Caprice und Unnatur. [...] Das Gedicht macht trotz einzelner Schönheiten, die aber allerdings sämtlich dem oben bezeichneten [lyrisch-stimmungsvoll-dämmerhaften, N. v. E.] Gebiete angehören und daher gerade bei diesem Stoff am allerwenigsten an ihrer Stelle waren, einen höchst unbefriedigenden Eindruck; mehr, wie es scheint, ein Werk des Fanatismus als der Poesie [...].«

Die bisherige Forschung aber hat sich aus mannigfachen Gründen von diesen Fallstricken der frühen Rezeption nicht lösen können. In ihrer Orientierung an den kanonisierten Teilen des Werks hat sie schon allgemein übersehen, dass es sich bei den Versepen um das geschlossene dichterische Alterswerk Eichendorffs handelt. Die wenigen Aufsätze sehen in diesen Epen nur späte Wiedergänger früherer Werke (»Marmorbild« / »Julian«, »Schloß Dürande« / »Robert und Guiscard«), ein Eindruck, der freilich durch die hier noch stärker als in früheren Werken zu konstatierende Neigung zum »Selbstzitat« begünstigt wurde. Oder aber man sah in ihnen eben lediglich ideologische Seitenstücke der literarhistorischen Schriften. So teilte das versepische aber das Schicksal des literarhistorischen Spätwerks: Schlicht übersehen wurden der spezifische Gehalt der Epen allgemein, besonders aber (auch hier wiederum durch die Überfizierung auf den katholischen Standpunkt des späten Eichendorff) die Einbindung der religiösen Thematiken in einen übergeordneten nationalen bzw. überhaupt politischen Horizont.<sup>5</sup> So aber wurde mit gleichsam notwendiger Konsequenz verkannt, dass Eichendorff das *genus grande* der Epik zum bevorzugten Reflexionsmedium der in diesem Zeitraum virulenten deutschen Frage erkoren hat. Die Versepen bilden das literarische Gravitationszentrum des Spätwerks und belegen besonders klar die zentrale Signatur dieser programmatischen Spätphase. Erstmals überhaupt im Eichendorffschen Werk werden hier explizit kirchengeschichtliche oder legendarische – also »katholische« – Stoffe und Motive (in größerem Maßstab) verarbeitet, um aber zugleich in einen höheren nationalpolitischen Horizont integriert zu werden.

Weil sich die spärliche Forschung nahezu ausschließlich auf das erste Epos konzentriert hat,<sup>6</sup> das durch seine Thematik – Julian Apostata – auch außerhalb der Eichendorff-Forschung oder überhaupt der Germanistik eine gewisse Relevanz beanspruchen kann, werden die bisherigen Zugänge in diesem konkreten Zusammenhang diskutiert und der Ansatz der nicht nur motivisch-thematisch, werkimmanent und historisch-politisch, sondern auch gattungsgeschichtlich fundierten Neulektüre des versepischen Werks am Beispiel des *Julian* demonstriert.<sup>7</sup>

5 Wie dort wollte man nur »überzeitliche« Konflikte sehen, wofür v. a. die einzige größere Besprechung *aller* drei Epen bei Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 193 ff., symptomatisch ist.

6 Es existieren nur zwei Aufsätze mit geschlossenen (aber sehr kurzen) Besprechungen zu allen drei Epen: Lubos 1958, Epen Eichendorffs; Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 192-210 (»9. Kapitel. ›... der Mensch in der Welt: Die Versepen«). – Von Bormann 1988, Kritik der Restauration, konzentriert sich auf den »Julian« mit Seitenblicken zu den beiden anderen Epen; Kühlmann 2004, Romantik der Spätantike, Pornschlegel 2017, Hyperchristen, S. 193-223, und Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 142-160, behandeln ausschließlich das erste Epos.

7 Dieses Vorgehen lag bereits meinem Aufsatz van Essenberg 2019, Zu ringen um das Reich, zugrunde. Dort sind daher auch einige Ergebnisse des Julian-Kapitels in komprimierter Form wiedergegeben.

I. »Zu ringen um das Reich« – *Julian* (1853)I.1 Aus kleindeutscher Sicht betrachtet: Julian Apostata,  
Friedrich II. (der Große) und noch einmal Friedrich Wilhelm IV.

Die Rezeptionsgeschichte des spätantiken Kaisers Julian Apostata (361-363) könnte schillernder kaum sein.<sup>8</sup> Julian II., der wegen seines Versuchs, die Christianisierung des römischen Reiches rückgängig zu machen, den bis heute gängigen Beinamen »der Abtrünnige« erhielt, avancierte in der religiös diversifizierten Neuzeit zu einer multiperspektivischen Projektionsfigur ersten Ranges, wobei die ideologische Verfügbarkeit bereits in der kirchlich-legendarischen Rezeption, mit welcher Julian enthistorisiert und mythisiert wurde, angelegt war.

Die Konstantinische Wende erfolgte in einer Zeit, die erst kurz zuvor den blutigsten Höhepunkt der seit Jahrhunderten immer wieder ausgebrochenen Christenverfolgungen erlebt hatte, Konstantin (306-337) folgte unmittelbar auf Diokletian (285-305) und die von Letzterem inaugurierte große Verfolgungswelle, die selbst Jacob Burckhardt in seinem ebenfalls 1853 erschienenen Opus über »Die Zeit Constantin's des Großen« zum »letzte[n] Vertilgungskrieg des Heidenthums gegen das Christenthum« erklärte.<sup>9</sup> Dass mit Julian dann erneut – und letztmalig – ein Heide den Thron der Cäsaren erklomm, rief bei den Christen nicht ohne Grund ein Trauma wach. Julian ordnete zwar keine Massenhinrichtungen und mörderischen Hetzjagden an, hatte sich aber von Anfang an dem Projekt der Repaganisierung des Reiches verschrieben und durch eine Reihe von gesetzlichen Maßnahmen die Unterdrückung der neuen Religion inauguriert; rechtliche Grundlage war das »Restitutionsedikt« von Februar 363.<sup>10</sup> Daher kann es zunächst kaum überraschen, dass dieser Kaiser schon früh – prominent in den Säulenreden des kappadozischen Kirchenvaters Gregor von Nyssa – als Antichrist apostrophiert wurde. Der frühe und entsprechend schicksalhaft anmutende Tod im Feldzug gegen den Sassanidenkönig Schapur II. bot dann allerdings reichlich Anlass für das legendarisch-phantastische Ausschmücken dieser Stilisierung. Die in der Vita des hl. Basilius, eines anderen kappadozischen Kirchenvaters, kolportierte Legende, Julian sei durch den auf göttliches Geheiß seinem Grab entstiegenen, frühchristlichen Märty-

8 Zum Folgenden vgl. v. a. das rezeptionsgeschichtliche Kapitel »Der Umstrittene« bei Rosen 2006, Julian, S. 394-462, das auf S. 429-441 einen knappen, aber in seiner Konzision und Prägnanz bisher unübertroffenen Überblick zum 19. Jahrhundert bietet; zur mittelalterlichen Rezeption im deutschen Sprachraum Conti/Doria 2005, Giuliano l'Apostata; zur Rezeption in Frankreich »de Montaigne à Voltaire« (Untertitel) Boch 2013, *Apostat ou philosophe?*; zur Rezeption im deutschen 19. Jahrhundert jetzt ausführlich Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert sowie die zugehörige Rezension van Essenberg 2022.

9 Burckhardt 1853, *Zeit Constantin's des Großen*, S. 325; Eusebius hebt bei der Beschreibung der (freilich verklärten) Eintracht zwischen Kaiser Konstantin und Bischöfen auf dem ersten Konzil von Nizäa (325) nicht zufällig hervor, dass all das »eher wie ein Traum denn Wirklichkeit« wirken musste, waren es doch großenteils dieselben Bischöfe, die kurz vorher noch um ihr Leben bangen mussten (Eusebius, *Vita Constantini* 3,15).

10 Rosen 2006, Julian, S. 226-344.

rer Mercurius getötet worden, verstärkte die Tendenz zur metaphysischen Überhöhung Julians als Inkarnation des Bösen.<sup>11</sup> Diese Deutungstradition blieb – bei geringfügigen Abwandlungen und Variationen – das gesamte Mittelalter über konstant. Infolge der neuzeitlichen Ausdifferenzierung oder Aushöhlung christlicher Glaubensgewissheiten und unter Rückgriff auf nichtchristliche Quellen – das Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus war erst in der Renaissance wiederentdeckt worden – begann ein ebenso langwieriger wie tiefgreifender Rehabilitierungsprozess, der in der französischen Aufklärung kulminierte. Voltaire, Diderot etc. fanden in dem ›gebildeten Heiden‹, der sich selbst in der Tradition der Philosophenkaiser wie Marc Aurels hatte sehen wollen, einen prominenten Vordenker der eigenen Christentums- bzw. Kirchenkritik. Im Horizont des französischen Absolutismus, in dem Gesetzgebung, Königtum und Kirche in einer staatlichen Einheitsideologie (»une roi, une loi, une foi«) verschmolzen waren, verbanden sich mit der Erhebung Julians zum »Toleranzkaiser« natürlich auch Fragen nach dem Verhältnis von Politik und Religion, Kirche und Staat wie nach der Legitimation von Herrschaft überhaupt.<sup>12</sup>

Im deutschen Sprachraum, der nicht durch den schroffen Gegensatz zwischen ›Glaube und Unglaube‹, sondern durch die Pluralität der Konfessionen geprägt war, verlief zwar die frühneuzeitliche Rezeption wesentlich gedämpfter und jedenfalls weniger affirmativ;<sup>13</sup> das änderte sich allerdings auch hier seit der Aufklärung. Goethe und Schiller verglichen sich selbst mit Julian, Letzterer plante ein Julian-Epos (s. u., Kapitel B. IV. 1. 3), und die Reihe von Literaten, Theologen und Publizisten, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts des Stoffes bedienten, ist so zahlreich, dass ein Rezensent des Eichendorffschen Epos sogar registrierte, der romantische Autor habe einen »Lieblingsstoff der Zeitpoeten« aufgegriffen. Rudolf Gottschall, der eben zitierte Rezensent, hebt einen Text der umfangreichen, vorgängigen Rezeptionsgeschichte besonders hervor, der auch in der bisherigen Forschung immer wieder als möglicher Prätext ins Spiel gebracht wurde:

Der Stoff seiner Dichtung, der Kaiser Julian, ist in neuester Zeit mehrfach von dramatischen und lyrischen Dichtern behandelt worden, nachdem ihm [David Friedrich, N. v. E.] Strauß die Taufe der modernen Philosophie ertheilt und ihn als Hauptrepräsentanten jener Epochen hingestellt, in denen eine alte Weltanschauung im Kampfe mit einer neuen unterliegt. Da die Gegenwart nun auch für eine solche Epoche gilt, so wurde Julian ein Lieblingsstoff der Zeitpoeten. »Jeder Julian muß den Galiläern, dem Genius der Zukunft, unterliegen.«<sup>14</sup> Diese Moral, die Strauß

11 Murdoch 2003, Julian the Apostate, S. 187-201.

12 Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 73 ff. (Zitate 73).

13 Vgl. die konzisen Referate bei Rosen 2006, Julian, S. 424-429 und Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 78 ff.

14 Die Schlussmoral, die Strauß 1992 [1847], Julian, S. 52, formuliert, lautet richtig und vollständig, »daß unfehlbar jeder Julian, d. h. jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer, oder den Genius der Zukunft, unterliegen muß«.

an den Schluß seiner kleinen Schrift stellt, liegt auch allen erwähnten Dichtungen zugrunde. Der Romantiker Eichendorff feiert indeß nicht den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, sondern das ihn besiegende Christenthum. Doch bleibt natürlich das tiefere tragische Interesse dem Vertreter der untergehenden Weltanschauung zugewendet, umsomehr als diese einen größern poetischen, mindestens plastischen Reichthum für sich hat (»Blätter für literarische Unterhaltung«, 31. 8. 1854, HKA XVIII/2, S. 957-959, hier 958).

Gottschall zieht allerdings aus der Parallele keine weiteren Schlussfolgerungen und beschränkt sich im unmittelbaren Anschluss (»Auch war Eichendorff darin nicht glücklich ...«) auf eine Kritik der (»romantisch-nebulösen«) Figurenzeichnung und der losen Komposition, um abschließend wiederum wortreich die »Schönheit des Ausdrucks« als vortrefflichstes Merkmal Eichendorffs und seines »angeborenen Dichtertalents« zu preisen.<sup>15</sup> Dass der Rückgriff des »letzten Ritters der Romantik« auf die Stofftradition zu Julian Apostata einen Bezug auf die im letzten Kapitel bereits besprochene Satire von David Friedrich Strauß »Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige« (1847; s. o., Kapitel B. III. 4. 2) nahelegt, wurde auch in der bisherigen Forschung zum ersten Epos registriert. Dass dieser Befund interpretatorisch nie konsequent und befriedigend fruchtbar gemacht werden konnte, war ein Resultat der mangelhaften Forschungslage erstens zum späten Eichendorff, zweitens zur allgemeinen politischen Bedeutung des Romantikbegriffs und drittens zur Rezeptionsgeschichte Julian Apostatas im 19. Jahrhundert.<sup>16</sup>

Was den späten Eichendorff angeht, so wurde bisher durchweg behauptet, eine Kenntnis der Straußschen Schrift sei »nicht nachweisbar«.<sup>17</sup> Im letzten Kapitel (B. III. 4. 2)

15 HKA XVIII/2, S. 958 f.

16 Im Folgenden besprochen werden die Zugriffe von Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift; von Bormann 1988, Kritik der Restauration; Kühlmann 2004, Romantik der Spätantike; Pornschlegel 2017, Hyperchristen, S. 193-223; Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 142-160.

17 Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 196 (»Daß Eichendorff diese Schrift gekannt hat, ist zwar wahrscheinlich, aber nicht nachweisbar«); von Bormann 1988, Kritik der Restauration, S. 80 konzediert, dass er den »Bezug« »hier« nur »ponier[t] und zur Zeit [!] nicht philologisch belegen kann«, dieser aber dessen ungeachtet schlicht »anzunehmen ist«; Kühlmann 2004, Romantik der Spätantike, S. 139 (»Daß Eichendorff Strauß' Vortrag kannte, läßt sich nicht belegen«); bei Pornschlegel 2017, Hyperchristen wird diese Frage schlichtweg umgangen, sodass die Validität seiner Interpretation (nach der Eichendorffs Epos eine »Antwort« auf Strauß darstellt) historisch-philologisch in der Luft hängt; dabei findet weder eine Auseinandersetzung mit der bisherigen Strauß- noch der Eichendorff-Forschung (deren Beiträge nicht einmal pro forma erwähnt werden) statt; entfaltet wird stattdessen ein (formal betrachtet brillantes) Feuerwerk ideologischer Urteile (etwa über die »*neopagane*, zugleich *barbarische* Signatur des kommenden preußisch-deutschen Reiches«, S. 220), deren Gültigkeit immer schon vorausgesetzt werden; dieser streitschriftartige Essay trifft gleichwohl, indem er die Straußsche Satire erstmals zutreffend als Programmschrift und Eichendorffs Epos als entsprechende »Replik« liest, effektiv betrachtet einen richtigen und zentralen Punkt, auch wenn die historische Argumentation dabei weitgehend durch ideologische Pauschalurteile über die (einseitig dargestellten) Abgründe des »deutschen Sonderwegs« im Sinne Fritz Fischers ersetzt wird. Im Interesse der Ausgewogenheit und Vollständigkeit werden dennoch im Folgenden die Stellen gekennzeichnet, an denen sich rein effektive Schnittmengen ergeben. –

wurde hingegen belegt, dass Eichendorff das Pamphlet in seinem Briefwechsel zitiert hat, um mit dem Schlagwort vom »Romantiker auf dem Thron« seinerseits Fundamentalkritik am pietistischen König und dessen Projekt eines »christlichen Staates« zu formulieren; die politisch-ideologische Stoßrichtung der Schrift hat er dabei sogar in formaler Hinsicht übernommen, um sie freilich in seinen eigenen Denkhorizont zu integrieren und so inhaltlich neu zu bestimmen. Die Selbstverständlichkeit, mit der Eichendorff die politische Kritik der Gegenseite souverän und produktiv aufgreifen konnte, erklärt sich dadurch, dass Strauß in seiner linkshegelianischen Romantikkritik nur jene Linien auszog, die bereits seit Ende der 1830er Jahre durch Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer bereitgelegt worden waren und die ihrerseits am Anfang von Eichendorffs komplexer Standortbestimmung als »letzter Romantiker« standen. Damit ist schon der zweite forschungsgeschichtliche Problempunkt berührt; denn eine Geschichte der Romantikkritik in der ersten Hälfte des Jahrhunderts lag bisher nicht vor, und so stand einerseits die bisherige Eichendorff-Forschung dem Epos ebenso verständnislos gegenüber wie dem literarhistorischen Werk – hier wie dort wollte man nur überzeitliche, anthropologisch grundierte Konflikte (Christentum vs. Heidentum) erkennen.<sup>18</sup> Andererseits musste, wie im letzten Kapitel (B. III. 4. 2) bereits gezeigt wurde, auch die bisherige Forschung zu Strauß den von den Linkshegelianern exemplarisch repräsentierten diskursgeschichtlichen Hintergrund, d. h. den nationalpolitischen Zentralnerv des Romantikbegriffes, in dem insbesondere alle die preußisch-deutsche Frage betreffenden Problemfäden zusammenliefen, fast zwangsläufig übersehen; die Frage, warum Strauß, weder seiner Herkunft noch seiner aktuellen Lebensumstände nach Preuße, überhaupt den preußischen König zur Zielscheibe seines Frontalangriffs hernimmt – irgendwie reaktionäre Monarchen gab es schließlich auch in Österreich, Württemberg, Kurhessen, Nassau, Schaumburg-Lippe, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg-Strelitz, Hannover, Lauenburg, Sachsen etcpp., dezidiert »romantische« immerhin 1847 auch (noch) in Bayern (Ludwig I.) –, wurde merkwürdigerweise in der bisherigen Forschung gar nicht gestellt.<sup>19</sup> Nun, nach Ruge, aber auch nach Gervinus war das protestantische und *daher* »fortschrittliche« Preußen, das den Ruhm von 1813 für sich verbuchen konnte, »der Staat, auf den alles ankommt«, und der christlich-konservative, katholisierende und großdeutsch gesinnte Friedrich Wilhelm IV., mit dem die Romantik ihre späten Triumphe feierte, das entscheidende Hindernis für den (klein-)»deutschen Beruf« des preußischen Staates (Kapitel A. III. 2, B. II. 1, B. III. 1. 2,

Ausgerechnet Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, löst Eichendorffs Text vollkommen aus der Stoffgeschichte zu Julian (!) heraus; die Frage nach einem Bezug auf Strauß oder die vorgängige Rezeptionsgeschichte überhaupt wird bei ihr nicht einmal wirklich gestellt.

- 18 Symptomatisch Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, der nur überzeitliche Konflikte erkennen will (S. 194 f.), die dann zur »[Zeit-]Kritik« (199 ff.) werden, deren objektiver Gegenstand aber im Unklaren verbleibt. Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, folgt dieser veralteten Lesart in wesentlichen Zügen.
- 19 Eine Ausnahme bildet, wie bereits erwähnt, Pornschlegel 2017, Hyperchristen, S. 194 ff., der allerdings die kleindeutsche Stoßrichtung, die sich aus dem Text selbst nicht deduzieren, sondern nur über die diskursgeschichtliche Situierung der Thematik und über die Konstellationen rekonstruieren lässt, von Anfang an voraussetzt.

B. III. 4. 2). David Friedrich Strauß, der konstellationsgeschichtlich mit Ruge ebenso wie mit Friedrich Theodor Vischer und Georg Gottfried Gervinus zusammenhing, hatte mit seiner Julian-Schrift keine rein kirchenpolitische Kritik, sondern einen Debattenbeitrag zum preußisch-deutschen Problem vorgelegt, der in dieser Blickrichtung ganz auf der Linie der linkshegelianischen Romantikkritik lag (Kapitel B. III. 4. 2).

Der sensationelle Erfolg der »Julian«-Schrift erklärt sich dabei nicht zuletzt durch die – im Preußen-Kapitel (B. III. 4. 2) noch ausgeklammerte – Tatsache, dass Strauß ein bekanntes, ja geradezu klischeehaftes Deutungsschema – Friedrich Wilhelm IV. als christlicher Romantiker und damit als negativer Katechon gegen den wahren Beruf Preußens – in einer ebenso kontraintuitiven wie kongenialen Weise mit der ebenso bekannten Rezeptionsgeschichte zu Julian Apostata verknüpfte. Nach einem im Umfeld des preußischen Thronwechsels in den Hallischen Jahrbüchern publizierten Artikel »Der preußische Absolutismus und seine Entwicklung. 1841«, der im vierten Band der Werkausgabe Arnold Ruges von 1847 wiederabgedruckt wurde, entschied sich die Höherentwicklung der preußischen Geschichte – und damit »die gemeine Sache des politisch freien Deutschlands« – ja an der dereinstigen Überwindung des »unpreußischen« Romantikerkönigs Friedrich Wilhelm IV. durch den »Gustav Adolph unserer Zeit«, der als die »wahre Consequenz Friedrichs des Großen« apostrophiert wurde.<sup>20</sup> Friedrich II. (»der Große«), in dem sich für die Hegelianer das wahre Preußentum inkarniert hatte, war aber schon zu Lebzeiten ein geradezu sprichwörtlicher »neuer Julian«.<sup>21</sup>

Der dritte preußische König, ungeliebter Sohn des »Soldatenkönigs« Friedrich Wilhelm I. und durch dessen brutale Erziehungsmethoden traumatisiert, war selbst »nachhaltig« an der »Rehabilitierung« des in der kirchlichen Tradition zum Antichristen stilisierten Julian »beteiligt[]«. <sup>22</sup> Das wurde ermöglicht oder zumindest katalysiert durch den Influx der französischen Aufklärung am preußischen Hofe des 18. Jahrhunderts; bekannt ist die zwar nicht bruchlose bzw. spannungsfreie, aber politisch-ideell signifikante Freundschaft zwischen Friedrich II. und Voltaire. Dieser, der Julian als »le premier des hommes ou du moins le second« panegyrisierte, ragte tatsächlich auch unter den Vertretern der lumières noch einmal in seiner Verehrung Julians hervor und gilt als dessen »wohl größte[r] Bewunderer[] seit [dem spätantiken Heiden, N. v. E.] Libanius«. <sup>23</sup> Im Kontext seiner Bemühungen, den preußischen Thronerben und späteren König im eigenen Sinne zu beeinflussen, hat Voltaire den spätantiken Kaiser in der etwa 700 Briefe umfassenden privaten Korrespondenz mit Friedrich früh als modellhaften Vergleichsgegenstand etabliert. Bereits den Kronprinzen apostrophierte Voltaire als »Julien mineur« und »prince-philosophe«. <sup>24</sup> Mit einem Gedicht rief er ihn 1741 auf, wie Julian derjenige »philosophe sur le trône« zu sein, der zugleich »Thémis et

20 Ruge, Werke, Bd. 4. (1847), S. 57 f.; zum Zusammenhang s. o., Kapitel A. III. 2.

21 Vgl. zum Folgenden den Überblick bei Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 83-90 (mit weiterführenden Literaturangaben).

22 Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 83.

23 Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 75 f.

24 Zitiert nach Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 84.

Bellone« in sich vereinte.<sup>25</sup> Dem französischen Pamphletisten gelang es, Julian so sehr als Muster eines vollkommenen Herrschers im Denken Friedrichs zu verankern, dass dieser als König dann tatsächlich als Reinkarnation des spätantiken Kaisers erschien; angesichts dieses Erfolgs wagte sich Voltaire mit seinem Vergleich denn in den 1770er Jahren auch an die Öffentlichkeit und portraitierte Friedrich in seinem vielgelesenen *Dictionnaire philosophique* als einen vorbildlichen Monarchen, »der die Feldherrentugend und das Dichtertalent Julians in sich vereine«.<sup>26</sup>

Voltaire traf damit *einerseits*, wie bereits angedeutet, einen Nerv im Selbstverständnis Friedrichs II., der sich ja nicht nur von der französischen Aufklärung, sondern auch von der römischen Antike her inspiriert fühlte und etwa Ciceros »De officiis« als höchsten Ausdruck der Moral pries – was ihn natürlich nicht daran hindern sollte, gleich nach Regierungsantritt unter Missachtung des in der römischen Antike ausgebildeten Kriegsrechts einen durchaus unprovzierten Angriffskrieg nur um der ›Ruhm und Ehre‹ willen zu führen.<sup>27</sup> Der kunstsinnige, philosophisch gebildete, in religiösen Fragen politisch tolerante, aber persönlich indifferente Monarch, der immer wieder entsprechenden Anfeindungen ausgesetzt war, erklärte Julian in seiner 1760 publizierte Ode »An die Verleumdung« dann sogar selbst ausdrücklich als sein identifikatorisches Vorbild, denn nach Jahrhunderten der kirchlichen ›Dämonisierung‹ war seit der Aufklärung ›die Wahrheit‹ über den ›edlen‹ Julian spät, aber doch noch ans Licht gekommen –<sup>28</sup> wie es eben all jenen geschieht, die ›ihrer Zeit voraus‹ sind oder das zumindest von sich glauben.

Diese von Friedrich selbst bestätigte These einer inneren Wahlverwandtschaft mit Julian wurde *andererseits* auch von den Zeitgenossen »bereitwillig aufgegriffen« und avancierte bald zu einem Gemeinplatz.<sup>29</sup> Christoph Martin Wieland pries den toleranten und ›fortschrittlichen‹ König schon 1762 als den »Julianus unserer Zeit«, und 1775 erschien aus der Feder von Johannes Nicolaus Niclas die erste Schrift, die sich offen gegen den mittlerweile bereits zur »Mode« gewordenen Vergleich aussprach – jedoch mit »mäßige[m] Erfolg. Noch 1857 parallelisierte Karl Gutzkow die beiden Philosophenregenten. Die Vergleichspunkte der zwischen Wieland und Gutzkow verfassten Texte sind fast ebenso zahlreich wie die Vergleiche selbst.«<sup>30</sup> Konstant blieb dabei aber nicht nur das Deutungsschema von Julian-Friedrich als Philosophenkaiser, sondern zugleich als Kriegsherr; beide verkörperten jenen idealen Herrschertypus, der eben »Thémis et

25 Zitiert nach Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 85.

26 Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 85.

27 Im Brief vom 3. 3. 1841 (kurz nach der Invasion Schlesiens) an den Freund Charles Étienne Jordan begründete Friedrich seinen unprovzierten Vergrößerungskrieg folgendermaßen (zitiert nach Luh 2014, Friedrich der Große, S. 9): »Meine Jugend, die Glut der Leidenschaft, der Ruhmesdurst, ja selbst die Neugier, um Dir nichts zu verhehlen, kurz ein geheimer Instinkt hat mich den Freuden der Ruhe entrisen. Die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und später in der Geschichte zu wissen, hat mich verführt.« Zur Cicero-Rezeption s. Schieder 2002, Friedrich der Große, S. 376, 381, 386, 438.

28 Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 86.

29 Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 86.

30 Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 86 f.

Bellone« in sich vereinte (s. o.): »Julians Stellung war an der Spitze einer Armee oder im Saale einer Akademie, ganz wie beim Philosophen von Sanssouci.«<sup>31</sup>

Merkwürdigerweise hat auch Franziska Feger, die dem Vergleich zwischen Julian und Friedrich II. ein ganzes Kapitel gewidmet hat, nicht gesehen, dass die ironische Pointe in dem Pamphlet von David Friedrich Strauß darin liegt, zwei längst bekannte, ihrer Herkunft wie Stoßrichtung nach aber völlig gegensätzliche Motivtraditionen – die Rezeptionsgeschichte zu Julian und die Rezeptionsgeschichte zur Romantik – auf neue und durchaus ingeniose Weise miteinander zu verschränken. Die Kritik an Friedrich Wilhelm IV. als ›Romantiker‹ war längst gängig, aber dass Strauß diese Kritik über den kontraintuitiven Vergleich mit Julian Apostata vortrug, war schlicht genial. Denn dass zumal ein Hegelianer den seit der Aufklärung von ›fortschrittlichen‹ Denkern in den Himmel gehobenen Julian als »Romantiker« zeichnete, »dessen Ideale rückwärts liegen«, erschien zunächst als eine *contradictio in adjecto*. Die brillante ›Finte‹ lag allerdings in der Ambivalenz der mit hegelianischer Begriffsschärfe differenzierten Perspektive. Strauß führte Julian nur in »formeller« Hinsicht als Romantiker, und das auch nur um der satirischen Spitze gegen den aktuellen preußischen König willen ein. Die Verständnislosigkeit der späteren Strauß-Forschung offenbart sich nirgendwo so deutlich wie in der Konstatierung der Widersprüchlichkeit des Vergleichs;<sup>32</sup> es war eben eine *gewollt* widersprüchliche Überblendung, die Strauß dann aber wiederum verstand, dialektisch aufzubrechen und mit dem Längstbekannten zu verbinden: In »materieller« Hinsicht figurierte Julian nämlich exakt das, was *einerseits* in der linkshegelianischen Romantikkritik immer schon als Gegenbild gegen den ›unpreußischen‹ König beschworen wurde – »die wahre Konsequenz Friedrichs des Großen« (s. o.) –, und was *andererseits* in der progressiven *Julian*-Appropriation (von Voltaire bis Gutzkow) wiederum mit ebendiesem Friedrich ›dem Großen‹ überblendet wurde:

Aber materiell ist dasjenige, was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten suchte, mit demjenigen verwandt, was uns die Zukunft bringen soll: die freie harmonische Menschlichkeit des Griechenthums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums ist es, zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit, und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert, uns wieder herausarbeiten im Begriffe sind. In dieser Hinsicht, auf den Inhalt seiner Ideale und

31 Gutzkow 1857, Ueber Kaiser Julian Apostata, S. 95; bereits Christian Friedrich Daniel Schubart dichtete in seinem »Friedrich der Große. Ein Hymnus« (zitiert nach Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 87): »Hektor, Achill, und Cäsar und Julian, / Der Vorwelt und der Afterwelt Helden, / Staunten, als sein Kriegerruf hinabdonnerte / In des Todes Schattengefild.«

32 Vgl. schon Schmitt 1919, Politische Romantik, S. 148-160, wo ders., weil dieser selbst stets so bemüht-geistreiche Autor den humoristischen ›Clou‹ der Schrift nicht zu erspüren vermochte, einen langen Exkurs braucht, um in immer neuen Anläufen die Unangemessenheit des Vergleichs zu kritisieren; vgl. auch das ausführliche Referat bei Kinzig 1997, Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift, 24-36; Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 181f. meint sogar: »Ganz Herr geworden ist Strauß [!] dem ambivalenten Charakter Julians nicht. [...] Die daraus resultierende uneinheitliche Diagnose provozierte den Vorwurf mangelnder Stringenz [...]«

Bestrebungen, fühlen wir uns, trotz aller Verzerrung, in der sie bei ihm erscheinen, zu Julian hingezogen, von seinen Gegnern aber abgestoßen, aus welchen das Princip des unfreien Glaubens, des gebrochenen Lebens, zu uns spricht, das in seinen letzten Nachwirkungen zu überwinden, unsere Aufgabe und unser Pathos ist.<sup>33</sup>

Der fromme, weiche und träumerische Friedrich Wilhelm IV. und die von ihm inthronisierte christlich-katholisierende Romantik waren ein Betriebsunfall der preußischen Geschichte. Friedrich II. und Julian Apostata hingegen, die beide Feldherrentugend und Dichtertalent (Voltaire) in sich vereinten, repräsentierten das ideologische Fundament, auf dem Preußen gegründet sein musste, um seine »welthistorische Mission« (Ruge) zu erfüllen: »die freie harmonische Menschlichkeit des Griechenthums« und »die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums«, Bildung und Macht.<sup>34</sup> Davon hing »die Zukunft unserer gemeinsamen politischen Entwicklung«, wie Georg Gottfried Gervinus (Kapitel B. II. 1) bzw. »die gemeinsame Sache des politisch freien Deutschland«, wie Arnold Ruge (Kapitel A. III. 2), beide ebenfalls im Jahr 1847 mit kontrastivem Blick auf den regierenden preußischen Romantikerkönig schrieben, beide ideologisch und konstellationspolitisch mit Strauß verhandelt (Kapitel B. III. 4. 2), ab. David Friedrich Strauß reihte sich mit seiner nur im Hinblick auf den provozierend ambivalenten Julian-Vergleich originellen Satire in die längst fest etablierte Tradition der kleindeutschen Kritik an Friedrich Wilhelm IV. ein.

Die Hoffnung einer durch den aktuellen König vereitelten preußischen (und damit liberalprotestantischen bis säkular-humanistischen) Hegemonie in Deutschland wurde dabei nicht nur bei Strauß in die Zeit des Altertums rückprojiziert. In Theodor Mommsens monumentaler – 1854/56 erschienener – »Römischer Geschichte«, für die er später den erst zum zweiten Mal verliehenen Literaturnobelpreis erhielt, klang die teleologische Fixierung auf die straffe »Militärmonarchie« Julius Cäsars zumindest mehr als verdächtig; berühmt ist die geradezu fanatische Abrechnung mit Cicero, der zwar viel oratorischen Geist, aber wenig »realpolitischen« Sinn für Machtfragen hatte.<sup>35</sup> Und Johann Gustav Droysen hatte schon 1833 mit seiner »Geschichte Alexanders des Großen«, in welcher der bis heute gängige Epochenbegriff des »Hellenismus« geprägt wurde, fast ein allegorisches Schlüsselwerk geschrieben; der Aufstieg des kleinen, aber in seiner politischen und militärischen Kraft konzentrierten makedonischen Königreichs zur einenden Hegemonialmacht über die griechische Welt – und von dort aus-

33 Strauß 1992 [1847], Julian, S. 51.

34 Um zu verstehen, was genau Strauß mit »Römerthum« meinte, muss man nur wenige Seiten zurückblättern, vgl. Strauß 1992 [1847], Julian, S. 48: »Vom Römerthum hatte Julian vor Allem die Grundtugend desselben, die kriegerische Tüchtigkeit, in sich bewahrt, und zwar gleichsehr als Talent des Feldherrn, die Gabe, sich ein tüchtiges Heer heranzuziehen und Feldzugs- und Schlachtenpläne zu entwerfen, wie als persönliche Tapferkeit des Kriegers.«

35 Zu den perspektivischen Standpunkten des zwischen 1854 und 1856 publizierten Werks, dem die Zeitgenossen »schlechten Zeitungstil« vorwarfen, vgl. Rebenich 2002, Mommsen, S. 85-97 sowie die Einleitung dess. in Mommsen 2010, Römische Geschichte I, S. IX-XXV, hier IX (Zitat aus der zeitgenössischen Kritik).

gehend über nahezu die ganze damalige Welt – war zwar keine Erfindung, hatte aber dennoch sehr viel mit der preußisch-deutschen Frage im 19. Jahrhundert zu tun.<sup>36</sup>

1. 2 Aus romantischer Sicht betrachtet:  
»Kaiser und Reich« – warum ein Versepòs?

Zwischen der Publikation der Straußschen Satire und Eichendorffs Epos liegt die 1848er Revolution. Der perspektivische Standpunkt der nachmärzlichen Zeit – die auf das »Scheitern« der Revolution, die Gefahr eines allgemeinen Völkerrkrieges, den in letzter Minute abgewendeten deutsch-deutschen Krieg bereits zurückblickt – bedingt dabei den Zugriff auf die am Vorabend der Revolution veröffentlichte Programmschrift des kleindeutsch gesinnten Honoratiorenliberalismus. Eichendorff greift zwar durchaus die von Strauß erstmals vorgeführte, provozierend neue Kombination des Julian-Stoffes mit der vormärzlichen Romantikcontroverse auf, allerdings ohne sich darauf zu beschränken, eine einseitig-diskursimmanente »Replik« zu formulieren, oder, wie im Briefwechsel mit Theodor von Schön (Kapitel A.III.4.2), das Straußsche Romantikschemà gar als Modell für seine eigene Kritik an der Reaktionspolitik des preußischen Staates herzunehmen.<sup>37</sup>

- 36 Droysen 1833, Alexander; dazu Schulze 1997, Nationalbewegung, S. 107 (»Keine bürgerliche Bibliothek ohne Droysens Alexanderbuch, und jeder mann verstand: Mazedonien war Preußen, Griechenland Deutschland, Asien Europa. In Bismarck sollte dann das Bürgertum Alexander wiedererkennen, sein Aufstieg und Erfolg war durch die Geschichtswissenschaft in den Köpfen der Menschen vorgebahnt.«); unverstàndlich (apodiktisch) ablehnend dagegen Nippel 2008, Droysen, S. 29; zu dieser so hãufig traktierten »Analogie« der beiden nòrdlichen Kleinstaaten vgl. umfassend Thomas 1994, Makedonien und Preußen.
- 37 Beides sind die Extrempole der bisherigen Forschung, sofern sie überhaupt versuchte, die Fixierung auf vermeintlich »überzeitliche« Konflikte zu überwinden: von Bormann 1988, Kritik der Restauration, treibt die von ihm selbst als »nicht sehr wahrscheinlich« eingeführte Prãmissè, Eichendorff wùrde »Hand in Hand« (S. 80) mit Strauß gegen Friedrich Wilhelm IV. gehen, bis zu der letzten Konsequenz, der katholische Romantiker sei eigentlich gar kein echter Christ, sondern heimlicher Heide gewesen (damit unbewusst Grundmuster der Eichendorff-Deutung der NS-Zeit fortschreibend, vgl. dazu die Beispiele, die in der Einleitung der vorliegenden Arbeit angeführt wurden); Kühlmann 2004, Romantik der Spãtantike, hat diesen Zugriff als »verwegene, wenn nicht abwegige« (S. 139), »posthistorische[] Thesenfreudigkeit« (S. 134) desavouiert; Friedrich Wilhelm IV. spielt, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, im Julian-Epos als Persònlichkeit keine eigene Rolle, und selbst wenn er das tãte, dann wãre Eichendorffs Kritik eben nur durch das innerromantisch-konfessionelle Schisma erklãrbar, vgl. in diesem Sinne Kapitel B.III.4.2. – Pornschlegel 2017, Hyperchristen, liest das Epos umgekehrt als diskursimmanente »Antwort« auf Strauß, als »tragisches Heldenepos, das dem linearen Zeitverlauf des (bei Strauß geradezu unverwùstlichen) Fortschrittsprinzips das Bild einer dãmonisch zerrissenen Geschichte entgegenghãlt« (S. 204). Ohne diese Bezugnahme historisch-philologisch zu plausibilisieren kapriziert sich derselbe über Gebühr auf diese Grundthese, die dann im abschließenden Ausblick mit den »Ideen von 1914« kurzgeschlossen wird, wobei hiermit auch der perspektivische Standpunkt, von dem aus sich der teleologische Blick auf Strauß und Eichendorff ergibt, offengelegt wird. – Bei Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 142-160, wird die Frage unverstãndlicherweise nicht einmal thematisiert, was schon am Aufbau (das Kapitel zu Strauß, S. 161-173, folgt auf dasjenige zu Eichendorff!) sinnfãllig wird.

Entscheidend war vielmehr, dass der nationalpolitische Diskursrahmen, der bei Strauß nur indirekt über die einzelnen Thematiken (Preußen, Romantik) gegeben ist, jedenfalls nicht explizit genannt wird, aus nachmärzlicher Perspektive noch viel deutlicher erscheinen, kurz von der 1848er Revolution überstrahlt werden musste: Immerhin richtete sich die am Vorabend der Revolution publizierte Satire gegen denjenigen Monarchen, dem dann im März 1849 eine Ehrendelegation der deutschen Nationalversammlung die Kaiserkrone antrug, also gegen denjenigen Monarchen, durch dessen berühmt-berüchtigte Ablehnung das Scheitern der Revolution bzw. der deutschen Einheit (trotz der ihrerseits kläglich gescheiterten Versuche einer nationalkonservativen Variation im Rahmen der preußischen Unionspolitik von 1849/50) besiegelt wurden. Es gab nur eine knappe Mehrheit für die kleindeutsch-erbkaiserliche Lösung, und auch diese Mehrheit war nur durch das vorherige Ausscheiden der großdeutschen Lösung zustande gekommen (Kapitel B. II. 2. 2).<sup>38</sup> Allerdings gab es eben gerade im kulturpolitischen Bereich schon seit den 1830er Jahren eine ideologisch einigermaßen klarumrissene kleindeutsche ›Fraktion‹; die Linkshegelianer und ein nicht unbedeutender Teil der Liberalen setzten aus ideologischen Gründen auf Preußen, den Staat des Protestantismus, des Fortschritts, der Bildung und der Macht, um aus ebendiesen ideologischen Gründen wiederum den aktuell regierenden preußischen, christlich-romantischen König als ihren größten Feind anzusehen – wie Strauß mit seiner *antiromantischen* und *projulianischen* Satire bestens illustrierte. Diese rezeptionsgeschichtliche Anregung greift Eichendorffs Epos auf, um sie in einem viel umfassenderen nationalpolitischen Horizont ›tieferzulegen‹. Was Eichendorffs Anverwandlung des Stoffes nämlich zunächst von der gesamten vorgängigen Rezeptionsgeschichte unterscheidet, ist die von bisherigen Interpreten übersehene Tatsache, dass der religiöse Konflikt von der strukturbildenden und erkenntnisleitenden *Frage nach dem Reich* – seinen geistigen Grundlagen, seiner Legitimation und Bestimmung – überwölbt wird.<sup>39</sup>

38 Insofern entbehrt die pauschale Übertragung der ideologischen Option der Straußschen Satire auf die gesamtdeutsche Situation bei Pornschlegel 2017, Hyperchristen, S. 195 (›und es [Strauß' Text, N.v.E.] macht historisch auch ein wenig verständlicher, weswegen sich die Nationalversammlung der Paulskirche ausgerechnet ein preußisch-deutsches Erbkaisertum wünschte‹) der empirischen Evidenz; den kleindeutschen Diskursrahmen der Satire, wie er eben allein durch die Kontextualisierung mit der vormärzlichen Romantikkritik sichtbar wird (s. o.), setzt Pornschlegel ohne Begründung bzw. aus teleologischer Perspektive (er schreibt mehrfach vom »kommenden preußisch-deutschen Reich) voraus.

39 Bei Pornschlegel 2017, Hyperchristen, ist das nur indirekt erkannt, wie der prägnante Ausblick auf die Ideen von 1914 (S. 220-223) verdeutlicht, der allerdings argumentativ nicht an der Fokussierung auf einen seiner Lesart nach den Text dominierenden ästhetisch-theologischen Antike-Diskurs anschließen kann; Pornschlegel bezeichnet seinen Ansatz auch ausdrücklich als einen text- bzw. theorieimmanenten (das Epos sei gerade *keine* »Parteinahme im Kontext der tagespolitisch virulenten konfessionellen Auseinandersetzungen«, S. 204) und macht überall die subversive Kritik an der von Goethe inaugurierten »ästhetischen Wiedereinsetzung heidnischer Gottheiten« (S. 210) aus. Nur durch die pauschale ideologische Setzung einer »neopaganen« Signatur des »preußisch-deutschen Reiches« ergibt sich hier ein Bezug zwischen (katholischem) Text und (akatholischem) ›Kontext (?).

Mitten in die Feier von Julians erfolgreichem Feldzug gegen die Germanen (I. Gesang)<sup>40</sup> trifft die Aufforderung des Kaisers Constantius an seinen gallischen Heerführer, einen Teil des siegreichen Heeres zur Unterstützung des Krieges gegen die Sassaniden zu senden, selbst aber »mit leeren Händen[ ] / Gallien [zu] hüten seinem Herrn« (II, 19 f.). Der Zwiespalt zwischen gehorsamem Dienst und der Eigendynamik des Erfolgs, figuriert im Gegensatz von »Lorbeerreisern« und »Dornenkron« (II, 23 f.), mündet in einen inneren Leidenskonflikt, in dem sich bisherige Zweifel verschärfen und der Julian schließlich förmlich zum Apostaten werden lässt (II-III): In der »Schlüsselszene« (III) von Julians Glaubensabfall verschränkt sich das persönliche Aufbegehren gegen Gott mit einer politischen Revolution: Im dämonischen Bündnis mit einem den Genius des römischen Staates symbolisierenden »Venus-Roma«-Marmorbild (III, 36-40) manifestiert sich nicht nur Julians persönliche – eher nebenbei erotisch motivierte – Rückkehr zum Heidentum, sondern zugleich der politische Wille, das Reich vom christlichen »Glaubenswahn zu befrei[en]« und in seiner altheidnischen Herrlichkeit zu restituieren (III, 6, 26). Aus dieser religions- und staatspolitischen Sehnsucht geboren, mündet Julians Usurpation der Kaiserwürde in den Machtkampf gegen den legitimen christlichen Kaiser Constantius (IV). Die von Julian repräsentierte pagane Staatsidee geht aus diesem religiös grundierten »[R]ingen um das Reich« (»Der Gegenkaiser Heere, zu ringen um das Reich«, IV, 1) siegreich hervor, entpuppt sich aber bald als despotische Militärdiktatur, die innenpolitisch zu brutalen Christenverfolgungen (VIII, IX) und außenpolitisch zu einem imperialen Feldzug führt, an dessen größenwahnsinniger Übersteigerung der heidnische »Cäsar« mit seinem »jungen Reich« (XIV, 22) zugrunde geht (XIV, XVI). Das Epos schließt mit dem Jubel der die politischen Wirren überdauernden frühen Kirche über die Ausrufung eines christlichen Kaisers, also mit dem Ausblick auf die Fortdauer des Reiches unter christlichen Vorzeichen (XVII, 1-8).

Die Zentralstellung des Motivkreises um »Kaiser und Reich« evoziert dabei unmittelbar die nationalpolitischen Debatten im Bannkreis der 1848er Revolution. Signalisiert wird dieser Bezug bereits durch die Wahl der Gattung, die in der bisherigen Forschung merkwürdigerweise nie auch nur thematisiert wurde. Dass Eichendorff das *genus grande* der Epik zum Reflexionsmedium der deutschen Frage erkoren hat, wird nicht nur durch die allgemeine Disposition der Gattung für nationale Sujets nahegelegt,<sup>41</sup> sondern besonders durch die symbolische Funktion der Strophenformen sinnfällig, in denen das Epos überwiegend gehalten ist: Durch die Einkleidung in das Versmaß des seit der Edition Friedrich von der Hagens zum »Nationalepos« dogmatisierten Nibe-

40 Im Folgenden wird aus dem Epos nach dem Text der KA I, S. 605-646 gemäß folgendem Schema zitiert: (Gesang in römischer Ziffer), (Verszahl).

41 Hegel 1838, Vorlesungen zur Ästhetik, S. 326 ff.; die Forschungslage zur National- bzw. auch allgemein Versepik im 19. Jahrhundert ist recht dünn, neben Ahlers 1998, Versepos zwischen 1848 und 1914, und dem knappen Überblick von Jäger 1998, Versepik, bietet einen historischen Zugriff nur Taterka 2011, Zum europäischen Nationalepos des 19. Jahrhunderts. Dass sich die Epenproduktion des 19. Jahrhunderts (vor allem, aber nicht nur in dessen zweiter Hälfte) wesentlich von den historischen Rahmenbedingungen her erklärt, ist in alten, vornehmlich gattungspoetologisch orientierten Beiträgen nicht erkannt.

lungenlieds wird die spätantike Kaiser- und Reichsdiskussion auf die zeitgenössische deutsche Frage hin transparent gemacht.<sup>42</sup> Mit dem religiös grundierten »[R]ingen um das Reich« thematisiert das Epos, soweit lässt sich die noch auf breiterer Textgrundlage zu entfaltende These vorgreifen, die weltanschauliche Grundlage eines in diesen Jahren projektierten deutschen Nationalstaats.

Die Wahl des römischen Schauplatzes aus der Zeit der Christianisierung zum nationalen Reflexionsraum ist bereits Ausdruck des historischen Problemhorizonts wie der spezifischen ideologischen Position, die Eichendorff hierin einnimmt. Wurde in dem für Eichendorff gültigen katholischen Geschichtsbewusstsein eine innere Kontinuität zwischen römischem und deutschem Reich behauptet, so war die Christianisierung der entscheidende Vorgang, mit dem das römische ›imperium‹ seine heilsgeschichtliche Berufung erfüllte, in der Europa-Ekklesia des »Heiligen römischen Reiches Deutscher Nation« aufzugehen. Der Zusatz »deutscher Nation« definierte diesem Geschichtsbild zufolge – entgegen dem früh einsetzenden Prozess der Verselbstständigung – nationale Identität durch den verbindlichen Bezug auf die römische Kirche. Die Hochkonjunktur von geschichtsphilosophischen Reflexionen über ›Kaiser und Reich‹, die die katholische Publizistik seit 1848 verzeichnete, wendete diese ›Ursprungserzählung‹ des Deutschen Reiches dezidiert gegen den zeitgenössischen Versuch einer kleindeutschen, säkularen Restitution des Reiches, das seine christlich-katholische Herkunft verleugnete.<sup>43</sup> Gegen das um sich greifende »Geschwätz vom Reiche«, gegen die Einbildung, man könne »durch Kammerdebatten und Zeitungssphrasen« »die alte Herrlichkeit des Reiches von den Todten erweck[en]«, »wenn« man »nur fleißig von Reichstruppen, Reichsgränzen, Reichsfahnen u. s. w. spräche[]«, gegen diese »wirre, pseudoromantische Phantasterei« erinnerte man an »Ursprung und Bedeutung des Reiches«.<sup>44</sup>

Der Zusammenhang mit diesem aktuellen, nationalpolitischen Problemkomplex zeigt sich an der Verschränkung der zentralen Stichwörter mit der bisher vollkommen übersehenen kulturellen Tiefendimension des Epos. Denn wie in der bisherigen Forschung teilweise bereits registriert wurde, artikuliert sich Julians paganes politisch-religiöses Programm in Versen der deutschen Klassik. Das von ihm zum Leben erweckte Marmorbild, das er anfangs noch als Genius des römischen Staates, als »Roma« begrüßt, wird schließlich als femme fatale namens »Fausta« – der Bezug auf Goethe ist offenkundig – durch das Epos geistern. Als ›weiblicher Faust‹ wird sie den Niedergang des Reiches teils verursachen, teils (symbolisch) begleiten. Julians christliche Gegenspieler Severus und Oktavian treten hingegen als Repräsentanten der Romantik auf: Der Name des Letzteren ist Tiecks »Kaiser Oktavianus«, einem Grundbuch der Ro-

42 Das Epos ist in Romanzen- (dazu s. u., B. IV.1.4) und Nibelungenstrophen sowie in Variationen davon gehalten. In den schwerpunktmäßig um ›Kaiser und Reich‹ kreisenden Gesängen wird die Nibelungenstrophe verwendet (8 von 17; s. den Überblick KA I, S. 1183 f.); zur Rezeption des Nibelungenlieds vgl. u. a. von See 2003, Nibelungenlied – ein Nationalepos?

43 Vgl. hierzu die entsprechenden Artikel in den HPBl 24 (1849), S. 226-251, 634-637, 753-783, 473-501; die Artikel HPBl 27 (1851), 858-880, 31 (1853), S. 665-704, beziehen sich dabei bereits auf den Imperialismus Napoleons III., vgl. dazu s. u., Kapitel B. IV.1.3.

44 HPBl 24 (1849), S. 473.

mantik, entlehnt, und Severus fungiert als Sprachrohr Eichendorffs. Die Verwendung der Romanzenstrophe deutet ebenso auf die Romantik, wie die das wiederhergestellte Reich bejubelnden Christen.<sup>45</sup>

Was die bisherige Forschung nicht erkannt hat – und hier lag das entscheidende Hindernis für eine adäquate Interpretation dieses Befunds – ist die schlichte Tatsache, dass eben schon Eichendorffs literarhistorische Schriften von Anfang an auf eine primär nationale Fragestellung hin ausgerichtet waren. Dass im »Julian« der spätantike Konflikt um Christentum vs. Heidentum im Gegensatz Romantik vs. Klassik daherkommt, wird erst durch die Parallele mit derjenigen nationalen Ursprungserzählung verständlich, die Eichendorff erstmals in der »Geschichte des Romans« von 1851 in Grundzügen entworfen und in den folgenden Publikationen noch konsequenter entfaltet hat; der Gründungsmythos der Deutschen lag in der Überwindung des klassisch-antiken durch das romantisch-christliche Weltbild, die geistlich-weltliche Doppelgestalt des mittelalterlichen Reiches war im »romantischen« Bündnis des »altnordischen Geistes mit dem Christentum« bereits knospenhaft enthalten (Kapitel B. III. 2. 2).<sup>46</sup>

Das richtete sich dezidiert gegen die nationalliberale Klassik-Legende, die, wie ihr Schöpfer Georg Gottfried Gervinus paradigmatisch vorführte, ebendieses christliche Mittelalter übersprang und stattdessen eine dialektische Emanzipationsgeschichte seit den Germanen konstruierte, nach welcher der deutsche Geist durch Luther vom Joch der Kirche, durch Goethe und Schiller von einer supranatural-theologischen Weltanschauung überhaupt »befreit« worden war, um seine Erfüllung schließlich im unitarischen, säkularen Nationalstaat unter preußischer Führung zu finden (Kapitel B. III. 1; B. III. 2. 2). Kristallisationspunkt dieser divergierenden Bestimmungen nationaler Identität und Geschichte war dabei der Diskurs um die Emanzipation der »menschliche[n] Natur«, weil diese nach Gervinus in Analogie zu derjenigen der »Völker[]« stand:<sup>47</sup> Die »Klassiker« gaben mit ihrem Humanitätsideal das Vorbild für den »Protestantismus

45 Bezüge auf die Klassik gesehen bei Möbus 1954, Eichendorff in Heidelberg, S. 59 f.; Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 197; Porschlegel 2017, Hyperchristen, S. 208 ff. Die Bezüge auf die Romantik bei Severus und Oktavian wurden bisher höchstens indirekt, bei den Christen überhaupt nicht gesehen, dazu s. u., Kapitel B. IV. 1. 4. Der kulturelle Horizont dieser Referenzen wurde von keinem der bisherigen Autoren erkannt und spielt paradoxerweise auch bei Porschlegel, der in seinem Ausblick ja Linien bis zu den Ideen von 1914 ziehen will, keine Rolle.

46 Aus dem Verkennen des nationalgeschichtlichen Diskursrahmens resultierte die endlose Reiteration der ebenso leeren (weil nie begründeten, immer schon vorausgesetzten) wie dünnen Behauptung, es gehe hier nur um die »Auseinandersetzung mit zeitlosen, immer wiederkehrenden Grundentscheidungen«, vgl. Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 196; zuletzt Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 144 (»Überzeitlichkeit der Thematik«), S. 145 (»Überzeitlichkeitspostulat«).

47 Gervinus 1845, Mission, S. 84 f. (Hervorhebung von mir, N. v. E.): »Unsere neuere Bildung, im Gegensatz zu dem abgeschlossenen aristokratischen Staatsbau des Mittelalters, beginnt erst mit der Reformation, mit der Zeit, wo man zum erstenmal einen Begriff von deutscher Volksthümlichkeit faßte, und wo die ganze Masse der Nation an dem öffentlichen Leben theilhaftig war, ohne die keine heutige Staatenbildung mehr gedeihen kann. In den drei Jahrhunderten der deutschen Geschichte seit dieser Zeit hat die Nation die zwei großen Bildungsstufen zurückgelegt, die religiöse jener Tage und die literarische des vorigen und dieses Jahrhunderts; an dem Eingange einer dritten Stufe politischer Bildung steht sie jetzt, auf demselben Wege vorschreitend, den ihr

des Staates«; die katholischen Romantiker hingegen waren eine Abirrung der Nationalgeschichte, weil sie den »Protestantismus und die Staatsfreiheit« durch das »unfreie Princip des altdeutschen Glaubens und Lebens« bedrohten (Kapitel B. III. 1. 1-2).

Für Eichendorff war man mit dieser Erhebung der von den »Klassikern« idealtypisch repräsentierten Humanitätsreligion zum »förmlichen Nationalcultus«, also zum geistigen Vorbild für einen deutschen Nationalstaat, allerdings hinter den eigentlichen Gründungsakt der deutschen Geschichte zurückgefallen. Die modernen Romantiker hatten den Beruf, die durch Renaissance-Humanismus, Luther, Liberalprotestantismus etc. selbstvergessene Nation wieder in den großen Zusammenhang mit ihren »ursprünglichen« Traditionen zu bringen.

Der diskursive Zusammenhang zwischen der religiösen Umbruchphase der Spätantike, dem Motivkreis um »Kaiser und Reich« und der kulturnationalen Tiefendimension des Epos wird vor diesem Hintergrund bereits in Grundzügen erkennbar. In der Regierungszeit Julians verdichtete sich jener religiöse Konflikt, dessen Lösung am Anfang der deutschen Geschichte stand. Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, ist Kaiser Julian in Eichendorffs Epos gerade als Feindfigur integraler und konstitutiver Bestandteil eines nationalgeschichtlichen Narrativs. Das wird bereits im ersten Gesang deutlich, der von literaturgeschichtlichen Einkleidungen noch ganz frei ist und sich stattdessen darauf beschränkt, verschiedene Rezeptionsstränge und zeitgeschichtlich-politische Diskursmuster zu aktivieren und in einem nationalen Verweishorizont neu zu verknüpfen.

### 1.3 Der Traum vom säkularen Reich:

#### Julian als deutscher Napoleon und friderizianischer Cäsar und die nationalliberale Inthronisation Goethes und Schillers

Am Anfang des ersten, ins Versmaß des Nibelungenlieds gekleideten Gesangs wird ein politisch-nationaler Referenzraum entworfen, der durch seine konstitutiven Koordinaten – »Paris«, »Rhein«, »Germanen« – deutlich auf den französisch-deutschen Gegensatz des 19. Jahrhunderts verweist (I, 1-20):

#### I.

Die Stadt Paris wogt festlich, vom alten Mauerkranz  
Schaun Bürger bunt und Frauen im schönsten Sonntagsglanz,  
Sie lehnen heiter plaudernd über der Zinnen Rand  
Und eifrig weisen Andre hinaus in's grüne Land.

»Sie kommen!« ruft's plötzlich, und still wird's auf dem Wall;  
Schon hört man Rosse wiehern und fernen Waffenschall,

Engländer und Franzosen vorausgegangen sind, *und den die menschliche Natur selbst den Völkern wie den Individuen vorschreibt.*«

Und da und dort vom Felde blitzt's auf im Sonnenschein –  
Das ist das Heer der Römer, das siegreich kommt vom Rhein.

Jetzt nahte sich das Fußvolk, der Boden bebt vom Tritt.  
»Willkommen!« schrien die droben, »wen bringt ihr da uns mit?« –  
»Gefangene Germanen.« – »Wie die verächtlich schau!  
Die sehn ja aus wie Sieger, nicht möchte ich denen traun!«

Auf einmal aber schmettert's herüber aus dem Tal –  
»Das sind die lust'gen Reiter, begrüßt viel tausendmal!«  
Und alle Blicke wenden, von dem Klange froh erschreckt,  
Sich nach dem Staubeswirbel, der noch die Schar bedeckt.

Da teilt der Wind die Wolke, und hoch auf weißem Roß  
Im Waffenschmucke leuchtend, dem blanken Reitertroß  
Voran mit weh'ndem Helmbusch, erscheint der Julian,  
Und ein Jauchzen von der Mauer hallt über den ganzen Plan.

Dass Julian als gallischer Feldherr im Kampf gegen die Germanen am Rhein, also als Präfiguration Napoleons, vor allem aber als charismatischer Herrscher und militärischer Triumphator eingeführt wird, der ausgerechnet bei den Bürgern von Paris »Jauchzen« auslöst, greift im Rezeptionshorizont der frühen 1850er Jahre eine hochaktuelle politische Problemlage auf. Erst 1852/53 hatte sich nämlich in Frankreich erneut ein moderner Cäsar an die Macht geputscht, die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt, und, weil die dramatis persona ein Napoleonide, Napoleon III. war, gerade auf deutscher Seite wieder einmal viele Erinnerungen wachgerufen. Dieser Napoleon Redivivus, der die außenpolitische Ordnung von 1815 umstoßen wollte und sich dabei auf das revolutionäre Prinzip der Nation berief, war der eigentliche »Unruhestifter« im Europa der 1850er Jahre; Italiener und Polen hätte er gerne in ihrem nationalen Befreiungskampf unterstützt, aber hinsichtlich der deutschen Frage hielt er es mit der traditionellen französischen Politik; durch ihn erhielt erneut – wie 1840 – die französische Sehnsucht nach der »natürlichen« Rheingrenze Auftrieb, sein europapolitisches »Revisionsprogramm« »enthielt« daher »eine deutliche Spitze gegen die deutsche Nationalbewegung«. <sup>48</sup> Vor allem aber bildete die plebiszitäre Diktatur das Fanal einer auch im deutschen Bereich kontroversen Debatte über Legitimation und Funktion von monarchischer Herrschaft in einem modernen Massenzeitalter, wobei man ausdrücklich auf die römische Antike zurückgriff. Auguste Romieu hatte in seinem 1851 ins Deutsche übersetzten Buch »den Begriff Caesarismus unter Rückgriff auf eine römische Kaiserzeit als eine Herrschaftsform zu definieren versucht, die auf militärischer Macht und plebiszitärer Legitimation

48 Alle Zitate bei Schulze 1997, Nationalbewegung, S. 102; von der »Rheinfahrt« Louis Bonapartes in der zweiten Hälfte des Jahres 1852 und »dem ungeheuern Pomp und Jubelgeschrei des Napoleonsfestes«, in dem man »panem et circenses« erblickte, in Paris berichten die HPBl 30 (1852), in ihren »Glossen zur Tagesgeschichte«, S. 333 ff. (Zitate 333, 336).

beruhe und die einzige Rettung einer von sozialen und politischen Krisen erschütterten Gesellschaft vor der ›roten Gefahr‹ darstelle; »Cäsarismus, Napoleonismus und Bonapartismus« waren Schlüsselbegriffe im politischen Diskurs der 1850er Jahre; von konservativer Seite gab es bereits begeisterte Lobredner der ›französischen Lösung‹, so empfahl Constantin Frantz, Schreiberling des preußischen Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel (zu diesem Kapitel B. III. 4. 2), eine plebiszitäre Diktatur, um den Sozialismus in Schach zu halten; Karl Marx »replizierte« darauf mit seinem »18. Brumaire des Louis Bonaparte«, indem er durch die ironisch gemeinte Parallele den ›eigentlichen‹ von dem epigonalen Napoleon Redivivus zu trennen suchte.<sup>49</sup>

Dass Julian als Napoleon avant la lettre auftritt, ist dabei auch stoffgeschichtlich legitimiert. Die Analogie Julian-Napoleon wurde ebenso früh wie häufig traktiert.<sup>50</sup> Julian, der Paris (Lutetia) »in den Rang einer Residenz erhoben« hat, musste der »grande nation« ebenso schmeicheln wie der spätere »empéreur«.<sup>51</sup> Auch für August von Kotzebue galt Julian in seinem »Bericht über ›Das Museum Napoleon‹« »als Begründer des Weltruhmes« derjenigen Stadt, die bereits im ersten Vers von Eichendorffs Epos genannt wird und die dem siegreichen Feldherrn einen triumphalen Empfang bereitet – »der Stadt Paris«.<sup>52</sup>

Wenn nun bei der näheren Beschreibung des Erscheinungsbildes Julians dessen »träumerisch[e]« »Augen« betont werden, und damit das um 1850 vieldiskutierte Straußsche Bild von Julian als »Romantiker« aufgerufen wird, dann offenkundig nur, um überhaupt den Bezug auf die vorgängige Rezeptionsgeschichte zu signalisieren (I, 21-24):

Vom Mauerkranze aber flüstert manch' schöner Mund:  
 »Wie zierlich läßt er tanzen sein Rößlein über'n Grund,  
 Blickt aus der Nacht der Locken recht wie ein Morgen frisch,  
 So kühn die edle Stirne, die Augen so träumerisch.

In den folgenden Strophen wird nämlich exakt der Julian der progressiven neuzeitlichen Rezeption (Voltaire bis Strauß) porträtiert (I, 25-44):

49 Rebenich 2002, Mommsen, S. 94f. (mit Zitaten); vgl. auch allgemein zu diesem signifikanten historisch-begrifflichen Komplex den wegweisenden und nach wie vor grundlegenden Artikel von Gollwitzer 1952, Cäsarismus Napoleons III. im Widerhall der öffentlichen Meinung Deutschlands, sowie von dems. auch den Artikel »Cäsarismus. Napoleonismus, Bonapartismus, Führer, Chef, Imperialismus« in *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1 (2004), S. 426 ff.

50 Vgl. etwa die schematische Vergleichstabelle in: *Monthly Literary Recreations; or Magazine or General Information and Amusement* 2 (1807), S. 356-358; den Artikel »Der Rückzug Napoleons aus Rußland und Julians des Apostaten aus Persien. Parallele«, in: *Politisches Journal nebst Anzeige von gelehrten und andern Sachen* 1 (1813), S. 328-342; sowie Butler 1835, *Analogy of Religion*, S. liii.

51 Demandt 2007, *Spätantike*, S. 135.

52 Feger 2019, *Julian Apostata im 19. Jahrhundert*, S. 108.

Doch die Bürger schütteln die Köpfe und wundern sich gar sehr:  
 »Was reiten da für Gesellen hinter dem Julian her?  
 Philosophen mit langen Bärten, Poeten ohne Schwert,  
 Das sind gewißlich Griechen, denn der Julian ist sehr gelehrt.«

Er aber wandt' sich scherzend zurück vom luft'gen Sitz,  
 Da folgen spielend Witze, anmutig Blitz um Blitz,  
 Und grüßend oft dazwischen sein Blick über die Zinnen schweift,  
 Da senkt sich manches Auge, wenn es sein Blick gestreift.

Und als er kam zum Tore, der Bischof trat hervor,  
 In festlichen Gesängen pries Gott der Priester Chor,  
 Daß Er für seiner Kirche in wilder Heiden Schwarm  
 So wunderbar gestählet des jungen Helden Arm.

Fürst Julian sprang vom Rosse und kniete auf den Grund'  
 Aber ein spöttisch Lächeln spielt' ihm um Aug' und Mund,  
 Denn hinter ihm der Dichter flüstert' ihm leise zu;  
 »Wie lullt ihr wildes Kindlein die heisre Amm' in Ruh!«

»Dompfaffen lehrt man pfeifen,« entgegnet Julian,  
 »Was ficht es in dem Walde die andern Vögel an!  
 Ihr Lied bleibt doch das alte« – »Und frei des Adlers Flug,«  
 Versetzt der bärt'ge Weise, »doch, hoher Herr, sei klug!«

Der gebildete Religionsspötter, der sich dem Christentum – und besonders dessen institutionalisierter Form – haushoch überlegen fühlt, ist also gerade kein Romantiker, wie in der bisherigen Forschung immer wieder behauptet wurde,<sup>53</sup> sondern genau jener Idealherrscher, wie ihn David Friedrich Strauß im Kontrast zu dem christlichen Romantikerkönig Friedrich Wilhelm IV. beschworen hat. Bildung und Macht, gelehrtes »Griechenthum« und militärisches »Römerthum« sind Julians auszeichnende Eigenschaften, wie sie nicht nur in der progressiven Rezeption seit Voltaire auf Friedrich »den Großen«, sondern etwa auch in der liberalen Napoleon-Legende auf den »weltlichen Heiland« (Heine), den »Weltgeist zu Pferde« (Hegel) projiziert wurden.<sup>54</sup> Eichendorffs Julian, der sich später an die Macht putscht (III-IV), ist eine geradezu kaleidoskopartige Projektionsfigur, in der sich die Sehnsüchte nach jenem Typus des »großen Mannes« bündeln, der außerhalb der Gesetze steht und das aufgrund seiner welthistorischen Sonderrolle, als Emissär des Fortschritts, auch darf, ja muss. Als imperialer Feldherr,

53 von Bormann 1988, Kritik der Restauration, passim; Kühlmann 2004, Romantik der Spätantike, S. 139 (»Jedoch erscheint Julian auch bei Eichendorff als Romantiker«); Feger 2019, Julian Apostata, S. 147 (»tritt Julian dem Leser als romantischer Schwärmer [...] entgegen«).

54 Zur liberalen Napoleon-Legende vgl. u. a. (mit weiterführenden Literaturangaben) das Heine-Kapitel bei Beßlich 2007, Napoleon, S. 225-245.

der auf seinen Kriegszügen »Philosophen mit langen Bärten, Poeten ohne Schwert« mitbringt, rückt er nicht nur mit Napoleon zusammen, der in Ägypten einen Tross von Archäologen, Geographen und Philosophen in seinem Schlepptau hatte, sondern auch mit derjenigen Figur, die sowohl für den historischen wie für den epischen Julian eine Vorbildfunktion erfüllt und der im deutschen Vormärz als »Napoleon der Antike« apostrophiert wurde – Alexander dem Großen.<sup>55</sup> Julian Apostata fühlte sich, wie wir aus historischen Quellen wissen, als Reinkarnation Alexanders,<sup>56</sup> und sein Feldzug gegen die Perser – der in Eichendorffs Epos als größtenwahnsinniges Unternehmen desavouiert wird (XIV, XVI) – sollte »das vorderasiatische Reich Alexanders« restituieren.<sup>57</sup> Auch für Friedrich II. wiederum war Alexander der Große ein identifikatorisches Vorbild, dessen ebenso schlichte wie schlagfertige Heerführung (»Das Eisen bildete ihren [der Armee, N. v. E.] einzigen Schmuck«) er schon als Kronprinz voller Bewunderung studierte.<sup>58</sup> Dem »[u]nsterblichen Fechter« Alexander dem Großen, den er »[ü]ber den Wogen der Welt« »erkannt hat«, wird Eichendorffs Napoleon-Friedrich-Julian später noch »die Hand« reichen, denn »[ü]ber der Jahrhunderte Kluft« wölben sich dem seltenen »Genius« »diamantene Brücken« (V, 31-49). Kurzum: Die »großen« Gestalten der Geschichte, Alexander, Julian, Friedrich II., Napoleon, haben Zugang zu einer Art überzeitlicher Walhalla, in der sie sich »freudig begegnen« (V, 39). Noch einmal wird der prägnante Bezug auf die progressive Rezeptionsgeschichte unterstrichen, wenn Alexander von Julian dabei nicht nur als Kriegsheld (eben als »unsterbliche[r] Fechter«), sondern auch als »Dichtersheld« (V, 40) apostrophiert wird.

Der im Versmaß des Nibelungenliedes gehaltene erste Gesang aktiviert das progressive Julian-Bild, um es mit der kleindeutschen Friedrich-, besonders aber mit der liberalen Napoleon-Legende in einem nationalen Referenzraum zu verbinden. Wenn nun Julian-Napoleon, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, Goethe und Schiller im Munde führt und auch offiziell die nationalliberale »Klassik-Legende« zu inthronisieren versucht, aber von christlichen Romantikern bekämpft wird, dann könnte die nationalpolitische Symbolfunktion dieser kaleidoskopartigen Figur deutlicher kaum sein: Julian ist wie Napoleon gerade als zu überwindende Feindfigur konstitutiver und integraler Bestandteil nationaler Identitätsbildung. Die Virtuosität, mit der diese Parallele durchgeführt wird, zeigt sich aber darin, dass Julian nicht einfach eine bloß allegorische Folie für Napoleon ist oder umgekehrt. Die Überwindung des historischen Julian durch christliche »Romantiker« (Kapitel B.IV.1.4) behält als Ursprungserzählung des deutschen aus der Christianisierung des römischen Reiches ihr Eigengewicht. Durch die Analogie mit dem Urknall moderner deutscher Geschichte wird dieser katholisch-nationalen Ursprungserzählung, die sich als solche ja gegen den »mainstream« nationa-

55 Zitat »Napoleon der Antike« aus dem Nachruf auf Droysen, wobei der »Vergleich Napoleon-Alexander« auch schon in einer Rezension in den Blättern für literarische Unterhaltung 1834, Bd. 2, S. 1025 »gezogen« wurde, vgl. zu den Quellenbelegen Nippel 2008, Droysen, S. 29, 322 (Endnote).

56 Rosen 2006, Julian, S. 360 über die »imitatio Alexandris«.

57 Vgl. den Hinweis bei Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 196, allerdings ohne historisch-politische Schlussfolgerung.

58 Luh 2014, Friedrich der Große, S. 13 f., Zitat (aus einem Brief an Voltaire von 1837) 14.

ler Identitätskonstruktionen wendet, aber zusätzliches argumentatives bzw. diskursives Gewicht verliehen.

Wenn Julian und Napoleon unter dem positiven Signum einer liberalen Lichtgestalt zusammenrücken können, dann natürlich ebenso unter dem negativen des Antichristen – als der nicht nur Julian in der kirchlichen Tradition, sondern auch Napoleon im Bannkreis von 1813 unter nationalistischen Vorzeichen apostrophiert wurde (Kapitel A. I. 1). All diese Assoziationen werden im Verlauf des Epos spielerisch aufgenommen, zugleich aber umfassend problematisiert. Eichendorffs Julian ist natürlich weder glänzender Held noch aber, wie von katholischen Lesern der Zeit erwartet wurde, reine Inkarnation des Bösen.<sup>59</sup> Julian ist zwar eine prometheische Figur – die insofern der Hybris bezichtigt wird –, andererseits aber auch ein gebrochener, schwer ringender und verführbarer Charakter, der in seiner Komplexität ernst genommen wird. Julians Entwicklung vom indifferenten Skeptiker, der vor kirchlichen Würdenträgern noch aus taktischen Gründen fromme Miene macht, zum förmlichen Apostaten und brutalen Christenverfolger wird nämlich durch die Entfaltung eines umfassenden Stimmungstableaus auch psychologisch einfühlsam plausibilisiert (II, 1-32):

## II.

Klangreich auf die Stadt hernieder  
Sank die laue Sommernacht,  
Zitherklänge, schöne Lieder  
Waren da genug erwacht.

Kühl die alten Brunnen rauschten,  
Bei dem hellen Mondenschein  
Mädchen vor den Türen lauschten  
Mancher Mär' vom schönen Rhein.

Da wird's plötzlich still, sie lassen  
Lied und Zither bleich und stumm,  
Und, wie Geister, durch die Gassen  
Gehen düstre Kunden um.

Botschaft, heißt es, ist gekommen  
Von dem Kaiser aus Byzanz;  
Weit im Orient sei entglommen  
Neuer Kriegesfackel Glanz.

59 Luise Hensels Stellungnahme vom 27. 5. 1853, zitiert in HKA XVIII/2, 964, die sich deutlichere, für den »zeitgenössischen Kampf« verwertbare »Schwarz-Weiß«-Malerei erwartet hätte (so treffend Schultz in KA I, S. 1180), ist bezeichnend für das doppelte rezeptionsgeschichtliche Problem, mit dem Eichendorffs späte Epik konfrontiert war: »ein historischer, gründlich böser, bewußter

Dorthin soll der Julian senden  
 Seines tapfern Heeres Kern  
 Und er selbst, mit leeren Händen,  
 Gallien hüten seinem Herrn.

O Constantius, arger Kaiser,  
 Lohnst du so mit schnödem Hohn?  
 Windest ihm die Lorbeerreiser,  
 Die er brach, zur Dornenkron'!

Und sie wollen es nicht leiden,  
 Treu im Glück wie in der Not,  
 Keiner will von Julian scheiden,  
 Ihres Ruhmes Morgenrot.

Fern des Schicksals Donner rollen,  
 Und durch das verstörte Heer  
 Geht ein tiefverhaltne Grollen  
 Wie vor nahem Sturm im Meer.

Eichendorff wendet hier die für ihn typische poetische Strategie an, persönliche und naturhafte Phänomene symbolisch zu überblenden: Die »wie Geister [...] durch die Gassen« gehenden »düstre[n] Kunden« deuten bereits das Aufbäumen dämonischer Kräfte an, und »tiefverhaltne Grollen« im Heer, »nahe[r] Sturm«, »Schicksals Donner« lassen den großen politischen, in einem Bürgerkrieg resultierenden Konflikt gleichsam buchstäblich am Horizont heraufziehen. Für Julian wird damit ein offenbar länger schon virulentes Ringen verschärft, das deutlich auf die moderne deutsche Geistesgeschichte hin durchsichtig ist; denn Julians nächtliche Klagen artikulieren sich ganz im Sinne desjenigen Emanzipationsgedankens, der auf dem Grund der vormärzlichen Debatten über die Identität der deutschen Nation lag (III, 1-8):

»Wie ich auch rang und fleht' und frug: Entsagen  
 War stets die Antwort, die mir Christus bot,  
 Das schöne Leben an das Kreuz zu schlagen,  
 Ist Christenbrauch, und ihre Kunst der Tod.

Wie anders einst in Roma's großen Tagen,  
 Die jetzt der Glaubenswahn gebunden hält!  
 Da hieß ihr Losungswort: lebend'ges Wagen,  
 Und vor den Kühnen beugte sich die Welt.

Charakter ist dieser Julian nicht, der sich mehr als ein eitler, schwächlicher, nichtsnutziger Jüngling, denn als ein im Bösen entschlossener Apostat zeigt.«

Die klaren Anspielungen auf Schillers »Die Götter Griechenlands«<sup>60</sup> (dort v. 5: »wie ganz anders, anders! war es da«; v. 41: »Finstrer Ernst und trauriges Entsagen«; v. 45: »Damals war nichts heilig als das Schöne«) bilden den Auftakt für die das Epos leitmotivisch durchziehende Zitattechnik. So artikuliert sich Julians späteres paganes Glaubensbekenntnis wiederum in Versen der deutschen Klassik:

»Steig', Helios, auf!  
 Von Gipfel zu Gipfel,  
 Entzünde flammend die Wipfel  
 Und der funkelnden Ströme Lauf,  
 Daß die Welt wieder, trunken von Licht,  
 Ein himmlisch Gedicht!  
 Die dunkle Wäلتung  
 Der Zeiten Gestaltung,  
 Der wunderbaren Schönheit Mythe,  
 Apollo, Zeus, Aphrodite,  
 Oder wie die begeisterte Menge es heißt:  
 Es ist des Menschen ewiger Geist,  
 der durch die Äonen kreis't.  
 Wer kann dich knechten,  
 Du von Geschlecht zu Geschlechtern  
 Sich leuchtend schlingende  
 Ewig verjüngende  
 Göttliche Kraft?  
 Was der Genius schafft  
 In schauerndem Entzücken,  
 Wölbt unsichtbar durch die Luft  
 Über der Jahrhunderte Kluft  
 Demantene Brücken,  
 Wo die verwegenen  
 Unsterblichen Fechter  
 Getrennter Geschlechter  
 Sich freudig begegnen.  
 Alexander, du Dichterheld!  
 Dich hab' ich erkannt  
 Über den Wogen der Welt,  
 Dir reich' ich die Hand!  
 Was Du Großes gesonnen,  
 Dein Wagen, die Wonnen,  
 Die göttlichen Schmerzen  
 Der Schöpferlust:

60 Zitiert nach der zweiten Fassung, in: Schiller KA I, S. 162 ff.

Mir alles im Herzen  
 Erwacht ist's, und sprengt mir die Brust.  
 O du Frühlingssturm der Gedanken!  
 Deines Adlerflugs Wehen  
 Löset den Bann,  
 Und ein leis' Auferstehen  
 Hebt in den Gründen an:  
 Die die Tiefe durchranken,  
 Die verlorenen Bronnen  
 Dringen an's Licht der Sonnen,  
 Lebendig rührt sich der Hain  
 In Kron' und Zweigen,  
 Es bricht sein Schweigen  
 Der gefesselte Stein,  
 Und zwischen Trümmern steigen,  
 Eratmend aus allen  
 Versunkenen Hallen  
 Die uralten Lieder,  
 Die heiteren Götter,  
 Dem Menschen als Retter  
 Hülfreich gesellt  
 Und unser ist wieder  
 Die weite, schöne, herrliche Welt!«

In der meisterlichen Goethe-Schiller-Satire<sup>61</sup> des julianischen Helios-Hymnus wird dem »Einen« (»Die Götter Griechenlands«, v. 99) nicht nur der mannigfaltige Götterhimmel der Antike gegenübergestellt. Ganz im Sinne der Weimarer verbirgt sich hinter der bunten Götterwelt, die bezeichnenderweise nur von der »Menge« polytheistisch missverstanden wird, eine moderne Humanitätsreligion, in dessen Zentrum »des Menschen ewiger Geist [...] durch die Äonen kreist«. Die Wiederkehr der alten Götter bietet so nur die mythologische Folie für die Emanzipation der »göttlichen Kraft« des menschlichen »Genius«, des »schönen Lebens« aus »Kreuz« und »Tod«. Der Gedanke der Emanzipation des autonomen Individuums bildet den eigentlichen diskursiven Gehalt des Epos und kommt an anderer Stelle – mit dem jungdeutschen Schlagwort von der »Emanzipation des Fleisches« – in der satirischen Kommentierung (neu-)heidnischer Orgien sogar explizit in seiner aktuellen zeitkritischen Stoßrichtung zum Tragen (IV, 25-44):

61 Vgl. schon Möbus 1954, Eichendorff in Heidelberg, S. 59 f.; zu den Anspielungen im Einzelnen (ohne Hinweis auf die bisherige Forschung) auch Pornschlegel 2017, Hyperchristen, S. 208f.

Halbe Heiden, halbe Christen,  
 Die das Kreuz schier wund gedrückt,  
 freun sich dort der neuen Freiheit  
 Und umarmen sich entzückt.  
 Jungfrauen auch, die zweifelhaften,  
 Die längst seitwärts schon geschieht  
 Nach dem nackten Flügelknaben  
 [...]  
 Laufen aus den engen Kammern –  
 ward der alte Gott zum Spott:  
 Draußen findet jede Nympe  
 Herzhaft ihren jungen Gott.  
 Und zum sel'gen Ringeltanze  
 Flöte nun und Leier klingt,  
 Trunken rasen die Mänaden,  
 Hintendrein der Satyr springt,  
 Und beim rosenduft'gen Becher  
 Fühlt der Weise, tiefgerührt,  
 Nach der finsternen Verdummung  
 Auch sein Fleisch emanzipiert.

Die Diagnose, dass durch die ›Befreiung‹ von der natürlichen Schöpfungsordnung allerdings nicht das »schöne Leben«, sondern die zum Bösen neigende Unerlöstheit der auf sich selbst zurückgeworfenen menschlichen Natur zum Vorschein kommt, wird im Epos nicht zufällig von einem christlichen ›Romantiker‹ gestellt. Severus, ein altgedienter christlicher Ritter, stellt seinen ehemaligen Zögling Julian, von dessen rezentem Glaubensabfall er bisher nur ahnt, angesichts der Ausbreitung (neu-)heidnischer Orgien zur Rede (VII, 30-45):

»Schau', wie die Sterne fragend auf dich herniedersehn,  
 Das ist die rechte Stunde, so still und ungestört,  
 Wo uns der ernste Wald nur und Gott im Himmel hört.

Sieh', Heer und Volk verwildert wie ein entfesselt Tier,  
 Vom Banner, statt des Kreuzes, schau'n Götzenbilder stier,  
 Verkehrt in Wahn und Schande sah' ich all' frommen Brauch.« –  
 Julian entgegen' lächelnd: »Kein Feuer ohne Rauch!

Schiltst die Natur du, Alter, weil sie ihr Joch zerbricht,  
 Aus Quell und Bäumen wieder die Götterseele spricht,  
 Und Helios durch die Nebel den Siegeswagen lenkt,  
 Die Welt im Licht eratmet, der Mensch begeistert denkt?« –

»Ei Worte, Worte, Worte! Ich weiß bloß: die Natur  
Ist nur eine arme demütige Creatur,  
Die schauernd von dem träumet, in dessen Hand sie ist. –  
Ja oder Nein verlang' ich: glaubst du an Jesus Christ?«

Der Kaiser drauf unwillig und finster: »Nein!«

Die Verschränkung von Natur- und Menschheitsemanzipation (»Natur [...] ihr Joch zerbricht; der Mensch begeistert denkt«) verweist ebenso auf die in der Tradition der religiösen Aufklärung (»Welt im Licht eratmet«) stehende deutsche Klassik wie Severus mit dem deutlichen Zitat aus Eichendorffs bekanntestem Gedicht<sup>62</sup> als Sprachrohr der Romantik auftritt. Der für die geistige Kontur des Epos zentralen »ideellen Konfrontation« liegen zwei Begriffe von (menschlicher) Natur zugrunde: Gegenüber einem immanenten Naturbegriff als absoluter »Berufungsinstanz« kommt in Severus' Antwort die christliche Vorstellung von ihrer Kontingenz und Erlösungsbedürftigkeit zum Ausdruck.<sup>63</sup> War der Mensch »souveräne[r]« »Herr[] und Gesetzgeber dieser Welt« oder – worauf Severus im Sinne Eichendorffs<sup>64</sup> insistiert – nicht vielmehr Teil einer göttlichen Ordnung, deren hochmütige Durchbrechung die niederen, egoistischen Triebe des Menschen losbindet und so – der Eigendynamik der Erbsünde entsprechend – in Chaos und Anarchie mündet?

Diese Diagnose wird im weiteren Verlauf der Handlung besiegelt: Auf die feuchtfröhliche Emanzipationsorgie folgen Kirchenzerstörungen im Namen der Aufklärung,<sup>65</sup> und Julian selbst wird nach dem dämonischen Bund mit Venus-Roma-Fausta, die aber zugleich seinen zweiten, ursprünglich christlichen Gegenspieler, den Sohn des Severus, Oktavian verführt (XI.), zum Getriebenen (XII, 53 ff.). Irre geworden an der eigenen Hybris, stürzt er sich in barbarische Rituale<sup>66</sup> und schließlich in den größtenwahnsinnig<sup>67</sup> übersteigerten Krieg gegen die Perser. Der schmachliche Tod, den er dort in

62 Vgl. die erste Strophe der »Mondnacht« (KA I, S. 322): *Es war als hätt' der Himmel / Die Erde still geküsst / Dass sie im Blütenschimmer / von ihm nun träumen müsst.*

63 Sehr klar gesehen von Kühlmann 2004, Romantik der Spätantike, S. 142, aber ohne politische Schlussfolgerungen.

64 Vgl. KA VI, 456 (»Wo aber der Glaube und der Sinn für das Übernatürliche aufhört, da fängt der Aberglaube an die Natur an. Man hatte den Meister aus der großen Werkstatt der Welt hinausgeklügelt, und die Werkstatt der Natur sollte nun für sich allein die Welt bedeuten. Da aber der Mensch sehr bald gewahr wurde, daß er die Spitze, gleichsam das Auge der Natur sei, so konnte es nicht fehlen, daß er sich auch ebenso bald als den eigentlichen Herrn und Gesetzgeber dieser Welt betrachten mußte, also erst die Natur und dann sich selbst vergötterte«), 425 f. (»Kein Wunder, daß nun der Mensch, weil er von dem lebendigen Verkehr mit der höheren Geisterwelt abgeschlossen war und auf der geheimnisvollen Stufenleiter der Wesen nicht mehr über sich, sondern immer nur unter sich blickte, sich auf einmal überaus groß und vornehm vorkam. [...] Es war mithin [...] das Subjekt [...] eine souveräne Macht geworden«).

65 »Licht sind nun die Gassen«, ruft Julian nach einer Kreuzesschändung, auf die eine Kirchenzerstörung folgt, VIII, 47 ff.

66 Vgl. die rituelle Opferung eines Kindes, XIV, 33-44.

67 Vgl. das Motiv von der Schiffsverbrennung (XIV, 32), »daß fortan keine Hoffnung, als nur im Siege wär!«.

einem als Gottesgericht inszenierten Zweikampf (XVI, 40) findet, wird zum Anlass für den abschließenden Erzählerkommentar: »Dem noch die Welt zu klein vor wenig Stunden/ Hatt' nun am Streifen Sand genug« (XVI, 65 f.).

Freilich wird hierin kein rein individuelles Schicksal vorgestellt. Mit seinem imperialen Kriegsunternehmen hatte der Cäsar – eine prophetische Warnung, die er in den Wind schlägt – »[s]ein junges Reich« bewusst »auf's Schwert« gesetzt (XIV, 22). Der in der Konfrontation zwischen Julian und Severus virulente Diskurs um die Autonomie oder Erlösungsbedürftigkeit der menschlichen Natur wird somit überwölbt von der größeren Frage nach den geistigen Grundlagen des römischen, und das heißt im Horizont der Anspielungstechnik: des deutschen Reiches. Der nationalpolitische Bedeutungsraum, der bereits in Severus' Hinweis auf die Verwilderung von »Heer und Volk« aufscheint, ist in der Szene von Julians Bündnis mit dem Genius des römischen Staates (III) deutlich angelegt.

In dieser ›Schlüsselszene‹ verbindet sich der bereits zitierte individuelle Leidensdruck Julians, verletzter Stolz und nicht gestillte Ruhmbegierde (s. o., III, 1-4) mit der politischen Sehnsucht nach der Restitution paganer, im altrömischen Heldenideal aufblitzender Reichsherrlichkeit (III, 5-48):

Wie anders einst in Roma's großen Tagen,  
Die jetzt der Glaubenswahn gebunden hält!  
Da hieß ihr Losungswort: lebend'ges Wagen,  
Und vor den Kühnen beugte sich die Welt.

Die Heldensagen aber einsam ragen  
Herein noch in's verwandelte Geschlecht,  
Und auf den Riesentrümmern stehn und fragen  
Die alten Götter nach dem alten Recht. [...]

So klagte Julian bei nächt'ger Stunde  
Im Garten zu dem Sternendom empor,  
Und draußen macht der Aufruhr seine Runde,  
Schlug immer wilder an des Palasts Tor.

»Wer rief mich da? – Wie? Schüttelt seine Locken  
Der alte Löwe schon, den ich befreit?« –  
Er hob sich rasch vom Sitz und blickt' erschrocken  
Rings um sich in der stillen Einsamkeit.

Denn zwischen dem verwitterten Gesteine,  
Den schönen Leib umrankt von Blumen wild,  
Stand geisterhaft im Mondenscheine  
Fernab manch' halbversunknes Götterbild.

Brünstig umschlungen hatt' der Lenz das eine,  
 Man sah's vor purpurroten Rosen kaum,  
 Er hieb sich durch's Geflecht von wildem Weine,  
 Und stand erschreckt – »Dich sah ich oft im Traum!

Sei Roma, Venus – mahrend mir erschienen,  
 Ich grüß' als Braut dich!« und vom Finger wand  
 Er eines Ringes funkelnde Rubinen  
 Steckt' ihn dem Liebchen an die Hand.

Da war's als ob ihr Auge sich bewegte,  
 Leis flüsterte der alten Ulmen Rund'  
 Und wie aus Träumen Bild auf Bild sich regte –  
 Er floh entsetzt, ihn graut im Herzensgrund.

Und immer näher draußen braust das Rufen  
 Gleichwie ein Sturmwind durch das öde Haus,  
 Schon donnert es herauf die Marmorstufen –  
 Sie riefen ihn zu ihrem Kaiser aus.

Und als er naht, umringen ihn die Wilden  
 Zudringlich roh – der stürzt ihm an die Brust,  
 Die heben ihn empor auf ihren Schilden,  
 Es war ein tödlich Dräu'n in dieser Lust.

Doch Einer riß der Ehrenketten Schlinge  
 Sich von der Brust und wand um Julian's Haupt  
 Als Herrscher-Diadem die goldnen Ringe,  
 Das Keinen noch erfreute, der's geraubt.

Kunstvoll verschlingt sich das persönliche Aufbegehren gegen Gott mit einer politisch-staatlichen Revolution: Während in den historischen Quellen unklar bleibt, ob die Schilderhebung durch die Truppen oder der Wille zur eigenmächtigen Usurpation zuerst kam,<sup>68</sup> so koinzidieren in der Darstellung des Epos beide Vorgänge zeitlich und inhaltlich. Gleichsam als metaphorisches Gravitationszentrum der Szene fungiert das »halbversunkne[ ]« »Venus«-»Roma«-Marmorbild. In dem magisch-dämonischen Bündnis mit ihm manifestiert sich nicht nur der endgültige Abfall Julians vom christlichen Glauben. In Anspielung auf den Topos der »Dea Roma« wird in dem schillernden »Götterbild«, auf das Julian seine persönlichen, erotischen, religiösen und politischen Emanzipationssehnsüchte projiziert, vielmehr der Genius des römischen Reiches figuriert. »Roma« – der Staat – ist vom christlichen »Glaubenswahn gebunden«, harrt

68 Vgl. dazu Rosen 2006, Julian, S. 178-192.

aber der »[B]efrei[ung]« durch den heidnischen Usurpator – vollkommen in Analogie zur menschlichen »Natur«, die, wie Julian gegenüber Severus geltend macht, ihr »Joch zerbricht« und wieder »im Licht eratmet«.

Mit dieser im Rahmen einer politisch-religiösen Revolution wirksamen Engführung individueller und staatlicher Emanzipation und in ihrer wiederholten Anspielung auf den Gegensatz von Klassik und Romantik greift das Epos eben jenes Ideal auf, das die liberal-nationale Bewegung in der deutschen Literaturgeschichte vorgebildet fand: Nach Gervinus gründete in den geistigen Kämpfen der später von Dilthey zur »deutschen Bewegung« getauften Epoche zwischen Lessing und Goethe die Emanzipation des Staates. Dieses Ideal beim Wort nehmend, entwirft Eichendorff ein Szenario für einen auf Grundlage des weltanschaulichen Liberalismus geeinten Nationalstaat, dem mit dem napoleonisch-friderizianischen Julian Apostata, der zur beliebten Figur gerade im heraufziehenden Kulturkampf avancieren sollte,<sup>69</sup> ein nationalliberaler, charismatischer Idealkaiser vorsteht, der nicht durch dynastische Legitimation, sondern durch Schilderhebung der Truppen an die Macht gelangt. Gemäß der Logik des Textes – der Ausblick auf Bürgerkrieg, despotische Diktatur, Christenverfolgung und imperialen Größenwahn wurde bereits referiert – liegt hier die Existenzfrage, an der sich das Schicksal des Reiches entscheidet. Im Sinne der konservativen Kritik zielt das Szenario auf die Sichtbarwerdung der Schattenseite dessen, was die Vordenker des verweltlichten Staates emphatisch erhofft hatten. Für Eichendorff war auch der Staat Teil der gefallenen Schöpfung und daher »erlösungsbedürftig«. In der Unabhängigkeitserklärung des Staates von Gott kam für Eichendorff jenes *proton pseudos* zum Tragen, das in die »Heiligsprechung der Eigenmacht« des »souveränen« Staates, in »Egoismus« und »Selbstvergötterung«, zuletzt in »Anarchie und Barbarei« münden musste (Kapitel B. III. 2. 1).

Dieser nationalpolitische Problemkomplex spiegelt sich nicht nur in Julians Schicksal, sondern besonders auch in dem »Venus«-»Roma«-Marmorbild. Tatsächlich verdichtet sich in ihm symbolisch der politisch-religiöse Emanzipationsdiskurs, um im weiteren Handlungsverlauf bis auf seinen nationalen Grund hin entfaltet zu werden: Nach ihrer Wiedererweckung wird die »Dea Roma« als zwischen machtvoller Rachegöttin und emanzipierter, aber selbst liebesbedürftiger *femme fatale* changierendes Wesen namens »Fausta« ihr Unwesen treiben (VI, 45-102; VIII, 57-84; IX, XI-XII), die sich zuletzt, vom »Wahnsinn« über sich selbst gepackt, buchstäblich in den »Abgrund« stürzt (XV, hier 90-100). Sie bildet das weibliche Äquivalent zu Goethes Faust, dem neuzeitlichen und »deutschen Menschen« *par excellence*,<sup>70</sup> in dem ja bereits Heinrich Heine 1833 die Analogie zum »deutschen Volk« erkennen wollte.<sup>71</sup> Diese »weltliche Bi-

69 Vgl. Rosen 2006, Julian, S. 436 ff.

70 Zur nationalen Faust-Rezeption s. Münkler 2010, Mythen, S. 109-139.

71 Heine 1833, Geschichte Poesie, S. 130 f. (»Das hat nun längst schon das deutsche Volk tief sinnig geahnt: denn das deutsche Volk ist selber jener gelehrte Doktor Faust, es ist selber jener Spiritua-list, der mit dem Geiste endlich die Ungenügsbarkeit des Geistes begriffen, und nach materiellen Genüssen verlangt, und dem Fleische seine Rechte wieder giebt; doch noch befangen in der Symbolik der katholischen Poesie, wo Gott als der Repräsentant des Geistes und der Teufel als der

bel der Deutschen« (Heine) oder »Bibel der Nation« (Franz Dingelstedt)<sup>72</sup> bezeichnete Eichendorff als »wahrhafte Tragödie der neuen«, von Gott abgefallenen »Zeit« (KA VI, 1055): Denn in ihm inkarnierte sich die Illusion jenes souveränen Menschentums, das im Vormärz zum »förmlichen Nationalcultus« (KA VI, S. 1050), d. h. zum geistigen Vorbild für einen deutschen Nationalstaat geworden war. Mit Fausts Selbstmord wie mit dem schmachvollen Ende Julians figuriert das Epos in drastischer Weise jene Mahnung, mit der Eichendorff in seiner zeitgleich entstandenen Literaturgeschichte das Projekt einer säkularen Restitution des deutschen Reiches belegt und die Romantik als nationalkulturelle Alternative empfohlen hat. Wo der nationale Staat die übernatürlichen Bindungen des Christentums, wie die katholische Romantik sie lehrte, abschüttelt, bricht das Chaos aus.

Die Tatsache, dass Eichendorffs Beurteilung an zahlreiche ideologische Voraussetzungen gebunden ist, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass er sie in eine objektiv gegebene historisch-politische Konstellation hineingesprochen hat; insbesondere durch die Verschränkung mit einer kulturellen Tiefendimension und dem Motivkreis um »Kaiser und Reich« trifft er einen neuralgischen Punkt in der nationalen Identitätsbildung des 19. Jahrhunderts, wie sie – in mannigfachen Brüchen und Abwandlungen – bis ins 20. Jahrhundert hineinreicht. Dieser Prozess zeigt sich exemplarisch etwa an David Friedrich Strauß, der nicht nur die nationalliberale Anverwandlung des Julianstoffes, sondern auch die der (der Spätantike gleichenden) geistigen Kämpfe um 1800 repräsentierte: Rückblickend wird er in der kleindeutschen Reichsgründung von 1871 die erfolgreiche Abwehr des »rückständigen« Katholizismus feiern und insbesondere Goethe und Schiller die geistige Vorarbeit für die kriegerische Nationsbildung zuerkennen.<sup>73</sup> In der nachmärzlichen Literaturgeschichtsschreibung aber erschienen Goethe und Schiller mittlerweile sogar als Autoren der »Epoche Friedrichs des Großen« –<sup>74</sup> und der »Faust in den Schützengräben« von 1914 ist ebenso sprichwörtlich geworden wie Werner Sombarts Wort über den »Militarismus« als den »zum kriegerischen Geist hinaufgesteigerte[n] heldische[n] Geist«, in dem sich noch »Potsdam und Weimar in höchster Vereinigung« treffen; deswegen von einer »prophetischen Analyse« zu sprechen, setzt freilich unhistorische Maßstäbe voraus.<sup>75</sup> Wenn Eichendorffs Julian jedoch

Repräsentant des Fleisches gilt, bezeichnete man jene Rehabilitation des Fleisches als einen Abfall von Gott, als ein Bündniß mit dem Teufel. Es wird aber noch einige Zeit dauern, ehe beim deutschen Volke in Erfüllung geht was es so tief sinnig in jenem Gedichte prophezeit hat, ehe es eben durch den Geist die Usurpationen des Geistes einsieht, und die Rechte des Fleisches vindiziert. Das ist dann die Revolution, die große Tochter der Reformation«).

72 Dingelstedt zitiert nach Münkler 2010, Mythen, S. 110.

73 Strauß <sup>11</sup>1881 [1872], Der alte und der neue Glaube, S. 3 (Bezug auf den Kulturkampf), 323f. (Goethe-Schiller); Pornschlegel verlässt sich so sehr auf die weltanschauliche Richtigkeit des katholischen Standpunktes von Eichendorff gegenüber dem »neopaganen« von Goethe, Schiller und Strauß, dass er diesen einzigen Hinweis, der Strauß mit der vormärzlichen »Klassik-Legende« verbinden könnte, nicht liefert. Damit entbehrt aber auch sein weiterer Ausblick auf die Ideen von 1914 (s. dazu im Folgenden) einer historischen bzw. weltanschaulich neutralen Plausibilisierung.

74 Vgl. zum Überblick Hohendahl 1985, Literarische Kultur, S. 207 ff. (Kapitel »Preußen und die literarische Tradition«).

75 So in seinem abschließenden Ausblick Pornschlegel 2017, Hyperchristen, S. 220 ff., hier S. 220 f.

Goethe und Schiller inthronisiert, dabei nicht nur als deutscher Napoleon, sondern auch als *friderizianischer* Kriegs-Held erscheint, der, verführt von Ruhm, Ehre und Größe, das Reich in einen orgiastischen Kriegstaukel stürzt und in wilder Verzweiflung die »Schiffe verbrennen« heißt, »daß keine Hoffnung fortan als nur im Siege wär« (XIV, 31 f.), dann wird man zugestehen müssen, dass Eichendorffs in den 1850er Jahren verfasste Epos den Grundzug oder zumindest den Anfangspunkt einer Entwicklung benennt, deren Folgen dann erst in einem späteren Stadium offensichtlich und unabweislich zutage lagen.

Inwiefern haben aber eigentlich die Klassiker selbst – von ihrer teils schillernden Vereinnahmung abgesehen – diesem rezeptionsgeschichtlich fundierten nationalpolitischen Problemkomplex tatsächlich vorgearbeitet? Was Napoleon angeht, so gehörte zumindest Goethe neben Hegel zu dessen größten Bewunderern. Und was Julian anlangt, so waren Goethe und Schiller sich einig: Der »dezidierte Nichtkrist« schrieb am 18. 3. 1801 an Schiller: »Wir stehen gegen die neuere Kunst wie Julian gegen das Christentum, nur daß wir ein bißchen klärer sind als wie er.«<sup>76</sup> Und Schillers »Die Götter Griechenlands«, aus denen Eichendorffs Julian seine Inspiration bezieht, war ursprünglich wohl als Seitenstück zu einem größeren Projekt zu Julian Apostata geplant.<sup>77</sup> Bedenkenswert ist hierbei eine sehr auffällige Korrelation: Denn in der letztlich gescheiterten Suche Schillers nach einem geeigneten Stoff für ein Nationalepos mit einem integrationsfähigen Nationalhelden war dieser von der Epoche des Dreißigjährigen Krieges (Gustav Adolf) zeitlich immer weiter, schließlich bis in jene religiöse Umbruchphase zurückgegangen, die Eichendorffs Epos zugrunde liegt.<sup>78</sup> Selbst wenn er dabei ursprünglich nicht explizit Julian im Blick hatte, so wird spätestens an Körners dementsprechendem Vorschlag<sup>79</sup> deutlich, dass nicht nur Eichendorff von der nationalen Bedeutung der unter Konstantin entschiedenen, in Julians Regierungszeit aber noch einmal aufbrechenden religiösen Frage überzeugt war.

#### 1. 4 Nationale Ursprungserzählungen im Spannungsfeld zwischen alter und neuer Romantik

Christentum und Heidentum, Romantik und Klassik waren die Pole jenes Konflikts, der in Julians Zeit schon einmal ausgefochten, zuletzt aber zugunsten der Romantik entschieden wurde. Allerdings entfaltet Eichendorffs Epos verschiedene Spielarten des

das Zitat von Sombart 1915, *Händler und Helden*, S. 63 f.: »Militarismus ist der zum kriegerischen Geist hinaufgesteigerte heldische Geist. Er ist Potsdam und Weimar in höchster Vereinigung. Er ist ›Faust‹ und ›Zarathustra‹ und Beethoven-Partitur in den Schützengräben. [...] Alles, was sich auf militärische Dinge bezieht, hat bei uns den Vorrang. Wir sind ein Volk von Kriegern.«

76 Goethe/Schiller Briefwechsel, S. 904 f.; Goethes Selbstbeschreibung zitiert nach Frühwald 2013, Goethe und das Christentum, S. 50.

77 Vgl. Rosen 2006, *Julian*, S. 428 f. (mit Literaturangaben); Feger 2019, *Julian Apostata* im 19. Jahrhundert, S. 93 ff.

78 Vgl. Wiedemann 1991, *Zwischen Nationalgeist und Kosmopolitismus*, S. 80.

79 Vgl. Körners Brief vom 6. 12. 1791 an Schiller (Schiller NA, Bd. XXXIV/1, S. 117 f.).

Romantischen und reflektiert so den durchaus ambivalenten Stellenwert dieser Geistesrichtung in Haushalt und Geschichte der Nation.<sup>80</sup>

Severus, der Julian anfangs noch den romantischen Spiegel vorgehalten hatte, wird nun ebenfalls von der allgemeinen Verwirrung der Geister mitgerissen. Hatte er seine legitime Opposition gegen den heidnischen Usurpator zunächst durch Rückzug von den politischen Geschäften und durch die Beherbergung christlicher Flüchtlinge realisiert (XIII, 1-126), so steigt bald der Plan einer persönlichen Vendetta in ihm auf: Sein ursprünglich gerechter Zorn schlägt in sündhafte Rachegeleüste um, die ihn von den Christen, mit denen er sich in romantischer Wald- und Bergeinsamkeit (zu deren Symbolfunktion s. u.) verschanzt hat, buchstäblich wegführen (XIII, 151-194):

Doch Severus zog indessen  
 Mit den Sternen auf die Wacht,  
 Er konnt' nicht mit ihnen singen,  
 Ihm ward wohl erst in der Nacht.  
 In die Tiefe horcht' er nieder  
 Und vernahm der Ströme Lauf,  
 Heerestrift und Hörnerklänge  
 Wehte oft der Wind herauf,  
 Und es rührten diese Laute  
 Wild ihm in der festen Brust  
 Seiner Jugend Angedenken  
 Und die alte Kriegeslust.  
 Und da, immer mächt'ger steigend,  
 Mit der dunklen Wetterpracht  
 Ihre Fahnen nun entfaltet  
 Über'm Himmelsgrund die Nacht,  
 War es ihm, als säh' er Krieger  
 Zornig reiten durch die Luft  
 Und den Rache-Engel schreiten,  
 Der da zu Gerichte ruft,  
 Und sie schleudern glüh'nde Speere,  
 Und es zündet jeder Speer  
 Grimme Flammen ihm im Herzen, –  
 Da klang's von dem Waldplatz her:

»Sieh, die Wetter sind verzogen  
 Und die Erde glänzt verweint,

80 Weil in der bisherigen Forschung die Bezüge von Severus, Oktavian und den Christen auf die Romantik überlesen wurden (auch bei Pornschlegel 2017, Hyperchristen), konnten auch die im Folgenden entworfenen Bedeutungskontexte nicht gesehen werden. Im Hintergrund wirksam ist die in Kapitel B. III. 4.1 herausgearbeitete Vorstellung einer Analogie zwischen dem Seelenhaushalt des Einzelnen und dem des Staates bzw. der Nation.

Wölbe, Herr, den Friedensbogen  
Milde über Freund und Feind!«

Und Severus bei dem Klange  
Stürzt' erbebend auf die Knie:  
»Du, der in der Todesstunde  
Seinen Feinden einst verzieh,  
Hilf, daß mich Erbarmungslosen  
Nicht der Hölle Wahnsinn fass'!  
Einen Hauch nur deiner Liebe!  
Lösch das Feuer, brich den Haß!« –  
Und derweil er im Gebete  
Also mit dem Teufel rang,  
Tönt' aufs neue da herüber  
Von dem Walde der Gesang:

»Ave Maria, benedeite!  
Um uns in der falschen Nacht  
Deinen Sternenmantel breite,  
Schütz' uns vor des Bösen Macht!«

Dass Severus aus dieser deutlich als antichristlich gekennzeichneten Motivation heraus Julian ermorden wird (XVI, s. u.), dem christlichen Gebot der Feindesliebe zum Trotz, verweist in doppelter Hinsicht auf den nationalen Horizont des Epos; einerseits trägt nämlich der durch die Rache verwandelte Severus, wie nicht erst das Schlusswort des Epos offenlegt, Züge von Kleist (dazu s. u.); andererseits führt Eichendorff mit dieser Negativ-Zeichnung des Julian-Mörders jenen kirchlich-legendarischen Rezeptionstrang ad absurdum, der in den Julian-Dichtungen Friedrich de la Motte Fouqués im Sinne der Befreiungskriege nationalreligiös aufgeladen worden war.<sup>81</sup>

Der romantische Bestsellerautor hatte in seinen »Geschichten vom Kaiser Julian und seinen Rittern« (1818) die in der Vita des hl. Basilius verankerte Legende aufgegriffen, nach welcher ein frühchristlicher Märtyrer, der hl. Mercurius, leibhaftig vom Tode aufersteht und den zum Antichristen stilisierten Kaiser in dessen letzter Schlacht inmitten der persischen Wüstenglut auf göttliches Geheiß hin tötet:

Furchtbarer noch drangen die Römer vor, entsetzter noch flohen die Perser. Es war, als solle dies ein Tag werden, wie ihn das sieghafte Rom im Laufe der Jahrhunderte noch nie so glorreich erschaute. Donner auf Donner rasselte durch den Himmel, finstre Gewölke zogen heran, und wandelten den Tag zur Nacht. – »Die Götter sind

81 Merkwürdigerweise wird nicht einmal die motivgeschichtliche Bezugnahme im (auf das Fouqué-Kapitel unmittelbar folgenden!) Eichendorff-Kapitel bei Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 142-160, registriert.

sichtbar mit uns!« rief Julian, und blickte glühendstolzen Auges nach dem Firmament empor, aber bleich und verstört senkte er alsbald wieder die Wimper.

[...]

Denn wie sich plötzlich all<sup>1</sup> das Wolkenheer vor hellem Strahl in der Mitte theilte, und einer klaren Lichtesgasse Raum gab, doch auf die Erde tiefer nur das Dunkel sank, – wie in dem Licht Mercurius als ein Engel, ein schöner, richtend ernster Engel sichtbar ward, – wie von ihm niederschloß ein Sonnenglanz, – ein Sonnenpfeil vielmehr, – und wie Julianus todt vom Rosse sank, – und neben ihm das edle, weiße Thier, die Geisternähe ahnend, fast wie im sinn'gen Todestraume lag, – wie Römer sich und Perser schreckhaft wirrten, und Jeder floh, und Niemand Sieger war, – Euch zeigt es dieses durchtbar glüh'nde Bild.<sup>82</sup>

Dieser Bericht ist eingebettet in ein verwirrendes Spiel mit unterschiedlichen Erzählebenen,<sup>83</sup> deren symbolische Funktion Fouqué in seiner nationalistischen Schlussmoral offengelegt hat:

Mein lieber Sohn, es geht nun mehr und mehr die Zeit auf, wo es nur selten noch einzeln strahlende Heldennamen giebt. Denn was sonst einzelne Menschen thaten, das werden bald die Völker thun, und Jeder wird Mühe genug haben, wenn er mit Allen Schritt halten will. [...] Halte Du Deinen kühnen Muth und das Andenken Deiner großen Ahnen lebendig in Dir, und das Schwerdt an Deiner Wand recht scharf und hellgeschliffen, auf daß Du kampfrüstig seyest vor allen Andern, wenn irgend eine Noth Deines deutschen Vaterlandes Dich ruft.<sup>84</sup>

Die Überwindung des ›welschen‹ Julian ist somit Teil eines nationalen Narrativs. Dass die Mercurius-Legende in dieser Novelle nur knapp abgehandelt und als offenbar weitgehend bekannt vorausgesetzt wird, erklärt sich wohl daraus, dass Fouqué diesen Stoff kurz zuvor auch separat in seinem epischen Gedicht »Legende von Kaiser Julianus dem Abtrünnigen« verarbeitet hatte; die finale Szene bildet, wie zu zeigen sein wird, die unmittelbare Vorlage für Eichendorffs Kontrafaktur:

O, die Adler hell und stolz!  
 Wie in edler Spiele Kreisen,  
 Sicher heitern Siegerlohns,  
 War bereits die erste Woge  
 Schöner Schlacht herangerollt,  
 Bogenschützen leichte Reiter,  
 Unsres Festes frühster Chor,

82 Fouqué 1990 [1818], Kaiser Julianus, S. 163 f.

83 Dazu ausführlich Beßlich 2011, Abtrünnig der Gegenwart, S. 158-163; Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 122-138.

84 Zu dieser nationalistischen Signatur vgl. van Essenberg 2019, Zu ringen um das Reich, S. 431; Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert, S. 138 f.

Prophezeih'nd den großen Ausgang  
 In des Scherzes munterm Trotz.  
 Und Julianus, stolzen Lächelns,  
 Ritt zuschauend weiter vor,  
 Unter frischen Lorbeerzweigen  
 Strahlend ihm des Haars Gelock.  
 Weh', da brichts hervor wie Sturmwind,  
 Brüllts heran wie Donnerton!  
 War's ein Riese? War's ein Dämon?  
 Ringsum schweigt (als schritt ein Gott  
 Richtend durch der Kämpfer Reihen)  
 Schweigt und starrt der Schlacht Geroll.  
 Denn auf seinem schwarzen Hengste  
 Kommt ein grauser Held im Zorn,  
 Ueber andre Krieger alle  
 Seltsam anzuschau'n und groß,  
 Bleich das Antlitz aus dem Helm vor,  
 Gluthentbrannt der Augen Drohn,  
 Hoch wie Tannen seine Lanze,  
 Und sein Schild ein goldner Mond.  
 Drehend schwang er sich im Kreise,  
 Schlug die Lanze drauf, da scholl's  
 Von den fernsten Klippen wieder,  
 Dröhnt' es auf der Erden Schooß.  
 Achtlos Aller, die sich bargen  
 Flihend, stürzend, sinnelos  
 Vor dem Schreckbild, trieb's den Renner  
 Stachelnd mit dem goldnen Sporn  
 Hin, wo sich's des Kaisers Leben  
 Als sein hohes Ziel erkor.  
 Wie nur, daß vor solchen Flammen  
 Der nicht gleich zu Asche schmolz!  
 Doch ihn hielt der eigne Hochmuth,  
 Bietend auch dem Himmel Trotz.  
 Ja, die Waffen wollt' er regen,  
 Fechten wollt' er – ach, umsonst!  
 Tief in's Herz die Lanzenspitze! –  
 Ledig sprang sein scheues Roß. –<sup>85</sup>

Eichendorff gestaltet die Schlachtszene mit der finalen Konfrontation von Severus-Kleist und Napoleon-Julian bis in einzelne Verskorrespondenzen hinein nach dieser

Vorlage, inhaltlich allerdings als dezidierte Kontrafaktur. Zwar erscheint auch Julian als Antichrist, der ob seiner imperialen Hybris durch »des Allmächt'gen Hand« (XVI, 7f.: »Und über'm Kampfgewühl lenkt die Geschieke / Unsichtbar des Allmächt'gen Hand«) gerichtet wird; allerdings spielt der Text hier eindeutig mit den Erwartungen seiner Leser, denn wie sich später erst herausstellt, ist der unmittelbare Vollstrecker dieses göttlichen Urteils gerade keine heilige Lichtgestalt, sondern der vom Dämon persönlicher Rache getriebene Severus; in der gespenstisch anmutenden Schlacht-Szene erscheint der plötzlich »recht aus des Kampfes Mitte« vorsprengende Kämpfer zwar zunächst als übernatürliche Macht, deren allzumenschliche Identität dann aber im letzten Gesang (s. u., XVII) offengelegt wird (XVI, 9-68):

Es dröhnt das Land von Rom's geschloßnen Massen,  
 Und wider sie hat wild der Orient  
 Die Meute seiner Wüsten losgelassen  
 Und sein versengend Element.

Wie Schakal's gier'ge Reiterschwärme schweifen,  
 Der Elefant, ein wandernd Schloß,  
 Bricht Speer und Schwert, und mit den Zähnen greifen  
 Einander sterbend Mann und Roß.

Schon sieht der Julian die Römer schwanken  
 Und wie ein mürbes Wurmgenist  
 Im Sturm der Weltgeschichte wanken  
 Der Herrscherlüste Prachtgerüst.

Und wütend greift er in des Schicksals Zügel,  
 Und wo der Bau zusammenkracht,  
 Hebt er den Adler über Leichenhügel  
 Und wendet noch einmal die Schlacht.

So vorgesprengt, des Feindes Lanzengittern  
 Und seinem eignen Heer gleich fern,  
 Stand plötzlich er wie zwischen zwei Gewittern,  
 Einsam, ein halbverlorner Stern.

Da mäht' hervor recht aus des Kampfes Mitte  
 Ein Ritter sich auf schwarzem Roß,  
 Nicht achtend Freund noch Feind im tollen Ritte,  
 Der Tod nur schien sein Kampfgenoß.

Und wie durch's Meer der Luft mit scharfem Sausen  
 Ein Speer nach seinem Ziele schnellt,

Fliegt dieses kühnen Reiterbildes Grausen  
 Grad auf den Kaiser über's Feld.

»Allein jetzt, rief der Reiter, stehn wird beide  
 Vor des Allmächt'gen Antlitz hier,  
 Auf! Wehre dich, du ungetreuer Heide!  
 Gott richte zwischen dir und mir!«

Der Kaiser schaudert bei dem Klang der Stimme;  
 »Stehn denn die Toten wieder auf?«  
 Der Reiter aber gab in wildem Grimme  
 Nur mit dem Schwerte Antwort drauf.  
 [...]  
 Es flammt ein wunderbar versengend Feuer  
 Aus dieses Reiters Aug' hervor,  
 Schon wankte Julian scheu und immer scheuer –  
 Dann rafft er nochmals sich empor.

Doch wie er ausholt weit, sein Schwert zu schwingen  
 Zum letzten unheilvollen Streich,  
 Fühlt er des Gegners Stahl sein Herz durchdringen  
 Und sinkt vom Rosse todesbleich.

Da rollten des erneuten Kampfes Wogen  
 Dumpf über den Gefallnen her,  
 Und mit Wehruf auf Geisterrossen flogen  
 Die alten Götter durch das Heer.

Dem noch die Welt zu klein vor wenig Stunden  
 Hatt' nun am Streifen Sand genug;  
 Im Schlachtgewühle aber war verschwunden  
 Der Schreckliche, der ihn erschlug.

Dass es sich bei dem »Schrecklichen« um Severus handelt, der sich in einer maßlosen Selbstüberschätzung eigenmächtig an die Stelle Gottes setzt und meint, dessen Richtspruch selbst vollziehen zu müssen, also kein romantisch-christlicher Held ist, sondern vielmehr seinen Glauben pervertiert und zuletzt auch in Verzweiflung an der göttlichen Barmherzigkeit stirbt, wird im letzten Gesang offenbar (XVII, 21-44):

Da plötzlich bricht durch's Dickicht ein todmüder Mann –  
 Severus! Rufen Alle und sehn entsetzt ihn an,  
 So wundersam beleuchtet schien er von Morgenglut –  
 Es waren nicht Morgengluten, er war so rot von Blut.

Und ringsher rief's: »Du führtest aus Knechtschaft uns hinaus,  
Nun führe auch die Deinen zurück in's freie Haus!  
Sieh, friedlich glänzt da unten dein Schloß im Morgenschein,  
Die Vögel und Quellen wieder laden zum Garten dich ein.«

Er aber sprach gar traurig: »Ich führ euch nimmer mehr,  
Laßt die Vögel verfliegen, die Quellen rinnen in's Meer,  
Die Mauern sollen zerfallen und der Garten verblüh'n, –  
Ich hab den Kaiser erschlagen – ich kann nicht mit euch ziehn!

Ich kann nicht mit euch beten: vergib uns unsre Schuld!  
Ich übt' an meinem Schuldner Erbarmen nicht, noch Huld!  
Betet für meine Seele, mein Tagewerk ist vollbracht  
Und über mir herein schon dämmt die ew'ge Nacht.«

Und als die Sonne aufging, und Alle zogen hinab,  
Da sank der Todeswunde tot auf des Sohnes Grab,  
Und in den Morgenjubel, der durch die Täler schallt,  
Rauscht von der stillen Höhe so feierlich der Wald.

Ob ihm verzie'n? – die Sage berichtet nicht den Spruch,  
Denn Keiner hat gelesen in des Gerichtes Buch –  
Du aber hüt' den Dämon, der in der Brust dir gleißt,  
Daß er nicht plötzlich ausbricht und wild dich selbst zerreißt.

Die ganze Szene ist von Selbstzitaten durchsetzt. Die Leserparänese am Schluss, die auch das Schlusswort des Epos bildet, greift auf das Kleist-Porträt in Eichendorffs Literaturgeschichte zurück – in dem ein ursprünglich tugendhafter, von sittlichem »Ernst« erfüllter Charakter gezeichnet wird, dessen an sich schätzbare »Leiden an Deutschland« »bei aller Trefflichkeit, dennoch« durch den »trostlose[n], finstere[n] Geist der Rache« verdunkelt wurde und bei dem sich so »alles Finstere« »in ein einziges Gefühl, in einen fanatischen Patriotismus« »[zusammen]ballte«. <sup>86</sup> Severus ist wie Kleist und wie dessen bekannteste Figuren (Michael Kohlhaas) ein ursprünglich tugendhafter Charakter, dessen rechtliche Gesinnung in diabolischen »Fanatismus« umschlägt. <sup>87</sup> Schon dass der »Zweikampf« zwischen Severus und Julian als Gottesgericht inszeniert wird, kann mit einer gleichnami-

86 KA VI, S. 227 (»Hüte Jeder das wilde Tier in seiner Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und ihn selbst zerreißt! Denn das war Kleists Unglück und schwergebüßte Schuld, daß er diese, keinem Dichter fremde, dämonische Gewalt nicht bändigen konnte oder wollte, die bald unverhohlen, bald heimlichleise, und dann nur umso grauenvoller, fast durch alle seine Dichtungen geht«). Zu den weiteren Zitaten und dem nationalpolitischen Diskursrahmen s. Kapitel B. I. 1.

87 Vgl. die Fortsetzung in KA VI, S. 227 (»So steigert sich in seiner besten Erzählung »Michael Kohlhaas« mit melancholischer Virtuosität, ja mit einer eigensinnigen Konsequenz, die fast an Shylocks bekannten Prozeß erinnert, das gekränkte, tiefe Rechtsgefühl eines einfachen Roßkamms bis zum wahnsinnigen Fanatismus, der rachelustig sich und das Land in Mord und Brand stürzt«).

gen Erzählung Kleists von 1811 assoziiert werden. Die Hybris des Severus, die derjenigen Julians nicht nachsteht – »als hing' die Welt an diesem Mord« (s. o., XVI, 52) – zeigt den bei Kleist »zu einer antiken, heidnischen Tugend« erstarrten »fanatischen Patriotismus«, der im zu bekämpfenden Feind den Menschen vergaß,<sup>88</sup> Severus-Kleists Wandlung vom »christlichen Ritter« zum fanatischen, rachedürstenden Terroristen figuriert jenen »unerlösten Nationalismus«, den Eichendorff als dunkelste Schattenseite der Romantik erkannte (Kapitel B. I. 1). Severus ist wie Kleist jene ursprünglich vielversprechende, aber verlorene Gestalt, die »aus Verzweiflung an einer besseren Zukunft Deutschlands« starb, »deren Morgenrot doch so bald [1813, N. v. E.] über seinem Grabe heraufdämmern sollte« (KA VI, S. 224). Auch Severus, obwohl er schon buchstäblich vom »Morgenrot« »beschienen« ist, »sank« nämlich in düsterer Verzweiflung in eben dem Moment »tot auf des Sohnes Grab«, »als die Sonne aufging«, und der »Morgenjubel« der Christen über die Ausrufung eines christlichen Kaisers »durch die Täler schallt« (XVII, 37 ff.). Er ist damit zugleich die eindeutig negative Kontrafaktur jenes ambivalent-erratischen »Helden«, der in Eichendorffs Revolutionssonett »IV. Will's Gott« »die Babel bricht mit ihren Götzenbildern«, der »mit dem Schwerte schlichtet«, und zuletzt, als »ein Arbeitsmüder« vor dem Kreuz »in die Knie« »sinkt«, um den »neuen Bau den freien Söhnen« zu lassen« und damit den Weg frei zu machen für ein im christlichen Glauben erneuertes Deutschland (Kapitel B. II. 2. 1). Die Schlusszene des Epos übernimmt zwar eins zu eins den positiven Ausblick aus dem Sonett – die Christen, die die Ausrufung eines christlichen Kaisers bejubeln, füllen die Stelle der »freien Söhne« aus; Severus ist hingegen ein Anti-Held, dessen späte Einsicht in seine Schuldverstrickung ihn nicht wie Petrus zur Reue, sondern wie Judas in die Verzweiflung treibt.

Oktavian, des Severus Sohn, ist ebenfalls ein christlicher Ritter, der allerdings Züge von Novalis und Tieck trägt; wie Julian wird er dem dämonischen Zauber Faustas verfallen, der seine Wirkung bei diesem weichlichen Charakter allerdings auf lyrisch-süßliche Art entfaltet.<sup>89</sup> Das Ergebnis ist indes dasselbe: Er wird »[s]elber« zu »der Christen Geißel« (XIII, 85) und erliegt demjenigen orgiastischen Kriegstaumel, der das Reich schließlich in den Abgrund führt; so beantwortet Oktavian die Bitte eines christlichen Boten um Schutz und Hilfe mit den Worten (X, 17-20):

Sag ihm, ich würde kommen, doch nicht, eh Waffenklang  
Mein wackres Schild mir gescheuert rein und blank,  
Daß an dem Glanz die Zukunft sich spiegelnd einst erbaut,  
Der Kampf ist meine Heimat, die Ehre meine Braut.

88 Vgl. ausführlich (mit Zitaten) Kapitel B. I. 1.

89 Der Name ist Tiecks »Kaiser Oktavianus«, Jena 1804, entlehnt, und die nicht zufällig in der Romanzenstrophe gehaltene Verführungszene (XI.) Oktavians erinnert besonders mit dem auch separat als Gedicht u. d. T. »Zauberei der Nacht« (KA I, S. 466) publizierten Abschnitt (XI, 55-64) an Tiecks »Ruf der Romantik« mit seiner »mondbeglänzten Zaubernacht« (»mondbeglänzten Grund«, XI, 56) sowie an zahlreiche Stellen bei Novalis (vgl. v. a. XI, 55 ff.: Kennst die Blume Du, entsprossen / In dem mondbeglänzten Grund? / Aus der Knospe, halb erschlossen / Junge Glieder blühend sprossen, / Weiße Arme, roter Mund / [...] Komm', o komm' zum stillen Grund!«).

Diese im Nibelungenvers daherkommende, auf Ruhm und Ehre setzende imperiale Kriegsromantik lässt Oktavian zur erotisch (»Braut«) aufgeladenen Obsession werden, anstatt »Gott allein die Ehre« (X, 21) zu geben, wie ihm der um Hilfe ersuchende Bote ebenso schlicht wie bestimmt entgegnet. Doch in ihm kommt zuletzt auch die ursprünglich edle Natur des Romantikers wieder durch – nachdem ihm »in tödlicher Reue die alte Treu' erwacht« ist, stellt er sich zwischen seinen Vater und ein Exekutionskommando (XV, hier 81); Severus, der seit Julians Usurpation untergetaucht ist, wird nämlich von einem von Fausta angeführten Söldnertrupp verfolgt; Oktavian legt die Rüstung seines Vaters an und lenkt so die Schergen, die ihn für Severus halten, von diesem ab – wodurch Severus entkommt, der Sohn aber zuletzt als »Märtyrer« stirbt (XV, 65-88).

Oktavian ist jener Typus des ambivalenten, nicht glaubensfesten, daher verführbaren und »hin und her schwankend[en]« Romantikers, den Eichendorff nicht zufällig in Tiecks »Kaiser Oktavianus« paradigmatisch vorgeprägt fand.<sup>90</sup> Severus figuriert jene komplementäre Schattenseite der Romantik, die ihren dunkelsten Punkt in Kleists »fanatischem Patriotismus« erreichte, der sich in eine »antike, heidnische Tugend« steigerte, also »gesunde«, hochgestimmte Vaterlandsliebe in einen »unerlösten Nationalismus« umschlagen ließ (Kapitel B. I. 1).

Entscheidend ist allerdings weniger das Scheitern der von Oktavian und Severus vertretenen »falschen Romantik«, sondern deren Kontrastierung zu einer »wahren« Romantik, wie sie von den unscheinbaren Christengemeinden figuriert wird.<sup>91</sup> Der Gegensatz zwischen der Zeichnung der Christen und dem vordergründigen staatspolitischen Geschehen, das sich um Julian, Severus und Oktavian gruppiert, durchzieht als strukturelle Konstante das ganze Epos und manifestiert sich in zwei unterschiedlichen Raumkonstruktionen: Mit dem Wald als dem stereotypen Aufenthaltsraum der frühkirchlichen Gemeinden wird diesem entweltlichten »Innenraum« der Außenraum einer politisch-säkularen Öffentlichkeit kontrastiert. Tatsächlich verschränkt sich mit dem literaturgeschichtlichen ein topographisches Koordinatensystem, in dem alle Akteure der Handlung klare symbolische Zuordnungen erhalten.<sup>92</sup>

Die »Christen« waren »vor'm Glanze hoffärt'ger Niedertracht / Geflüchtet zu der Armut der freien Waldespracht« (IX, 16 ff.), und die Symbolfunktion dieser Fluchtbewegung könnte deutlicher kaum sein (XIII, 119-150):

90 KA VI, 46: »Sie [Tiecks Ironie, N. v. E.] äußert sich ferner als poetische Indifferenz in Bezug auf das eigentlich religiöse Element der Romantik; und es ist wohl nicht ohne innere Bedeutung, daß zum Beispiel im »Oktavian« der Glaube als bloße Allegorie erscheint [...].«

91 Ihre Rolle wurde von der bisherigen Forschung überhaupt nicht thematisiert, dabei sind sie es, die, gewissermaßen als Gegenstand des politischen Konfliktes, am Schluss des Epos sich als deren »Sieger« fühlen dürfen und das wiederhergestellte Reich begrüßen. Besonders an ihrer Beschreibung hat Eichendorff jenes »wohlthuende Talent« zu »eigenthümliche[m] Dämmer«, »Bilderreichtum«, »Duft« und »Lieblichkeit der Romantik« verschwendet, dessen »Fülle« und »Fantasie« schon die meisten zeitgenössischen Rezensenten von seiner politischen Bedeutung abgelenkt hat, Zitate aus den Rezensionen in HKA XVIII/2, S. 944 f., 946, 949 f., 957-959.

92 Zur zugrunde liegenden poetischen Technik vgl. den für Eichendorffs Landschafts-Darstellungen nach wie vor maßgeblichen Aufsatz bei Seidlin 1965, Versuche, S. 32-53 (»Die symbolische Landschaft«).

Droben aber eine Aue  
 Hat der alte Wald umstellt,  
 Den ein Kranz von Felsenzacken  
*So geschieden von der Welt,*  
 Daß verhallend kaum des Lebens  
 Flut den Felswall noch bespült',  
 Auf dem ein verfallnes Kirchlein,  
 Immer treu noch, Wache hielt.  
 Dort jetzt lagerten die Christen  
 In der rauhen Einsamkeit,  
 Wie wenn späte Herbsteslüfte  
 Buntes Laub durchs Grün verstreut;  
 Frühling aber wirkt den Teppich,  
 Den mit Silber säumt der Bach,  
 Auf den schlanken Säulen drüber  
 Wölbt der Wald sein luft'ges Dach,  
 Und die Wipfel rauschten  
 Und die Vögel sangen hell,  
 Kinder da und Blumen spielten  
 Miteinander an dem Quell,  
 Als wär eben nichts geschehen  
 Und auf Erden alles gut,  
 Wußten doch die Blumenkinder,  
 Daß sie all in Gottes Hut.  
 Und als drauf im Abendgolde  
 Berg und Tal versunken war,  
 Kinder schon und Vögel schliefen,  
 Sang ihr Abendlied die Schar,  
 Und es stimmt' des Waldes Rauschen  
 Und von fern die Nachtigall  
 In die wunderbaren Weisen  
 Träumrisch ein mit süßem Schall.

Christliche Ritter »rasten« »an des Waldes Rand« (IX, 1-8), christliche Boten, die sich kurzzeitig auf das offene Feld der Politik wagen, »lenk[en]« nach vollführtem Auftrag »wieder waldwärts« (X, 26), und wenn Julian ein Kreuz umhaut, dann ist es »der Wald«, der »klagend« »[v]on Mord wiederhallt« (VIII, 39 f.). Die symbolische Signifikanz des Unterschieds zeigt sich besonders deutlich etwa in dem Moment, als Oktavian den romantisch-entweltlichten Wald verläßt und damit unmittelbar in den Raum des Politischen (mitsamt seiner bellizistischen Aufladung) eintritt (XII, 33-40):

Da sah er durch der Bäume Spitzen  
 Die Ströme unten wieder gehen,

Fern seine lust'gen Reiter blitzen,  
Ihr Banner hoch im Winde wehn.

Die bliesen frisch zum Kriegestanze,  
Und wie er aus dem Walde schritt,  
Gluthell in vollem Waffenglanze  
Ihm Julian entgegenritt.

»Wo warst so lange du, Geselle?«  
Rief der ihm zu, »jetzt gilt das Schwert,  
Wir stehn an der Entscheidung Schwelle,  
Vorán nun, wer des Ruhmes wert!« –

Nach der Verwandlung durch die erste Begegnung mit der wildschönen Fausta ist Oktavian von den ›eigentlichen‹ »Christen« auch topographisch getrennt (IX, 45-64):

Ein Ritter zog im Tale, der Abend glüht' so schön,  
Die Christen sah'n ihn reiten von ihren Waldeshöhn:  
»Der hielt einst treulich zu uns in manchem harten Strauß,  
Jetzt kennt er uns nicht wieder, sieht so fremd und vornehm aus!«

Und der Entfernung Julians von der göttlichen Geschichtsfügung korrespondiert schließlich ein »öde[r] Raum«, der sich im absoluten Nichts verliert (XIV, 4-8):

Dem letzten Kampf entgegen zieht Kaiser Julian's Heer.

Durch glühnden Staubes Wirbel sucht das Kamel den Weg  
Und hinter seiner Fährte verweht der Wind den Steg,  
Da rieselt keine Quelle, da rauscht nicht Halm noch Baum,  
Blutrot die Wüstensonne droht aus dem öden Raum.

Durch leitmotivisch-klischeehafte Anspielungen erweist sich der Aufenthaltsraum der Christen als dezidiert ›deutscher Wald‹ mit »Waldeinsamkeit« (XV, 46), »Nachtigall« (XIII, 148) und »Lindenbaum« (XIII, 22).<sup>93</sup> Was dieser in der orientalischen Wüste (»An Assysiens Wüstenrand«, XIII, 2) zu suchen hat, ist eine berechtigte Frage, die sich nur mit dessen allegorischer Funktion beantworten lässt. In Abgrenzung gegenüber dem überpolitisierten Raum Julians mit seiner ›falschen‹ Freiheit repräsentiert der Wald eine spezifisch romantische, organologische Ordnungsvorstellung, die auf der natürlichen Schöpfungsordnung und ›wahrer Freiheit‹ gründet.<sup>94</sup> Der Zusammenhang

93 Zum Motivkomplex vgl. Lindemann 1985, Deutsch Panier.

94 Zur allgemeinen ordnungspolitischen Bedeutung des Waldmotivs vgl. H. Schultz, in: KA I, S. 748-757; speziell für das Spätwerk ist die Revolutionserzählung »Libertas und ihre Freier« zu

mit dem nationalgeschichtlichen Rahmen ist offenkundig. Von Montesquieu stammt die Erkenntnis, dass die ›deutsche Freiheit‹ aus den germanischen Wäldern komme,<sup>95</sup> und vor allem in seinen literarhistorischen Schriften hatte Eichendorff den Beginn der Nationalgeschichte ja im Durchbruch der christlichen Romantik und in deren »jugendfrische[r]« Aufnahme durch die »germanischen Völker« (KA VI, S. 832) mit ihrer »germanischen Waldnatur« (S. 396) und ihrem »unverwüstlichen Freiheitsgefühl[ ]«, das »uns aus jener schönen Waldeinsamkeit entgegenweht« (S. 824), angesetzt.<sup>96</sup> Kurz: Mit dem Sieg der dem deutschen Wald zugeordneten Christen über das in Julian sich noch einmal aufbäumende Heidentum bietet das Epos eine Ursprungserzählung des deutschen aus der Christianisierung des römischen Reiches. Mit dem Ausblick auf die Fortdauer des Reiches unter christlichen Vorzeichen, d. h. in Anknüpfung an die *translatio-imperii*-Lehre, vor allem aber mit der Herleitung aus einem »unpolitischen« Raum beantwortet das Epos die zeitgenössische deutsche Frage so auch ganz im Sinne der Katholischen Bewegung.

Denn wie bereits gezeigt wurde (Kapitel B. II. 2. 1), konzentrierte sich das Programm des »politischen Katholizismus« im Revolutionsjahr auf die Durchsetzung der Zentralforderung der Freiheit der Kirche vom Staat, um auf dialektischem Wege die Erneuerung Deutschlands im katholischen Glauben zu ermöglichen; im Horizont der providentiellen Revolutionsdeutungen schien die durchgreifende Rekatholisierung der deutschen Nation unmittelbar bevorzustehen. Angesichts drohender staatlicher Unterdrückung – wie sie von der politischen Linken wie Rechten propagiert wurde – verwies man gemäß der Lehre von der Heterogonie der Zwecke auf die alte Erfahrung der *ecclesia pressa*, nach welcher das Christentum dann eben in der Weise Nation und Staat beleben würde, wie dies bereits in Antike und Spätantike einmal geschehen ist.<sup>97</sup>

nennen, in der ja die personifizierte Freiheit als »Königin des Waldes« auftrat, die sich zuletzt auf ihr Traumschloss im Märchenwald zurückzog (Kapitel B. II. 2. 3).

95 Vgl. u. a. Wiedemann 2000, Rom, Athen und die germanischen Wälder, S. 211.

96 Vgl. auch KA V, S. 456, 459: »Arm, verlassen und vom Staate verfolgt, bildete das Christentum anfänglich eine unsichtbare Kirche in der heiligen Gesinnung einzelner zerstreuter Gemeinden. [...] Erst die abendländischen Völker germanischen Stammes waren es, welche das unschätzbare Gut mit aller tiefen Gewalt ihres jugendlichen Gemüts ergriffen und heimatlich machten. Bei den Deutschen insbesondere war es von Anbeginn an nicht eine vom Staat getrennte Richtung nach dem Überirdischen, das ganze häusliche und öffentliche Leben vielmehr wollte in der Idee des Christentums sich verklären [...]«

97 Die Rückverlegung des aktuellen Kampfes um Kirchenfreiheit in die Zeit der Antike ist besonders in der Publizistik in und um das Jahr 1848 dermaßen Legion, dass hier nur zwei im gegebenen Zusammenhang besonders markante Beispiele herausgegriffen werden. In den HPBl 24 (1849), S. 61 f., hieß es, »daß die ersten Christengemeinden auch nichts anderes, als [die 1848 zur Durchsetzung der Religionsfreiheit gegründeten, N. v. E.] Katholikenvereine waren; denn wer ihnen angehörte, der war aus Ueberzeugung, nicht durch Geburt oder weltliche Rücksicht dazu gelangt [...]. Die Zeit war eben so sittenlos, als jetzt, das Bewußtseyn der Haltlosigkeit aller Zustände hatte eben so, wie jetzt, die Gemüther durchdrungen und zu Neuerungen jeder Art geneigt gemacht. Die Christen lebten unter Heiden und Irrgläubigen, den einen eine Thorheit, den andern ein Aergerniß, von den Weltweisen als abergläubisch, von den Weltleuten als bigot verachtet, in vielen Ländern von der weltlichen Macht verfolgt, in anderen höchstens geduldet. Die Lehren, welche der Weltapostel den ersten Christengemeinden gibt, sind folglich, als wären sie heute für

Dem revolutionären Projekt Julians, die Repaganisierung des Reiches politisch ›von oben‹ durchzusetzen, korrespondiert Severus' im skandalösen Mordanschlag gipfelnder Versuch einer gewaltsamen Bekämpfung des heidnischen Usurpators. Beiden wird die friedvolle Integrität der die Verfolgung überstehenden frühen Kirche kontrastiert, die sich nach dem Niedergang der Kombattanten als Gewinner des Konflikts fühlen darf. Die ›unpolitischen‹ Christen begrüßen die den politisch-religiösen Fortbestand des Reiches besiegelnde Ausrufung Kaiser Jovians, der ihrem »Glauben treu« (XVII, 15) sogar mit einer Wendung, die direkt der zeitgenössischen katholischen Publizistik entspringen sein könnte. Das politisch gewendete Zitat aus dem Johannesevangelium (10,16), dass im Reich nun wieder »Eine Herde und Ein Hirt« (XVII, 4) sein möge,<sup>98</sup> spiegelt die Hoffnungen auf ein im versöhnenden Geist des christlichen Glaubens wiedervereinigtes Deutschland. Das liberale »Heidentum« war wie ein »Sturm« (II, 38) verzogen. Das Reich hatte die von Julian provozierte Entscheidung zwischen dem »Juden lammsmütig / Oder Roma's Held«<sup>99</sup> richtig getroffen.

\*

Eichendorffs »Julian«-Epos entwirft ein Negativ-Szenario für eine säkulare Restitution des deutschen Reiches, das sich auf den Glauben der deutschen Klassik gründet und die Romantik nur im Sinne einer imperialen Kriegsrömantik gelten lässt. Das Epos mündet allerdings nicht in düster-apokalyptische Aporie, sondern entwirft eine nationale Ursprungerzählung, die an den in der Gegenwart unverändert gültigen Gründungsakt der deutschen Geschichte erinnern soll. Deutschland brauchte die katholische Religion, um zu seiner Identität und Einheit zurückzufinden. Das hatte

uns geschrieben. Jedes Mitglied der Katholikenvereine Sorge daher vor allem, daß auf ihn nicht die Worte passen [es folgen eine Reihe von Bibelzitaten, mit welchen das unbescholtene Verhalten der frühen Christen den zeitgenössischen als Maßstab empfohlen wird, N.v.E.]. Wenn Verfolgung hereinbricht, wenn Widersacher sicher erheben, dann gedenke er der Lehre: ›Seid standhaft und unerschütterlich, mehr und mehr dienstbeflissen im Werke des Herrn, wissend, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn‹ [...].« – In den HPBl 20 (1847), S. 645 f., zog man *umgekehrt* sogar die Parallele zwischen dem »ausgebildete[n] Indifferentist[en]«, der, »wenn er sich als Theil oder Werkzeug des omnipotenten Staates weiß [...], zu einer Verfolgung [schreitet], die nur in den nach Zeit und Umständen wechselnden Mitteln und Formen, nicht aber im Ziel und Zwecke von den ›humanitären‹ Bestrebungen Julians des Abtrünnigen verschieden ist.«

98 Es handelt sich um ein stereotyp wiederholtes Zitat in der katholischen Publizistik dieser Jahre, vgl. Dietrich 1990, Christentum und Revolution, S. 18f. und exemplarisch HPBl 24 (1849), S. 436 (»Auf diese zählen wir, wenn wir der Hoffnung Raum geben, daß trotz dieser äußersten Verwirrung der Gegenwart, der Zeitpunkt nicht ferne sei, wo Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist, alle guten Elemente unseres Volkes zu einer Heerde, unter dem einen rechtmäßigen Hirten versammeln wird«); es spielt an auf das sagenumwobene, in diesen Jahren ernsthaft politisch diskutierte *Vaticinium Lehninense* mit seiner (auf das Haus Hohenzollern gedeuteten) Prophezeiung eines zum Katholizismus konvertierenden, die Glaubenseinheit wiederherstellenden deutschen Königs, vgl. dazu Dietrich 1990, Christentum und Revolution, S. 125 ff.

99 Vgl. VIII, 49-56: »Mein Bild sollt ihr stellen / Auf des Kreuzes Grab, / Daß die Jahrhunderte lesen, / Wer stärker gewesen / Und Sieger der Welt: / Der Jude lammsmütig / Oder Roma's Held – / Julian, hüt' dich!«

bereits die Romantik versucht und war gescheitert. Wenige Jahre nach der ebenfalls gescheiterten 1848er Revolution aber sah der »letzte Ritter der Romantik« sich durch die antiromantische und projulianische Satire von David Friedrich Strauß noch einmal aufgerufen, das bleibende Vermächtnis dieser Bewegung literarisch zu verewigen.

## 2. »Brüder sich ingrimmig fassen« – *Robert und Guiscard* (1855)

Das mittlere Versepos, das die Abgründe und Aporien, aber auch mögliche Auswege aus der Französischen Revolution von 1789 im Spiegel einer zerrissenen, zuletzt aber neu vereinten, nach Heidelberg emigrierenden Adelsfamilie schildert, musste in der Forschung naturgemäß das gleiche Schicksal erleiden wie Eichendorffs frühere Revolutionsdichtungen (Kapitel B. II.); aufgrund der unausgesprochen vorausgesetzten, säkularistisch-liberalen Prämisse einer apriorischen Beziehungslosigkeit von Politik bzw. Geschichte und Religion konnte die religiöse Durchdringung des Stoffes hier wie dort nur im Sinne einer ›Wegspiritualisierung‹ der eigentlichen historisch-politischen Ereignisse verstanden werden; Hartwig Schultz führt die notwendige Konsequenz – Neutralisierung des historisch-politischen Profils des Textes – dieses nirgends in seiner Validität begründeten, ahistorischen Ansatzes in seinem Einführungskommentar zum Epos besonders eindrücklich vor:

Eichendorff reduziert [!] das geschichtliche Geschehen auf den Grundkonflikt zwischen Heidentum und Christentum. Ziel der verschiedenen Revolutions-Dichtungen ist nicht eine möglichst getreue Darstellung der geschichtlichen Stunde, sondern der Bezug auf den nach Eichendorffs Auffassung zugrunde liegenden, die Geschichte bewegenden Kampf (KA I, S. 1196).

Vor diesem Hintergrund musste freilich auch der im Titel unübersehbar angelegte – und, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, programmatische – Bezug auf Kleists berühmtes Dramenfragment »Robert Guiskard« als »ungewiß« abgewiesen, ein »innerer Zusammenhang« als »nicht erkennbar« behauptet werden.<sup>100</sup> Anders als Hartwig Schultz, der diese Frage von vornherein vom Tisch wischt, hat Klaus Köhnke in dem einzigen (!) eigenständigen Forschungsbeitrag zu diesem Epos sich zwar um eine positive Antwort bemüht.<sup>101</sup> Allerdings verschärfte sich hier die in fast allen

<sup>100</sup> Es ist bezeichnend, dass die mehr als naheliegende Frage überhaupt erst im Stellenkommentar auftaucht, KA I, S. 1200: »In den ersten Entwürfen zum Epos sind die Helden noch ohne Namen [...]. Ob bei den später gewählten Namen Kleists Dichtung Pate stand, ist ungewiß; ein innerer Zusammenhang ist nicht erkennbar.« Vgl. bereits Lubos 1958, Epen Eichendorffs, S. 148: »Warum Eichendorff einen an Kleists Dramenfragment ›Robert Guiskard‹ anknüpfenden Titel wählte, ist ungewiß; beide Werke haben inhaltlich nichts gemein.«

<sup>101</sup> Neben dem Einführungskommentar von Hartwig Schultz (I, S. 1195-1198), der, wie gezeigt wurde, nur seine persönlichen Grundansichten über Eichendorffs Dichtung als Interpretationsansatz empfiehlt, existiert tatsächlich nur der kurze Beitrag von Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 202-206 (›Robert und Guiscard: Nochmal Eichendorff contra Kleist‹), der zwar den

Eichendorff-Arbeiten Köhnkes manifeste Tendenz zur Herauslösung des Textes aus seinem historisch-diskursiven Kontext, indem Köhnke schon die zentrale politische Funktion von Kleists Dramenfragment nicht erkannt hat. Köhnke folgt bzgl. Kleist der veralteten und mittlerweile widerlegten Lesart Harald Frickes, die sich auf die symbolische Rolle der Pest kapriziert und nach dem »existentialistischen Interpretations-Schema ›Gefühl und Schicksal« »in der Pest das irrational hereinbrechende ›Schicksal« gesehen hatte, »dem sich der Einzelne, heroisch kämpfend und nur auf sich selbst zurückgeworfen, zu stellen hat«. <sup>102</sup> Auf dieser Linie die Parallele zwischen Eichendorffs Revolutionsepos und Kleists Dramenfragment untersuchend, erschöpft sich Köhnkes Interpretation denn auch weitgehend in der dünnen Konstatierung, Eichendorffs dämonologische Revolutionsdarstellung sei sowohl Entsprechung als auch Kontrafaktur zum Schicksalsereignis der Pest bei Kleist; der Befund unterschiedlicher Menschen- und Geschichtsbilder – Eichendorff halte dem Kleistschen Determinismus den Schuldzusammenhang des Menschen entgegen, wobei die göttliche Heilsgeschichte darüber hinweggeht – läuft dann im Großen und Ganzen auch wieder nur auf die eingangs zitierte Ansicht Hartwig Schultzens hinaus; <sup>103</sup> den Ansatz zur konsequenten Freilegung des konkreten historisch-politischen Profils des Epos umgeht Köhnke denn auch mit der merkwürdigen Mahnung, man dürfe den Text nicht »unter dem Aspekt der politischen Parteilichkeit« lesen. <sup>104</sup>

Kleist-Bezug missdeutet (dazu s. im Folgenden), aber zumindest für einen Überblick über Form-Inhalt-Fragen und die Bezüge auf frühere Werke (»Das Schloß Dürande«) brauchbar ist. Die idiosynkratischen Streifzüge von Bormanns 1985, Kritik der Restauration, S. 75, 85, 86, können kaum als eigenständige Interpretation gelten und sind davon abgesehen denselben irrtümlichen Prämissen (dazu s. o., Kapitel B. III. 4. 2; B. IV. 1) verhaftet wie bzgl. des »Julian« (der im Mittelpunkt des Aufsatzes steht). Ähnliches gilt für die ebenso kursorische wie eigenwillige Lektüre von Lubos 1958, Epen Eichendorffs, S. 148-150, und die erweiterte Inhaltsangabe bei Sengle, Biedermeierzeit II, S. 675 (der hier eine Programmschrift der Restauration erkennen will, was wohl die Entstehung von v. Bormanns einseitiger Generalthese einer »Kritik der Restauration« ein wenig verständlicher macht). Das romantische Schlusstableau des Epos hingegen wird – in diesem Falle sehr treffend und prägnant – analysiert im ersten Teil des Beitrages von Ludwig Stockinger 2009, Die ganze Romantik, hier S. 21-27; die bei Stockinger nur indirekt angedeutete politische Signifikanz des Schlusses – geschildert wird das Exil der Adelsfamilie in Heidelberg zur Zeit der Romantik – wird zuletzt herauszuarbeiten sein.

102 Vgl. die Evaluation der Forschungsgeschichte in dem hochprägnanten Kapitel zu »Robert Guiskard« von Jochen Schmidt 2003, Kleist Dramen, S. 128-136, hier S. 133; Köhnke nimmt übrigens auf keinen Beitrag der Kleist-Forschung auch nur nominell Bezug, sodass der perspektivische Standort seiner Lesart erst rekonstruiert werden muss(te).

103 Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 204 f.: »Das Gemeinsame zwischen dem Dramenfragment Kleists und dem Versepos Eichendorffs liegt demnach zunächst in der Deutung der Pest und der Revolution als vergleichbaren dämonischen Schicksalsmächten. [...] Demnach, so kann man schließen, muß es Eichendorff in seiner Dichtung darum gehen, der »antiken, heidnischen Tugend« Robert Guiskards, das heißt stoischem oder heroischem Nihilismus, in dem, wie Eichendorff wohl zu Recht vermutet, Kleist seinen Helden, wenn er die Tragödie vollendet hätte, hätte untergehen lassen, eine »kühn gläubige« Haltung entgegenzusetzen, die die Unerbittlichkeit des Tragischen aufhebt. Er tut es, indem er zunächst einmal das Schicksal zwar als unabwendbar, aber weder als sinnlos noch als letztlich entscheidend darstellt.«

104 Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 203.

Im Ausgang von einer entsprechenden Kontextualisierung mit Kleists »Robert Guiskard« soll stattdessen im Folgenden eine historisch adäquate Interpretation des mittleren Epos geleistet werden, das nämlich wie Kleists Dramenfragment die Legitimation politischer Herrschaft thematisiert. Der ideologisch grundierte Bruderkonflikt zwischen den Grafensöhnen »Robert«, der sich auf die revolutionären Prinzipien von Menschenrechten und Volkssouveränität, und »Guiscard«, der sich auf das »ew'ge Recht« der absoluten Monarchie beruft, fungiert als poetischer Kristallisationskern der inneren Zerrissenheit Frankreichs im Jahr 1789. Die divergierenden Rechts- und Ordnungsideen heben sich im Gang der Handlung allerdings ebenso auf wie sie in der standesübergreifenden Ehe zwischen Guiscard und dem fromm-unpolitischen Gärtnermädchen Marie im Sinne des romantischen Volksbegriffs symbolisch transzendiert werden; der in der Liebesheirat symbolisierte politische Neuanfang wird schließlich im deutschen Exil in Heidelberg realisiert. Durch die in Heidelberg angesiedelte Rahmenhandlung, durch eine Reihe von Anspielungen und Selbstzitate aus den Revolutionsdichtungen (Kapitel B. II.) sowie durch die strukturelle Parallele der Personenkonstellation zu derjenigen des »Julian«, gelingt dabei der diskursive Bezug auf Deutschland im Jahr 1848. Die Französische Revolution ist der Urknall der modernen deutschen Geschichte, die christlich fundierte Heidelberger Romantik wird als deren Überwindung, als das »Ewig Alte und Neue«, also als das »höhere Dritte« zwischen Revolution und Reaktion, und insofern als bleibendes Vermächtnis auch für die nachmärzliche Gegenwart in Deutschland inszeniert.

Kleists Dramenfragment kreist, wie die neuere Forschung gegenüber veralteten existenzialistischen Deutungsmustern belegt hat, um die Frage der Legitimation politischer Herrschaft.<sup>105</sup> Die angesichts des todgeweihten Normannenkönigs Guiskard politisch brisante Konkurrenz zweier potenzieller Thronfolger (Abälard und Robert) spiegelt den Konflikt zwischen dynastisch-traditionaler und charismatisch-individueller Herrschaftslegitimation. Guiskards Sohn Robert beruft sich gegenüber Abälard auf Erstere, was allerdings insofern widersprüchlich ist, als Guiskard – der an Napoleon erinnert – selbst das dynastische Prinzip durchbrochen hat. Nach diesem hätte von vornherein Abälard, Sohn des vorigen Königs, die Thronfolge antreten müssen. Abälard, der also eigentlich schon gegenüber Guiskard legitime Thronfolger, ist wiederum volksnah und populär, während Robert, Sohn des charismatischen Herrschers, sich dem Volk überlegen dünkt. Wie Jochen Schmidt prägnant zusammenfasste, deutet der Entwurf der Figurenkonstellation auf die gegenseitige Aufhebung zweier ihrer Grundform nach autokratischer (charismatischer, traditionaler) Herrschaftsprinzipien sowie auf deren Transzendierung durch die demokratische Idee der Volkssouveränität; aus diesem Grund erscheint das Volk als zentrale Größe, auf deren Gunst auch die unterschied-

105 Hierzu und zum Folgenden vgl. v. a. Ryan 1969, Robert Guiskard; Dennerer 1981, Legitimation und Charisma; Schmidt 1988, Geschichte des Genie-Gedankens, Bd. 1, S. 451-466 (Kapitel »Subjektive Prinzipien: Der politische Reflex des Genie-Gedankens in der nachrevolutionären Legitimationsproblematik«); sowie die bereits zitierte, hochprägnante Zusammenfassung des Forschungsstandes bei Jochen Schmidt 2003, Kleist Dramen, S. 130-136.

lichen Akteure (mehr oder minder erfolgreich) buhlen; aus diesem Grund auch ist Guiskard von der Pest ebenso wenig ausgenommen wie das Volk.<sup>106</sup>

Der allgemeine Zusammenhang von Eichendorffs im Frankreich des Jahres 1789 angesiedelten Revolutionsepos mit diesem diskursiven Hintergrund könnte somit trotz der gegenläufigen Beteuerungen der bisherigen bzw. alten Forschung offensichtlicher kaum sein. Bereits die Figurenkonstellation ist in ihrer politischen Signifikanz derjenigen des Kleistschen Dramenfragments exakt nachgebildet, wobei natürlich auch Bezüge auf frühere Revolutionsdichtungen Eichendorffs ins Auge fallen.

Graf Clairmont repräsentiert wie sein werkimmanentes Vorbild, Graf Dürande, die museale Überlebtheit des vorrevolutionären Adels.<sup>107</sup> Seine Stellung scheint zunächst unangefochten, wird aber schließlich durch die Revolution erschüttert. Die Infragestellung der bisherigen Legitimitätsidee wird dann im Konflikt der beiden gegensätzlichen Söhne akut, die sich auf das »ew'ge[] Recht« der absoluten Monarchie (Guiscard, 652, 68)<sup>108</sup> oder auf Volkssouveränität und »Menschenrechte« (Robert, 653, 95 f., 654, 125) berufen. Anders als die alte Forschung wähnte, hebt sich aber nicht Guiscards traditionale Position von der revolutionären Roberts hell ab, sondern beide Positionen heben sich – wie bei Kleist – im Gang der im Brudermord gipfelnden Handlung vielmehr gegenseitig auf; Robert schließt sich in Paris dem Sturm des Revolutionsmobs auf das Königsschloss an, dessen königlicher Garde der Bruder Guiscard (ohne Roberts Wissen) als Hauptmann vorsteht; die Identität Guiscards offenbart sich erst, nachdem Robert ihn erschlagen hat, der daraufhin auch in Wahnsinn verfällt und in einer Kette sinnloser Taten erst auf das wegen der revolutionären Gefahr mittlerweile verlassene väterliche Schloss zurückkehrt, dieses in einer wirren Verzweilungstat in Brand setzt, um das brennende Schloss dann plötzlich in »heroischem Nihilismus«<sup>109</sup> gegen den zur Plünderung angerückten Pöbel zu verteidigen; in dem Moment, als er von diesem tödlich getroffen wird, bricht das Schloss über ihm zusammen (664, 121-126).

Die positive Auflösung verdankt sich hingegen dem unscheinbaren, frommen und unpolitischen Gärtnermädchen Marie, die Guiscard (wie Gabriele Hippolyt im Schloß Dürande) heimlich nach Paris gefolgt war, vor dem (wie sich nach Roberts definitivem Tod herausstellt) nur *scheinbaren* Tod rettet und gesund pflegt (665 ff.); in der

106 Schmidt 2003, Kleist Dramen, 130-136.

107 Vgl. die treffende und pointierte Charakterisierung des Grafen Dürande im Kommentar zu »Das Schloß Dürande«, KA III, S. 829: »Der alte Dürande hält an den Privilegien des Adels fest, zelebriert die alten, hohl gewordenen Formen und verweigert jede Neuerung. Sein Schloß wird zum Museum, in dem er selbst wie eine Museums-Puppe, wie eine lebendige Leiche, die vergangene Epoche darstellt.« Graf Clairmont stellt allerdings nicht nur durch seine frühere Sinnesänderung (dazu s. u.) eine positivere Figur als Dürande dar, der sich erst im Tod »bekehrt«. Auch die Beschreibung der musealen Überlebtheit ist deutlich entschärft. Ihn wird man bei aller Kritik keine »lebendige Leiche« nennen können. Alles zielt hier auf eine Aufhellung ab. Das gilt auch für die glückliche Ehe Guiscard-Marie (s. u.) im Gegensatz zu Gabriele-Hippolyt, die sich erst im Angesicht des Todes das Sakrament der Ehe spenden.

108 Im Folgenden wird, da das Epos aus nicht weiter numerisch strukturierten Gesängen (mit jambischen Fünfhebern) besteht (vgl. dazu den Einführungskommentar KA I, 1198), nach der Seitenangabe der KA und der jeweils zugehörigen Verszahl zitiert.

109 Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 205.

standesübergreifenden Ehe zwischen Guiscard und Marie (671 ff.) wird ein politischer Neuanfang figuriert, der im Sinne des romantischen Volksbegriffes das Beste aus dem alten Adel (die jugendlich-frische, volksnahe Ritterlichkeit Guiscards) und dem »unverbrauchten« Teil des einfachen Volkes (die fromme und »treue« Gestalt Maries) vereint. Im Zentrum steht daher nicht die Desavouierung der pöbelhaften Volksmassen, welche die nicht nur in Frankreich hochaktuelle »phobie du rouge«, die dumpfe Furcht vor dem Aufstieg der Massen und der roten Republik evoziert – nicht zufällig ist das Epos von ständigen Anspielungen auf die Farbe Rot durchzogen, die schließlich in der symbolischen Ausdeutung von Roberts Tod unter dem Signum der »roten Fahne« des brennenden Schlosses ihren Höhepunkt findet.<sup>110</sup> Entscheidend ist vielmehr die auf

110 Roberts Pferd »sprüht« schon in der ersten Szene der Handlung »Funken« (649, 37 f.), während die Sonne »blutrot [...] glüht« (ebd., 40); die erhitzte Diskussion zwischen Robert, Guiscard und Clairmont beginnt damit, dass Roberts Wange ein »flüchtig Rot durchzuckt[.]« (653, 90) – was allerdings durch den Gläserklang von Guiscard und Clairmont ausgelöst wird (89), nachdem Clairmont den Wein eingeschenkt hat, »[d]er glüht wie Blut, es galt der alten Zeit« (86), ein deutlicher Verweis auf die martialische Aggressivität der Restauration. Quantitativ ist die Farbe Rot allerdings wie im Schloß Dürande vornehmlich mit den Vertretern der Revolution assoziiert. Der Aufbruch Roberts nach Paris schließt wieder an die erste Szene an (»Sprüht' Blut empor und schlugen Flammen auf«, 655, 4). Die Revolution selber erscheint als »Brand und Blut und Mord« (656, 8), als »des blut'gen Aufruhrs Lohen« (669, 5), als »feur'ger Ring« (671, 10). Der von »vergoßnem Weine« schimmernde Boden von Gands Haus (656, 21 f.) erinnert an vergossenes Blut. Robert warnt vor »[d]er Flamme Spiel« (33) und ihren »Lo'hn« (35). Das Volksheer, um das »der Fackeln grelle Scheine« (659, 114) spielt, erhellt die Nacht wie »durch Blitze« (117) und wird einem Wetter verglichen, das »plötzlich seine roten Lohen« entfaltet (660, 135). Auch Guiscard setzt in komplementärer Weise bei der Verteidigung des Königs sein »Herzblut« (660, 141) ein. Die Brandstiftung adliger Schlösser leuchtet als »roter Schein«, wie ein »feur'ger Drache« durch die Nacht (661, 22 ff.), später in ähnlicher Beschreibung (»rötet«, »niederbrennen«, »Feuer«, 668, 97-102). Dem Revolutionär, bei dem Guiscard von Marie zur Pflege versteckt wird, wird nicht zufällig der Beruf des Schmieds zugeordnet, der durch seine Tätigkeit unzweifelhaft symbolisch charakterisiert wird (»Ein bärt'ger Mann, entblößt die nerv'gen Arme, / Stählt Waffen dort am ruß'gen Herd und schürt / Den Brand, umsprüht vom grellen Funkenschwarmer«, 665, 25 ff.). Die politische Bedeutung der Assoziierung Rot/Revolution wird spätestens dort klar, wo der durch Robert gelegte Brand (»Lohn«, 664, 104; »Feuergeister«, 105) auf dem eigenen Schloss metaphorisch »die Rote Fahne schwingen« (108) lässt. Die Farbe Rot kontrastiert dabei oft mit bleichen Weißtönen (Robert: »falbe [...] Nebel«, 649, 40; »bleicher Reiter«, 655, 5), Gand erscheint als »Gespenst« (657, 60), in Paris werden die »mondscheinblassen / Paläste [...]« (657, 61) betont, das Volksheer wird »bleichen Rachegeistern« (112) verglichen. Es ließen sich noch weitere Belege finden, doch in nuce zeigt sich die Programmatik dieses Kontrastes sicherlich dort, wo die Revolution zugleich einem feurigen Ring und »der Freiheit düstre[r] Leichenfeier« (671, 10 f.) verglichen wird. Dass ein zusätzlicher Kontrast von Rot und Schwarz besteht, muss nicht im Einzelnen nachgewiesen werden, da sich die Handlung des Versepos überhaupt wesentlich bei Nacht abspielt. Entscheidend ist hierbei das aggressive Potenzial beider Farben. Die Szenerie der Revolution nimmt erst beim Aufbruch der Exilanten ein Ende, nachdem sie in maximaler Steigerung noch einmal »Wie ein Vulkan« sich aufbäumt, um danach »mit dessen letzten Funken [...]« »spurlos« zu versinken (574, 131 f.). Erst hier ändert sich überhaupt die Grundstimmung des ganzen Gedichts, die bedrohliche Nacht wird von der christlichen Nacht abgelöst (»silberrein«, 675, 134; »Silberband«, 675, 2). – Eichendorff übernimmt hier sehr offensichtlich die farbsymbolische Durchkomposition von »Das Schloß Dürande« (dazu Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 147 ff.).

Herder zurückgehende, aber gemäß der spezifischen Situation der Jahrhundertmitte aktualisierte Unterscheidung zwischen Volk und Pöbel.

Der Bruderkonflikt fungiert somit als poetisch-narrativer Kristallisationskern der inneren Zerrissenheit Frankreichs im Jahr 1789, wobei die standesübergreifende Ehe Guiscard-Marie einen politischen Neuanfang symbolisiert, der sich erst im deutschen Exil, genauer in Heidelberg zur Zeit der Romantik realisiert. Wie nicht erst dieser Schluss nahelegt, ist die ganze Erzählung auf Deutschland, und zwar, wie eine Reihe von Anspielungen belegen, auf Deutschland im Jahr 1848 hingeeordnet. Allerdings verschränken sich wie im »Julian« eine Handlungs- und eine Anspielungsebene, ohne ihr jeweiliges Eigengewicht zu verlieren. Die primär im Jahr 1789 in Frankreich angesiedelte Handlung erlaubt es, die Heidelberger Romantik der 1800er Jahre als »höheres Drittes« zwischen Revolution und ancien régime zu inszenieren; gleichzeitig aber werden – im Horizont der Anspielungen – auf dem französischen Schauplatz die 1848 in Deutschland virulenten Gegensätze verhandelt.

Das zeigt sich schon daran, dass die für den diskursiven und dramatischen Konflikt des Epos zentrale ideelle Konfrontation zwischen Graf Clairmont, seinem Sohn Guiscard und dessen Bruder Robert am unmittelbaren Vorabend der Revolution (KA I, S. 650-654) von programmatischen Selbstzitatzen aus dem in die »Geschichte des Romans« von 1851 eingeflochtenen Exkurs zum »Jahr 1848« (Kapitel B.II; B.III. 4.3) durchzogen ist.

Bei der Beschreibung des Schlossparks, in dem Vater und Söhne zusammentreffen und die politische Lage diskutieren, kommen zunächst all jene poetischen Mittel zum Einsatz, die in Eichendorffs Werk gemeinhin eine von innen ausgehöhlte, veraltete Ordnung, die in ihrer extremen Erstarrung beinahe notwendig die Revolution provoziert, kennzeichnen. Der Schlosspark weist in der Tat exakt diejenigen Requisiten auf, die in dem etwa zeitgleich mit dem Epos konzipierten Geschichtsskizze »Der Adel und die Revolution« (Kapitel B.V.1) der dekadenten Adelsfraktion der »Exklusiven, Präventiosen« (KA V, 398-402) zugehörig sind. Die Alleen, die Clairmont in abgemessenem Schritt beschreitet, finden sich dort ebenso wieder (»Alleen«: KA V, 399, 1; »abgemessen«: 398, 35) wie »Spieluhr« (KA I, 650, 13f.; V, 399, 14), »Pfau« (I, 650, 4; V, 400, 3), »Kiosk« (I, 650, 4; V, 401, 6) und »Chloe« mit »Kavalier[en]« (I, 650, 6f.; V, 399, 5f., vgl. Clairmonts Beschreibung als »Kavalier« 654, 130). Der alte Graf ist so sehr ein Mann des 18. Jahrhunderts, dass er schon 1789 »einer andern Zeit entsprossen« (651, 41) scheint. In derjenigen »Mittagsschwüle« (650, 7), welche die müde Halbheit der Situation ebenso anzeigt wie sie bereits das Revolutionsgewitter erahnen lässt, geht er »[i]m höflichen Kleid mit abgemeßnem Schritt« (28). Passend dazu spricht er »mit dem Kaplan von alten Tagen« (29), allerdings nicht etwa von der religiös verwurzelten Ordnung, sondern in rein äußerlicher Detailfülle von der königlichen Jagd (30-35). Und lässt sich die Pointe des Essays, in diesen Kreisen hätten alle »eigentlich gar nichts« (V, 402, 3f.) getan, nicht ebenso auf den Grafen Clairmont übertragen, der inmitten der Wirren der Zeit nichts Besseres zu tun hat, als in Erinnerungen an die königliche Jagd zu schwelgen? »Wein und Obst im Silberaufsatz« (652, 63) tragen in ähnlicher Weise zu einer eher dekadenten Szenerie bei.

Der hinzutretende Robert, den der Vater offensichtlich geringschätzt und folgerichtig nur mit »mißmütigem Sinnen« (651, 39) begrüßt, ist, wie eine Rückblende (649, 31-35) verrät, ein durch den Tod der Mutter früh innerhalb der eigenen Familie vereinsamer, ruheloser und getriebener Charakter. Sein Bruder Guiscard hingegen ist Liebling des ganzen Schlosses und wird bei seiner Ankunft von allen enthusiastisch in Empfang genommen (651, 43-652, 66). Guiscard, der sich, wie zu zeigen sein wird, mit dem Vater auch in ideologischer Hinsicht überall einig zeigt, ist gleichwohl in seinem »blanken Reiterschmuck« (652, 53) eine jugendlich-dynamische, ritterliche Erscheinung, bei welcher denn auch der ganze verschlafen-müde Schlosspark »plötzlich munter« wird (652, 54).

Die Bitte des Vaters, Guiscard möge einen politischen Lagebericht erstatten – der junge Adlige kommt gerade von Paris – wird zum Anlass für die zentrale ideelle Konfrontation des Epos (652, 66-654, 137):

»Was macht der König,« rief er, »den Gott segne!« –  
 »Er steht allein mit seinem ew'gen Recht,«  
 Erwidert' ernst der Sohn, »und der verwegne  
 Verrat stellt sich nicht offen zum Gefecht,  
 Bald da bald dort, wohin kein Schwert mag reichen,  
 Hört man ihn unsichtbar den Thron umschleichen.«

»O daß ich jung nicht mehr, mit dreinzuschlagen!« –  
 »Ich bin's und so wie ich sind überall  
 Noch Viele treu bereit, den Strauß zu wagen,  
 Dicht Stamm an Stamm ein brüderlicher Wall,  
 An dem vergebens ihren Gischt verrollen  
 Die Wogen, oder uns begraben sollen.«

»Doch tut's nicht Not, ein Haufen Krämer, Schreiber  
 Schwingt seine schmier'gen Mützen in die Luft,  
 Voran Gelehrte und ästhetische Weiber,  
 Und Jeder schreit und weiß nicht was er ruft;  
 Nur drauf! Und dieses Donquixotes Mähre  
 Sinkt vor der Lanze ritterlicher Ehre.«

Hier schenkt' der Schloßherr ein vom besten Weine,  
 Der glüht' wie Blut, es galt der alten Zeit.

Die Begründung der legitimen politischen Ordnung wird in einem einzigen Vers zusammengefasst (»Er [der König] steht allein mit seinem ew'gen Recht«, 652, 68), der in seiner plakativen Verknapptheit beinahe ironisch wirkt. Wie nicht erst der letzte Vers mit dem »wie Blut« glühenden »Wein« offenbart, wird dieses ideelle Vakuum durch eine martialische Aggressivität kompensiert, die dem Selbst-Anspruch »ritter-

licher Ehre« (653, 84) keineswegs entspricht. Dass Clairmont nichts anderes einfällt, als »dreinzuschlagen«;<sup>III</sup> dass Guiscard beinah postwendend mit seinem nicht weniger martialischen »Nur drauf!« sekundiert; dass die hinter der Revolution stehenden Menschen – sie erscheinen als »Wogen« und »Gischt« – nicht als solche ernst genommen werden: All das provoziert denn auch den heftigen Widerspruch Roberts, der – und hier wird der zeitgeschichtliche Bezug des Epos deutlich – die Begeisterung von Vater und Bruder, das »Pöbelregiment« durch ein bloßes »Säbelregiment« zu ersetzen, mit den gleichen Worten wie Eichendorff in seinen Revolutionskommentaren desavouiert (654, 137-159):

Robert stieß nicht mit an, er stand alleine  
 In seines Herzens tiefster Einsamkeit,  
 Dann fuhr er plötzlich auf beim Gläserklange,  
 Ein flüchtig Rot durchzuckt' die bleiche Wange:

Vergebens fabelt Ihr von Frau'n und Schreibern,  
 Nein, mit Gedanken heißt's zum Kampfe gehen,  
 Die immerdar aus der Erschlagen Leibern,  
 Ein unsichtbarer Heerbann, neu erstehn,  
 Von Menschenadel geht durch's Volk ein Ahnen,  
 Der älter ist als unsre ältesten Ahnen.

Unadlig ist's, den Löwen an der Mähne  
 Zu zupfen, der schmachvoll in Ketten hängt,  
 Gereizt wird er zur furchtbaren Hyäne,  
 Die ihre rostzerfressnen Ringe sprengt  
 Und alle Leichen auswühlt aller Grüfte,  
 Daß nicht ihr Pesthauch, was noch lebt, vergifte.

Woll't Ihr die Ersten sein, zeigt Euch als solche,  
 So haben Eure Ahnen einst getan,  
 Erwürgt der alten Nacht geschwollne Molche,  
 Brecht selbst den Morgen an und löst den Bann,

III Eine wohl eher zufällige, aber deswegen nicht weniger signifikante Parallele bietet auch der Artikel »Die Parteien in der Paulskirche zu Frankfurt« der HPBl 22 (1848), hier S. 121 f. (Hervorhebung von mir, N. v. E.): »Was nun zunächst die Männer der Rechten betrifft, so wird häufig direct oder indirect darauf hingewiesen, daß sie Manche in ihren Reihen zählen, denen der neue Zustand ein Greuel, und die nichts sehnlicher wünschen, als den alten Polizeistaat mit allen seinen Herrlichkeiten in guter Manier wieder ehrstellen zu können, die noch heute dem so oft mit dem Eseltritt heimgesuchten Metternich'schen System aus voller Seele huldigen und nur bedauern, daß nicht gleich anfangs durch militärisches Dreinschlagen die ganze Bewegung ertödet worden ist.« Immerhin steht der entsprechende Artikel (S. 119-128) unmittelbar vor dem Abdruck von Eichendorffs Abhandlung »Über die Volksschriftsteller« (S. 129-147; es handelt sich hierbei um den letzten in den HPBl erschienenen Artikel Eichendorffs).

Wie's Rittern zukommt, der gefangnen Dame,  
Die Zukunft ist ihr Reich, Freiheit ihr Name.«

Eichendorff ist hier sehr auffällig um eine Differenzierung der die Revolutionsideen repräsentierenden Figur bemüht. Robert beruft sich zwar inhaltlich auf Menschenrechte und Volkssouveränität – im Denken der katholischen Spätromantiker<sup>112</sup> »satanische« Ideen –, fungiert aber in formaler Hinsicht als Sprachrohr Eichendorffs, der ja in seinem Exkurs zum »Jahr 1848« (Kapitel B. II., B. III. 4. 4) ebenfalls angemahnt hatte, es nütze »gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit Dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bajonetten fechten, ist allezeit eine Donquixoterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bajonette aller Sanitätskordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann ihnen die Atmosphäre eben zusagt« (KA VI, S. 624 f.). Vor dem Hintergrund dieser Passage, die eben gerade die Haltung des »*Säbelregiments*« als »Donquixoterie« desavouiert, fällt einerseits Guiscards Verächtlichmachung der *Revolutionslogans* als »Donquixotes Mähre« (s. o.) auf ihn selbst zurück. Andererseits wird deutlich, dass Robert allein eine positive Idee seines aristokratischen Standes hat, wenn er diesen im Sinne jenes verpflichtenden Ethos rechtfertigt, das auch allgemein in die Mitte des reformkonservativen Denkens Eichendorffs trifft, nämlich »die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungefüß sich gebärden, nicht [zu] unterdrück[en], sondern sie zu veredeln, und somit zu einer höheren Versöhnung zu befähigen« (Kapitel A. II. 3. 2). Vertreter der Aristokratie – der »Ersten« – zu sein, bedeutet für Robert, »selbst den Morgen an[zubrechen]«, also »im Bessern wieder voranzugehen« »anstatt kindisch zu schmollen«, wie Eichendorff in seinem Revolutionskommentar von 1851 (KA VI, S. 625) bzw. »die im Sturm umherflatternden Zügel kraft höherer Intelligenz kühn zu erfassen«, wie Eichendorff dann in »Adel und Revolution« (hier rückblickend auf die Zeit vor 1789) empfahl (KA V, S. 414; Kapitel B. V. 1). In seinem Exkurs von 1851 hat Eichendorff die »Schuld der früheren Dezennien« (KA VI, S. 624) betont, insofern eben die legitimen Regierungen sich nicht um eine positiv vermittelnde Politik bemüht und mit dieser extremen Forcierung ihrer absoluten Herrschaftsstellung notwendig Gegenextreme provoziert hatten. Und so ist auch Robert ein ursprünglich idealistischer Charakter, dessen ideologische Irr- und Abwege mehr als – zudem noch psychologisch einfühlsam plausibilisiertes – Gegenextrem gegen den hochmütigen, selbstgerechten, bornierten und durchaus verletzenden Zynismus des reaktionären Vaters erscheinen (653, 109-654, 138):

Da hielt der alte Clairmont sich nicht länger,  
Das halbgeleerte Glas noch in der Hand  
Herüberhorchend immer finstrer, bänger,  
Schleudert' er's plötzlich in den heißen Sand  
Daß klingend es zerschellt': »So soll verderben,  
Wer ungetreu sich selber mag enterben!

112 Vgl. Frühwald 1977, Spätwerk Brentano, S. 179, zu der prominent von de Maistre, Görres und Brentano propagierten dämonologischen Revolutionsdeutung.

Wo Schwerter klirren und Geschicke reißen  
 Brüt' nur, brüt' über deinem Bücherschrein,  
 Voltaire, Rousseau und wie sie alle heißen,  
 Weid' Grillen unterdes, Schulmeisterlein,  
 Und weis' den Blitz an mit dem Gänsekiele;  
 Wen er verschone und wohin er ziele.

Ja reiß' das Wappen von dem Tor nur immer  
 Und bricht das Schloß zusammen über dir,  
 Und geht der Pflug einst über seine Trümmer,  
 Geh hin und bettle vor des Bauers Tür  
 Nur um ein Bröcklein von den Menschenrechten –  
 O Tor, wer auf Erbarmen hofft von Knechten!«

Die Stimme brach. Als schüttelte die Mähne  
 Ein wunder Leu umgarnt im Jagdrevier,  
 Schritt er, des Zorns sich schämend wie der Träne,  
 Zum Schlosse, jeder Zoll ein Kavalier.  
 Dem Robert zitterte durch alle Glieder  
 Ein Gegenwort, er rang's gewaltsam nieder.

Der Hauptmann aber fühlt' des Bruders Wunde;  
 Der Vater, tröstet' er, mein's nicht so hart.  
 Da fiel Robert, als gält's die letzte Stunde,  
 Ihm um den Hals, 's war sonst nicht seine Art:  
 »Wir mein's alle ehrlich, wer von Beiden  
 Hie Recht, wer Unrecht hat, mag Gott entscheiden!«

Roberts Replik hebt sich daher nicht nur in ihrer gedanklichen Tiefe und Kohärenz hell von der unreflektierten Haltung Clairmonts und Guiscards, sondern insbesondere in ihrem »ehrlich[en]« Streben auch moralisch von der unheilvollen Mischung aus geistiger Unbedarftheit und herablassender Arroganz (»Voltaire, Rousseau und wie sie alle heißen«) des Vaters ab.

Wenn Robert zwar schließlich dem buchstäblichen »Dämon[.]« (660, 143) der Revolution verfällt, in dieser dämonischen Verblendung den Bruder erschlägt und schließlich in »heroischem Nihilismus«<sup>113</sup> endet, dann werden zwar die revolutionären Prinzipien in ihrem Vertreter gerichtet. Andererseits aber erscheint Roberts Entwicklung auch als ein schon länger vorbereitetes Verhängnis, für das der reaktionäre Vater buchstäblich und übertragen verantwortlich zeichnet. Nicht nur die durch die verletzende Zurücksetzung lange schon schwelende psychische Wunde ist hierfür nämlich in Anschlag zu bringen. Dass Robert in exakt dem Moment vom Volkspöbel getötet

113 Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 205.

wird, als das Schloss über ihm zusammenbricht (664, 121-126), ist eine Erfüllung der väterlichen Prophezeiung (»Ja reiß' das Wappen von dem Tor nur immer / Und bricht das Schloß zusammen über dir«, s. o.). Roberts Tod wird somit auch symbolisch mit dem durchaus schuldhaften Zynismus des Vaters in Zusammenhang gebracht.

Gleichzeitig wird auch der positive Ausgang schon in der Szene der ideellen Konfrontation symbolisch vorbereitet. Guiscard verkörpert zwar wie sein Vater das reaktionäre Säbelregiment, ist aber anders als Clairmont keine aus der Zeit gefallene, sondern eine jugendlich-dynamische Gestalt und genießt bei den einfachen Bediensteten des Schlosses – unter ihnen Marie – Popularität. Er verkörpert trotz seiner geistigen Beschränktheit jenen charismatisch-individuellen Herrschaftstypus, den Robert nur theoretisch einfordert. Roberts ehrlicher Idealismus manifestiert sich nämlich – nach einem verbreiteten Stereotyp in der konservativen<sup>114</sup> Kritik des 19. Jahrhunderts – in jener theoretisch avancierten ›Verbildung‹, die ihn gerade von dem Volk, auf das er sich ja beruft, entfremdet und somit in besonders widersprüchlicher Weise in einen ideologischen Elfenbeinturm bannet. Der Kontrast dieser beiden Typen wird aus ihrem unterschiedlichen Verhältnis zu Marie sinnfällig, die Robert bei seiner Ankunft auf dem Schloss zunächst mit Guiscard verwechselt (649, 37-54):

Da setzt er [Robert] rasch die Sporen ein, daß Funken  
Der Stein von seines Rosses Hufen sprüht,  
Die Wälder schauern von der Sonne trunken,  
Die blutrot durch die falben Nebel glüht,  
Die Köhler grüßten scheu, die Kinder wichen,  
Als käm' der wilde Jäger hergestrichen.

Nun hört' er schon des Gartens Brunnen rauschen,  
Da klang ein Lied so wunderfrisch darein,  
Daß rings die Vögel schwiegen, um zu lauschen;  
Es war Marie, des Gärtners Töchterlein,  
Das Tor mit Blumen schmückend ander'm Reiter,  
Als schwebt' ein Engel auf der Himmelsleiter.

Sie wandt' sich rasch, und blickt' fast trotzig nieder,  
Da sich ihr Hoffen trügerisch erwies. –  
»Was soll der eitle Blumentand schon wieder?«  
»Der junge gnädige Herr kommt von Paris.« –  
»Mein Bruder, heut?« – So schwang er sich vom Rosse,  
Sie sang von Neuem, und er eilt' zum Schlosse.

114 Vgl. u. a. die Polemik über das »akademische Proletariat« im bereits zitierten Panorama der Fraktionen innerhalb des Paulskirchen-Parlaments, HPBl 22 (1848), S. 119: »die Linke gruppirt sich aus Gymnasiallehrern, Advokaten (die rheinischen ausgenommen), rationalisirenden Predigern und Priestern, Privatdocenten, voranstrebenden Beamten, Literaten, Bewegungsmännern von Profession.«

Bei Guiscards wirklicher Ankunft wird der Gegensatz noch einmal eingeschärft (651, 43-652, 54):

Da hat Marie sich von dem Baum geschwungen,  
 Er kommt, er kommt! rief jubelnd sie heran,  
 Sie mußte schreien, das Herz wär' ihr zersprungen.  
 Robert sah streng die Atemlose an,  
 Und, wie in bösen Blickes Zauberbanne,  
 Stand sie errötend vor dem finstern Manne.

Im Schlosse aber mit demütigem Neigen  
 Tat schon ein Diener auf des Saales Tür  
 Und zwischen der Orangen blüh'nden Reigen  
 Eilt' von der Marmortrepp' ein Offizier,  
 Guiscard, in blankem Reiterschmuck herunter;  
 Da war's, als würde Alles plötzlich munter.

So verbindet sich mit der Kontrastierung unterschiedlicher Herrschaftstypen zugleich der erste Hinweis auf die sich im Verlauf der Handlung entfaltende Liebesgeschichte zwischen dem ritterlich-vielversprechenden Guiscard und der unschuldig-einfachen Marie, die bei ihrer ersten Nennung nicht zufällig einem »Engel auf der Himmelsleiter« verglichen wird. Um die komplexe politische Signifikanz dieser Figur zu ermessen, ist allerdings zunächst der Bruderkonflikt genauer in seiner symbolischen Bedeutung auszuloten.

Dass dieser nämlich den poetisch-narrativen Kristallisationskern für die innere Zerrissenheit nicht nur Frankreichs bildet, wird durch die Einschaltung eines Gedichts unterstrichen, das kurz vor dem Brudermord einen entsprechenden symbolischen Vorverweis gibt (658f.). Es handelt sich dabei um dasjenige von Eichendorffs Revolutionsgedichten, das Eichendorff als einziges zur Publikation gebracht hat; »Libertas Klage«, das Eichendorff bis auf zwei leicht abgewandelte Verse unverändert in das Epos übernimmt, war mit seiner Anspielung auf den 1849/50 drohenden und erst in letzter Minute abgewendeten preußisch-österreichischen *Bruderkrieg* das Epitaph der deutschen Einheit, wobei die innerdeutsche Zerrissenheit damit zugleich aus dem Verkennen der christlichen Freiheit abgeleitet wurde (Kapitel B. II. 2. 2). Die Einschaltung unterstreicht hier also noch einmal die politische Signifikanz des Bruderkonfliktes, in dem sich die Zerrissenheit einer ganzen Nation (»Weh du Land«) spiegelt, deren geistige *Einheit* über der Frage nach dem wahren »Recht« und der wahren »Freiheit« zerbrochen war (657, 67-659-105):

Da blitzten zornig nieder alle Sterne,  
 Ihm war, als säh' er über Stadt und Fluß  
 Die junge Freiheit fortziehn in die Ferne  
 Und hört' in Lüften ihren Scheidegruß,

Und zu den Wolken, die vorüberjagen,  
Tönt' er hinaus der Göttin Schmerz und Klagen:

»Weh du Land, das keck mich bannte,  
Und da ich zu dir mich wandte,  
Mich blödsinnig nicht erkannte;

Wo aus Trümmern nun die blassen  
Geister stieren: Stolz und Hassen,  
Brüder sich ingrimmig fassen.

[...]

'S war ein mächtger Wald da droben,  
Treulich Stamm in Stamm verwoben,  
Mir zum grünen Dom erhoben.

Weh', du feste Burg der Eichen!  
Bruderzwist schon, den todbleichen,  
Seh' ich mit der Mordaxt schleichen.

Und in künft'gen öden Tagen  
Werden nur verworrne Sagen  
Um den schönen Wald noch klagen.«

Eichendorff hat zwar, wie es der französische Handlungskontext erforderte, die expliziten Markierungen des deutschlandpolitischen Horizonts gestrichen (im letzten Vers wird »um den schönen Wald« statt um den »deutschen Wald« geklagt, in der vorletzten Strophe wird aus dem »schönen Land der Eichen« die »feste Burg der Eichen«). Allerdings erscheint der Befund, dass an einer zentralen Gelenkstelle des Epos ein Gedicht, das als mahnender Beitrag zur Deutschland-Diskussion von 1849/50 konzipiert war, und auf dessen Kenntnis – es handelte sich eben um das einzige der publizierten Revolutionsgedichte – Eichendorff rechnen konnte, zitiert wird, als deutliches Signal, dass der französische Schauplatz im Jahr 1789, ohne deswegen sein historisches Eigengewicht zu verlieren, auch als Spiegel für das Schicksal Deutschlands um 1848 fungiert. Der Bruderkonflikt würde damit natürlich keine simple Geschichtsallegorie abgeben, wonach etwa Robert auf Preußen und Guiscard auf Österreich verwiese, aber jene *innere Zerrissenheit* assoziieren, an der 1848-1850 die deutsche Einheit gescheitert war.

In seinem ursprünglichen Kontext implizierte das im Zentrum des Epos eingefügte Gedicht, dass 1848 die providentielle Chance nicht erkannt wurde, Deutschland über die Durchsetzung vor allem der Kirchenfreiheit einer höheren Einheit und damit die deutsche Geschichte einem geradezu messianischen Höhepunkt zuzuführen (Kapitel B. II. 2. 1-2). Das »Schiff der Kirche« erschien im gleichnamigen Sonett aus dem Zy-

klus »1848« als jenes »höhere Dritte«, dem der Auftrag zukam, zwischen Alt und Neu, zwischen Restauration und Revolution zu vermitteln. Im »Julian« wurde dieses Prinzip umgesetzt, indem das aporetische Patt der einander befehrenden Parteien (Oktavian bzw. Severus vs. Julian) durch die romantisch-deutschen Christengemeinden transzendiert wurden, die gerade in ihrer entweltlichten, »unpolitischen« Integrität den Legitimationsgrund des Reiches bewahrten und als eigentliche Gewinner aus dem politischen Konflikt hervorgingen. »Robert und Guiscard« ist in seiner Figurenkonstellation ebenso dem ersten Epos wie der Revolutionslyrik parallel gearbeitet. Der Brudermord, in dem die innere Zerrissenheit eines Landes symbolisch kulminiert, ist deutlich dem Zweikampf zwischen Severus und Julian nachgebildet.<sup>115</sup> Auch hier endet das Epos allerdings nicht in der Aporie; transzendiert wird der politische Konflikt vielmehr von einer dem parteigebundenen Revolutions-Restaurationsschema völlig enthobenen Instanz; die symbolische Bedeutung des politisch unschuldigen, frommen, treuen und hingebungsvollen Gärtnermädchens Marie, das exakt diejenige Stelle ausfüllt, die in den 1848er Dichtungen der Kirche, im »Julian« den Christengemeinden zukommt, wird dabei schon durch den Namen unterstrichen. In der kirchlichen Tradition gilt Maria als »Mutter der Kirche«, und die marianische Lösung, mit welcher sich der ideologische und narrative Knoten des Epos löst, entfaltet sich nicht zufällig dadurch, dass der eigentlich (?) tote Guiscard durch das fürbittende Gebet Mariens zum Leben erweckt wird; erst nachdem Marie für Guiscard gebetet hat, gibt dieser nämlich ein Lebenszeichen von sich (670, 19-24):

Und wie sie Alle nun vorüberrauschen  
 Kniet sie und betet still aus Herzensgrund  
 Und blickt umher und neigt mit bangem Lauschen  
 Sich über des Gefallnen stummen Mund,  
 Sie fühlt noch Atem weh'n, o freudig Zagen!  
 An ihrem Herzen noch das seine schlagen.

Der Text expliziert zwar keine Wiederbelebung, schließt sie aber auch nicht aus. Vielmehr scheint der Text dies gerade bewusst offenzuhalten, um einerseits nicht unglaubwürdig zu erscheinen, andererseits aber die Wirkung von Mariens Gebet dennoch deutlich zu machen. Nahegelegt wird diese Schlussfolgerung zumindest durch die zeitliche Aufeinanderfolge: Erst nach Mariens Fürbitte bzw. Gebet erfährt der Leser, dass

115 Vgl. in »Robert Guiscard« die Verse 660, 148 ff. (»Jetzt stürzt sich jener Hauptmann ihm entgegen, / Hei, wie der grause Schnitter Tod da mäht! / Man sieht vor Staub nichts als den Blitz der Degen [...] Schon sank vor Roberts Stahl der kühne Ritter«) und im »Julian« XVI, 4 (»Und durch das üpp'ge Feld der Freveltaten / Ging nun der grause Schnitter Tod«), 28 ff. (»Da mäht' hervor recht aus des Kampfes Mitte / Ein Ritter sich auf schwarzem Roß«), 45 ff. (»So fochten Beide nun in furchtbar'm Schweigen / Wie zwei Gewitter Strahl auf Strahl / Und wo ein Schwertblitz niederzuckt [...]«), 59 f. (»Fühlt er des Gegners Stahl sein Herz durchdringen / Und sinkt vom Rosse todesbleich«). – Die Parallele wurde schon im Stellenkommentar erkannt, KA I, S. 1200; zu den vielen formalen und figuralen Querbezügen des geschlossen komponierten versepischen Werks s. ausführlich u., Kapitel B. IV. 4.

Guiscard doch (noch?) lebt. Solche allegorischen Korrespondenzen mögen heute fremd erscheinen, waren (und sind) allerdings in der Tradition allegorischer Schriftdeutung<sup>116</sup> weitverbreitet.

Doch auch unabhängig von der Deutung dieser konkreten Passage sind die Parallelen Maries zu den Christengemeinden im »Julian« bzw. zur politischen Funktion der Kirche in der Revolutionslyrik dermaßen konsequent gearbeitet, dass die symbolische Figuration der Kirche sicher anzunehmen ist. Marie verweist auf eine religiöse Ebene, die der Kontingenz weltlicher Parteiungen enthoben ist, auf diese aber wieder produktiv zurückwirkt. Geradezu emblematisch wird die Unbeteiligtheit Maries auf der nächtlichen Flucht mit Guiscard aus Paris deutlich: Während beide still auf dem Kahn den Strom hinab-eilen, ziehen links und rechts die brennenden Schlösser – und damit symbolisch das antithetische, parteigebundene Geschehen – an ihnen vorbei. Die Lakonik des kurzen Wortwechsels darüber und das sonstige tiefe Schweigen (668, 97-102) unterstreichen nur die vollkommen unparteiische Rolle Maries, die sich lediglich darum besorgt, dass die Kämpfe bald vorbei sein mögen (100) – ganz so wie das »Schiff der Kirche«, von dem es im gleichnamigen Revolutionssonett heißt (KA I, 452, v. 12 ff.; Hervorh. N. v. E.):

Das *weiß* nichts von der Wasser wüstem Branden,  
Das macht der Stürme Wirbeltanz zuschanden –  
O Herr, da laß uns alle selig landen!

Der französische Schauplatz aus dem Jahr 1789 bietet somit auch einen Spiegel für die politisch-religiösen Debatten im Bannkreis der deutschen 1848er Revolution. Tatsächlich wird diese im Horizont der strukturellen Parallelen und Anspielungen erkennbare Blickrichtung auf Deutschland gerade auf der primären Handlungsebene unterstrichen. Denn so wie die wahre, christliche Freiheit aus Frankreich »fortzieh[t] in die Ferne« (657, 69), so emigrieren auch Marie, Guiscard, und Graf Clairmont »nach Deutschland« (672, 51), um im deutschen Exil einen Neuanfang zu wagen, der deutlich als religiöser inszeniert wird. Ermöglicht wird dieser Neuanfang durch eine marianische Figur, die nicht nur Guiscard vor dem Tod rettet, sondern durch dieses selbstlose Zeugnis reiner, frei schenkender und opferbereiter Liebe (die wie schon Gabriele<sup>117</sup> im »Schloß Dürande« ursprünglich gar nicht auf Gegenliebe des »hohen Herrn« rechnet), Guiscard auch erst seiner eigenen, bisher aber aufgrund der Standesunterschiede uneingestanden Liebe zu dem Gärtnermädchen bewusst werden lässt; die heimliche Liebe Guiscards wird schon früh durch seinen nächtlichen Gesang desjenigen zweistrophigen Gedichts offenbar, das spätestens durch die betörend schöne Vertonung Hugo Wolfs Weltruhm erlangte und auch noch von Theodor W. Adorno ob seiner latenten

<sup>116</sup> Vgl. dazu im gegebenen Rahmen nur Ohly 1958, Vom geistigen Sinn.

<sup>117</sup> Zur entsprechenden Interpretation der Figur Gabrieles vgl. die brillante Analyse bei Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 153-156. Köhnke war ein selten überragender Meister bei der Aufspürung der symbolischen Tiefendimension von Eichendorffs Figurenkonstellationen und Erzählstrukturen, beschränkte sich aber leider stets auf eine literaturimmanente Perspektive.

Erotik bewundert wurde.<sup>118</sup> Während bereits der Revolutionspöbel zur Plünderung des Schlosses anrückt, tritt Guiscard mit Marie vor den Vater und bittet ihn um seinen Segen. Erst die Konfrontation mit dieser aufrichtigen Liebe vermag den starren Zynismus des Grafen aufzubrechen, der auf einmal frei wird, allen äußerlichen Akzidenzien des Adels – und damit der alten Ordnung – zu entsagen (673, 79-102):

»Ich hoff, du frevelst nicht in solchen Stunden,«  
Sagt' endlich ernst der Graf, »was sonst uns lieb,  
Ruhm, Glanz und Reichtum ist dahingeschwunden,  
Verloren Alles, nur die Ehre blieb;  
Du hast vor Gott dein Herz ihr zugesprochen,  
Es hat kein Clairmont noch sein Wort gebrochen.

Es wird die Welt fortan nach uns nicht fragen,  
So frag' auch du fortan nicht, was sie spricht,  
Schütz' sie, die dich geschützt in blut'gen Tagen!  
So tretet her, vor Gottes Angesicht  
Füg' ich hier ineinander eure Hände,  
Bleib't treu, ob Alles auch sich treulos wende.«

»Unmöglich,« rief sie [Marie], konnte mehr nicht sagen  
Vor Staunen, Lust und Weh, sie atmet' kaum,  
Die Augen schienen zagend noch zu fragen,  
Ob nicht das Alles nur ein falscher Traum,  
Da sie als Tochter nun der Graf begrüßte  
Und segnend auf die klare Stirn sie küßte.

Dann sank er auf die Knie, es drängt die Stunde,  
Und neben ihm stillsinnend kniet' Marie,  
Er aber betete aus Herzensgrunde:

118 Bei der Verselbstständigung des Gedichts »Über Wipfel und Saaten« (bei Wolf »Verschwiegene Liebe«) lässt sich der Vorgang von der Herauslösung einzelner Gedichte aus ihrer Kontextgebundenheit besonders paradigmatisch verfolgen. Was für Adorno 1958, Gedächtnis Eichendorffs, S. 119, latente Erotik und *insofern* Beleg für die untergründige ›Modernität‹ des ›katholischen‹ Eichendorff war (vgl. die vielzitierten Worte: »Der noch Zeitgenosse Schellings war, tastet nach den ›Fleurs du mal, der Zeile: ›O toi que la nuit rend si belle‹. Eichendorffs entfesselte Romantik führt bewußtlos zur Schwelle der Moderne«), ist hier schlicht durch den Handlungskontext bedingt; die ›Verschwiegenheit‹ bezieht sich in erster Linie auf die wegen der Standesgrenzen (noch) nicht eingestandene bzw. offen artikulierte Liebe Guiscards zu Marie (654, 5-20), was natürlich einen erotischen Tiefenzug (und dieser übrigens auch Eichendorffs Katholizität nicht ...) nicht ausschließt: *Da war's, als hört' er geben – zu solcher Stunde | Schweift' oft Marie – er sang aus Herzensgrunde: Über Wipfel und Saaten | In den Glanz hinein | Wer mag sie erraten, | Wer holte sie ein? – | Gedanken sich wiegen, | Die Nacht ist verschwiegen, | Gedanken sind frei. || Es rät es nur Eine, | Wer an sie gedacht | Beim Rauschen der Haine, | Wenn niemand mehr wacht, | Als die Wolken, die fliegen, | Mein Lieb ist verschwiegen | Und schön wie die Nacht.*

»Vergib dem Robert, wie ich ihm verzieh,  
Die Kinder schütz', die heut mir neugeboren,  
Und segne Frankreich, Herr, das ich verloren!«

In der Not der Stunde – das Nachbarschloss steht bereits in Flammen (671, 16-18) – erkennt der Graf die Kontingenz aller weltlichen Attribute des Adels (»Ruhm, Glanz und Reichtum«) und damit zugleich deren unter veränderten äußeren Umständen übertragbare innerliche Substanz: Was noch kurz vorher für den Grafen mit aristokratischer Ehre und Treue unvereinbar gegolten hätte, wird nun selbst Erweis des Adels. So kann die reine, Standesgrenzen transzendierende Liebe gerade als Ausdruck des aristokratischen Ethos gelten. In der Anerkennung, dass die Entscheidung seines Sohnes »vor Gott« (83) getroffen ist, gründet damit Clairmonts regelrechte innere Bekehrung. Erst jetzt öffnet sich der Blick auf Gott als den eigentlich »ewigen« Maßstab der in ihren äußeren Formen durchaus wandelbaren Ordnung. Erst jetzt erscheint Clairmont, vormals mit leeren Äußerlichkeiten wie der königlichen Jagd oder Erinnerungen an die »alte Zeit« beschäftigt und von seiner aristokratischen Stellung übermäßig eingenommen, als gottesfürchtiger und auf das eine Notwendige bedachter Mensch; das abschließende Gebet impliziert, dass zumindest die Innigkeit der Vergebung gegenüber Robert, vor allem aber die Fürbitte für ihn, neu sind. Erst durch die im echten, lebendigen Glauben gründende Bejahung der Kontingenz aller weltlichen Güter ist er fähig, den Verlust aristokratischer Privilegien, aber auch den Verlust der Heimat (»Frankreich«) ebenso demütig wie konsequent anzunehmen und ohne Verbitterung einen Neuanfang zu wagen.

Realisiert wird dieser Neuanfang dann im deutschen Exil. Tatsächlich korrespondiert der christlichen Abkehr von der »Welt« – mit welcher »Frankreich« symbolisch zusammenrückt – die politische Emigration »nach Deutschland« (672, 51). Die Emigration markiert einen radikalen Neuanfang, der in Intensität und Irreversibilität (»Was hinter ihnen lag, spurlos versunken«) des Verlustes existentielle Totalität evoziert (674, 127-132):

Der Wald nur grüßt', wo sie vorüberflohen,  
Kein Wort die feierliche Stille brach,  
Und über'n Wald her leuchteten die Lohen  
Des Schlosses weit den Heimatlosen nach,  
Wie ein Vulkan, mit dessen letzten Funken,  
Was hinter ihnen lag, spurlos versunken.

Geradezu eine eschatologische<sup>119</sup> Szenerie entfaltet dann aber der Einzug in Deutschland:

119 Vgl. schon Stockinger 2009, Die ganze Romantik, S. 22.

Seitdem war mancher Reisetag vergangen,  
 Schon blitzt von fern des Rheines Silberband,  
 Wohin der Heimat Laute nicht mehr langen,  
 Und abendlich färbr' sich das fremde Land,  
 Als in geheimnisvoller Berge Mitten  
 Durch Waldesnacht die Wandermüden ritten.

Doch da sie jetzt um einen Fels sich wandten,  
 Tat's plötzlich einen wunderbaren Schein,  
 Kirchtürme, Fluren, Fels und Wipfel brannten,  
 Und weit in's farbentrunke Land hinein  
 Schlang sich ein Feuerstrom mit Funkensprühen,  
 Als sollt' die Welt in Himmelsloh'n verglühen.

Gebendet sahen zwischen Rebenhügeln  
 Sie eine Stadt, von Blüten wie verschneit,  
 Im klaren Strome träumerisch sich spiegeln,  
 Aus lichtdurchblitzter Waldeseinsamkeit  
 Hoch über Fluß und Stadt und Weilern  
 Die Trümmer eines alten Schlosses pfeilern.

Der Wald indes rauscht von uralten Sagen,  
 Und von des Schlosses Zinnen über'm Fluß,  
 Die wie aus andrer Zeit herüberraegen,  
 Spricht abendlich der Burgeist seinen Gruß,  
 Die Stadt gesegnend seit viel hundert Jahren  
 Und Schiff und Schiffer, die vorüberfahren.

Die zeitgenössische Rezeption mokierte sich über die das Epos dominierende nächtliche Szenerie, in der man die Neigung der Romantik zum Mystisch-Verworren-Somnambulen – und insofern natürlich eine Bestätigung der poetischen Impotenz des katholischen Standpunkts Eichendorffs – sehen wollte.<sup>120</sup> Freilich wurde damit die symbolische Signifikanz dieser meist bedrohlichen Nachtszenen verkannt, die erst hier,

120 Vgl. etwa die Besprechung von Rudolf Gottschall, HKA XVIII/2, S. 1063-1065: »Die Französische Revolution ist überhaupt für eine romantische Behandlung wenig geeignet, denn die geschichtlichen Zwecke, die sie verfolgte, waren so klar und bestimmt, ihre Hauptgestalten sind so scharfcharakteristisch, daß für die romantische Schattenhaftigkeit der Schilderung wenig Platz bleibt. [...] desto mehr tritt die Unangemessenheit der Behandlungsweise hervor und zeigt die Unfähigkeit der Romantik, einem historischen Stoffe gerecht zu werden; denn Eichendorff schwelgt in einer Naturmalerei, welche das geschichtliche Leben, das charakteristische Element, die großen Konflikte der Zeit ganz unverhältnismäßig überwuchert. Seine Charaktere sind Träumer; sie handeln meistens bewußtlos, wie Nachtwandler und Gespensterscher. Dies Dämmerleben thut am hellen Tage der Geschichte nicht wohl [...]. Alles ›träumt‹ bei Eichendorff; über Alles streut er den romantischen Mohn.«

im Kontrast zu einem übernatürlich illuminierten Deutschlandbild, vollends offenbar wird. In dem Moment, als Frankreich, das Land des Atheismus und der Revolution, das Land der ideologischen und politischen Zerrissenheit, im Dunkel hinter den Exilanten versinkt, leuchtet Deutschland – die Grenze wird bereits hochsymbolisch durch »des Rheines Silberband« markiert – als »farbentrunckne[s] Land« vor ihnen auf. Heidelberg wird geradezu als »himmlisches Jerusalem« inszeniert,<sup>121</sup> und der Blick der französischen Exilanten auf die Stadt der Romantik korrespondiert tatsächlich demjenigen des »Taugenichts ante portas«. <sup>122</sup> Den »Clairmonts ante portas« bietet sich ein spiritualisiertes Deutschlandbild mit Heidelberg als symbolischem Kristallisationskern dar. »Frankreich«, das die Clairmonts ebenso wie »Ruhm, Glanz und Reichtum« »verloren« (s. o.) haben, schmilzt in einem buchstäblichen Weltenbrand dahin, Deutschland aber erscheint als metaphysisch überhöhter Raum, der den Emigranten nicht nur ein temporäres Exil, sondern den idealen Erfüllungsrahmen ihrer inneren Neugeburt (»neugeboren«, s. o.), ihre eigentliche, transzendente »Heimat« bietet:

In dieses Märchen Bann verzaubert stehen  
Die Wandrer still. – Zieh' weiter, wer da kann!  
So hatten sie's in Träumen wohl gesehen,  
Und Jeden blickt's wie seine Heimat an,  
Und Keinem hat der Zauber noch gelogen,  
Denn Heidelberg war's, wo sie eingezogen.<sup>123</sup>

Freilich erscheint schon in Hölderlins Heidelberg-Hymne die so oft besungene Stadt als utopiefähiger Fluchtpunkt »eines neu sich formierenden, unter den noch schwer hereinhängenden Trümmern einer abgelebten Vergangenheit lebendig und dynamisch emporwachsenden Vaterlands«. <sup>124</sup> Bei Eichendorff korrespondiert dem national und religiös grundierten Gegensatz Frankreich-Deutschland auch ein unmittelbarer politischer, wenn Heidelberg – entgegen der französischen Schauplätze – als erinnerungs-gesättigter Raum einer historischen Zeittiefe erscheint, die, wie die Verknüpfung der »frischen« Naturbilder mit »uralten Sagen« andeutet, mit der Gegenwart lebendig-organisch vermittelt ist:<sup>125</sup>

121 Vgl. schon Stockinger 2009, Die ganze Romantik, S. 25.

122 Vgl. die berühmte Interpretation »Der Taugenichts ante portas« bei Seidlin 1965, Versuche, S. 14-31.

123 Die Strophe hat, ähnlich wie das Gedicht »Über Wipfel und Saaten« (s. o.) früh eine rezeptionsgeschichtliche Eigendynamik entfaltet und zielt als besonders eindruckliches Zeugnis der Heidelberg-Mythisierungen in der deutschen Literatur heute einen Gedenkstein in der »Eichendorff-Anlage« am westlichen Ende des Heidelberger, parallel zum Neckar verlaufenden Philosophenwegs; von der exponierten Stelle des Denkmals eröffnet sich ein Tiefblick auf die am südlichen Neckarstrand befindliche Altstadt, wodurch sich die (im Epos freilich bewusst nicht konkret lokalisierte) Perspektive der »Clairmonts ante portas« realiter nachvollziehen ließe (s. Abb. 4).

124 Vgl. die prägnante Ausdeutung bei Gaier 1993, Hölderlin, S. 230.

125 Vgl. andeutungsweise bereits Stockinger 2009, Die ganze Romantik, S. 23.

Der Wald indes rauscht von uralten Sagen,  
 Und von des Schlosses Zinnen über'm Fluß,  
 Die wie aus andrer Zeit herübertagen,  
 Spricht abendlich der Burgeist seinen Gruß,  
 Die Stadt gesegnend seit viel hundert Jahren  
 Und Schiff und Schiffer, die vorüberfahren.



Abb. 4: Eichendorff-Gedenkstein.  
 Heidelberger Philosophenweg

Gegenüber der aporetischen Dichotomie zwischen einem »ew'gen Recht« des französisch-absolutistischen Königtums und universellen, d.h. für Eichendorff ebenso abstrakt-unhistorischen »Menschenrechten« symbolisiert Heidelberg schon in seinem historisch-naturhaften Stadtbild das »Ewig Alte und Neue«, wobei selbst die Ruine des einst ja von Franzosen gesprengten Schlosses sich in dieses organische Versöhnungsbild fügt. In diesem natürlichen Raum findet auch die Ehe zwischen dem Vertreter der hohen Aristokratie und dem ehemaligen Dienstmädchen ihren idealen Realisierungsrahmen; in einer Ringkomposition greift das Epos am Schluss den Anfang auf, an dem Eichendorff – Autor und Erzähler sind hier einmal

wirklich identisch – die Herkunft der Geschichte aus seinem autobiographischen Erfahrungsschatz offenbart und bereits den positiven Ausgang vorwegnimmt (647, 1-648, 30):

Als ich dereinst in Heidelberg studierte,  
 Stand dort ein kleines Haus, duftig umweht  
 Vom Lindengange, der zum Schloßberg führte,  
 Ich weiß nicht, ob es jetzt noch droben steht,  
 Denn viele, viele Jahre sind vergangen,  
 Seit wir dort unsere ersten Lieder sangen.

[...]

Dort pflegte oft ein hoher Greis zu ruhen  
 In seiner Muschelgrotte Einsamkeit,  
 Die Silberschnallen von seinem seidnen Kleid,  
 Doch mächt'ger noch der Blicke düstres Lodern,  
 Als wollten zu Gericht die Zeit sie fodern.

In fremden Lauten plaudernd aber jagen  
 Zwei schöne Knaben durch die stille Rund'

Wie Frühlingsblüten, die der Wind vertragen,  
 Und schmerzlich Lächeln spielt um seinen Mund,  
 Wie sie, obgleich noch selber Sansculotten,  
 Als Royalisten sich zum Kampfe rotten.

Der alte Graf bleibt zwar innerlich, auf jeden Fall äußerlich noch dem Frankreich des 18. Jahrhunderts verhaftet, kann aber, wenn auch »schmerzlich«, doch »[L]ächeln« über seine Enkelkinder, die den Konflikt zwischen »Sansculotten« und »Royalisten« nur noch als unschuldiges Spiel nehmen und somit auch politisch einen Neuanfang jenseits von Revolution und ancien régime symbolisieren; wie schon die (offenbar nur für Clairmont) »fremden Laute[ ]« andeuten, sind die beiden »schöne[n] Knaben« bereits vollkommen »eingedeutscht«, und entsprechend werden auch deren Eltern, Guiscard und Marie als »Jäger« und »schöne Frau« in eine typisch deutsch-romantische Szenerie (mit stereotypen Requisiten wie »des Felsgeklüftes grüner Klause«, »Heimweh«, »Wald«, »Wandrer« und »Nachtigall«) eingefügt (648, 31-42):

Auch eine schöne Frau wohl sah man wehen  
 Mit ihrem Tuch vom Fenster über'n Fluß,  
 Und drüben einen Jäger einsam stehen,  
 Der in die Lüfte schoß zum Gegengruß  
 Und aus des Felsgeklüftes grüner Klause  
 Allabendlich einkehrte in dem Hause.

Und manche Sommernacht nach schwülen Tagen  
 Sang dort die Frau, das gab so süßen Schall,  
 Von Heimweh und der Liebe Lust und Klagen,  
 Und in dem Tale schlug die Nachtigall,  
 Es blitzte fern, und Wald und Neckar rauschte,  
 Daß mancher Wandrer stille stand und lauschte.

Von der allgemeinen Stilisierung abgesehen, webt Eichendorff auch konkrete Anspielungen speziell auf die Heidelberger Romantik ein. »Bergeinsiedelei« (648, 47) und »Muschelgrotte Einsamkeit« (647, 20) verweisen nicht nur auf das in der Romantik weitverbreitete Ideal des Pilgers (die »Muschel« gilt als dessen Symbol, wie noch heute an den Markierungen der Jakobs-Wege sinnfällig wird) und Eremiten, sondern auf die von Arnim und Brentano 1809 herausgegebene »Zeitung für Einsiedler«,<sup>126</sup> in der die romantischen Fehden u. a. gegen Johann Heinrich Voß (symbolischer Höhepunkt war die »Sonettenschlacht bei Eichstädt« gegen die »antikischen« Hexameterbataillone)<sup>127</sup> ausgetragen wurden. So erscheint die deutsche Romantik als das »höhere Dritte«

126 Vgl. bereits den entsprechenden Stellenkommentar KA I, S. 1199, wobei Schultz die zwischen April und August 1808 erschienene Zeitschrift irrtümlich auf das Jahr 1809 datiert.

127 Vgl. Nr. 26 vom 29. Juni, Zeitung für Einsiedler, Sp. 201 ff. (hier Sp. 201 die Beschreibung des Überfalls der Sonette durch das »erschrecklich große[ ] Heer von Hexametern und Pentametern,

zwischen Revolution und Gegenrevolution. Die Einsiedler-Motivik erschöpft sich allerdings nicht in ihrer metaphorischen Verweis-Funktion, sondern gewinnt nicht zuletzt im Horizont der eschatologischen Inszenierung der Emigration auch eine dezidiert religiöse Note, die am Schluss noch einmal durch die Entgegensetzung von romantischem »Waldesrauschen« und der »Welteitelkeit« des *saeculum* unterstrichen wird (676, 7-12); das Exil erscheint als *fuga mundi*; geradezu buchstäblich ist daher auch der »sel'ge[] Friede« der monastisch-weltflüchtigen und damit auf einer höheren Ebene beheimateten Exilanten zu nehmen (676, 1-12):

Das war das kleine Haus am Neckarstrande,  
 Der Greis in seiner Träume Zauberring,  
 Der Jägersmann, der in die duftgen Lande  
 Allabendlich den Felssteig niederging,  
 Das war die schöne Frau mit ihrem Liede,  
 Das war des stillen Gärtchens sel'ger Friede.

Und saßen dort sie so beim Waldesrauschen,  
 Das nimmer weiß von der Welteitelkeit,  
 Mit keinem Kön'ge mochten sie da tauschen  
 In dieser abendstillen Einsamkeit. –  
 So wolle Gott all' Wirrsaal mild entwirren,  
 Und gnädig richten, die da menschlich irren.

Das Abschlusstableau mit seinem Ausblick auf eine bereits angebrochene bessere Zukunft wird damit zugleich zum zeitgeschichtlichen Appell, der sich im Bild der »zwei schöne[n] Knaben« symbolisch verdichtet. Hervorgegangen aus der Verbindung von Graf und Gärtnermädchen sind die beiden Kinder nicht nur Sinnbild einer christlich erneuerten Gesellschaft jenseits ständischer und politischer Vorurteile. Sie repräsentieren auch jene Generation, die wie Eichendorff in der Zeit der Romantik ihre geistige Initiation erlebt und in der Mitte des Jahrhunderts zwar von der historischen Bühne weitgehend verdrängt, aber noch nicht gänzlich verschwunden war (648, 43-48):

Öd stehn wohl längst nun Garten, Haus und Bäume,  
 Doch aus der Ferne tönet noch bis heut  
 Das Lied verlockend oft durch meine Träume,  
 Und was vernommen ich seit jener Zeit  
 Von dieser Bergeinsiedelei Geschichte,  
 Ward unversehns mir selber zum Gedichte.

von Jamben, Trochäen und Anapästten, saphischen und alcaischen Oden, anakreontischen abgedankten Liedern und großen ionisch epischen Schweinkopffalangen«).

Die Romantik ist gescheitert, wird aber zunächst im »Gedicht[]« wieder lebendig.<sup>128</sup> In diesem Sinne erscheint das Versepos als impliziter Appell, der in »unromantischer« Zeit noch einmal das verheißungsvolle Erbe einer Bewegung vergegenwärtigte, die nach der Einleitung der ersten literarhistorischen Monographie von 1847 »wie eine prächtige Rakete, funkelnd zum Himmel emporstieg«, aber »nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend, oben in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzt« (KA VI, S. 62) ist. Die in Deutschland aufgewachsenen »schönen Knaben«, welche die dem Frankreich des späten 18. Jahrhunderts entsprungenen aporetischen Konflikte nur noch als Spiel nehmen, figurieren das bleibende Vermächtnis der deutschen Romantik als des »Ewig Alten und Neuen«.

Die auf einer »höheren Ebene« realisierte innere Einheit der durch den (scheinbaren) Brudermord zerrissenen Familie wurde allerdings erst ermöglicht und gestiftet durch das fromme Gärtnermädchen Marie.

\*

»Robert und Guiscard« bietet einen der nationalen Ursprungserzählung im »Julian« komplementären Gründungsmythos. Am Anfang der modernen deutschen Geschichte stand die (neuere) Romantik, mit welcher der Urknall des »langen« 19. Jahrhunderts, die Französische Revolution, positiv überwunden wurde. Eine Wiederbesinnung auf das politisch-religiöse Erbe der Romantik versprach einen Ausweg aus jener im Vormärz erneut ausgebrochenen inneren Zerrissenheit, an der 1848 die deutsche Einheit gescheitert war.

### 3. »Da droben ist Dein neues Vaterland« – *Lucius* (1857)

Delicatus ille est adhuc cui patria dulcis est,  
fortis autem iam cui omne solum patria est,  
perfectus vero cui mundus totus exilium est.

Hugo von St. Viktor  
(Didascalicon III, 20)

»Der Nationalismus« war den konservativ-katholischen HPBl zufolge »ursprünglich eine wiederauflebende Erinnerung aus der antiken Welt«, ein unhistorischer Rückfall in die vorchristliche Antike mit ihrem Partikularegoismus, ihrem Staatsabsolutismus und allgemein ihrer Vergötterung irdischer Werte:

Dem Alterthume war das Bewußtsein einer ursprünglichen Einheit der Menschheit eben so fremd, wie die Hoffnung auf Wiederherstellung derselben. Das Glied eines andern Stammes, derjenige, der in diesem bestimmten Staate Fremdling (nicht

<sup>128</sup> Vgl. auch schon Stockinger 2009, Die ganze Romantik, S. 27 (Zitat).

Bürger) war, konnte den Genossen desselben nur als Feind erscheinen. Er war eines anderen Geschlechts. So kannte also das Alterthum Nationalitäten im eigentlichen Sinne des Wortes. Das Band, welches den Menschen an den Menschen knüpfte, war nicht vorhanden. Damals galt entweder, in den rein und unvermischt gebliebenen Stämmen die Einheit des Bluts, oder der Staat, der in der alten Zeit zugleich das ganze Gebiet umfaßte, welches heute der Kirche gehört, bot ein Surrogat für die Stammesverwandtschaft. In diesem Falle verknüpfte das politische Gemeinwesen alle seine Bürger zu einem unauflöselichen, mystischen Ganzen, welches der Nationalcultus mit dem Zauber einer religiösen Weihe umgab, und in den Lichtglanz poetischer Verherrlichung hüllte. Daher war die Vaterlandsschwärmerei der Alten, in ihrer Zeit und im Zusammenhange des ganzen antiken Lebens, nichts weniger als das, was sie später wurde: eine bloß angelernte Fiction, zu der sich die Gebildeten hinaufschrauben müssen; sie war eine wirkliche, naturwüchsige Wahrheit. So wie überhaupt der Staat die höchste sociale Production war, zu der es das Alterthum bringen konnte, so die Liebe zu dieser Politeia das höchste und edelste Gefühl, dessen der antike Mensch fähig ist. Die Vaterlands- oder richtiger Vaterstaatsliebe war eine Religion, sie war die Blüthe und die praktische Seite des Cultus der alten Götter, das einzig Gemeinsame in dem der Egoismus des Individuums aufgehen konnte, gleichsam die Moral und die Ascese des Alterthums.<sup>129</sup>

Diese Ausführungen stehen in einer bereits im Zusammenhang von Eichendorffs Italienbild auszugsweise besprochenen (Kapitel B. III. 3. 2. 3) Artikelserie über »Cola di Rienzo und die modernen Nationalitäten«. Cola di Rienzos von Petrarca unterstützter Versuch, die weltgebietende Größe der römischen Republik unter nationalitalienischen Vorzeichen wiederherzustellen, war ein besonders markantes Symptom für den »Wendepunkt, der das Mittelalter in zwei große Hälften trennt, weil von dieser Zeit an, in die Stelle des großen Reiches der Christen zuerst in unbedeutenden Anfängen die wiederauflebenden, heidnischen Nationalitäten zu treten beginnen«;<sup>130</sup> das »christlich-germanische Mittelalter« (ein Terminus, der im 19. Jahrhundert ein sehr weites Deutungsspektrum aufwies) nämlich kannte »keine Tugend der Nationalität«;<sup>131</sup> zu dessen historischen (neben den religiösen) Vorbedingungen gehörten erstens die politisch transnationale Ausdehnung des römischen Reiches und zweitens die ethnische Durchmischung Europas im Zuge der Völkerwanderung, bis schließlich »die germanischen Völker sich in den Ruinen des Römerreiches neue Wohnungen bauten«.<sup>132</sup> Die

129 HPBl 20 (1847), S. 470.

130 HPBl 20 (1847), S. 475.

131 HPBl 20 (1847), S. 471.

132 HPBl 20 (1847), S. 471. – Soweit ich sehe, gibt es keine präzise begriffsgeschichtliche Arbeit zur Junktur des »Christlich-Germanischen«; mit diesem Terminus wurden bzw. werden einerseits völkische und antisemitische Denkweisen umfasst, wie sie sich u. a. im Umfeld der »Christlich-Teutschen Tischgesellschaft« finden lassen, andererseits im streng kirchlichen Geschichtsdenken der Zeit auch dezidiert antinationalistische und antivölkische Prämissen. Es wird sich erneut (wie schon in Kapitel B. III. 2. 2) zeigen, dass Eichendorff hier im Spannungsfeld zwischen diesen beiden Polen steht.

mittelalterliche Europa-Ekklesia, die in ihrem »weiten Dome eine unendliche Mannigfaltigkeit von Stämmen und Zungen umschloß«, war »die größte sociale und politische Conception, deren die Menschheit fähig ist«, hier hatten »auch die Nationalitäten ihre wahre Stellung gefunden, innerhalb und unter der rechten Einheit«. <sup>133</sup> Doch als bereits im Hochmittelalter der Glanz des Reiches verblasste, traten Frankreich, Deutschland und Italien als zunehmend abgesonderte Gebilde, und zwar zu ihrem je eigenen Nachteil, hervor. Im Zuge der zermürbenden Kämpfe zwischen den Hohenstaufen und den Päpsten trat Frankreich als Einzelstaat gegen das Reich auf den Plan, das Papsttum wurde nach Avignon verlegt und dem französischen Königtum untergeordnet, und schließlich zogen sich die deutschen Kaiser dauerhaft aus Italien zurück, das dadurch – so heißt es in entsprechender Vorwegnahme der späteren berühmten Sybelficker-Kontroverse über die Italienpolitik der deutschen Kaiser – »seinem Schicksal[] überlassen« und unter unzähligen kleinen Tyrannen »ein Heerd der Anarchie und eine Stätte der Verwüstung ward«. <sup>134</sup>

In dem durch die Absenz von Kaiser und Papst entstandenen politisch-religiösen Vakuum war es natürlich, dass der Gedanke an eine nationale Einheit der Italiener erstmals aufkommen musste; während Dante noch einmal die Fahne der Ghibellinen ergriff und die deutschen Kaiser zur Befreiung und Einigung Italiens aufrief, glaubte Petrarca das Heilmittel im anachronistischen Rückgriff auf die römisch-pagane Antike gefunden zu haben: Der Dichter des Trecento war der »Täuschung« verfallen, »daß das christlich germanisirte und feudalisirte Rom, welches er vor sich hatte, immer noch die antike Beherrscherin der Welt, Italien eben nur ein etwas erweitertes Stadtgebiet von Rom, die römische Bürgerschaft des vierzehnten Jahrhunderts endlich nichts anderes sei, als das alte Volk der Quiriten«; <sup>135</sup> seinen nationalitalienischen »Traum von Römergröße« sah er dann »in Cola di Rienzo aus der Phantasie in die Wirklichkeit übersetzt«. <sup>136</sup> Dieser »Traum von modern-antiker, italienischer Nationalherrlichkeit und römischer Weltherrschaft« musste freilich scheitern wie jeder Versuch, »in der Geschichte stromaufwärts zu schwimmen«; <sup>137</sup> das phantastische Treiben des römischen Volkstribunen und Diktators, der sich in der »Rolle eines Wiederherstellers der italienischen Nationalität und der römisch-republikanischen Weltherrschaft« gefiel, war aber zumal insofern eine der »lehrreichsten Episoden des italienischen Mittelalters«, als von hier aus eine »Geistesrichtung fortgepflanzt« wurde, »welche in unsern Tagen einen ihrer periodisch wiederkehrenden, kurzen Momente der Blüthe und des Triumphes feiert«. <sup>138</sup> Damit war nicht nur »die Idee der modernen Nationalitäten« »überhaupt« gemeint, sondern »insbesondere das wirkliche oder vorgebliche italieni-

133 HPBl 20 (1847), S. 471.

134 HPBl 20 (1847), S. 473 ff. (Zitat 476). Zum historiographischen Hintergrund, der im Sybelficker-Streit nur seinen bekanntesten Höhepunkt fand, sei hier aus der Fülle der Literatur lediglich Boockmann 1988, Ghibellinen oder Welfen, genannt.

135 HPBl 20 (1847), S. 579.

136 HPBl 20 (1847), S. 585.

137 HPBl 20 (1847), S. 655.

138 HPBl 20 (1847), S. 677 f.

sche Nationalgefühl, und der Gedanke an eine notwendige Einheit Italiens<sup>139</sup> ein Gedanke also, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf der politischen Tagesordnung stand. Der italienische Risorgimento-Nationalismus erblickte in Cola di Rienzo einen seiner Vorläufer, wie auch in Deutschland die Oper »Rienzi« demonstrierte, die Richard Wagner als Hommage an den italienischen »Befreiungskampf« 1841 komponiert hatte. Die in der historischen Forschung häufig erörterte Synchronie der italienischen und deutschen Nationalbewegungen, die beide auf je unterschiedliche Weise gegen die Reichstradition antraten, ist tatsächlich schon den Zeitgenossen bewusst gewesen; die kleindeutsche Fraktion der liberal-nationalen Bewegung in Deutschland wollte Österreich ebenso aus der Nation ausschließen wie die katholische Kirche und setzte auf die Führungsrolle Preußens; in Italien wendete man sich sowohl gegen Österreich wie gegen den Kirchenstaat, die »Zersplitterung« der Nation sollte durch das »italienische Preußen«, Piemont – das auch seinen »italienischen Bismarck«, Cavour, hatte – geeint werden.<sup>140</sup> Das Projekt zur Schaffung eines unitarischen Nationalstaates »Italien« – für Metternich bekanntlich ein rein »geographischer Begriff« – legitimierte sich ebenso wie bei Cola di Rienzo durch die Erinnerung an die römische Antike und insbesondere an den Mythos von Rom; Rom galt den Exponenten des Risorgimento als »unausweichliche Hauptstadt« der italienischen Nation, und zu dem Problem, dass Rom faktisch Hauptstadt des Kirchenstaates war, konkurrierten ursprünglich neoguelfische und neoghibelinische Lösungsansätze (benannt nach der propäpstlichen bzw. prokaiserlichen Partei im Hochmittelalter); im ersteren Falle hoffte man, der Papst würde seinen Segen für den nationalen Befreiungskrieg gegen Österreich geben und sein Amt mit der Nation verschmelzen, also sich, wie die HPBl spotteten, in einen »nationalitalienischen Kalif«<sup>141</sup> verwandeln; im zweiten Falle hieß das Losungswort »guerra santa« gegen Kirche und Papsttum. Nachdem Pius IX. am 29. 4. 1848 öffentlich seine Absage an alle neoguelfischen Träumereien erklärte, sahen sich die Neoghibelinen bestätigt, dass das Papsttum, wie ja bereits Machiavelli in den »Discorsi« gelehrt hatte, immer schon das entscheidende Hindernis für die Einheit Italiens gebildet hatte und folglich vernichtet werden müsse. Nachdem der Papst 1848 nur knapp einem Mordanschlag entronnen und sich ins bourbonische Exil nach Gaeta geflüchtet hatte, wurde in Rom die Republik ausgerufen und – »in denkwürdiger Verbindung nationaldemokratischer

139 HPBl 20 (1847), S. 470.

140 Zu den ideologischen Konvergenzpunkten (Antikatholizismus), historisch-politischen Verlaufs-Analogien (Kampf gegen die Reichstradition / Österreich; kleinstaatliche »Zersplitterung«; Preußen / Piemont, Bismarck / Cavour) und konkreten Wechselwirkungen (1859 wurde der »Deutsche Nationalverein« nach dem Vorbild der 1857 – im Publikationsjahr des »Lucius«! – gegründeten »Società Nazionale Italiana« initiiert) vgl. jeweils Borutta 2011, Antikatholizismus, passim; Bauer 2006, Rom, S. 38 ff.; Lill 1980, Geschichte Italiens, S. 91–203 (passim); den Zeitgenossen waren diese Analogien wohl bewusst, Theodor Mommsen schrieb seine »Römische Geschichte« 1854/56 als Programmschrift sowohl für die deutsche als auch die italienische Nationalbewegung (Rebenich 2006, Mommsen, S. 89 ff.); in seinem Aufsatz »Fichte und die nationale Idee (Leipzig 1862)« schrieb Treitschke 1871, Aufsätze, S. 111, dass den hohen Stellenwert, den für die »staatlosen Deutschen« der Heldenkult und die nationale *Kultur* überhaupt einnehmen, »von den Fremden vielleicht nur der Italiener versteht«.

141 HPBl 21 (1848), S. 819.

Ideen und antiker Reminiszenzen« – das Triumvirat Giuseppe Mazzinis, Aurelio Saffis und Carl Armellinis begründet;<sup>142</sup> es blieb allerdings ein kurzes republikanisches Intermezzo, dem durch Pio Nono, der 1849 mithilfe der Franzosen nach Rom zurückkehrte, ein baldiges Ende bereitet wurde. Auch das 1860 (im Gefolge des österreichisch-italienischen Krieges des Vorjahres) geschaffene Königreich Italien musste aus Gründen der internationalen Politik auf die Annexion des Kirchenstaats, dessen Integrität u. a. von Frankreich garantiert wurde, vorerst verzichten; nach einer Reihe von gescheiterten Alleingängen Garibaldis gelang es erst 1870 im Schatten des deutsch-französischen Krieges, das päpstliche Rom militärisch zu erobern und zur Hauptstadt des italienischen Nationalstaates zu deklarieren; der Papst wurde zum »römischen Gefangenen« in der eigenen Stadt und verweigerte der antikatholischen Staatsbildung bis in die 1920er Jahre hinein die Anerkennung. Diskursgeschichtlich grundiert wurde dieser Kampf um Rom durch eine avancierte Rom-Ideologie; in seinem an Cola di Rienzo anknüpfenden Konzept der *Terza Roma* sah beispielsweise Giuseppe Mazzini nach dem antiken ›Rom der Cäsaren‹, dem mittelalterlichen ›Rom der Päpste‹ die Stunde des modernen ›Roms des Volkes‹ geschlagen, das im Zuge des »Risorgimento« ›auferstehen‹ sollte – die religiöse Komponente des zeitgeschichtlichen Kampfwortes, Zeitschriftentitels und der späteren Epochenbezeichnung war dabei intendiert; der stets schwarz gewandete Mazzini war ein säkularreligiöser Prophet, der seinen Landsmännern die »Religion von Rom« kündete.<sup>143</sup>

Zwei Jahre vor Ausbruch des italienisch-österreichischen Krieges und drei Jahre vor Gründung des Königreichs Italien führt Eichendorffs letztes Versepos nicht nur in die römische Geschichte zurück, sondern insbesondere in die Weltstadt Rom. Obwohl das Epos durch eine Reihe symbolischer Anspielungen das gesamte Spektrum paganer und christlicher, religiöser und politischer, (spät-) antiker, mittelalterlicher und neuzeitlicher Rom-Ideen zu einem umfassenden historisch-diskursiven Panorama entfaltet, ist die bisherige (auch hier wiederum marginale bis kaum vorhandene) Forschung an dieser zentralen Systemreferenz des Textes schlicht vorbeigegangen; »Lucius« ist in der Tat Rom-Dichtung im eminenten Sinn, das kaiserzeitliche Rom firmiert nämlich nicht nur als einheitlicher Schauplatz (einschließlich der Campagna), sondern auch als symbolischer Kristallisationskern der Handlung und als politisch-ideologische Legitimationsinstanz der führenden Akteure.<sup>144</sup>

142 Lill 1980, Geschichte Italiens, S. 137 f., Zitat S. 136.

143 Vgl. Borutta 2011, Antikatholizismus, S. 120-140, hier 130-132 zu Mazzini; allgemeiner Überblick bei Seibt 2001, Rom oder Tod, S. 113-188.

144 Bei Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 206-210, wird nicht einmal die Einheitlichkeit des Schauplatzes konstatiert; Schwingenschlögl 2019, Subjektivität, S. 758, bemerkt einleitend immerhin die religiöse Bedeutung des Schauplatzes »als Zentrum des ›heidnischen‹ Imperiums wie der katholischen Kirche«, was dann allerdings im Laufe der Analyse, die wie bei Köhnke (dessen *einzigster* selbstständiger Beitrag zum Thema nicht erwähnt wird) nur um den stereotyp-zeitlosen Gegensatz ›Christentum vs. Heidentum‹ kreist, nicht mehr konkret aufgenommen wird. Sonstige Analysen liegen wiederum nicht vor, von den marginalen Streifzügen bei Lubos 1958, Epen Eichendorffs, und von Bormann 1985, Kritik der Restauration, abgesehen.

Da dieses Epos, das letzte publizierte<sup>145</sup> Werk Eichendorffs, zu den wohl unbekanntesten Texten des Gesamtwerks gehört, sei hier zunächst der Handlungsrahmen skizziert. Das Versepos verschränkt – in einer Mischung aus realhistorischen und fiktiven Elementen – die Ereignisse um die senatorische Verschwörung gegen den Tyrannen Domitian (81–96 n. Chr.), seine Ermordung und den Regierungsantritt Kaiser Nervas (96–98) mit der frühen Christianisierung; auch in diesem Epos sind also eine religiöse und eine politische Thematik miteinander verknüpft, und die Regentschaft Domitians erweist sich dafür in der Tat als kongenial. Domitian, der sich als »dominus et deus« panegyrisieren ließ, war ja nicht nur derjenige Willkürherrscher, dessen negatives Bild bis heute durch die senatorisch geprägte Geschichtsschreibung (Tacitus, Sueton, Plinius) bestimmt ist, sondern auch der größte Christenverfolger seit Kaiser Nero (der christlichen Überlieferung nach); seine Regentschaft bot die Vorlage für die Schilderung Roms als der »Hure Babylon« in der Johannes-Apokalypse.<sup>146</sup>

Im Vordergrund der Handlung stehen mit Lucius, Stephan und Nerva drei hochgestellte römische Ritter oder Senatoren, die sich gegen den Tyrannen zur Wiederherstellung der Republik verschworen haben; die unterschiedliche Entwicklung der Protagonisten wird dabei aber in poetisch freier Weise mit der frühen Christianisierung verknüpft: Stephan wird den Kaiser – entgegen der ursprünglichen Absprache mit Lucius und Nerva – aus rein persönlicher Rache ermorden, weil er unverhofft Zeuge der Hinrichtung seines zum Christentum bekehrten Sohnes geworden war; Nerva, der sich, der republikanischen Ideale vergessen, selbstherrlich zum Kaiser aufschwingt, wird als erste Amtshandlung eine mörderische Hetzjagd auf die Christen inauguriert; Lucius, desillusioniert über den für die allgemeine Verkommenheit symptomatischen Verrat des Freundes und durch seinen christlichen Pagen Guido wiederholt mit dem neuen Glauben in Berührung gekommen, stellt sich in einer überraschenden Schlusswendung zwischen die Christen und ihre Verfolger und stirbt zuletzt, nun bekehrt, an der Schwelle der Katakomben, den Märtyrertod. Ein dritter Handlungsstrang, der mit den anderen verwoben ist, erzählt dabei von der schönen Heidin Julia; sie ist die ehemalige Geliebte des Lucius, die während dessen Abwesenheit aus Rom – der erste Gesang schildert die Rückkehr der drei männlichen Protagonisten aus dem Grenzkrieg gegen die Goten – zur Hetäre verkommen ist; das wird Lucius' Einsicht in die moralische Dekadenz des heidnischen Rom vertiefen; während er sich enttäuscht von ihr abwendet, wird Nerva dagegen ganz in ihren erotischen Bann geschlagen; von ihr wiederum kalt zurückgewiesen, stürzt er in tiefe Verzweiflung und wird zum dämonisch Getriebenen; dass er zuletzt aus purem Machtegoismus den Kaiserthron erklimmt, ist auch durch das Kalkül motiviert, aus dieser Position heraus die bislang unerwiderte Liebe Julias erzwingen zu können. Dem kommt Julia allerdings zuvor, indem sie sich

145 Das im Februar 1857 fertiggestellte Manuskript konnte aufgrund eines technischen Fehlers der Druckerei erst im Sommer (vermutlich Juli/August) gedruckt und ausgeliefert werden, vgl. dazu mit einschlägigen Belegen den Einführungskommentar KA I, S. 1201.

146 Vgl. zur Regentschaft umfassend (mit weiterführenden Literaturangaben) Jones 1992, Domitian; Southern 1997, Domitian; Cordes 2017, Kaiser und Tyrann (mit wissenschaftsgeschichtlicher Evaluation und Kritik).

der alten, unschuldig-reinen Liebe zu Lucius erinnert, reumütig ihrem heidnischen Hetärendasein entsagt, Lucius nach langer Suche aber erst an der Schwelle der Katakomben findet; die dramatische Schlusswendung des Epos kompletierend, stürzt sie sich schützend vor den bereits im Pfeilhagel Sterbenden, der sie zuletzt, den Himmel bereits im Blick, »mit empor« hebt; beide teilen somit das Martyrium und sind dadurch zugleich in irdischer und überirdischer Liebe »vereint« (XI, 61-84):

Da sah man atemlos aufeinmal dringen  
 Durch das Gewühl ein wunderschönes Weib,  
 Die Locken flatterten wie Adlerschwingen  
 Um's Haupt ihr, sie umklammert seinen Leib,  
 Um vor der Pfeile wirren Todesblitzen  
 Mit ihrer Brust die seinige zu schützen.

»Du, Julia!« rief erstaunt der Todeswunde,  
 »Horch, Glockenklänge gehen durch die Luft,  
 Versinkend dämmert schon um mich die Runde,  
 Ist's Abend denn? ich spüre Morgenduft –  
 Wer ruft mich da? – O göttliches Erbarmen –  
 Ich heb' Dich mit empor in meinen Armen!«

Darauf durchbohrt von zahllosen Geschossen,  
 Mit einem Arm noch fechtend auf den Knien  
 Und mit dem andern fest die Braut umschlossen,  
 Sank er, und Julia sterbend über ihn,  
 So Beide in dem Ernst der letzten Stunde  
 Barmherzig noch vereint zu ew'gem Bunde.

Erschüttert von diesem doppelten Liebes- und Glaubens-Zeugnis verkündet Kaiser Nerva ein fiktives Toleranzedikt, mit welchem das Epos endet.

Lucius ist, wie in den knappen Kommentaren zum Epos stets erkannt wurde, das positive Pendant zu Julian; dort der vom Christentum abgefallene Heide, hier der zum Christentum Bekehrte.<sup>147</sup> Die Bekehrungsgeschichte des namensgebenden Protagonisten steht dabei allerdings auch hier wiederum in einem politischen Horizont, der bisher über den im romantisch ausgeschmückten Doppelmartyrium gipfelnden Erbauungstendenzen übersehen wurde. Es geht um den Lernprozess eines »durchaus ursprünglich [...] *altrömische[n] Charakter[s]*«, der »bloß auf Vaterland, Freiheit und alte Virtus gerichtet« ist, aber »allmählich ein höheres (: jenseitiges :) Vaterland, eine geistige Freiheit, und eine gewaltigere Virtus kennen« »lernt«.<sup>148</sup> Eichendorff war überzeugt, dass in

<sup>147</sup> MA I, S. 1001; KA I, S. 1201 f.

<sup>148</sup> Vgl. aus den überlieferten Entwürfen, KA I, S. 1202-1211, hier 1204f. In diesen konzeptuellen Notizen lässt sich eine Entwicklung erkennen von einer noch vornehmlich bis ausschließlich religiösen zu einer politischen Thematik, wobei v. a. im Handlungsstrang um Julia die »rein« er-

allen ideologischen Bewegungen ein Kern oder zumindest ein Funke Wahrheit lag, der nur freigelegt und in seinen eigentlichen Kontext eingefügt werden musste. So sah er in dem »verworrenen Gewebe« der politisch-gesellschaftlichen Zustände der Mitte der 1850er Jahre

schon einige leuchtende Fäden, gleichsam Hieroglyphen der Zukunft sich bemerkbar [machen]: eine unklare Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem außer ihnen, und die Ahnung, daß am Ende doch wohl das eigentliche Ziel in dem Verein und der freiwilligen Unterordnung aller unter ein höheres Prinzip liege, das aber anzuerkennen der Stolz der souveränen Menschenweisheit sich sträubt und lieber in beständiger Unruhe nach den seltsamsten Surrogaten greift. Denn dieser Schrei nach einer unmöglichen Republik, mit deren sittlicher Strenge überdies jenen Sonderbündlern am wenigsten gedient wäre, was ist es im Grunde anders als das seinem Urquell entfremdete und daher unverstandene Gefühl der wahren Freiheit und Gleichheit, welche das Christentum predigt? Oder das stolze Weltbürgertum anders als das wiederaufdämmernde Bewußtsein des großen Verbandes, womit die Kirche alle Nationen brüderlich umfaßt?<sup>149</sup>

Im Epos sollte zwar nicht »das stolze Weltbürgertum«, aber der Republikanismus und insbesondere der *Patriotismus* als edles Streben ernst genommen werden, das allerdings erst im supranationalen Christentum seine Läuterung, Veredelung und eigentliche Erfüllung findet; Lucius, Nerva und Stephan berufen sich nämlich einerseits auf »Freiheit und Recht« (VIII, 50) und auf republikanische »Männertugend« (VIII, 43) sowie andererseits auf das »Vaterland« (VI, 71) – wobei Lucius im Moment des Martyriums ausruft: »Hab ich fortan kein Vaterland hienieden« (XI, 59). Im diskursiven Zentrum steht daher auch hier ein »unerlöster« Nationalismus im Sinne einer »antiken, heidnischen Tugend« (Kapitel B. I. 1; B. III. 3. 2, 3; B. IV. 1. 4), der einer christlich geläuterten und veredelten Vaterlandsliebe kontrastiert wird, allgemeiner betrachtet geht es um die Kontrastierung eines immanentistischen und eines transzendent bezogenen Politikverständnisses. Verhandelt wird dieser Diskurs um einen weltlichen und einen christlichen Politikbegriff, um wahre und falsche, heidnisch-unerlöste und christlich veredelte Freiheit und Vaterlandsliebe mittels divergierender Rom-Ideen und Rom-Bilder. Das Epos greift dabei nicht nur, wie noch ausführlicher zu zeigen sein wird, den zeitgenössisch-nationalen Bedeutungswert Roms auf, sondern verknüpft ihn noch zusätzlich mit jenem großen europäischen, bis in die (Spät-)Antike zurückreichenden Diskurs um »Roma's Untergang« (VI, 71), der um die komplementären Fragen kreiste, was die Größe des römischen Reiches – Sinnbild weltlich-politischer Größe überhaupt – konstituierte und was seinen schließlichen »Untergang« verschuldete.<sup>150</sup> Die beiden

bauliche Tendenz der ersten Konzeptphase in das fertige Werk eingegangen ist; ihre Entwicklung ist dem Jugendgedicht »Der armen Schönheit Lebenslauf« (KA I, S. 77-80) nachgebildet, also (im Gegensatz zu Lucius) rein religiös bestimmt.

149 »Zur Geschichte des Dramas«, 1854, KA VI, S. 788.

150 Vgl. hierzu und zum Folgenden Koch 1952, Roma aeterna; Rehm 1960, Romdichtung; Klingner

Zentralthemen dieses über viele Jahrhunderte hinweg geführten Romgesprächs sind die gleichen, die in Eichendorffs Epos verhandelt werden: das Verhältnis von Republik und Prinzipat einerseits sowie die Rolle der Christianisierung andererseits.

In der Spätantike dominierte natürlich das letztere Thema. Augustins monumentales Alterswerk »De Civitate Dei« ist aus dem apologetischen Gestus geboren, den Vorwurf der Heiden abzuwehren, die Plünderung Roms durch gotische Truppen im Jahr 410 sei dem Christentum anzulasten; das zweite Buch bot eine großartige Abrechnung mit dem paganen Romglauben und allen damit zusammenhängenden Behauptungen einer römischen Größe. Während bereits der Prozess zur schrittweisen Eingliederung des Romgedankens in das christliche Geschichtsbild eingesetzt hatte, bot Augustinus noch einmal den Endpunkt der älteren, u. a. in der Johannes-Apokalypse (s. o.) bereits wirksamen Tradition, Rom als Verkörperung des heidnischen Weltstaates (Babylon) zu verdammen, das *regnum peccati* von dem *regnum Christi* scharf zu trennen; der Fall Roms war gerechte Strafe, das Christentum nicht an den Bestand des römischen Staates gebunden.<sup>151</sup> Während die apologetischen Argumente Augustins das ganze Mittelalter hindurch unangefochten Bestand hatten, so wurde Rom selbst natürlich bald, zumal im Verbund mit der Vier-Reiche-Lehre, zentraler Bestandteil des christlichen Geschichtsdenkens.

In der Neuzeit löste sich die Romdiskussion zunehmend von ihren geschichtstheologischen Voraussetzungen; Machiavelli erklärte Größe und Fall Roms aus der republikanischen »virtu« der Römer bzw. aus ihrem Schwinden seit dem Prinzipat; der neuzeitliche Republikanismus- und Tugenddiskurs entzündete sich dann überhaupt am leuchtenden Vorbild der antik-republikanischen, staatsbezogenen »Bürgertugend«. Rom wurde damit einerseits konkretes Vorbild für die Protagonisten der Französischen Revolution, deren »nationalpatriotische Ikone«<sup>152</sup> schon 1785 in Jacques-Louis Davids »Schwur der Horatier« geschaffen worden war. Andererseits, auf mehr theoretischer Ebene, wurde Rom Sinnbild für das Lebensgesetz der Staaten überhaupt, sein »Aufstieg

1965, Römische Geisteswelt, S. 645-667 (Aufsatz »Rom als Idee«); Rehm 1966, Untergang Roms; Fuhrmann 1968, Romidee der Spätantike; den Sammelband von Kytzler 1993, Rom als Idee; Bellen 1998, Babylon und Rom; Demandt 2014, Fall Roms; für einen allgemeinen epochenspezifischen Überblick über »Rom in der Spätantike« (Titel) Fuhrmann 2001, hier v. a. S. 59-80; für die politische Bedeutung des »Mythos Rom« (Titel) v. a. im 19. Jahrhundert Bauer 2006; zu dem klassischen Werk des englischen Aufklärers über »Decline and Fall of the Roman Empire« vgl. insbesondere die beiden gleichnamigen Beiträge von Nippel 2006, Gibbon.

151 Besonders prägnant ist ferner Augustins »De Urbis Excidio Sermo« (Patrologia Latina 40, Sp. 717 ff.), der u. a. als Replik auf die apokalyptischen Untergangsgänge der ersten Rom-Gläubigen unter den Christen (Hieronymus rief sein »Cecidit mundus« angesichts der Plünderung der Weltstadt aus) gedacht war, vgl. hier u. a. Sp. 722: »Roma« sei »correpta potius quam perdita«, also »vielmehr gezüchtigt statt vernichtet« worden.

152 Vgl. Wiedemann 2000, Rom, Athen und die germanischen Wälder, S. 201: »Während in Deutschland die Humanität des Apoll von Belvedere und des Laokoon unermüdlich diskutiert wurde, malte der Franzose Jacques-Louis David mit seinem »Schwur der Horatier« bereits 1785 die nationalpatriotische Ikone der Revolution, und die Revolutionshelden selbst pflegten ihre Taten und Entscheidungen bevorzugt mit Beispielen aus der römischen Geschichte zu rechtfertigen.«

und Fall« gewann exemplarischen Charakter; noch heute gilt der Untergang des römischen Weltreiches als »historisches Schlüsselproblem«. <sup>153</sup>

Mit der Aufklärung erlebte das Thema der Religion erneute Konjunktur. Hatte bereits Montesquieu in seinen »*Considérations*« entsprechende Gedanken geäußert, so wurde endgültig erst bei Edward Gibbon der religionspolemische Diskursrahmen der Spätantike wiederaufgerichtet. Die erkenntnisleitende Hauptthese des klassischen Werkes über »*Decline and Fall of the Roman Empire*«, die der englische Aufklärer zudem verstand, in einen betont ironisch-distanzierten, gelehrten Ton, jenen sprichwörtlichen »sneer« zu kleiden, lautete kurz und bündig, das Christentum habe den Untergang Roms verschuldet. Die jenseitige Moral und insbesondere das Mönchtum hätten die für die Abwehr der Barbaren notwendigen Kräfte absorbiert, die theologischen Diskussionen die innere Integrität unterwühlt. Maßstab war für Gibbon die irdisch-weltliche Größe des Römerreiches, das christliche Rom hingegen, die Stadt der Päpste, war ihm Symptom für den Verfall; die Idee zu seinem Werk kam ihm bezeichnenderweise – wie gerne zitiert wird –, als er eines Herbstnachmittags auf dem Kapitol – dem Kristallisationspunkt der politischen Macht des alten Rom – saß, und der Vespergesang der Franziskaner aus dem ehemaligen Jupitertempel zu ihm hinüberwehte; über diesem ›Kontrast‹ verfiel er in jene melancholische Stimmung, aus der heraus dann sein Werk über »*decline and fall*« geboren wurde.

Vor diesem Hintergrund wird die symbolische Funktion, die das Thema Rom für die politische Thematik des Epos gewinnt, bereits in Grundzügen erkennbar; es ist der pagane Romglaube, der – stellvertretend für einen weltlichen Begriff politischer Größe – in seiner Kontingenz erwiesen und in einen christlichen gewendet wird; dieser pagane Romglaube wird aber zugleich als nationalrepublikanischer konkretisiert und evoziert damit die zeitgenössisch-nationalistische »Religion von Rom« des italienischen Risorgimento; mit der diskursiven ›Widerlegung‹ des paganen Romglaubens verbindet sich somit nicht nur die Desavouierung eines säkularen Politik- und Nationsverständnisses überhaupt, sondern insbesondere jenes säkularen Nationalismus, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts fröhliche Urständ feierte; während dieser Nationalismus theoretisch und praktisch hinter die christliche Überformung des antiken Rom zurückgriff, d. h. die historiographische These vom endgültigen ›Untergang‹ Roms in der Spätantike voraussetzte, inszeniert das Epos erneut (wie im »Julian«, Kapitel B. IV. 1. 4) die Kontinuität zwischen dem römisch-antik-paganen und dem mittelalterlich-christlichen Reich.

Der im Verlauf der Handlung stets neu variierte Symbolgehalt des Schauplatzes wird gleich eingangs mit dem intertextuellen Bezug auf den »*Taugenichts ante portas*« <sup>154</sup> angedeutet (I, 85-114):

<sup>153</sup> Demandt 2014, Fall Roms, S. 496.

<sup>154</sup> Vgl. den geradezu zum Sprichwort avancierten Titel des berühmten Aufsatzes »Der Taugenichts ante portas« von Oskar Seidlin 1965, Versuche, S. 14-31.

Aufeinmal von des letzten Berges Gipfel,  
 O Wunderblick! fernab das ew'ge Rom,  
 Das Meer aufleuchtend durch die Waldeswipfel  
 Und drüber weit des klaren Himmels Dom,  
 Durch dessen Öde Adler einsam zogen,  
 Gleichwie aus alter, größrer Zeit verflogen.

Seltsam beleuchtet aber aus den Gründen,  
 Wie vor Gewittern, schauten Stadt und Land,  
 Als wollten Unerhörtes sie verkünden;  
 Gedankenvoll der Ritter lange stand  
 Da an des großen Heldengrabes Schwellen,  
 Dann wandt' er sich zum liebsten Kampfgesellen:

»So, Nerva, sahen wir's bei nächt'ger Stunde  
 Im Geiste oft auf stiller Lagerwacht,  
 Und über'm Lager machten ernst die Runde  
 An dem geheimnisvollen Dom der Nacht  
 Mars, Jupiter und all' die alten Götter,  
 Als frügen sie strengmahnend nach dem Retter.

Sieh, majestätisch auf den sieben Hügeln  
 Der Löwe ruht, den sie zum Ritt gezäumt.  
 Und rückt im Schlafe an des Caesars Zügeln;  
 Glaub' nur – ich spür's im Herzensgrund – es träumt,  
 Träumt immerfort der schlummernd hingestreckte  
 Noch von der alten Zeit – o wer ihn weckte!

Stets waren's Einzle, die die Welt gestalten;  
 Was damals wir beschlossen und gedacht,  
 Reich mir die Hand, wir wollen's treulich halten!«  
 Nerva, gleichwie aus Träumen aufgewacht,  
 Schlug freudig ein, und in der Völkerwogen  
 Brandung gen Rom die beiden Freunde zogen.

Lucius und Nerva bietet sich, anders als dem Taugenichts, in der politischen Kapitale kein Symbol des himmlischen Jerusalems dar (die Analogie Rom-Jerusalem wird später erst durch Guido entworfen), keine Kunststadt,<sup>155</sup> sondern das irdische, von einem Tyrannen geknechtete Rom der Kaiserzeit. Von diesem Zustand gleichsam verdunkelt, spiegelt es – als »ew'ges Rom« (I, 86) – dennoch die pagane Idee der »Roma aeterna«.

155 Zum kunstreligiösen (und damit wesentlich protestantisch inspirierten) Rombild im »Taugenichts« und allgemein im 19. Jahrhundert vgl. Lauer 2011, Phantasma Rom.

Die Sehnsucht »nach dem *Retter*« kann dabei als pointierte Bezugnahme auf die zeitgenössische Sakralisierung politischer Forderungen im ›langen‹ 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelten, die ja u. a. mit Termini wie »politischer Glaube« (Thomas Nipperdey), »politische Religion« (Eric Voegelin), und nicht zuletzt »politischer *Messianismus*« (Jacob Leib Talmon) kategorisiert worden sind;<sup>156</sup> als pointierte Bezugnahme mithin auf die säkularreligiöse Aufladung gerade des Romgedankens in der Mitte des 19. Jahrhunderts hin zur nationalrepublikanischen »Religion von Rom« (Mazzini, s. o.). Letzteres bestätigt sich im Verlauf der Handlung; was nämlich der Schwur, den Lucius und Nerva mit Blick auf Rom erneuern (»Was damals wir beschlossen und gedacht, / Reich mir die Hand, wir wollen's treulich halten!«), konkret beinhaltet, wird im weiteren Verlauf schrittweise, und zwar unter stetem Bezug auf »Rom« expliziert; so mahnt Lucius gegenüber Stephan, der seit dem Tod seines Sohnes in finstere Rachedgedanken (ähnlich wie Severus im »Julian«) und einsames »Brüten« verfallen war (IV, 7-18):

»Ich kenn' dich kaum in solchem Brüten!  
Ist das die Zeit, im wüsten Mauerritz,  
Der Eule gleich, den eignen Gram zu hüten?  
Sieh', über Rom spielt ferne Blitz auf Blitz,  
Als rollten zürnend ihre feur'gen Fahnen  
Die Götter auf am Himmel, uns zu mahnen.«

»Gedenk', was in der Fremde wir beschworen:  
Nicht herrschen soll das Heer, des Cäsars Knecht,  
Es soll der freie Rat der Senatoren  
Treu' wieder wahren und das ew'ge Recht,  
Die Fäulnis wollten mit dem Schwert wir schneiden  
Vom Lehen oder selbst vom Leben scheiden.«

Nerva mahnt er nach der Kunde vom Tod des Kaisers, die unverhofften »Geschicke« im guten Sinne zu ergreifen (VIII, 31-75):

»Wach' auf, wach' auf!« rief Lucius in der Pforte,  
»Erschlagen ist der Kaiser in der Nacht!«  
Empor fuhr Nerva bei dem Schreckensworte.  
Der Lucius drauf: »So hat' ich's nicht gedacht,  
Aus Wolken fielen der Entscheidung Stunden,  
Weh', wen sie trüg und unbereit gefunden!

156 Nipperdey, *Deutsche Geschichte I*, S. 442 u. ö. (»politischer Glaube«); Voegelin 2007 [1938], *Politische Religionen*, Talmon 1963; *Politischer Messianismus*.

Der Ahnen Geister durch die stillen Gassen,  
 Und die Geschicke zweifelhaft noch geh'n,  
 Laß' uns die flatternden Gewande fassen,  
*Jetzt* gilt's, was wir so oft im Traum geseh'n:  
 Kühn herzustellen, Roma's strenge Jugend,  
 Ein unvergänglich Reich von Männertugend!

Spätestens mit der Rekurrenz auf das Stichwort der »Tugend« wird der Bezug auf den neuzeitlichen Republikanismus-Diskurs deutlich.<sup>157</sup> Lucius und Nerva sind beide republikanisch gesinnt, unterscheiden sich aber in ihrer moralischen Integrität:

[Lucius:] Ich weiß, die Menschen fabeln viel Verkehrtes,  
 Man buhlt mit Lug und Schmeichelwort um Dich –  
 Erkennst Du noch die Schneide dieses Schwertes?  
 Es focht mit Dir und hat einst brüderlich,  
 Da Dich umschattet schon des Todes Grauen,  
 Heraus Dich aus dem Schlachtgewühl gehauen.

Schwör' auf dies treue Schwert, daß Du willst streiten  
 Für Freiheit und für Recht, wie wir's gelobt,  
 Daß nimmer Deine Blicke abseits gleiten  
 Nach falscher Ehr', um die die Menge tobt,  
 Und den Meineid'gen ew'ger Fluch zerstöre –  
 Du zauderst noch, was zitterst Du so? – Schwöre!«

Wie bereits an der zaudernden Reaktion erahnbar wird, leistet Nerva tatsächlich einen Meineid, indem er unmittelbar danach, verführt von der buchstäblichen Dämonie (VIII, 24) der Macht und angefeuert von der »Soldateska«,<sup>158</sup> selbstherrlich den Kaiserthron erklimmt, mithin alle früheren, republikanischen Ideale verleugnet. War Rom vorher schon als dekadenter Sündenpfuhl geschildert worden, so erscheint die Stadt spätestens nach der Usurpation des Kaisertums durch Nerva als Babylon der Apokalypse, und damit als Inbegriff nicht nur des irdischen Staates, sondern der Welt überhaupt im Sinne des *saeculum*. Im prächtigen Ornat des Pantokrators (IX, 43-54) zeigt sich zugleich die Sakralisierung und Vergöttung (vgl. IX, 51f.) des Staates, der gestützt auf das Heer (VIII, 109; IX, 14f., 23f.) und die hauptstädtischen Massen (IX, 19 »wüsten Haufen«; 31 »Menge«; 37 »Gewühle« u. ö.), zudem wieder an die zeitgenössische Furcht vor einer bonapartistischen Militärdiktatur (Kapitel B.IV.1.3) erinnert; die apokalyptische Dimension der Verwirrung (s. die Zeichnung der Massentumulte IX; X), die Rom in kosmischen Ausmaßen erschüttert (IX-XI), wird als Kampf von »Drachen mit Drachen« (XI, 1), begleitet von »Gewittern« (X, 41), vollends unterstri-

157 Vgl. zum republikanischen Tugenddiskurs u. a. Münkler 1991, Idee der Tugend.

158 Das prägnante Zitat aus dem Konzept-Entwurf KA I, S. 1210.

chen. Die universale Tragweite dieser apokalyptischen Phänomene wird Lucius selbst bewusst, wenn er erkennt, dass mit Rom die ganze »Welt« »morsch geworden« (IX, 70) ist; dass Lucius in einem abgewandelten Zitat der Apokalypse (IX, 72: »in's Frei', in's Freie«; vgl. Offb 18, 4 und Jes 48, 20) Rom als Babylon bzw. Verkörperung der untergehenden Welt entflieht, fügt sich vollkommen in diesen Motivkomplex (IX, 69-72):

»Mir träumte einst von einem wunden Leuen,  
Vorüber! morsch geworden ist die Welt –  
Durch der entfernten Gassen stille Reihe  
Führ' mich wohin Du willst, in's Frei', in's Freie.«

Die Aufforderung ist an seinen christlichen Pagen Guido gerichtet, bei dem es sich noch deutlicher als bei Marie in »Robert und Guiscard« um eine übernatürlich-schutzengelartige Gestalt mit unbekannter Herkunft handelt, die zuletzt auch spurlos wieder verschwindet. Lucius hat zu diesem Zeitpunkt bereits eine tiefgreifende Entwicklung durchgemacht; seine stetig vertiefte Desillusion über moralische Dekadenz und politische Indolenz des kaiserzeitlichen Rom mündet (dank der Impulse Guidos) in die Ahnung, dass die christliche Religion eine neue Perspektive für Rom und das Vaterland bieten könnte: Bei einer frühmorgendlichen Wanderung durch die Campagna (IV, 73-118) wird der von der allgemeinen politischen Lage schwer enttäuschte Lucius erstmals berührt und »betroffen« durch den »mild[en] und trostreit[chen]« Gesang christlicher Hirten,<sup>159</sup> der sich gerade »in der wilden Zeit« (IV, 103ff.) – »über Rom spielt ferne Blitz auf Blitz«, hieß es kurz zuvor (IV, 10) – wundersam genug ausnehmen muss; als Lucius angesichts dieses friedlichen Stimmungsbildes bekundet, noch »[n]ie« »Rom so seltsam fremd gesehen« (112) zu haben, ergreift Guido erstmals die Gelegenheit, das Bild eines christlich-universalen Roms zu entwerfen, das sich dereinst, nach dem apokalyptischen Strafgericht über das heidnische Rom, wie der Phönix aus der Asche erheben wird (IV, 113-118):

»Auf, Herr, frisch auf! einst über Rom, das hohe,  
Steigt eines andern Morgenrotes Brand,  
Und unermeßlich zünden wird die Lohe  
Des Lebens Gipfel weit von Land zu Land.« –  
Er sah den Knaben sinnend an, der heiter  
In Rätseln sprach – sie schritten schweigend weiter.

Der Grundstein für die Bekehrung ist gelegt, doch zunächst muss der Held den Prozess der Desillusion ganz zu Ende gehen, um zu erkennen, dass das heidnisch-dekadente Rom notwendig untergehen muss, um dem neuen Leben Platz zu machen (VI, 1-18):

159 Die Einschätzung von Schwingenschlögl 2019, Subjektivität, S. 761, es handle sich bei dieser harmonisch (!) singenden (!) Christengemeinde um eine »amorphe [...], blutleere« Masse, kann hier nicht geteilt werden.

Es schweifte Lucius durch Gassen Plätze:  
 Ob noch die alten Heldenmale stehn,  
 Ob von den Bergen durch des Tag's Geschwätze  
 Die Wälder noch erfrischend niederwehn,  
 Ob bei dem Rauschen Rom, das todeswunde,  
 Sich heimlich sehne noch, daß es gesunde.

Er kam von einem alten Spielgesellen,  
 Der kann't ihn kaum, der hatte, statt der Ehr',  
 Klug Gold gefischt sich aus den stürm'schen Wellen  
 Nun war die Fracht für kühne Fahrt zu schwer,  
 Er selbst übersatt und dick geworden –  
 So kann die schnöde Zeit auch Geister morden.

Er kam von andern Jugendfreundes Schmause,  
 Der ward gelehrt seitdem, vornehm und fein,  
 Es standen fremde Götter in dem Hause,  
 Der hatte fast vergessen sein Latein,  
 Er wollt' den alten Sagenwald ausrodern,  
 Und macht für schöne Frauen griech'sche Oden.

Materialistische Verflachung einer zunehmend vermassten Gesellschaft und politische Reaktion – nebenbei Zentralthemen der 1850er Jahre (Kapitel B. III. 4. 2) – bilden zwei Seiten derselben Medaille (VI, 19-36):

Doch draußen unterdes durch alle Gassen  
 Ritt da auf dunklem Roß ein finstrer Geist,  
 Um tödlich mit der Knochenhand zu fassen,  
 Wohin des Cäsars blut'ger Finger weist,  
 Und wen sein Roß hat in den Staub getreten,  
 Wand noch im Staube sich, ihn anzubeten.

Und über ihre Leichen, ohne Schaudern,  
 Wälzt' sich die Menge fort im dumpfen Trieb,  
 Ein Lauern, Jagen, Schachern, Plaudern,  
 Da hatte jeder nur sich selber lieb  
 [...].

So kehrte Lucius von dem Gange wieder  
 Zu der Veranda nun vor seinem Haus,  
 Dort warf er müd' sich auf die Steinbank nieder  
 Und brach in seltsam wildes Lachen aus,  
 Kam er doch selbst in diesen Einsamkeiten  
 Wie ein Gespenst sich vor aus alten Zeiten!

Lucius beginnt nun, seinen Romglauben grundsätzlich infrage zu stellen; seine kulturpessimistischen Gedanken greifen nämlich nicht nur das seit dem endgültigen Sieg über Karthago und in der Spätphase der Republik immer wieder traktierte Luxus-Dekadenzproblem auf, sondern erinnern bereits an die spätantik-christliche Position (wie sie etwa Augustin vertreten hat) über die römische Geschichte als einer wenig ruhmvollen Folge von Greueln und Kriegen, über Rom also als einer »gierig[en]« »Riesenschlange«, wie es unter erneutem Rückgriff auf den leitmotivischen apokalyptischen Motivkomplex des Epos heißt (VI, 37-42):

Die Riesenschlange, dacht' er, kühn geschwungen  
 Hat sie sich einst von dieser Felsen Rand  
 Und gierig Völker, Städt' und Land verschlungen  
 Bis an des unbekanntes Meeres Strand,  
 Was Wunder, feiert nach dem grausen Feste  
 Das Ungetüm nun regungslos Sieste!

An diesem Tiefpunkt angelangt, wird der kulturmüde Lucius nun endlich frei, unvoreingenommen den christlichen Glauben zu erwägen, der ihm in dem »getreu[en]« Guido so überzeugend entgegentritt (VI, 43-60):

Und wie er so versank in herbem Kummer,  
 Erblickt' er seinen Guido neben sich,  
 Der atmet' sorgenlos in süßem Schlummer,  
 Ein Windeshauch durch seine Laute strich,  
 Da richtet sich der Knabe auf erschrocken,  
 Und schüttelt lächelnd aus der Stirn die Locken.

»Du glücklich Kind,« sprach Lucius, »das im Grausen  
 Der Welt aus Mondschein sich sein Bettlein macht!  
 Dich fand ich stets getreu – wie oft da draußen  
 Erzähltest Du mir sonst bei stiller Nacht  
 Von euer'm Christentum so schöne Märe –«  
 »Und wenn, rief Guido da, wenn's *Wahrheit* wäre?!«

Der Ritter schwieg – dann sagt' er sinnend wieder:  
 »Ich hört' davon manch' wunderbares Wort,  
 Doch das ist alles nur ein Hort Todmüder;  
 Hier nichts, als Tücke und Verrat und Mord,  
 Dort nur Entsagen, Dulden, Frieden –  
 So wär' uns ew'ge Sklaverei beschieden.«

In Lucius' skeptischem Einwand wird einerseits Julians Klage über den staatszersetzenden Einfluss des christlichen Glaubens vorweggenommen (»Entsagen / War stets

die Antwort, die mir Christus bot, / Das schöne Leben an das Kreuz zu schlagen, / Ist Christenbrauch, und ihre Kunst der Tod. / Wie ander's einst *in Roma's großen Tagen*«, Kapitel B.IV.1.3); andererseits lautete ja auch die an Denker wie Julian ausdrücklich wieder anknüpfende, polemische These von Edward Gibbon, das Christentum habe durch seine passiven Tugenden die aktiven römischen Bürgertugenden subvertiert.<sup>160</sup> Guido widerlegt dieses Missverständnis und stellt die umfassende Erneuerungskraft des christlichen Glaubens in Aussicht (VI, 61-67):

»Nein, nein!« entgegnete der Knabe heiter,  
 »Er brach die Ketten, die der Rost zernagt  
 Sein Banner weht, die Brüderschar Befreiter  
 Führt er zum Kampfe, aus dem Frührot ragt  
 Hellglänzend eine Stadt mit goldnen Türmen,  
 Und Alle rief er, sie beherzt zu stürmen.«

Was sich dem Leser als Vision des himmlischen Jerusalems – hier als ideale Gemeinschaft der »Brüderschar Befreiter« – darbietet, muss Lucius freilich vorerst rätselhaft bleiben. Gleichwohl beginnt er zu ahnen, dass in dieser christlichen Anverwandlung des Rombildes die eigentliche Erfüllung des genuin Römischen liegt, dass in der Analogie Rom-Jerusalem auf einmal eine Perspektive für das so tief in moralischer Schmach versunkene »Vaterland [ ]« aufscheint:

Es lauscht' dem Knaben Lucius verwundert:  
 »Du sprichst ja wie ein feurig Römerherz  
 Aus längstverklungnem, kühnerem Jahrhundert.  
 Was weißt du, heimatloser, von dem Schmerz  
 Um Roma's Untergang, vom Vaterlande,  
 Von seinem Heldenruhm und seiner Schande!«

»Roma's Untergang« ist, wie Guido bereits bei der Wanderung durch die Campagna (s. o.) im Sinne Augustins angedeutet hatte, notwendig und gerecht; doch im Tod blüht auch neues Leben, und hier wird die gleichsam geistlich-didaktische Absicht des Epos, einen rein weltlichen Romglauben bzw. Patriotismus als kontingent zu erweisen und »nach oben« zu wenden, nun auch offen ausgesprochen (VI, 73-84):

»O höher, hoher Herr! mußst Größeres wagen,  
 Wenn hinter Dir des Unsichtbaren Hand  
 Der alten Roma Hoffart hat zerschlagen!  
 Da droben ist Dein neues Vaterland,  
 Wo schweigend über den versunknen Trümmern  
 Die jungen Morgenstrahlen freudig schimmern.«

<sup>160</sup> Zu Gibbons Julian-Bild vgl. mit Angaben zur Spezialliteratur Feger 2019, Julian Apostata, S. 89 f.

Der Ritter schaute lange, halb in Träumen,  
 In's Aug ihm, wie in's Himmelblau hinein. –  
 »Kind, Kind, fürwahr, in solcher Wogen Schäumen,  
 Wär' ich nicht Römer, möcht' ich Christ wohl sein –  
 Doch horch', von fern die Hirten wieder singen,  
 Komm nur, und sag' mir mehr von diesen Dingen.«

Lucius wird die hier noch ein letztes Mal geäußerte irrige Ansicht, zwischen seinem Römertum und dem christlichen Glauben walte ein kategorialer Gegensatz, schließlich überwinden und das zukünftige, ›bessere‹ Rom bei den außerhalb der Stadt lebenden Christengemeinden finden, die er, »Ein Römer noch, so lang ich atmen kann!« (XI, 32) gegen den herannahenden Mob (der nebenbei noch die »rote Fahne« schwingt, XI, 29) an der Schwelle der Katakomben verteidigt. Damit erhellt nun auch für Lucius der Zusammenhang von himmlischem Jerusalem und früher Kirche; das transzendente Sehnsuchtsobjekt subsistiert so bereits in derjenigen irdischen Gemeinschaft, die mit der himmlischen die eine *communio sanctorum* bildet. Diese Gemeinschaft der »Brüderschar Befreiter« (s. o.) ist in historischer Hinsicht sowohl der römischen Kaiserzeit wie des modernen Staates einem gegenstaatlichen Raum zugeordnet; als zukünftiger Träger des römischen Reiches wie als jenseitiger, dem apokalyptischen Weltstaat Babylon entgegengesetzter Idealstaat repräsentiert sie die *Civitas Dei*. Die politischen Ideale von »Recht und Freiheit«, republikanischer »Tugend« und weltlicher Vaterlandsliebe finden in der Kirche ihre eigentliche Läuterung und Erfüllung, als Lucius in ihr nicht lediglich eine außerstaatliche, sondern die ins Jenseits hineinreichende Gemeinschaft der Heiligen erkennt; er schwört seinen einstmals mit religiösem Pathos vorgetragenen nationalen Zielen ab, um diese zugleich im himmlischen Jerusalem erfüllt zu sehen – es gilt ihm nun als »höheres Vaterland«<sup>161</sup> und »neue Heimat« (XI, 49-66):

Da in der Waffenrüstung blankem Stahle,  
 An der zerrißnen Klüfte Felsentor,  
 Funkelnd im Glanz der jungen Morgenstrahle  
 Richtet sich plötzlich Lucius hoch empor,  
 Im Angesicht vor dem erstaunten Schwarme  
 Zum Himmel aufgeschwungen beide Arme:

»Christus, Du hast gesiegt! In qualm'gen Flammen  
 Brach, wo ich sie gefaßt, mir über'm Haupt  
 Die faule, wurmzerfressne Welt zusammen:  
 Hab' ich fortan kein Vaterland hienieden,  
 Nimm Du mich auf in Deines Reiches Frieden!«

161 S. den bereits zitierten Konzept-Entwurf KA I, 1204f.

Und so stürzt' er entgegen sich dem Trosse,  
 Der wütend nach der Höhle Eingang drang,  
 Dort, in der Wolken klirrender Geschosse  
 Er freudig um die neue Heimat rang  
 Und fühlt es kaum, daß ihm des Lebens Quellen  
 Purpurn entrieseln auf die steinern Schwellen.

Einerseits wird mit dieser Abwendung von einem irdischen und Hinwendung zu einem himmlischen »Vaterland« die Immanenz eines säkularen Nationalismus durchbrochen, der für Lucius-Nerva-Stephan (die das römische Triumvirat von 1848 evozieren) stark religiös aufgeladen war (s. o.). Es bleibt aber auch hier nicht bei einer scheinbar vagen ›Spiritualisierung‹ dieses Problemfelds; der Gegensatz zu einer gleichsam totalitären Deckungsgleichheit von Staat und Religion konkretisiert sich politisch in dem Erlass eines fiktiven Toleranzediktes durch Nerva, der sich von dem Doppelmartyrium und der hier nun offen übernatürlichen Erscheinung Guidos überwältigt zeigt (XI, 97-108):

Sein [Nervas] Roß bäumt schnaubend, sinnend er betrachtet  
 Den bleichen Freund, der Julia stumme Pracht,  
 So schön im Schlummer noch, der sie umnachtet,  
 Er schaut des Knaben lichte Totenwacht,  
 Verwirrt ganz von den stillen Geisterblicken,  
 Die aus der Locken Glorie nach ihm zücken.

Dann plötzlich in der feierlichen Stille  
 Rief er: »Die menschlichen Geschicke lenkt  
 Ob aller Menschen Rat der Götter Wille.  
 Vor diesem Heldenpaar die Waffen senkt,  
 Scheu sollen sie fortan dem Höhern weichen,  
 Frieden den Christen rings in unsern Reichen!«

Der erneute Bezug auf dieses religionspolitische Zentralthema der Jahrhundertmitte bestätigt sich durch die überlieferten Konzeptnotizen. Mit den Christen, die als Staatsfeinde inkriminiert werden und auch bezeichnenderweise außerhalb der Stadt bzw. des Staates lagern, hat Eichendorff die in Deutschland des antinationalen ›Ultramontanismus‹ bezichtigten Katholiken dargestellt;<sup>162</sup> es geht auch hier um die Zentralforderung

162 S. den bereits auf die frühen 1850er Jahre zu datierenden Entwurf zum »Lucius« in KA I, 1202 (»das altheidnische Priesterthum, das die Christen (: wie jetzt die Pro[tes]tanten die Ultramontanen :) als politisch gefährlich verketzert«) und 1211 (»die Sekte der Xten, als unverträglich mit der Idee Roms, als der irdischen Weltbeherrscherin«). Hier zeigt sich das Anknüpfen an den in den 1850er Jahren häufiger anzutreffenden Versuch, die Katakomben-Thematik auf die zeitgenössische Verfolgungssituation des Katholizismus in manchen Staaten, etwa Englands, zu applizieren, vgl. besonders Wiseman 1854, Fabiola; zur signifikanten Rolle des Kardinals Nicolas Wiseman innerhalb des englischen ›Catholic Revival‹ der Jahrhundertmitte vgl. Kapitel B. III. 3. 1.

der »libertas ecclesiae« gegenüber dem omnipotenten Nationalstaat, der keinen ›Staat im Staate‹ dulden wollte und die katholische Kirche entsprechend als Bedrohung der nationalen Souveränität diffamierte;<sup>163</sup> wie in allen anderen Dichtungen des Spätwerks wird aber nicht einfach auf einem gegenstaatlichen Freiheitsrecht beharrt, sondern die Religionsfreiheit wird als eigentliche Grundfrage des Staates inszeniert (vgl. Kapitel B. II. 2. 1; B. IV. 1. 4).

Denn was für Lucius vornehmlich Abwendung von der Welt, Rückzug aus der Politik, Widerruf früherer staatlicher Ideale ist, wirkt ja gerade wieder auf den Staat zurück. Das Toleranzedikt Nervas wird dabei gleichsam kausal mit dem Martyrium des Lucius verknüpft; erst durch dieses erschütternde Glaubens-Zeugnis befiehlt Nerva den Abbruch der Hetzjagd und erlässt seine weiterführende Weisung zur religiösen Freiheit; in historischer Langzeitperspektive – wie sie schon durch die universalgeschichtlich-symbolische Transparenz des Schauplatzes und durch die ständigen Bezugnahmen auf spätantike Diskursprobleme nahegelegt wird – erweisen sich das Toleranzedikt und das Martyrium, das dieses Edikt ausgelöst hatte, als Anfang der christlichen Überformung des römischen Reiches, das schließlich in das deutsche übergehen sollte. Verhaltener zwar als im »Julian«, wird doch auch im »Lucius« eine entsprechende ›Ursprungserzählung‹ formuliert. Dass am Horizont bereits das römisch-deutsche, »christlich-germanische« Reich aufscheint, das in Rom seinen ideellen Bezugspunkt hatte und Deutschland und Italien gleichermaßen umfasste, wird dabei nicht nur durch das Geschichtsbild des Autors nahegelegt; auch der Text setzt bereits entsprechende Signale. Das »Gotenland« (I, 46), aus dem Lucius, Nerva und Stephan im ersten Gesang zurückkehren, signalisiert jenes frische Element, das »wie eine Naturgewalt von [den] Waldbergen herab« kam, um – in wörtlicher Entsprechung zu Lucius' Klagen über die »morsch gewordene« »Welt« (s. o.) – »die morschgewordene lügenhafte Pracht« des heidnischen Rom zu »zertrümmer[n]« (KA VI, S. 595; Kapitel B. II. 2. 2), und sich schließlich »in den Ruinen des Römerreiches *neue* Wohnungen« zu bauen, wie es in der gegen den neopaganen Romglauben des italienischen Risorgimento-Nationalismus gerichteten Artikelserie der HPBl heißt (s. o.). Eichendorff hat gewiss nicht, wie die bisherigen Kommentatoren wähten, den zur Zeit Domitians gegen die Geten bzw. Daker geführten Kampf mit dem spätantiken gegen die Goten *verwechselt*,<sup>164</sup> sondern mit diesem Anachronismus bewusst ein symbolisches Signal für die aufsteigende Rolle der Germanen gesetzt, die im teleologischen Horizont des am Kapiteleingang skizzierten christlich-germanischen Geschichtsbildes eben nicht nur diejenigen Barbaren waren, die das römische Reich zu Fall brachten (und gegen welche Lucius, Nerva und Stephan daher im 1. Jahrhundert noch das »Vaterland« zu verteidigen haben), sondern als verjüngendes Element dessen künftiger *Träger*; bei Eichendorff war dieses im katholischen Raum topische Gedankengut, wie schon im Rahmen des Germanen-Diskurses

163 Solche Schlussfolgerungen wurden Köhnke 1986, Hieroglyphenschrift, S. 206-210, durch die (aus heutiger Sicht wohl verständliche, aber durch Eichendorffs Texte nicht legitimierte) Fixierung auf ein überzeitliches ›Christentum‹, das unvermittelt neben der katholischen Kirche stünde, verwehrt.

164 HKA II, S. 859 (Hilda Schulhof); MA I, S. 1001 (Ansgar Hillach); KA I, S. 1215 (H. Schultz).

(Kapitel B.II.2.2) aufgezeigt wurde, deutlicher national eingefärbt. Und so ist es kaum überraschend, dass Guido, der Lucius den Ausblick auf die christliche Zukunft Roms eröffnet, ebenso wie übrigens die Märtyrer im Zirkus (II, 42), blond (IV, 27f.: »die blonden Locken / Durchleuchtet von des Blitzes Widerschein«) und blauäugig ist; nachdem Guido »wie ein feurig Römerherz« vom himmlischen Jerusalem kündigt, schaut Lucius dieser typisch deutschromantischen Gestalt »halb in Träumen, / In's Aug [...], wie in's Himmelblau hinein« (s. o., VI, 80f.). Der programmatische Charakter solcher heute befremdlicher, deswegen aber nicht betreten zu beschweigender und in der Interpretationspraxis zu übergelassener Stilisierungen wurde auch von einem der beiden Rezensenten erahnt, der in Identifikationsfiguren wie Lucius »deutsche Ritter«, und in der schlussendlich bekehrten Julia ein »ächtdeutsches Frauenbild[]« erblickte.<sup>165</sup>

Es gehört zu der problemgeschichtlich betrachtet interessanten Außenseiterposition Eichendorffs in einer mehrheitlich nationalprotestantischen Kultur, fließende Übergänge zwischen dem Römischen, Christlichen und Deutschen zu behaupten; Rom und das Römische waren ja seit der Frühen Neuzeit von Frankreich im klassizistischen Sinne national anverwandelt und insofern okkupiert – weswegen dann Winckelmann die ebenso kuriose wie langfristig erfolgreiche These in die Welt setzte, die Deutschen seien die einzig legitimen Nachfahren der *Griechen*, jenes anderen antiken Hochkulturvolks.<sup>166</sup> In Eichendorffs Epos hingegen scheint das Griechische als Verfalls- und Überfremdungssymptom; während der »christlich-deutsche Ritter« Lucius auf der Suche nach dem erfrischenden Rauschen des deutschen Waldes durch Rom irrt (s. o., VI, 1ff.), begegnet er dekadenten Römern, die »ihr Latein« »vergessen«, »fremde Götter« in ihrem Haus stehen haben und »griechische Oden« singen (VI, 14ff.). Im Hintergrund steht die paradoxal anmutende, katholisch inspirierte Konstruktion einer germanischen Latinitas oder lateinischen Germanitas, die der französisch-klassizistischen Okkupation Roms als des Kristallisationskerns oder Bezugspunkts einer »romanischen« Welt eine ebenso dicke Brandmauer entgegenstellt wie der einflussreichen Legende einer besonderen deutsch-griechischen Seelenverwandtschaft. Nicht Athen, Rom war der ideelle (und realhistorische) Fixpunkt der deutschen Geschichte.

Zugleich aber wird – und hier schließt sich der Bogen zum antikatholischen Risorgimento-Nationalismus – jenes römisch-deutsche Gebilde in seiner transnationalen Integrationskraft profiliert. Der Entwurf einer politischen Vision, die vertikal und horizontal von einem Dualismus geprägt ist, in der Irdisches und Himmlisches, Politisches und Kirchliches bzw. Religiöses ebenso voneinander getrennt wie lebendig aufeinander bezogen sind, ist gegen einen antiken Immanenzglauben gerichtet, in dem beides deckungsgleich war; gegen jene zur »Religion« gesteigerte »Vaterlands- oder richtiger Vaterstaatsliebe« »der Alten« (HPBI, s. o.) also, wie sie sich in der paganen Romidee manifestierte; gegen jenen antik-paganen Romglauben mithin, der dem italienischen

165 Vgl. die Rezension von Hyazinth Holland, HKA XVIII/2, S. 1145f., hier 1146: »Wie die Bilder der mittelalterlichen Maler, so tragen auch Eichendorffs Gestalten deutsches Gewand, seine Römer sind deutsche Ritter, seine weiblichen Charaktere herztreue, ächtdeutsche Frauenbilder.«

166 Vgl. zu diesem Zusammenhang insbesondere die prägnanten Arbeiten von Conrad Wiedemann (z. B. ders. 2000, Rom, Athen und die germanischen Wälder).

Risorgimento sein ideologisches Fundament verlieh. Gegen diesen ›Rückfall‹ in das Welt- und Staatsverständnis des »antike[n] Menschen«, für den »der Staat die höchste soziale Production« war und »die Liebe zu dieser Politeia das höchste und edelste Gefühl, dessen« er »fähig« war (HPBl, s. o.), wird hier jene dualistisch-dynamische Staatsidee profiliert, die historisch aus den Komponenten eines christianisierten Rom, den Germanen, Italien und Deutschland, zur Europa-Ekklesia des Hl. Römischen Reiches emporgewachsen war. Das mittelalterlich-christliche Reich changierte für Eichendorff zwischen Geistlichem und Weltlichem, zwischen Nationalem und Übernationalem; es hatte seinen Sitz im deutschen Sprachraum, integrierte aber auch Italien, lebte vom Wechselspiel zwischen Kaiser und Papst und schuf somit eine europäisch-nationale Symbiose, die sowohl in der deutschen wie der italienischen Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts aufgekündigt wurde. Die diskursive Widerlegung des antik-paganen Romglaubens, die Inszenierung einer Kontinuität zwischen dem vorchristlichen und dem christianisierten Rom, richtet sich dabei gegen jene nationalistische »Religion von Rom«, die theoretisch und praktisch hinter die Christianisierung zurückgriff.

Vor diesem Hintergrund wird nun auch erst umfassend verständlich, warum das Epos sich *sowohl* in den historiographischen Diskurs um »Roma's Untergang« einschreibt *als auch* an der zeitgenössisch-politischen Aktualisierung des tiefen Traditionsstroms um Rom und Romidee durch die Exponenten des italienischen Risorgimento anknüpft. Die italienisch-nationale Orientierung am paganen Romglauben setzte die These von »Roma's [totalem] Untergang« voraus, setzte voraus, dass das christliche und päpstliche Rom *nicht* legitime Fortsetzung und Höherentwicklung des antik-republikanischen war. Mazzinis Konzept der ›Terza Roma« (s. o.) setzte voraus, dass der Zustand des römisch-antiken imperium gegenüber einer negativ verstandenen ›Mittelzeit‹ wiederherzustellen war und leugnete damit performativ die seit Augustin gängige Vorstellung eines universalgeschichtlich notwendigen Straferichts, in dessen Zuge das »ewige Rom« nur von seinen heidnischen Schlacken gereinigt und »zu sich« geführt wurde. Die Ironie der Eichendorffschen Darstellung besteht darin, dass sich das im Horizont der zeitgeschichtlichen Anspielungen ›fortschrittliche‹ republikanisch-nationale Ideal von Lucius, Nerva und Stephanus *auf Handlungsebene* an der »alten Zeit« (s. o.) orientiert, an jener altrömischen ›mos maiorum«, die eben dem *neuen* Leben weichen muss. Das Christentum war Träger des geschichtlichen Fortschritts, die zeitgenössische Reantikisierung und Repaganisierung war dagegen ein universalgeschichtlicher Rückschritt sondergleichen, ein Beispiel für den absurden Versuch, »in der Geschichte stromaufwärts« zu schwimmen (HPBl, s. o.).

Diese weltanschauliche Option ist dabei noch in pointierter Weise an den historiographischen Diskurs rückgebunden; der Bezug auf die seit Gibbon diskutierte Frage nach den positiven oder negativen Faktoren in der Umbruchphase der römischen Geschichte zwischen Prinzipat, Christianisierung und Völkerwanderung zeigt sich besonders am Eposschluss. Die Fiktion eines von Nerva erlassenen Toleranzediktes ist nämlich eine entsprechend produktive Variation der historischen Symbolfunktion, die Domitians Tod und Nervas Regierungsantritt in der neuzeitlichen Geschichtsschreibung seit Edward Gibbon üblicherweise zugeschrieben wurde. Die mit der Entschei-

derung des Übergangskaisers Nerva, den fähigen Feldherrn Trajan zu seinem Nachfolger zu bestimmen, eingeläutete Adoptivkaiserzeit, in der Rom die vorbildliche Regenschaft Trajans, Hadrians und Mark Aurels erleben durfte und die erst durch den – seinerseits wieder ermordeten – tyrannischen Commodus im Jahr 180 beendet wurde, war in Gibbons gewaltigem Geschichtswerk über »Decline and Fall« des römischen Reiches die »glücklichste Zeit des Menschengeschlechts«; diese Zeit zeichnete sich gerade durch ihre »Aufgeklärtheit« aus, durch die noch weitgehende Abwesenheit des Christentums im öffentlich-politischen und geistig-kulturellen Leben.<sup>167</sup> Hier aber wird die frühe Christianisierung *ursächlich* mit der durch Nerva eingeläuteten Friedenszeit verknüpft: Das fingierte Edikt über religiöse Freiheit (»Frieden den Christen in unseren Reichen«, s. o., XI, 108), erscheint nämlich als eigentlicher Wendepunkt nach der Domitianschen Ära allgemeiner politischer Unterdrückung, die durch Nervas machtpolitisch-imperiale Ausnutzung der Kaiserstellung zunächst fortgeführt wurde. Das Christentum firmiert in Eichendorffs Epos damit also nicht nur in Langzeitperspektive als Garant des Fortbestands des römischen Reiches; auch die zivilisatorisch-humane Friedensära des 2. Jahrhunderts, die sich für Gibbon gerade durch die Einflusslosigkeit des Christentums auszeichnete, wird bereits als unmittelbares Verdienst der Christianisierung inszeniert. Die Dekadenz der römisch-heidnischen Gesellschaft war schon längst entfaltet, als das Christentum erstmals auftrat. Der Verlust der Bürgertugend fand vor der Christianisierung statt, das Christentum aber erneuerte jenen kämpferischen Tugendkatalog, der Rom einst groß gemacht hatte. Das genuin Römische erlebte erst im christlichen Rom seine wahre Entfaltung und Erfüllung. Die These von Roms »Untergang« hingegen setzte die ideologische Abwertung seiner Christianisierung voraus; im christlichen Rombild aber galt: »Was heut gehet müde unter / Hebt sich morgen neugeboren«; geht dabei zwar »Manches« – wie der politisch-imperiale Status des Römerreiches – »in Nacht verloren«, so war darüber nicht der »wache« Blick nach vorn zu verlieren.<sup>168</sup>

Diese prinzipielle Einsicht in die Wandelbarkeit irdischer Größe hatte auch ihre Bedeutung für die Frage nach gesunder oder ungesunder Vaterlandsliebe. Aus der Integrationskraft des katholischen Reichsmythos ergibt sich nicht nur die *historisch-diskursive* Widerlegung jener weltlich-»unerlösten« Nationalismen, die in der Mitte des

167 Der Passus bei Gibbon 1877 [1776], *Decline and Fall*, S. 99 (»If a man were called to fix the period in the history of the world during which the condition of the human race was most happy and prosperous, he would, without hesitation, name that which elapsed from the death of Domitian to the accession of Commodus«) gehört zu den meistzitierten aus diesem klassischen Werk; bereits 1800 erschien im deutschen Raum eine Monographie, welche diese These umfänglich zu »beweisen« unternahm, vgl. Hegewisch 1800, *Glücklichste Epoche*, hier S. 1 (Zitat). Ebenfalls aufschlussreich ist die aufklärerisch inspirierte Darstellung der Religionspolitik der Adoptivkaiser (Gibbon, S. 35 f. [zweiter Absatz in Chapter II]): »The policy of the emperors and the senate, as far as it concerned religion, was happily seconded by the reflections of the enlightened, and by the habits of the superstitious, part of their subjects. The various modes of worship which prevailed in the Roman world were all considered by the people as equally true; by the philosopher as equally false; and by the magistrate as equally useful. And thus toleration produced not only mutual indulgence, but even religious concord.«

168 Vgl. die letzte Strophe aus »Zwielich«, KA I, S. 146: »Was heut gehet müde unter / Hebt sich morgen neugeboren / Manches geht in Nacht verloren / Hüte Dich, sei wach und munter!«

19. Jahrhunderts in Italien und Deutschland gegen Rom, Papsttum und den Kirchenstaat kämpften. Hier ist wiederum auf die für das versepische Werk charakteristische Polyphonie der verschiedenen Bedeutungsebenen zu achten: Die Option für das himmlische Vaterland, mit der Lucius sich auf Handlungsebene von seinem früheren, säkularreligiös aufgeladenen Vaterlandsgedanken *abwendet*, erscheint im Horizont der zeitkritischen Anspielungen auch als Gedankenexperiment für den Extremfall, eben zwischen irdischer und überirdischer Loyalität eine Entscheidung treffen zu müssen. Wenn das Vaterland sich in toto von Gott abwandte und in geistig-moralischer Verkommenheit vollends versank – auch Eichendorff selbst klagte ja seit 1848 nahezu durchgängig etwa über die »zum Himmel stink[ende]«, »moralische Fäulniß«<sup>169</sup> der Deutschen –, wenn somit jedem Patriotismus die reale Basis entzogen war, dann galt es, den Blick »nach oben«, auf den ewigen Maßstab aller Dinge zu wenden statt in trübes Sinnen und fruchtlosen Kulturpessimismus (Lucius) über das dem Untergang Geweihte zu verfallen, am Ende womöglich selbst vor der Option der Diktatur nicht zurückzuschrecken (Nerva) oder gar zum rachedurstigen Terroristen zu mutieren (Stephan). Das »Vaterland« gehörte zu den höchsten »sittliche[n] Mächten des Lebens« (KA VI, S. 20), ihm galt es, alle politischen Energien zu widmen, es war aber nicht Letztwert. Auf Augenhöhe der Zeitgenossen betrachtet wird damit der Vorwurf der nationalen Unzuverlässigkeit der »Ultramontanen« ebenso abgewiesen wie auf einer *höheren* Ebene bestätigt.

\*

Das letzte Epos leistet einen Beitrag zu der spätestens seit Gibbon kontrovers geführten Diskussion um »Roma's Untergang« und verknüpft die Inszenierung einer historischen Kontinuität zwischen dem antik-paganen und dem christlich-mittelalterlichen Rom mit der diskursiven Widerlegung jener zeitgenössischen Nationalismen, die theoretisch und praktisch hinter die christliche Überformung des römischen Reiches zurückgriffen; in einer Zeit, als die Italiener zum »heiligen Krieg« gegen den Kirchenstaat rüsteten, in einer Zeit, als die Deutschen den Bezug zu Rom überhaupt zu kappen versuchten, entwirft »Lucius« noch einmal eine Ursprungserzählung des in seiner transnationalen Integrationskraft profilierten römisch-deutschen Reiches. Italien, Rom, Deutschland bildeten zusammen eine romantisch-katholische, europäisch-nationale Symbiose.

169 Vgl. u. a. den Brief an Schön vom 1. 8. 1849, HKA XII, S. 243 f., hier S. 244: »Wahrlich, wenn ich jünger und reicher wäre, als ich leider bin, ich wanderte noch heut nach America aus; nicht aus Feigheit – denn die Zeit kann mir persönlich eben so wenig anhaben als ich ihr – sondern aus unüberwindlichem Ekel an der moralischen Fäulniß, die – mit Shakespeare zu reden – zum Himmel stinkt.«

## 4. Zusammenfassung: Einheit und Entwicklung des vespischen Werks

Entgegen dem Vorurteil, die Epen seien »völlig ungleichzeitig in Bildlichkeit und Motivik«,<sup>170</sup> lässt sich sowohl auf formal-struktureller wie auf inhaltlich-programmatischer Ebene eine geschlossene Einheitskomposition, dabei aber auch eine innere Entwicklung belegen.

Am Offensichtlichsten und von den älteren Beiträgen auch in Grundzügen bereits herausgearbeitet sind die Strukturhomologien der an Calderón geschulten symbolischen Bildsprache sowie vor allem der Figurenkonstellationen.<sup>171</sup> Im Vordergrund stehen jeweils drei männliche Protagonisten, deren unterschiedliche Entwicklung meist durch ihr Verhältnis zu einer Frauengestalt (Fausta, Marie, Julia) bestimmt wird, und die sich auf eine Reihe von Grundtypen zurückführen lassen, die auf stets neue Weise miteinander kombiniert werden und teils ineinander übergehen: Da ist einerseits der hochstrebende, ehrlich ringende und dann (mit je unterschiedlichen Folgen) Desillusionierte (Julian, Robert, Lucius), der jugendlich Glänzende (Julian, Guiscard, Lucius), aber auch der leicht Verführbare (Oktavian, Nerva) sowie der nach dem Vorbild Kleistscher Figuren gestaltete finstere Rächer oder unversöhnlich Fanatische (Severus, Robert, Stephan).

Kritik der Rezensenten seiner Werke hat Eichendorff meist ernst genommen und da, wo er sie für zutreffend befand, auch bei späteren Dichtungen berücksichtigt. Das ist auch im vespischen Werk der Fall, in der formalen Anlage der Epen ist eine klare Entwicklung zu konstatieren. Auf die formalästhetischen Kritikpunkte an der für die epische Gattung unangemessen losen Form, mangelnden Plastizität und Objektivität hat er einerseits schon mit dem zweiten Epos reagiert, dem (anders als im »Julian«) ein einheitliches Versmaß und eine einheitliche Strophenform zugrunde liegt; dem Vorwurf der allzu häufigen und verwirrenden Sprünge zwischen den Schauplätzen ist er offenkundig im letzten Epos begegnet; der Fokus des »Lucius« ist ganz auf die Stadt Rom mit ihren politischen Verwicklungen und Massenszenen konzentriert, wobei durch die Einbeziehung der Campagna (dem friedlichen Aufenthaltsort der Christen) immer wieder ein Stimmungsvoller Kontrast gelingt, ohne dass dadurch die prinzipielle Einheit des Schauplatzes aufgehoben würde. Während die Rezensenten noch am zweiten Epos das Nebulös-Dämmerhafte, die »romantische Camera obscura« kritisierten, wurde in den beiden Besprechungen des »Lucius« die Ruhe des Erzähldukts, die Luzidität und Diaphanität der Gesamtstruktur und die Plastizität der Figurenzeichnung gelobt.<sup>172</sup>

170 So von Bormann 1985, Kritik der Restauration, S. 69.

171 Vgl. dazu den ausschließlich auf formalanalytische Aspekte beschränkten Beitrag von Lubos 1958, Epen Eichendorffs, auf den ich vor allem hinsichtlich der im Folgenden ausgesparten Symbol-Korrespondenzen verweise; das Werfen einer Fackel etwa, das sowohl im »Julian« als auch im »Robert und Guiscard« vorkommt, bestätigt die formale Einheitskomposition, ist aber weniger signifikant als die Homologien der Figurenkonstellationen.

172 Vgl. die beiden Besprechungen HKA XVIII/2, S. 1142 f., hier S. 1143 (»An der heutigen Gabe aber bewundere man neben den alten Vorzügen des großen Meisters noch ganz besonders die philosophische Tiefe der Conception, die Plastik der obwohl nur mit wenigen Strichen gezeich-

Konzeptuell integrierend wirkt der jeweilige nationale Rahmen. »Julian« entwirft eine nationale Ursprungserzählung von der Geburt des deutschen aus der Christianisierung des römischen Reiches; dem korrespondiert in »Robert und Guiscard« ein Gründungsmythos der modernen deutschen Geschichte, die im positiven Sinne mit der christlich grundierten Heidelberger Romantik beginnt; im »Lucius« schließlich dominiert zwar die Auseinandersetzung mit einem säkularen Nationalismus, der zumal in Italien an der vorchristlichen Antike Maß nahm; dennoch schimmert auch hier der katholisch-romantische Reichsmythos durch, der Deutschland und Italien historisch zusammenband, Deutschland und Rom ideell aneinander knüpfte.

Ein zweiter Problembereich ist der Konflikt zwischen »Alt und Neu«, der in Eichendorffs Vorstellung von der Romantik als dem »Ewig Alten und Neuen« seine Versöhnung findet. Dieser Konflikt verläuft im »Julian« zwischen heidnischer und christlicher Religion, in »Robert und Guiscard« zwischen althergebrachter Ordnung und Revolution, im »Lucius« sowohl zwischen altrömisch-republikanischer Gesinnung und der dem Prinzipat korrespondierenden Dekadenz der Gesellschaft wie freilich erneut zwischen Christentum und Heidentum. Die männlichen Protagonisten sind jeweils einer der Parteien zugeordnet; das politische Handeln dieser herausragenden Figuren wird allerdings im Kontrast zu kollektiven Größen relativiert, die zwar nicht als eigentlicher Handlungsträger hervortreten, aber ein transzendierendes Moment und die von den politischen Konflikten, Verwerfungen und Aporien unberührte, heilsgeschichtlich verbürgte Kontinuität des historischen Verlaufs repräsentieren. Das unpolitische und fromme Volk, das von der verbildeten oder proletarisierten Masse abgesetzt wird, erscheint jeweils als eigentlicher Legitimationsgrund und Bedeutungsträger des geschichtlichen Fortschritts; im »Julian« und »Lucius« sind es ausdrücklich kirchliche Gemeinden, die dem städtischen Pöbel in Antiochia oder Rom, in »Robert und Guiscard« das einfache Gärtnermädchen Marie, das den proletarischen Volksmassen in Paris entgegengesetzt wird. Formal wird dieser Kontrast auch durch unterschiedliche Raumkonstruktionen illustriert; dem Gegensatz im »Julian« zwischen dem entweltlichten, ekklesiologisch fundierten Innenraum des Waldes und dem säkularen Außenraum der politischen Öffentlichkeit korrespondiert in »Robert und Guiscard« der Gegensatz zwischen dem apokalyptisch verdunkelten Frankreich des Jahres 1789 und dem spiritualisierten Deutschland, im »Lucius« der Gegensatz zwischen dem dekadenten Babylon-Rom und der friedlichen Campagna, der Heimat christlicher Hirten.

Alle Epen durchzieht dabei der Wille zu einem unabhängigen Standpunkt, der gleichwohl keinem Quietismus entspringt, sondern die zeitgeschichtlichen Konflikte von einer höheren Warte aus kritisch zu analysieren sucht. Immer wird vor dem dämonischen Abgrund der menschlichen Natur gewarnt; politisches Handeln impliziert Schuldigwerden; das ist eine anthropologische Konstante, die in der Antike ebenso wirksam ist wie 1789, 1813 oder 1848. Das versepische Werk führt die konkreten his-

neten Figuren, die salomonische Weisheit der darin niedergelegten Sprüche«) und S. 1145 f., hier S. 1146 (»Es sind elf kleine und lose zusammenhängende Romanzen, in denen, wie auf klarem Goldgrund, einzelne Figuren in ruhiger Handlung sich bewegen, umrankt vom duftigen blüthereichsten Waldgeschlinge der Romantik«).

torisch-politischen damit zwar auf immergültige Problemkomplexe zurück, reduziert sie aber nicht darauf. Die Gefahr dämonischer Verführung »lauert« (»Lucius«, V, 82) dabei in allen ideologischen Lagern, der Gegensatz von Heiden und Christen, Revolutionären oder Königstreuen, Klassikern oder Romantikern ist nicht zwangsläufig deckungsgleich mit demjenigen von »Gut und Böse«; Eichendorff bemüht sich, auch den »widerlegten« politischen Richtungen ihr (subjektives) Recht zuzugestehen; in diesem Sinne hätte sich bezeichnenderweise die katholische »Partei« im *Julian* konfessionspolemischere Schwarz-Weiß-Malerei gewünscht;<sup>173</sup> Eichendorff hat sich einer solchen Polarisierung durch die psychologisch feinfühligere Zeichnung seiner Figuren klar verweigert. Die Leserparänese am Schluss des »Julian« etwa bezieht sich nur mittelbar auf den Apostaten, unmittelbar aber auf den christlich-romantischen Severus, der anfangs als Sprachrohr Eichendorffs, dann als Wiedergänger Kleists auftritt. Dass Robert im zweiten Epos den sozialistischen Ideen und schließlich dem buchstäblichen »Dämon« der Revolution verfällt, ist dem naiven, gleichwohl schuldhaften Zynismus des reaktionären Vaters anzulasten; das von Clairmont und Guiscard figurierte Säbelregiment wird ebenfalls einem martialischen Naturalismus zugeordnet, der von einem aggressiven Dämonismus nicht weit entfernt ist und sich jedenfalls nicht aus eigener Kraft salvieren kann; Hilfe ist nötig von einer marianischen Gestalt, deren Unschuld und politische Unbedarftigkeit auch hier wiederum Programm ist. Der von der Dämonie der Macht getriebene Kaiser Nerva wandelt sich erst durch das erschütternde Zeugnis eines Doppelmartyriums (Lucius, Julia) und einer übernatürlich leuchtenden Engelsgestalt (Guido) zum toleranten Friedensherrscher.

Geschichtlicher Fortschritt bzw. Kontinuität, so lässt sich das zeitgeschichtliche Programm der Epen zusammenfassen, ist an das kirchliche Christentum gebunden, doch auch hier ist eine Selbstläuterung nötig; das eigensinnige Festhalten am Längstverjährt, das Verwechseln von Religiösem und Weltlichem, Unwandelbarem und Wandelbarem, Wesentlichem und Unwesentlichen, produziert notwendig Gegenextreme, »Trotz gegen Trotz«.

Die zunehmende Vertiefung des religiösen Grundzuges zu einem gleichsam geistlichen, wie er insbesondere im 1857 verfassten »Lucius« mit der Verarbeitung einer Märtyrerverlegende zum Tragen kommt, verbindet dieses letzte Versepos mit den anderen in den letzten beiden Lebensjahren entstandenen Schriften.

173 Vgl. KA I, 1186 und Luise Hensels dort zitierte Stellungnahme vom 27. 5. 1853.

## V. Letzte Jahre in Neisse (1855-1857)

Was blieb dir nun nach allen Müh und Plagen?  
 So viel der Ehre dir die Welt gespendet,  
 Es treibt vom stolzen Ziele, kaum geendet,  
 Nach neuem Ziel dich neues Unbehagen.<sup>1</sup>

Mit dem Umzug von Berlin in die schlesische Heimat – Eichendorff wohnte seit Ende 1855 in Neisse, das wegen seiner (im Zweiten Weltkrieg fast vollständig zerstörten) Fülle an architektonischen Barockjuwelen weithin als das »schlesische Rom« gerühmt wurde – erlebten im Spätwerk noch einmal Denkfiguren der Erinnerung eine Hochkonjunktur. In diesen Jahren entstanden nämlich nicht nur die »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands« (1856/57; B. III) und das letzte Versepos »Lucius« (1857; B. IV. 3), welche beiden Schriften aus Gründen der geschlossenen Darstellung des literarhistorischen bzw. versepischen Werks bereits im jeweiligen Werkgruppenzusammenhang besprochen wurden. Angeregt durch August Reichensperger ging Eichendorff 1856 daran, seine Memoiren zu schreiben, zu denen er bereits seit den 1830er Jahren immer wieder Entwürfe verfasst hatte; 1857 wurden die beiden unter »Erlebtes« zusammengefassten Kapitel »Adel und Revolution« und »Halle und Heidelberg« mehr oder weniger vollendet. Durch den Breslauer Fürstbischof Heinrich Förster wiederum, auf dessen Schloss Johannesberg bei Jauernig in Österreichisch-Schlesien Eichendorff die Sommermonate der Jahre 1856 und 1857 verbracht hatte, wurde eine hagiographische Arbeit über die hl. Hedwig angeregt, über deren Ausführung der Autor am 26. II. 1857 verstorben ist; der Gegenstand – die hl. Hedwig ist Patronin Schlesiens – fügt sich daher ebenfalls im weiteren Sinne in das thematische Feld Heimat-Erinnerung. Mit dieser Thematik aber hängt die Vertiefung des religiösen hin zu einem durchaus geistlichen Grundzug unmittelbar zusammen; die Arbeit an der eigenen Erinnerung verband Eichendorff mit der ausdrücklichen Intention einer »ernsteren Zurüstung zu der großen Reise nach dem Jenseits.«<sup>2</sup> Es ging um die geistig-geistliche »Überschau des vergangenen Lebens« (KA V, S. 890) »sub specie aeternitatis«, wie sie sich auch in den letzten sicher datier-

1 Das Sonett »Mahnung« (KA I, S. 470) ist das letzte sicher (auf 1856, vgl. den Kommentar S. 1126) datierbare Gedicht Eichendorffs, das selbstständig, d. h. nicht als Einsprengsel in den Versepen, entstanden ist; der Vierzeiler »Der Erlöser« (»Wie Du auch die Kraft magst wenden; / Was die tiefste Seele will, / Niemals wirst Du's hier vollenden / Und die Sehnsucht wird nicht still«), das in KA I (S. 472) am Schluss der Sammlung steht, ist hingegen nicht sicher datierbar, wahrscheinlich aber zur etwa gleichen Zeit entstanden (vgl. den Kommentar ad loc., S. 1127). Die weiteren Strophen des Sonetts »Mahnung« sind charakteristisch für den zunehmend geistlichen Grundzug der letzten Lebensjahre: *Hätst du zu ihm, von dem die Himmel sagen, / Den kleinsten Teil der Liebe nur gewendet, / Die du an eitel Hoffart hast verschwendet, / Du würdest jetzt nicht rettungslos verzagen, // Wohl liebt die Welt, den Günstling zu erheben, / Doch wenn du glaubst, im Siegeschmuck zu prangen, / Sind's Ketten nur, die rasselnd dich umfangen. // Laß, eh's zu spät, von dem verloren Leben; / Dort wartet deiner noch, in seinen Armen, / Da find'st du, was die Welt nicht kennt, Erbarmen.*

2 Vgl. den Brief an August Reichensperger vom 17. 12. 1856, HKA XII, 423 ff., hier 424: »Und so will ich [...] mich denn wohlgemuth an diese Rundschau machen, welche mit ihrer materiellen

baren Gedichten manifestiert und Züge einer Gewissenserforschung annimmt (s. o.); irdische und himmlische »Heimat« wurden aufeinander bezogen gedacht, wie es bereits im Versepos »Lucius« angedeutet ist (Kapitel B. IV. 3), wobei die dortige Rückbindung an die Romthematik auf den neuerlichen Schreibort im ›heimatlichen‹, »schlesischen Rom« hindeutet. Beides hatte auch sein konstellationsgeschichtliches Korrelat, waren diese letzten Jahre doch von einer Vertiefung des kirchlich-katholischen Netzwerks geprägt; es ist von entsprechender Signifikanz, dass etwa Fürstbischof Förster zu den größten Lobrednern des in der Öffentlichkeit ansonsten ignorierten »Lucius« gehörte, und die letzten Werke auch allgemein im schlesischen Klerus neue Resonanz erhielten.<sup>3</sup>

Während von Günther Schiwy eine besonders einfühlsam-kenntnisreiche Besprechung und konstellationsgeschichtliche Kontextualisierung der Fragment gebliebenen Schrift über die hl. Hedwig stammt,<sup>4</sup> so gehören die ›autobiographischen‹ Schriften, besonders die vollendeten Essays von 1857 nicht nur zu den besterforschten Texten des Spätwerks, sondern zu den bekanntesten und meistzitierten des Gesamtwerkes;<sup>5</sup> in den folgenden Kapiteln kann es daher nur darum gehen, einige bisher übersehene oder marginalisierte Aspekte zu fokussieren, die diese Schriften zugleich als charakteristischen Ausdruck des Spätwerks begreifen lassen und die bisherige Darstellung abrunden. Es wird dabei insbesondere zu zeigen sein, inwiefern im Gefolge der Vertiefung des religiösen hin zu einem geistlichen Grundzug die Idee der ›Nation‹ zunehmend kritisch reflektiert und in ›höhere‹ Zusammenhänge eingeordnet wurde.

### 1. Die Arbeit an der (nationalen) Erinnerung: *Erlebtes* (1857)

Die beiden kulturgeschichtlichen Essays »Adel und Revolution« bzw. »Halle und Heidelberg« bilden den »Endpunkt« eines über zwei Jahrzehnte hinweg in immer neuen Anläufen verfolgten autobiographischen Projekts; sie sind dabei das Ergebnis eines Objektivierungsprozesses, in dessen Zuge sich zunehmend das Interesse herauskristallisierte, die Arbeit an der eigenen mit der allgemeinen kulturgeschichtlichen Erinnerung verschmelzen zu lassen:<sup>6</sup>

Unbegrenztheit (nebst der ernsteren Zurüstung zu der großen Reise nach dem Jenseits) die wenigen Jahre, die mir vielleicht noch bleiben, wohl ausfüllen wird.«

3 »Der F[ürst] B[ischof] posant mündlich und schriftlich meinen Lucius nach allen Richtungen aus« und hat dem Dichter zu Ehren einem von diesem favorisierten Sitzplatz im Schlosspark von Johannesberg »feierlichst den Namen ›Eichendorff-Ruh‹« verliehen, wie Eichendorff an Therese Besserer von seinem sommerlich-bischöflichen Refugium aus am 28./29. 8. 1857 berichtet, HKA XII, S. 445 f.

4 Schiwy 2007, Biographie, S. 641-655.

5 Zum Forschungsstand vgl. insbesondere die Dissertation von Kunisch 1985, Autobiographie sowie den maßgeblichen Beitrag von Hartwig Schultz 1993, Die autobiographischen Schriften; speziell zu »Adel und Revolution« auch Maurer 1989, Sozialstatus. Es ist naheliegend, dass diese Schriften in biographischen Darstellungen sehr früh einen Hauptbezugspunkt bei der Schilderung v. a. des Lubowitzer Adelslebens bzw. der Studentenzeit in Halle und Heidelberg bildeten, vgl. die entsprechenden Kapitel bei Brandenburg 1922; Ströcklein 1963; Schiwy 2007.

6 Vgl. hierzu und zum Folgenden Schultz 1993, Autobiographische Schriften, Zitat S. 891.

Ich bin weit entfernt von der Einbildung, daß meine Persönlichkeit oder mein Schicksal von allgemeinem Interesse sein könnten, aber Streiflichter p. Man erwarte daher nicht meinen Lebenslauf, aber *Erlebtes*: Ich will nicht mein Leben beschreiben, sondern die Zeit / u. ihre Wechsel /, in der ich gelebt, mit Einem Wort: Erlebtes im weitesten Sinne. Wenn dennoch meine Person vorkommt, so soll sie eben nur der Reverbère sein, um die Bilder p. schärfer zu beleuchten. So sind nachstehende Skizzen, Betrachtungen p: über das, was ich erlebt, entstanden. Die Welt aus der Vogelperspektive, Betrachtungen p. (KA VI, S. 1062 f.)

»Die Tendenz zur Objektivierung und Verallgemeinerung« ist dabei sowohl Antidot gegen den Goetheschen Autonomiekult wie charakteristischer Ausdruck der Eichendorffschen Persönlichkeit und nicht einfach topischer Bescheidenheitsgestus.<sup>7</sup> Vor allem aber rücken damit die Essays eher in die Nähe der historisch-politischen Schriften; von autobiographischen Texten kann im engeren Sinne keine Rede mehr sein; stattdessen handelt es sich eben um ein »kulturgeschichtliches Bilderbuch«, wie schon Paul Stöcklein wusste.<sup>8</sup>

Die Entwürfe der 1830er und 1840er Jahre waren noch von einer anderen Konzeptidee getragen.<sup>9</sup> Das bekannte »Unstern«-Fragment von 1838/39 kreist noch ganz um die *autobiographische* Verspätung, Zeitentfremdetheit und Resonanzlosigkeit des »letzten Romantikers«.<sup>10</sup> Aufschlussreich auch im Hinblick auf die allgemeine Werkentwicklung ist insbesondere, dass in den ersten, auf den Beginn der 1840er Jahre zu datierenden Entwürfen unter dem Titel »Tröst-Einsamkeit« bzw. »Trösteinsamkeit; aus dem Tagebuch eines Einsiedlers« auf das »Puppenspiel ›Inkognito« (KA V, S. 388; zu diesem Fragment Kapitel A. III. 2) verwiesen wird; nach diesen Entwürfen plante Eichendorff Zeitpredigten – »religiös, dithyrambisch, auch tiefhumoristisch à la Abrah[am] a S[an]t[a] Clara« (KA V, S. 387) –, die sich in der Tat gegen all das wenden sollten, womit Eichendorff eben Anfang der 1840er Jahre noch im schweren Ringen befangen war; da ist zunächst die (allerdings bereits geistlich durchdrungene) Unzufriedenheit mit der autobiographischen Entwicklung weg von der hohen Begeisterung im Bannkreis von 1813 und hin zum »eitle[n], innerlich-hohle[n] Berliner Beamten-Leben« mitsamt all seinen politischen Desillusionen:

In diesen poetischen Rahmen eines Einsiedlers fasse ich nun (stets als: »Ich« sprechend / Ich selber klage mich noch des Hochmuts an! – /) gleichsam mein ganzes inneres – und äußeres – Leben, erzähle (Dichtung und Wahrheit) Szenen aus meiner Kindheit: Alt-Lubowitz, Tost, erste Versuche in der Poesie, den Feldzug unter Jahn p., dazwischen tiefernste, niederschmetternde Bergpredigten, fromme

7 Vgl. die treffende Einschätzung bei Schultz 1993, *Autobiographische Schriften*, S. 886 f. (Zitat 887).

8 Schultz 1993, *Autobiographische Schriften*, S. 891; Stöcklein 1963, *Biographie*, S. 18 (Zitat).

9 Zu Überblick und Datierung der einzelnen Entwürfe vgl. die detaillierte Tabelle bei Schultz 1993, *Autobiographische Schriften*, S. 880-882.

10 Vgl. zu diesem aus allen Eichendorff-Biographien bekannten Text den vorzüglichen, zwar knappen, aber informativen Kommentar von Hartwig Schultz, KA V, S. 1022-2031.

Betrachtungen, Diatribe gegen das eitle, innerlich-hohle Berliner Beamten-Leben, meine Probearbeit über die Klöster p. [...] Die Lüge der Welt: die Selbsttäuschung aus schwächerer Eitelkeit, wie der Staat wissentlich in sein[en] Artikeln lügt [...] (KA V, S. 387 f.).

Den größten zusammenhängenden Abschnitt bildet dann eine Generalabrechnung mit den »Pietisten« (KA V, S. 388 f.), die hier übersprungen wird, weil sie teilweise wörtlich in die entsprechenden Passagen des literarhistorischen Werks eingegangen ist und weil die Zentralstellung des Antipietismus innerhalb der am Anfang der 1840er Jahre noch ungelösten Identitätsproblematik bereits ausführlich erörtert wurde (Kapitel B.III.4). Die schroffe Frontstellung gegen alle möglichen Personengruppen (»Da kommen nun die Weltkinder: eitle, ehrsüchtige Beamte, Soldaten, Staatsmänner, Pietisten, schriftgelehrte Pharisäer, lebenslustige Fante und Spottvögel, stolze Geldaristokraten«, KA V, S. 389 f.) deutet ebenso auf eine noch akute Identitätsunsicherheit wie vor allem auf eine zunehmende religiöse Selbstläuterung, dank derer dann wieder eine produktive Rückwirkung auf andere möglich wird:

Arme p. p. p. ins Gebirge zum Einsiedler, um sich von ihm Rats zu erholen. [...] Des Einsiedlers grandiose Antworten darauf, Bergpredigten, humoristische Reden p. p. p. Nämlich der Haupttenor = daß ich Alles ohne alle Rücksicht auf die gewöhn[liche] Weltmeinung und auf das »Was wird die Welt dazu sagen?« aus der Vogel-Perspektive betrachte und beurteile (KA V, S. 390).

Aus diesen Notizen plante Eichendorff später, eine »Einsiedler-Novelle« herauswachsen zu lassen, zu der nach 1850 ein »Vorwort« vollendet wurde, das in der HKA noch irrtümlich<sup>11</sup> als Vorwort zu »Erlebtes« abgedruckt wurde und jedenfalls durch die satirisch-unterhaltsame Beschreibung der Eisenbahnfahrt (KA V, S. 381 f.) eine relativ hohe Bekanntheit gewann; der Erzähler erfährt während dieser hypermodernen Bahnreise von einem mysteriösen Einsiedler, um den sich viele moderne Verschwörungstheorien ranken, und der auf einem verfallenen Schloss leben soll. Daher steigt er beim nächsten Bahnhof – Symbol der fortschrittsseligen Gegenwart – aus, um das in der Ferne hinter wilden Wäldern – Symbol einer urtümlichen Vergangenheit – aufragende Schloss des Einsiedlers aufzusuchen; niemand kann ihm den Weg weisen, und so macht er sich auf Entdeckertour durch den Wald, die taghelle Gegenwart von Eisenbahn und Bahnhof hinter sich lassend, geht also »mit langentbehrter Reiselust in die unbestimmte Abenteuerlichkeit des altmodischen Wanderlebens hinein« (KA V, S. 382). Aufschlussreich ist, wie dann in der Stilisierung des Einsiedlers autobiographische, religiöse und nationale Motive miteinander verschmelzen:

Also am Ende doch wirklich ein Eremit im alten Stil!, dachte ich und eilte der bezeichneten Geisblattlaube zu. Dort saß ein Mann, den Rücken nach mir gekehrt

<sup>11</sup> Vgl. dazu den Kommentar KA V [1993], S. 1047.

und, wie es schien, eifrig in einen schweinsledernen Quartanten vertieft, der auf dem steinernen Tische vor ihm lag. [...] Da wandte sich der Einsiedler. – Arthur!, rief ich ganz erstaunt – es war mein liebster Kriegskamerad vom Lützowschen Korps!

Um des Himmels willen, was machst denn Du hier? – Ich lese Calderon's Autos. – Aber just in dieser seltsamen Abgeschlossenheit! – Das sind die Trümmer meiner Heimat, entgegnete er ruhig [...].

Er hatte sich inzwischen hochaufgerichtet. Er trug nichts weniger, als eine korrekte Einsiedler-Uniform, sondern einen grünen kurzen Jagdrock und nur einen schönen vollen Bart, wie ihn unsere modernen Einsiedler in den Kaffeehäusern und Lesekabinetten tragen. Wir hatten uns seit den Kriegsjahren nicht mehr gesehen; nun beschauten wir einander eine Zeit lang stillschweigend, bis wir zuletzt beide in ein lautes Lachen ausbrachen: so uralt und ehrwürdig waren wir beide seitdem geworden; nur seine Augen waren noch immer die alten, treuen, ich hatte ihn sogleich an dem ganz eigentümliche[n] Blicke wiedererkannt (KA V, S. 384 f.).

Es geht nicht nur um den allgemeinen Kontrast zwischen Jugenderinnerungen und Gegenwart; es geht vielmehr darum, Glanz und Elend des Vermächtnisses der Befreiungskriege in der nachmärzlichen Gegenwart zu bilanzieren. In der Zeit der ›Realpolitik‹, in der die Befreiungskriege fast nur noch als Legitimationspunkt für ein kleindeutsch-machtstaatliches Nationsideal im öffentlichen Bewusstsein präsent waren, hat sich der wahre ›Geist von 1813‹ in ›geistliche‹ Refugien geflüchtet. Der *Kriegsveteran*, der noch die lebendige Erinnerung an den umfassenden, religiös grundierten ›nationalen Aufbruch‹ in sich trägt, steht dieser Gegenwart fremd gegenüber; er wird notwendig zum *Eremiten*, von den fortschrittlichen Zeitgenossen bzw. der ›gebildeten Nachbarschaft‹, bei der er »nirgend Besuch, ja nicht einmal Visitenkarten umhergeschickt« hat, als »hochmütige[r] Sonderling«, »politische[r] Verbreche[r]«, »heimliche[r] Jesuit[]« und »letzte[r] Romantiker« verdächtigt.<sup>12</sup>

In den beiden vollendeten Kapiteln »Adel und Revolution« bzw. »Halle und Heidelberg« von 1857 aber ist die Arbeit an der eigenen vollkommen in derjenigen an der nationalen Erinnerung aufgegangen. Die Darstellung kreist um jene biographischen Stationen, die zugleich nationale Erinnerungsorte sind; der Duktus ist entgegen der früheren Entwürfe aus der Umbruchphase des Spätwerks von Ruhe und einem gewissen *détachement*, das Urteil von Umsicht und Ausgewogenheit geprägt.

Das erste Kapitel über »Adel und Revolution« wird hier nicht nur aufgrund seiner hohen Bekanntheit,<sup>13</sup> sondern auch weil es bereits im Rahmen der Interpretation des zweiten Versepos in Grundzügen ausgewertet wurde (Kapitel B. IV. 2), ausgeklammert; das Kapitel »Halle und Heidelberg« ist aber insofern von besonderem Interesse, weil es ein späteres Pendant zu Eichendorffs literarhistorischer Romantik-Darstellung bildet

12 So die raunenden Berichte der Bahnreisenden in der Eingangsszene des Textes, KA V, S. 381f.

13 Besonders in biographischen Darstellungen wurde oft seitenweise aus diesem Essay zitiert, vgl. etwa das lange, zusammenhängende Zitat bei Stöcklein 1963, *Biographie*, S. 19–21. Bereits Hugo von Hoffmannsthal hatte den Essay »in die Mustersammlung seines ›Deutschen Lesebuchs‹ aufgenommen«, ebd., S. 19.

und gegenüber dieser manche Neujustierungen aufweist. Fokussierte Eichendorff dort die Rolle der Literatur, so sind es hier die Universitäten als Kristallisationskerne der kollektiven Bewusstseinsbildung:

Das vorige Jahrhundert wird mit Recht als das Zeitalter der Geisterrevolution bezeichnet. Allein damals wurden nur erst Parole und Feldgeschrei ausgeteilt, es war nur der erste Ausbruch des großen Kampfes, der sich unter wechselnden Evolutionen an das neunzehnte Jahrhundert vererbt hat, und noch bis heute nicht ausgefochten ist. Die deutschen Universitäten aber sind die Werbeplätze und Übungslager dieses von Generation zu Generation sich erneuernden Kriegsheeres. Von Wittenberg ging einst die Reformation aus, von Halle die Wolfsche Lehre, von Königsberg die Kantsche, von Jena die Fichtesche und Schellingsche Philosophie; lauter unsichtbare Gedanken-Katastrophen, die einen wesentlichen und entscheidenderen Einfluß auf das Gesamtleben ausgeübt haben, als sich die Staatskünstler träumen ließen (KA V, S. 416).

Eichendorff entwirft ein brillant verdichtetes Geschichtsporträt, in dem die innere Entwicklung des Universitätslebens gleichsam den basso continuo einer allgemeinen Kultur- und Politikgeschichte bildet; so interpretiert er den Untergang des Reiches im Jahr 1806 als notwendige Folge der aufklärerischen ›Entzauberung‹ und als Symptom für das »unter dem Gestirn der Aufklärung geboren[e]« »Jahrhundert« (S. 416); im Gefolge Kants setzte man den

lichtseligen Verstand ganz allgemein als alleinigen Weltbeherrscher ein; es sollte fortan nur noch einen Vernunftstaat, nur Vernunftreligion, Vernunftpoesie u. s. w. geben. Da jedoch jene zweite dunkle Provinz höchstunvernünftig mit ihrer Phantasie, mit ihrem Glauben, ihren Volksgefühlen und Traditionen gegen dieses usurpierte Regiment zu rebellieren unternahm, so machten sie sich's bequem, indem sie das Geheimnisvolle und Unerforschliche, das sich durch das ganze menschliche Dasein hindurchzieht, ohne weiteres als störend und überflüssig negierten. Kein Wunder demnach, daß das deutsche Leben und das deutsche Reich, das grade auf diesen unsichtbaren Fundamenten vorzugsweise geruht, sich nun nach allen Seiten hin bedenklich senkte und zuletzt so lebensgefährliche Risse bekam, daß es von Polizei wegen abgetragen werden mußte. Und so war denn in der Tat der ganze alte Bau schon im Anfange unseres Jahrhunderts in sich zusammengebrochen; der Sturm der französischen Revolution und der nachfolgenden Fremdherrschaft hat nur den unnützen Schutt auseinandergefegt (KA V, S. 416f.).

Das Ende des Hl. Reiches wird mit Nüchternheit statt Nostalgie berichtet. Von ›romantisch-sentimentaler Vergangenheitssehnsucht findet sich keine Spur. Dennoch gilt die Sympathie natürlich jenen, die sich nach dem Kahlschlag um eine sinnvolle historische Re-Fundierung des Gesamtlebens bemühten: Gegenüber den Rationalisten nämlich, die mit einer »alles verwischenden Gleichmacherei ohne Nationalität und

Geschichte« (KA V, S. 418) »die Welt ganz von neuem anfangen und abstrakt konstruieren« wollten (KA V, S. 417), erhoben sich nun die Romantiker, die, in charakteristischer Überschreitung einer rein literargeschichtlichen Perspektive, schlichtweg als »die historische Schule« firmieren:

Aber diesen Transzendentalen gegenüber oder vielmehr direkt entgegen arbeiteten gleichzeitig ganz andere Bauleute: die Freischar der Romantiker, die in Religion, Haus und Staat auf die Vergangenheit wieder zurückgingen; also eigentlich die historische Schule. Das deutsche Leben sollte aus seinen verschütteten geheimnisvollen Wurzeln wieder frisch ausschlagen, das ewig Alte und Neue wieder zu Bewußtsein und Ehren kommen (KA V, S. 418).

Entscheidend – und in der Forschung bisher übergangen – ist hierbei das *genealogische* Interesse, indem Eichendorff nämlich den modernen Nationalismus (in seiner negativen Ausprägung) nicht entweder aus der Romantik oder aus Aufklärung/Klassik herleitet, sondern, in einem genuin geistesgeschichtlichen Ansatz, aus beider widerspruchsvoller Vermischung:

Da jedoch beide Parteien einander keineswegs hinreichend gewachsen waren, so nahm bei solchem Stoß und Gegenstoß späterhin die ganze Sache eine diagonale Richtung. Es entstand die aus beiden widerstrebenden Elementen wunderlich komponierte moderne Vaterländerei; ein imaginäres Deutschland, das weder recht vernünftig, noch recht historisch war (KA V, S. 418).

Etwas später sollte er das noch prägnanter fassen; dabei wird insbesondere die Rolle der religiösen Erneuerung innerhalb der Ausbildung des Nationalismus als ambivalent beurteilt:

Als jedoch auf solche Weise die Ebbe kam und jene Springfluten zurücktobten, wurde auch der alte Boden wieder trocken gelegt, den man für neuentdecktes Land hielt. Der zähe Rationalismus, die altkluge Verachtung des Mittelalters, die Lehre von der alleinseligmachenden Nützlichkeit, wozu die sublime Wissenschaft nicht sonderlich nötig sei; all das vorromantische Ungeziefer, das sich unterdes im Sande eingewühlt, kam jetzt wieder zum Vorschein und heckte erstaunlich. Dennoch war aber der bloßgelegte Boden nicht mehr ganz derselbe. Die Romantik hatte einige unverilgbare Spuren darauf hinterlassen; sie hatte durch ihr beständiges Hinweisen auf die nationale Vergangenheit die Vaterlandsliebe, durch ihren Experimental-Katholizismus ein religiöses Bedürfnis erweckt. Allein diese Vaterlandsliebe war durch die abermalige Trennung vom Mittelalter ihres historischen Bodens und aller nationalen Färbung beraubt, und so entstand aus dem alten abstrakten Weltbürgertum die ebenso abstrakte Deutschtümelei (KA V, S. 447 f.).

Durch die allgemeinere geistesgeschichtliche Perspektive überwindet Eichendorff somit die (seit 1945 im germanistisch-historischen Diskurs so endlos repetierte) Dichotomie zwischen einer kosmopolitischen Klassik und einer nationalistischen Romantik;<sup>14</sup> beide übten auf je eigene Weise ihren Einfluss auf die kollektive Bewusstseinsbildung und das sich um 1800 formierende nationalistische Denken. Dass die »abstrakte Deutschümelei« dabei vornehmlich als verkappter Fortsetzer des rationalistischen Kosmopolitismus erscheint, verbindet den Essay mit einem Zentralargument der zeitgenössischen katholischen Publizistik, derzufolge das »Nationalitätsgeschrei« nur die »neueste Waffe« »der« einen »Revolution« war, nachdem sich das Phantom eines »Weltbürgertums« ausgelebt hatte und die erregten Massen nicht mehr zu begeistern vermochte.<sup>15</sup>

Die eigentliche Darstellung der Hallenser (KA V, 424-430) bzw. der Heidelberger Universitäten (KA V, S. 430-444) zur Zeit der Romantik mit den brillanten Porträts der Steffens, Schleiermacher, Wolf, Kayßler, Schmaltz bzw. der Görres, Arnim, Brentano, Voß, Creuzer, Thibaut, Löben, wird hier übersprungen, weil sie bereits in zahlreichen Arbeiten ausführlich zitiert und besprochen wurde und als bekannt vorausgesetzt werden kann. Erwähnenswert ist dabei allerdings ein das ganze (lange) 19. Jahrhundert hindurch von allen Historiographen der Romantik bezeugtes Grundfaktum, das von einer späteren, literaturfixierten Romantikforschung beharrlich geleugnet wurde und wird:

Aber die Romantik war keine bloß literarische Erscheinung, sie unternahm vielmehr eine innere Regeneration des Gesamtlebens, wie sie Novalis angekündigt hat; und was man später die romantische Schule nannte, war eben nur ein literarisch abgesonderter Zweig des schon kränkelnden Baumes (KA V, S. 444).

Durch diese perspektivische Horizonterweiterung fällt es Eichendorff sichtlich leichter, seine These von der Romantik als einer allgemeinen kulturgeschichtlichen Periode bzw. Bewegung, die »wie ein unsichtbarer Frühlingssturm allmählich wachsend durch ganz Deutschland ging« (KA V, S. 430), sowie von der katholischen Windrichtung dieses »Frühlingssturms«, zu fundieren; denn so kann die durch philosophischen Gedankenballast beschwerte und überwiegend von zweifelhaften Autoren vertretene literarische Romantik aus der allgemeinen Romantik ausgesondert oder als ihr Problemkind marginalisiert, die nazarenische »Malerschule, deren Führer Overbeck, Philipp Veit und Cornelius waren« und das »Gothic Revival« in der »Baukunst«, »diese[r] hieroglyphische[n] Lapidarschrift [nach lateinisch *lapis*: Steinschrift, N. v. E.] der wechselnden Nationalbildung« aber als gelungener Ausdruck dessen begriffen werden, was Eichendorff überwiegend, aber nicht ausschließlich von seinen »persönlichen Voraussetzungen«<sup>16</sup>

14 Besonders einflussreich war hier die Darstellung bei Fritz Strich 1949, *Klassik und Romantik*, s. dort die Einleitung, S. 9 ff. Zu den wissenschaftsgeschichtlichen Implikationen vgl. die Einleitung der vorliegenden Arbeit.

15 Vgl. Buschmann 2000, *Konfession und Nationalismus*, S. 348-351 und Kapitel B. II. 3.

16 Vgl. die jeweiligen Stellenkommentare (KA V, S. 1098-1102) von Hartwig Schultz, der in immer neuen Variationen die Unangemessenheit der »rein subjektiven« Eichendorffschen Perspektive

her als deutsche Romantik bezeichnete. Insbesondere seine Herleitung der katholischen Erneuerung aus dem Geist der Romantik ist historisch durchaus zutreffend, waren es doch der Romantik entsprungene Figuren, die eine führende Rolle bei der Begründung eines intellektuell »auf der Höhe der Zeit« stehenden deutschen Katholizismus spielten. Dass er entsprechend bei »Görres und Friedrich Schlegel« (KA V, S. 446) allein »die späten Lebensphasen [...] im Blick« hat, wie Hartwig Schultz moniert,<sup>17</sup> ändert ja kaum etwas an der historischen Wirksamkeit dieser späten Lebensphasen, ebenso wenig wie die 1876 gegründete katholische Görres-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft durch die Enthüllung, dass »Görres' Dichtung der Heidelberger Zeit [...] noch nicht die Priorität der christlichen Religion [kannte]«, ja sogar vereinzelt einer »Poetik des Nonsense verpflichtet« war,<sup>18</sup> etwas von ihrer Legitimität verliert. Solche Urteile verkennen die Intention der Schrift. Durchaus aufschlussreich für Erkenntnisinteresse und Blickrichtung des Geschichtsesays ist die gegenüber den literarhistorischen Schriften neue Gewichtung, die Eichendorff zwischen der romantischen Konvertitenbewegung als einer unmittelbaren Wirkung und der geistesgeschichtlichen Langzeitwirkung der Romantik vornimmt. Auf die massenhaften »Konversionen« der »durch die Musik, die Pracht des äußeren Gottesdienstes u. dgl. m. bekehrter protestantischer Jünglinge« wolle Eichendorff nämlich »keineswegs ein besonderes Gewicht legen« (KA V, S. 446). Stattdessen aber sieht er – hier mit deutlich autobiographischem Hintergrund – auch in der nur vordergründig katholisierenden Romantik einen zündenden Einfluss auf die »katholischen Studenten«, die nämlich »nicht wenig« »erstaunten«, »als sie in jenen Schriften auf einmal die Schönheit ihrer Religion erkannten, die sie bisher nur geschmäht oder mitleidig belächelt gesehen« (KA V, S. 446 f.). Kurz, auch wenn die literarische Romantik mehrheitlich im ästhetizistisch-experimentellen Katholisieren stecken geblieben ist, so wurde damit doch der Katholizismus in der protestantisch dominierten, gebildeten Welt Deutschlands auf einmal salonfähig. Konnte es dabei zwar nicht ausbleiben, dass das »Katholische« »förmlich Mode« wurde und als solche, »nach Art aller Mode bald vorüber« (S. 447) ging, blieb doch der grundlegende geistesgeschichtliche Einfluss, der sich im Verbund mit »ernste[n]« Zeitereignissen wie dem Kölner von 1837 schließlich zu voller Blüte entfalten sollte:

aber der einmal eingeschlagenen Ton blieb und halte in immer weiteren Kreisen nach, und daraus entstand im Verlauf der immer ernster werdenden Zeiten endlich wieder eine starke katholische Gesinnung, die der Romantik nicht mehr bedarf (KA V, S. 447).

betont, dabei aber die Kontingenz seines eigenen, von der literarischen Frühromantik her gewonnenen Beurteilungsmaßstabes verkennt.

17 KA V, S. 1100 f., Zitat 1100.

18 Vgl. die von einem deutlichen Interesse getragenen, sachlich jedenfalls an dieser Stelle unnötigen bis überflüssigen Anmerkungen KA V, S. 1101: »Selbst Görres' Dichtung der Heidelberger Zeit kennt noch nicht die Priorität der christlichen Religion; die gemeinsam mit Brentano verfaßte Schrift vom Uhrmacher *BOGS* ist einer Poetik des Nonsense verpflichtet und entwickelt ein Mythen-Konglomerat, in dem das Christentum keine hervorragende Rolle spielt.«

2. »Eine höhere Weltgeschichte der Menschheit«: *Die heilige Hedwig* (1857)

Der Breslauer Fürstbischof Heinrich Förster, der Eichendorffs letztes Werk anregte, wurde von Günther Schiwy als der »letzte Romantiker« auf dem Bischofsthron tituliert;<sup>19</sup> Förster, Sohn eines katholischen Malermeisters, war ein überaus gebildeter Kirchenmann, der zwar nicht mehr direkt der Sailerschule entsprossen war, dieser aber näherstand als der aufkommenden Neuscholastik und der jesuitischen Romorientierung. In seinem Umfeld, zu dem Eichendorff seit 1856 gehörte, setzte man auf die literarische Bildung der Geistlichkeit; im Hintergrund stand das Verantwortungsgefühl, den Verkündigungsauftrag der Kirche den Zeiterfordernissen anzupassen. Der ideale Priester sollte mit den geistigen Zeittendenzen wohlvertraut sein, also ein festes Ge gründetsein in der kirchlichen Tradition mit einer flexiblen Intellektualität verbinden, um nicht nur das Volk vor der »modernen Bildung« zu bewahren, sondern mit dieser selbst den Kampf aufzunehmen bzw. wo möglich auch eine Vermittlung zu leisten. Dieses Konzept hatte Eichendorff bereits als Regierungsbeamter selbstbewusst forciert, indem er auf die Integration von »Literatur- und Philosophiegeschichte« innerhalb des Lehrplans der Priesterseminare drang – ein Beispiel dafür, wie der Beamte Eichendorff sich staatskirchlicher Strukturen bediente, um auf das innerkirchliche Leben aktiv Einfluss zu nehmen; ein für seinen Standpunkt innerhalb des Katholizismus aufschlussreiches Beispiel zudem, bedenkt man die umstrittene Rolle, die das »Kulturexamen« während der Kulturkampfzeit spielen sollte; Eichendorff nahm hier zudem bereits Positionen im Umfeld Carl Muths und seiner Zeitschrift »Hochland« vorweg, was durch die bornierte Überfixierung auf den angeblichen »Ultramontanismus« (zu diesem Problem Kapitel B.III.3.5) des späten Eichendorff bisher nicht bekannt ist.<sup>20</sup> Sym-

19 Vgl. hierzu und zum Folgenden Schiwy 2007, Biographie, S. 641 ff. (Zitat 641: »ist Förster doch einer der »letzten Romantiker« auf dem Bischofsthron«). Schiwy, studierter Theologe und laisierter Ex-Jesuit, der seinen Orden im Gefolge der seiner Ansicht nach zu zaghaften Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils verlassen hat und sich u. a. durch sympathische Publikationen zu Teilhard de Chardin einen entsprechenden Namen in der theologischen Welt gemacht hat, beweist hier ein überaus feines Gespür für die innerkirchlichen Zustände sowie für die geistigen Profile der spekulativen und von Rom 1857 indizierten Philosophie Günthers, ohne deswegen die Objektivität seiner Darstellung Schaden erleiden zu lassen. Die Konstellationen um die Breslauer Fürstbischöfe, Diepenbrock und Förster (Ersterer aus der irenischen Sailerschule stammend, beide Anti-Infallibilisten) und den einflussreichen Breslauer Theologen Reinkens (der später der erste altkatholische Bischof wurde) sind mit sicherem Gespür für feine Friktionen und mit intimer Kenntnis, aber ohne vereinnahmenden Gestus beschrieben, Eichendorffs Position wird behutsam und umsichtig rekonstruiert. Vgl. auch allgemein zu Eichendorffs Kontakten mit dem Breslauer Klerus Krzywon 2002, Eichendorff Diözesanklerus; zur signifikanten Freundschaft zwischen Förster und Holtei jetzt den umfangreichen Aufsatz von Sachs 2018, Fürstbischof und Vagabund.

20 Vgl. bei Pörnbacher 1963, Beamter, S. 67, das Resümee über »Abteilung XII« der überlieferten dienstlichen Akten: »Auch mit den Priesterseminaren hat Eichendorff zu tun (Abteilung XII). Dabei geht es um notwendig gewordene bauliche Veränderung, um den Lehrbetrieb dieser Anstalten (er verlangt neben den theologischen Studien auch philosophische Vorträge: Logik, Profan-, Literatur- und Philosophiegeschichte) [...]«. Zum spezifischen Stellenwert der Literaturgeschichte innerhalb des im Rahmen der Kulturkampfgesetzgebung vorgeschriebenen Kulturexamens, in dem vom priesterlichen Nachwuchs eine allgemeine Kenntnis der spezifisch protestantischen

pathie jedenfalls brachte man im Kreise Försters etwa dem Münsteraner Theologen Anton Günther entgegen, der in einem spekulativen Ansatz Theoreme des deutschen Idealismus in die katholische Theologie einbringen wollte, um diese ‚fit‘ zu machen für die adäquate Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist. 1857 wurde Günthers Philosophie offiziell indiziert, womit ein bereits 1853 gefälltes, aber aus verschiedenen Gründen zunächst zurückgehaltenes Urteil des Papstes publik und verbindlich wurde. Günther unterwarf sich ohne zu zögern, doch die Verbitterung war in jenen kirchlichen Kreisen, die primär von Tendenzen des Jahrhundertanfangs geprägt waren und von den forciert ›Romtreuen‹ entsprechend kritisch beäugt wurden, teils sehr stark. Eichendorff artikuliert diesen Unmut am Schluss seines Fragments »Die heilige Hedwig«, nicht ohne dabei noch auf John Henry Newmans in *An Essay on the Development of Christian Doctrine* (1845) formulierten, theologisch ›reformkonservativen‹ Ansatz Bezug<sup>21</sup> zu nehmen:

Aus allem diesem folgt also, daß wir uns vor dem Feinde nicht verstecken, sondern ihm in Gottes Namen mutig ins Auge sehen sollen, und daß daher das Verbot der Günterschen Philosophie etc. ein Unding ist. Es gibt freilich keinen sogenannten Fortschritt in der ewigen Wahrheit, eben weil sie wahr und folglich ewig ist; wohl aber gibt es einen Fortschritt oder vielmehr einen Wechsel in der Art und Weise, sich dieser Wahrheit zu nähern, sie möglichst aufzufassen (KA V, S. 842).

Eichendorffs Fragment fügt sich aber auch von seiner (trotz mancher Gedankenabbrüche und leichter Widersprüche recht klar erkennbaren) Konzeption her in diesen konstellationsgeschichtlichen Hintergrund; von einem »hagiographischen« Werk zu sprechen, wäre insofern missverständlich, als die überlieferten, einleitenden Ausführungen den Plan erkennen lassen, das Ideal der Heiligen – exemplifiziert an der Patronin Schlesiens – in seiner Bedeutung für die produktive Auseinandersetzung mit der eigenen Zeit auszuloten. Zielgruppe wären daher nicht nur katholische Gläubige, sondern gerade diejenigen protestantischen bis säkularen Zeitgenossen gewesen, die dem katholischen Heiligenkult skeptisch bis ablehnend gegenüberstanden, kurz die gebildete Intelligenz der Zeit; so nähert sich Eichendorff seinem Gegenstand mit Ausführungen über die seit der Jahrhundertmitte so nachhaltig das Bild Deutschlands verändernde nationale Denkmalsbewegung, die erst als »löblich[.]« gewürdigt, dann aber in ihrer Insuffizienz und als Symptom einer materialistisch-säkularen Verflachung der Nation desavouiert wird; die Verehrung der Heiligen überbietet den säkularreligi-

Bildungstradition verlangt wurde, zu der damit zusammenhängenden konfessionellen Bildungs- und Inferioritätsdebatte vgl. Frühwald 1986, *Katholische Literatur*; zu den Konstellationen um Muth und die Zeitschrift »Hochland« vgl. ausführlich Vollhardt 2008, *Hochland-Konstellationen* (Untertitel: »Programme, Konturen und Aporien des literarischen Katholizismus am Beginn des 20. Jahrhunderts«), dort auch mit weiteren Literaturangaben.

21 Nicht nur aufgrund der innerkirchlich-theologischen Nähe Försters zu Newman, auch schon durch das Zusammentreffen in Berlin mit Lord Acton, der Eichendorff von Newmans Leuchtturmwirkung für den englischen Katholizismus berichtete (Kapitel B. III. 3. 1), ist dieser Bezug anzunehmen, wenn auch nicht philologisch letztgültig belegbar.

ösen Heldenkult, wie er sich etwa in den Denkmälern Friedrichs ›des Großen‹ (Berlin, 1841), Schiller-Goethes (Weimar, 1857), Bismarcks (Berlin, 1897-1901; Hamburg, 1901-1906), Wilhelms I. (am deutschen Eck in Koblenz sogar mit Subscriptio »Wilhelm der Große«, 1897; als Antitypus Barbarossas im Kyffhäuser-Denkmal, 1892-1896; Berlin, 1897) oder Hermann des Cheruskers im Teutoburger Wald (1838-1875) manifestierte:

Wir sind in der neuesten Zeit überall bemüht, den berühmten Kriegshelden, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern würdige Denkmale zu errichten. Ein löblicher Eifer; denn es ist ganz recht, das Große und Schöne dankbar in dem Angedenken der nachfolgenden Geschlechter zu bewahren. Fassen wir aber die Geschichte, wie billig, in ihrer höchsten und am Ende einzig gültigen Bedeutung, als Vorschule nämlich und Erziehung des Menschengeschlechts für seine Endbestimmung eines jenseitigen Daseins; so wird sich hinieden [!] groß und klein, Lob und Tadel vielfach anders stellen, als in dem Geräusch der alltäglichen Gegenwart. Wir werden dann erkennen, daß bei weitem das meiste, was jene Heroen getan und erstrebt, jenen Entwicklungsgang nur indirekt gefördert, ja häufig sogar retardiert hat, indem sie eine falsche Selbstgenüge und Vergötterung der bloßen Menschenkraft herbeiführten. Wir werden daher ohne Zweifel denjenigen Helden, welche unmittelbar für den höchsten Zweck durch Beispiel, Tat und Lehre gewirkt und nicht selten ihr Leben darangesetzt haben, ganze verlorene Völker dem Himmel zuzuwenden, zu noch viel größerem Danke verpflichtet sein. Diese Heroen aber sind die *Heiligen* (KA V, S. 832).

Diese Hinführung zum Gegenstand aber ist fundiert in einer Geschichtsbetrachtung, die hier noch deutlicher als in den literarhistorischen Schriften (Kapitel B. III. 2. 1) an Augustin und seine Unterscheidung zwischen der »Civitas Dei«, getragen von dem »amor Dei«, und der »Civitas terrena«, getragen von dem »amor sui« anknüpft:

Es walten im Leben der Menschen seit dem Sündenfalle zwei geheimnisvolle Kräfte, die beständig einander abstoßen und in entgegengesetzten Richtungen feindlich auseinandergehen. Man könnte sie die Zentripetal- und die Zentrifugalkraft der Geisterwelt nennen. Jene strebt erhaltend nach Vereinigung mit dem göttlichen Zentrum alles Seins, es ist die Liebe; während die andere verneinend nach den irdischen Abgründen zur Absonderung, zur Zerstörung und zum Hasse hinabführt. Der Kampf dieser beiden Grundkräfte, je nachdem im Wechsel der Zeiten die eine oder die andere die Oberhand gewinnt, bildet die Weltgeschichte, deren große Aufgabe eben der endliche Sieg jener göttlichen Grundkraft ist (KA V, S. 831).

In dieses Gegensatzpaar wird nun die für sich allein genommen durchaus *profane* Idee der Nation eingeordnet:

Durch Kunst und Philosophie des ganzen Altertums, sowie durch den träumerischen Instinkt aller wilden Völker geht rührend die unabweisbare Ahnung einer höheren

Natur, das Heimweh nach einem ursprünglichen, halbvergessenen, schöneren Vaterlande, mit dem sie sich durch Opfer zu versöhnen streben [...]. Gleichwie die ganze äußere Natur beständig aus den Totenkammern der Erde nach dem Lichte ringt und hinauflangt, und, von dem Lichte berührt, allmählich wachsend wunderbar in Blüte, Duft und Klang ausbricht; so ist auch jene himmlische Liebe und Sehnsucht ein ewiges *Werden* der Menschheit. Und so gewahren wir denn über den Profangeschichten der verschiedenen Nationen immerfort den geheimnisvollen leisen Gang einer höheren Weltgeschichte, durch den Schleier der mannigfach wechselnden Gestalten hindurch den ernstesten heiligen Hintergrund alles irdischen Lebens (KA V, S. 831f.).

Die Heiligen, die »ganze Völker dem Himmel zuwenden« (s. o.), sind folglich jene Heroen, welche die »Profangeschichten der verschiedenen Nationen« vor ihrer widergöttlichen »Absonderung« (»Hass«) und Absolutsetzung bewahren, in den supranationalen »Gang einer höheren Weltgeschichte« »der Menschheit« einordnen und so den »mystischen Zusammenhang zwischen Erde und Himmel« wiederherstellen, wie ihn »[d]as Christentum lehrt« (KA V, S. 833).

Der »Unterschied zwischen Christentum und Nationalität« bleibt noch weiter erkenntnisleitend, um mit weiteren Reflexionen die Einseitigkeit eines säkularen Nationalismus zu erweisen, ohne dabei freilich die faktische Existenz von »Völker-Individuen« einfach zu leugnen:

Unterschied zwischen Christentum und Nationalität, zwischen den einzelnen Staaten und der Kirche, zwischen Königen und Papst etc. etc. Sowie persönliche Individuen, so gibt es auch Völker-Individuen, durch Klima, historische Erziehung, durch Stammes-Liebe und Abneigung von einander geschieden. In dem Geltendmachen dieser Individualität besteht überhaupt die subjektive Freiheit; der unbedingte Gebrauch dieser überall gleichberechtigten Freiheit aber wäre notwendig ein Krieg aller gegen alle. Es ist daher notwendig, daß sämtliche Individualitäten eben vermöge eines Akts jener subjektiven Freiheit sich einer höheren, allen gemeinsamen Idee unterordnen. So vereinen sich denn überall zunächst die verschiedenen Individuen zu dem Verbands des Staates. Allein auch hier würde jener Krieg, nur in weiteren Kreisen, sofort wieder eintreten, wenn nicht wiederum eine, allen Staaten gemeinsame, höhere Idee diesen zerstreuten Staaten-Komplex durchdränge. Ein solches Bedürfnis aber nach höherer Vereinigung liegt, weil in der menschlichen Brust, auch in der Idee jedes Staates. Es ist die freiwillige Ergebung der menschlichen Vernunft an eine ihr unbegreifliche und doch erkannte höhere Führung und Weisheit über ihr. Diese Ergebung ist Religion, der wahrste Ausdruck aller Religionen das Christentum. Der Repräsentant der Nationalität ist der König; die christliche Vermittlung der getrennten Nationalitäten aber ist die Idee des Papstes. – So geht also über der Historie aller Staaten beständig eine höhere Weltgeschichte der Menschheit, die, ohne sich an Raum und Zeit zu binden, durchaus in größeren Dimensionen dichtet, indem sie [...] die heilige Bestimmung des Menschengeschlechtes im Auge behaltend, die Vergangenheit prophetisch an die Zukunft knüpft, und daher das wechselnde

irdische Treiben fortwährend an das geheimnisvolle Jenseits knüpft und daher jenen Evolutionen erst ihre wahre Bedeutung und Stellung gibt. Diesen höheren weltgeschichtlichen Kreisen gehörten z. B. die geistliche Ritterorden und die Klöster an, deren Regel gleichmäßig durch alle Nationalitäten ging. [...] In dieser Region der Weltgeschichte gibt es keinen Unterschied der Nationen, der Stände und des Geschlechts [...] (KA V, S. 836f.).

Hier zeigt sich der programmatische Zusammenhang dieses späten Fragments mit dem wenige Monate vorher verfassten Versepos »Lucius« (Kapitel B.IV.3) sehr deutlich; gegen Ende seines Lebens scheint sich bei Eichendorff immer stärker, vermutlich auch durch die Vertiefung des katholisch-kirchlichen Netzwerks, die Erkenntnis durchgesetzt bzw. konsolidiert zu haben, dass »Nation« kein Letztwert war. Lucius' kategorische Absage an das irdische Vaterland (»Hab ich fortan kein Vaterland hienieden«, Kapitel B.IV.3), die Hinwendung zu der »höheren«, supranationalen »Weltgeschichte« der »Menschheit« im Rahmen des Hedwig-Fragments finden ihr biographisches Korrelat in Eichendorffs gegenüber August Reichensperger geäußerten Intention, die Arbeit an der eigenen Erinnerung mit der »ernsteren Zurüstung zu der großen Reise nach dem Jenseits« zu verbinden.<sup>22</sup>

Nach einem längeren Exkurs über den »Standpunkt« der »heiligen Hedwig« »in der Weltgeschichte«, nämlich über das Mittelalter als der »Jugend der christlichen Völker« (S. 838), in der noch ein »ideal[es]« Streben vorherrschte, stellt Eichendorff dann die Frage nach ihrer Vorbildfunktion für den modernen Menschen (S. 841): »Wie aber könnten wir in unserer Zeit heilig werden?« Wie zu allen Zeiten kann das nur »durch großartige Entsagung« geschehen, wobei das Hauptübel anders als im Mittelalter nicht ausschließlich die »überwiegende Sinnlichkeit«, sondern besonders die »Laster« des Verstandes, »Hochmut, Dünkel des Wissens etc. etc.« sind: »Die Liebe und Demut ist es, die uns nottut.« Gemeint ist damit aber nicht der Rückzug von der neuzeitlichen Geisteskultur in einen geschützten kirchlichen Innenraum, nicht die Flucht in eine »sancta simplicitas«, sondern – hier scheinen die Ausführungen leicht unausgegoren – die aktive Auseinandersetzung, »Philosophie gegen Philosophie«:

Die Aufgabe ist jetzt eine andere geworden, als sie im Mittelalter war. Damals war der Glaube noch stark und allgemein, und es galt nur, die überwiegende Sinnlichkeit zu brechen. Jetzt dagegen ist der Zweifel in die Welt geworfen, wir können ihn nicht ignorieren; da hilft das einsiedlerische Zurückziehen nichts, gleichwie etwa der Vogel Strauß dadurch, daß er den Kopf unter die Flügel steckt, darum dem Feinde nicht entgeht. Es ist daher jetzt mehr ein geistiges Ringen mit der geistigen Welt in uns und außer uns. Wir müssen nach außen entgegentreten den bösen Elementen. [...] Zu diesem Gefechte, sowie zu jener bloßen persönlichen Abwehr, gehören aber dieselben Waffen, die der Feind führt, sonst ist man vorweg verloren: Philosophie gegen Philosophie etc. etc. (KA V, S. 841).

22 Vgl. den Brief an August Reichensperger vom 17. 12. 1856, HKA XII, S. 227.

Die zunehmend fragmentarischen Ausführungen umkreisen dann wiederholt die dialektische Bezogenheit von »Verstand« und »Gemüt« (S. 841), »Demut« und »Verstand« (S. 842), um schließlich »das Verbot der Güntherschen Philosophie« als »ein Unding« zu kritisieren (S. 842; s. o.). Der Schlusspassus aber, in dem der Bogen zum Anfang geschlagen und wieder auf den eigentlichen Gegenstand hingelenkt wird, enthält die letzten, im »schlesischen Rom« niedergeschriebenen Worte, die Joseph von Eichendorff der Nachwelt hinterlassen hat:

Dies alles soll nur andeuten, daß wir die alten Heiligen (des Mittelalters) nicht sklavisch, blind und materiell, sondern in dem Geiste, der sie trieb und der wesentlich derselbe bleibt, nachahmen und nacheifern sollen und können. Und eben diesen ewigen Geist in dem Leben der heiligen Hedwig nachzuweisen, ist die Aufgabe dieses Büchleins. – (KA V, S. 842).

## C. Neuperiodisierung des Gesamtwerkes

Das Werk Joseph von Eichendorffs ist wie das kaum eines anderen Romantikers von den historisch-politischen Umwälzungen seiner Entstehungszeit beeinflusst. Mit der erstmaligen Definition eines zeitlich klar umrissenen Spätwerks sowie mit dessen zusammenhängender Erschließung verbindet sich auch ein neuer Blick auf die Entwicklung des Gesamtwerkes. Die wesentlichen Ergebnisse, insbesondere jene für die Neugrundlegung der Werkentwicklung relevanten, sind bereits in den jeweils ein- und ausleitenden wie den Gelenkkapiteln thesenartig vorweggenommen oder systematisch resümiert worden (Kapitel A. III. 4. 1; B. I; B. III. 3. 5; B. III. 4). Hier sollen diese Ergebnisse noch einmal in einem knappen chronologischen Abriss modellartig zusammengefasst und mit grundlegenden Gedanken über Einheit und Entwicklung des Eichendorffschen Gesamtwerkes verbunden werden; dabei ist natürlich immer vorausgesetzt, dass Periodisierungen Behelfskonstruktionen und entsprechende Zäsuren bzw. Grenzziehungen daher nicht übermäßig zu verabsolutieren sind;<sup>1</sup> einer entsprechenden Gefahr wird freilich schon durch die Unterscheidung eines ›engeren‹ und eines ›weiteren‹ Spätwerks begegnet.

Nach einer ersten, unter dem Stern oder Unstern Otto Heinrich Graf von Loebens stehenden, schwärmerisch-›novalisierenden‹, ästhetizistischen Jugendphase,<sup>2</sup> empfängt das Eichendorffsche Werk sein primäres Gepräge durch jene Schlüsselerlebnisse des Autors, die im Rückblick (spätestens seit Kriegsende) zu einem einheitlichen Initiationskomplex zusammengeschmolzen waren: Das Studentenleben in Halle, Heidelberg und Wien, die prägende Begegnung mit der nationalen Romantik der Arnim, Brentano, Görres und mit der katholischen Friedrich Schlegels; der ›nationale Aufbruch‹ von 1813 und das Erlebnis einer im Krieg realisierten ›höheren Einheit der Konfessionen‹. Die begeisterte Affirmation der eigenen katholischen Herkunft wurde somit eingebunden in eine überkonfessionelle Nationsidee. Im Bannkreis der Befreiungskriege überwiegt zumal in der Lyrik patriotisches Engagement nicht selten das christliche Bekenntnis. Der nach Kriegsende vertiefte religiöse Grundzug der Eichendorffschen Dichtung gibt sich in Bildsprache, Stoffwahl und Motivid vereinzelt als katholischer zu erkennen (vgl. neben vereinzelt Gedichten an bzw. über Heilige etwa den marianischen Schluss im »Marmorbild«), behält aber bis in die 1830er Jahre hinein seine konfessionelle Offenheit. Das literarische Schaffen war nach einem Selbstzeugnis des Autors auf das Fernziel bezogen, »eine Nation zu werden«, und das schloss die Wiedergewinnung

1 Vgl. dazu die ähnlichen Bemerkungen zur (damaligen Neu-) Gliederung des Brentanoschen Werkes bei Frühwald 1977, Spätwerk Brentano, S. XIII.

2 Zu dieser Regener 2001, Studien Frühwerk, S. 42-86; wie bereits in der Einleitung vermerkt, bezeichne ich diese ›suchende‹ Phase als Jugendphase; mit »Frühwerk« bezeichne ich hingegen, anders als Regener, die ab der dichterischen ›Selbstfindung‹ aus der Zeit von ca. 1808/09 trotz mancher Vertiefungen, Ausweitungen etc. konzeptuell weitgehend konstante Werkphase, die dann ab den späten 1830er Jahren durch das Spätwerk abgelöst wird (s. u.). Zur Abkehr von Loeben und einer programmatischen Neuorientierung vgl. auch von Petersdorff 2007, Korrektur der Autonomie-Ästhetik.

traditionell-christlichen Ideenguts in allen Konfessionen mit ein;<sup>3</sup> eine Verengung des gesamtdeutschen Resonanzraums der literarischen Produktion zu dem eines »katholischen Deutschlands« (s. u.) war hier noch undenkbar. Dem korrespondiert das in lyrischen (»Der Liedsprecher«, Kapitel A. I. 3. 1), dramatischen (»Der letzte Held von Marienburg«, 1828; Kapitel A. II. 2), publizistischen (presse- und verfassungsrechtliche Schriften, 1831/32; Kapitel A. II. 3) und historiographischen (»Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg«, Kapitel A. III. 3) Werken manifeste, positive Verhältnis zu Preußen, das gleichberechtigt neben Österreich steht und dem aufgrund der führenden Rolle in den Befreiungskriegen sowie aufgrund seiner Gebiets Erweiterungen nach dem Krieg ein »deutscher Beruf« zugesprochen wird, der sich allerdings in einer politischen (föderalen) und konfessionellen Vermittlungsidee konkretisiert; Preußen firmiert als »Modellstaat deutscher Freiheit« (W. Frühwald). Sichtbar wird diese positive Zentralstellung nur durch die Aufwertung traditionell unbeachteter Schriften bzw. durch die Überwindung einer in der bisherigen Forschung immer noch vorherrschenden autonomieästhetischen Fixierung auf das lyrische und Teile des erzählerischen Werks, also durch die Applizierung eines pragmatischen Literaturbegriffs; durch ein Integrationsmodell von Leben und Werk, das die Eichendorffsche Beamtenlaufbahn nicht als notwendiges Übel oder externen Störfaktor begreift; ferner durch die Überwindung einiger obsoleter Grundannahmen bzgl. der modernen preußischen Geschichte.

Die 1830er Jahre sind, wie in der bisherigen Forschung<sup>4</sup> mehrfach vermerkt wurde, bereits von dem Versuch einer kritischen Bilanz in autobiographischer wie in allgemeiner historischer Hinsicht geprägt; die Erfahrung des Scheiterns bzw. der Einflusslosigkeit innerhalb der Berliner Verwaltung im Verbund mit der stetig verschärften Rekonfessionalisierung führte Eichendorff zu der Einsicht, dass er nicht nur als Romantiker, sondern auch generationentypisch als »Kind der Befreiungskriege«, als überkonfessionell, innenpolitisch reformorientiert und deutschlandpolitisch föderal, vor allem aber allgemein als idealpolitisch denkender Mensch eine »zu spät« gekommene Persönlichkeit war. Die vertiefte Hinwendung zur Geschichte oder Erinnerung im erzählerischen Werk (vgl. die Nachlese der Romantik in »Dichter und Gesellen«, 1834; die historische Präzision in »Eine Meerfahrt«, 1835/36) zeugt davon ebenso wie eine zunehmende Tendenz zur ernsten Spruchhaftigkeit<sup>5</sup> in der Lyrik und natürlich das autobiographische Fragment »Unstern« (Kapitel B. V. 1). Von einer Umbruchphase zu sprechen, wäre allerdings verfehlt; es handelt sich eher um Vertiefungsvorgänge.<sup>6</sup>

3 Vgl. den Brief an Fouqué vom 1. 10. 1814, HKA XII, S. 43-45, hier 45 (Zitat); dazu Kapitel A. II. 1-2; B. III. 4. 1.

4 Vgl. v. a. die Hinweise in dem knappen Periodisierungsmodell bei Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 272.

5 Die Hinwendung zum Didaktisch-Epigrammatischen in der Lyrik wurde bereits treffend von H. Schultz bemerkt, KA I, S. 715-733.

6 Vgl. in diesem Sinne Frühwald 1988, Regierungsrat, S. 272. Ob man, ausgehend von diesen Vertiefungsvorgängen, von den frühen/mittleren 1830er Jahren als von einer »mittleren Werkphase« sprechen möchte, ließe sich diskutieren; diese Frage wird hier jedenfalls bewusst offengelassen, um in erster Linie die Zäsur zwischen Früh- und Spätwerk zu profilieren.

Erst das Kölner Ereignis von 1837 und der mit ihm ausgebrochene konfessionelle Bürgerkrieg markieren dann eine wirkliche Zäsur, die allerdings durch die mit der Rheinkrise zusammenfallende Thronbesteigung des ›Romantikers‹ Friedrich Wilhelm IV. zunächst zugunsten einer erneuten Beschwörung des überkonfessionellen »Geistes von 1813« zurücktritt (»Aufforderung zur Teilnahme am Kölner Dombau«, 1842; Kapitel A. I.). Im Zuge der von der alten Forschung so genannten »Nachblüte Eichendorffscher Dichtung« entstehen zwar bereits Ende der 1830er Jahre einige Werke, die auf die Rekonfessionalisierung der Nationalbewegung reagieren (Kapitel A. II. 5; A. III. 1). Dass das ›Katholische‹ als unterscheidendes Merkmal des Spätwerks allerdings erst ab 1846 klar hervortritt, liegt an der zunächst retardierenden, dann aber katalysierenden Funktion des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms IV. Im Zuge der Verwicklung des Eichendorffschen Werkes in die politische Romantikcontroverse, die sich einerseits an der überkonfessionellen Versöhnungs-, aber auch an der quietistischen Innenpolitik des preußischen Königs entzündet, im Zuge der eigenen beruflichen Isolierung und schließlichen Pensionierung, im Zuge schließlich des mit der Trierer Wallfahrt 1844 erneut ausgebrochenen konfessionellen Bürgerkrieges zerbricht dieser Hoffungskomplex schrittweise. Weil dieser Hoffungskomplex durch die Erinnerung an 1813 fundiert ist, erleben erinnerungspolitische Denkfiguren in den 1840er Jahren eine Hochkonjunktur. 1813, Romantik, Preußen, Deutschland sind die konstitutiven Problemkoordinaten, die in der öffentlichen Diskussion eine konfessionelle Umdeutung erfahren, eine Umdeutung, die Eichendorffs Selbstverständnis berührt; bis ins Detail lässt sich verfolgen, wie im öffentlichen Diskurs all jene für Eichendorffs Denken und Werk grundlegenden Begriffe im kulturkämpferischen Sinne vereindeutigt werden (Kapitel A. II. 4; resümierend und speziell bzgl. der 1850er Jahre B. III. 4. 2). Friedrich Wilhelm IV. aber, der »Romantiker« auf dem Thron der Hohenzollern, vermag dem nichts entgegenzusetzen, ja, er befeuert die Kompromittierung der Romantik noch und ist direkt verantwortlich für die endgültige berufliche Isolierung des reformorientierten Beamten Eichendorff (Kapitel A. III. 1-3). Von der damit verbundenen Identitätsproblematik, von dem Ringen um Bewältigung der kompliziert miteinander verschlungenen literaturgeschichtlichen, erinnerungs-, konfessions-, national- und verfassungspolitischen Problemstellungen zeugen die verschiedenen, fragmentarisch oder unpubliziert gebliebenen dramatischen und publizistischen Arbeiten der ersten Jahrzehnhälfte (Puppenspiel »Inkognito«, Kapitel A. III. 2; »Abhandlung über die kirchlichen Wirren«, »Streitschrift gegen den Deutschkatholizismus«, »Über die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit«, Kapitel A. III. 4). Die um 1840 – zwischen dem ›Kölner Ereignis‹ von 1837, dem mit der Rheinkrise zusammenfallenden preußischen Thronwechsel von 1840 und der sich in Reaktion auf die Trierer Wallfahrt 1844/45 entzündenden deutsch-katholischen Bewegung – entstandenen Werke zeugen daher von einer tiefgreifenden Umbruchphase im Werk (Kapitel A. I; A. III).

In der Gattung der Literaturgeschichte, in deren nationalgeschichtlichem Diskursrahmen, erkennt Eichendorff die Möglichkeit zur Tieferlegung dieser vielfach miteinander verschränkten Konfliktstellungen; diese werden an den prinzipiellen Diskurs nationaler Identität rückgebunden, wobei Eichendorff sich in den ersten Publikationen

auf die Nationalgeschichte seit Klopstock, näherhin auf das Vorfeld der Befreiungskriege, konzentriert. In Reaktion auf die Konfessionalisierung der Nationalbewegung einerseits, in Abgrenzung gegenüber der problematischen Rolle des in der öffentlichen Polemik als kryptokatholisch bezeichneten, protestantischen Königs andererseits, bemüht sich Eichendorff nun um eine Scheidung der Geister entlang konfessioneller Trennlinien. Er konstruiert ein innerromantisches Schisma, in dem alle nach Eichendorffs Ansicht berechnete Romantikkritik der nichtkatholischen Romantik zugeschoben wird. Die in der ersten literarhistorischen Artikelserie von 1846 erstmals vorgenommene Überblendung von romantischer, katholischer und nationaler Bewegung wird für das letzte Lebensjahrzehnt programmatisch. Insbesondere die Revolutionsdichtungen der Jahre 1848-1850 (Kapitel B. II) zeugen von der lebhaften Anteilnahme an der deutschen Frage, die eindeutig und ausschließlich im Sinne der Katholischen Bewegung beantwortet wird; im Verbund mit der im katholischen Raum weitverbreiteten providentiellen Revolutionsdeutung erblickt Eichendorff in 1848 den messianischen Höhepunkt der nationalen Geschichte und erwartet die Rekatholisierung Deutschlands. Die parallel zu den immer umfangreicheren literarhistorischen Monographien (»Geschichte des Romans«, 1851; »Geschichte des Dramas«, 1854; »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands«, 1857) 1853, 1855 und 1857 publizierten Versepen (Kapitel B. IV.) bieten Ursprungserzählungen, die die These einer katholischen Identität der Nation historisch absichern und zugleich Glanz und Elend der romantischen Bewegung innerhalb der deutschen Geschichte im Allgemeinen und der nachmärzlichen Gegenwart im Besonderen bilanzieren. Die literarische Produktion ist nun teils auch ausdrücklich auf den Resonanzraum eines »katholische[n] Deutschland« bzw. auf dessen mögliche Ausweitung ausgerichtet.<sup>7</sup> Eichendorff vergleicht sein literarisches Schaffen mit dem (kultur-) politischen August Reichenspergers, des Gründers der »Katholischen Fraktion« im Preußischen Abgeordnetenhaus.<sup>8</sup>

Die zwischen 1855 und 1857 verfassten Schriften zeugen dabei von einer erneuten Vertiefung des religiösen Grundzugs, der verstärkt als geistlicher hervortritt; im letzten Versepos »Lucius« (1857) wird eine Märtyrerlegende verarbeitet, die Programmatik schillert eigentümlich zwischen dem Versuch, eine rein immanent-nationale Perspektive zu desavouieren bzw. zu transzendieren und der Entfaltung eines nationalen Gründungsmythos; im Fragment »Die heilige Hedwig« (1857) ist eine konsequente christliche Jenseitsorientierung noch deutlicher im Kontrast zu dem säkularreligiösen Nationalismus der zeitgenössischen Denkmalsbewegung entwickelt. Die 1857 geschriebenen, unter »Erlebtes« zusammengefassten kulturgeschichtlichen Essays bilden den

7 Vgl. den Brief an August Reichensperger vom 15. 6. 1852, HKA XII, S. 284f., hier 284 über die Wirkungsabsicht der Calderón-Übersetzungen, für deren Verlegung Reichensperger sich eingesetzt hatte: »Wenn [...] die Herausgabe gelingt, so hat das katholische Deutschland diese wahrhaft wundervollen Schauspiele, die bisher völlig terra incognita waren, eigentlich nur Ihrem Rath und Ihrer thätigen Theilnahme an der Sache zu verdanken.«

8 Vgl. den Schluss des Briefes vom 17. 12. 1856, HKA XII, S. 423: »Sie [...] stehen nun schon wieder im vollen Schlachtengetümmel. Nun, wir beide fechten im Grunde überall unter demselben höchsten Generalkommando, und so wollen wir denn auch, ich bitte herzlich, immerdar gute Gesellen bleiben.«

Endpunkt der Arbeit an der eigenen und nationalen Erinnerung; es geht dabei nicht mehr um unmittelbare Erinnerungspolitik wie noch in den literarhistorischen Publikationen von 1846/47, sondern um eine nüchterne Bilanz, um historische ›Gewissensserforschung‹.

Das Spätwerk lässt sich somit in einem engeren Sinne auf das letzte Lebensjahrzehnt (1846-1857), in einem weiteren Sinne, einschließlich der mit dem Ausbruch des konfessionellen Bürgerkriegs im Gefolge des Kölner Ereignisses von 1837 eingeläuteten Umbruchphase, auf die beiden letzten Lebensjahrzehnte datieren; die Jahre 1855 bis 1857 können als eine relative Einheit innerhalb des letzten Lebensjahrzehnts gewertet werden.

Die Neuperiodisierung darf dabei natürlich weder in der einen noch der anderen Hinsicht ideologisch missdeutet werden; das frühe Werk wird nicht von einer konfessionellen ›Verengung‹ oder ›Gebundenheit‹ befreit, das späte nicht als eigentliche Erfüllung und Höhepunkt des Gesamtwerks inszeniert; das spezifisch ›Katholische‹ des Spätwerks taugt nicht als hermeneutischer Universalschlüssel für alle Werkphasen gleichermaßen, ohne den katholischen Hintergrund des Autors, wie er zumal von Friedrich Schlegel in Wien her geprägt wurde, sind aber die spezifische Prägung der Motivik, Bildsprache, Figurenzeichnung und Gedankenführung auch der frühen Werke nicht immer adäquat zu verstehen. Die eigentliche Grunderkenntnis, die jede künftige Beschäftigung mit dem Werk Joseph von Eichendorffs prägen sollte, ist die historische Bedingtheit aller Werkteile, also die Insuffizienz einer werkimmanenten oder theoriegebundenen Interpretationspraxis. Die vorliegende Arbeit hätte eines ihrer Ziele erreicht, wenn fortan das uralte, seit 1945 autonomieästhetisch verbrämte und damit in allen Forschungszweigen metastasenartig fortwirkende Stereotyp von Eichendorff als dem ›absoluten Lyriker‹, die zählbeige Legende von der historisch-politischen Referenz- und Entwicklungslosigkeit seines Werkes theoretisch und praktisch endgültig der Geschichte angehören.



D. Exkurs und Coda:  
»Distanzierte Freundschaft«?  
Zur gelebten Toleranz im Verhältnis zu Theodor von Schön

Durch den in diesem Fall sehr ausführlichen und weitgehend vollständig überlieferten Briefwechsel bildete die Konstellation Eichendorff-Schön ein Leitmotiv, gleichsam einen basso continuo, der vorliegenden Arbeit, um die Denkhorizonte einer historischen Persönlichkeit zu erhellen, die allein unter dem Signum des »Katholischen« bzw. »Ultramontanen« zu sehen eine grobe Vereinseitigung wäre. Diese Konstellation wurde im Grundlagenkapitel ausführlich auf ihre ideelle Fundierung hin durchleuchtet; der frühe Eichendorff war noch viel weniger als der späte ein »Eiferer«, sondern galt vielen Zeitgenossen wie Kultusminister Altenstein als »aufgeklärter Katholik« (Kapitel A. II. 2). Im Hauptkapitel wurde die Zentralstellung dieser Freundschaft zur Erhellung des Eichendorffschen Denkhorizonts dann bereits vorausgesetzt, wie sie sich an den zahlreichen Aussprachen über politische Fragen, ob im Gefolge der 1848er Revolution oder auf dem Höhepunkt der preußischen Reaktionspolitik der 1850er Jahre, ja auch empirisch zweifelsfrei belegen ließ. Eine berechtigte Frage wurde dabei ausgeklammert bzw. nur gelegentlich (Kapitel B. III. 4. 2) indirekt angeschnitten: Warum hat die *späte*, verstärkte Ausbildung und Verschärfung von Eichendorffs katholischem Selbstverständnis die in einer *früheren* Lebensphase, d. h. unter ganz anderen historisch-biographischen Voraussetzungen begründete Freundschaft zu einem Kantianer, Freimaurer und Kulturprotestanten nicht getrübt?

An keinen anderen als an Johann Gustav Droysen schrieb Theodor von Schön am 4. II. 1851 über die kurz zuvor erschienene »Geschichte des deutschen Romans«:<sup>1</sup>

Was sagen Sie zu Eichendorff's Heyllos schönem Buche? so weit Heyllos, Schön, und Schön, Heyllos seyn kann. Wenn man statt: positiv christlicher oder besser: katholisch-kirchlicher Glaube, moralischer Glaube (nach Kant) setzt, und die Grenze des Oberen Erkenntniss-Vermögens als Basis zur Gestaltung dieses Glaubens hinstellt [...], dann könnte das Buch bleiben, wie es ist, und dann wäre es ein herrliches Buch. Jetzt aber kann man für positiv christliche Religion, Buddhismus setzen, und das Buch passt auch dazu. Übrigens ist mir dies Buch überaus werth, denn mein Freund Eichendorff, steht in keiner seiner Schriften so leib und lebhaftig selbst da.

Die sachliche Kritik, die sich notwendig aus Schöns weltanschaulichem Standpunkt an demjenigen Eichendorffs ergibt, schmälert nicht das hohe Lob, ja die tiefgefühlte Hinneigung zu diesem »Heyllos schöne[n] Buche«, in dem sich der Geist eines engen Freundes »leibhaftig« verkörpert. Wie äußerte sich das Eichendorff selbst gegenüber? Parallel verfasste Schön einen Brief, in dem er die gegenüber Droysen angedeuteten, im Kantschen Begriff der Vernunftreligion fundierten Kritikpunkte in sechs separate

<sup>1</sup> HKA XVIII / 2, S. 911 f.

»Fragestücke«<sup>2</sup> aufgegliedert hat, die in der Form sogar noch schärfer formuliert waren und jedenfalls der Sache nach nicht weiter von Eichendorffs katholischem Denken hätten divergieren können, ja die genau das repräsentierten, wogegen Eichendorff sich in dem auf das 18. Jahrhundert fokussierten Buch eben mit viel Aufwand ausgesprochen hat.<sup>3</sup> Der Brief wird aber eingeleitet:<sup>4</sup>

War es mir doch, als wenn Sie in meiner Stube wären, und ich mit meinem verehrten Freunde, disputierend auf und nieder ginge! Ich sah, Ihr für mich immer freundliches Gesicht –, ich hörte Sie sprechen, Summa Summarum: Sie waren da: und das machte mir eine solche Freude, daß ich Ihr Buch in einem Zuge durchlesen mußte. Alle Ihre anderen Schriften, könnte auch ein Mann, der nicht Eichendorff ist, geschrieben haben, aber Ihre neueste Schrift, ist Ihr Selbst, und freute ich mich über den Besuch des alten und bewährten Freundes.

Eine widersprüchliche, unaufrichtige, »distanzierte Freundschaft« (Hartwig Schultz)?<sup>5</sup> Oder ein Beleg für den »ökumenischen« Grundzug in Eichendorffs Denken und Schaffen, für die nur von Schön untergründig erspürte, heimliche, dann freilich erst noch zwischen oder besser hinter den Zeilen zu entschlüsselnde »Offenheit« und »Weite« seines »nicht-amtskirchlichen« Katholizismus? Oder aber ein Beleg gar für die Vereinsamung zweier »alter Männer«, die eben sonst keine Gesprächspartner mehr hatten? Vielmehr ein Beispiel für gelebte Toleranz, jene Toleranz im ursprünglichen Sinn, die den Geltungsanspruch divergierender Überzeugungen bestehen lässt und die Kontingenz auch des eigenen Standpunkts immer im Blick behält – ohne deswegen in einen bequemen Relativismus zu verfallen.<sup>6</sup> Die beiden Schlüsselbegriffe stehen unmittelbar nebeneinander: Schön stellt sich den »Freund[ ]« vor, »disputierend[ ]«. Hinsichtlich der Eichendorff-Schönschen Kritik am »Pietismus« Friedrich Wilhelms IV. wurde gezeigt, inwiefern die gemeinsame Diagnose über die unterschiedlichen perspektivischen Standpunkte hinweghelfen konnte (Kapitel B. III. 4. 2). Dort gab es eine effektive Schnittmenge. Wo aber blieb hier noch der Konvergenzpunkt? Eichendorff antwortet am 9. II. 1851:<sup>7</sup>

So eben, da ich diesen Brief abschicken will, erhalte ich Ew. Excellenz Schreiben [...] und beeile mich, meinen innigsten Dank und meine große Freude darüber

2 HKA XIII, S. 191.

3 In dem Buch, das den vollständigen Titel »Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum« trägt, sind besonders die umfangreichen Kapitel »Die Vernunftreligion« (KA VI, S. 494-527) und »Die Humanitätsreligion« (S. 528-577), hervorzuheben; zu deren Profilen vgl. Kapitel B. III. 2. 1.

4 HKA XIII, S. 191 f., hier S. 191.

5 Zitat aus dem Kommentar, KA IV, S. 946 u. ö.

6 Zu diesem Toleranzverständnis vgl. Vollhardt 2018, Lessing, S. 9, 365-375. Dass Eichendorffs Lessing-Porträt zu den positivsten des literarhistorischen Werks gehört (Kapitel B. I. 1 u. ö.), fügt sich in diesen Zusammenhang.

7 HKA XII, S. 27 f.

auszudrücken, daß Ew. Excellenz meine neueste Schrift mit solcher Aufmerksamkeit gelesen u. sich dabei wirklich, wie ich oben gewünscht, des alten Freundes so herzlich erinnert haben. Die beigefügten Fragestücke betreffen recht eigentlich die welthistorischen Unterschiede zwischen Naturreligion u. Christenthum, zwischen Vernunft u. Offenbarung, worüber sich füglich wieder ein neues Buch schreiben ließe. Meinem innersten Wesen nach muß ich sämtliche Fragen entschieden mit: Nein beantworten; ich wäre sonst eben der Eichendorff nicht, der ich bin, u. dem Ew. Excellenz, so wie er nun einmal ist, deshalb gewiß nicht minder wohlwollen.

Beginnt mit dieser zumindest in der Sache ja höchst schroffen Replik nun endlich die »distanzierte Freundschaft«, die Hartwig Schultz, immer und überall fest ausgehend vom »streng katholischen Weltbild«<sup>8</sup> Eichendorffs, postulierte, ja aufgrund dieser seiner Generalprämisse postulieren musste? Schön teilt einem Dritten Eichendorffs Antwort mit, und dass er dem Dichter daraufhin zugerufen habe: »In die Höh'! In die Höh'! Über natürliche u. positive Religion, über Classicität, u. Romantik, steht der Mensch mit seinem Geiste u. seinem Gemüte, das Erste sei das Feld des Philosophen, u. das 2t, das Feld des Dichters.«<sup>9</sup> Der Brief, auf den Schön sich hier bezieht, ist nicht überliefert, daher ist nicht zweifelsfrei zu belegen, dass Eichendorff sich geweigert hätte, »in einen Disput mit [Schön] einzutreten«.<sup>10</sup> Aber auch unabhängig davon: Die nächsten Jahre bis kurz vor Schöns Tod (1856) bleibt Eichendorff jedenfalls im Gespräch für das Projekt, die Biographie Schöns zu schreiben – ein Vorhaben, das übrigens bis heute aussteht; zu Schön gibt es keine monographische Darstellung, trotz seiner historischen Prominenz.<sup>11</sup> Eichendorff setzt sich tatkräftig dafür ein, einen professionellen Historiker als Mitstreiter für dieses Projekt zu gewinnen; in diesem Zusammenhang kam es in Berlin zu einer persönlichen »Beschnupperung«<sup>12</sup> Eichendorffs mit Johann Gustav Droysen, welchen Borussomanen Schön vorgeschlagen hatte, um diese Idee allerdings schnellstmöglich zu verabschieden, als Droysen in seiner Studie über den berühmten General der Befreiungskriege und Drahtzieher der Konvention von Tauroggen, Hans David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg,<sup>13</sup> eine Schön nicht genehme Deutung einbrachte.<sup>14</sup> Man könnte durchaus die Auffassung vertreten, Eichendorff habe sich

8 Zitat im Kommentar KA IV, S. 1020 (nur ein Beispiel aus den unzähligen einschlägigen Kommentarstellen).

9 Zitiert bei Schiwy 2007, Biographie, S. 419.

10 So Schiwy 2007, Biographie, S. 418.

11 Eine späte, definitive Absage vonseiten Eichendorffs ist dann gesundheitlich bedingt: Am 17. II. 1855 berichtet Eichendorff seinem Freund vom Siechtum seiner kurz darauf, am 3. 12 verstorbenen Frau, und dass er bei all den u. a. damit verbundenen Aufreibungen keine Kraft mehr zu einer so systematischen Arbeit wie der einer Biographie aufbringen könne (HKA XII, S. 381–383, hier 382); das darf nicht als bloße Rhetorik abgetan werden, da sich gleichlautende Aussagen über seinen gesundheitlichen Zustand auch in anderen Kontexten finden.

12 Vgl. den knappen Bericht über das Treffen im Frühling 1850 im Brief an Schön vom 12. 5. 1850, HKA XII, S. 256 f., hier S. 256.

13 Droysen 1851/52, York; Droysen wählte diese Schreibweise (ohne -c-) wegen seiner These, der Graf stamme von einem englischen Adelsgeschlecht ab, vgl. Nippel 2008, Droysen, S. 176 ff.

14 Das geht aus der Antwort Eichendorffs auf einen verlorenen Brief Schöns vom 16. II. 1852 hervor,

der ihm zgedachten Verantwortung vornehm und diplomatisch entzogen, indem er, seine Bescheidenheit vortäuschend, auf die Mitwirkung eines ›Mannes vom Fach‹ drängte; dass er doch einen Widerwillen empfand, (alleine) die Biographie eines Kulturprotestanten zu schreiben, wie man ihn sich vollkommener, reiner und einseitiger wohl kaum vorstellen könnte; immerhin befand sich Eichendorff gerade auf dem Höhepunkt seiner ›katholischen‹ Schaffensphase. Dennoch bleibt der Briefwechsel bis zuletzt und, wie es scheint, beiderseits von einem Ton tiefer, aufrichtiger Hochachtung durchzogen. Die in diesem Zusammenhang immer wieder kolportierte kritische Notiz aus den Vorarbeiten zu den literarhistorischen Schriften über Schöns »flache[n] Liberalismus, der Alles nur halb u. materiell sollte« änderte daran nichts, sie belegt eine weltanschaulich-religiöse Distanz (zumal in einer konfessionell erregten Zeit, auf dem Höhepunkt der kulturkämpferischen Publizistik der Jahre 1844/45),<sup>15</sup> widerlegt aber nicht die grundsätzliche Verbundenheit, die sich, von der Religionsfrage abgesehen, oftmals in einem gemeinsamen Denkhorizont abbildete und persönlich stets in offener Herzlichkeit äußerte. Würde dieser Begriff nicht ein Pathos implizieren, das sich trotz seiner sachlichen Adäquatheit für diese durchaus seltene Freundschaftsform allzu bedeutungsschwer ausnimmt, so müsste man von einer ›Sternenfreundschaft‹ sprechen. Was aus den Briefzeugnissen Schöns spricht – er nennt wider besseres Wissen und aus rein taktischen Gründen, um den antikatholischen Droysen für Eichendorff zu gewinnen, dessen Katholizismus einen »idealisirten Katholizismus«, den man »bei ihm, bey einer durchaus Edlen Natur wohl gelten lassen« könne –,<sup>16</sup> ist ein tiefliegender charakterlicher Konvergenzpunkt trotz aller gegensätzlichen Ansichten im Einzelnen, ist die grundsätzliche Hochachtung für eine nach Wahrheit strebende und an höheren ›Ideen‹ orientierte, in ihren Überzeugungen standfeste und von einem sittlich-ernsten Verantwortungsgefühl durchdrungene Persönlichkeit, die von allem Kleinlichen, Eitlen und Bornierten frei war, für eine Persönlichkeit, die diese Einschätzung spiegelbildlich bestätigte, als nämlich Eichendorff dem Freunde in der »Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg« folgendes Denkmal setzte:

HKA XII, S. 288 ff., hier S. 289: »Daß mit Droysen nichts werden kann, ist, der Sache wegen, recht unangenehm. Aehnliches, wie Ew. Excellenz erwähnen, ist auch schon anderwärts bemerkt worden. In irgend einer Rezension seines York las ich Z. B. eine scharfe Rüge, daß Droysen dabei die Urtheile von Zeitgenossen, u. namentlich von Ew. Excellenz, über York nicht mehr beachtet habe. Unter den obwaltenden Umständen kann ich es allerdings nur billigen, daß Ew. Excellenz von Droysen abstrahieren [...]«; Eichendorff schlägt im Folgenden den Königsberger Hegelianer Karl »Rosenkranz« (ebd.) vor (zum konstellationsgeschichtlichen Hintergrund Kapitel A. II. 2). Über den im Hintergrund wirksamen historiographischen Zwist (es ging um die Frage, ob Yorck, von seiner politischen Bedeutung abgesehen, eine ethisch hochstehende oder windig-kriminelle Persönlichkeit war) informiert Nippel 2008, Droysen, S. 178 f.

15 KA VI, S. 1103: »der flache Liberalismus, der Alles nur halb u. materiell sollte p. /: Auerswald, Schön p ./, u. [...] in der Religion seine heuchlerische, laue Halbheit geltend machte«; zum konkreten historischen Zusammenhang und zur Relativierung der Bedeutung dieser buchstäblich marginalen Notiz s. Kapitel A. III. 4. 3. 5.

16 HKA XVIII/2, S. 912.

Mit leerer Hand, aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Große und Rechte sich immer selber Bahn schaffe, ging er getrost an's Werk, überpfeilerte mutig manche kleinliche Ungunst, zweifelsüchtige Gleichgültigkeit und alle die Nachzügler der schlechten Zeit, und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet (KA V, S. 759 f.).

In der vorliegenden Arbeit wurde ausdrücklich und wiederholt betont, dass ein Hauptproblem der bisherigen Forschungsgeschichte ein allzu identifikatorischer Zugang zu Eichendorff war. Hier geht es darum nicht um eine gleichsam hagiographische Stilisierung, sondern um den Aufweis der Komplexität einer historischen Persönlichkeit gerade in demjenigen neuralgischen Punkt, an dem sich bisher die Geister geschieden haben. Der späte Eichendorff war ein streitbarer Katholik, aber er hat deswegen nicht den Geist gelebter Toleranz widerrufen. Er war ein toleranter und großzügiger Mensch, ohne deswegen seinen katholischen Glauben zu verleugnen, zu verschmälern oder auch nur in irgendeiner Weise zu verflüchtigen. War das ein Widerspruch?



## E. Bibliographie

- Adorno, Theodor W.: Zum Gedächtnis Eichendorffs. In: ders.: *Noten zur Literatur*. Berlin 1958, S. 105-134.
- Ahlers, Nicole: *Das deutsche Versepos zwischen 1848 und 1914*. Frankfurt a. M. 1998.
- Akaltin, Ferdi: *Die Befreiungskriege im Geschichtsbild der Deutschen im 19. Jahrhundert*. Frankfurt a. M. 1997.
- Alewyn, Richard: Eine Landschaft Eichendorffs. In: *Euphorion* 51 (1957), S. 42-60; wieder in: Stöcklein 1966, *Eichendorff heute*, S. 7-18; R. Alewyn, *Probleme und Gestalten*, Frankfurt a. M. 1975, S. 203-231; Peter 1980, *Romantikforschung*, S. 85-102.
- Alewyn, Richard: Ein Wort über Eichendorff. In: Stöcklein 1966, *Eichendorff heute*, S. 7-18.
- Altgeld, Wolfgang: *Deutsche Romantik und Geschichte Italiens im Mittelalter*. In: *Das Mittelalter im 19. Jahrhundert in Italien und Deutschland*. Hg. von R. Elze, P. Schiera. Berlin 1988, S. 193-220.
- Altgeld, Wolfgang: *Katholizismus, Protestantismus, Judentum. Über religiös begründete Gegensätze und nationalreligiöse Ideen in der Geschichte des deutschen Nationalismus*. Mainz 1992.
- Anderson, Benedict: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London 1983.
- Anderson, Margareth Lavinia: *Windthorst. Zentrumsolitiker und Gegenspieler Bismarcks*. Aus dem Amerikanischen von Christa Dericum, Hildegard Möller. Düsseldorf 1988.
- Anderson, Margareth Lavinia: *Die Grenzen der Säkularisierung. Zur Frage des katholischen Aufschwungs im Deutschland des 19. Jahrhunderts*. In: *Säkularisierung, Dechristianisierung, Rechristianisierung im neuzeitlichen Europa: Bilanz und Perspektiven der Forschung*. Hg. von Hartmut Lehmann. Göttingen 1997, S. 194-222.
- Andres, Jan: *Poesie als Politik. Zur Huldigungssyrik von 1840*. In: *Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Politik – Kunst – Ideal. Beiträge einer Tagung vom 22. und 23. März 2012 am Kulturforum in Berlin*. Hg. von Jörg Meiner, Jan Werquet. Berlin 2014, S. 119-134.
- Ansel, Michael: *G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Nationbildung auf literaturgeschichtlicher Grundlage*. Frankfurt a. M. 1990.
- Ansel, Michael: Prutz, Hettner und Haym. Hegelianische Literaturgeschichtsschreibung zwischen spekulativer Kunstdeutung und philologischer Quellenkritik. Tübingen 2003.
- Arndt, Ernst Moritz: *Gedichte. Vollständige Sammlung*. Berlin 1860.
- Arndt, Ernst Moritz: *Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze*. Hg. von Edgar Wildberg. Dresden 1922 [1813].
- Arnold, Werner: »Ein Vorbild unscheinbarer Pflichtmäßigkeit und Größe«. Theodor von Schöns Urteil über die preußischen Reformer. In: Sösemann 1996, *Theodor von Schön*, S. 63-73.
- Arquillière, Henri-Xavier: *Réflexion sur l'essence de l'augustinisme politique*. In: *Augustinus magister*. Hg. von Congrès International Augustinien, Bd. 2. Paris 1954, S. 99I-100I.
- Asmus, Rudolf: *Eichendorffs Julian*. In: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur* 11 (1908), 634-662.
- Assel, Jutta; Jäger, Georg: *Friedrich Overbeck: Der Triumph der Religion in den Künsten. Kommentar und Kritik – eine Dokumentation*. In: *Goethezeitportal* (URL: <http://www.goethezeitportal.de/digital-bibliothek/forschungsbeitraege/autoren-kuenstler-denker/overbeck-friedrich/jutta-assel-und-georg-jaeger-friedrich-overbeck-der-triumph-der-religion-in-den-kuensten-teil-i.html>; eingestellt 2005).
- Auerochs, Bernd; von Petersdorff, Dirk (Hg.): *Einheit der Romantik? Zur Transformation frühromantischer Konzepte im 19. Jahrhundert*. Paderborn u. a. 2009.
- Avenarius, Tony: *Historischer Festumzug am 16. Oktober 1880*. Nachdruck mit einem Vorwort von Arnold Wolff. Köln 1979/1980 (29 Chromolithos und Beschreibung).
- Barclay, David E.: *Anarchie und guter Wille. Friedrich Wilhelm IV. und die preußische Monarchie*. Berlin 1995.
- Barclay, David E.: *Preußen und die Unionspolitik 1849/50*. In: *Die Erfurter Union und das Erfurter Unionsparlament 1850*. Hg. von Gunther Mai, Köln u. a. 2000, S. 53-80.

- Bauer, F. J.: Rom im 19. und 20. Jahrhundert. Konstruktion eines Mythos. Regensburg 2006.
- Beck, Sandra: »[D]ie deutsche Literatur unbedenklich eine nationale nennen.« Überlegungen zu Joseph von Eichendorffs Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands (1857). In: Liebrand/Wortmann 2019, S. 269-292.
- Becker, Winfried: Religiös-politische Aspekte des Kulturkampfes im 19. Jahrhundert: Kontroversen um die staatliche Ordnung. In: Rauscher 1984, Konfessionalismus, S. 49-70.
- Beevor, Antony: The Battle for Spain. The Spanish Civil War, 1936-1939. New York 2006.
- Behler, Ernst: Romantik, das Romantische. In: HWPPh, Bd. 8 (1992), Sp. 1076-1086.
- Belke, Hans-Jürgen: Die preußische Regierung zu Königsberg 1808-1850. Köln, Berlin 1976.
- Bellen, Heinz: Babylon und Rom – Orosius und Augustinus. In: Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption. Fs. Karl Christ hg. von Peter Kneissl; Volker Losemann. Stuttgart 1998.
- Berding, Helmut: Das geschichtliche Problem der Freiheitskriege, 1813-1814. In: Historismus und moderne Geschichtswissenschaft. Europa zwischen Revolution und Restauration, 1797-1815. Hg. v. Karl Otmar Freiherr von Aretin und Gerhard A. Ritter. Wiesbaden 1987, S. 201-215.
- Berding, Helmut (Hg.): Nationales Bewußtsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 2. Frankfurt a. M. 1994.
- Berding, Helmut (Hg.): Mythos und Nation. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 3. Frankfurt a. M. 1996.
- Berger, Stefan: Prussia in History and Historiography from the Nineteenth to the Twentieth Centuries. In: Modern Prussian History. 1830-1945. Hg. von Philip G. Dwyer. Harlow 2001, S. 21-40.
- Berger, Stefan; Lorenz, Chris (Hg.): The Contested Nation: Ethnicity, Class, Religion and Gender in National Histories. Basingstoke 2011.
- Berghahn, Klaus L.: Von Weimar nach Versailles. Zur Entstehung der Klassik-Legende im 19. Jahrhundert. In: Grimm/Hermand 1971, Klassik-Legende, S. 50-78.
- Berghahn, Cord-Friedrich: Versteinerte Gedanken. Eichendorffs Denkschrift zur Wiederherstellung der Marienburg. Eine deutsch-polnische Recherche. In: Kunicki 2009, Eichendorff in unseren Tagen, S. 165-193.
- Beßlich, Barbara: Der deutsche Napoleon-Mythos. Literatur und Erinnerung 1800-1945. Darmstadt 2007.
- Beßlich, Barbara: Abtrünnig der Gegenwart. Julian Apostata und die narrative Imagination der Spätantike bei Friedrich de la Motte Fouqué und Felix Dahn. In: Imagination und Evidenz. Transformationen der Antike im ästhetischen Historismus. Hg. von Ernst Osterkamp, Thorsten Valk. Berlin/Boston 2011, S. 155-169.
- Bissing, Wilhelm Moritz Freiherr von: Königin Elisabeth von Preußen (1801-1874). Ein Lebensbild. Berlin 1974.
- Blaschke, Olaf (Hg.): Konfessionen im Konflikt. Deutschland zwischen 1800 und 1970: ein zweites konfessionelles Zeitalter. Göttingen 2002.
- Blaschke, Olaf: Der »Dämon des Konfessionalismus«. Einführende Überlegungen. In: ders. 2002, Konfessionelles Zeitalter, S. 13-69.
- Boch, Julie: Apostat ou philosophe? La figure de l'empereur Julien dans la pensée française de Montaigne à Voltaire. Paris 2013.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang: Der säkularisierte Staat. Sein Charakter, seine Rechtfertigung und seine Probleme im 21. Jahrhundert. Hg. von Heinrich Meier (Carl Friedrich von Siemens Stiftung). München 2006.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang: Recht, Staat, Freiheit. Studien zur Rechtsphilosophie, Staatstheorie und Verfassungsgeschichte. Erweiterte Ausgabe. Frankfurt a. M. 2016.
- Bodmer, Daniel: Eichendorffs Übertragung des »Conde Lucanor«. In: Typologia Litterarum. Fs. Max Wehrli. Zürich 1969, S. 325-334.
- Bohrer, Karl-Heinz: Die Kritik der Romantik. Der Verdacht der Philosophie gegen die literarische Moderne. Frankfurt a. M. 1989.
- Boockmann, Hartmut: Die Marienburg im 19. Jahrhundert. Berlin, Frankfurt a. M. 1982.
- Boockmann, Hartmut: Ghibellinen oder Welfen, Italien- und Ostpolitik. Wünsche des deutschen

19. Jahrhunderts an das Mittelalter. In: *Mittelalter im 19. Jahrhundert in Italien und Deutschland*. Hg. von Reinhard Elze, Pierangelo Schiera. Berlin 1988, S. 127-150.
- Bockmann, Hartmut: *Der Deutsche Orden. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte*. München 2012.
- Borchmeyer, Dieter: *Was ist deutsch? Die Suche einer Nation nach sich selbst*. Berlin 2017.
- Bork, Herward: *Zur Geschichte des Nationalitätenproblems in Preußen. Die Kirchenpolitik Theodors von Schön in Ost- und Westpreußen 1815-1843*. Leipzig 1933.
- von Bormann, Alexander: *Natura loquitur. Naturpoesie und emblematische Formel bei Joseph von Eichendorff*. Tübingen 1968.
- von Bormann, Alexander: *Kritik der Restauration in Eichendorffs Versepen*. In: Pott 1985, Spätromantik, S. 69-90.
- Borutta, Manuel: *Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der Kulturkämpfe*. Göttingen 2011 [2007].
- BPW: *Berliner Politisches Wochenblatt*. Berlin 1833 ff.
- Brandt, Peter: *Einstellungen, Motive und Ziele von Kriegsfreiwilligen 1813-14: Das Freikorps Lützow*. In: *Kriegsbereitschaft und Friedensordnung in Deutschland, 1800-1814*. Hg. von Jost Dülffer. Münster 1995, S. 211-233.
- Bretschneider, Karl G.: *Teutschland und Preußen, oder: Das Interesse Teutschlands am preußischen Staat*. Berlin 1806.
- Bretschneider, Karl G.: *Der Freiherr von Sandau oder die gemischte Ehe. Eine Geschichte unserer Tage*. Halle 1839.
- Bretschneider, Karl G.: *Für die Deutsch-Katholiken. Ein Votum*. Jena 1845.
- Breuer, Stefan: *Konservatismus – von Mannheim zu Kondylis*. In: *Panajotis Kondylis und die Metamorphosen der Gesellschaft. Ohne Macht lässt sich nichts machen*. Hg. von Horst Falk. Berlin 2019, S. 47-74.
- Briesemeister, Dietrich: *Spanien aus deutscher Sicht. Deutsch-spanische Kulturbeziehungen gestern und heute*. Hg. von Harald Wentzlaff-Eggebert. Tübingen 2004.
- Burckhardt, Jacob: *Die Zeit Constantins des Großen*. Basel/Leipzig 1853.
- Burckhardt, Jacob: *Vorträge 1844-1887*. Hg. von Emil Dürr. Basel 1919.
- Burckhardt, Max: *Jacob Burckhardt in Rom. Prolegomena zur Biographie seiner italienischen Wanderjahre unter Verwendung unbekannter Zeitungsberichte Burckhardts*. Beiträge zur schweizerischen Bibliotheks- und Gelehrten-geschichte. In: *Fs. Karl Schwarber*. Basel 1949, S. 81-98.
- Burton, Kathryn L.; Pedersen, Elaine L.: *Comparing Words with Works: A Study of Pugin's St. Augustine's Church*. In: *Journal of Interior Design* 38 (2013), S. 19-32.
- Buschmann, Nikolaus: *Auferstehung der Nation? Konfession und Nationalismus vor der Reichsgründung in der Debatte jüdischer, protestantischer und katholischer Kreise*. In: *Nation und Religion in der deutschen Geschichte*. Hg. von Dieter Langewiesche u. a., Frankfurt a. M. 2001, S. 333-388.
- Buschmann, Nikolaus; Langewiesche, Dieter (Hg.): *Der Krieg in den Gründungsmythen europäischer Nationen und der USA*. Frankfurt a. M. 2003.
- Busse, Eckart: *Die Eichendorff-Rezeption im Kunstlied*. Würzburg 1975.
- Bußmann, Walter: *Zwischen Preußen und Deutschland. Friedrich Wilhelm IV. Eine Biographie*. Berlin 1990.
- Butler, Joseph: *The Analogy of Religion. Natural and Revealed, to the Constitution and Course of Nature*. New York 1835.
- Butterfield, Herbert: *The Whig Interpretation of History*. London 1973 [1931].
- Buttlar, Adrian von: *Englische Gärten in Deutschland. Bemerkungen zur Modifikation ihrer Ikonologie*. In: »Sind Briten hier?« *Relations between British and Continental Art 1680-1880*. Hg. vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München. München 1981, S. 97-125.
- Büttner, Frank: *Der Streit um die »Neudeutsche religio-patriotische Kunst«*. In: *Aurora* 43 (1983), S. 55-76.
- Clark, Christopher: *The Wars of Liberation in Prussian Memory: Reflections on the Memorialization of War in Early Nineteenth-Century Germany*. In: *Journal of Modern History* (September 1996), S. 550-576.
- Clark, Christopher: *Iron Kingdom. The Rise and Downfall of Prussia 1600-1947*. London 2007.

- Clark, Jonathan Charles Douglas: *English Society 1660-1832: Religion, Ideology and Politics during the Ancien Regime*. Cambridge 2000 [1985].
- Conti, Stefano; Doria, Arianna: *Giuliano l'Apostata: un imperatore romano nella letteratura tedesca del Medioevo*. Triest 2005.
- Cordes, Lisa: *Kaiser und Tyrann. Die Kodierung und Umkodierung der Herrscherrepräsentation Neros und Domitians*. Berlin/Boston 2017.
- Corsten, Angela-Maria: *Das Dombaufest von 1880*. In: *Das Kölner Dom Lese- und Bilderbuch*. Hg. von Toni Diederich, Arnold Wolff. Köln 1990, S. 53-62.
- Craig, Gordon A.: *The Germans*. London <sup>2</sup>1991.
- Craik, Henry (Hg.): *English Prose, Selections with Critical Introductions by Various Writers and General Introductions to Each Period, Bd. 5: The Nineteenth Century*. New York 1916.
- Cortés, Donoso Juan: *Der Staat Gottes*. Aus dem spanischen Original übersetzt und hg. von Ludwig Fischer. Karlsruhe 1933.
- Dahlheimer, Manfred: *Carl Schmitt und der deutsche Katholizismus 1888-1936*. Paderborn u. a. 1998.
- Dann, Otto (Hg.): *Religion – Kunst – Vaterland. Der Kölner Dom im 19. Jahrhundert*. Köln 1983.
- Danneberg, Lutz: *Zur Theorie der werkimmanenten Interpretation*. In: *Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945*. Hg. von Wilfried Barner und Christoph König. Frankfurt a. M. 1996, S. 313-343.
- Dauer, Holger: *Ludwig Fulda, Erfolgsschriftsteller. Eine mentalitätsgeschichtlich orientierte Interpretation populärdramatischer Texte*. Tübingen 1998.
- Davis, Richard W.: *Wellington and the 'Open Question': The Issue of Catholic Emancipation, 1821-1829*. In: *Albion. A Quarterly Journal Concerned with British Studies* 29 (1997), S. 39-55.
- Demandt, Alexander: *Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian 284-565 n. Chr.* München 2007.
- Demandt, Alexander: *Der Fall Roms. Die Auflösung des römischen Reiches im Urteil der Nachwelt*. München <sup>2</sup>2014.
- Demandt, Philipp: *Luisenkult. Die Unsterblichkeit der Königin von Preußen*. Köln 2003.
- Denneler, Iris: *Legitimation und Charisma. Zu Robert Guiskard*. In: *Kleists Dramen. Neue Interpretationen*. Hg. von Walter Hinderer. Stuttgart 1981, S. 73-92.
- Dietrich, Stefan J.: *Christentum und Revolution. Die christlichen Kirchen in Württemberg 1848-1852*. Paderborn u. a. 1996.
- Dittmer, Lothar: *Beamtenkonservatismus und Modernisierung*. Stuttgart 1992.
- O'Donnell, Roderick: *Pugin as a Church Architect*. In: *Pugin. A Gothic Passion*. Hg. von Paul Atterbury, Clive Wainwright. New Haven/London 1994, S. 63-89.
- O'Donnell, Roderick: *The Pugins and the Catholic Midlands*. Gracewing 2002.
- Dotterweich, Volker: *Heinrich von Sybel. Geschichtswissenschaft in politischer Absicht (1817-1861)*. Göttingen 1978.
- Dowe, Christopher: *Auch Bildungsbürger. Katholische Studierende und Akademiker im Kaiserreich*. Göttingen 2006.
- Droysen, Johann Gustav: *Geschichte Alexanders des Großen*. Hamburg [1833].
- Droysen, Johann Gustav: *Vorlesungen über die Freiheitskriege*. Kiel 1846.
- Droysen, Johann Gustav: *Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg*. Berlin 1851/52.
- Droysen, Johann Gustav: *Geschichte der preußischen Politik*. Leipzig 1855/86; *Die Gründung*. Berlin 1855; *Die territoriale Zeit*. 1857; *Der Staat des Großen Kurfürsten*. 1865; *Zur Geschichte Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen*. 1869; *Friedrich der Große*. 1. Bd. 1874 – 4. Bd. 1886.
- Duchhardt, Heinz: *Mythos Stein. Vom Nachleben, von der Stilisierung und von der Instrumentalisierung des preußischen Reformers*. Göttingen 2008.
- Düding, Dieter (Hg.): *Öffentliche Festkultur: Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg*. Hamburg 1988.
- Eberhardt, Otto: *Eichendorffs Dichtersprache. Wörter, Wendungen, Motive. Ein Lexikon*. Würzburg 2018.
- Echternkamp, Jörg: *Der Aufstieg des deutschen Nationalismus (1770-1840)*. Frankfurt a. M. 1998.

- Echternkamp, Jörg; Müller, Sven Oliver: Perspektiven einer politik- und kulturgeschichtlichen Nationalismusforschung. In: Die Politik der Nation: Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760-1960. Hg. von dens. München 2002, S. 1-24.
- von Eichendorff, Hermann: Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Schriften. Von Hermann Freiherrn von Eichendorff. 3. Aufl. neu bearbeitet von Karl Freiherrn von Eichendorff und Wilhelm Kosch. Leipzig 1923 [1866].
- Eliot, T. S.: Essays. Zwei Bände: Bd. 1. Frankfurt a. M. 1967, Bd. 2. Frankfurt a. M. 1969.
- Esch, Arnold; Petersen, Jens: Deutsches Ottocento. Die deutsche Wahrnehmung Italiens im Risorgimento. Tübingen 2000.
- Esch, Arnold: Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom und das Ende des Kirchenstaates. In: Lauster / Matheus / Wallraff 2011, Rombilder, S. 25-37.
- Escudier, Alexander: Le sentiment d'accélération de l'histoire moderne: éléments pour une histoire. In: *Ésprit* 6 (2008), S. 65-191.
- van Essenberg, Nikolas: »Zu ringen um das Reich« – Eichendorffs »Julian«-Epos (1853), die Revolution von 1848/49 und die politisch-religiöse Identität des deutschen Reiches. Mit einer Neubewertung der literarhistorischen Schriften (1846-1857). In: *Euphorion – Zeitschrift für Literaturgeschichte* 113 (2019), S. 403-436.
- van Essenberg, Nikolas: Rezension zu: Eberhardt 2018, Eichendorffs Dichtersprache. In: *Arbitrium* 39 (2021), S. 221-226.
- van Essenberg, Nikolas: Rezension zu: Liebrand / Wortmann 2019. In: *Arbitrium* 39 (2021), S. 226-234.
- van Essenberg, Nikolas: Rezension zu: Feger 2019, Julian Apostata im 19. Jahrhundert. In: *Arbitrium* 2022 [im Druck].
- Fahrenheid, Friedrich Heinrich (Hg.): Die Jubelfeier des Herrn Staatsministers von Schön am 8. Juni 1843. Königsberg 1843.
- Feger, Franziska: Julian Apostata im 19. Jahrhundert. Literarische Transformationen der Spätantike. Heidelberg 2019.
- Fehrenbach, Elisabeth: Wandlungen des deutschen Kaisergedankens 1871-1918. München u. a. 1969.
- Fehrenbach, Elisabeth: Verfassungsstaat und Nationsbildung 1815-1871. München 2007.
- Fink, Oliver: Heidelberg. In: François / Schulze 2003, Deutsche Erinnerungsorte III, S. 473-487.
- Fohrmann, Jürgen: Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich. Stuttgart 1989.
- Förster, Richard: Kaiser Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit. Berlin 1905.
- de la Motte Fouqué, Friedrich: Gedichte. Erster Band. Gedichte aus dem Jünglings-Alter. Stuttgart / Tübingen 1816.
- de la Motte Fouqué, Friedrich: Geschichten vom Kaiser Julian und seinen Rittern [1818]. Sämtliche Romane und Novellenbücher. Bd. 5. 3. Hildesheim u. a. 1990, S. 109-186.
- François, Etienne; Schulze, Hagen (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. 3 Bde. München 2003.
- Franz, Georg: Kulturkampf. Staat und Kirche in Mitteleuropa von der Säkularisation bis zum Abschluß des preußischen Kulturkampfes. München 1954.
- Fröhlich, Harry: Eichendorff in Dresden. In: *Aurora* 55 (1995), S. 105-122.
- Fröhlich, Harry: Rezension zu: Riemen 1988. In: *Aurora* 1991, S. 253-255.
- Fröhlich, Harry: Dramatik des Unbewußten. Zur Autonomieproblematik von Ich und Nation in Eichendorffs »historischen« Dramen. Tübingen 1998.
- Frühwald, Wolfgang: Die Wallfahrt nach Trier. Zur historischen Einordnung einer Streitschrift von Joseph Görres. In: *Verführung zur Geschichte. Fs. zum 500. Jahrestag der Eröffnung einer Universität in Trier 1473-1973*. Hg. von dems. u. a. Trier 1973, S. 366-382.
- Frühwald, Wolfgang: »Ruhe und Ordnung«. Literatursprache – Sprache der politischen Werbung. Texte, Materialien, Kommentar. München / Wien 1976.
- Frühwald, Wolfgang: Der Philister als Dilettant. Zu den satirischen Texten Joseph von Eichendorffs. In: *Aurora* 36 (1976), S. 7-26.
- Frühwald, Wolfgang: Eichendorff-Chronik. Daten zu Leben und Werk. Mit Abbildungen. Wien 1976.

- Frühwald, Wolfgang: Anfänge der Katholischen Bewegung. Zur Parteinahme der Romantiker im Streit zwischen Kirche und Staat in den preußischen Westprovinzen 1819-1845. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 41 (1977), S. 231-248.
- Frühwald, Wolfgang: Das Spätwerk Clemens Brentanos (1815-1842). Romantik im Zeitalter der Metternich'schen Restauration. Tübingen 1977.
- Frühwald, Wolfgang: Die Idee kultureller Nationsbildung und die Entstehung der Literatursprache in Deutschland, in: Nationalismus in vorindustrieller Zeit. Hg. von Otto Dann, München 1986, S. 129-142.
- Frühwald, Wolfgang: Nachwort. In: Joseph von Eichendorff. Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, Paderborn u. a. 1987 (Faksimile-Nachdruck der Ausgabe 1857), S. I-XX.
- Frühwald, Wolfgang: Der Regierungsrat Joseph von Eichendorff. In: Alfred Riemen: Ansichten zu Eichendorff. Beiträge der Forschung 1958 bis 1988. Sigmaringen 1988, 239-276 [erstmalig in: IASL 2 (1979), S. 37-67].
- Frühwald, Wolfgang: Schwellenbewußtsein und Verwandlung. Stationen in Leben und Werk Joseph von Eichendorffs. In: Steinsdorff/ Grunewald 1988, S. 7-26.
- Frühwald Wolfgang; Heiduk, Franz (Hg.): Joseph von Eichendorff. Leben und Werk in Texten und Bildern. Frankfurt a. M. 1988.
- Frühwald, Wolfgang: Die Entdeckung der Erinnerung. Zu Eichendorffs historischen, politischen und autobiographischen Schriften. In: KA V [1993], S. 845-876.
- Frühwald, Wolfgang: »Schlesische Toleranz« und »preußische Reform«. Sozialgeschichtliche Grundlagen einer Jugendbiographie Joseph von Eichendorffs. In: Zwischen den Wissenschaften. Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte. Hg. v. Gerhard Hahn, Ernst Weber. Regensburg 1994, S. 10-24.
- Frühwald, Wolfgang (Hg.): Gedichte der Romantik. Stuttgart 2006 [1984].
- Frühwald, Wolfgang: Eichendorff und seine Zeit. In: KA II [2007], S. 565-592.
- Frühwald, Wolfgang: Antijudaismus in der Zeit der deutschen Romantik. In: Judentum, Antisemitismus und deutschsprachige Literatur vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Hg. von Hans Otto Horch, Horst Denkler. Berlin/ New York <sup>2</sup>2012 [1989], S. 72-91.
- Frühwald, Wolfgang: Goethe und das Christentum. Anmerkungen zu einem ambivalenten Verhältnis. In: Goethe-Jahrbuch 130 (2013), S. 43-50.
- Fuhrmann, Manfred: Die Romidee der Spätantike. In: Historische Zeitschrift 207 (1968), S. 529-561.
- Fuhrmann, Manfred: Rom in der Spätantike. Porträt einer Epoche. München/ Zürich 1994.
- Furness, Horace Howard (Hg.): A New Variorum Edition of Shakespeare, Bd. 1 (Hamlet I. Text) und 2 (Hamlet II. Appendix). Philadelphia 1877.
- Gaier, Ulrich: Hölderlin. Eine Einführung. Tübingen/ Basel 1993.
- Gall, Lothar (Hg.): Bismarck. Die großen Reden. Berlin 1981.
- Gall, Lothar: Bürgertum in Deutschland. Berlin 1991.
- Gall, Lothar: Bismarck. Der weiße Revolutionär. Biographie. Berlin, München 2001 [1980].
- Garber; J.: Vom universalen zum endogenen Nationalismus. Die Idee der Nation im deutschen Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Dichter und ihre Nation. Hg. von Helmut Scheuer. Frankfurt a. M. 1993, S. 16-37.
- Garber, Klaus (Hg.): Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit. Akten des I. Internationalen Osnabrücker Kongresses zur Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit. Tübingen 1989.
- Gervinus, Georg Gottfried: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 5 Bde. Mannheim 1835-1842 (Bd. 5 nach der zweiten Auflage 1844 zitiert).
- Gervinus, Georg Gottfried: Die Mission der Deutsch-Katholiken. Heidelberg 1845.
- Gervinus, Georg Gottfried: Die preußische Verfassung und das Patent vom 3. Februar. Mannheim 1847.
- Gervinus, Georg Gottfried: Shakespeare. 4 Bde. Leipzig 1849-1850.
- Gervinus, Georg Gottfried: Geschichte der Deutschen Dichtung. 5 Bde. Leipzig 1853.
- Geschichtliche Grundbegriffe: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. 7 Bde. Hg. von Otto Brunner. Stuttgart 1979-2004.
- Giesen, Bernhard (Hg): Nationale und kulturelle Identität. Frankfurt a. M. 1991.
- Goethe, Briefe 1786-1814: Briefe Jahre 1786-1814. Hg. von Ernst Beutler. Stuttgart/ Zürich 1962.

- Goethe/Schiller Briefwechsel: Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Hg. von Emil Staiger. Frankfurt a. M. 1966.
- Goethe, FA (Frankfurter Ausgabe): Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche. 40 Bde. Hg. von Hendrik Birus, Dieter Borchmeyer, Martin Ehrenzeller, Karl Eibl. Frankfurt a. M. 1985 ff.
- Goethe, HA (Hamburger Ausgabe): Werke in vierzehn Bänden. Hg. von Erich Trunz. Hamburg 2015 [1962-1967].
- Gollwitzer, Heinz: Der Cäsarismus Napoleons III. im Widerhall der öffentlichen Meinung Deutschlands. In: HZ 173 (1952), S. 23-75.
- Gollwitzer, Heinz: Zum politischen Germanismus des 19. Jahrhunderts. In: Fs. Hermann Heimpel, Bd. 1. Göttingen 1971, S. 282-536.
- Görres, Joseph: Athanasius. Regensburg 1838.
- Görres, Joseph: Die Wallfahrt nach Trier. Regensburg 1845.
- Görres, Werke: Joseph Görres. Ausgewählte Werke in zwei Bänden. Hg. von Wolfgang Frühwald. Freiburg i. Br./Basel/Wien 1978.
- Göse, Frank: Friedrich I. (1657-1713). Ein König in Preußen. Regensburg 2012.
- Gossmann, Lionel: The Making of a Romantic Icon: The Religious Context of Friedrich Overbeck's »Italia und Germania«. In: Transactions of the American Philosophical Society 97 (2007), S. 1-91, 93-101.
- Graf, Friedrich Wilhelm: Die Politisierung des religiösen Bewußtseins. Die bürgerlichen Religionsparteien im deutschen Vormärz: Das Beispiel des Deutschkatholizismus. Stuttgart-Bad Cannstatt 1978.
- Gräf, Holger Th.: Reich, Nation und Kirche in der groß- und kleindeutschen Historiographie. In: Historisches Jahrbuch 116 (1996), S. 367-394.
- Greyerz, K.; Jakubowski-Tiessen, M.; Kaufmann, T.; Lehmann, H. (Hg.): Interkonfessionalität – Transkonfessionalität – binnenkonfessionelle Pluralität. Neuere Forschungen zur Konfessionalisierungsthese. Heidelberg 2003.
- Grimm, Reinhold; Hermand, Jost (Hg.): Die Klassik-Legende. Frankfurt a. M. 1971.
- Gudladt, Katharina: Theodor von Schön und die preußische Freimaurerei. Eine Annäherung. In: Sösemann 1996, Theodor von Schön, S. 55-62.
- Gurian, Waldemar: Die politischen und sozialen Ideen des französischen Katholizismus 1789/1914. Mönchen-Gladbach 1929.
- Gurian, Waldemar: Des Reiches Zukunft. Nationale Wiedergeburt oder politische Reaktion? Freiburg. i. Br. 1932.
- Guske, Hubertus: Ein Spagat zwischen König und Kirche. Der katholische Geheime Oberregierungsrat Johann Heinrich Schmedding (1774-1846) im preußischen Kultusministerium. In: Berlin in Geschichte und Gegenwart. Jahrbuch des Landesarchivs. Berlin 2008, S. 27-71.
- Gutzkow, Karl: Ueber Kaiser Julian Apostata. In: Jahrbücher zur Schillerstiftung 1 (1857), S. 73-96.
- Habicht, Werner: Friedrich Theodor Vischer und die deutsche Shakespeare-Rezeption im 19. Jahrhundert. In: Friedrich Theodor Vischer: Leben – Werk – Wirkung. Ed. Barbara Potthast und Alexander Reck. Heidelberg 2011. S. 119-135.
- Hagemann, Karen: German Heroes. The Cult of Death for the Fatherland in Nineteenth-Century Germany. In: Masculinities in Politics and War: Gendering Modern History. Hg. von Stefan Dudink u. a. Manchester 2004, S. 116-134.
- Hagemann, Karen: Gendered Images of the German Nation: The Romantik Painter Friedrich Kersting and the Patriotic-National Discourse during the Wars of Liberation. In: Nation and Nationalism 12 (2006), S. 653-679.
- Hagemann, Karen: Revisiting Prussia's War Against Napoleon. History, Culture and Memory. Cambridge/UK 2014.
- Hagemann, Karen (Hg.): Umkämpftes Gedächtnis. Die Antinapoleonischen Kriege in der deutschen Erinnerung. Paderborn 2019.
- von der Hagen, Friedrich H.: Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819.
- Hahn, Hans-Werner: »Ohne Jena kein Sedan«. Die Erfahrung der Niederlage von 1806 und ihre Be-

- deutung für die deutsche Politik und Erinnerungskultur des 19. Jahrhunderts. In: HZ 285 (2007), 599-642.
- Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst. Hg. von Theodor Echtermeyer, Arnold Ruge. Leipzig 1838-1841.
- Hammerstein, Notker: Aufklärung und katholisches Reich. Untersuchungen zur Universitätsreform und Politik katholischer Territorien des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation im 18. Jahrhundert. Berlin 1977.
- Hänsel-Hohenhausen, Markus: Clemens August Freiherr Droste zu Vischering. Erzbischof von Köln 1773-1845. Die moderne Kirchenfreiheit im Konflikt mit dem Nationalstaat. 2 Bände. Egelsbach 1991.
- Hardtwig, Wolfgang: Von Preußens Aufgabe in Deutschland zu Deutschlands Aufgabe in der Welt: Liberalismus und borsianisches Geschichtsbild zwischen Revolution und Imperialismus. In: HZ 231 (1980), S. 265-324.
- Hass, Hans-Egon: Eichendorff als Literarhistoriker. Historismus und Standpunktforschung – ein Beitrag zur Geschichte der Literaturgeschichtsschreibung und ihrer Methodenprobleme. In: Jahrbuch für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 2 (1952/54), S. 103-177.
- Hattenhauer, Hans: Deutsche Nationalsymbole: Zeichen und Bedeutung. München 42006.
- Haupt, Heinz-Gerhard; Langewiesche, Dieter (Hg.): Nation und Religion in der deutschen Geschichte. Frankfurt a. M./New York 2001.
- Haupts, Leo: Die Kölner Dombaufeste 1842-1880 zwischen kirchlicher, bürgerlich-nationaler und dynastisch-höfischer Selbstdarstellung. In: Düding 1988, Festkultur, S. 191-211.
- Haym, Rudolf: Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berlin 1870.
- Haym, Rudolf: Aus meinem Leben. Erinnerungen. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Mit zwei Bildnissen. Berlin 1902.
- Heer, Friedrich: Die Botschaft eines Lebenden. In: Eichendorff Heute. Hg. v. Paul Stöcklein. Darmstadt 1966, S. 66-105.
- Hegel, Georg Friedrich: Vorlesungen zur Ästhetik. Werke. Vollständige Ausgabe. Hg. von Philipp Marheineke, Johannes Schulze, Eduard Gans u. a., Bd. 10. Berlin 1838.
- Hegewisch, D.H.: Über die für die Menschheit glücklichste Epoche in der Römischen Geschichte. Hamburg 1800.
- Heine, Heinrich: Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland. Leipzig/Paris 1833.
- Heine, Heinrich: Shakespeare's Mädchen und Frauen. Mit einem Nachwort von Jan-Christoph Hauthschild. Hamburg 2014 [1838].
- Heine, Heinrich: Die romantische Schule. Hg. von Karl Pömbacher. München 1978 (Historisch-kritische Ausgabe III).
- Heinen, Armin: Umstrittene Moderne. Die Liberalen und der preußisch-deutsche Kulturkampf. In: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), S. 138-156.
- Hellmuth, Eckhart; von Ehrenstein, Christoph: Intellectual History Made in Britain: Die Cambridge School und ihre Kritiker. In: Geschichte und Gesellschaft 27 (2001), S. 149-172.
- Herweg, Mathias; Keppler-Tasaki, Stefan (Hg.): Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur. Berlin/New York 2012.
- Herweg, Mathias: Anti-antikes Mittelalter. Romantische Identitätssicherung in Eichendorffs Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, mit Rückblicken zum Marmorbild. In: ebd, S. 112-150.
- Hien, Markus: Altes Reich und Neue Dichtung. Literarisch-politisches Reichsdenken zwischen 1740 und 1830. Berlin u. a. 2015.
- HKA: Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Wilhelm Kosch u. August Sauer [seit 1962 v. Hermann Kunisch, seit 1978 gemeinsam mit Helmut Koopmann]. Regensburg 1909 ff., seit 1970: Stuttgart.
- Hill, Rosemary: Pugin's Churches. In: Architectural History 49 (2006), S. 179-205.
- Hill, Rosemary: God's Architect. Pugin and the Building of Romantic Britain. London 2007.
- Hillach, Ansgar: Calderón und Eichendorff. Zur geschichtlichen Differenz ihrer poetischen Verfahrensweisen. In: Aurora 37 (1977), S. 71-76.
- Hohendahl, Peter U.: Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830-1870. München 1985.

- Hohendahl, Peter U.: Bürgerliche Literaturgeschichte und nationale Identität. Bilder vom deutschen Sonderweg. In: Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Hg. von Jürgen Kocka, Bd. 3. München 1988, S. 200-231.
- Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke und Briefe in drei Bänden. Hg. von Jochen Schmidt. Frankfurt a. M. 1994.
- Hollender, Christoph: Der Diskurs von Poesie und Religion in der Eichendorff-Literatur. In: Joseph von Eichendorff; seine literarische und kulturelle Bedeutung. Hg. von dems. und Wilhelm Gössmann. Paderborn u. a. 1995, 162-232.
- Hollender, Martin: Die politische und ideologische Vereinnahmung Joseph von Eichendorffs. Ein-hundert Jahre Rezeptionsgeschichte in der Publizistik (1888-1988). Frankfurt a. M. 1997.
- Hömig, Herbert: Altenstein. Der erste preußische Kultusminister. Eine Biographie. Münster 2015.
- HPBl: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. München 1838 ff.
- HPZ: Historisch-politische Zeitschrift. Berlin 1831 ff.
- Huber, Martin; Lauer, Gerhard; Feilchenfeldt, Konrad (Hg.): Bildung und Konfession. Politik, Religion und literarische Identitätsbildung. Tübingen 1996.
- Humboldt, Wilhelm von: Politische Denkschriften. Bd. 1. 1802-1810. Hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1903.
- Humboldt, Wilhelm von: Schriften zur Bildung. Hg. von Gerhard Lauer. Stuttgart 2017.
- Hyde, Simon: Roman Catholicism and the Prussian State in the Early 1850s. In: Central European History 24 (1991), S. 95-121.
- Iwitzki, Angelika u. a. (Hg.): Europäische Freiheitskämpfe. Das merkwürdige Jahr 1848: eine neue Bilderzeitung von Gustav Kühn in Neuruppin. Berlin 1994.
- Jaeschke, Walter: Philosophie und Literatur im Vormärz: der Streit um die Romantik 1820-1854. 2 Bände (Haupt- und Quellenband). Hamburg 2005.
- Jäger, Hans-Wolf: Versepik. In: Zwischen Restauration und Revolution 1815-1848 (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 5). Hg. von Gert Sautermeister, Ulrich Schmid. München, Wien 1998, S. 434-458.
- Jäger, Ludwig: Seitenwechsel. Der Fall Schneider/Schwerte und die Diskretion der Germanistik. München 1998.
- Janés, Alfonsina: Eichendorff in Spanien. In: Aurora 47 (1987), S. 17-30.
- Janés, Alfonsina: Eichendorffs Übersetzungen aus dem Spanischen. In: Steinsdorff 1988, Revolution, S. 321-333.
- Janz, Marlies: Marmorbilder. Weiblichkeit und Tod bei Clemens Brentano und Hugo von Hofmannsthal. Königstein im Taunus 1986.
- Jarcke, Carl Ernst: Vermischte Schriften, Bd. 1-3. München 1839, Bd. 4. Paderborn 1854.
- Jedin, Hubert (Hg.): Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. VI/1: Die Kirche zwischen Revolution und Restauration. Freiburg i. Br. u. a. 1971.
- Joachimsen, P.: Tacitus im deutschen Humanismus (1910). In: ders. Gesammelte Aufsätze. Hg. von Notkar Hammerstein, Bd. 1. Aalen 1970, S. 275-295.
- John, Kirsten: Das Kölner Dombaufest von 1842 – eine politische Demonstration König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen. In: Das Kölner Dombaufest von 1842. Ernst-Friedrich Zwirner und die Vollendung des Kölner Domes. Hg. von Nikolaus Gussone. Ratingen 1992, S. 63-84.
- Johnston, Otto W.: Der deutsche Nationalmythos. Ursprung eines politischen Programms. Stuttgart 1990.
- Jones, Brian W.: The Emperor Domitian. London u. a. 1992.
- Jordan, Stefan; Schrörs, Heinrich. In: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 582-583
- KA (Klassiker-Ausgabe): Joseph von Eichendorff. Werke in sechs Bänden. Hg. von Wolfgang Frühwald, Brigitte Schillbach, Hartwig Schultz. Frankfurt a. M. 1987 ff.
- Kaltenbrunner, Gerd-Klaus (Hg.): Konservatismus in Europa. Unveränderte Sonderausgabe des Buches ›Rekonstruktion des Konservatismus‹ für die Bundeszentrale für politische Bildung. Freiburg i. Br. 1972.
- Kantzenbach, Friedrich Wilhelm: Gerd Eilers und Kultusminister Eichhorn. Zur Beurteilung der Ära Friedrich Wilhelms IV. (1840-1848) und seines Ministeriums. In: Zur Problematik ›Preußen und das Reich‹. Hg. von Oswald Hauser. Köln 1984, S. 247-297.

- Kanzog, Klaus: Heinrich von Kleist. Prinz Friedrich von Homburg. Text. Kontexte. Kommentar. München 1977.
- Keinemann, Friedrich: Das Kölner Ereignis, sein Widerhall in der Rheinprovinz und in Westfalen, 2 Bde. Münster 1974 (2014 digitalisiert von der Historischen Kommission für Westfalen: [https://www.lwl.org/hiko-download/HiKo-Reihe\\_022\\_Band\\_014\\_Teil\\_1\\_\(2015\).pdf](https://www.lwl.org/hiko-download/HiKo-Reihe_022_Band_014_Teil_1_(2015).pdf); [https://www.lwl.org/hiko-download/HiKo-Reihe\\_022\\_Band\\_014\\_Teil\\_2\\_\(2015\).pdf](https://www.lwl.org/hiko-download/HiKo-Reihe_022_Band_014_Teil_2_(2015).pdf))
- Keinemann, Friedrich: Das Kölner Ereignis und die Kölner Wirren (1837-1841). Weichenstellungen, Entscheidungen und Reaktionen mit besonderer Berücksichtigung Westfalens. Ein Nachtrag zu: Das Kölner Ereignis, sein Widerhall in der Rheinprovinz und in Westfalen. Selbstverlag 1985 (2015 digitalisiert von der Historischen Kommission für Westfalen: [http://www.lwl.org/hiko-download/HiKo-Materialien\\_009\\_\(2015\).pdf](http://www.lwl.org/hiko-download/HiKo-Materialien_009_(2015).pdf)).
- von Kempfski, Jürgen: »Voraussetzungslosigkeit«. Eine Studie zur Geschichte eines Wortes. In: Archiv für Philosophie 4 (1952), S. 157-174.
- Ker, Ian: The Catholic Revival in English Literature (1845-1961): Newman, Hopkins, Belloc, Chesterton, Greene, Waugh. Notre Dame 2003.
- Kiesel, Helmuth: Das nationale Klima. Zur Entwicklung und Bedeutung eines ethnographischen Topos von der Renaissance bis zur Aufklärung. In: Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Hg. von Conrad Wiedemann. Stuttgart 1993, S. 123-134.
- Kim, Phil-Young: Ein deutsches Reich auf katholischem Fundament. Einstellungen zur deutschen Nation in der strengkirchlichen katholischen Presse 1848-1850. Frankfurt a.M. u.a. 2010.
- Kinzig, Wolfram: Kaiser, König, Ketzer. Zu Intention und Rezeption der »Julian«-Schrift von David Friedrich Strauß. In: Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte 4 (1997), 9-46.
- Kinzig, Wolfram: Polemics reheated? The Reception of Ancient Anti-Christian Writings in the Enlightenment. In: Zeitschrift für Allgemeine Kirchengeschichte 13 (2009), S. 316-350.
- Kirchberger, Nico: Konfession und Transzendenz. Ein Bruderzwist und die andere Seite der Romantik. In: Reiter/Schröder 2015, Welten der Romantik, S. 23-35.
- Kittel, Manfred: Konfessioneller Konflikt und politische Kultur in der Weimarer Republik. In: Blaschke 2002, 243-298.
- Kittel, Manfred: Abschied vom Völkerfrühling? National- und außenpolitische Vorstellungen im konstitutionellen Liberalismus 1848/49. In: HZ 275 (2002), S. 333-383.
- Klausnitzer, Ralf: Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich. Paderborn [u. a.] 1999.
- Klausnitzer, Ralf: »Keine Ausflucht als die Liebe«. Die Emotionen der Philologen. In: Eichendorff wieder finden. Hg. von Anne Bohnenkamp-Renken. Frankfurt a.M. 2007, S. 163-173.
- Klingner, Friedrich: Römische Geisteswelt. 51965 München.
- Klippel, Diethelm: Der liberale Interventionsstaat. Staatszweck und Staatstätigkeit in der politischen Theorie des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Recht und Rechtswissenschaft im mitteleuropäischen Raum. Köln u. a. 1998, S. 77-103.
- Kloft, H.: Die Germania des Tacitus und das Problem eines deutschen Nationalbewußtseins. In: Archiv für Kulturgeschichte 72 (1990), S. 93-114.
- Klug, Matthias: Rückwendung zum Mittelalter? Geschichtsbilder und historische Argumentation im politischen Katholizismus des Vormärz. Paderborn u. a. 1995.
- Knechtges-Obrecht, Irmgard: Clara Schumann. Ein Leben für die Musik. Darmstadt 2019.
- Kobusch, Theo: Christliche Philosophie. Die Entdeckung der Subjektivität. Darmstadt 2006.
- Koch, Carl: Roma aeterna. In: Gymnasium 59 (1952), S. 196-209.
- Köhnke, Klaus: Hieroglyphenschrift. Untersuchungen zu Eichendorffs Erzählungen. Sigmaringen 1986.
- Kondylis, Panajotis: Konservatismus. Geschichtlicher Gehalt und Untergang. Stuttgart 1986.
- Koopmann, Helmut: Eichendorff in der Fremde. Seine Wirkung in Europa und in der nichteuropäischen Welt. In: Aurora 52 (1992), S. 85-100.
- Koopmann, Helmut: Eichendorffs politische Lyrik. In: Literatur in Bayern 90 (2007), S. 21-29.
- Korff, Hermann August: Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte, Bd. 4. Hochromantik. Leipzig 1953.

- Koselleck, Reinhart: Aufklärung und die Grenzen ihrer Toleranz. In: Glaube und Toleranz. Das theologische Erbe der Aufklärung. Gütersloh 1982, S. 256-271.
- Koselleck, Reinhart: Preußen zwischen Reform und Revolution. München 1989 [1963].
- Krabiel, Klaus-Dieter: Zwischen Liberalismus und Restauration. Eichendorffs Schriften zum Presse-recht und die preußische Zensurgesetzgebung. In: Steinsdorff 1988, Revolution, S. 297-320.
- Kramp, Mario: Heinrich Heines Kölner Dom. Die 'armen Schelme vom Domverein' im Pariser Exil 1842-1848. Berlin / München 2002.
- Kraus, Hans-Christof: Carl Ernst Jarcke und der katholische Konservatismus im Vormärz. In: Histori-sches Jahrbuch 110 (1990), S. 409-445.
- Kraus, Hans-Christof: Das preußische Königtum Friedrich Wilhelms IV. aus der Sicht Ernst Ludwig von Gerlachs. In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 36 (1987), S. 48-93.
- Kraus, Hans-Christof: Zur Bildungspolitik unter Minister von Altenstein und Johannes Schulze. In: Bildung, Staat und Gesellschaft im 19. Jh. Mobilisierung und Disziplinierung. Hg. von K.-E. Jeismann. Stuttgart 1989, S. 128-143.
- Kraus, Hans-Christof: Politisches Denken der deutschen Spätromantik. In: Literaturwissenschaft-liches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 38 (1997), 111-146.
- Kraus, Hans-Christof: Die politische Romantik in Wien: Friedrich Schlegel und Adam Müller, in: Konservatismus in Österreich – Strömungen, Ideen, Personen und Vereinigungen von den An-fängen bis heute. Hg. von Robert Rill, Ulrich E. Zellenberg. Graz, Stuttgart 1999, S. 35-70.
- Kraus, Hans-Christof: Görres und Preußen – Zur Geschichte eines spannungsreichen Verhältnisses. In: Görres-Studien. Festschrift zum 150. Todesjahr von Joseph von Görres. Hg. von Harald Dicker-hof. Paderborn [u. a.] 1999, S. 1-27.
- Kraus, Hans-Christof: Freiheitskriege als Heilige Kriege 1792-1815. In: Heilige Kriege. Religiöse Begründungen militärischer Gewaltanwendung: Judentum, Christentum und Islam im Vergleich. Hg. von Klaus Schreiner, Elisabeth Müller-Luckner. München 2008, S. 193-218.
- Kraus, Hans-Christof: Die Gründung der Universität Berlin im Kontext der allgemeinen Bildungsent-wicklung um 1800. In: Krise, Reformen – und Kultur. Preußen vor und nach der Katastrophe von 1806. Hg. von Bärbel Holtz. Berlin 2010, S. 171-190.
- Kraus, Hans-Christof: Die historische Entfaltung der Freiheit – Bemerkungen zu Droysens »Vor-lesungen über die Freiheitskriege«. In: Johann Gustav Droysen. Facetten eines Historikers. Hg. von Klaus Ries. Stuttgart 2010, S. 79-97.
- Kraus, Hans-Christof: Panajotis Kondylis und sein »Konservativismus«-Werk. Zu einem Klassiker neuerer Ideengeschichtsschreibung. In: Falk 2019, Kondylis, S. 25-45.
- Krohn, Margot: Rudolf Haym, der Politiker und Herausgeber der Preußischen Jahrbücher. In: Jb. der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 15 (1970), S. 92-145.
- Kroll, Frank-Lothar: Friedrich Wilhelm IV. und das Staatsdenken der deutschen Romantik. Berlin 1990.
- Kroll, Frank-Lothar: Staatsideal, Herrschaftsverständnis und Regierungspraxis Friedrich Wilhelms IV. In: Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Politik – Kunst – Ideal. Hg. von Jörg Meiner, Jan Werquert. Berlin 2014, S. 18-30.
- Krüger, Peter: Eichendorffs politisches Denken (1. Teil). In: Aurora 28 (1968), 7-32; Eichendorffs politisches Denken (2. Teil). In: Aurora 29 (1969), S. 50-69.
- Krzywon, Ernst Josef: Joseph von Eichendorff (1788-1857) in seinen Wechselbeziehungen zum Diöze-sanklerus des Bistums Breslau. In: Geschichte des christlichen Lebens im schlesischen Raum. Hg. von Joachim Köhler, Bd. 2. Münster 2002, S. 731-760.
- Kühlmann, Wilhelm: Romantik der Spätantike? Julian Apostata bei David Friedrich Strauß und Joseph von Eichendorff. In: Fenster zur Welt. Fs. Friedrich Strack. Hg. von Hans-Günther Schwarz u. a. München 2004, S. 134-143.
- Kühne, Jörg-Detlef: Die Reichsverfassung der Paulskirche. Vorbild und Verwirklichung im späteren deutschen Rechtsleben. Frankfurt a. M. 1985.
- Kunicki, Wojciech (Hg.): Joseph von Eichendorff in unseren Tagen. Leipzig 2009.
- Kunisch, Dietmar: Joseph von Eichendorff. Fragmentarische Autobiographie. Ein formtheoretischer Versuch. München 1985.

- Kunisch, Hermann: Die Frankfurter Novellen- und Memoirenhandschriften des Joseph von Eichendorff. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1968, S. 329-389.
- Kurzke, Hermann: Romantik und katholische Restauration. Anlässlich des Frühwaldschen Brentano-Buchs. In: *ZfdPh* 97 (1978), S. 176-204.
- Kurzke, Hermann: Romantik und Konservatismus. Das »politische« Werk Friedrich von Hardenbergs (Novalis) im Horizont seiner Wirkungsgeschichte. München 1983.
- Kytzler, Bernhard (Hg.): Rom als Idee. Darmstadt 1993.
- Lämmert, Eberhard: Eichendorffs Wandel unter den Deutschen. In: Die deutsche Romantik. Poetik, Formen und Motive. Hg. von Hans Steffen. Göttingen 1967, S. 219-232.
- Lämmert, Eberhard; Killy, Walther; Conrady, Karl Otto, von Polenz, Peter: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Frankfurt a.M. <sup>6</sup>1980 [1967].
- Lamprecht, Helmut (Hg.): Deutschland, Deutschland. Politische Gedichte vom Vormärz bis zur Gegenwart. Bremen 1969.
- Langewiesche, Dieter: Liberalismus in Deutschland. Frankfurt a. M. 1988.
- Langewiesche, Dieter: Nation, Nationalismus, Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven. In: Neue Politische Literatur 40 (1995), S. 190-236.
- Langewiesche, Dieter: Nation, Nationalismus, Nationalstaat in Deutschland und Europa. München 2000.
- Langewiesche, Dieter; Schmidt, Georg (Hg.): Förderative Nation. Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg. München 2000.
- Langewiesche, Dieter: Förderativer Nationalismus. In: Langewiesche/Schmidt 2000, Förderative Nation, S. 215-244.
- Langewiesche, Dieter: Was heißt ›Erfindung der Nation‹? Nationalgeschichte als Artefakt – oder Geschichtsdeutung als Machtkampf. In: *HZ* 277 (2003), S. 593-617.
- Langewiesche, Dieter: Europa zwischen Restauration und Revolution 1815-1849. München <sup>5</sup>2007.
- Langewiesche, Dieter: Das Alte Reich nach seinem Ende. Die Reichsidee in der deutschen Politik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Versuch einer nationalgeschichtlichen Neubewertung in welthistorischer Perspektive. In: ders.: Reich, Nation, Föderation. Deutschland und Europa. München 2008, S. 211-234.
- Langewiesche, Dieter: Die Glorreiche Deutsche Revolution von 1848/49. In: Eine andere deutsche Geschichte 1517-2017. Was wäre wenn ... Hg. von Christoph Nonn, Tobias Winnerling. Paderborn u. a. 2017, S. 120-139.
- Langner, Albrecht (Hg.): Katholizismus, nationaler Gedanke und Europa seit 1800. Paderborn u. a. 1984.
- Lässig, Simone: Toward a biographical turn? Biography in modern historiography – modern historiography in biography. In: German Historical Institute Bulletin 15 (2004), S. 147-155.
- Lauer, Gerhard; Huber, Martin (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen 1999.
- Lauer, Gerhard: Benno von Wiese. In: Geschichte der Germanistik in Porträts. Hg. von König, C., Müller, H.-H., Röcke, W. Berlin / New York 2000, S. 221-227.
- Lauer, Gerhard: Romantik. II. Kirchengeschichtlich. In: Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 4., völlig neu bearbeitete Aufl. Tübingen 7 (2002), S. 606-609.
- Lauer, Gerhard: Die allmähliche Verfertigung einer modernen Klassikerin. Benno von Wiese, Droste und die Droste-Gesellschaft. In: Eine literarische Gesellschaft im 20. Jahrhundert. 75 Jahre Annette von Droste-Gesellschaft (1928-2003). Hg. von J. Grywatsch, O. Niethammer. Bielefeld 2003, S. 195-205.
- Lauer, Gerhard: Die Rückseite der Haskala. Geschichte einer kleinen Aufklärung. Göttingen 2008.
- Lauer, Gerhard: Die Bildung des Menschen. Zur Ideengeschichte eines unwahrscheinlichen Begriffs. In: Bildung – Lernen. Humanistische Ideale, gesellschaftliche Notwendigkeiten, wissenschaftliche Erkenntnisse. Hg. von D. Lemmermöhle, M. Hasselhorn. Göttingen 2007, S. 59-78.
- Lauer, Gerhard: Das Phantasma Rom und sein bürgerliches Fortleben. Zum Funktionswandel des Rombildes in der deutschen protestantischen Literatur des langen 19. Jahrhunderts. In: Rombilder

- im deutschsprachigen Protestantismus. Begegnungen mit der Stadt im »langen 19. Jahrhundert«. Hg. von Jörg Lauster, Martin Wallraff, Michael Matheus. Tübingen 2011, 182-202.
- Leggewie, Claus; Kallscheur, Otto: Deutsche Kulturnation versus französische Staatsnation? Eine ideengeschichtliche Stichprobe. In: Berding 1994, Nationales Bewusstsein, S. 112-162.
- Letkemann, Peter: Die preussische Verwaltung des Regierungsbezirks Danzig 1815-1870. Marburg a. d. Lahn 1967.
- Liebrand, Claudia; Wortmann, Thomas (Hg.): Zur Wiedervorlage. Eichendorffs Texte und ihre Poetologien. Paderborn 2019.
- Lill, Rudolf: Die Beilegung der Kölner Wirren 1840-1842. Vorwiegend nach Akten des Vatikanischen Geheimarchivs. Düsseldorf [1962].
- Lill, Rudolf: Die deutschen Theologieprofessoren vor dem Vatikanum I im Urteil des Münchener Nuntius. In: Reformata Reformanda. Fs. Hubert Jedin. Hg. von Erwin Iserloh, Konrad Repgen. Münster 1965, Bd. 2, S. 483-508.
- Lill, Rudolf: Geschichte Italiens vom 16. Jahrhundert bis zu den Anfängen des Faschismus. Darmstadt 1980.
- Lill, Rudolf: Der Kölner Dom und der deutsche Katholizismus im 19. Jahrhundert. In: Dann 1983, Kölner Dom, S. 95-108.
- Lill, Rudolf: Großdeutsch und kleindeutsch im Spannungsfeld der Konfessionen. In: Rauscher 1984, Konfessionalismus, S. 29-48.
- Lill, Rudolf: Katholizismus und Nation bis zur Reichsgründung. In: Langner 1985, Katholizismus, S. 51-77.
- Lindemann, Klaus: »Deutsch Panier, das rauschend wallt«. Der Wald in Eichendorffs patriotischen Gedichten im Kontext der Lyrik der Befreiungskriege. In: Pott 1985, Spätromantik, S. 91-131.
- Lönne, Karl-Egon: Politischer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1986.
- Lönne, Karl-Egon: Katholizismus-Forschung. In: Geschichte und Gesellschaft 26 (2000), S. 128-170.
- Lorinser, Franz: Don Pedro Calderon's de la Barca Geistliche Festspiele. In deutscher Übersetzung mit erklärendem Commentar und einer Einleitung über die Bedeutung und den Werth dieser Dichtungen. 17 Bde. Regensburg 1856 ff., Breslau 1862 ff.
- Lubos, Arno: Die Epen Eichendorffs. In: Jahrbuch der schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 3 (1958), 240-254.
- Lüderssen, Klaus: Eichendorff und das Recht. Frankfurt a. M. / Leipzig 2007.
- Lüdicke, Reinhard: Die Preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817-1917. Berlin, Stuttgart 1918.
- Lukács, Georg: Die Romantik als Wendung in der deutschen Literatur. In: Peter 1980, Romantikforschung, S. 40-52.
- MA (Münchner Ausgabe): Joseph von Eichendorff. Werke. Hg. von Ansgar Hillach, Klaus-Dieter Krabiel [u. a.]. 5 Bde. München 1970-1988.
- Machin, G. I. T.: The Catholic Question in English Politics 1820 to 1830. Oxford 1964.
- Magen, Antonie: Der Dichter im Staatsdienst. Eichendorffs Karriere als Beamter. In: Eichendorff wieder finden. Hg. von Anne Bohnenkamp-Renken. Frankfurt a. M. 2007, S. 131-140.
- Magen, Antonie: Von der »politische[n] Gewalt des Mittelalters«. Mittelalterrezeption in Eichendorffs politischen Schriften. In: Herweg 2012, Rezeptionskulturen, S. 151-165.
- Mai, Gunther (Hg.): Die Erfurter Union und das Erfurter Unionsparlament 1850. Köln/Weimar/Wien 2000.
- Maier, Hans (Hg.): Totalitarismus und Politische Religionen. Konzepte des Diktaturvergleichs, Bd. 1. München u. a. 1996, Bd. 2. ebd. 1997, Bd. 3, ebd. 2003.
- Manca, Anna Gianna: Die Verwaltungsgliederung Preußens zwischen historisch-ständischen, administrativ-staatlichen und liberal-politischen Interessen (1815-1867). In: Zeitschrift für Verwaltungsgeschichte 2 (2017), S. 185-206.
- Mann, Golo: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 2009 [1958].
- Mann, Thomas: Betrachtungen eines Unpolitischen. Berlin 181920 [1918].
- Mann, Thomas: Der Erwählte. Roman. Frankfurt a. M. 2008.

- Mannheim, Karl: Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens. Hg. von David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr. Frankfurt a. M. 1984 [1925/27].
- Manuel, Juan: Der Graf Lucanor. Fünfzig altspanische Novellen. Deutsch von Joseph von Eichendorff und Manfred Hinz. Hg. von Manfred Hinz. Passau 2007.
- von Martin, Alfred: Romantischer ›Katholizismus‹ und katholische ›Romantik. In: Hochland 23 (1925), S. 315–337.
- von Martin, Alfred: Der preußische Altkonservatismus und der politische Katholizismus in ihren gegenseitigen Beziehungen. In: DVjS 7 (1929), 489–514.
- von Martin, Alfred: Weltanschauliche Motive im altkonservativen Denken. In: Kaltenbrunner 1972, Konservatismus, S. 139–180.
- Marx, Karl: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. Hamburg 1869 [1852].
- Marx, Peter W.: Hamlets Reise nach Deutschland. Berlin 2018.
- Maurer, Michael: Der Adel und die Revolution. Sozialstatus und Wertewandel. In: Eichendorffs Modernität. Hg. von Michael Kessler, Helmut Koopmann. Tübingen 1989, S. 97–120.
- Meinecke, Friedrich: Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795–1815. Bielefeld, Leipzig 1906.
- Meinecke, Friedrich: Radowitz und die deutsche Revolution. Berlin 1913.
- Meinecke, Friedrich: Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. Berlin, München 41917 [1907].
- Meinecke, Friedrich: Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. München 1963 [1924].
- Meist, K.R.: Altenstein und Gans. Eine frühe politische Option für Hegels Rechtsphilosophie. In: Hegel-Studien 14 (1979), S. 39–72.
- Milward, Peter S. J.: Shakespeare the Papist. Ave Maria/Florida 2005.
- Möbus, Gerhard: Eichendorff in Heidelberg. Wirkungen einer Begegnung. Düsseldorf 1954.
- Möbus, Gerhard: Der andere Eichendorff. Zur Deutung der Dichtung Joseph von Eichendorffs. Osnabrück 1960.
- Möbus, Gerhard: Die Gestalt des Priesters in der Dichtung Eichendorffs. In: Riemen 1988, Ansichten, S. 25–53.
- Mommsen, Theodor: Römische Geschichte. Sonderausgabe in zwei Bänden auf der Grundlage der vollständigen Ausgabe von 1976 in acht Bänden. Mit einer Einleitung von Stefan Rebenich. Darmstadt 2010.
- Mommsen, Wolfgang J.: Das Ringen um den nationalen Staat. Gründung und Ausbau des Deutschen Reiches unter Bismarck, 1850–1890. Berlin 1993.
- Mosebach, Martin: Was ist katholische Literatur? In: ders.: Schöne Literatur. Essays. München 2009.
- Muhlack, Ulrich: Leopold Ranke, Rom und ›Die Römischen Päpste. In: Lauster/Matheus/Wallraff 2011, Rombilder, S. 1–24.
- von Müller, Adam: Die Elemente der Staatskunst. Hg. von Jakob Baxa. Jena 1922 [1809].
- Mulsow, Martin; Stamm, Marcelo: Konstellationsforschung. Frankfurt a. M. 2005.
- Münkler, Herfried: Nation als politische Idee im frühneuzeitlichen Europa. In: Garber 1989, Nation und Literatur, S. 56–86.
- Münkler, Herfried: Die Idee der Tugend. Ein politischer Leitbegriff im vorrevolutionären Europa. In: Archiv für Kulturgeschichte 73 (1991), S. 379–404.
- Münkler, Herfried; Grünberger, Hans: Nationale Identität im Diskurs der Deutschen Humanisten. In: Berding 1994, Nationales Bewußtsein, S. 211–248.
- Münkler, Herfried: Die Deutschen und ihre Mythen. Berlin 2010.
- Murdoch, Adrian: The Last Pagan. Julian the Apostate and the Death of the Ancient World. Stroud 2003.
- Netzer, Katinka: Wissenschaft aus nationaler Sehnsucht: Verhandlungen der Germanisten 1846 und 1847. Heidelberg 2006.
- Neugebauer, Wolfgang: Die preußischen Provinzialstände nach 1823/24 und Theodor von Schön. In: Sösemann 1996, S. 125–140.
- Neugebauer, Wolfgang (Hg.): Das preußische Kultusministerium als Staatsbehörde und gesellschaftliche Agentur (1817–1934), Band 1.1. Die Behörde und ihr höheres Personal. Darstellung. Mit Beiträgen von Bärbel Holtz, Rainer Paetau, Christina Rathgeber, Hartwin Spenkuch, Reinhold Zilch. Berlin 2009 (Acta Borussica. Neue Folge. 2. Reihe: Preußen als Kulturstaat. Abteilung I).

- Nippel, Winfried: Edward Gibbon – The History of the Decline and Fall of the Roman Empire. In: Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt. Hg. von Elke und Karl-Joachim Stein-Hölkamp. München 2006, S. 644-673.
- Nippel, Winfried: Edward Gibbon. In: Klassiker der Geschichtswissenschaft, Bd. 1: Von Edward Gibbon bis Marc Bloch. Hg. von Lutz Raphael. München 2006, S. 20-37.
- Nippel, Wilfried: Johann Gustav Droysen. Ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik. München 2008.
- Nipperdey, Thomas: Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie: Gesammelte Aufsätze. Göttingen 1976, S. 133-173 [1968].
- Nipperdey, Thomas: Kirchen als Nationaldenkmal. Die Pläne von 1815. In: Festschrift Otto von Simson. Berlin 1977, S. 412-431.
- Nipperdey, Thomas: Kirche und Nationaldenkmal. Der Kölner Dom in den 40er Jahren. In: Staat und Gesellschaft im politischen Wandel. Fs. W. Bußmann. Hg. von W. Pols, 1979, S. 175-202.
- Nipperdey, Thomas: Der Kölner Dom als Nationaldenkmal. In: HZ 233 (1981), S. 595-613; wieder in: ders.: Nachdenken über die Geschichte, München 1986, S. 156-170.
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1994 (= Nipperdey, Deutsche Geschichte I).
- Nitschke, Heinz G.: Die Preußischen Militärreformen 1807-1813. Die Tätigkeit der Militärreorganisationskommission und ihre Auswirkungen auf die preußische Armee. Berlin 1983.
- Nolte, Paul: Staatsbildung als Gesellschaftsreform. Politische Reformen in Preußen und den süddeutschen Staaten 1800-1820. Frankfurt a. M. / New York 1990.
- Noltenius, Rainer: Schiller als Führer und Heiland. Das Schillerfest 1859 als nationaler Traum von der Geburt des zweiten deutschen Kaiserreichs. In: Düding 1988, Festkultur, S. 237-258.
- Nordman, Paul: Von Staatsgrenzen zu Nationalen Grenzen. In: Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. bis 20. Jahrhundert. Hg. von Etienne François, Jörg Seifarth, Bernhard Struck. Frankfurt a. M. / New York 2007, S. 107-134 [französisches Original u. d. T.: Des limites d'état aux frontières naturelles. In: Lieux de mémoire. Hg. von P. Nora, Bd. 1. Paris 1997, S. 1125-1146].
- Norman, Edward R.: Anti-Catholicism in Victorian England. London 1968.
- Nünning, Ansgar: Kulturwissenschaft. In: ders. Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart, Weimar 2013, S. 427-430.
- Obenaus, Sibylle: Literarische und politische Zeitschriften 1848-1880. Stuttgart 1987.
- Oellers, Norbert: Die »Hallischen Jahrbücher« und die deutsche Literatur. In: Jaeschke 1995, Hauptband, S. 141-152.
- Ohly, Friedrich: Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter. In: ZfdA 89 (1958), S. 1-23.
- Osinski, Jutta: Katholizismus und deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Paderborn u. a. 1993.
- Overbeck, Friedrich: Sein Leben und sein Schaffen. Nach seinen Briefen und andern Documenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert von Margaret Howitt. Hg. von Frank Binder. Freiburg i. Br. 1886.
- Parent, Thomas: Die Hohenzollern in Köln. Köln 1981.
- Patrologia Latina: Hg. von Jacques-Paul Migne. 217 Bde. und 4 Registerbde. Paris 1844-1864 und 1958-1971.
- Paulin, Roger: »Shakespeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland«. Aspekte der Institutionalisierung Shakespeares 1840-1875. In: Huber / Lauer 1996, Bildung und Konfession, S. 9-20.
- Peter, Klaus (Hg.): Romantikforschung seit 1945. Königstein im Taunus 1980.
- Peter, Klaus: Einleitung. In: ders. 1980, Romantikforschung seit 1945.
- Petersen, Jens: Politik und Kultur Italiens im Spiegel der deutschen Presse. In: Esch / Petersen 2000, Deutsches Ottocento, S. 1-18.
- von Petersdorff, Dirk: Korrektur der Autonomie-Ästhetik, Appell an das »Leben«. Zur Transformation frühromantischer Konzepte bei Joseph von Eichendorff, in: Heidelberger Jahrbücher 51 (2007), S. 53-65.
- Pfizer, Paul Achatius: Briefwechsel zweier Deutscher. Stuttgart / Tübingen 1831.
- Planert, Ute: Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden. Alltag, Wahrnehmung, Deutung, 1792-1841. Paderborn 2007.

- Planert, Ute: Wann beginnt der ›moderne‹ deutsche Nationalismus? Plädoyer für eine nationale Sattelzeit. In: Echterkamp/Müller 2002, S. 25-29.
- Pörnbacher, Hans: Joseph Freiherr von Eichendorff und Westfalen. Zu einem unbekanntem Aktenstück aus Eichendorffs Berliner Beamten­tätigkeit. In: Westfälische Zeitschrift 112 (1962), S. 186-190.
- Pörnbacher, Hans: Joseph Freiherr von Eichendorff als Beamter, dargestellt auf Grund bisher unbekannter Akten. Dortmund 1963.
- Pott, Hans-Georg (Hg.): Eichendorff und die Spätromantik. Paderborn u. a. 1985.
- Pugin, Augustus Welby: The True Principles of Pointed or Christian Architecture. London 1841; ND (Faks.) hg. von Roderick O'Donnell. Eastbourne 2003.
- Pugin, Augustus Welby: An Apology for The Revival of Christian Architecture. London 1843; ND (Faks.) hg. von Roderick O'Donnell. Eastbourne 2003.
- Pugin, Augustus Welby: An Earnest Appeal for the Revival of the Aciert Plain Song. London 1850.
- Purver, Judith: ›Das Romantische selbst ist eine Übersetzung‹. Eichendorff's Translations from Spanish in their Romantic Context. In: Romantic and Romance Cultural Interanimation in European Romanticism. Strathelyde Modern Language Studies. Hg. von Carol Tuddy, Bd. 4. 2000, S. 25-58.
- Quaritsch, Helmut: Positionen und Begriffe Carl Schmitts. Berlin 2018.
- Rahner, Hugo SJ: Symbole der Kirche. Die Ekklesiologie der Väter. Salzburg 1964.
- Rathgeber, Christina: Johann Heinrich Schmedding. In: Westfälische Lebensbilder. Hg. v. Friedrich Gerhard Hohmann, Bd. 18. Münster 2009, S. 23-35.
- Rathke, Ursula: Preußische Burgenromantik am Rhein. Studien zum Wiederaufbau von Rheinstein, Stolzenfels und Sooneck (1823-1860). München 1979.
- Ratzinger, Joseph: Volk und Haus Gottes in Augustins Lehre von der Kirche. St. Ottilien 1992 [Diss. München 1951].
- Rauscher, Anton (Hg.): Probleme des Konfessionalismus in Deutschland seit 1800. Paderborn u. a. 1984.
- Rebenich, Stefan: Theodor Mommsen. Eine Biographie. München 2002.
- Rebenich, Stefan: Ecco Montsene. Theodor Mommsen und Rom. In: Lauster/Matheus/Wallraff 2011, Rombilder, S. 38-58.
- Regener, Ursula: Formelsuche. Studien zu Eichendorffs lyrischem Frühwerk. Tübingen 2001.
- Regener, Ursula: »Zum goldenen Zeitgeist« – Eichendorff als Satiriker. In: Eichendorff wieder finden. Hg. von Anne Bohnenkamp-Renken. Frankfurt a. M. 2007, S. 111-119.
- Regener, Ursula: Eichendorff, nachgelassen. Provenienz, Profil und ein besonderes Blatt der Sammlung Steinsdorff. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 2016, S. 211-246.
- Regener, Ursula: Soll und Haben in Eichendorffs Welt. Zum Zusammenhang der romantischen ›Wilhelm-Meister-‹ und Philisterkritik mit Adam Müllers Staats­theorie. In: Arbeit und Müßiggang in der Romantik. Paderborn 2017, S. 377-392.
- Rehm, Walter: Griechentum und Goethezeit. Geschichte eines Glaubens. Leipzig 21938.
- Rehm, Walter: Europäische Romdichtung. München 21960.
- Rehm, Walter: Jacob Burckhardt und Eichendorff. Freiburg i. Br. 1960.
- Rehm, Walther: Der Untergang Roms im abendländischen Denken. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtsschreibung und zum Dekaden­problem. Darmstadt 1966.
- Reiter, Cornelia; Schröder, Klaus Albrecht (Hg.): Welten der Romantik. Mit Beiträgen von Holger Birkholz, Nico Kirchberger, Peter Prange, Christian Scholl und Werner Telesko. Ausstellungskatalog. Wien 2015.
- Richter, Thomas: »Shakespeare's Katholizität« – Die Kontroverse um Shakespeares Konfession in Deutschland zur Zeit des Kulturkampfes. In: Shakespeare Jahrbuch 136 (2000), S. 108-130.
- Riemen, Alfred: Eichendorffs Verhältnis zum Katholizismus in der Restaurationszeit. In: Stiftung Oberschlesien 1985, Eichendorff, S. 49-60.
- Riemen, Alfred (Hg.): Ansichten zu Eichendorff. Beiträge der Forschung 1958 bis 1988. Sigmaringen 1988.
- Riemen, Alfred: Der Deutsche Orden in Eichendorffs Sicht. In: ders. 1988, Ansichten zu Eichendorff, S. 415-452.

- Riemen, Alfred: Literaturkritik als Religions- und Gesellschaftskritik. In: Steinsdorff/Grunewald 1988, S. 334-347.
- Ries, Franz Xaver: Zeitkritik bei Joseph von Eichendorff. Berlin 1997.
- Riley, Thomas: Das Verhältnis des jungen Eichendorff zu Friedrich Schlegel in Wien (1810-1813). In: *Aurora* 32 (1972), S. 24-29.
- Rödder, Andreas: Wer hat Angst vor Deutschland? Geschichte eines europäischen Problems. Frankfurt a. M. 2018.
- Rodiek, Christoph: »Und die Welt hebt an zu singen«. Eichendorffs Beitrag zu einem deutschen Calderón. In: *Aurora* 50 1990, S. 195-205.
- Rodiek, Christoph: »Gottestrunkene Natur« und »sehnsüchtig träumende Dinge«. Eichendorff als Übersetzer Calderóns. In: *Euphorion* 86 (1992), S. 445-452.
- Roeck, Bernd: Johann Jakob Bachofen, Jacob Burckhardt und Italien. In: Esch/Petersen 2000, Deutsches Ottocento, S. 137-160.
- Ronge, Johannes: An meine Glaubensgenossen und Mitbürger. Altenburg 1845.
- Rosen, Klaus: Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser. Stuttgart 2006.
- Rötscher, Heinrich Theodor: Die Kunst der dramatischen Darstellung: in ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt, 3 Bde. Berlin 1841, 1844, 1846.
- Ruge, Arnold: Preußen und die Reaction. Zur Geschichte unserer Zeit. Leipzig 1838.
- Ruge, Arnold: Sämmtliche Werke, Bd. 4. Mannheim 1847.
- Runge, Anita: Wissenschaftliche Biographik. In: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Hg. von Christian Klein. Stuttgart, Weimar 2009, S. 113-121.
- Ryan, Lawrence: Kleists »Entdeckung im Gebiete der Kunst: Robert Guiskard und die Folgen. In: *Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte*. Fs. Fritz Martini. Hg. von Helmut Kreuzer. Stuttgart 1969, S. 242-264.
- Sachs, Michael: »Fürstbischof und Vagabund«. Geschichte einer Freundschaft zwischen dem Fürstbischof von Breslau Heinrich Förster (1799-1881) und dem Schriftsteller und Schauspieler Karl von Holtei (1798-1880). Nach dem Originalmanuskript Holteis textkritisch herausgegeben. In: *Medizinhistorische Mitteilungen. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte und Fachprosaforchung* 35, 2016 (2018), S. 223-291.
- Scheitler, Irmgard: »... aber den lieben Eichendorff hatten wir gesungen«. Beobachtungen zur musikalischen Rezeption von Eichendorffs Lyrik. In: *Aurora* 44 (1984), S. 100-123.
- Schieder, Theodor: Vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich. In: *Handbuch der deutschen Geschichte*, Bd. III/8. Hg. von Bruno Gebhardt. Stuttgart 1960, S. 93-190.
- Schieder, Theodor: Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche. München 2002 [1983].
- Schieder, Wolfgang: Religion und Revolution. Die Trierer Wallfahrt von 1844. Greifswald 1996 [erstmalig u. d. T.: *Kirche und Revolution. Sozialgeschichtliche Aspekte der Trierer Wallfahrt von 1844*. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 14 (1974), S. 419-454].
- Schieder, Wolfgang: Sozialgeschichte der Religion im 19. Jahrhundert. Bemerkungen zur Forschungslage. In: *Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert*. Hg. von dems. Stuttgart 1993, S. 11-28.
- Schildt, Axel: Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München 1998.
- Schiller KA: Friedrich Schiller. Werke und Briefe in zwölf Bänden. Hg. von Georg Kurscheidt, Frankfurt a. M. 1992 (ND von Bd. 1. Sämtliche Gedichte. Durch den Deutschen Klassiker Verlag 2008).
- Schiller NA: Schillers Werke. Nationalausgabe. Hg. von J. Petersen u. a. Weimar 1943 ff.
- Schilling, Heinz: Nation und Konfession in der frühneuzeitlichen Geschichte Europas. Zu den konfessionsgeschichtlichen Voraussetzungen der frühmodernen Staatsbildung. In: Garber 1989, *Nation und Literatur*, S. 87-107.
- Schiwy, Günther: Eichendorff. Der Dichter in seiner Zeit. Eine Biographie. München 2007.
- Schmidt, Georg: Friedrich Meineckes Kulturturnation. Zum historischen Kontext nationaler Ideen in Weimar-Jena um 1800. In: *HZ* 284 (2007), S. 597-622.
- Schmidt, Harald: Fremde Heimat. Die deutsche Provinzreise zwischen Spätaufklärung und nationaler Romantik und das Problem der kulturellen Variation: Friedrich Nicolai, Kaspar Riesbeck und Ernst Moritz Arndt. In: Berding 1994, *Nationales Bewußtsein*, S. 394-442.

- Schmidt, Jochen: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur. Philosophie und Politik 1750-1945. 2 Bde. Darmstadt <sup>2</sup>1988.
- Schmidt, Jochen: Heinrich von Kleist. Die Dramen und Erzählungen in ihrer Epoche. Darmstadt 2003.
- Schmitt, Carl: Politische Romantik. München/Leipzig 1919.
- Schmitt, Carl: Donoso Cortés in Berlin (1849). In: Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Eine Gabe für Karl Muth. München 1927, S. 358-373.
- Schmitt, Carl: Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947-1951. Hg. von E. v. Medem, Berlin 1991, S. 165.
- Schmitt, Carl: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität. Berlin <sup>10</sup>2015 [1922].
- Schmitz, Christian: Die Vorschläge und Entwürfe zur Realisierung des preußischen Verfassungsver-sprechens 1806-1819. Eine rechtliche Bilanz zum Frühkonstitutionalismus der Stein-Hardenberg'schen Reformzeit. Göttingen 2010.
- Schnabel, Franz: Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848. Heidelberg 1910.
- Schnabel, Franz: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. 4 Bde., Bd. 1. Freiburg i.Br. <sup>3</sup>1947, Bd. 2. Freiburg i.Br. <sup>3</sup>1954, Bd. 3. Freiburg i.Br. <sup>2</sup>1949, Bd. 4. Freiburg i.Br. <sup>2</sup>1951 (zitiert Schnabel, Deutsche Geschichte I-IV).
- Schoeps, Hans-Joachim: Der Christliche Staat im Zeitalter der Restauration. In: Staat und Kirche im Wandel der Jahrhunderte. Hg. von W.P. Fuchs. Stuttgart 1966, S. 146-165.
- Schoeps, Hans-Joachim: Preussen. Geschichte eines Staates. Berlin / Frankfurt a. M. 1981.
- Schoeps, Hans-Joachim: Das andere Preußen. Konservative Gestalten und Probleme im Zeitalter Friedrich Wilhelm IV. Berlin <sup>5</sup>1981.
- Scholl, Christian: Romantische Malerei als neue Sinnbildkunst. Studien zur Bedeutungsgebung bei Philipp Otto Runge, Caspar David Friedrich und den Nazarenern. Berlin, München 2007.
- Scholl, Christian: Dem Leben zugewandt. Zur Ausdifferenzierung romantischer Bildkunst. In: Reiter/Schröder 2015, Welten der Romantik, S. 11-22.
- von Schön, Theodor: Woher und Wohin? oder der preußische Landtag im Jahre 1840. Ausschließlich für den Verfasser, in wenigen Exemplaren abgedruckt. Königsberg 1840. In: Vormärz und Revolution 1840-1848. Hg. von Hans Fenske. Darmstadt 1976, S. 34-40.
- Schramm, Edmund: »Eichendorff als Übersetzer spanischer Literatur. Die *Lucanor*-Übersetzung«. In: Der Vergleich. Festgabe für Hellmuth Petriconi. Hamburg 1955, S. 189-198.
- Schröder, Winfried: Athen und Jerusalem. Die philosophische Kritik am Christentum in Antike und Neuzeit. Stuttgart-Bad Cannstatt 2011.
- Schrörs, Heinrich: Die Kölner Wirren (1837). Studien zu ihrer Geschichte. Berlin/Bonn 1927.
- Schulhoff, Hilda: Eichendorff und die spanische Lyrik. In: Euphorion 22 (1920), S. 564-607.
- Schulhoff, Hilda: Spanische Dichtung des Mittelalters. Juan Manuels »Conde Lucanor«. Prag 1925.
- Schultz, Hartwig: Die Autobiographischen Schriften. In: KA V [1993], S. 877-920.
- Schultz, Hartwig: Revolution und Religion bei Joseph von Eichendorff. In: Literatur in Bayern 90 (2007), S. 31-38.
- Schulz, Gerhard: Nachwort. Fouqué als Erzähler. In: Romantische Erzählungen. Nach den Erstdruk-ken mit Anmerkungen und einem Nachwort hg. von G. Schulz. München 1977, S. 493-515.
- Schulze, Hagen: Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung. München 1997.
- Schwarke, Christian: Jesus kam nach Washington. Die Legitimation der amerikanischen Demokratie aus dem Geist des Protestantismus. Gütersloh 1991.
- Schwarz, Peter Paul: Aurora. Zur romantischen Zeitstruktur bei Eichendorff. Berlin/Zürich 1970.
- Schwingschlägl, Michael: Subjektivität zwischen Zerfall, Willensfreiheit und Religion. Untersuchungen zur Verhältnisbestimmung von Einheit und Mannigfaltigkeit in der literarischen Roman-tik. Paderborn u. a. 2019.
- von See, Klaus: Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen. Heidelberg 1994.
- von See, Klaus: Das Nibelungenlied – ein Nationalepos? In: Die Nibelungen. Sage – Epos – Mythos. Hg. von Joachim Heinzle. Wiesbaden 2003, S. 309-338.
- Seibt, Gustav: Rom oder Tod. Der Kampf um die italienische Hauptstadt. Berlin 2001.

- Seidlin, Oskar: Versuche über Eichendorff. Göttingen 1965.
- Seidlin, Oskar: Das Problem der Innerlichkeit bei Eichendorff. In: ders.: Klassische und moderne Klassiker: Goethe – Brentano – Eichendorff – Gerhart Hauptmann – Thomas Mann. Göttingen 1972, S. 61-82.
- Sengle, Friedrich: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. 3 Bde. Stuttgart 1970 ff.
- Sieburg, Friedrich: Gott in Frankreich? Ein Versuch. Stuttgart 1993 [1927].
- Siegert, Reinhard: Die Staatsidee Joseph von Eichendorffs und ihre geistigen Grundlagen. Paderborn u. a. 2008.
- Siemann, Wolfram: Die deutsche Revolution von 1848/49. Frankfurt a. M. 1985.
- Siemann, Wolfram: Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849-1870. Frankfurt a. M. 1990.
- Siemann, Wolfram: Metternich. Strategie und Visionär. Eine Biographie. München 2016.
- Simek, Rudolf: Die Edda. München 2007.
- Skalweit, Stephan: Das Problem von Recht und Macht und das historiographische Bild Friedrichs des Grossen. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 2 (1951), S. 91-106.
- Smets, Josef: Le Rhin, frontière naturelle de la France. Genèse d'une idée à l'époque révolutionnaire, 1789-1799. In: Annales historiques de la Révolution française 314 (1998), S. 675-698.
- Smith, Helmut Walsler: German Nationalism and Religious Conflict. Culture, Ideology, Politics, 1870-1914. Princeton 1995.
- Sombart, Werner: Händler und Helden. Patriotische Besinnungen. Leipzig, München 1915.
- Sösemann, Bernd (Hg.): Theodor von Schön. Untersuchungen zu Biographie und Historiographie. Köln u. a. 1996.
- Southern, Pat: Domitian. Tragic tyrant. London u. a. 1997.
- Spaemann, Robert: Der Ursprung der Soziologie aus dem Geist der Restauration. Studien über L. G. A. de Bonald. München 1998 [1959].
- Sperber, Jonathan: Popular Catholicism in Nineteenth-Century Germany. Princeton 1984.
- Stambolis, Barbara: Nationalisierung trotz Ultramontanisierung oder: »Alles für Deutschland. Deutschland aber für Christus.« Mentalitätsleitende Wertorientierung deutscher Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert. In: HZ 269 (1999), S. 58-97.
- Stein Werke: Freiherr vom Stein. Briefe und amtliche Schriften. 10 Bde. Bearb. von Erich Botzenhart, neu hg. von Walther Hubatsch. Bearbeitet und herausgegeben im Auftrag der Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft. Stuttgart 1957 ff.
- von Steinsdorff, Sibylle: Eichendorffiana im Privatnachlaß des preußischen Kultusministers Freiherrn von Stein zum Altenstein. In: Aurora 40 (1980), S. 35-51.
- von Steinsdorff, Sibylle/Frühwald, W.: Jene Influenza religiöser Zerfahrenheit. Eine unbekannte Streitschrift Joseph von Eichendorffs gegen den Deutschkatholizismus und seine Folgen. In: Aurora 42 (1982), S. 57-79.
- von Steinsdorff, Sibylle/Grunewald, Eckhard (Hg.): Ich bin mit der Revolution geboren ... Düsseldorf 1988.
- Stiftung Oberschlesien: Joseph von Eichendorff 1788-1975. Leben, Werk, Wirkung. Eine Ausstellung der Stiftung Haus Oberschlesien und des Landschaftsverbandes Rheinland, Rheinisches Museumsamt Abtei Brauweiler in Zusammenarbeit mit der Eichendorff-Gesellschaft. Dülmen/Köln 1985.
- Stockinger, Ludwig: Die ganze Romantik oder partielle Romantiken? In: Auerochs/Petersdorff 2009, S. 21-41.
- Stöcklein, Paul: Joseph von Eichendorff in Bildnissen und Selbstzeugnissen. Hamburg 1963.
- Stöcklein, Paul (Hg.): Eichendorff heute. Stimmen der Forschung mit einer Bibliographie, Darmstadt 1966.
- Stöcklein, Paul: Eichendorffs Persönlichkeit. In: Stöcklein 1966, Eichendorff heute, S. 242-273.
- Stollenwerk, Alexander: Der Deutschkatholizismus in den preußischen Rheinlanden. Mainz 1971.
- Strauß, David Friedrich: Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige. Hg. von Reinhard Dürching. Heidelberg 1992 [1847].
- Strich, Fritz: Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich. <sup>4</sup>1949 [1929].

- Talmon, Jacob Leib: Politischer Messianismus. Die romantische Phase. Übers. von Efrath Berta. Opladen 1963.
- Taterka, Thomas: Die Nation erzählt sich selbst. Zum europäischen Nationalepos des 19. Jahrhunderts. In: Nationalepen zwischen Fakten und Fiktionen. Hg. von Heinrich Detering u. a. Tartu 2011, S. 20-72.
- Telesko, Werner: Die Kunst der Romantik und die Erfindung des Habsburg-Mythos. In: Reiter / Schröder 2015, Kunst der Romantik, S. 49-59.
- Tenorth, Heinz-Elmar (Hg.): Geschichte der Universität Unter den Linden 1810-2010, Bd. 1: Biographie einer Institution. Gründung und Blütezeit der Universität zu Berlin: 1810-1918. Berlin 2012.
- Thomas, Stephan-Alexander: Makedonien und Preußen. Die Geschichte einer Analogie. Egelsbach 1994.
- Tischleder, Peter: Die Staatslehre Leos XIII. Mönchengladbach 1925.
- Tolkien, J.R.R.: The Letters of J.R.R. Tolkien. Ed. Humphrey Carpenter, Christopher Tolkien. London 2006.
- Treitschke, Heinrich von: Historische und Politische Aufsätze, Bd. 1. Charaktere, vornehmlich aus der neuesten deutschen Geschichte. Leipzig 41871.
- Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Erster Theil. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Leipzig 31882; Zweiter Theil. Bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Leipzig 21883; Dritter Theil. Bis zur Juli-Revolution. Leipzig 1885; Vierter Theil. Bis zum Tode König Friedrich Wilhelms III. Leipzig 31890; Fünfter Theil. Bis zur März-Revolution. Leipzig 1894 (zitiert: Treitschke, Deutsche Geschichte [Band in römischer Ziffer], [Seitenzahl]).
- Trippen, Norbert: Das Kölner Dombaufest 1842 und die Absichten Friedrich Wilhelms IV. von Preußen bei der Wiederaufnahme der Arbeiten am Kölner Dom. Eine historische Reflexion zum Dombaufest 1980. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 182 (1979), S. 104-108.
- Uhlendorff, Franz: Eichendorff, der Freiheitsgedanke und die Freiheitsbewegung. In: Aurora 16 (1956), S. 35-50.
- Uhlendorff, Franz: Eichendorff, der Rhein und das Fragment »Die Engel vom Kölner Dom«. In: Aurora 17 (1957), S. 12-19.
- Uhlendorff, Franz: Neue Eichendorffiana. In: Aurora 24 (1964), S. 21-35.
- Uhlig, Claus: Europäische Nationalepik der Renaissance: Fortschreibung und Korrektur der Antike. In: Berding 1994, Nationales Bewußtsein, S. 249-281.
- Varela, María Jesús: Presencia de España en la obra de Joseph von Eichendorff. Salamanca 1983.
- Varela, María Jesús: Spanien im Werk Joseph von Eichendorffs. Germania – Romania. Studien zur Begegnung der deutschen und romanischen Kultur. Hg. von Giulia Cantarutti. Frankfurt a.M. u. a. 1990, S. 137-167.
- Varnhagen von Ense, Karl August: Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Tagebücher von Karl August Varnhagen von Ense. 14 Bde. Leipzig 1861-1870.
- Vischer, Friedrich Theodor: Shakespeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen. In: Literarhistorisches Taschenbuch (hg. von Robert Prutz) 1844, S. 73-130.
- Voegelin, Eric: Die politischen Religionen. München 32007 [1938].
- Vogel, Barbara: Beamtenkonservatismus. Sozial- und verfassungsgeschichtliche Voraussetzungen der Parteien in Preußen im frühen 19. Jahrhundert. In: Deutscher Konservatismus im 19. und 20. Jahrhundert. Fs. Fritz Fischer. Hg. von Dirk Stegmann u. a. Bonn 1983, S. 1-33.
- Vollhardt, Friedrich: Plausible Religion, softe Säkularisierung. Die Aufklärung wird endlich sensibler. In: Merkur 58 (2004), S. 62-67.
- Vollhardt, Friedrich: Hochland-Konstellationen. Programme, Konturen und Aporien des literarischen Katholizismus am Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Moderne und Antimoderne. Der *Renouveau catholique* und die deutsche Literatur. Hg. von Wilhelm Kühlmann, Roman Lukschewer. Freiburg i. Br. u. a. 2008, S. 67-100.
- Vollhardt, Friedrich: Hugo Ball, Nietzsche und die Epoche der Reformation. In: Hugo-Ball-Almanach. Neue Folge 3 (2013), S. 109-122.
- Vollhardt, Friedrich: Text und Kontext oder: gibt es Neuigkeiten zum Gültigkeitskriterium von Interpretationen? In: GRM 65 (2015), S. 31-41.

- Vollhardt, Friedrich: *Gotthold Ephraim Lessing. Epoche und Werk.* Göttingen 2018.
- Voss, Jürgen: *Das Mittelalter im historischen Denken Frankreichs. Untersuchungen zum Mittelalterbegriff und der Mittelalterbewertung von der zweiten Hälfte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.* München 1972.
- Weber, Christoph: *Der »Fall Spahn« (1901). Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Kulturdiskussion im ausgehenden 19. Jahrhundert.* Rom 1980.
- Weichlein, Siegfried: *Der Apostel der Deutschen. Die konfessionspolitische Konstruktion des Bonifatius im 19. Jahrhundert.* In: Blaschke 2002, *Konfessionelles Zeitalter*, S. 155-180.
- Weiss, Wolfgang: *The Debate about Shakespeare's Character, Morals, and Religion in Nineteenth-Century Germany.* In: *Critical Survey* 21 (2009), S. 87-102.
- Wiedemann, Conrad: *Germanistik als Nationalphilologie? Ein Rasonnement und eine geschichtliche These.* In: *Wes Geistes Wissenschaften? Zur Stellung der Geisteswissenschaften in Universität und Gesellschaft.* Hg. von Heinz Schilling und dems. Gießen 1989, S. 20-34.
- Wiedemann, Conrad: *Zwischen Nationalgeist und Kosmopolitismus. Über die Schwierigkeiten der deutschen Klassiker einen Nationalhelden zu finden.* In: *Patriotismus.* Hg. von Günter Birtsch, Hamburg 1991, S. 75-101.
- Wiedemann, Conrad: *Deutsche Klassik und nationale Identität. Eine Revision der Sonderwegs-Frage.* In: *Klassik im Vergleich. Normativität und Historizität europäischer Klassiker.* Hg. von Wilhelm Voßkamp, Stuttgart 1993, S. 541-569.
- Wiedemann, Conrad: *Rom, Athen und die germanischen Wälder. Ein vergleichender Versuch über nationale Ursprungsmythen der deutschen Aufklärung.* In: *Searching for Common Ground. Diskurse zur deutschen Identität 1750-1871.* Hg. von Nicholas Vazsonyi. Köln u. a. 2000, S. 195-207.
- Wieselhuber, Franz: *Entwürfe englischer nationaler Identität in Pamphleten der Restaurationszeit.* In: Berding 1994, *Nationales Bewußtsein*, S. 301-322.
- Wigard, Franz (Hg.): *Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.* 9 Bde. Frankfurt a. M. 1848-1950.
- Winkler, Heinrich August: *Der lange Weg nach Westen.* 2 Bde. München 2010.
- Wirth, Johann G. A.: *Das Nationalfest der Deutschen zu Hambach.* Neustadt a. H. 1832.
- Wiseman, Nicholas: *Fabiola or The Church of The Catacombs.* o. O. 1854.
- Witte, Barhold C.: *Der preußische Tacitus. Aufstieg, Ruhm und Ende des Historikers Barthold Georg Niebuhr 1776-1831.* Düsseldorf 1979.
- Wiwjorra, Ingo: *Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts.* Darmstadt 2006.
- Wolff, Arnold: *Ansichten, Risse und einzelne Theile des Domes von Köln: das Domwerk des Sulpiz Boisserée.* In: *Kunst als Kulturgut. Die Bildersammlung der Brüder Boisserée, ein Schritt in der Begründung des Museums.* Hg. von Annemarie Gethmann-Siefert. Bouvier, Bonn 1995, S. 185-196.
- Wollstein, Günther: *Das Großdeutschland der Paulskirche. Nationale Ziele in der bürgerlichen Revolution 1848/49.* Düsseldorf 1977.
- Ziesemer, Walther: *Eichendorffs »Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg«.* In: *Eichendorff-Kalender* 2 (1911), S. 20-35.
- Zimmer, Oliver: *Nation und Religion: Von der Imagination des Nationalen zur Verarbeitung von Nationalisierungsprozessen.* In: *HZ* 283 (2006), S. 617-656.

## Bildnachweise

Titelbild: Friedrich Wilhelm IV. auf dem Dombaufest in Köln. In: Carl Rohling; Richard Sternfeld: Die Hohenzollern in Bild und Wort. Berlin: 1897. © Look and Learn History Picture Library

Abb. 1: Friedrich Overbeck – The Yorck Project (2002) 10.000 Meisterwerke der Malerei (DVD-ROM), distributed by DIRECTMEDIA Publishing GmbH. ISBN: 3936122202

Abb. 2: Frankfurt, Staedelmuseum, Digitale Sammlung; URL (16. 3. 2020):

<https://sammlung.staedelmuseum.de/de/werk/der-triumph-der-religion-in-den-kuensten>

Abb. 3: Frankfurt, Staedelmuseum, Digitale Sammlung; URL (16. 3. 2020):

<https://sammlung.staedelmuseum.de/de/werk/die-einfuehrung-der-kuenste-in-deutschland-durch-das-christe> [!]

Abb. 4: Privatphotographie, N. v. E., 6. 4. 2018

# Register

- von Abel, Carl August 132, 136  
Abraham a Sancta Clara 612  
(Lord) Acton, John Emerich Edward  
  Dalberg-Acton 401, 429, 454, 620  
Adam (bibl. Figur) 373, 447  
Adam, Wolfgang 10  
Adenauer, Konrad 355  
Adorno, Theodor W. 30, 37, 250, 575 f.  
Æthelberth I. von Kent 404  
Ahlers, Nicole 529  
Akaltin, Ferdi 214  
Albert Prinz von Sachsen-Coburg und Gotha  
  270  
Albrecht von Preußen (1490-1568) 78, 494, 496  
Friedrich Wilhelm von Brandenburg 326, 490,  
  494  
Alewyn, Richard 20, 28-30, 44  
Alexander der Große 526 f., 536, 539  
Alexis, Willibald 100  
Alfons XI. el Justiciero 74  
Altenstein, Karl Freiherr von 83 f., 86, 94, 96-  
  100, 108 f., 111-113, 117, 126-131, 134, 142 f., 153,  
  179, 184, 451, 487, 502 f., 631  
Altgeld, Wolfgang 56, 73, 180, 359  
Ammianus Marcellinus 520  
Anastasio Grün (s. Alexander von Auersperg)  
Anderson, Margareth Lavinia 183, 351, 394,  
  396 f., 399, 414  
Andrea Mantegna 448  
Andres, Jan 80  
Angelico da Fiesole (Fra Angelico) 448  
Angelus Silesius (s. Johannes Scheffler)  
Angerstein, Wilhelm 276 f.  
Ansel, Michael 16, 202, 246, 359, 361 f., 435  
Aphrodite (s. Venus)  
Apoll(o) 362, 539, 591  
Aristoteles 390, 410  
Armellini, Carl 587  
Arminius (Hermann der Cherusker) 206, 280,  
  282, 312, 319, 493, 621  
Arndt, Ernst Moritz 51-56, 58, 60, 66, 70, 84,  
  93, 129, 197, 219, 232, 247, 249, 254, 324, 361,  
  381, 386  
von Arnim, Achim 57, 92, 194, 230 f., 387, 458,  
  513, 581, 617, 625  
von Arnim, Bettina 161  
von Arnim-Boitzenburg, Adolf Heinrich S. 183 f.  
von Arnim-Heinrichsdorff, Heinrich Friedrich  
  S. 326  
Arnold, Werner 145, 172  
Arnoldi, Wilhelm 146 f., 179-181, 184  
Arouet, François-Marie (Voltaire) 193, 410 f.,  
  519 f., 523-526, 534-536, 570  
Assel, Jutta 448  
Auerchs, Bernd 16  
von Auersperg, Alexander (Anastasio Grün)  
  244  
Augustinus von Hippo 13, 179, 308, 374, 489,  
  591, 598, 599, 604, 621  
Augustinus von Canterbury 403 f.  
Aulike, Mathias 143  
Avenarius, Tony 49  
von Baader, Franz 301, 454  
Bacon, Francis 428 f.  
Balde, Jacob 212, 471  
Balder (german. Mythologie) 384  
Ball, Hugo 513  
Barbarossa (s. Friedrich I. Barbarossa)  
Barclay, David E. 18, 49 f., 53, 70-72, 80, 82, 145,  
  266, 268-270, 272, 275 f., 297, 319 f., 322-326,  
  369, 489, 492 f., 499, 501 f., 509-511  
Basilius der Große (von Caesarea) 519, 549  
Bassermann, Friedrich Daniel 478, 480  
Bauer, Franz J. 586, 591  
von Bauernfeld, Eduard 241, 244  
Baumgarten, Hermann 418  
Baumgartner, Alexander SJ 430  
Beck, Sandra 352  
Becker, Nikolas 52  
Becker, Winfried 291, 362  
Beeching, Henry Charles 401  
van Beethoven, Ludwig 547  
Beevor, Antony 419  
Behler, Ernst 480  
von Beisler, Hermann 291  
Belke, Hans-Jürgen 86, 104, 109 f., 121, 126, 143  
Bellen, Heinz 591  
Benjowski, Moritz August 335  
Benzenberg, Johann Friedrich 54  
Berding, Helmut 214, 355  
Berger, Stefan 42, 214  
Berghahn, Cord-Friedrich 164  
Berghahn, Klaus L. 361  
von Bernstorff, Albrecht Graf 85, 113 f., 116,  
  124  
von Beseler, Carl Georg 389 f.  
von Besserer-Dahlfingen, Therese (geb. von  
  Eichendorff) 611  
Beßlich, Barbara 55, 364, 393, 535, 550  
Biester, Johann Erich 194

- von Bismarck, Otto 14-18, 42, 56, 66, 69, 84,  
 91 f., 143, 272, 275, 322 f., 327 f., 391-393, 437,  
 475, 485, 493 f., 499, 503, 527, 586, 621  
 von Bissing, Moritz Freiherr 68  
 Blaschke, Olaf 93  
 Boch, Julie 519  
 von Blücher, Gebhard Leberecht 85  
 Blum, Robert 183, 261 f., 350, 445  
 Boccaccio, Giovanni 412  
 Böckenförde, Ernst-Wolfgang 189, 281, 305  
 Bodenschwingh, Ernst Albert Karl Wilhelm  
 Ludwig (d. Ä.) 65, 179, 266  
 Böhme, Jacob 459, 462  
 Bohrer, Karl-Heinz 16 f.  
 Boileau, Nicolas 418  
 Boisserée, Sulpiz 53  
 Bonaparte, Louis-Napoléon (s. Napoléon III.)  
 Bonifatius 382, 404  
 Boockmann, Hartmut 55, 75, 77-79, 105, 585  
 Borchmeyer, Dieter 33, 444  
 Bork, Herward 98, 107  
 von Bormann, Alexander 21, 460, 478, 486, 518,  
 521, 527, 535, 562, 587, 607  
 Börne, Ludwig 66, 367  
 Borutta, Manuel 61, 135, 183, 216 f., 284, 291,  
 333, 361, 366, 398 f., 413, 459, 586 f.  
 Bossuet, Jacques Bénigne 302  
 von Boyen, Hermann Ludwig 70, 149  
 Bramante, Donato 449  
 von Brenn, Gustav Graf 116  
 Brentano, Clemens 17, 34, 57, 86 f., 92, 132, 136,  
 178, 239, 252, 258, 282, 298, 339, 351, 354, 357,  
 394, 447, 451, 454, 458, 461, 581, 617 f., 625  
 Bretschneider, Karl Gottlieb 361  
 Breuer, Stefan 375  
 Briesemeister, Dietrich 414, 417, 419, 440  
 Brunelleschi, Filippo 449  
 Brünhild (Nibelungenlied) 427  
 von Bülow, Ludwig Friedrich Victor Hans 111  
 Bunsen, Carl Josias 127, 271  
 Burckhardt, Jacob 448, 519  
 Burke, Edmund 365, 512  
 Burton, Kathryn L. 403  
 Buschmann, Nikolaus 186, 342, 617  
 Busse, Eckart 241  
 von Buß, Franz Joseph 284 f.  
 Bußmann, Walter 18, 40, 49, 53, 62 f., 67-69,  
 150 f., 237, 265-272, 275, 320, 324, 330, 475,  
 481, 484, 488 f., 498 f., 503  
 Butler, Joseph 534  
 Butterfield, Herbert 9  
 Büttner, Frank 445  
 Calderón de la Barca 205, 235 f., 414-419, 421,  
 426, 430, 432-434, 439-441, 443, 459 f., 469,  
 516, 607, 614, 628  
 Calvin, Johannes 408  
 von Canitz und Dallwitz, Karl Ernst Wilhelm  
 Freiherr 266  
 Caesar, Julius (Cäsar) 525 f., 529, 532 f.,  
 von Cavour, Camillo Benso Graf 586  
 de Cervantes, Miguel 414 f., 440  
 Chad von York (Heiliger) 401  
 von Chamisso, Adelbert (Louis Charles Adélaïde  
 de Chamisso de Boncourt) 158, 225  
 de Chardin, Teilhard 619  
 Charlotte von Preußen (Alexandra Fjodorowna  
 Kaiserin von Russland) 53  
 de Chateaubriand, François-René 429, 455  
 Chesterton, Gilbert Keith 456  
 Christophorus (Heiliger) 384  
 Cicero, Marcus Tullius 524, 526  
 Clark, Christopher 42, 88, 144, 214, 325, 477,  
 489  
 Clark, Jonathan Charles Douglas 400  
 Columbus, Christoph 140, 142  
 Commodus 605  
 O'Connell, Daniel 138, 400  
 Conrady, Karl Otto 26, 29  
 Conti, Stefano 519  
 Cordes, Lisa 588  
 Corneille, Pierre 410  
 Cornelius, Peter 447, 468, 617  
 Corsten, Angela-Maria 49  
 Cortés, Juan Donoso 69, 292 f., 496  
 von Corvin, Otto 179  
 von Cotta, Georg 235 f.  
 Craig, Gordon A. 15  
 Craik, Henry 401  
 Creuzer, Friedrich 617  
 Cromwell, Oliver 432  
 Czerski, Johann 182 f., 192-195, 202  
 Dach, Simon 104  
 Dahlheimer, Manfred 302  
 Dahlmann, Friedrich Christoph 388  
 Dann, Otto 49  
 Danneberg, Lutz 26  
 Dante Alighieri 411 f., 447 f., 469, 585  
 Danton, Georges Jacques 375  
 Dauer, Holger 425  
 David (bibl. Figur) 271, 447  
 Davis, Richard W. 400  
 Demandt, Alexander 534, 591 f.  
 Denneler, Iris 563  
 Dessauer, Joseph 244, 246  
 Devrients, Eduard 266  
 Diderot, Denis 397, 520

- Dietrich, Stefan J. 221, 282-287, 289-293, 301-305, 325, 330, 382, 389, 489, 560  
 von Diepenbrock, Melchior Ferdinand Joseph Freiherr 619  
 Dilthey, Wilhelm 545  
 Dingelstedt, Franz 546  
 Dionysos (Bacchus) 407  
 Diokletian 519  
 Dipper, Christof 331  
 Dittmer, Lothar 50, 83, 114, 116, 124, 128  
 von Döllinger, Ignaz 292, 305, 378f., 395, 401, 454  
 Domitian 588, 602, 604f.  
 Don Juan 251  
 O'Donnell, Roderick 401-403  
 Doria, Arianna 519  
 Dostojewski, Fjodor M. 397  
 Dowe, Christopher 380  
 Dreves, Lebrecht 331  
 von Droste-Hülshoff, Annette 66  
 zu Droste-Vischering, Clemens August 25, 64f., 179, 396  
 Droysen, Johann Gustav 14, 102, 153, 214f., 221, 353, 390f., 526f., 536, 631, 633f.  
 Duchhardt, Heinz 104, 119  
 Düchting, Reinhard 483, 485  
 Duncker, Karl 124  
 von Dunin, Martin 132  
 Dürer, Albrecht 447f.  
 Eberhardt, Otto 507  
 Echnaton 385  
 Echtermeyer, Theodor 152, 158, 209, 257, 357, 366, 369-371, 472, 487, 490, 522  
 Echternkamp, Jörg 131  
 Ehrlich, Eugen 37  
 von Eichendorff, Hermann 86, 136, 164, 198f., 239, 244, 265f., 317, 401, 502  
 von Eichendorff, Louise (geb. von Larisch) 86, 108, 232, 633  
 von Eichendorff, Rudolf 265f.  
 von Eichendorff, Rudolf Joseph 238  
 von Eichendorff, Wilhelm 239  
 Eichhorn, Johann Albrecht Friedrich 84, 86f., 114-116, 124, 129, 164, 177, 183, 185, 493, 502  
 Eichhorn, Karl Friedrich 70  
 Eisenlohr, Theodor 304  
 Elben, Otto 246  
 Eliot, T. S. (Thomas Stearns) 456f.  
 Elisabeth Ludovika von Bayern 68  
 Emmerick, Anna Katharina (Emmerich) 101  
 Erwin von Steinbach 447, 449  
 van Essenberg, Nikolas 11, 22, 30, 350, 352, 479, 507, 518f., 550  
 Eusebius von Caesarea 519  
 Eva (bibl. Figur) 447  
 Fahrenheit, Friedrich Heinrich 147  
 Falk, Horst 375  
 von Fallersleben, Hoffmann 52  
 Feger, Franziska 479f., 518-525, 527, 531, 534f., 547, 549f., 599  
 Fehrenbach, Elisabeth 90, 246, 285, 391, 508  
 Feilchenfeldt, Konrad 10, 172  
 Ferdinand [der Heilige] 74, 439  
 Fichte, Johann Gottlieb 91, 177, 461, 586, 615  
 Fick, Joseph 238f., 423  
 Fick, Julius 350  
 von Ficker, Julius Johann Kaspar 585  
 Fischer, Fritz 521  
 Fischer, Ludwig 69, 293, 496  
 Fleming, Paul 487  
 Fohrmann, Jürgen 16, 22, 352, 359, 371, 391  
 Fontane, Theodor 33, 92, 98, 223, 247  
 Forster, Georg 363  
 Förster, Heinrich (Bischof) 260, 451, 454, 610f., 619f.  
 Fouqué, Friedrich de la Motte 93, 366, 471, 549f.  
 Franco, Francisco Paulino Hermenegildo Teóduło Salgado y Bahamonde Pardo (General Franco) 70  
 Francois, Etienne 33, 214  
 Frank, Manfred 15  
 Frankl, Ludwig August 244f., 249, 251  
 Frantz, Constantin 534  
 Franz, Georg 216f., 328, 397f.  
 Freiherr vom Stein (s. Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein)  
 Freiligrath, Ferdinand 70  
 Fricke, Harald 562  
 Friedrich I. von Preußen 80  
 Friedrich II. von Preußen (der Große) 24, 61, 132-134, 154-156, 169, 274, 328, 519, 523-526, 536  
 Friedrich I. Barbarossa (Barbarossa) 391, 621  
 Friedrich Wilhelm III. von Preußen 59, 61-63, 68, 70, 88, 91f., 114, 141f., 267, 274  
 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 9, 17f., 25, 40, 44-47, 49-54, 56, 58-60, 63f., 67-74, 78-80, 82f., 93, 97, 100, 105, 109, 125, 137, 139f., 142-145, 147-156, 158, 160-164, 168, 173-176, 178f., 209-213, 236f., 259, 261, 265-272, 274-276, 297, 299-303, 306, 308, 314, 320-330, 349, 360, 368f., 376, 444, 447, 462-464, 472-475, 477, 479, 481, 483-485, 487-489, 501-504, 509-513, 519, 522f., 525-527, 535, 627, 632  
 Friedrich, Caspar David 458f.  
 von Friesens, Heinrich 429  
 von Führich, Joseph 232, 239, 249, 446

- Frühwald, Wolfgang 10, 23 f., 31, 35-44, 50, 54, 58, 60 f., 64 f., 68, 72, 79, 82-87, 89-95, 98, 101-105, 108-111, 113, 123 f., 132-134, 136, 139, 142-147, 151, 160, 163 f., 172 f., 175-179, 186, 191 f., 198, 219, 232-234, 236, 239-243, 249-252, 256, 260, 266, 282, 298 f., 332, 352 f., 359, 361, 371 f., 374, 376-378, 398, 446 f., 453, 463, 466, 468, 500 f., 508, 547, 569, 620, 625 f.
- Fuhrmann, Manfred 591
- Fulda, Ludwig 425
- Furness, Horace Howard 422
- von Gagern, Heinrich 102
- von Gagern, Max 323
- Gaier, Ulrich 579
- Gall, Lothar 91, 275, 327 f., 480, 493
- Gans, Eduard 128 f.
- Garibaldi, Giuseppe 398, 587
- von Geissel, Johannes Baptist Jacob 238, 285, 395
- Gelzer, Heinrich 204, 258, 355, 369
- von Gentz, Friedrich 236, 365
- von Gerlach, Ernst Ludwig 66, 84 f., 124, 235, 282, 301, 489, 501
- von Gerlach, Leopold 56, 66, 124, 235, 301, 489
- Gervinus, Georg Gottfried 16, 114, 151, 182, 202-205, 207, 209, 212, 214, 219, 238, 246, 257, 272-274, 350, 353-357, 360-362, 364-366, 368-371, 373, 377 f., 388, 390 f., 393, 405-407, 409, 421, 423 f., 428 f., 435 f., 445, 480 f., 484 f., 522 f., 526, 531, 545
- George, Stefan 425
- Gibbon, Edward 484, 591 f., 599, 604-606
- Gilly, David 169
- Gilly, Friedrich 169
- von Giovannelli zu Gerstburg und Hörtenberg, Joseph 101
- von Gneisenau, August Neidhardt 84 f., 87-89, 95, 170, 466, 469 f.
- Goedeke, Karl 247
- von Goethe, Johann Wolfgang 33, 41, 45, 85, 96, 361-363, 365, 371-373, 377, 421, 426, 429 f., 432, 445, 457 f., 468 f., 520, 528, 530-532, 536, 540, 545-547, 612, 621
- Gollwitzer, Heinz 534
- Görres, Guido 66, 132, 136, 177, 191, 236, 375
- Görres, Joseph 17 f., 34, 53-55, 57 f., 65 f. 69, 87, 92, 95, 101, 107 f., 111, 127, 131-134, 136, 138, 147, 158, 160, 177-180, 189 f., 194-196, 200, 224, 229 f., 238, 254, 256, 282, 305, 353, 364, 394, 400 f., 451, 453 f., 458 f., 465, 468, 514, 569, 617 f., 625
- Göse, Frank 80
- Gossmann, Lionel 445 f., 448
- Gottschall, Rudolf 520 f., 578
- Gozzoli, Benozzo 448
- Graf, Friedrich Wilhelm 195
- Gregor XVI. (Bartolomeo Alberto Cappellari) 64, 66
- Gregor der Große 137, 403, 447
- Gregor von Nyssa 519
- Gregorovius, Ferdinand 214, 255, 370, 446, 493
- Greiffenhagen, Martin 375
- von Greyerz, Kaspar 61
- Grillparzer, Franz 241, 249
- Grimm, Jacob 70, 380, 382, 405, 433, 439
- Grimm, Reinhold 361
- Grimm, Wilhelm 70
- Grünberger, Hans 222
- Guardini, Romano 455
- Gudladt, Katharina 98
- Gundolf, Friedrich 425
- Günther, Anton 619 f., 624
- Gurian, Waldemar 399
- Guske, Hubertus 62-64, 94, 96, 98, 128
- Gustav II. Adolph 153, 156 f., 523
- Gutzkow, Karl 178, 524 f.
- Habermas, Jürgen 27, 37
- Habicht, Werner 421
- Hadrian 605
- Haecker, Theodor 513
- Hagemann, Karen 91, 214, 223, 227
- von der Hagen, Friedrich Heinrich 529 f.
- Hahn, Hans-Werner 224
- Hahn-Hahn, Ida (Ida Gräfin von Hahn) 462
- Haller, Karl Ludwig 124 f., 368
- Hamann, Johann Georg 221, 373, 377
- Hammerstein, Notker 162
- Hankamer, Paul 33
- Hänsel-Hohenhausen, Markus 62, 64, 128
- von Hardenberg, Friedrich (Novalis) 17 f., 120, 125, 150, 201, 213, 226, 233, 258, 270 f., 289, 364, 369, 377, 396, 405, 461, 468, 555, 617
- von Hardenberg, Karl August Fürst 50, 71, 83-85, 90, 96, 104, 109, 111, 131, 151, 334
- Hardtwig, Wolfgang 153, 391
- von Harnack, Adolf 91
- Hartmann von Aue 137
- Hass, Hans-Egon 351-353, 356
- Hattenhauer, Hans 55, 91
- Haupt, Heinz-Gerhard 22, 29, 56
- Hauptmann, Gerhard 425
- Haupts, Leo 49
- Haym, Rudolf 13-18
- Hecker, Friedrich 294
- Hedwig von Andechs 47, 259, 451, 610 f., 619 f., 623 f., 628

- Heer, Friedrich 73, 453  
 Hegel, Georg Friedrich 96-98, 128, 131, 291, 375, 381, 498, 529, 535, 547  
 Hegewisch, Dietrich Hermann 605  
 Heine, Heinrich 19, 49, 59, 66, 129, 194 f., 200, 258, 336, 353, 355, 360, 364 f., 367, 371, 422, 432, 458, 535, 545 f.  
 Hekuba 225  
 Helios 539-541  
 Hemlink (s. Hans Memling)  
 von Hengstenberg, Wilhelm 135, 158  
 Henrich, Dieter 15  
 Hensel, Luise 537, 609  
 Herder, Johann Gotfried 32, 104, 221, 289, 333, 362 f., 371, 373, 377, 381 f., 386, 389, 425, 515, 566  
 Hermand, Jost 361  
 Herwegh, Mathias 352  
 Hettner, Hermann 16, 371, 436  
 Heyse, Paul 247 f.  
 Hien, Markus 100, 203, 359, 388 f.  
 Hieronymus 591  
 Hill, Rosemary 403, 449, 455  
 Hillach, Ansgar 313, 441, 460, 486, 602  
 von Hindenburg, Paul 179  
 Hinz, Manfred 440  
 Hitler, Adolf 289, 513  
 Hofbauer, Clemens Maria 57, 197, 232, 251  
 Hofer, Andreas 215  
 von Hofmannsthal, Hugo 439  
 Hohendahl, Peter U. 359, 361, 391, 546  
 Hölderlin, Friedrich 280, 289 f., 312, 357, 422, 426, 579  
 Holland, Hyazinth 30 f., 243, 603  
 Hollender, Christoph 21  
 Hollender, Martin 27, 31, 33, 232, 245, 350  
 von Holtei, Karl 619  
 Holtz, Bärbel 97, 143  
 Hömig, Herbert 62, 96-98, 100, 126 f., 487  
 Horaz (Quintus Horatius Flaccus) 478  
 Horn, Franz 158  
 von Hoverden auf Hünern, Emanuel Graf 85  
 Huber, Victor Aimé 439  
 Hugo von St. Viktor 583  
 von Humboldt, Alexander 270  
 von Humboldt, Wilhelm 54, 91 f., 94, 96, 100, 123, 468  
 Hus, Jan 182, 202  
 Hurter, Friedrich 232, 239, 249, 390  
 von Hutten, Ulrich 182, 202  
 Hyde, Simon 499 f.  
 Iffland, August Wilhelm 194, 220  
 Immermann, Karl 158  
 Innozenz III. 390  
 Iwitzki, Angelika 264, 295  
 Jacobi, Friedrich Heinrich 371, 373  
 Jäger, Hans-Wolf 529  
 Jäger, Ludwig 33  
 Jagiel (Władysław II. Jagiełło) 167  
 Jahn, Friedrich Ludwig 58, 66, 70, 84, 129, 158, 197, 294, 361, 381, 386, 612  
 Jakob I. von England 302  
 Jakubowski-Tiessen, Manfred 61  
 Janés, Alfonsina 440  
 Jarcke, Carl Ernst 66, 69, 125, 127, 131, 133-136, 158, 160, 177 f., 189, 204, 232, 234-239, 249-251, 254-256, 265, 267, 284 f., 295, 298-300, 331, 349 f., 369, 375 f., 384, 413, 423, 446, 456, 491, 494, 501, 513 f.  
 Jean Paul (s. Friedrich Richter) 363  
 Jeanne d'Arc (s. Johanna von Orléans)  
 Jesus Christus 179, 189 f., 298, 542  
 Joachim von Fiore 290  
 Johanna von Orléans (Jeanne d'Arc) 188  
 Johannes (Evangelist) 306, 560, 588, 591  
 John, Kirsten 49, 61  
 Johnston, Otto W. 61  
 Jones, Brian W. 588  
 Jordan, Charles Étienne 524  
 Jordan, Stefan 132  
 Joseph II. 375, 396  
 Jovian 560  
 Judas 555  
 Julian Apostata 479, 482, 516, 518 f., 520, 521, 523, 524, 525-527, 529 f., 532-560, 562 f., 566, 574, 575, 583 f., 602, 607-609  
 Jung-Stilling (Johann Heinrich Jung) 373  
 Jupiter (s. Zeus)  
 Kaergel, Hans Christoph 27  
 Kaltenbrunner, Gerd-Klaus 375  
 von Kamptz, Karl Albert 235  
 Kant, Immanuel 98, 100, 102, 104, 193, 426, 465, 476, 487, 615, 631  
 Kanzog, Klaus 88  
 Karl der Große 306, 382, 447  
 Karoline von Baden 68  
 Kayßler, Adalbert 617  
 Keinemann, Friedrich 60, 62 f., 65 f., 129  
 Keller, Gottfried 216  
 von Kempfski, Jürgen 356  
 Ker, Ian 456  
 Kerner, Justinus 158  
 Kersting, Friedrich 223  
 Kiesel, Helmuth 357  
 Killy, Walther 26, 29  
 Kinzig, Wolfram 478-480, 483-485, 488, 525  
 Kirchberger, Nico 458

- Kittel, Manfred 179, 320  
 Klausnitzer, Ralf 16, 33  
 von Kleist, Heinrich 88, 158, 205 f., 215, 225 f.,  
 231, 387, 549, 551, 554-556, 561-564, 607, 609  
 Klingner, Friedrich 590 f.  
 Klippel, Diethelm 291  
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 207, 211, 220, 255,  
 289, 351, 381 f., 386, 436, 460, 628  
 Klug, Matthias 66, 237, 284 f. 380, 389  
 Knechtges-Obrecht, Irmgard 240  
 Koberstein, August 425, 436  
 Koch, Carl 590  
 Köhnke, Klaus 20, 459, 518, 521 f., 531, 536,  
 561 f., 564 f., 570, 575, 587, 602  
 Koller, Ludwig 254  
 Kondylis, Panajotis 375  
 Konstantin der Große 519, 547  
 Koopmann, Helmut 260, 283, 314  
 Kopernikus, Nikolaus 104  
 Korff, Hermann August 252  
 Körner, Theodor 55, 58, 77, 227 f., 232, 244 f.,  
 247, 254 f., 440, 493, 547  
 Kosch, Wilhelm 26, 33, 99, 248  
 Koselleck, Reinhart 81, 83, 108, 119 f.  
 Kossuth, Ludwig von Udvard und Kossuthfalva  
 321  
 von Kotzebue, August 220 f., 224, 534  
 Krabiel, Klaus-Dieter 114, 185  
 Kramp, Mario 49, 59, 360, 402  
 Kraus, Hans-Christof 10, 40, 69, 90 f. 94, 151,  
 184, 215, 228, 235 f., 301, 375  
 Kreyssig, Friedrich 421  
 Kroll, Frank-Lothar 18, 40, 53, 72 f., 82, 151, 210,  
 271, 320-324, 360  
 Krüger, Peter 315, 317, 342  
 Krzywon, Ernst Josef 619  
 Kugler, Franz 255  
 Kühlmann, Wilhelm 486, 518, 521, 527, 535, 542  
 Kühne, Jörg-Detlef 286  
 Kunicki, Wojciech 31  
 Kunisch, Dietmar 36, 160, 307, 611  
 Kurze, Hermann 10, 16, 19, 65, 151 f., 227, 321,  
 352, 364, 395, 511 f.  
 Kytzler, Bernhard 591  
 von Ladenberg, Adalbert 86, 142 f., 497, 500,  
 502 f.  
 de Lamennais, Félicité 397 f., 401  
 Lämmert, Eberhard 26-29, 243, 245, 248  
 Lamprecht, Helmut 52  
 Langewiesche, Dieter 10, 22, 29, 41, 52, 56, 214,  
 217, 246, 251, 283, 320, 351, 355 f., 386, 388 f.,  
 394, 433, 443 f.  
 Laokoon 591  
 von Larisch, Louise 86  
 Lasalle, Ferdinand 510 f.  
 Lässig, Simone 44  
 Lauer, Gerhard 10, 26, 91 f., 446, 455, 469, 593  
 Lavater, Johann Caspar 373  
 Lehmann, Hartmut 61  
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 363  
 Leggewie, Klaus 359  
 von Lengerke, Cäsar 147  
 Lenz, Max 91  
 Leo XIII. 189  
 Leo, Heinrich 66, 131, 158, 389  
 Lessing, Gotthold Ephraim 68, 96, 194 f., 221 f.,  
 229, 246, 362 f., 373, 377, 431, 435-437, 514,  
 545, 632  
 Lessing, Karl Gotthelf 68, 195  
 Letkemann, Peter 108, 299  
 Lewis, C. S. (Clive Staples) 384  
 Libanios (Libanius) 523  
 von Lichnowsky, Felix Maria Vincenz Andreas  
 Fürst 294  
 Lichtenberg, Georg Christoph 363  
 Liebeskind, August Gottlieb 236, 254, 351  
 Liebrand, Claudia 30, 352  
 Lill, Rudolf 62, 214, 395, 454, 493, 586 f.  
 Lindemann, Klaus 348, 558  
 Linden, Walther 33  
 Lion, Ferdinand 15  
 Liszt, Franz 241 f.  
 von Loeben, Otto Heinrich Graf 87, 625  
 Lönne, Karl-Egon 265, 284 f., 396-398, 499-502  
 Lope de Vega, Félix Lope de Vega Carpio 414 f.  
 Lorinser, Franz 439  
 Lubkoll, Christine 10  
 Lubos, Arno 518, 561 f., 587, 607  
 Lucanor, [Graf] 74, 145, 439 f.  
 Lucas van Leyden 448  
 Lüderssen, Klaus 36 f., 152  
 Ludwig I. 54, 59, 69, 87, 101, 107, 234, 447, 522  
 Ludwig XIV. 51, 281, 302, 375, 417  
 Luise Herzogin zu Mecklenburg-Strelitz 55, 77  
 Lukas (Evangelist) 445, 447  
 Luther, Martin 130, 182 f., 202 f., 219, 360, 362 f.,  
 371, 373, 381 f., 391, 402, 424, 433, 493, 531 f.  
 Lütkenhaus, Veronika 10  
 Lützow, Ludwig Adolf Wilhelm Freiherr 24, 42,  
 56, 58, 83 f., 91, 179, 245, 274, 435, 446, 614  
 Macaulay, Thomas Babington 396 f.  
 Machiavelli, Niccolò 328, 392, 586, 591  
 Magen, Antonie 36, 83, 103, 117, 120, 125, 151, 198  
 Mai, Gunther 325  
 Maier, Hans 399  
 de Maistre, Joseph 282, 569

- Manca, Anna Gianna 101, 109, 509  
Mann, Golo 215, 261, 268, 294, 319 f., 355, 467 f., 510  
Mann, Thomas 137, 247 f., 410  
Mannheim, Karl 375  
Manning, Henry Edward 455  
von Manteuffel, Otto 326, 489 f., 493 f., 499, 534  
Manuel, Juan 74, 145 f. 439 f.  
Mark Aurel (Marcus Aurelius) 520, 605  
Mark Anton (Marcus Antonius) 448  
Marheineke, Philipp Conrad 381  
Maria (Muttergottes) 33, 407, 549, 574  
Marquard, Odo 27  
Mars (Kriegsgott) 593  
Marsilius von Padua 328  
von Martin, Alfred 301, 303, 375 f., 455  
Marx, Karl 179, 294, 398, 478, 534  
Marx, Peter W. 422  
Mastai-Ferretti, Giovanni Maria Conte (s. Pius IX.)  
Mathy, Karl 480  
Maurenbrecher, Wilhelm 369  
Maurer, Michael 611  
Maurras, Charles 70  
Mauser, Wolfram 352 f., 393  
Max Joseph II. 68  
Mazzini, Giuseppe 398, 413, 587, 594, 604  
Meinecke, Friedrich 17 f., 56, 91, 118, 301, 319-321, 325, 327 f., 359, 364, 391-393  
Memling, Hans (Hemlink) 448  
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 30 f., 241, 242, 243  
Menzel, Wolfgang 158, 254, 369, 456  
von Metternich, Clemens Fürst 37, 65, 69-72, 83, 115, 144, 204, 215, 234, 236, 243, 250, 269, 276, 284, 320, 323, 568, 586  
von Meyendorff, Peter 70  
Meyerbeer, Giacomo 249  
Mignes, Jacques-Paul 65  
Milton, John 460  
Milward, Peter S. J. 425  
Möbus, Gerhard 19, 459, 531, 540  
von Mohl, Robert 236  
Möhler, Johann Adam 65, 454  
Mommsen, Theodor 214, 356, 391, 526, 586  
de Montaigne, Michel 519  
de Montalembert, Charles 401  
Montez, Lola 132, 234  
de Montesquieu, Charles-Louis de Secondat (Baron de) 357, 559, 592  
von Montgelas, Maximilian 68, 101  
Mosebach, Martin 456 f.  
von Müller, Adam 17, 40, 125, 150 f., 186, 236, 251, 270 f., 365, 368, 375-377, 442, 511  
Müller, Johann Georg 92  
von Müller, Johannes 92, 389  
Muncker, Franz 350  
Mundt, Theodor 159  
Münkler, Herfried 222, 493, 545 f., 595  
Murdoch, Arian 520  
Mulsow, Martin 44  
de Musset, Alfred 52  
Muth, Carl 513, 619 f.  
von Nagler, Karl Ferdinand Friedrich 111  
Napoleon III. (Louis-Napoléon Bonaparte) 56, 294, 398, 530, 533 f.  
Napoleon I. Bonaparte  
Neander, August 484  
Netzer, Katinka 380  
Nero 588  
Nerva 588-590, 593-595, 601 f., 604-607, 609  
Neugebauer, Wolfgang 82, 97, 109, 126, 143 f.  
Newman, John Henry 400-403, 455, 620  
Niclas, Johannes Nicolaus 524  
Nicolai, Friedrich 194, 220, 332-334, 347, 361, 373, 433  
Niebuhr, Barthold G. 85, 446  
Nikolaus I. (Zar) 269, 276, 314, 323  
Nippel, Winfried 527, 536, 591, 633 f.  
Nipperdey, Thomas 49-56, 60 f., 65 f., 83, 85, 90 f., 94, 100, 109, 169, 215, 262, 285 f., 294, 314, 319-322, 325, 340, 399, 402, 444 f., 449, 467, 469, 477, 508 f., 594  
Nitschke, Heinz G. 89  
Nolte, Paul 83, 90  
Noltenius, Rainer 437  
Nordman, Paul 51  
Norman, Edward R. 403  
Novalis (s. Friedrich von Hardenberg)  
Odin (s. Wodan)  
Oellers, Norbert 129, 152, 154, 366  
Oertel, Georg 232  
Oeser, Christian 247  
Ohly, Friedrich 460, 575  
Oktavian 530 f., 542, 548, 555-558, 574, 607  
von Olfers, Ignaz 126  
Ophelia 422  
Orpheus 439  
Osinski, Jutta 258, 289, 394, 452-454, 456 f., 462  
Overbeck, Friedrich 232, 239, 445-448, 617  
Parent, Thomas 70  
Passavant, Johann David 446  
Paulin, Roger 421 f., 425 f., 432, 436  
Paulus [Apostel] 188  
Pedersen, Elaine L. 403  
Perthes, Friedrich Christoph 116, 124  
Pestalozzi, Johann Heinrich 468

- Peter, Klaus 16, 30  
 von Petersdorff, Dirk 16, 625  
 Petrarca, Francesco 412 f., 584 f.  
 Petrus (Apostel) 555  
 Pfeffer, Carolus A. 33  
 Pfitzner, Hans 248  
 Pfizer, Paul 118, 130  
 Pforr, Ludwig 445  
 Philipp II. 415, 417  
 Philipp IV. 417  
 Philipp V. 417  
 Phillips, George 66, 125, 131 f., 136, 177, 236, 350, 375  
 Philipsborn, Johann Karl Heinrich 110, 126  
 Pilatus 65  
 Pilgram, Anton 447  
 Pisano, Nicolo 447  
 Pittrof, Thomas 10  
 Pius VI. 396  
 Pius VII. 63, 396  
 Pius IX. (Giovanni Maria Conte Mastai-Ferretti) 303, 398, 400-402, 413, 454, 586  
 Planert, Ute 55  
 von Plauen, Heinrich 106, 167  
 Plinius d. Ä. 588  
 von Pocci, Franz 453  
 Pörnbacher, Hans 93 f., 96-100, 103, 107-113, 127, 129, 143, 146, 164, 176, 619  
 Pornschlegel, Clemens 10, 27, 518, 521 f., 527 f., 531, 540, 546, 548  
 Prutz, Robert 517  
 Pugin, Augustus Welby 401-404, 431, 449 f., 455, 468  
 Quaritsch, Helmut 513  
 Rachfahl, Felix 322  
 Racine, Jean 410  
 Radowitz, Joseph Maria 66, 124 f., 235, 268, 325 f., 474  
 Raffael da Urbino (Santi) 447  
 Rahnert, Hugo S. J. 308  
 Raich, J. M. 430  
 von Ranke, Leopold 113, 116, 124-126, 235, 271, 396  
 Raszynski, Athanasius Graf 69, 496  
 Rathgeber, Christina 97  
 Rathke, Ursula 71  
 Raumer, Karl Otto 206, 224, 500-503  
 Rebenich, Stefan 526, 534, 586  
 Regener, Ursula 20, 23, 28, 85 f., 110, 330, 340, 347 f., 460, 625  
 Rehm, Walter 372, 590 f.  
 von Reiche, Fritz 27  
 Reichensperger, August 66, 236, 260, 284, 395, 402, 449, 500 f., 610, 623, 628  
 Reichensperger, Peter 66, 260, 284, 395  
 Reinkens, Joseph Hubert 619  
 Reppen, Konrad 359  
 de Richelieu, Armand-Jean du Plessis (Kardinal Richelieu) 51, 409, 505  
 Richter, Jean Paul Friedrich (Jean Paul) 363  
 Richter, Thomas 421, 425, 429 f.  
 Riemen, Alfred 28 f., 164, 173, 355, 393 f.  
 di Rienzo, Cola 412 f., 584-587  
 Ries, Franz Xaver 20, 38, 260, 278, 280 f., 283, 298, 307 f.  
 Riley, Thomas 458  
 Ritter, Ernst 239, 357  
 de Robespierre, Maximilien 375  
 Robinson Crusoe 155  
 Rocholl, Rudolf 218, 223  
 von Rochow, Gustav 82, 114 f., 128 f., 144 f.  
 Rödder, Andreas 15, 444  
 Roland (Hruotland) 387  
 Romieu, Auguste 533  
 Ronge, Johannes 180-186, 192-195, 202, 493, 502  
 Rosenkranz, Karl 102 f., 466, 475, 487, 634  
 Rosen, Klaus 479, 519 f., 536, 544 f., 547  
 de Rothschild, Nathaniel 332  
 Röttscher, Heinrich Theodor 422  
 von Rotteck, Karl 180  
 Rousseau, Jean-Jacques 411, 570  
 Rückert, Friedrich 158, 241, 247  
 Ruge, Arnold 66, 127, 129-132, 136, 138, 152 f., 157-159, 209, 213 f., 227, 257, 357, 366, 369-371, 392, 399 f., 472, 480, 484 f., 487, 490, 522 f., 526  
 Runge, Anita 44  
 Runge, Philipp Otto 54, 459  
 Ryan, Lawrence 563  
 Sachs, Michael 619  
 Saffi, Aurelio 587  
 Safranski, Rüdiger 15 f.  
 Sailer, Johann Michael 454, 619  
 Savigny, Friedrich Karl 37, 84, 93, 116, 120, 151, 235 f.  
 von Schadow, Wilhelm 92  
 Schäfer, Kristin Anna 214  
 Schapur II. 519  
 Scharnhorst, Gerhard Johann David 84, 91  
 Scheffler, Johannes (Angelus Silesius) 211  
 Scheitler, Irmgard 241-243, 245, 248  
 von Schenkendorf, Max 77 f., 84, 104, 106, 224, 227, 513  
 Scherenberg, Christian Friedrich 445  
 Schieder, Theodor 52, 524  
 Schieder, Wolfgang 179-184, 190  
 von Schill, Ferdinand 214, 378

- Schiller, Friedrich 17, 96, 327, 361-363, 371, 373, 376 f., 389, 392, 421, 437, 520, 531 f., 536, 539 f., 546 f., 621
- Schilling, Heinz 291, 302, 309
- Schinkel, Karl Friedrich 59, 71, 77, 92, 104 f.
- Schiwy, Günther 23, 38, 44 f., 72, 74, 79, 86, 136, 139 f., 142, 145, 151, 158, 160 f., 196, 232, 241, 248 f., 260, 282, 348, 453, 478, 487 f., 611, 619, 633
- Schlegel, August Wilhelm 224, 439 f., 457, 471
- Schlegel, Dorothea 446
- Schlegel, Friedrich 17 f., 34, 40, 57, 93, 150 f., 178, 191 f., 197, 205 f., 215, 219, 224, 228-230, 232, 236, 251, 254, 258, 289, 364 f., 368 f., 378, 439 f., 445 f., 451, 453, 455, 457 f., 461, 514, 618, 625, 629
- Schleiermacher, Friedrich 55, 96, 379, 381, 617
- Schmal(t)z, Theodor Anton Heinrich 90, 617
- Schmedding, Johann Heinrich 62 f., 83, 94-99, 112 f., 127-129, 143, 146 f., 190, 199
- Schmidt, Georg 203, 359, 388 f.
- Schmidt, Harald 361
- Schmidt, Jochen 562-564
- Schmidt, Julian 436
- Schmitt, Carl 69, 210, 292 f., 399, 455, 496, 512 f., 525
- Schmitz, Christian 81
- Schnabel, Franz 55 f., 61-63, 66, 83-85, 88-94, 97, 169, 232, 281, 285, 390, 397, 401, 468, 488, 498
- Schneckenburger, Max 52
- Schneider, Hans Ernst (Schwerte, Hans) 33
- Schoeps, Hans-Joachim 85, 272, 324, 369, 475, 477, 484, 488, 493, 498 f.
- Scholl, Christian 445, 458, 468
- Scholl, Hans 513
- Scholl, Sophie 513
- Schön, Martin 448
- von Schön, Theodor 23, 38-40, 47, 79-83, 87, 94, 97-100, 102-105, 107-114, 121, 126, 129, 131, 139, 142-145, 147-149, 163-167, 171-173, 175 f., 232, 250, 260-263, 265-268, 270, 274, 276, 299, 305, 314-317, 323, 329 f., 349 f., 352, 388, 396, 464 f., 468, 473-478, 485-487, 489-493, 497, 500, 502 f., 508 f., 512 f., 515 f., 527, 606, 631-634
- Schöningh, Ferdinand 236, 351
- von Schoreel, Jan (Jan van Scorel) 448
- Schnorr von Carolsfeld, Julius 458
- Schramm, Edmund 440
- Schröder, Winfried 479
- Schrörs, Heinrich 62, 64, 66, 127, 132, 137
- von Schrötter, Friedrich Leopold Freiherr 170
- Schubart, Christian Friedrich Daniel 525
- von Schuckmann, Friedrich 93, 111, 131
- von der Schulenburg, Friedrich Wilhelm Graf 89
- Schulhoff, Hilda 440
- Schultz, Hartwig 35, 58, 74, 79 f., 103, 114-117, 126, 136, 142, 161, 164 f., 172, 175 f., 185, 192, 198, 204, 260, 279, 281, 298, 307, 330 f., 341 f., 348, 351-356, 370, 379, 394, 410, 421, 424, 430, 439-441, 457 f., 461 f., 464, 507, 537 f., 561 f., 581, 602, 611 f., 617 f., 626, 632 f.
- Schulz, Wilhelm 331
- Schulze, Hagen 33, 214
- Schumann, Clara 240-243, 251
- Schumann, Robert 30, 240-243
- Schurz, Carl 346
- Schwab, Christoph Theodor 251
- Schwarke, Christian 303
- Schwarz, Peter Paul 459
- zu Schwarzenberg, Felix Fürst 239, 320, 329
- Schwingenschlögl, Michael 452, 587, 596
- von See, Klaus 530
- Seibt, Gustav 398 f., 413, 454, 587
- Seidlin, Oskar 20, 28, 73, 108, 354, 372, 460 f., 556, 579, 592
- Sengle, Friedrich 445, 562
- Shakespeare, William 205, 315, 343, 345, 354, 403, 414, 419-434, 436-438, 469, 606
- Siebenpfeiffer, Philipp Jakob 222
- Sieburg, Friedrich 188
- Siegert, Reinhard 38
- Siemann, Wolfram 215, 285, 324 f., 437, 477, 500, 509 f.
- Simek, Rudolf 384
- Simion, Markus 235
- Simpson, Richard 429 f.
- Simson, Eduard von 324
- Smets, Josef 51
- Smith, Helmut Walser 29, 73, 209, 368, 418
- Sombart, Werner 546 f.
- Southern, Pat 588
- Spahn, Martin 93
- Spann, Othmar 511
- Spee von Langenfeld, Friedrich SJ 212
- Sperber, Jonathan 396
- Spiegel, Ferdinand August Graf 63, 67, 127
- Spitzer, Leo 20
- Spranger, Eduard 91, 96 f.
- Städel, Johann Friedrich 447
- Stadion, Philipp 214 f.
- von Stägemann, Friedrich August III, 124-126
- Stahl, Friedrich Julius 291, 301, 498 f., 501, 511
- Stambolis, Barbara 29
- Stamm, Marcelo 44
- Steffens, Heinrich 206, 224, 617

- vom und zum Stein, Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr (Freiherr vom Stein) 79, 84, 89 f., 92, 95, 100, 104, 109, 119, 121, 298 f., 328, 465
- von Steinsdorff, Sibylle 44, 65, 94, 96, 99 f., 108, 112 f., 143, 179, 186, 191 f.
- Stifter, Adalbert 241, 452
- Stockinger, Ludwig 16, 562, 577, 579, 583
- Stöcklein, Paul 28, 30-32, 58, 107, 250, 611 f., 614
- Stollenwerk, Alexander 182 f.
- Storm, Theodor 255
- Strauß, David Friedrich 18, 321, 473, 478-487, 490, 492 f., 503, 520-523, 525-528, 534 f., 546, 561
- Strich, Fritz 13, 15, 27, 617
- Sueton 588
- Süvern, Wilhelm 96
- Svarez, Carl Gottlieb 133
- von Sybel, Heinrich 14, 183, 214, 319, 391, 585
- Tacitus 222, 259, 289, 383, 387 f., 588
- Talbot, John (Earl of Shrewsbury) 455
- Talmon, Jacob Leib 594
- Taterka, Thomas 529
- Tenorth, Heinz-Elmar 94
- Tetzel, Johann 136, 181, 400
- Thibaut, Anton Friedrich Justus 617
- Thiers, Louis Adolphe 51
- von Thile, Ludwig Gustav 272, 488 f.
- Tholuck, August 484
- Thomas, Stephan-Alexander 527
- von Thun-Hohenstein, Leo Graf 236
- Tieck, Ludwig 70, 162, 194, 224, 226, 274, 422, 471, 530, 555 f.
- Tischleder, Peter 189
- Tolkien, John Ronald Reuel 384, 456
- Trajan 605
- Trautmannsdorff, Joseph Graf 269
- Trautvetter, Ernst Christoph 382
- von Treitschke, Heinrich 14, 51 f., 63, 81 f., 128, 135, 152, 180, 214, 271, 319, 391, 398, 586
- Trippen, Norbert 49
- Uhland, Ludwig 158, 218, 226, 229
- Uhlendorff, Franz 136, 139, 141, 144, 161, 172, 260, 263, 278 f.
- Ulrici, Hermann 426, 432, 436
- Varela, María Jesús 440
- Varnhagen von Ense, Karl August 161, 270, 467 f.
- Vehse, Eduard 429
- Veit, Philipp 57, 85, 93, 445-447, 450, 617
- Venedey, Jakob 49, 59, 360
- Venus (Aphrodite) 33, 85, 529, 539, 542, 544 f.
- Victoria (Princess Alexandrina Victoria of Kent) 270
- Vierhaus, Rudolf 469
- Vilmar, August Friedrich Christian 258, 355, 369
- von Vincke, Ludwig Friedrich Wilhelm Philipp 91, 120, 275
- Vischer, Friedrich Theodor 216, 218, 234, 252-254, 332, 353 f., 370, 422, 426 f., 429, 432, 448, 480 f., 485, 523
- zu Vischering, Clemens August II. Freiherr Droste 25, 63-65, 67, 128, 146, 179, 190, 396, 398
- Voegelin, Eric 135, 385, 594
- Vogel, Barbara 83, 96, 111
- Voigt, Johannes 110, 164 f., 168
- Vollhardt, Friedrich 10, 44, 68, 195, 399, 431, 620, 632
- Voltaire (s. François-Marie Arouet)
- Voß, Johann Heinrich 92, 194, 220, 363, 382, 490, 581, 617
- Voss, Jürgen 402
- Voßkamp, Wilhelm 16
- von Wagener, Hermann 493
- Wagner, Richard 262, 412, 586
- von Weber, Carl Maria 339
- Weber, Christoph 93
- Wehler, Hans-Ulrich 41
- Weichlein, Siegfried 179, 382, 404
- Weiss, Konrad 513
- Weiss, Wolfgang 421, 423, 425 f., 429 f.
- Weltrich, Richard 216
- Werner, Zacharias 226, 252, 354, 365
- von Wessenberg, Ignaz 162
- Wiedemann, Conrad 26, 280, 289, 359, 382, 547, 559, 591, 603
- Wieland, Christoph Martin 220, 363, 389, 524
- von Wiese, Benno 26
- Wieselhuber, Franz 400
- Wigard, Franz 291, 350, 390
- Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich Ludwig von Preußen) 53, 185, 262, 269, 323, 391, 493, 621
- Wilhelm II. (Friedrich Wilhelm Viktor Albert von Preußen) 70, 168, 274, 369
- Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau 397
- Winckelmann, Johann Joachim 603
- zu Windisch-Graetz, Alfred Candidus Ferdinand Fürst (Windisch-Grätz) 261 f., 349 f.
- Winkler, Heinrich August 51 f., 84 f.
- Wirth, Johann G. A. 222
- Wiseman, Nicholas / Nicolas 400, 403, 601
- Witte, Barhold C. 85
- Wodan (Odin) 383
- Wolff, Hugo 30, 575 f.
- Wolff, Arnold 53
- Wollstein, Günther 319 f.
- Yorck von Wartenburg, Johann David Ludwig 633
- Zeus (Jupiter) 85, 237, 383, 539, 592 f.
- Ziesemer, Walther 163 f., 176
- Zimmer, Oliver 29